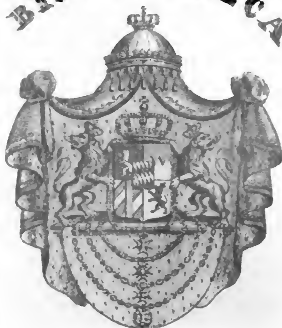
image
not
available



Blätter
zur
Kunde der Literatur
des
Auslands.

Dritter Jahrgang. 1838.

Stuttgart und Augsburg,
in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1 8 3 8.

Alphabetisches

Inhalts-Verzeichniss.

Jahrgang 1838.

Berichtigung: S. 406 Sp. 1 Z. 2 lese man „politischen" st. „poetischen."



Nr. 1.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

3 Januar 1838.

Das neuere französische Drama.

Erster Artikel.

Viktor Hugo.

Ein so lebhaftes, leicht erregbares und entzündbares, so vom Augenblick und seinen Eindrücken und Täuschungen beherrschtes Volk wie das französische, muß an dramatischen Darstellungen, an dramatischer Poesie viel Geschmack finden, und von seinem eigensten Genius auf dieß Feld poetischer Bestrebungen vorzugsweise hingeleitet werden. Nichts scheint einleuchtender und nothwendiger — und bis auf einen gewissen Grad wird auch diese Erwartung, diese auf den Nationalcharakter gebaute Voraussetzung durch die Erfahrung bestätigt; in gewisser Beziehung aber muß man vielmehr behaupten, die Franzosen haben kein ausgezeichnetes Talent für das Drama. Wir haben oben dramatische Darstellung und dramatische Poesie als gewissermaßen identisch, als sich gegenseitig bedingend und erzeugend gesetzt — aber es wäre unrichtig anzunehmen, daß da, wo Geschmack und Neigung für dramatische Darstellungen herrsche, auch Talent oder Genie zu dramatischen, ächt poetischen Schöpfungen vorhanden seyn müsse. Gerade eine strengere Unterscheidung dieser beiden Geistesrichtungen oder Begabungen scheint uns den Schlüssel zum Verständniß und zur richtigen Würdigung der dramatischen Leistungen der Franzosen (in mimischer und poetischer Hinsicht) zu enthalten. Der physisch und geistig gewandte, bewegliche und geschickte Franzose erfaßt Alles, selbst eine Kleinigkeit, wenn sie ihn gerade an einer reizbaren Seite angreift, mit Feuer und Einbildungskraft; sein Geist spinnt die Fäden einer Begebenheit, einer Anekdote, eines Worts weiter aus; sein Körper, Mienen, Augen, Hände, Stimme streben sofort die Erzählung zu beleben, zu veranschaulichen — kurz, er dramatisirt sogleich, was ihn lebendig anregt. Dazu bedarf es nun freilich keines großen Anlaufs, keiner feierlichen Zurüstung; Improvisatoren solcher Art erstehen überall und in Menge — natürlich in sehr verschiedenen Abstufungen des Talentes — in Frankreich, und so mag es kommen, daß die dramatische Darstellung in Frankreich viel gewöhnlicher, viel nationaler, viel mehr im Boden des Volksgeistes wurzelnd ist, als bei kälteren, nüchterneren Nationen, aber auch, was damit zusammenhängt, daß sie viel weniger von dem Leben und der Wirklichkeit streng gesondert erscheint, daß sie vielmehr in leichten Uebergängen damit zusammenhängt, in die Realität hineinspielt und diese in sich aufnimmt. So kommt es zu keiner Scheidung der poetischen und der reellen oder vulgären Elemente; das Gemeine, Alltägliche bekommt einen gewissen poetischen Anstrich (noch mehr ist dieß bei den Italienern der Fall); aber dagegen ist auch die Poesie mit einem materiellen, schweren Beigeschmack behaftet — ein Zustand, den man ja nicht mit demjenigen verwechseln darf, wo Leben und Poesie sich innig durchdrungen, sich gegenseitig gesättigt und zur eben so wahrhaften als poetischen Fülle gestaltet haben, wie z. B. in der nationalen Poesie der Griechen und in den gesundesten Dichtungen aller Völker. So kann man behaupten: gerade das Dramatische im französischen Nationalcharakter sey in gewissem Betracht eine Hemmung für das Gedeihen der dramatischen Poesie im höheren Sinn; das zur täglichen Gewohnheit werdende Dramatisiren der gemeinen Wirklichkeit erschwert die poetische Concentration; indem man jeden einzelnen Moment für sich verarbeitet, verliert man das Streben nach einer würdevolleren, gewichtigeren Totalität. Ueberdieß sind die Grundzüge des französischen Geistes der Witz, der Esprit und das rhetorische Pathos — Eigenschaften, welche trefflich sich dazu eignen, dem an sich Kleinen und Geringfügigen einigen Werth und eine gewisse Ausdehnung zu verleihen, die aber dem wahrhaft Großen, Bedeutenden und Poetischen eher Abbruch thun, es herabziehen und ersticken. Das eigentlich nationale Drama dürfte daher in Frankreich wohl das Vaudeville seyn, in dessen Hervorbringung sowohl als Aufführung die Franzosen als Meister gerühmt werden — ephemere Produkte sind es freilich, aus dem Samen der Ereignisse und Interessen des Augenblicks aufwuchernd, und von dem Lufthauch des Tages abgestreift und entführt, aber, wenn auch noch so vergänglich

und flüchtig in den Individuen, doch dauernd als Gattung. Wenige vielleicht von Scribe's Stücken in dieser Gattung werden sich lange halten, aber dafür ersetzt er die Invaliden von Monat zu Monat mit frischen Rekruten und sitzt, der Repräsentant dieses Zweigs der Poesie, auf einem Stuhle der Akademie — so sehr sich manche seiner Kollegen dieses neuen Mitgliedes zu schämen scheinen, wie namentlich Villemain in der Rede, womit er ihn zu bekomplimentiren hatte, nicht undeutlich durchschimmern ließ. Aber mag Scribe sich auch in der Akademie ziemlich einsam und verlassen finden, er weiß doch, daß er außen über Millionen gebietet, daß seine Produkte — wenn man sie auch nicht Poesie nennen will — im Volke wurzeln. Diese Vaudevilles, diese leichtgeflügelten, anspruchslosen Ephemeren, spielen freilich in der vornehmen, förmlichen Literatur keine bedeutende Rolle; das Ausland, wenn es sich auch alle Mühe gibt, jedes Phänomen des französischen Geisteslebens aufzufassen und zu begreifen, bekommt immer nur einen allgemeinen Begriff von dem Wesen dieser Gattung, deren Eigenthümlichkeit, deren Salz und Honig zu schmecken und zu goutiren dem Franzosen selbst vorbehalten bleibt; denn Franzose, oder in Frankreich naturalisirt, muß man wohl seyn, um alle Witze, Scherze, Anspielungen auf politische und sociale Verhältnisse, auf Geschichte und Literatur, auf tausend lokale Verhältnisse u. s. w. im Augenblick aufzufassen, ein Franzose muß man seyn, um immer zu empfinden, was in solchen Darstellungen lächerlich und komisch ist — oder seyn soll; denn bei einer hohen Stufe der Civilisation, der Ueberfeinerung, wird das Lächerliche selbst in gewisser Art zu etwas Konventionellem, das nur in gewissen Kreisen, auf einem bestimmten Boden Geltung hat. Was dieser Gattung dramatischer Darstellungen einen besondern Reiz verleiht, ist die Vortrefflichkeit der Schauspieler und Schauspielerinnen, welche im Fach des Komischen und Naiven vortrefflich seyn und deren Spiel aufs erfreulichste und anmuthigste zusammenstimmen soll. Wenn in den Vaudevilles das Interesse hauptsächlich auf den sinnreich und überraschend herbeigeführten Situationen, auf der glücklichen Benützung und Beleuchtung augenblicklicher Zustände, auf einzelnen Effekten beruht und sie ihr Verdienst vorzugsweise dem darin sich offenbarenden Witz im weiteren Sinne verdanken, so zeigen die Stücke von Moliere eine etwas andere Seite des französischen Geistes — es ist in ihnen, so zu sagen, die Konsequenz des Witzes, indeß in den neueren Lustspielen die Witzfunken einzeln sprühen: Moliere begnügt sich nicht mit witzigen Einfällen und komischen Situationen; er macht einen komischen Charakter zum Thema des ganzen Stückes und führt ihn mit einer unerschöpflichen Fülle von Zügen durch, die er eben so sehr einer wirklichen, komischen Schöpferkraft als einer scharfen Beobachtung verdankt. Ein unermeßlicher Schatz von Witz, von Menschenkenntniß, von treffenden derben und feinen Zügen mag in Molieres Werken enthalten seyn, und wir Deutsche dürfen mit seinen Landsleuten nicht darüber streiten, wie hoch sie ihn unter ihren Dichtern zu stellen das Recht haben: aber wir werden das Urtheil A. W. Schlegels in seinen Vorlesungen über dramatische Literatur über den französischen Komiker, vom Standpunkt der Poesie aus, zum größten Theil anerkennen, und zugeben müssen, daß seinen Produktionen, so trefflich und bewundernswürdig, so ergötzlich und belehrend sie sind, das eigentlich Erhebende und Befreiende abgehe, welches das Merkmal der höchsten, komischen wie tragischen Poesie ist. Ihm eignet der scharfe, in die Verhältnisse, besonders die Mängel und Gebrechen des Lebens tief eindringende Verstand und eine theils reproducirende, theils steigernde Einbildungskraft, aber es fehlt ihm die über der Wirklichkeit versöhnend schwebende Phantasie.

Die gleichzeitig mit der komischen Poesie Moliere's in Frankreich aufblühende Tragödie, deren Hauptrepräsentanten Corneille, Racine und auch noch der spätere Voltaire sind, ward ebenso, wie die Komödie, von gewissen im Wesen des französischen Geistes liegenden Fesseln beengt. Der esprit und das raisonnement sind bei den Franzosen ungefähr die geistigen Potenzen, welche den Deutschen sich als Phantasie und Gemüth gestalten, und mehr als irgend sonst wo drängt sich diese Beobachtung bei Betrachtung der klassischen Tragödien des „goldenen Zeitalters" unter Ludwig XIV auf; sie bezeichnen einen Culminationspunkt der französischen Poesie, was unwidersprechlich aus der klassischen Vollendung der Sprache erhellt, deren Entwicklung mit der der Poesie selbst nach allen Erfahrungen eng zusammenhängt. Wir möchten zwar nicht behaupten, die französische Poesie vermöge nie und nimmermehr etwas Größeres hervorzubringen, als jene Trauerspiele und Dramen; wohl aber läßt sich das sagen: um etwas Gediegeneres und Größeres zu schaffen, muß der französische Geist eine gewaltige Metamorphose durchmachen, und es läßt sich bezweifeln, ob die Metamorphose, welche mit dem Namen des Romanticismus bezeichnet wird, eine hinlänglich radikale, und ob sie überhaupt eine natürliche und gesunde, ob sie nicht etwas gewaltsam und übereilt war?

Das französische Drama, kann man allerdings sagen, litt unter dem allzugewaltigen, fesselnden und lähmenden Einfluß von Regeln, welche die gebieterische Macht der Mode und Etikette um so mehr erlangten, als die Tragödie mehr und mehr unter die Protektion der höhern und höchsten Gesellschaftsklassen und des Hofes kam. Aber andererseits ist auch zu beherzigen, daß die dramatische Poesie diesen Zwang sich nicht hätte gefallen lassen, wenn sie mehr innere Lebendigkeit und Energie ursprünglich besessen hätte. Die französischen Tragiker unterwarfen sich den einseitig und geistlos aufgefaßten Regeln des Aristoteles, als den unverbrüchlichsten Gesetzen, ohne welche für die Kunst kein Heil sey, entfernten sich aber im Geist ihrer Poesie so weit als möglich von jenen Mustern, mit welchen sie alles Ernstes glaubten wetteifern zu können. Weil die minder vornehme französische Poesie so leicht mit der gemeinen, empirischen Wirklichkeit zusammenlief und verschmolz, glaubte man in der Tragödie mit ängstlichster Sorgfalt die Erinnerung an das gewöhnliche Leben vermeiden und sich frei auf einer poetischen Höhe erhalten zu müssen, in welcher der warme Hauch des Lebens erstarrte, die freie Bewegung zur affektirten Pantomime, die energische Empfindung zum abgemessenen Pathos wurde, und die Personen selbst mehr oder weniger den Charakter stehender Mas-

fen annehmen mußten. Ein geistreicher deutscher Schriftsteller (Sternberg) sagt: „es entstanden die Zwittergeschöpfe, deren Leib und Seele nicht zusammenpassen wollten, die der allerneuesten und der ältesten Zeit zugleich angehören, in deren polternden Reden die Aufgeblasenheit mit der Schwäche kokettirt, und von deren Daseyn endlich Wahrheit und Poesie nichts wissen," und weist auf Diderot hin, der sich selbst aufs schärfste gegen die bewunderten Muster seiner Nation ausspricht und mit lebendigen Farben den falschen Pomp, die überladene Rhetorik, den lächerlichen Dünkel und die stolze Altklugheit in den großen Tragödien aufzeigt. Vergebens sucht ein anderer, witziger, aber französirender Autor, Heine, den Racine gegen das strenge Urtheil Schlegels mit der Wendung zu vertheidigen: „Schlegel habe nichts geahnt von der unendlichen Anmuth, dem tiefen Reiz, welcher darin gelegen, daß Racine seine neuen französischen Helden mit antiken Gewändern kostümirt und zu dem Interesse einer modernen Leidenschaft noch das Interessante einer geistreichen Maskerade gemischt habe;" es ist ihm wohl selbst kaum Ernst mit der Behauptung: „es sey von Schlegel tölpelhaft, jene Vermummung für baare Münze zu nehmen und die Griechen von Versailles nach den Griechen von Athen zu beurtheilen;" es ist dieß einer der Einfälle, die man an jenem Autor gewohnt ist, aber was eine Widerlegung Schlegels seyn soll, ist in der That nur eine Persiflage Racine's, welchem eine dem beabsichtigten Effekt der Tragödie so ganz fremde Tendenz untergeschoben wird. Lächerlich kommt es uns allerdings vor, wenn wir lesen, daß die Helden der alten Geschichte und Mythologie im modernen Kostüm auftraten, daß ein Schauspieler, Bertier, verbannt und bestraft worden, weil er gewagt, vor dem König und dem ganzen Hof den Nero ohne Galanteriedegen und weiße Handschuhe zu spielen, und unbegreiflich erscheint es uns, wie man, so ängstlich bedacht die empirische Wirklichkeit dem Theaterpathos fern zu halten, doch hierin keinen Anstoß nahm; aber dennoch würden wir die Zumuthung an die Einbildungskraft der Zuschauer, in den modernen Trachten alte Helden zu schauen, noch weit erträglicher finden, als die: in den modern sentimentalen, pathetischen Deklamationen den wiedererweckten Geist des Alterthums, in den ganz naturalisirten Griechen, Römern, Juden, Türken etwas anderes als Franzosen oder abstrakte Menschen nach französischem Typus, mit französischer Färbung zu sehen. Hier half auch die historische Gelehrsamkeit, so viel davon vorhanden war, nicht viel, und nur etwa in Racines Athalie, welche durch die Chöre über den gewöhnlichen Alexandriner emporgehoben wird, weht der Hauch der Zeit, des Volkes, welchem sie angehört. Welch ungeheuren Einfluß auf das innere Wesen und die Ausbildung der Poesie die äußere Form haben kann, sieht man vielleicht nirgends so deutlich als in der der Herrschaft des Alexandriners ganz anheim gefallenen französischen Tragödie. Dieß einerseits schwerfällige, steife und feierliche, andererseits durch den Reim zu epigrammatischen Effekten einladende Metrum absorbirte für sich schon großentheils die Kraft des Dichters, den es zu rhetorischen Tiraden, zu witzigen Kontrasten und Antithesen verleitete, und führte eine Monotonie herbei, welche die schärfere Zeichnung der Charaktere durch Nuancen der Sprache erschwerte, und welche freilich beim Lesen noch auffallender ist, als bei der Aufführung, wo sie doch durch die Individualität der Schauspieler, so sehr auch diese einer strengen Methode des Vortrags sich unterwerfen müssen, gemildert werden und Abwechslung bekommen muß. Bei der Oekonomie des Stückes spielte der ingeniöse Verstand eine größere Rolle als die geniale Inspiration, der durch die bestehenden Regeln die Flügel beschnitten waren, und die tyrannische Herrschaft der damaligen Kritik glaubte die Rettung der Einheiten durch Aufopferung der ergreifendsten Situationen und Motive nicht zu theuer erkauft.

Die Vorzüge der klassischen Tragödie treten jedoch gerade bei der Vergleichung mit der neueren Gestaltung des Drama's, welche ihre Schwäche zeigen und stürzen soll, auch wieder in ein helleres Licht und es ist billig darauf hinzudeuten. Die, wenn schon pedantische Festhaltung der Einheiten zwang den Dichter zu einer wohlberechneten Oekonomie, welche keine so abenteuerlichen Auswüchse duldete, wie man sie sonst häufig findet; der einförmige Alexandriner erheischte die sorgfältigste Behandlung der Sprache in Ausdruck und Rhythmus; die Förmlichkeit und Feierlichkeit verbannte das Niedrige und Gemeine, und Chateaubriand hat in einem gewissen Sinne Recht, wenn er die Sprache Racine's eine „Sprache der Götter" nennt — im negativen Sinn nämlich, sofern diese Sprache nichts Unwürdiges, Gemeines, Rohes an sich hat — und kann man hinzusetzen, sofern es nicht die natürliche Sprache von Menschen ist, die positiven Eigenschaften aber, die man von einer „Sprache der Götter" erwarten müßte, sucht man vergeblich darin — nämlich hinreißendes Feuer, prägnante Kürze, natürliche (nicht gemachte, erkünstelte) Majestät. Immerhin gehörte ein feiner, gebildeter Geist dazu, eine Tragödie zu dichten, welche den an sie gestellten strengen, formellen Anforderungen genügte und sich durch die ihr auferlegten Beschränkungen hindurchwand. Voltaire ist der letzte des berühmten klassischen Triumvirats der Tragödie, und schon in ihm offenbaren sich die freieren Regungen der Poesie, welche später durchdrangen, und wovon die Folge ist, daß man bei ihm, wie Rosenkranz es bezeichnet, in seiner ganzen Bildung etwas Schwankendes und Unfertiges verspürt, während Corneille und Racine in ihren Gränzen weit vollendeter sind.

Diese französische Poesie war Kunstpoesie im strengsten und nicht eben im besten Sinn, und dabei Hofpoesie. Sie kam in Verfall, als die Reaktion der unverkünstelten Natur (die freilich sich selbst über ihre Forderungen und Rechte oft nicht sehr klar war und den Gegensatz von Kunst und Natur häufig ganz falsch und roh faßte), gegen den Despotismus des Vorurtheils, der Unnatur, der übertriebenen Civilisation und der Kunst begann, und als der Hof aufhörte, das tonangebende Centrum auch für die intellektuellen Bestrebungen zu seyn. Schon lange vor der Revolution thaten die literarischen und ästhetischen Cirkel und Klubs der Autorität und dem Einfluß des Hofes bedeutenden Abbruch und traten an die Stelle des mehr monarchischen Despotismus aristokratische Parteien, die bald nicht umhin konn-

ten, sich auf größere Massen zu stützen und so in der Literatur mehr demokratischen Grundsätzen zu huldigen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Raubbrüder.

Nach Puschkin.

Kein Schwarm von Krähen flog zusammen
Auf einen Haufen faul Gebein;
Zur Wolga lud Nachtfeuerschein
Den Räuberschwarm um lichte Flammen.
Welch ein Gemisch von Trachten da,
Von Zügen, Stämmen, Sprachen, Ständen —
Aus Hütten, Zellen, Kerkern sah
Man zum Erwerb hieher sich wenden!
Hier sucht das Herz nur einen Lohn;
Sie leben ohne Haupt und Rechte:
So siehst du hier den flücht'gen Sohn
Vom kriegeslust'gen Don-Geschlechte,
Des Juden krauses Rabenhaar,
Der wilden Steppensöhne Schaar:
Kalmüken, häßliche Baschkiren,
Des Finnen Rothkopf und von gieren
Zigeunern einen fauten Zug.
Gefahr, Blut, Völlerei, Betrug
Verbünden diesen grausen Haufen;
Der ist ihr Mann, deß steinern Herz
Der Bosheit Stufen all durchlaufen,
Der ruhig, mit der Hand von Erz,
Würgt Wittw' und Waise, taub für Schmerz;
Dem lächerlich des Säuglings Schreien;
Der nimmer schont und nie vergibt;
Der Mord und Todtschlag sucht und liebt,
So wie die Jugend Liebeleien.

Ruh waltet rings. Den bleichen Schein
Wirft jetzt der Mond auf sie hernieder.
Der Krug geht, schäumend voll von Wein,
Aus Hand in Hand rasch hin und wieder.
Da liegt auf feuchten Grund gestreckt
Ein Theil, dem Halbschlaf hingegeben,
Und ahnungsschwere Träum' umschweben
Die Häupter, wüst und fluchbefleckt;
Dort scheucht Erzählung Andern eben
Des Dunkels träge Stunden fort.
Jetzt schweigen Alle, schier vor Grauen
Bei jenes Neugekomm'nen Wort,
Auf den sie ringsum forschend schauen:

„Zwei Brüder war'n wir, er und ich.
Zusammen zog uns Knaben beide
Ein fremdes Haus auf, ihn und mich.
Die Kindheit bracht' uns nimmer Freude;
Früh lernten wir des Jammers Ton:
Wir mußten herbe Schmach ertragen;
Und bald auch reizt' uns damals schon
Des schlimmen Neides hämisch Nagen.
Den Waisen Nichts verblieben war:
Das kleine Hüttchen nicht, noch Wiesen;
In Bergen irren, bloß und bar,
Dieß Erbtheil war uns zugewiesen.
Drum schien's uns beiden räthlich nun,
Nach anderm Loos uns umzuthun:
Wir nahmen uns zu Kameraden
Das Messer und die finstre Nacht.
Entließen Angst und Gram in Gnaden
Und das Gewissen in die Acht!

„O Jugend, Jugend, zu verwegen!
Da war es Leben für uns Zwei,
Ging's keck und kühn dem Tod entgegen!
Wir theilten Alles brav und treu!
Sobald der Mond nur erst am klaren
Nachthimmel leuchtend steht, sobald
Geht's aus der Höhle frisch zum Wald',
An unser Waidwerk voll Gefahren:
Auf Bäumen lauschen wir dem Tritt,
Der uns auf spätem Weg soll schaffen
Den reichen Jud, den armen Pfaffen —
Nur her! Wir nehmen Alles mit!
In stiller Winternacht mitunter
Schirr'n wir das Dreigespann, und munter,
Mit Singen, Pfeifen, pfeilgeschwind
Fort über's Schneethal, wie der Wind:
Wer sah dann unsern Zuspruch gerne?
Winkt' uns ein Herbergslicht von ferne —
Rasch hin! Ans Thor gepocht, gelärmt!
Die Wirthin kommt mit falt'ger Stirne.
Hinein denn! Alles frei! Geschwärmt,
Geliebelt mit der schmucksten Dirne!

„Und dann? Dann fing man's junge Blut —
Nicht lange währt' der Brüder Freude —
Man fing's und schweißte kurz und gut
An eine Kett' uns alle beide.
Dann führten uns die Wachen ein.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 2.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

6 Januar 1838.

Das neuere französische Drama.

(Fortsetzung.)

Man pflegte das vorige, das achtzehnte Jahrhundert das philosophische zu nennen, und zwar nicht in Betracht der großen Fortschritte, welche die deutsche Philosophie in dessen letzten Jahrzehnten machte, sondern zu Ehren der von französischen Gelehrten und Denkern ausgehenden, zum Theil an den Höfen Eingang und Beifall findenden Doktrinen eines Voltaire, d'Alembert, Helvetius, Rousseau u. s. w. Schon hieraus erhellt, daß in den der Revolution vorangegangenen Zeiten die Philosophie, nicht die Poesie, in der französischen Literatur die Hauptrolle spielte. Die Poesie im engern Sinn, den Roman nicht dazu gerechnet, schien beinahe zu ruhen.

Einen neuen Aufschwung nahm die Poesie während der Restauration, dem jedoch zuvor schon Chateaubriand, Frau von Stael und Andere, vorgearbeitet hatten; dieser neue Aufschwung, der sogenannte Romanticismus, wird von Viktor Hugo, einem der vornehmsten Repräsentanten desselben, als der „Liberalismus in der Literatur," bezeichnet, welche Benennung zwar einerseits in manchen Punkten richtig seyn mag, in andern aber doch nicht ganz angemessen ist; dieser literarische Liberalismus artete öfters in Libertinismus aus und bisweilen vermischte er sich, nach dem Vorbild der deutschen Romantik, mit feudalistischen, mittelalterlichen, mystischen Reminiscenzen.

Hier fassen wir die dramatischen Produkte der romantischen Schule ins Auge, und berücksichtigen dabei einen unlängst im Quarterly Review erschienenen Aufsatz über den Zustand des französischen Drama's, bei welchem wir jedoch bedauern, daß der Verfasser desselben, ein Mann von Geschmack und Kenntnissen, bei der Behandlung seines Gegenstands sich, wie er selbst sagt, mehr den moralischen als den literarischen Standpunkt stellt, und weit mehr das Thema als die Ausführung beurtheilt. Wir lassen einige seiner Bemerkungen folgen:

„Es ist ein wohl zu beachtender Umstand, daß, obgleich die Literatur hauptsächlich mitwirkte zur Vorbereitung der französischen Revolution, sie doch wenig Einfluß hatte auf ihren Fortschritt und wenig Antheil an ihrem Triumph. Die Männer der Feder untergruben das sociale und politische System des alten Frankreichs, aber sie verbargen sich vor den Männern der Pike und warfen sich später nieder und krochen vor den Männern des Schwerts. Während der langen Reihe politischer Wechsel, während alles Uebrige neue Formen annahm und sich auf noch unerforschte Bahnen wandte, blieb die Literatur allein an ihren alten Traditionen haften und die kritischen Dogmen vom Jahrhundert Louis XIV waren, mit geringer Abänderung, noch in voller Kraft am Tage des Sturzes Napoleons. Der Grund hievon ist ein zweifacher; einmal war Frankreich, bis auf die Restauration, nie eigentlich im Besitz der Preßfreiheit gewesen; und dann waren in diesem Zeitraum die Geister mehr von praktischen Bestrebungen in Anspruch genommen und erfüllt. Was man aber auch als Ursache angeben mag, die Thatsache ist gewiß und merkwürdig, daß die populäre Literatur Frankreichs von der Herrschaft Louis XIV bis zu der Louis XVIII, trotz der wunderbaren Veränderlichkeit dieses vulkanischen Jahrhunderts, wenig Abänderung in ihren Prinzipien, wenig Neuheit in ihren Schöpfungen zeigte.

Die Restauration brachte anfänglich keinen sehr merklichen Wechsel hervor. Obgleich die Presse freier war als je zuvor, blieb sie doch der Censur der Regierung unterworfen; und die erste Tendenz einer Rückkehr zur legitimen Monarchie bestand darin, daß man den literarischen Doktrinen des ancien régime neue Autorität einräumte.

Aber der Zustand einer in Frankreich noch nie empfundenen Freiheit und einer seit fünfzig Jahren zum erstenmal wieder eingetretenen Ruhe äußerte bald seine Wirkung auf die Geister der literarischen Jugend, die politische Censur wurde jeden Tag weniger streng, und als die literarische Censur eines Geoffroy, Martainville und anderer Kritiker von der alten Schule verschwand, machten sich bald bedeutende Abweichungen von den alten Spuren und Pfaden bemerklich. Diese Abweichungen wurden häufiger und auffallender, als die Autorität Karls X unter

dem Druck verschiedener gegen sie gerichteter Machinationen dahinsank, und die Gelehrten in verschiedenen Studienzweigen und besonders die jungen littérateurs auf die Entdeckung kamen, daß sie eine Macht im Staat waren.

Seit einigen Jahren hatten zwei Schulen in der französischen Literatur bestanden, welche man als die klassische und romantische zu bezeichnen beliebte; die Romantiker strebten, wie sie vorgaben, darnach, die lebendigere Freiheit der Deutschen und Engländer nachzuahmen. Die Klassiker waren die Römischkatholischen in der Literatur — sie ehrten eine Art von päpstlicher Unfehlbarkeit in Aristoteles und seinen Nachfolgern. Die Romantiker dagegen trieben, wie die Calvinisten, ihre Verachtung der alten Autorität so weit, daß sie mit den Irrthümern manches von dem Anstand und den Zierden der alten Schule opferten, und seit der Julinsrevolution von 1830 haben sie sich endlich all den unmoralischen und unheilvollen Extravaganzen von Freidenkern hingegeben. Aber wie es in der Religion war, so ist es auch in der Literatur: es gab und gibt eine glückliche Mitte — welche, wie wir uns schmeicheln, England mit gesundem Geschmack entdeckt, und mit gesundem Verstand angenommen hat — zwischen den altväterischen Formalitäten der alten Schule und der ausschweifenden Frechheit der neuen; — die französische Nation taugt aber nicht für ein juste milieu — ihre Literatur theilte sich in die klassische und romantische — wofür die richtigeren Bezeichnungen wären: die pedantische und die extravagante — Niemand aber scheint bei ihnen an das Natürliche gedacht zu haben!"

Wir wollen nun in diesem Artikel die dramatischen Produktionen eines der angesehensten unter den Romantikern, Viktor Hugo's, etwas genauer beleuchten, und verweilen vorzugsweise bei Hernani, dessen erste Aufführung, im Jahr 1830, so viel Aufsehen und Kampf erregte und den Sieg der romantischen Schule zu verbürgen schien. In neuester Zeit berichten die Zeitungen von einem Prozeß Viktor Hugo's gegen die Theaterintendanz, weil sie seine Stücke nicht mehr aufführen lasse und das Gericht entschied zu seinen Gunsten, daß drei seiner Dramen binnen einer kurzen Zeit der Reihe nach aufgeführt werden müssen; ob das Publikum ebenso günstig für Viktor Hugo sich entscheiden werde, müssen wir erwarten; so viel ist gewiß, daß die spätern Dramen nicht gerade als Fortschritte des Dichters in der Gunst des Publikums, eben so wenig als in der Kunst, angesehen werden dürfen. Hernani ist übrigens, obgleich zuerst aufgeführt, nicht das erste Drama Hugo's; er hatte Marion de Lorme, welche ein Jahr später zur Aufführung kam, schon früher, wenn wir nicht irren im Jahr 1828, geschrieben, und ins Jahr 1827 fällt Cromwell, der jedoch nicht für die Darstellung sich eignete, entschieden durchfiel und als eine dramatische Stilübung betrachtet werden mag.

Hernani, oder die kastilianische Ehre spielt im Jahr 1519; die Scene ist im ersten, zweiten und fünften Akt in Saragossa; im dritten in der Umgegend von Saragossa, im vierten in Achen — womit schon die Einheit des Orts keck aufgegeben wird. Des ersten Akts erste Scene ist in einem Schlafzimmer! Donna Josefa Duarte, die Duenna der Donna Sol de Silva (deren Costume, wie auch später das aller auftretenden Personen nebst allen Dekorationen von dem gelehrten Dichter genau vorgezeichnet ist), erwartet den Geliebten ihrer Gebieterin, der durch eine kleine versteckte Thüre kommen soll — es pocht — sie öffnet — aber es ist nicht der Erwartete, — sie will schreien — der Unbekannte droht ihr den Tod, wenn sie Lärm mache; er verlangt von ihr, sie solle ihn irgendwo verstecken — sie weigert sich — er gibt ihr die Wahl zwischen einem Dolch und einer Goldbörse — sie ergibt sich, öffnet einen engen Wandschrank und heißt ihn sich hinein verstecken. (Ueber diesem berühmten oder berüchtigten armoire haben die Romantiker viel leiden müssen; das Verstecken spielt überhaupt bei Viktor Hugo eine große Rolle; wir werden es in diesem Stück noch einige Male finden; Viktor Hugo hat es wahrscheinlich dem von ihm mit großem Recht bewunderten und gepriesenen, aber nicht mit eben so viel Glück nachgeahmten Shakspeare abgesehen, der auch seinen Polonius sich hinter eine Tapete verstecken läßt.) Donna Sol kommt; es ahnt ihr ein Unheil. Sie heißt die Duenna die geheime Pforte öffnen; der Erwartete, Hernani, kommt durch sie herein, in großem Mantel und Hut und in der Tracht eines aragonischen Bergräubers mit Schwert, Dolch und einem Horn im Gürtel. Die Liebenden begrüßen sich; Donna Sol ist zärtlich besorgt über Hernani's triefende Kleider; sie will ihm Mantel und Degen abnehmen, was er zuerst verweigert; erst auf ihr Zureden gibt er den Mantel der Duenna. Hernani ist voll Grimm und Bitterkeit, daß er diese Stunde bei der Geliebten so erstehlen muß, daß er sie nur in Folge der zufälligen Abwesenheit ihres Oheims, des reichen und stolzen alten Herzogs Don Ruy Gomez de Silva, sehen darf. Donna Sol begütigt ihn mit liebevollen Worten und sucht ihm seine Eifersucht gegen den Oheim und Vormund auszureden. Sie läßt das Wort fallen, der König wolle ihre Vermählung mit Don Ruy Gomez; jetzt bricht der Zorn Hernani's gegen den König los; des letztern Vater habe den seinen auf dem Schaffot sterben lassen; der Haß habe von den Vätern auf die Söhne geerbt und lebe in ihm noch fort. Er schildert der Geliebten seinen ganzen Zustand, wie er ohne Habe und Obdach, geächtet und verbannt im Gebirg lebe; er schildert ihr den Reichthum und die Macht des Herzogs; er stellt ihr alle Entbehrungen, Mühseligkeiten und Erschrecknisse vor, die ihrer warten würden, wenn sie ihn wählen, wenn sie ihm folgen wollte — sie bleibt fest bei dem Entschlusse, sein, des Geliebten Schicksal zu theilen und bringt in ihn, Alles auf morgen zur Flucht in Bereitschaft zu setzen. Er verspricht um Mitternacht sich unter ihrem Fenster mit Begleitung einzufinden und als er sich dem Gefühl seines Glückes, den Ausrufen seiner Dankbarkeit überläßt— öffnet der im Schrank Versteckte — der nichts Geringeres ist als Don Carlos, der König von Spanien — sein unbequemes Versteck, und tritt heraus mit den, einen komischen Effekt machenden Worten:

> Quand aurez vous fini de conter votre histoire?
> Croyez- vous donc, qu'on soit si bien dans une armoire?

Hernani fährt erschrocken zurück; Donna Sol flüchtet sich in seine Arme; Hernani will den verwegenen Eindringling zur

Rechenschaft ziehen; dieser behält seine ruhige Fassung, scherzt und spottet — und zwar auf eine Weise, wie es sich für eine königliche Person in einer Tragödie schlecht paßt. Hernani, der ihn nicht kennt, hat ihm gedroht ihn zur Thüre hinauszuwerfen. Don Carlos sagt:

Wir wollen sehn. Ich biete meine Liebe
Dem Fräulein an. Wir theilen uns in sie,
Wenn's Euch gefällt. In ihrer schönen Seele
Entdeckt' ich so viel Liebe, Zärtlichkeit
Und Güte, daß wahrhaftig sie genug
Hat für zwei Männer die sie lieben. Nun,
Heut' Abend wollt' ich meinen Streich vollführen,
Ich bringe hier, von Liebesgluth befallen
Für Euch, durch einen Ueberfall herein; *)
Gesteh' ich's Euch — versteckt hab' ich gelauscht;
Doch hört' ich wenig, wäre fast erstickt —
Dazu zerdrückt' ich meine neue Weste;
Wahrlich, ich komm' hervor.

Hernani.

Mein Dolch auch findet
Sich nicht behaglich, will hervor auch kommen.

Es kommt zur Herausforderung, sie fechten — Donna Sol sinkt zitternd auf einen Stuhl — es wird an der Thüre gepocht — die Duenna stürzt durch die Seitenthüre herein und meldet, daß der Herzog Don Ruy Gomez zurückkomme. Alle, außer Don Carlos, sind in größter Bestürzung, Hernani schlägt ihm vor zu fliehen — sich beide in dem Schrank zu verstecken; der König lehnt es ab und heißt die Duenna öffnen. Ich bin des Todes! ruft Donna Sol. Don Ruy Gomez tritt mit Dienern, welche Fackeln tragen, auf — („Bart und Haare weiß; schwarz gekleidet, das goldne Vließ um den Hals"). Er ist vor Erstaunen außer sich, er wirft seiner Nichte einen kurzen, witzigen Vorwurf hin und hält dann den beiden Männern eine etwa fünfzig Alexandriner lange Stand- und Strafrede, worin er ihnen ihr schändliches, unspanisches Benehmen vorhält, er reißt sein goldnes Vließ, seinen Hut herunter und heißt sie darauf herumtreten, wie auf der Ehre seines Hauses, und fordert sie endlich auf, ihm zu folgen. Don Carlos unterbricht ihn mit der Nachricht von dem Tode des Kaisers Maximilian, wirft den Mantel ab und entdeckt sich dem erstaunten Herzog als der König. Noch mehr erstaunt sind Donna Sol und Hernani, dessen Augen flammen. Er komme bei der Nacht so spät, um den Rath seines treuen Dieners einzuholen — die Nachricht sollte noch Geheimniß bleiben u. s. w. Gespräch über die Aussichten des Königs auf die deutsche Kaiserwürde. Der König erklärt, er habe Befehl gegeben, Aragon von den Räuberbanden zu reinigen, die es unter einem kecken und furchtbaren Anführer beunruhigen. Donna Sol erneuert leise ihre Verabredung mit Hernani; der König nimmt Hernani bei Seite, und erklärt ihm, obgleich er viele Gründe zum Verdacht gegen ihn habe, wolle er doch nicht zum Verräther an ihm werden, vielmehr ihm zur Flucht behülflich seyn. Gegen den Herzog gibt er ihn für einen von seinem Gefolge aus. Sie gehen, von Fackeln begleitet, ab — Hernani bleibt (sehr wahrscheinlich!) in der Donna Sol Schlafzimmer allein zurück und spricht einen Monolog.

*) Die Alexandriner des Originals im Deutschen wiederzugeben, wäre beinahe eine Unmöglichkeit; man würde immer eine Komödie zu lesen glauben. Es ist in der Uebersetzung versucht, ein Wortspiel des Originals nachzuahmen: Pris pour vous j'entre ici par surprise.

(Fortsetzung folgt).

Die Raubbrüder.

(Schluß.)

„Ich mocht' um fünf Jahr' älter — stärker
Und kräft'ger, als der Bruder seyn;
In Ketten und in dumpfem Kerker
Blieb ich gesund; ihn brach die Pein.
Nur mühsam athmend, matt, beklommen,
Den Sinn und Kopf von Gluth benommen,
An meine Brust gelehnt zum Halt,
So rang er, und rief Stund' um Stunde:
Hier ist's so eng!... Ich will zum Wald!
Nur Wasser! Wasser! — Doch dem Munde
Des Dulders reicht' umsonst ich's hin;
Des Durstes Qual kam immer wieder;
In Strömen schoß ihm Schweiß hernieder;
Und wild erhitzt' ihm Blut und Sinn
Der Krankheit Gift, wie Gluth der Höllen.
Schon kannt' er mich sogar nicht mehr,
Und rief allaugenblicklich her
Zu sich den Bruder und Gesellen,
Und klagte: Wo versteckst du dich?
Wo floh er hin mit leisen Tritten?
Warum verließ mein Bruder mitten
In diesem Schmutz und Dunkel mich?
Hat nicht er selbst von heitern Wiesen
In's Waldesdickicht mich verlockt,
Und dort bei Nacht, hart und verstockt,
Im Mord zuerst mich unterwiesen?
Nun schweift er ohne mich, wie 's eben
Ihm dünkt, im Felde, frei und eben,
Den Kisten *) schwingend, und vergißt
In so beneidenswerthem Leben,
Wo sein Kam'rad, sein Bruder ist! —
Dann mochten sein, nach kurzer Frist,
Gewissensqualen sich bemeistern;
Denn vor ihm wimmelt es von Geistern,
Die ihm von fern mit Keulen drohn.
Zumeist ein Greis, den (lange schon)
Ich eines Tages ließ verenden,
Ihm immer vor die Seele trat;
Voll Schmerz, zudrückend mit den Händen
Die Augen, für den Greis er bat:
Laß dich sein Weinen, Bruder, wenden;
Bring' ihn nicht um, den alten Mann!
Mir klingt so schrecklich sein Gewimmer;

*) Ein Mordwerkzeug: eine eiserne Kugel in einem Lederriemen.

Laß' ihn — der schad't uns sicher nimmer;
Kein warm Blutströpfchen fühlst ihm an....
Lach', Bruder, nicht des greisen Mannes....
Nicht martern!... Sein Gebet, wohl kann es
Uns wenden Gottes Richterhand! —
Ich hör' ihn, schauerübermannt;
Des Kranken Zähren will ich stillen,
Verscheuchen diese Geistergrillen;
Doch stets umschwirrt die Leichenschaar
Ihn, die vom Wald gekommen war:
Bald hört er ihr unheimlich Flüstern,
Bald der Verfolger Tritt im Düstern,
Deß wilde Gluth den Blick belebt,
Die Haar' ihm schier zu Berge stehen,
Und wie ein Blatt sein Körper bebt.
Bald meint er dann, vor sich zu sehen
Des Volks Gewühl die Stadt entlang,
Den Schreckenszug, zum Richtplatz schleichend,
Und dort der Henker Knut' und Strang. —
Bewußtlos und vor Angst erbleichend
Fällt dann an's Herz der Bruder mir.
So sah ich Tag' und Nächte schwinden,
Und hatte Rast nicht, für und für;
Denn Schlaf konnt' unser Aug' nicht finden.

„Doch seine Jugend überwand;
Neu ward dem Bruder Kraft verliehen:
Das grauenvolle Leiden schwand
Und mit ihm auch die Phantasien.
Wir lebten auf. Doch stärker nur
Faßt nach der frühern Zeit uns Bangen,
Den Geist nach Freiheit, Wald Verlangen
Und Hunger nach der Luft der Flur.
Im Kerkerdunkel stört uns wieder
Das Frühroth, fiel's vom Sparrwerk nieder,
Der Kettenklang, Wachtruf im Flur,
Selbst flücht'gen Vogels leicht Gefieder.

„Drum, als wir in der Straß' einst, fest
In Keiten, für den Stadtarrest
Zusammen nach Almosen gingen,
Da winkten wir uns; und Entschluß
Ward unsrer Sehnsucht langes Ringen:
An unsrer Seite braust der Fluß —
Wir hin! Vom hohen Rand verwogen,
Plump! sind wir in den tiefen Wogen!
Wie klirrt das Erz, das uns vereint,
Wie unser Fuß die Wellen spaltet!
Ein sandig Eiland, sieh', erscheint!
Den Strom durchschneiden wir vereint,
Und rudern mächtig hin. Und: Haltet!
(Ertönt's) Halt' auf! Sie sind entflohn! —
Zwei Wächter folgen schwimmend schon,
Indeß auf's Eiland wir uns retten,
Mit Steinen sprengen unsre Ketten,
Die Kleider rasch herunterziehn,
(Die voll und schwer von Wasser waren),
Und, wie die Zwei wir nah gewahren,
Kühn und getrost, anstatt zu fliehn,
Still warten. — Einer will schon sinken:
Er schluckt, er stöhnt: Muß doch ertrinken!
Weg war er, wie ein Klumpen Bley! —
Der Andre schwimmt noch frisch herbei,
(Hoch sein Gewehr) zum flachen Strande.
Er hört nicht meinen Ruf, der Tropf —
Kommt an, und grad' auf seinen Kopf
Fällt ein Paar Steine nun vom Rande;
Und auf die Wellen hin strömt Blut —
Er sinkt. — Wir wieder in die Fluth:
Nicht Einer wagt, uns nachzuschwimmen;
Uns glückt, das Ufer zu erklimmen:
Wir sind im Wald! — Doch, armer Freund!
Der Müh' und kalten Fluth vereint
Wich, kaum erneut, die Kraft der Glieder:
Von Neuem ward er krank und siech;
Die bösen Träume kehrten wieder,
Drei Tage lag er so, und schwieg,
Und schloß kein Auge je zum Schlummer,
Am vierten dann, von Schmerz und Kummer,
So schien's mir, ganz und gar erfüllt,
Ruft er, und drückt die Hand mir schweigend,
Im schon erlosch'nen Blick das Bild
Des Leids, das ihn besiegte, zeigend,
Da zuckt er, stöhnt, daß Gott erbarm'!
Und ruht entschlafen mir im Arm.

„Beim kalten Körper blieb ich lange,
Drei lange Nächte, trüb und bange,
Gewartend, ob sein Geist nicht kehr',
Und bitter weinend. Doch nachher
Hol' ich ein Grabscheit, spreche nieder
Mein sündhaft Beten in das Grab,
Lass' dann den Leichnam sanft hinab,
Und geh' an's alte Waidwerk wieder
Allein. — Doch ach, die alte Zeit
Kehrt nicht! die nicht, in Ewigkeit!
Geschmaus' und lust'ges Zechgelage
Und tolle Fahrt bei Nacht und Tage
Verschlang mit Eins des Bruders Grab.
Ich schlepp' mich mürrisch und alleine;
Mein Sinn verhärtet sich zu Steine;
Im Herzen starb das Mitleid ab.
Nur's Alter schon' ich, nah der Bahre;
Mir graut vor Greisenmord so sehr;
Nach unbeschirmtem grauem Haare
Erhebt sich meine Faust nicht mehr!
Stets denk' ich: wie an jener Mauer,
Krank, angeschmiedet, sterbensmatt
Der Bruder mich, in bangem Schauer,
Einst für den Greis gebeten hat." —

Theobald Wolkoff.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 3.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 Januar 1838.

Das neuere französische Drama.

(Fortsetzung.)

Hernani spricht in diesem leidenschaftlichen Monolog seine Absicht aus, dem König, wie er ihm befohlen habe, zu folgen; aber nicht als Höfling, nicht als sein treuer Majordomus, sondern als sein böser Geist. So schließt er:

Geh und ich folg' dir! Meine wache Rache
Hält gleichen Schritt und flüstert mir ins Ohr.
Geh! hinter dir bin ich und dränge dich.
Geräuschlos sucht mein Fuß die Spur des deinen!
Bei Tag kannst du dich umschaun nicht, o König,
Ohne als düstern, regungslosen Gast
Bei deinem Feste mich zu sehn; *) bei Nacht
Kannst, König, du aufschlagen nicht dein Auge,
Ohne daß du das meine funkeln siehst!

Zweiter Akt. Unter den Fenstern von Gomez' Palast hat sich Don Carlos mit einigen Hofleuten eingefunden, um, Hernani zuvorkommend, Donna Sol zu gewinnen, zu entführen. Die Lichter erlöschen, in Donna Sols Zimmer wird es helle; Don Carlos gibt das Signal; Donna Sol kommt herab; Carlos stürzt sich auf sie; ihren Irrthum erkennend will sie zurück eilen; er hält sie zurück; sie erkennt den König, überhäuft ihn mit Vorwürfen, nennt ihn einen Banditen, weist alle seine glänzenden Anerbietungen ab, sträubt sich wie er sie fortschleppen will, entreißt ihm den Dolch und ruft laut nach Hernani — dieser tritt plötzlich auf; seine Leute haben die des Königs überwältigt — er fordert den König zum Zweikampf heraus, dieser aber schlägt es stolz aus, bietet ihm seine Brust dar, ihn, wenn er wolle, zu morden und „heftet Adleraugen auf ihn," (eine schwierige Vorschrift für den Akteur!). Hernani zerbricht seine Klinge und entläßt den König; dieser droht ihm mit seiner schärfsten Ahndung; Hernani verliert die Fassung und Ruhe nicht. Der König bedroht ihn mit Verbannung — Hernani erinnert ihn, daß an Spanien Frankreich gränze. Der König sagt, er werde Kaiser von Deutschland werden und lasse ihn dann in die Reichsacht erklären — Hernani: dann bleibe ihm die übrige Welt, wo er dem König trotzen könne. Hier wieder eine Probe des im Joch der Alexandriner einhergehenden Dialogs:

Hernani.

Il est plus d'un asile où ta puissance tombe.

Don Carlos.

Et quand j'aurai le monde?

Hernani.

Alors j'aurai la tombe.

Hier ist es ganz augenfällig, wie der arme König seine ziemlich lächerliche Frage thun muß, um seinem Gegner Gelegenheit zu einer glänzenden Antwort zu geben; das Wort tombe ist zugleich ein stattlicher Reim, und eine pikante Antithese zu monde; aber natürlich wird Niemand ein solches Gespräch finden. — Hernani leiht dem König seinen Mantel, damit er unverletzt entkomme — (aber wie kann der stolze König den Mantel des Banditen annehmen?) und Don Carlos geht ab, betheuernd, daß Hernani von ihm nie Gnade und Barmherzigkeit zu erwarten habe. Hernani und Donna Sol bleiben allein — sie fordert ihn auf, jetzt rasch mit ihr zu entfliehen — aber Hernani will sie nicht in sein Verderben verwickeln:

Die Stunde ist vorbei; ach, Donna Sol,
Als du dich meinen Augen offenbartest,
So gut, mich würdig haltend deiner Liebe,
Konnt' ich Elender, Armer, dir doch bieten
Den Bergstrom, meinen Wald und mein Gebirg. —
Dein Mitleid machte mich so kühn — das Brod
Eines Geächteten — die Hälfte dir
Des grünen Rasenbett's im stillen Wald;
Doch nicht die Hälfte des Schaffots darf ich
Dir bieten, Donna Sol — nein! das Schaffot
Ist mein allein!

Er will fliehen; Donna Sol hält ihn verzweifelnd zurück; Hernani erweicht, kehrt voll Liebe um — er will bleiben und Allem trotzen; er heißt sie auf einen Stein sich setzen und kniet zu ihren Füßen:

*) Reminiscenz aus Schillers Geisterseher?

O sprich zu mir, begeistre mich! ist's süß nicht
Zu lieben und geliebt sich wissen? süß
Zu Zwei'n allein seyn und von Liebe sprechen,
Wenn Alles ruht in nächtlich tiefer Stille?
O, laß an deiner Brust mich schlummern, träumen,
Du meine Liebe, Schönheit — Donna Sol!

Die Sturmglocke läutet, aber Hernani hält es in seiner Liebestrunkenheit für die Hochzeitglocke — Fackeln zeigen sich — Hernani wähnt auch diese gehören zur Hochzeitfeier. Ein Räuber kommt herbei und weckt ihn aus seinen Träumen — er drückt den ersten — vielleicht den letzten Kuß auf Donna Sols Stirne und flieht.

Dritter Akt. Die Scene ist in einem Zimmer des Schloßes von Silva in den aragonischen Gebirgen; in diesem Zimmer ist eine Galerie von Familienbildern. Der alte Herzog, festlich und prächtig gekleidet, fordert seine Nichte auf, sich jetzt ebenfalls zur Hochzeit, die in einer Stunde stattfinden soll, zu schmücken; er bittet seine Braut um Verzeihung wegen seines kränkenden Verdachts an jenem Abend; Donna Sol antwortet auf seine verliebten, halb vornehmstolzen, halb geckenhaften Reden sehr einsilbig. Ein Page tritt auf und meldet, daß ein Pilger, ein Bettler am Thor Einlaß begehre, zugleich bringt er Nachricht, daß die Bande der Räuber aufgerieben, daß ein Preis auf Hernani's Kopf gesetzt, nach einem Gerücht aber dieser selbst gefallen sey. „Ohne mich!" seufzt Donna Sol, bei Seite, und wie der Oheim und Bräutigam sie, doppelt erfreut, einladet, ihren Brautschmuck anzulegen, murmelt sie vor sich hin: „Ja, Trauerkleider!" und geht ab. Der Pilger tritt auf — es ist Hernani; Gomez fragt ihn aus über seinen Weg, über seine Absicht, seinen Namen, nimmt aber diese letzte Frage, wie der Pilger sich bedenkt, sogleich zurück, der Pilger sey sein Gast, das genüge ihm. Jetzt tritt Donna Sol wieder ein, im Brautschmuck. Pagen, Kammerfrauen u. s. w. bringen auf einem Sammtkissen eine Schatulle von feingearbeitetem Stahl, eine Menge Kostbarkeiten enthaltend. Gomez stellt sie dem Pilger als seine Verlobte dar. Dieser ruft mit einer Donnerstimme: Wer den auf seinen Kopf gesetzten Preis gewinnen wolle? Alle fahren erschrocken zurück — er zerreißt sein Pilgerkleid und erscheint in der Tracht eines Bergräubers. Donna Sol allein ist voller Freude. Er nennt sich — er fordert die Diener auf, sich seiner zu bemächtigen, ihn auszuliefern; Don Ruy Gomez heißt ihn schweigen — Donna Sol bittet ihn ebenfalls; der Herzog erklärt ihm, daß er, als sein Gast sicher sey und geht ab; Donna Sol aber bleibt, eine Weile unschlüssig, endlich zurück und überzeugt den an ihrer Treue zweifelnden Hernani dadurch von ihrer Beständigkeit, daß sie ihm auf dem Boden der Schatulle den Dolch zeigt, welchen sie dem König in jener Nacht entrissen. Hernani, gerührt und erschüttert, bittet sie um Verzeihung; sie erneuen sich gegenseitig die Versicherungen der glühendsten und treuesten Liebe. Sie fallen sich in die Arme, sie betrachten sich voll Entzücken, ohne zu sehen und zu hören, Eins in des Andern Anschauung versunken. Don Ruy Gomez tritt ein und bleibt wie versteinert auf der Schwelle stehen. Nach einer Weile bricht er in eine längere Rede über diesen Verrath der Gastfreundschaft aus; er gelobt den Bildern seiner Ahnen Rache. Hernani bekennt sich schuldig und fordert seinen Wirth auf, sein Blut hinzunehmen — Donna Sol erklärt sich für die Schuldige — sie bekennt, daß sie ihn liebe. Da geräth Don Ruy Gomez in Wuth: „Du liebst ihn? so zittere du!" (zu Hernani:) In diesem Augenblick verkünden draußen Trompeten, daß der König vor dem Schloß angekommen und Einlaß begehrt; Donna Sol glaubt Hernani verloren, wie der Herzog dem König das Thor öffnen heißt; aber der die Gastfreundschaft heilig haltende Spanier läßt Hernani in eine Maueröffnung hinter seinem eigenen Bild treten, welche sich auf den Druck einer Feder öffnet. Der König tritt auf, unwillig über seine verzögerte Einlassung; er weiß, daß Hernani sich in das Schloß geflüchtet und fordert seine Auslieferung; Gomez gesteht jenes zu, verweigert aber diese; er führt den König vor den Bildern herum, erzählt ihm von der Ehrenhaftigkeit und Treue der Männer, welche sie vorstellen und bietet dem König seinen eigenen Kopf an. Don Carlos heißt Alles durchsuchen — im Nothfall das Schloß dem Erdboden gleich machen. Donna Sol, vom König bisher unbeachtet, tritt zwischen ihn und den Herzog, sie sagt Jenem, er sey ein schlechter König, er habe kein spanisches Herz. Don Carlos wird auf einmal ganz umgestimmt; er will dem Gomez seine Widerspenstigkeit verzeihen, wenn er ihm Donna Sol als Geisel überlassen wolle, diese flüchtet zuerst zu Ruy Gomez und fleht ihn, sie zu retten; plötzlich aber besinnt sie sich und erklärt sich bereit dem König zu folgen; nach einem fürchterlichen Kampf zwischen seiner Liebe und seiner Pflicht gegen den Gast, willigt endlich der alte Mann, voll Verzweiflung darein, daß Don Carlos Donna Sol mit sich führe und ruft, die Hand an den Dolch gelegt, dem König nach: „Gott schütze Euch, Herr!" Hernani kommt, nachdem der König mit Donna Sol fort ist, aus seinem Versteck hervor. Er hat nichts von dem gehört was gesprochen wurde — der Herzog heißt ihn sich einen von zwei Degen wählen; Hernani weigert sich mit ihm zu fechten und bittet ihn nur, ehe er ihn tödte, möchte er ihm noch einmal den Anblick Donna Sols gewähren. Jetzt erst erfährt er Alles und jetzt erst erfährt auch Don Ruy Gomez von ihm, daß der König die Donna Sol liebe! Der Herzog ruft nach seinen Vasallen, zu Pferd dem Entführer nachzusetzen. Hernani erbietet sich, ihm bei seiner Rache behülflich zu seyn; nachher möge er ihn tödten; er schwört ihm beim Haupte seines Vaters, sich ihm später wieder zu stellen, und überreicht ihm das Horn, das er im Gürtel hat, mit dem Versprechen, wenn der Herzog später, wo es auch sey, dieß Horn ertönen lasse, daß er dann sich nicht gegen den Tod sträuben werde. Sie drücken sich die Hand und gehen ab.

Vierter Akt. Die Scene ist in Aachen, in den Gewölben, wo Karl der Große begraben ist. Don Carlos tritt mit einem Begleiter, Ricardo, auf — es ist Nacht; der letztere trägt eine Laterne. Der König, in gespannter Erwartung des Ausgangs der Kaiserwahl, ist hiehergekommen, um die Zusammenkunft von Verschwornen gegen ihn zu belauschen und sich ihrer zu bemächtigen. Sein Begleiter nennt ihm als Verschworene meh-

rere deutsche Fürsten und Grafen; zwei aber, einen alten und einen jungen Mann, weiß er nicht zu nennen. Ricardo läßt den König allein, nachdem verabredet worden, daß, wenn die Kaiserwahl auf Don Carlos falle, drei Kanonenschüsse dieß anzeigen sollen. Don Carlos, die Arme gekreuzt, den Kopf auf die Brust gesenkt, dann ihn erhebend und gegen die Gruft Karls des Großen sich wendend, stellt in einem größern Monolog Betrachtungen über das Kaiserthum und Papstthum an.

„Ein schönes Schauspiel, das den Sinn entzückt:
Europa, so wie Er es schuf und ließ!
Ein Bau, welchen zwei Menschen krönend schließen.
Zwei freigewählte Häupter, welchen sich
Jeder geborne König unterwirft!
Beinahe alle Staaten, Herzogthümer,
Kriegslehen, Königreiche, Markgrafschaften,
Sind erblich; doch zu Zeiten wählt das Volk
Sich seinen Papst und Kaiser — Alles läuft,
Und des Zufalls Verbesserer ist der Zufall.
Daher das Gleichgewicht — und immer siegt
Die Ordnung. Die Churfürsten in Goldstoffen,
Die Kardinäl' im Scharlach — ein zwiefacher
Heil'ger Senat, vor dem die Erde bebe,
Sind nur zur Schau da — Gott thut was er will.
Eine Idee, wenn sie die Zeit erheischt,
Keimt auf, wächst, breitet aus sich, bringt hinein
In Alles — sie wird Mensch — ergreift die Herzen,
Gräbt überall sich Furchen; mancher König
Tritt sie mit Füßen, hängt ihr Lumpen an:
Doch, tritt sie eines Morgens in den Reichstag,
In das Conklave; plötzlich sehen dann
Die Kön'ge alle die Idee, die sie
Als Sklavin achteten, ob ihren Häuptern,
Die unter ihrem Fuß sich beugen müssen,
Sich heben, den Reichsapfel in der Hand
Oder um ihre Stirne die Tiare.
Der Kaiser und der Papst sind Alles. Nichts
Ist auf der Welt als nur durch sie, für sie.
In ihnen lebt ein mächtiges Geheimniß;
Der Himmel, dessen Rechte all' sie haben,
Macht ihnen aus den Königen und Völkern
Ein großes Fest, und unter ihnen stuft
Die Welt in ihren Ordnungen sich ab.
Sie schaffen und zerstören. Einer löst,
Der Andre haut entzwei; der Eine ist
Die Wahrheit und der Andere die Kraft.
Sie tragen in sich ihres Daseyns Grund —
Sie sind — weil sie nun sind. Wenn, gleiche Brüder,
Hervor sie schreiten aus dem Heiligthum,
Im Purpur der, und der im weißen Kopfschmuck,
Dann schaut die Welt, geblendet und mit Zittern
Der Gottheit beide Hälften — Papst und Kaiser!

Er fährt noch lange in seinen Betrachtungen fort und malt sich das Entzücken aus, Kaiser zu werden; er erwägt seine Tüchtigkeit zu diesem hohen Beruf, da ihm fast schon die Königskrone zu schwer werde — er befragt sich, wer ihm rathen, und ihn unterstützen werde und beantwortet sich diese Frage vor dem Grabe Carls des Großen niederknieend, dahin: dieser Stifter des Kaiserthums, solle sein Schutzgeist werden. Um sich von ihm inspiriren zu lassen, will er in seine Gruft hineingehen; ein Schauer faßt ihn: „Gott, wenn er mit mir spräche! wenn er erwachte!" aber er hört ein Geräusch — es sind die Verschwornen — jetzt erst fällt ihm wieder ein, warum er hieher gekommen; er versteckt sich in die Gruft. Nach einander kommen jetzt die Verschwornen; sie verabreden Carls, des Candidaten für die Kaiserkrone, Tod. Sie losen, wer den Streich führen soll — das Loos trifft Hernani; Don Ruy Gomez bestürmt ihn mit Bitten, ihm das Rachegeschäft abzutreten, er bietet ihm dafür die Auslieferung des Hornes an — umsonst, Hernani bleibt fest. Das Signal der drei Kanonenschüsse ertönt; Don Carlos tritt aus der Gruft hervor unter die erstaunten Verschworenen, die ihn nicht anzugreifen wagen; er pocht mit dem Schlüssel, seine Soldaten eilen herbei und bemächtigen sich der Verschworenen, Churfürsten kommen, Don Carlos als Kaiser zu begrüßen; Donna Sol wird von Ricardo herbeigeführt; die Verschworenen gestehen, durch den Mund Hernani's, offen ihr Vorhaben; der Kaiser befiehlt die Fürsten und Grafen zu greifen, die Andern aber laufen zu lassen; Hernani verschmäht solche Gnade und gibt sich als spanischen Granden, Herzog u. s. w. zu erkennen. Donna Sol fällt vor dem Kaiser, um Gnade flehend, nieder — eine Eingebung der Großmuth durchzückt des neuen Kaisers Seele; er heißt Donna Sol aufstehen, und begrüßt sie als Gemahlin Hernani's, als Herzogin von Segorbien u. s. w. Don Ruy Gomez sieht finster zu. Der Kaiser hängt Hernani das goldne Vließ um. Alle, bis auf Gomez, gehen entzückt ab, der Kaiser betet in der Kirche.

Fünfter Akt. Die Scene ist in Saragossa, auf einer Terrasse des Schlosses Aragon. Es ist die Nacht des Hochzeittags von Hernani und Donna Sol. Die Hofleute besprechen sich über die seltsame Wendung, welche die Sache genommen; eine schwarze Maske wandelt im Garten umher. Die Vermählten selbst treten auf; das Gewühl verliert sich; sie bleiben allein; die Musik verstummt, die Lichter erlöschen, das Liebesgespräch zwischen den beiden gehört zu dem Schönsten des Stückes:

Donna Sol.

So gehn sie endlich. Es ist, dünkt mich, spät.

Hernani.

Mein Engel! es ist immer spät — zu spät beinah —
Allein des Glückes sich zu freun.

Donna Sol.

Der Lärm
Erschöpfte mich. Nicht wahr, mein theurer Herr,
Freude so lauter Art betäubt das Glück?

Hernani.

Ja wohl, das Glück ist etwas Ernstes, Liebe!
Es gräbt sich langsam ein in ehrne Herzen.
Die Lust macht's schon, wenn sie ihm Blumen zuwirft.

Den Thränen näher als dem Jauchzen ist
Sein Lächeln.

Donna Sol.

Und dieß Lächeln ist der Tag
In deinen Augen. O, bald folg' ich dir!

Hernani.

Ich bin dein Sklave. Bleibe, bleibe nur,
Thu' was du willst, ich fordre nichts von dir.
Du weißt ja was du thust — und recht ist Alles.
Ich lache, wenn du willst, dir zu Gefallen.
Brennt meine Seele? O, gebiete du
Nur dem Vulkan, daß seine Flamm' erlösche —
Verschließen wird er seinen offnen Rachen
Und sich in Rasensammt und Blumen kleiden.

Donna Sol.

Wie bist du gut gegen mich arme Frau.
Hernani meines Herzens!

Hernani.

Welcher Name!
O nenn' mich nicht mehr so, ich flehe dich!
Du weckst mir die Erinnerung an Alles
Was ich vergessen....

Noch lange spinnt sich das zärtliche, innige Liebesgespräch fort in der entzückend schönen Nacht. Donna Sol wünscht sich, daß die tiefe Stille belebt werden möchte durch einen süßen Ton — durch eine Nachtigall, eine Flöte in der Ferne — plötzlich ruft sie aus: „Gott! ich bin erhört!" ein Horn läßt sich vernehmen — Hernani zittert — ein ergreifender Contrast von Donna Sols Freude und Hernani's Verzweiflung! Er heißt sie, unter einem Vorwand, sich entfernen; die Maske kommt, es ist Don Ruy Gomez, der den Hernani an sein gegebenes Versprechen erinnert; dieser sträubt sich anfangs — aber die Erinnerung an den Schwur bei seinem Vater zwingt ihn — während sie noch sprechen, kommt Donna Sol zurück; all ihr Bitten ist umsonst; Don Ruy Gomez und Hernani sind unerbittlich; jener will seine Rache nicht fahren lassen, dieser seinem Versprechen nicht untreu werden. Da trinkt Donna Sol zuerst aus einem Giftfläschchen und reicht es dann dem Geliebten — aber als sie die Todesschmerzen spürt, heißt sie ihn das Gift wegwerfen; er trinkt — sie umarmen sich, und Hernani segnet noch den Himmel, daß er ihm, nach einem so stürmischen Leben ein so seliges Ende beschieden. Der Mörder, Don Ruy Gomez, muß selbst bezeugen: „Sie sind auch jetzt noch glücklich... Oh! ich bin verdammt!"

(Fortsetzung folgt.)

Lappländisches Liebeslied.

Sonne, gieße deine Strahlen
Auf den Orra-Sumpf hinab!
Auf den Orra-Sumpf dort ferne
Gieß dein hellstes Licht hinab!

Ach! der Föhren höchste Wipfel
Wollte ich erklimmen gern,
Wüßt' ich, daß ich schauen könnte
Orra-Sumpf dort in der Fern.

Auf die Föhren würd' ich klettern,
Um zu spähen fort und fort,
Wo mein theures Liebchen schreitet
Unter schönen Blumen dort.

Alle Sträuche würd' ich fällen,
Daß ich Liebchen könnte seh'n,
Alle Zweige würd' ich schneiden,
Alle Zweige grün und schön.

Wollt', dem Flug der Wolken folgen,
Die zum Orra-Sumpfe flieh'n,
Könnt' ich, ach! zu dir auf Flügeln,
Auf der Krähen Schwingen zieh'n.

Doch mir fehlen schnelle Flügel,
Entenflügel fehlen mir,
Ach! mir fehlt der Gänse Schwimmhaut,
Daß ich schwämme hin zu dir.

Lang genug hast du gesehnet,
Deine schönsten Tage lang,
Mit den süßen klaren Augen,
Mit dem Herzchen warm und bang.

Wolltest du auch weithin fliehen,
Weithin über's Meer von mir,
Würd' ich dennoch schnelle folgen,
Holdes, schönes Liebchen, dir.

Was wohl fesselt enger, fester,
Bindet stärker Fuß und Hand,
Als verflocht'ne Lederriemen,
Als ein eisern Kettenband?

So umstricket auch die Liebe
Unser Herz und unsern Sinn,
Liebe ändert unser Denken,
Alles schwindet vor ihr hin.

Junger Knaben Wille gleichet
Wohl dem flücht'gen kalten Nord,
Doch des Jünglings warme Neigung
Wohnt im Herzen lange fort.

Wollte ich den Leuten folgen,
Hören, was ein Jeder denkt,
Ach! so würde ich vom rechten,
Rechten Wege abgelenkt.

Eins beschloß ich in dem Herzen,
Und ich weiß es sicherlich:
Hab' den rechten Weg gefunden,
Wenn dem Liebchen folge ich.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 4.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 Januar 1838.

Percy Bysshe Shelley.

Zweiter Artikel.

Wir kehren wieder zu dem ausgezeichneten oben genannten Dichter zurück, von welchem wir in unserem ersten Artikel *) nur eines seiner Werke, das Trauerspiel: die Cenci, einer genauern Analyse unterwarfen, um jetzt durch Betrachtung seiner andern Dichtungen ein vollständigeres Urtheil über seine poetische Eigenthümlichkeit zu motiviren und auszusprechen, welche Bedeutung er für die englische Poesie überhaupt nach unserer Ansicht haben dürfte. Ist das Drama, die Cenci, eines seiner reifsten und vollendetsten Werke, und berechtigt es für sich schon zu dem Urtheil, daß Shelley eine außerordentlich reiche und glänzende Phantasie zu Gebot gestanden, daß er eine große Herrschaft über die Sprache geübt und tief in die unheimlichen und in die herrlichsten Tiefen der Menschenseele hinabgeschaut habe, so ist doch gerade diese objektivere Dichtung, obschon vielleicht ein Schritt zu höherer Meisterschaft, weniger charakteristisch für seine poetische Individualität, seine poetische Religion möchten wir sagen. Er hat sich darin der „traurigen Wirklichkeit" anbequemt, und wirklich bringt uns die Art, wie er, seinen Genius aus dem glänzenden Aether der Phantasie zur Realität herabzwingend, auch hier sich so zu Hause findet, und über das gräßliche Material, mit welchem er zu thun hat, nicht verlegen wird, sehr hohe Begriffe bei von dem Vermögen, das in ihm muß gelebt haben und das er früher meist an Träume verschwendete. „Hätte Shelley," sagt E. L. Bulwer, „länger gelebt, so würde er, wie ich von seinen Freunden hörte, sich wahrscheinlich vorzugsweise dem Drama zugewendet haben. Die Cenci ist wirklich das einzige seiner Stücke, das ein menschliches Interesse darbietet, und hätte sich Shelley's metaphysischer Flug erst einmal zu den lebendigen Charakteren aus Fleisch und Blut ernüchtert, welche das Drama erfordert, so ist wenig Zweifel, daß er, wie sein Urtheil in der Wahl des Stoffes und der Anlage des Planes fortgeschritten wäre, unser größter dramatischer Dichter seit Shakspeare geworden wäre. Aber gemuit sub pondere cymba."

Wir können großentheils Bulwers Urtheil über Shelley zum Text und zur Grundlage unsrer weitern Betrachtungen über den Genius dieses Dichters machen. Er setzt ihn, neben Wordsworth, unter diejenigen Dichter, deren Einfluß sich nicht auf der Oberfläche kund gibt, deren Leierklang aber nachhallend, tief und in verlängerten Schwingungen in die Ferne wandert. Er vergleicht die beiden genannten Dichter: „Wordsworth ist der Apostel, der geistige Stimmführer derjenigen, die sich an die idealsten Punkte des wirklich Bestehenden halten — an die Religion und ihre Häuser — an die Loyalität und ihre Denkmale — an die Zeichen der Heiligkeit, welche die Vergangenheit überschatten. Shelley in seinem ungestümen aber ebenso geistigen und von der gemeinen Welt abgewandten Gemüth, ist der Wortführer aller derjenigen, die, Vergangenheit und Gegenwart verlassend, sich mit erhabenen Hoffnungen und einem kühnen Glauben an die Menschheit in die Zukunft stürzen und nicht nur an Unvorhandenes, sondern sogar an Theorien, die auf Unvorhandenem beruhen, hängen. Beide sind Repräsentanten einer edeln, im Hintergrund liegenden Denkart, die der Zeit, aber nicht den lautern Kämpfen der Zeit angehört; sie sind so tief in die ferner liegende, abstraktere Gedankensphäre eingedrungen und haben die Poesie oft so sehr dem Denken abgewonnen, daß man wohl sagen darf, sie wenden sich minder als Dichter denn als Metaphysiker an uns und hätten deßhalb eher diejenige Anerkennung und die Kreise für sich erringen, die mehr dem Denker, als der ausgebreiteteren Verständlichkeit des Dichters eignen; aber beide gehören ganz eigentlich einer sichtbaren und gewaltsamen Uebergangsperiode an, indem der Eine alle Reize der Vergangenheit zu retten sucht, der Andere mit jugendlicherem Geist die Schönheit einer erst kommenden Zeit vor das Auge ruft. Bis jetzt hat meiner Meinung nach Wordsworth den wohlthätigeren Einfluß geübt — seine Poesie hat uns den Mangel einer idealistischen Philosophie ersetzt, in einer Zeit, die sich zu sehr dem

*) S. Nr. [illegible] ff. des vorigen Jahrgangs.

Materiellen zuwendet. Shelley mit einem kühnern und dramatischen Geist, mit größerer Meisterschaft über die Sprache und mit der ächt lukrezischen Seele, die stets extra flammantia moenia mundi hinausstrebt, ist ebenso ideal in seinen Schöpfungen, und trotz der jugendlichen Kühnheit, die ihn zur Gotteslängnung führte, bewährt seine Poesie doch eine auffallend geistige und unmaterielle Natur. Sie taucht sich in Andacht — sie durstet ewig nach dem Himmlischen und Unsterblichen, und der Gott, den er in Frage stellte, rächte sich bloß dadurch, daß er sein Bild auf Alles drückte, was der Dichter erschuf. Aber Shelley schwebt jetzt in Gefahr, mißverstanden zu werden; er ist der Apologist für kraftlose Mystiker und Träumer thörichter Träume geworden. Der blendende Glanz von Shelley's Diktion, die Verwirrung, die in ungefestigten Gemüthern durch den brausenden Strudel seiner schimmernden Gedanken entsteht, haben zur Bildung einer falschen poetischen Schule beigetragen — einer Schule voll tönender Worte und unverständlicher Metaphysik, voll unverdauten und wirren Kaudeewelsches, mit dem „ewigen Herz der Dinge,“ „dem Genius der Welt“ und dergleichen Phrasen um sich werfend, welche bei Shelley Ausdrücke eines durchdachten Systems, bei seinen Nachbetern aber lediglich nur schöne Klänge sind. Ein Nachahmer Wordsworths muß durchaus zur Natur zurückkehren, dagegen Shelley's minder konsolidirtes und anspruchvolleres Talent hat wenig mit dem Sichtbaren und Bekannten zu thun — es verkehrt stets mit den Schemen der Dinge, jagt dem unsichtbaren Echo nach und hascht nach dem körperlosen Schatten. Gebe er dem Pan, der Asia, dem Demiurg, eine Sprache, oder der Wolke einen Sang, oder male die Liebe zwischen den Flüssen Alpheus und Arethusa, oder verfolge durch alle Prachtwindungen seiner wundervollen Diktion den Geist der Poesie im Alastor, den Geist der Freiheit in der Empörung des Islam: stets fordert er unser Interesse für Dinge, die nicht von dieser Welt oder wenigstens nicht von der uns anheimelnden Umgebung sind, Dinge, die er allein an die Natur zu fesseln vermochte, aus deren Lebensbereich dieselben von seinen Nachahmern gänzlich gerückt werden.... Beide sind Männer von einer reinern, vielleicht höhern Geistessphäre als Byron und Scott, und wenn sie sich der gewöhnlicheren Empfindungen nicht mit derselben Meisterschaft zu bemächtigen vermögen, und im Umfang ihrer Herrschaft viel beschränkter sind, als ihre Nebenbuhler um die Krone des Gesangs, so haben sie dagegen viel geistigere Gegenstände bewältigt und sind die Gründer einer tiefern und edlern Epoche der Weltansicht.“

(Fortsetzung folgt.)

Das neuere französische Drama.

(Fortsetzung.)

In vielen Beziehungen ist dieß Drama ein nicht unwürdiger Repräsentant der französischen Romantik; ja es versprach mehr, als diese nachher hielt. Viktor Hugo hatte sich den englischen Shakspeare zum Muster genommen (man sagt jedoch, er verstehe nicht englisch;) und man verkennt die neuen und fremdartigen Elemente in seiner Tragödie nicht — aber es will uns bedünken, er habe, statt sich vom Geiste Shakspeare's durchdringen zu lassen, statt durch sein Studium sich zu emancipiren von alten Vorurtheilen und zur wahren Freiheit sich zu erheben, aus Shakspeare sich wieder ein System, eine Theorie abstrahirt, deren er nicht minder sklavisch und unfrei huldigt, als die Dichter der klassischen Zeit ihren aristokratischen Regeln. Bei Shakspeare ist das erschütterndste Pathos oft nahe zusammengestellt mit dem Komischen und Lächerlichen — und durch diese Zusammenstellung gewinnt es oft gerade noch an Effekt; gewiß aber war dieß nicht das Resultat einer bewußten Theorie über die Vermischung und Kontrastirung des Tragischen und Komischen, sondern es war die Inspiration des Genius, der die Gegensätze und Kontraste des wirklichen Lebens auch in der poetischen Abspieglung wieder gibt und durch diese Treue und Naturwahrheit, neben der idealisirenden und schaffenden Phantasie, die größten Wirkungen hervorbringt. Viktor Hugo scheint aber, durch das Studium Shakspeare's vielleicht verführt, das Tragische und Komische gleichsam nach einem Rezept unter einander zu mengen; besonders von vorn herein scheint er ängstlich beflissen, die komischen Ingredienzien doch ja nicht zu vergessen, und so kommt es, daß sein Drama in der That beinahe wie eine Komödie, ein Melodrama anfängt; denn die Aufführung von drei Liebhabern, die sich um eine Dame bewerben, die durch Hinterthüren herein schleichen, sich einander treffen u. s. w., ist eine Situation, welche doch beinahe ausschließlich dem Lustspiel anzugehören scheint. So sind auch die Späße des Königs, wie er aus seinem Schrank heraustritt, nichts weniger als dem Ernst und der Würde der Tragödie zusagend, und die Geckenhaftigkeit des alten Herzogs von vorn herein muß dem Zuschauer und Leser nothwendig Gelächter entlocken. Ein solches Gelächter aber widerspricht den Anforderungen und der Illusion der Tragödie — denn wir lachen nicht mit den dramatischen Personen, sondern über sie, auf ihre — oder auf des Dichters Kosten. Don Carlos und Ruy Gomez sollen doch ernste, würdige Personen seyn — aber wie gebärden sie sich von vorn herein? Ohne die schon gerügte Geckenhaftigkeit wäre der Herzog ein recht gut durchgeführter Charakter — die Zähigkeit in seiner Treue sowohl als in seiner Rache ist ergreifend gezeichnet. Don Carlos gemahnt uns einigermaßen als eine Nachahmung von Shakspeare's Prinz Heinrich, besonders in dem Zuge, daß der frivole König, dadurch daß er mit der Kaiserwürde begleitet wird, plötzlich für die Regungen der Großmuth und Gnade empfänglich wird und mit Selbstverläugnung die Geliebte dem Nebenbuhler abtritt. Seine Liebe selbst aber ist etwas nachlässig und frostig behandelt und an spanischer Grandezza fehlt es ihm im ersten Akt ganz und gar. Die Charaktere, oder vielmehr die Leidenschaften der beiden Liebenden sind im Ganzen schön, bisweilen trefflich dargestellt und entwickelt — doch wird man auch hier an Shakspeare'sche Scenen, namentlich in Romeo und Julie, erinnert. Was die Oekonomie des Stücks, die Verwicklung und die Katastrophe betrifft, so muß man in manchem Betracht die ingeniöse Intrike, den lebendigen, raschen Verlauf der Handlung, die glückliche Moti-

virung mancher Scenen anerkennen; aber in andern Punkten läßt sich rügen, daß der Verfasser es sich gar zu leicht gemacht, daß er grobe Unwahrscheinlichkeiten vorgebracht und nachlässig motivirt habe. Das dreimal vorkommende Sichverstecken ist doch für eine Tragödie gar zu arg! wie können die Leute nur irgend noch das Herz haben, Geheimnisse zu besprechen, wenn Viktor Hugo überall in Schränken, hinter Gemälden und in Grüften Lauscher aufpostirt? Woher hat Don Carlos von der Verschwörung in Aachen Kunde erhalten? Warum versammeln sich die Verschworenen an einem so gefährlichen Ort? Ist es ferner erlaubt, daß Don Carlos im ersten Akt die leise Verabredung zwischen Hernani und Donna Sol erlauscht, worauf sich sein Plan zur Entführung der Donna gründet? Auf diese Art beraubt sich ja der für die Bühne schreibende Dichter selbst des Vortheils und Rechts, seine Personen etwas leise reden zu lassen, wenn ihre leisen Worte dennoch aufgeschnappt werden. — Die Idee des Stückes ist angedeutet in dem zweiten Titel: Die kastilianische Ehre. Die treue Liebe auf beiden Seiten hat alle Hindernisse und Gefahren überwältigt; ein unbesonnen, aber selbst auch in der Angst der Liebe und Eifersucht gegebenes Versprechen zerstört das kaum vollendete Gebäude des Liebesglückes — die Ehre fordert, daß das Leben, daß der Genuß der Liebe ihr zum Opfer gebracht werde, und der strenge Spanier bringt dieß Opfer, das der unerbittliche, eifersüchtige Feind von ihm fordert. Aber — und dieß ist ein sehr schöner, ächt poetischer Gedanke — indem das verpfändete Wort gelöst, das dem Feinde verfallene Leben in der Stunde des süßesten Glücks ihm geopfert und seine Ansprüche, der Ehre gemäß, erfüllt werden, wird doch sein eigentlicher Zweck, sich zu rächen, dadurch vereitelt, daß die Liebe über den Tod triumphirt, daß die beiden Gatten, die der eifersüchtige Greis scheiden will, sterbend auf ewig sich vereinigen, und, indem der Ehre genügt, zugleich auch das Götterrecht der Liebe gewahrt und poetische Gerechtigkeit, in tragischer Weise, geübt wird, indem die Würdigen durch einen schönen Tod dem herben Kampf entnommen werden, der Hartherzige, Rachgierige aber zu einem elenden Daseyn übrig bleibt. Die Katastrophe wird herbeigeführt durch die Collision einer zweifachen Liebe (der dritte Rival überwindet sich großmüthig); dagegen wäre an sich nichts einzuwenden, aber störend ist dabei, daß die Liebe des alten Herzogs einen geckenhaften Charakter, wenigstens von vorn herein, an sich hat; wie ganz verschieden ist von andern Dichtern die Liebe älterer Männer geschildert worden! daß eine doch immer halb lächerliche Neigung des alten Herzogs das tragische Ende herbeiführt, ist dem Ernst und der Würde der Tragödie zuwider. Fehlerhaft scheint uns auch, daß Donna Sol die Bewerbung des alten Herzogs nicht entschieden zurückweist, daß sie, wenn schon entschlossen ihrem Geliebten treu zu bleiben, den Herzog täuscht. Das Todessignal mit dem Horn hilft zu einem kräftigen und erschütternden Effekt, ist aber an sich doch halb und halb komisch — es erinnert an Zauber- und Ammengeschichten. Der scheinbar unvermeidlichen Nothwendigkeit eines Zweikampfs ist der Dichter zweimal dadurch aus dem Wege gegangen, daß er jedesmal einen der Gegner sich weigern läßt, gegen den Andern die Waffe zu führen. Mit dem historischen Karl V endlich ist Viktor Hugo gar sehr willkürlich umgesprungen. Von Dekorationen, Scenerie, Beleuchtungen und dergleichen Aeußerlichkeiten ist reichlicher Gebrauch gemacht. Der Alexandriner scheint sich gegen die Neuerungen, welchen der Dichter hier Bahn gebrochen, oft ganz widerspenstig zu sträuben und die Reime klappen oft seltsam zusammen. Uebrigens stimmen wir dem englischen Kritiker bei, wenn er sagt: „Hugo begann mit Hernani und Dumas mit Heinrich III, und diese Stücke halten wir immer noch für ihre besten. Beide haben genug vom romantischen Charakter — genug von der Lebendigkeit, welche die zahmen Einheiten der Zeit und des Orts verschmäht — genug von dem Geist, der das Interesse an der äußersten Gränze der Möglichkeit aufsucht — genug überschwängliche Gefühle und außerordentliche Situationen, aber noch ohne die plumpe Vernachlässigung des Anstands, ohne die Hintansetzung aller sittlichen Grundsätze, ohne die unglückliche Sucht, die schlechtesten und schandbarsten Motive menschlicher Handlungen aufzusuchen, welche in steigendem Maß ihre spätern Werke charakterisiren. — „Sie gehören" setzt der Kritiker hinzu, „der Restauration an, und erst die Herrschaft Louis Philipps hat die Ungeheuer hervorgebracht, welche wir mustern wollen."

Marion de Lorme jedoch fällt auch noch in die Zeit der Restauration, für welche der englische Kritiker, aus politischen, nicht aus rein literarischen Gründen, wie es scheint, eine größere Wohlanständigkeit und Reinheit in Anspruch nimmt. Wir geben in aller Kürze den Inhalt an:

Marion de Lorme war eine berühmte Buhlerin, welche unter der Regierung Louis XIII blühte. Sie war die Geliebte des unglücklichen Cinqmars und, nach dessen Tode, aller Welt. In dieser Lebensperiode wählt Hugo sie zur Heldin seines Dramas. Neben ihren zahlreichen Anbetern unter den jungen vornehmen Herren ist auch ein Mann von niedrigerem Stande, Didier, welchen sie liebt, und der (unwissend wer sie eigentlich ist) sie wieder, aber in Ehren, liebt. Wie einmal eines Abends Didier bei ihr einen Besuch macht, unmittelbar nachdem der Marquis von Savary dagewesen, wird letzterer unter Marions Fenstern von vier Mördern angefallen. Didier stürzt hinaus und rettet ihn. Beide kehren in Marions Zimmer zurück, wo Didier Anstoß nimmt an der Vertraulichkeit, womit der junge Höfling seine anbetungswürdige Marie behandelt, und den Vorsatz faßt, künftig an ihm, dem er eben das Leben gerettet, Rache zu nehmen. Um diese Zeit ist ein Edikt des Königs auf Anstiften des Cardinals Richelieu ergangen, welches allen Duellanten den Tod droht. Kaum ist dieß Edikt verkündigt, als Didier Savary begegnet, ihn beschimpft und sie sich schlagen. Marion, von dem Lärm aufgeschreckt, stürzt herbei und ruft, von dem Edikt nichts wissend, nach den Wachen. Didier wird verhaftet; Savary entkommt dadurch, daß er sich als getödtet anstellt — aber vermummt begleitet er selbst den leeren Sarg mit seiner Namensinschrift, auf das Schloß seines alten Oheims, des Grafen von Nangis. Didier wird ins Gefängniß gebracht, von wo er mit Hülfe und in Gesellschaft Marions entflieht, und sie schließen sich einer Bande herumziehender Schau-

spieler an, welche beinahe mit dem Leichenzug das Schloß erreichen. Savary — lustig, großmüthig und leichtsinnig — ist ganz munter Zeuge von seinem eigenen Leichenbegängniß, aber er begeht die Unvorsichtigkeit, einem der Satelliten des Cardinals Didier zu verrathen und dem Didier selbst die Augen zu öffnen über den wahren Namen und das Gewerbe seiner „keuschen Marie.“ Didier, empört, stößt sie jetzt mit Verachtung zurück; und Savary, zu frühe das Geheimniß seines eigenen Lebens entdeckend, wird mit Didier ergriffen und zum Tode verurtheilt. Der alte Oheim und Marion flehen den König um ihr Leben an, aber umsonst. Sein Hofnarr, L'Angely, sucht ihn dadurch zu erweichen, daß er sie ihm als zwei treffliche Falkeniere anpreist, und wirkt mit einiger Schwierigkeit ihre Begnadigung aus; aber des Cardinals Todesedikt ist stärker als seines Herrn Amnestie. Der Graf von Nangis besticht einen Kerkermeister, daß er seinen Neffen entwischen lasse; aber Savary schlägt es aus, wenn er sein Glück nicht mit Didier theilen kann; und wenn nur eines Rettung möglich ist, so dringt er darauf, dieser Eine solle sein Gegner seyn. Marion ihrerseits erwirkt durch ein Opfer, das nur angedeutet werden darf, von dem Oberblutschergen des Cardinals Didiers Freilassung; aber er, schon voll Widerwillen und Ekel gegen das Gewerbe eines Mädchens, das er in aller Reinheit liebte und noch liebt, ist jetzt ganz empört über diesen äußersten Beweis von Großmuth, und entschlossen lieber zu sterben, als von einer so schändlich ausgewirkten Gnade Gebrauch zu machen. Sie werden zum Schaffot geführt; eine große, scharlachbehängte Sänfte, worin der Cardinal, schon leidend an der Krankheit, woran er bald nachher stirbt, geht über die Bühne. Marion fleht mit leidenschaftlichster Heftigkeit um Begnadigung der beiden jungen Männer. Eine Stimme aus der Sänfte antwortet: Keine Gnade! Sie werden fort, zum Tode geführt; die Rückkehr der Sänfte verkündigt, daß Alles vorüber ist, und Marion, in wahnsinniger Verzweiflung, schließt das Stück, indem sie auf die Sänfte deutet, mit dem Ausruf:

Schaut, schaut — da trägt man hin den rothen Mann!

und sinkt zu Boden.

Dieß Stück, auch in Alexandrinern und trotz der Widerlichkeit der Intrike, doch in anständiger Sprache geschrieben, enthält einige, vielleicht karikirte, aber geschickt gezeichnete Porträts aus jener Zeit, und besonders ist das Verhältniß des schwachen Louis XIII zu seinem nominellen Favoriten, der in der That sein gefürchteter Tyrann war, sehr gut geschildert. Der arme Fürst fühlt sich höchst unbequem und unglücklich unter dem Zwang des schlauen Cardinals, aber er wagt nicht sein Joch abzuschütteln und irgend etwas gegen ihn vorzunehmen. Eine eigentliche Idee können wir nicht darin finden — und noch weniger eine Moral!

Ein drittes, auch in Alexandrinern geschriebenes Stück, ist Le Roi s'amuse. Der König ist der bei den Franzosen wegen seiner Ritterlichkeit und Galanterie berühmte Franz I. Sein Amusement besteht darin, in elenden Gäßchen und in gemeinen Häusern Liebesabenteuer aufzusuchen. Unter Anderen aber hat er auch einmal, unter einem falschen Namen, dem Scheine niedrigen Standes und durch das Versprechen der Ehe ein unschuldiges, junges Mädchen zu verführen gewußt — und diese ist die Tochter seines eignen Hofnarren, des berühmten oder berüchtigten Triboulet. Dieser mißgeschaffene, aber geistreiche Mensch haßt den König, die Aristokratie, die ganze Welt — er leistet den Lüsten und Begierden des Königs allen Vorschub, und sucht ihn immer tiefer in Sünden und Ausschweifungen hineinzuführen — aber mit der eifersüchtigsten Zärtlichkeit und Sorgfalt hat er über seine Tochter, ihrer Ausbildung und Tugend gewacht — sie ist sein einziger Schatz auf Erden gewesen. Wie er jetzt entdeckt, daß sein königlicher Zögling ihn überlistet hat, wird er wüthend und dingt einen Meuchelmörder, dem König in einer Diebsherberge, wohin er durch eine schlechte Dirne gelockt werden soll, den Hals abzuschneiden und ihm den Leichnam in einem Sack zu überliefern. Nach Vollbringung dieser That beabsichtigt er aus Frankreich zu fliehen, und um ihre Flucht zu erleichtern, hat er seine unglückliche Tochter in männliche Kleider vermummt. Durch eine Verkettung von Ereignissen stößt sie auf die Mörder, wird statt des Königs niedergestoßen, ihr Körper noch lebendig in den Sack gepackt und an Triboulet übergeben, der, als er sich der Freude der befriedigten Rache überlassen will und schwelgen in der Anschauung des ermordeten Verführers, aus dem Sack sein noch lebendes Kind herauszieht, welche eben noch Athem genug hat, ehe sie stirbt, ihre Geschichte zu erzählen. Triboulet ruft: „Ich habe mein Kind getödtet. Ich habe mein Kind getödtet!“ und sinkt zu Boden.

Der Verfasser verficht sich in der Vorrede dieses Drama's — das nach der ersten Aufführung verboten wurde — sehr für die Moralität desselben; es werde ja darin die strengste poetische Gerechtigkeit geübt, Triboulet, der den König zur Sünde reizt, muß seine eigne Tochter demselben zum Opfer werden sehen, die er, egoistisch, allein vor dem Hauch der Sünde zu bewahren getrachtet hat; seine Rachsucht ist insofern sittlich unberechtigt, als in diesem Falle nur ihm das widerfahren ist, was hundert Andern auf sein Anstiften widerfuhr, und er büßt für sein verbrecherisches Attentat durch den Tod seiner Tochter, die das Leben seines Lebens ist, wie er durch ihre Verführung büßte für seinen Haß gegen die ganze Menschheit. Daß der König selbst leer ausgeht, kann man für eine Versündigung gegen die poetische Gerechtigkeit erklären — wahrscheinlich aber hat der Dichter dieß ganz wohl berechnet, und es scheint dieß ganz entsprechend der Stimmung, welche auch dem Stücke seinen Namen gab. Sehr übel aber hat V. Hugo gethan, sowohl diese physischen Abscheulichkeiten auf die Bühne zu bringen, als auch ein solches moralisches Monstrum, wie Triboulet, zum Helden einer Tragödie zu machen; hier hätte er wohlgethan, sich an die Vorschriften des Aristoteles hinsichtlich der Requisite eines tragischen Helden zu erinnern, und ebenso auch an die Forderung des griechischen Philosophen, daß die Tragödie auf die Reinigung der Leidenschaften wirken solle.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 5.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 Januar 1838.

Lyrische Gedichte

von Thomas Moore.

I. Finden und Scheiden.

So warm wir uns trafen, so freundlich wir schieden,
Ich weiß nicht zu sagen, was schöner ich fand:
Den Blick des Willkommens voll sonnigem Frieden,
Die glühende Thräne, im Scheiden entbrannt;
Die Trennung war himmlisch, und so das Vereinen,
Der Kummer, die Freude an Seligkeit reich.
O die Augen Kupido's im Lächeln und Weinen
Sind nicht wie die beiden Momente so gleich.

Das Erste war Morgenroth, schnell und entzückend,
Ein Schimmer der Freude, der kaum noch erblüht,
Das Letzte die Abendsonn', lächelnd entrückend
Das Licht, das am schönsten im Untergang glüht.
Das glückliche Finden, es trübten die Sorgen,
Daß nimmer bestehe solch himmlisches Glück,
Doch hofften wir scheidend, es brächte uns Morgen
Die selige Stunde des Findens zurück.

II. Die Letzte der Rosen.

Die letzte der Rosen
Steht blühend allein,
All ihre Gefährten
Sie schliefen schon ein;
Nicht Blume noch Knospe
Ihr freundlich verwandt,
Hat Seufzer und Blicke
Zurück ihr gesandt.

Ich will dich nicht lassen
Verwelken am Strauch;
Weil alle schon schlafen,
Geh, — schlafe du auch!

Doch sanft streu' ich nieder
Die Blätter so roth,
Wo ruhn deine Lieben
Geruchlos und todt.

So schnell möcht' ich folgen,
Wenn Freundschaft verblüht,
Im Lichtkranz der Liebe
Der Schimmer verglüht,
Wenn Zeit treue Herzen
Der Freunde zerschellt,
Wer möchte dann weilen
Allein in der Welt?

M. Witte.

Percy Bysshe Shelley.

(Fortsetzung.)

Die im Knabenalter geschriebenen Romane Shelley's und seine ebenfalls sehr früh verfaßte Schrift: Ueber die Nothwendigkeit des Atheismus, sind uns leider nicht zur Hand; sie würden uns ohne Zweifel manche der Verfolgung werthe Spuren zeigen, um in das Wesen dieses merkwürdigen Geistes, in die Genesis seiner Ueberzeugungen, Empfindungen und seiner Weltansicht tiefer einzudringen; doch stammt auch noch die Königin Mab aus einer sehr frühen Zeit — er schrieb sie in seinem siebzehnten Jahre. In den später dazu gekommenen Anmerkungen modifizirt und erläutert er die im Gedicht selbst ausgesprochenen Ansichten auf eine mitunter sehr merkwürdige Weise. Wir theilen Einiges aus dem Gedicht mit, das in reimlosen, unregelmäßigen, zwei-, drei-, vier- und fünffüßigen Jamben, abwechselnd mit Trochäen, oder eigentlich nur in einer willkürlichen, rhythmischen Form geschrieben ist, weßwegen wir uns auch in der Uebertragung alle mögliche Freiheit herausnehmen. Im ersten Gesang wird die Seele der schlummernden Janthe von der Feenkönigin geweckt, in ihren Wagen aufgenommen und durch das Weltall in leichtem Fluge getragen.

I.

Wie wunderbar ist Tod,
Tod und sein Bruder Schlaf!
Der eine, wie der Mond dort blaß,
Mit Lippen, bläulich fahl;
Der andre, wie der Morgen roth,
Wenn auf des Oceans Wellenthron
Er überströmt die Welt:
Doch beide wunderbare Räthsel!

Hat denn die finstre Macht,
Die in den wüsten Gräbern herrscht, gefaßt
Ihre sündlose Seele?
Muß diese unvergleichliche Gestalt,
Die Liebe und Bewundrung anschaun mit
Klopfendem Herzen — diese blauen Adern
Die sanft hinlaufen durch ein Feld von Schnee,
Kann dieses Antlitz, welches schön
Wie lebender Marmor, sterben?
Muß der Verwesung Hauch
Nichts lassen von dem Himmelsbild
Als Häßlichkeit und Trümmer?
Wie, oder ists nur holder Schlaf,
Bemeisternd die Empfindung,
Welchen des ros'gen Morgens Athem
Zurück ins Dunkel jagt?
Erwacht Janthe wieder?
Erfreut das treue Herz sie neu,
Das ängstlich, schlaflos harrt, aus ihrem Lächeln
Licht, Leben und Entzückungen zu trinken?

Ja, erwachen wird sie wieder,
Ist jetzt auch regungslos ihr schöner Leib,
Und stumm der süße Mund,
Sonst strömend von Beredtsamkeit,
Die eines Tigers Wuth hätt' bänd'gen können
Und eines Siegers eisig Herz erweichen.
Ihr thauig Aug' ist zu,
Und auf den Liedern, deren fein Gewebe
De dunkelblauen Sterne kaum versteckt,
Ruht aus das Kindlein Schlaf, als seinen Pfühlen;
Die goldnen Locken schatten
Ueber den reinen Busen,
Gekräuselt wie der Parasiten Schlingen
Um eine Marmorsäule.

Jetzt erscheint die Feenkönigin auf iheem durchsichtigen Perlenwagen, von himmlischen Rossen gezogen durch die Luft, durch den Mondschein schwebend:

Leicht war der Fee Gestalt; Die dunst'ge Wolke
Auf die des Abends bläß'ste Farbe fällt,
Die sichtbar kaum dem angestrengten Auge,
Wenn sie in Westens Dämmerschatten schmilzt,
Ist kaum so leicht, so dünn; doch gießt der Stern,
Der an des Morgens heller Krone blitzt,
Kein so gewalt'ges Licht aus, kein so mildes,
Als das, der Fee Gestalt entquellend, um
Die Scene einen Purpurlichtkranz wob,
Und doch mit wallender Bewegung
Sich leis' um ihre Formen schmiegte.

Die Fee steigt von iheem Wagen, spricht eine Beschwörungsformel und weckt die Seele Janthe's, als welche allein würdig ist des beneideten Glückes, das die Guten und Reinen erwartet. Aus ihrem Schlummer enthebt sie ihren Leib:

Plötzlich erhob sich
Janthens Seele, stand
In nackter Reinheit schönheitsglänzend
Vollkommen ähnlich ihrer Körperhülle;
Begabt mit unsagbarem Reiz und Anmuth;
Verschwunden ganz war jede Spur
Der Irdischkeit — sie strahlte wieder
In ihrer Ursprungswürd' und stand
Unsterblich unter Trümmern.

Und auf den Pfühlen lag der Körper
In tiefen Schlummer eingewickelt,
Starr waren seine Züge, nichts bedeutend,
Doch war drin leiblich Leben,
Und jegliches Organ versah
Den Dienst der ihm oblag; ein Anblick war's
Zum Staunen: Leib und Seele so zu sehen,
Es waren ganz dieselben Züge,
Der Einerleiheit äußrer Stempel,
Und doch wie ungleich! diese strebt zum Himmel,
Sie lechzt nach ihrem ew'gen Erbe,
Und ewig wechselnd, ewig strebend
Schwelgt sie im Seyn ohn' Ende.

Der andre, eine Zeitlang blindes Spielzeug
Des Zufalls und der Leidenschaft, kämpft stets;
Durcheilet seine trübe Dauer schnell,
Dann wie ein nutzlos und verbrauchtes Werkzeug
Verfault er, sinkt, verschwindet.

(Hiee können wir uns nicht enthalten, eine Bemeekung einzuflechten, welche den ganz eigenthümlichen Charakter und die Richtung von Shelley's Poesie betrifft und welche sich gerade an den Inhalt obiger Verse passend anknüpfen läßt. Der Dichtee schildeet eine zeitweilige Teennung, ein Auseinandeeteeten von Leib und Seele, eine Ekstase in dem Sinn, daß die Psyche, als selbstständiges, gestaltetes, nur nicht eigentlich mateeielles Wesen, aus der körperlichen Hülle scheidet und in ihrer immateriellen Substanzialität im Gedicht geschildert wied. Eineeseits kann nun dieß feeilich als eine willkürliche, poetische Schilderung und Ausmalung des Zustandes der Ekstase betrachtet werden, als eine schärfeee Bezeichnung des Gegensatzes zwischen dem Schauen der Sinne und dem Schauen der Phantasie; aber bei Shelley gerade hat es noch eine andere Seite; die Hypostasieung der Seele, die Peesonifikation des Geistes ist einer der wichtigsten und eigenthümlichsten

Züge in Shelley's Poesie, wie wir noch weiter sehen werden, und diese Tendenz, die Psyche, den Geist, in ihrer Abstraktion von der Natur zu fassen und zu verklären, scheint überhaupt, durch den Einfluß solcher Dichter wie Shelley (es fehlt, wie wir unten zeigen werden, auch in Deutschland nicht an Geistesverwandten von ihm) mehr und mehr genährt zu werden. Die materielle, natürliche, ganze Welt scheint ihm nicht würdig und edel genug, vom Menschen wird eigentlich nur die Seele, in ihrer Abstraktion, anerkannt, — in der Natur ein Geist der Natur heraus gefühlt und gefeiert — an die Stelle der Elemente treten Elementargeister und so wird Alles, was Gegenstand der Poesie werden soll, zu einer Verfeinerung sublimirt, zu einer ätherisch-geistigen Atmosphäre emporgehoben, in welcher der ganze, gesunde Mensch nicht mehr gut athmen kann. Man könnte Shelley, sofern er es liebt, die Seele, den Geist, in ihrer Selbstständigkeit und losgerissen von ihrer natürlichen Unterlage zu behandeln und zu feiern, vielleicht mit dem Maler Guido Reni vergleichen, welcher die Seele als Gestalt, als Körper, gemalt hat. Wir führen die Worte Schellings über diesen Meister an, welche uns in vieler Beziehung auch die Poesie Shelley's zu charakterisiren scheinen: „Zu einer neuen Kunststufe trachtete Guido Reni und wurde der eigentliche Maler der Seele. Dahin scheint uns sein ganzes, oft ungewisses und in manchem Werk ins Unbestimmte sich verlierendes Streben gedeutet werden zu müssen.... Hier ist kein Wesen, das mit entschiedener Naturkraft nach außen besteht; Empfänglichkeit und stille Duldsamkeit drückt Alles an ihr (an der himmlischen Jungfrau auf einem seiner Gemälde) aus, bis auf jenes leichtvergängliche Fleisch, dessen Eigenschaft die welsche Sprache mit dem Namen morbidezza bezeichnet." Ist nicht auch bei Shelley jene Ungewißheit und Unbestimmtheit, und macht nicht die morbidezza einen unverkennbaren Charakterzug seiner Poesie aus? Aber dieser vornehme Ekel an dem Natürlichen und Realen, dieses Hellsehen, welches in allen Erscheinungen und Wesen der Welt nur das Geistige heraus-, oder es in sie hineinschaut, ist kein Zeichen von kernhafter Gesundheit; es ist der Gegenpol einer Krankheit, die in ihrer entgegengesetzten Form als Materialismus sich ausspricht. Beide Phänomene haben ihren Grund in dem Auseinanderfallen oder Reißen der gesunden, lebendigen Einheit; mit dem Materialismus kann der Dichter nichts anfangen, während Philosophen gerade darin ihren Triumph fanden, das Gebäude ihres Systems aus todten Stoffen auszuführen — er wird deßwegen, wenn einmal die Spaltung eingetreten ist, eher in einem solchen Hyperspiritualismus verfallen, wie wir ihn bei Shelley sehen, dessen philosophisches System doch, wenigstens in frühern Zeiten, materialistischen Ansichten nicht fern und fremd gewesen war; und vielleicht fühlt man es den Souls und Spirits, welche in seinen Dichtungen so reichlich vorkommen, immer noch einigermaßen an, daß es weniger seiner Phantasie entsprungene, sich ihm als real aufdrängende Wesen, als Personifikationen von Begriffen sind, welche sein mit dem räsonnirenden Verstand uneiniges Gemüth und seine glänzende Einbildungskraft an die Stelle unerquicklicher Verstandeskategorieen setzte.)

Die Königin Mab erhebt sich mit Janthe's Seele bis in das tiefste Gewühl der Weltsysteme:

Geist der Natur! ja, hier
In diesem unermeßlichen Gewühle
Von Welten, deß Unendlichkeit sogar
Den Flug der Phantasie macht zagen:
Hier ist dein ächter Tempel!
Doch minder ist das leicht'ste Blatt,
Das zittert von des Lüftchens Hauch,
Nicht voll von deiner Kraft;
Es theilet der geringste Wurm,
Der in den Gräbern sich von Leichen mästet,
Nicht minder deinen ew'gen Odem.
Geist der Natur, o du!
In diesem Raume unvergänglich,
Hier ist dein ächter Tempel!

(Fortsetzung folgt).

Das neuere französische Drama.

(Schluß.)

Im Jahr 1833 wurde ein neues Stück von Viktor Hugo, Lukretia Borgia, aufgeführt, und hier warf er das lästige Joch der Alexandriner ab, wie A. Dumas schon in seinem Heinrich III gethan hatte. Der Held, Gennaro, ist, wie Didier, ein Bastard und Findling. Das Stück beginnt mit der Erzählung eines Vorfalls, der sich in Rom einige Jahre vorher begeben; man hatte bei Nacht auf einem Pferde zwei Gestalten dem Ufer der Tiber zureiten sehen; die eine war ein Leichnam, die andere der Mörder (erinnert stark an Byrons Lara!). Wer waren diese? — Brüder! Die Ursache, warum sie in Streit gerathen, war eine Geliebte, und diese Geliebte war ihre Schwester! Die Frucht des Incestes war ein Kind, das noch lebt, und der Held des Stücks wird — Gennaro — die Mutter ist Lukretia Borgia. Diesen Gennaro sieht im Verlauf der Zeit einmal zufällig seine Mutter, verliebt sich in ihn und folgt ihm verkleidet nach Venedig. Er empfindet eine Art Neigung und Zärtlichkeit für sie, ohne zu ahnen, daß sie Lukretia Borgia ist, deren Namen schon, wegen des Rufs ihrer Verbrechen, ihm ein Gräuel ist, so daß er in einem Augenblick der Entrüstung ihr Wappen über dem Thor des Palastes ihres vierten Gatten, Don Alphonso von Este, zerstört. Lukretia, den Thäter nicht kennend, heischt von Alphonso Rache. Er verspricht es. Sie dringt auf Verfolgung des Verbrechers; Alphonso antwortet ihr, man habe ihn schon ergriffen. Um ihre Rache recht zu ersättigen, verlangt sie bei der Verurtheilung gegenwärtig zu seyn, und läßt, ehe er eingeführt wird, ihren Gatten beschwören, daß, wer auch der Thäter sey, er sterben solle. Der Herzog, der ihre Neigung für den Thäter schon ausgekundschaftet und ihm und ihr italienische Rache zugedacht hat, willigt gern ein, und bekräftigt seine Zusage mit einem feierlichen Eide. Er hat wirklich schon Schwert und Gift bereit gehalten, um wenigstens Eines von beiden aus

dem Weg zu räumen. Wie Gennaro eingeführt wird, entdeckt Lukretia mit Entsetzen, daß sie sich die Verurtheilung ihres Sohns hat versprechen lassen. Sofort bemüht sie sich, Alles rückgängig zu machen; in einer sehr ergreifenden Scene sucht sie durch Schmeicheleien Don Alphonso zum Mitleid zu bewegen. Er, der in diesem plötzlichen Wechsel nur eine Bestätigung seines eifersüchtigen Verdachtes sieht, beharrt nur um so fester; aber er gibt sich die Miene einer großen Zärtlichkeit und Galanterie gegen sie und entschuldigt seine Weigerung mit seiner Unterwürfigkeit gegen ihre Wünsche und mit seinem Eifer für die Wahrung ihres Rufs. Endlich wirft er die Maske ab, wirft ihr sowohl ihre eigenen als ihrer Familie Verbrechen vor und läßt ihr nur die Wahl, ob ihr Günstling durch Gift oder durch's Schwert sterben solle. Sie, noch immer nicht wagend, den eigentlichen Grund ihrer Theilnahme zu gestehen, wählt das Gift. Alphonso willigt ein, unter der Bedingung, daß sie selbst es ihm reiche. Der Verbrecher wird wieder eingeführt. Don Alphonso heuchelt Gnade, verzeiht ihm seine nächtliche Unbesonnenheit und ladet ihn ein, Syrakuser zu trinken, welchen ihm die schöne Herzogin einschenken soll. Sie, wohlwissend, daß hinter der Tapete ein Mörder versteckt ist, bereit, jeden Augenblick Gennaro niederzustoßen, reicht ihm in der Verzweiflung den vergifteten Trunk — er hat ihn getrunken und Don Alphonso verläßt sie, damit sie die letzte Viertelstunde vom Leben ihres Buhlen miteinander zubringen können; aber Lukretia hat ein unfehlbares Gegengift; sie bietet es Gennaro an, der aber glaubt, sie wolle ihn jetzt erst vergiften; er macht ihr die bittersten Vorwürfe, spricht mit kindlichem Enthusiasmus von seiner unbekannten Mutter und bittet dann den Himmel und sie um Verzeihung, daß er den Namen der Mutter entweiht, dadurch, daß er ihn vor einem Ungeheuer nannte, wie Lukretia. Endlich bewegt sie ihn zu trinken und zeigt ihm Mittel und Wege aus dem Palast zu entkommen; sie entläßt ihn mit ihrem Segen; er flucht ihr. Statt aber eilends zu fliehen, nimmt er an einer Gesellschaft von fünf jungen Freunden in dem, an den Palast Borgia stoßenden Palast Negroni Theil; die Gäste sind alle persönliche Feinde der Lukretia; das Gastmahl ist eine Schlinge für sie — nach dem Schluß der Bacchanalien tritt plötzlich Lukretia, die eigentliche Besitzerin und Herrin des Palastes auf, mit einem Zug von Mönchen, welche den Todtengesang anstimmen. Sie kündigt den Gästen an, daß sie vergiftet sind — Flügelthüren gehen auf und zeigen fünf Särge — aber der Gäste sind sechs — der sechste ist der ohne Einladung gekommene Gennaro. Wieder eine Scene zwischen Lukretia und ihm — sie hat ihm von dem Gegengift mitgegeben, aber er will, weil es nicht auch für die Andern reicht, nicht nehmen; er faßt ein Messer sie zu ermorden — sie fleht um Gnade — sie entdeckt ihm, er sey der Sohn ihres Bruders. Er versteht dieß so: er sey ihr Neffe — er schwankt einen Augenblick — aber von der Gallerie her dringt das Todesstöhnen seiner Freunde — seine Wuth erwacht aufs neue — er ersticht sie, und sie stirbt mit dem Ausruf: „du hast mich getödtet, Gennaro! ich bin deine Mutter!"

Nach diesem werden uns unsere Leser gerne von der Specifikation des Inhalts von Maria Tudor und Angelo, Tyrann von Padua, dispensiren. Diese zuletzt durchgegangenen Stücke, die des Ehrennamens Tragödien schwerlich würdig sind, wirken nothwendig mehr physisch und pathologisch, als psychisch und geistig; gegen das Entsetzliche, was allerdings in der Tragödie vorkommen darf (man denke nur an die Tragödien der Alten, z. B. an die Orestie!), wird kein genügendes Gegengewicht geboten durch Erhebendes und Versöhnendes; V. Hugo wählt zu Vorwürfen seiner Dramen statt des Außerordentlichen das Paradoxe, statt des strengen Schicksals waltet bei ihm der boshafte Zufall; das wahrhaft Menschliche und Sittliche ist gewissermaßen bei ihm die Ausnahme, statt die Regel. Während Aristoteles verlangt, die Helden der Tragödie sollen im Ganzen tugendhafte Personen seyn, jedoch mit einer ἁμαρτία behaftet, kehrt Viktor Hugo dieß um, und wählt zu Helden und Heldinnen mehr oder weniger gesunkene oder verworfene Personen, an welchen aber doch noch etwas Gutes ist. Marion ist doch noch der reineren Liebe fähig. Triboulet liebt und bewahrt die Tugend noch in seiner Tochter; Lukretia's Herz ist noch nicht verschlossen gegen die Regungen der Mutterliebe — aber alle drei Stücke laufen darauf hinaus, zu zeigen, daß dieser Funke von Tugend, weit entfernt die geistige Nacht zu erleuchten, vielmehr von ihr verschlungen und getödtet wird; Marion läßt sich durch die edlere Neigung, die sie empfindet und einflößt, nicht von der Schande abhalten; in Lukretia offenbart sich die Mutterliebe zuerst als Geschlechtsliebe; Triboulet's Liebe zu seiner Tochter ist nur etwas erweiterte Selbstsucht; in allen drei Stücken (im Hernani ist es anders) wird der Rest des guten Prinzips auch noch vergiftet und vermag äußerlich nichts Gutes zu wirken — vielmehr werden diejenigen Personen zu Grunde gerichtet, mit welchen die Hauptpersonen durch ihre bessern Regungen zusammenhängen. Wenn in der Tragödie die Idee gerettet werden und triumphiren soll, im Untergang der sinnlichen Existenz, so geht bei Viktor Hugo auch die Idee unter, und seine dramatische Poesie ist, wenn auch ihrer Tendenz nach nicht eigentlich unmoralisch, doch eine Poesie der sittlichen Verzweiflung. Alles dramatische Talent — und das besitzt Viktor Hugo unstreitig in nicht geringem Maße — wird an solche Sujets unnütz, ja verderblich verschwendet, und nur dann wird etwas Tüchtiges im Fach der dramatischen Poesie von diesem Dichter wieder zu erwarten seyn, wenn er sich diesen trüben Nebel aus den Augen zu wischen, wenn er sich wieder zu einer gesunden, unverstimmten Weltanschauung aufzuschwingen vermag, wenn er das Studium großer, aber von ihm einseitig aufgefaßter und nachgeahmter Muster, mit einem unbefangenen Studium der Geschichte und der Naturwahrheit verbindet. In einem spätern Artikel werden wir über A. Dumas berichten, von welchem eben jetzt ein neues Drama: Caligula, erschienen ist.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 6.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

20 Januar 1838.

Der Pilger.

Aus dem Englischen von S. S.

Wie schied' ich von dem theuern Ort,
Der Kindheit süßer Scene,
Der Seele trauter Heimath, daß
Nicht trät' ins Aug' die Thräne?
Wie könnt' ich der Erinnerung
Den Flug zurück erschweren?
Wie der prophet'schen Furcht den Blick
In dunkle Zukunft wehren?

Vergangenheit — du warest mir
Theils Sonnenschein, theils Schatten;
Ich sah sich Wolk' und Freudenstrahl
Zum Regenbogen gatten.
Die Zukunft! — Auf dem Wendepunkt
Des Lebens schau' mit Zittern
Ich hin nach ihr — sie droht dem Haupt
Mit Stürmen und Gewittern.

Reißt mich nicht dieser Abschied los
Vom Jugendfriedensmorgen,
Zu wandern unter Bürd' und Schweiß,
Zu schmachten unter Sorgen?
Hier ward mein junger Geist entzückt
Vom Wohllaut freud'ger Feier,
Hier auch zu sanftem Weh gestimmt,
Horchend der Schwermuth Leier.

Hier hat der Glanz der Phantasie
Das Dunkle überzogen;
Hier ist zum sel'gen Himmel auf
Der gläub'ge Geist geflogen.
Hier hat sich zu Entschluß und Kraft
Der Jugend Stolz gestählet.
Dem Herz, dem traumentzückten, nie
Der Aussicht Reiz gefehlet.

Hier ist im tiefsten Wesen mir
Der Liebe Ruf erklungen;
Hier hat mein Seyn, wie Lebenshauch,
Das Mitgefühl durchdrungen;
Um von dem weiten Meer der Welt
Friedlich zu rasten — immer
Flog, Heimath, deinem Schooß ich zu —
Versagt hast du mir's nimmer.

Jetzt gönnst du keine Rast mir mehr,
Lernst neue Eigner kennen;
Wo ich getummelt mich als Kind,
Wird man mich Fremdling nennen!
Man sagt von fernen Ländern mir,
Wo schön auch Sonn' und Himmel,
Wo schön die Blumen, Bäume — froh
Der Vögel bunt Gewimmel;

Ich glaub' es auch! doch was gilt mir
Des Himmels Pracht, der Erde,
Wie herrlich auch und stolz — wenn fern
Ich bin vom heim'schen Herde?
Hier ist und hier verzeichnet nur
O Herz, deine Geschichte!
Erinnrung knüpft an Alles sich,
Worauf ich jetzt verzichte.

Ja ich erkenn' das ernste Wort
Und hilft nichts mehr mein Sträuben:
Die Welt beut keinen Ruheplatz,
Wo Pilger dürfen bleiben:
Pilger! in diesem Namen lauscht
Doch künft'ger Segnung Keim;
Zwar spricht von irrer Wandrung er,
Doch deutet er auch heim!

Steht Klagen einem Pilger an,
Keuchend durch Wüstensand,
Wenn er nicht schöne Städte trifft?
Hat er kein Vaterland?
Wenn der, der durch die Alpen zieht
Im Schnee zu schlafen schauert:
Sein harrt die Heimath, wo Gefahr
Nicht hinter'm Schlummer lauert!

Himmlischer Vater! und dein Kind
Murrt, wenn du Unruh sendest?
Bist du's nicht, der im Unglück nah'st,
Und Himmelbalsam spendest?
Im Schatten deiner Flügel wohnt
Nicht immerdar der Frieden?
Ist nicht dein Lächeln Seligkeit,
Den Deinigen beschieden?

Winkt mir die Himmelsheimath nicht,
Von dir mir auserlesen,
Die ganz vollkommne — und getheilt
Von ganz vollkommnen Wesen?
Ein Ruheport, verdüstert nie
Vom Schatten schwarzer Wolken,
Wohin nicht Täuschung, Kummer, Bann
Dem Geist des Pilgers folgen;

Wo ew'ge Freud' und Jugend blüht
In Gottes eignem Tempel,
Wo aller Himmel Siegel trägt
Des ew'gen Vaters Stempel:
Wird mein verzagend Herz nicht stark
Wenn's denkt des Reichs der Gnade,
Der Heimath, deren milder Thau
Netzt unsre Pilgerpfade?

Percy Bysshe Shelley.

(Fortsetzung.)

II.

Die Königin Mab tritt mit Janthe's Seele in den Zaubersaal, der mit köstlichen, brennenden Dichterfarben geschildert wird:

Geist! sprach die Fee, und wies
Hin auf den prächt'gen Wunderbau;
Wohl ist's ein stolzer Anblick,
Der alle Menschengröße macht zu Schanden:
Doch, wär's der Tugend einz'ger Lohn: zu wohnen
In einem himmlischen Palast, ergeben
Den Regungen der Lust, und eingemauert
Im Kerker ihres Ichs, so würde nicht
Erfüllt der heil'ge Wille der Natur.
Lern' Andre glücklich machen. Komm, o Geist,
Das ist dein Ziel! die Vorzeit zeig' ich dir,
Die Gegenwart sollst schau'n du, und ich lehre
Dich die Geheimnisse der Zukunft.

Die Fee zeigt der Seele die Erde in tiefer Ferne und den geistigen und materiellen Zusammenhang aller Dinge und Begebenheiten; sie deutet hinab auf Palmyra's in Trümmern liegende Paläste:

Schau, rief die Fee, Palmyra's
Zertrümmerte Paläste:
Sieh, wo die Größe trotzte,
Sieh, wo die Lust gelächelt —
Was bleibt jetzt? das Gedächtniß
Von Thorheit und von Schande —
Was ist unsterblich hier?
Ein Nichts steht hier, zu künden
Die traur'ge Sage, zu geben
Eine finstre Warnung; bald
Wird schweigende Vergessenheit
Der Kunde Rest verzehren.
Kön'ge, Erobrer traten stolz
Auf Millionen hier im Staub —
Erdbeben sie der Menschheit!
Vergessen auch, wenn die Verwüstung,
Die ihre Spur bezeichnet, schwand.
Neben dem ew'gen Nil erhoben
Sich stolze Pyramiden.
Der Nil wird ewig strömen fort —
Die Pyramiden — fallen!
Ja, nicht ein Stein bleibt, anzuzeigen
Die Stelle wo sie standen;
Ihr Ort selbst soll vergessen seyn,
Wie schon ihrer Gründer Name.

Wo Athen, Rom und Sparta gestanden, ist jetzt eine moralische Wüste; elende Hütten und noch verruchtere Paläste kontrastiren mit den alten jetzt in Vergessenheit hinsinkenden Tempeln.....

III.

Die Seele Janthe's dankt der Fee für die erhaltene Belehrung. Diese fährt fort sie zu unterweisen und ihr zu zeigen, was der Mensch ist. Sie deutet auf einen gewaltigen Palast hin, in welchem aber keine Glücklichen und Freien wohnen.

Der Dichter nimmt hier Gelegenheit, seine socialen und politischen Ideen ziemlich weitläufig durch das Organ der Feenkönigin auszusprechen. Wenn man den menschenfreundlichen Eifer, die edle Gefühlswärme Shelley's, die ihn freilich zu seltsamen Uebertreibungen hinreißen, anerkennen muß, so muß man doch die Philosophie, die er hier ausspricht, und die in manchen Punkten mit der Rousseau'schen zusammentrifft, in hohem Grad grundlos und willkürlich finden. So leitet er zum Beispiel die Despoten und ihre „Parasiten, die goldnen Fliegen, die im Sonnenschein eines Hofs sich wärmend, fett werden von seiner Verderbniß und Verwesung," von Sünde, Raubsucht, Tollheit, Verrätherei und Unrecht ab — eine einseitig moralische Betrachtungsweise, durch welche der menschlichen Natur, von der doch Shelley so hohe und selbst schwärmerische Begriffe hat, al-

zuviel Unehre geschieht. Wer die ganze Vergangenheit so verdammt, wie er, kann mit wenig Grund auf die Zukunft solche Hoffnungen setzen, wie er sie seine Feenkönigin aussprechen läßt; „das Gewerbe der Falschheit werde dereinst ebenso gehässig und gewinnlos seyn, als jetzt der Dienst der Wahrheit." In sehr schönen Worten ist die Lehre der Autonomie ausgesprochen, die aber, so abstrakt und äußerlich gefaßt, alle socialen Verhältnisse aufheben müßte, welche, wenn auch nicht als musterhaft, wenigstens als eine bildende Schule anzusehen sind:

Der Mann von tugendhafter Seele will
Befehlen nicht, und auch gehorchen nicht.
Herrschaft, gleich einer mörderischen Pest,
Befleckt, was sie berührt; und der Gehorsam —
Gift des Genies, der Tugend, Freiheit, Wahrheit,
Macht Sklaven aus den Menschen und erniedrigt
Die menschliche Gestalt zum Automat.

Eine Weissagung eines schnell reifenden Zeitalters des Friedens und der vollendeten Harmonie schließt diesen Abschnitt.

IV. V.

In trefflicher Sprache werden die Gräuel eines Krieges, e'ner Schlacht geschildert, und der Gegensatz der friedlichen Schönheit der Natur zum Hasse der sich mordenden Menschen ergreifend aufgefaßt:

Wie schön ist diese Nacht! der Balsamseufzer,
Den Frühlingszephyre flüstern in das Ohr
Des Abends, wär' ein Mißton in dem Schweigen,
Darein gehüllt die regungslose Scene.
Des Himmels dunkle Wölbung, übersä't
Mit unaussprechlich glänzenden Gestirnen,
Durch den groß, wolkenlos, hinschwebt der Mond,
Ist wie ein Baldachin, den ausgespannt
Zum Schutz der schlafversunknen Welt die Liebe.
Die leisen Hügel dort, tragend ein Kleid
Von unbetretnem Schnee; die finstern Felsen
Daran Eiszapfen hängen, also rein,
Daß ihre schimmernd weißen Zacken nicht
Färben des Mondes reinen Strahl — die Höhe
Mit dem Kastell, deß Banner über den
Ergrauten Thurm so müßig hängt, daß es
Die Phantasie hält für ein Friedenszeichen. —
Das Alles zaubert eine Scene, wo
Brütende Einsamkeit der Seele Flug
Ueber das Ird'sche zu erheben liebte;
Wo gern die ungestörte Stille wachte.
So kalt, so klar, so mild, Des Tages Lichtball
Sinkt übers wellenlose Feld des Meers
Hold lächelnd hin im Süden; nicht ein Hauch
Bewegt den glatten Spiegel, Abendwolken
Werfen den Strahl, den zögernden, des Tages
Bewegungslos zurück. Schön ist das Bild
Des Abends auf dem Meer des Westens. Sieh!
Der Morgen kommt — und Wolk' auf Wolke, dunkle
Gedrängte Massen wälzen sich daher
Ueber die schwarze Fluth; das tiefe Rollen
Von fernem Donner stöhnt und braust entsetzlich;
Der Sturm entfaltet seine Schwinge über
Dem Dunkel das einhüllt der Tiefe Strudel;
Der unbarmherz'ge Feind, mit seinen Winden
Und Blitzen allen, jagt nach seiner Beute;
Die aufgeriss'ne Tiefe gähnt — das Schiff
Findet ein Grab in dem gezackten Rachen. —

Ha, woher jene Gluthen, die mit Feuer
Des Himmels Wölbung überziehn? woher
Der schwärzlich rothe Rauch, welcher den Mond
Den silbernen verdüstert? Ausgelöscht
Im Dunkel sind die Sterne, und der reine
Glitzernde Schnee glänzt schwach nur durch den Nebel
Der Alles rings umzieht! Horch, das Getöse!
Die Donner, die betäubend, rasch sich folgend
Zahllose Echo's in den Bergen wecken,
Und auf dem Sternenthron mit Schreck erfüllen
Die bleiche Mitternacht; an wächst das Tosen;
Berstender Bomben fürchterliches Krachen;
Die Schüsse, das Getreisch, das Stöhnen, Jubeln,
Die schmetternde Musik, der Männer Toben,
Berauscht von Wuth; laut wird und lauter immer
Der Lärm, bis blasser Tod die Scene schließt,
Und über Sieger und Besiegten wirft
Sein kaltes, blut'ges Tuch. Von all den Männern,
Die blühend noch in stolzer Lebensfülle
Der letzte Abend sah — von all den Herzen,
Die zitternd schlugen bei der Sonne Sinken —
Wie wenige, ach! leben — schlagen noch!

Ueber des Jammers Schauplatz dämmert auf
Der graue Morgen; vor dem eis'gen Wind
Rollt langsam weg des Schwefeldampfes Decke,
Des frost'gen Morgens helle Strahlen tanzen
Auf blendend weißem Schnee. Da zeichnen Spuren
Von Blut, tief in den Wald hinein, und Waffen,
Entseelte Krieger, deren harte Züge
Der Tod sogar zu ändern nicht vermocht,
Den fürchterlichen Pfad der frohen Sieger...

Wie gegen Krieg, Kriegsruhm und Herrschaft und die Sünden und Laster, die er daraus herleitet, so spricht sich der Dichter auch mit höchster Erbitterung aus gegen die Selbstsucht, die Mutter des Handels, welchen er nennt: „den um Geld feilen Austausch alles dessen, was Kunst und Natur hervorbringen; unter dessen gifthauchendem Schatten nicht eine Tugend aufblühen dürfe, sondern nur Armuth und Reichthum mit gleicher Hand ihre versengenden Flüche ausstreuen, und die Thore aufthun frühzeitigem und gewaltsamem Tod, dem verschmachtenden Hunger und der im Ueberfluß erstickenden Ueppigkeit. Gold ist ein lebendiger Gott und beherrscht trotzig und höhnisch alle menschlichen Dinge — die Tugend ausgenommen. — Die Zufriedenheit und das Glück des Menschen muß dem Reichthum der-

Nationen weichen, und das was seine Natur zum Himmel ihres Stolzes erhebt, wird verschachert um das Gift für seine Seele. Die Staatsmänner aber rühmen sich des Wohlstandes, und die wortreiche Beredsamkeit, welche noch lebt nach der Zerstörung ihrer Herzen, vergoldet das bittere Gift des Elends einer Nation und wendet die Verehrung des knechtischen Pöbels ihrem falschen Idol: Ruhm zu; nur der arme Mann, der friert und hungert, achtet nicht auf die Rhetorik der Tyrannei." Der Dichter beklagt, daß Mangel und Elend so viele Keime der Tugend und Weisheit ersticken, und daß wohl mancher Milton und Newton in Armuth und unwürdiger Arbeit untergegangen; „und jedes Herz enthalte doch Keime der Vollkommenheit." Ueber die Selbstsucht und ihre innere Nichtigkeit, ihren Mangel an Glück, verbreitet er sich noch weitläuftig, läßt aber dann seine Königin Mab diesen Theil ihrer Rede mit den hoffnungsreichen Worten schließen:

Doch die ergraute Selbstsucht hat getroffen
Ihr Todesstreich — sie schwankt dem Grabe zu:
Ein hellrer Morgen geht der Menschheit auf,
Wo aller Handel mit der Erde Gaben
Ein Tausch seyn wird von guten Worten, Werken;
Wo Armuth, Reichthum, wo der Durst nach Ruhm,
Die Furcht vor Schande, Krankheit und vor Elend,
Der Krieg mit seinen tausend Gräu'ln — die Hölle
Nur im Gedächtniß noch der Zeit, wird leben,
Die, wie ein reu'ger Wüstling, wird erwachen,
Und schaudern beim Rückblick auf ihre Jugend.

VI.

Janthe's Seele bricht in Klagen über diese dornenvolle, elende Welt aus; die Feenkönigin tröstet sie:

Ja, Schuld und Elend sind dort unten heimisch,
Falschheit, Unsinn und Gier,
Die ew'ge Welt jedoch
Schließt, wie das Uebel, in sich auch die Heilung.
Es werden tugendgroße Männer aufstehn
Selbst in der schlimmsten Zeit;
Die Wahrheit ihres reinen Munds, die ewige,
Wird Falschheit, den Skorpion, mit einem Kranz
Umgürten von unlöschbar'n Flammen,
Bis selbst zu todt sich sticht das Ungeheuer;
Welch holder Schauplatz wird die Erde werden!
Der reinsten Geister reine Heimathstätte,
Einträchtig mit Planetensphären tönend,
Wenn, mit der ewigen Natur verschmelzend
Der Mensch wird der Erneurung Werk beginnen!

Jetzt aber beginnt die Fee von neuem ihre Wehklagen über Religion und Priesterbetrug und über den Mißbrauch, den man mit den Vorstell ngen von Gott, Himmel und Hölle getrieben, wodurch man die Erde mit Dämonen, die Hölle mit Menschen, und den Himmel mit Sklaven bevölkert. „Jetzt aber," spricht die Fee zur Religion, „höhnt Verachtung deine grauen Haare und du erbleichst vor der Sonne der Wahrheit;"

Durch die Unendlichkeit von lichten Körpern
Wovon die Erde einer, reicht und wirkt
Ein Geist des Lebens und der Thätigkeit,
Der nichts von Gränzen weiß und von Aufhören;
Der stetig und unsterblich, immer gleich,
Den trotz'gen Sturmwind lenkt, in Wettern tost,
Im Tagslicht lacht, im Palmenhaine säuselt,
Mark der Gesundheit ist, der Krankheit Gift...
Nicht ein Atom im wüsten Sturm erfüllt
Etwas, wozu es nicht genöthigt wäre;
Nein, wie es soll und muß so greift es ein:
Es ist der Herrscher aller Leidenschaften,
Nicht ein Gedank', Entschluß und keine That,
Die ein Tyrann in finstrer Seele brütet,
Keine Besorgniß feiger Knechte, nicht
Ereignisse, die jeden Willen fesseln —
Sind ungekannt, unvorhergesehn von dir,
Seele des Weltalls! ew'ge Quelle du
Von Leben und von Tod, von Glück und Leid,
Von allem was durch die gespenst'sche Bühne
Hinzieht, die zitternd uns vorm Auge schwankt,
Die in das Dunkel unsers Kerkers schimmert
  Deß Ketten und gewalt'ge Mauern
  Wir fühlen — doch nicht sehn:
Geist der Natur! allgenugsame Macht,
Nothwendigkeit! o Mutter du der Welt!
Ungleich dem Gott des Menschenwahnes heisch'st
Du nicht Gebet und Lob! die Launen alle
Des schwachen Menschenwillens rühren dich
So wenig an, als seiner Leidenschaften
Stets wechselnd Spiel stört deine Harmonie;
Der Bube, deß abscheuliches Gelüsten
Elend verbreitet auf der Welt, der Edle
Der mit dem Stolz der Tugend, Angesichts
Des Glücks, das ihm aus seinen Werken quillt,
Sein Wesen himmelwärts erhebt; der Giftbaum,
In dessen Schatten alles Leben welkt, —
Die schöne Eiche, deren Laubdach wölbt
Den Tempel, drin Gelübde sel'ger Liebe
Verzeichnet werden — gelten gleich vor dir;
Nicht Lieb' empfindest du, nicht Haß; du kennst
Nicht Gunst und Rachsucht, nicht den Durst nach Ruhm,
Ja was die weite Welt enthält — es sind
Nur deine duldenden Werkzeuge, du
Siehst Alle an mit unpartei'schem Auge,
Darin nicht Freude und nicht Leid sich spiegelt,
  Weil du nicht hast des Menschen Sinn,
  Weil du nicht bist ein menschlich Herz!

(Fortsetzung folgt).

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 7.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 Januar 1838.

Englische Minister als Dichter und religiöse Denker.

Es ist nicht selten, daß die ausgezeichnetsten englischen Staatsmänner auch in der Literatur sich hervorthun, und zwar nicht nur in solchen Fächern, welche zu ihren Lebensbestrebungen in nächstem Bezug stehen — Politik, Geschichte u. dgl., sondern auch in der sogenannten schönen Literatur, Poesie oder in der Philosophie und in den Naturwissenschaften. Eine unter dem Titel der Tribut erschienene Sammlung bisher ungedruckter Gedichte von verschiedenen Verfassern (London 1837 Murray) enthält auch einen Beitrag von dem dermaligen leitenden Minister des englischen Unterhauses, Lord John Russel, eine Uebersetzung des fünften Buchs von Homers Odyssee in Oktaven, welche sich sehr fließend lesen, obgleich wir Deutsche natürlich die Uebersetzungen im Versmaß des Originals vorziehen. Die Literary Gazette macht darüber folgende Reflexionen: „Wir sehen oft mit Bedauern, wie die literarischen Produktionen von angesehenen Männern, Ministern oder Staatsmännern, von denen der entgegengesetzten Partei so behandelt, oder vielmehr mißhandelt werden, als wären es Verbrechen gegen die Gesellschaft. Spott, Hohn, Verachtung werden ausgegossen auf des Verbrechers Haupt und man stellt ihn, wo nicht als den Verworfensten, doch als den Erbärmlichsten der Menschen hin. Uns freut es immer, wenn solche Männer die Zahl der Autoren vermehren. Die Liebe zur Literatur ist ein sichres Unterpfand, daß die Interessen der Literaten nicht werden vernachlässigt werden; und ein Kabinet, das nicht den gebührenden Sinn für den Glanz und die Bedeutung der Presse hätte, wäre in der That ein für England beklagenswerthes. Gewiß, solche Beschäftigungen müssen nicht nur den Geist für die edleren Sympathien der Natur empfänglich stimmen, und die Härten des rauhen Politikers glätten und mildern, sondern sie lehren auch den Werth der Männer kennen, welche Eigenschaften ausbilden und Kräfte üben, ohne welche die Geschichte zum leeren Blatt wird und die Thaten der Menschen gleich denen der Thiere, welche leben und sterben, ohne daß eine Epoche die Einförmigkeit ihrer Jahre bezeichnet." Dieselbe Sammlung enthält auch einen Beitrag von dem Kanzler der Schatzkammer, Spring Rice, ein Gedicht „beim Wiederbesuch von Trinity-College, in Cambridge, nach zwanzigjähriger Entfernung;" gerade keine Poesie ersten Rangs, aber würdige, schöne Gefühle in edler Sprache und in passende Bilder eingekleidet. Nach einer Anmerkung der Gazette haben die Times nicht verfehlt, die oben angeführten, früher schon niedergeschriebenen Klagen über Parteianfeindungen auch auf dem Gebiet der Literatur zu bewähren und das Gedicht aufs ärgste heruntergerissen, indem sie ihm einen politischen Sinn unterlegten. Vielleicht interessirt es doch Manchen, Verse eines englischen Finanzministers zu lesen, und wir geben deßwegen eine Uebersetzung:

Seit ich zuerst durch diese Thore schritt,
Verflossen Jahre, doch mit jedem Jahr
Lieb' ich dich mehr — nun ich dich wieder schaue,
Füllt sich mein Herz mit Bildern, Rührungen,
Gedanken. Die Vergangenheit erwacht
Aus ihrem Grab, das Licht der Gegenwart
Vermischt sich mit der Zukunft Dämmerschein.
Des Lebens Bestes lernt' ich kennen hier:
Freundschaft und Liebe, Ehrgeiz, Hoffnung, die
Das Seraphsaug' nach hellern Welten hebt,
Und jezt den vollen Quell der Zärtlichkeit,
Der ewig quillt in eines Vaters Herz.

Und stimmbegabt sind deine Wände mir,
Manch ernster Ton der Warnung und des Vorwurfs
Hallt mir aus diesen Wölbungen zurück:
Mißbrauch der Zeit, Versäumniß günst'ger Stunden,
Der Kraft Verschwendung — diese Reugedanken
Gedrängt umschweben mich, wie zorn'ge Schatten,
Die einen Mörder quälen Mitternachts.
O kamen früher die Gedanken mir:
Nicht müßt' ich meines Geists Unfruchtbarkeit

Beklagen jetzt! o hätten sie gestärkt
Zu muth'gen Thaten mich! mir eingeflößt
Ausharrendere Liebe für die Menschheit!
Von fauler Selbstsucht mir das Herz gereinigt!
O hätten Jene, deren leuchtend Beispiel
Die Welt verachten und zum Himmel streben
Mich hätte lehren können — hätten sie
Nur stärkere Wirkung auf mich ausgeströmt:
Edeln Gedanken wären edle Thaten
Entsprungen — Pflicht und Freude, holde Schwestern,
Hätten, verschlungenen Arms, mit Liebesblicken,
Durch Thaten, männlich tüchtige hienieden
Zum Erbe stolz'rer Kronen mich geführt.

Doch überschritt die Sonn' auch schon den Mittag:
Noch weilt das Licht, noch ist zum Wirken Zeit.
Drum will ich nicht, ein schnöd unnützes Wesen,
In einer Welt von Träumen leben hier;
Nicht wie Schaumblasen will hinab ich gleiten
Des Lebens Strom, nicht wie des Herbstes Blatt,
Taumelnd in luft'gem Wirbelwind mich drehen.
Die schläfrigen Genüsse träger Ruhe,
Oder sinnlos Gelächter wüster Freude
Sind nicht des Manns Bestimmung. Ihm gebührt
Das Wollen, Handeln, Dulden — heiße Tage,
Schlaflose Nächte; loosen muß er darum:
Für Andrer Wohl oder umsonst zu leben.

Bevor der Geist Bethesda's Teich verlieh
Die Heilkraft, rührt' er erst die Wasser auf;
O könnt' ein solcher Strom der Kraft erreichen
Mich Wurm auch, mich aus meiner Starrsucht wecken,
Gewinnen würd' mein Leben neues Leben,
Die Seel' auf Engelsfitt'gen würde suchen
Die ew'ge Schönheit, Wahrheit die nicht altert,
Himmlische Weisheit, glaubensstarke Tugend!

Bekannt ist, daß der frühere Lordkanzler Brougham sich vielfach mit Literatur beschäftigt, und daß er erst vor Kurzem eine Abhandlung über natürliche Theologie herausgab, als Bevorwortung von Paley's natürlicher Theologie, welche er ebenfalls in umgearbeiteter Gestalt dem größern Publikum zugänglich machte. Er widmete dieß Buch seinem ehemaligen Kollegen, Lord Althorp (jetzt Graf Spencer) und zwar nicht als eine blaße Höflichkeit, sondern hauptsächlich, weil dieser sein Freund, ebenfalls viele Zeit solchen Forschungen gewidmet und in den wichtigsten Punkten mit ihm auf gleiche Resultate gekommen sey. Das Edinburgh Review bemerkt hierüber: „Unsere Leser werden ohne Zweifel unsere Freude theilen, wenn sie jetzt, wahrscheinlich zum erstenmal, vernehmen, daß drei unserer ausgezeichnetsten Staatsmänner, Lord Althorp, der verstorbene Sir Samuel Romilly und Lord Brougham gewahnt waren, die großen Fragen der natürlichen Religion in übereinstimmendem Gefühl von deren Interesse und Wichtigkeit, mit einander zu erörtern — die Fragen nämlich von dem Seyn und den Attributen der Gottheit, von der Unsterblichkeit der Seele und von der Bedeutung, welche diese großen Wahrheiten für die Sache der geoffenbarten Religion haben." —

Percy Bysshe Shelley.

(Fortsetzung.)

VII.

Dieser Abschnitt handelt noch weiter von der Religion oder eigentlich vom Atheismus. Die Seele Janthe's erzählt, wie sie habe als Kind einen Atheisten verbrennen sehen, unter der geschäftigen Mitwirkung der Priester, unter dem Jubel des Pöbels; wie sie da geweint, aber ihre Mutter ihr zugerufen habe: Weine nicht, Kind, dieser Mensch hat behauptet: es ist kein Gott! Diese Behauptung wiederhallt jetzt die Feenkönigin; sie beschwört vor Janthe's Seele ein gespenstisches Gebilde herauf, erzeugt aus den verdichteten Träumen menschlichen Wahns, damit Janthe an dasselbe die Frage, ob ein Gott sey, richten könne. Ahasverus, *) der ewige Jude, steigt auf, das Bild alten Leidens, aber zugleich würdevoller Resignation; die Seele richtet an ihn die Frage, ob ein Gott sey? Ahasverus bejaht sie; aber zugleich gibt er in sehr feindseligem und bitterhöhnischem Tone den Inhalt der heiligen Schrift an. Aus dem ewigen Juden wird eine Art von Prometheus, der sich als Opfer eines ungerechten und tyrannischen Spruchs betrachtet:

Doch meine Seele hatte längst gelernt
Der Hölle Freiheit vorzuziehn der Knechtschaft
Des Himmels; drum erhob ich mich und furchtlos
Trat ich die einsam ew'ge Wallfahrt an,
Entschlossen: unermüdet Krieg zu führen
Mit dem allmächtigen Tyrannen.

Nachdem Ahasverus solche Auskunft ertheilt, schwingt die Fee ihren Zauberstab und er verschwindet.

VIII. IX.

Jetzt, nachdem die Königin Mab der Seele Janthe's die Vergangenheit und Gegenwart enthüllt, zeigt sie ihr auch die Geheimnisse der Zukunft:

Die Gegenwart sahst du und sahst die Vorzeit;
Es war ein trostlos Schauspiel; jetzt schau' an
Der Zukunft Heimlichkeit. — Du, Zeit,
Entfalte deine düster brütenden Schwingen,
Heraus gib deine halb verschlungnen Kinder
Und von den Wiegen reiß' der Ewigkeit,
Wo Millionen liegen in den Schlaf
Gelullt vom dumpfen Strome des Vergehens,
Den düstern Vorhang weg; Geist, hier schau' deine
Erhabene Bestimmung!

Freud' überkam den Geist.
Durch den gewalt'gen Riß im ew'gen Vorhang
Der Zeit sah man die Hoffnung strahlen durch
Die Nebel banger Furcht; die Erde war
Nicht eine Hölle mehr; die Liebe,

---

*) In einer Anmerkung gibt Shelley die treue Uebersetzung des größten Theils von Schubarths Gedicht und bemerkt dazu: er habe den Titel des Buchs, das er, schmutzig und zerrissen, irgendwo aufgefunden, nicht ausfindig machen können.

Freiheit, Gesundheit hatten ihr
Gebracht des blühenden Mannesalters Reife;
All ihre Pulse schlugen
Im Einklang mit den planetar'schen Sphären.

Die Fee verkündigt in triumphirendem Tone das goldene Zeitalter der Zukunft; die Wildniß und Wüste wird zum fruchtbaren gesegneten Land; die schädlichen und wilden Thiere verlieren ihr Gift und ihre bösartigen Eigenschaften; Stürme und Gewitter hören auf; Alles ist neugeschaffen und die Flamme einmüthiger Liebe entzündet alles Leben; die Natur wird milder und freigebiger; die Bäume tragen immer Frucht, der Löwe vergißt seinen Blutdurst und wird wie ein Lamm — am meisten aber offenbart sich der eingetretene Wechsel am Menschen, der tadellos und unbefleckt an Leib und Seele jetzt dasteht — die Zierde der Erde, mit dem Geschenk der Ewigkeit in der Brust, unsterblich, nicht mehr vom Fleisch der Thiere, sondern von Pflanzenkost sich nährend, frei von allen Leidenschaften und Uebeln, beherrschend ein Paradies des Friedens. „Glückliche Erde" ruft der Dichter aus, „glückliche Erde! du ein zur Wirklichkeit gewordener Himmel!" Nachdem die Feenkönigin die solcher Anschauungen gewürdigte Seele zum unablässigen Kampfe der Tugend ermahnt und sie gegen die Todesfurcht gestärkt hat:

Der Tod ist nur ein traurig finstres Thor,
Das zu azurnen, lichten Inseln führt,
Und zu dem sel'gen Land der ew'gen Hoffnung.
Drum kämpfe, Seele, muthig immerfort!
Bricht auch der Sturm die Frühros' auf dem Stängel,
Verzehrt der Frost auch ihrer Blüthe Frische:
Doch stärkt des Lenzes Lebenshauch die Erde,
Daß sie mit Thau hegt ihre Lieblingsblume,
Die unter Moosen blüht, in dunkeln Schluchten,
Das Waldgrün hellend mit dem sonn'gen Lächeln.
Drum fürchte nicht, o Geist, des Todes Hand,
Der so willkommen, wo Tyrannen lauern,
Wo der Frömmlinge Höllenfackel lodert;
'S ist nur die Reise einer dunkeln Stunde,
Die Traumkluft nur eines unruh'gen Schlafs;
Der Tod ist nicht der Tugend Feind; die Erde
Sah schon der Liebe vollste Rosen blühn
Auf dem Schaffot, mit unverwelklichen
Lorbern der Freiheit untermischt, die Wahrheit
Erträumten Glückes ahnungsvoll verbürgend;

führt sie sie wieder in ihrem Wagen auf die Erde zurück; sie verbindet sich wieder mit ihrem Körper — verwundert erwacht sie und sieht neben sich den Geliebten, der ihrem Schlaf mit Blicken sprachloser Liebe zugesehen.

In diesem seltsamen Gedicht, das, wiewohl in der Form ziemlich unorganisch, doch für einen Jüngling von siebzehn Jahren gewiß außerordentlich genannt werden muß, sind die Hauptthemata der meisten späteren Dichtungen Shelley's im Keime wenigstens enthalten, und wir können, die Inhaltsanzeige und Auszüge von den andern größern Gedichten auf später uns vorbehaltend, schon auf die Königin Mab unsere Gesammtansicht von der Poesie und Tendenz dieses merkwürdigen Mannes bauen.

Shelley verläugnet die revolutionäre Zeit nicht, in welche seine Geburt fällt — das Jahr 1792; aber er trug seine poetischen Doktrinen zu einer Zeit vor, wo jener Freiheitsgeist schon sehr gesunken und beinahe erstickt war; hätte er im französischen Nationalkonvent gesessen, so hätte er mit den kühnsten und eifrigsten Schülern Rousseau's darin wetteifern können — vielleicht aber auch wäre sein reiner Enthusiasmus abgekühlt worden und zurückgeschaudert beim Anblick der so gar nicht heiligen, ja nicht einmal menschlichen Weise, wie die Naturrechte wieder hergestellt und der „Vernunft" als der Gottheit der Welt gehuldigt wurde. In jener Zeit wäre seine Tendenz nicht aufgefallen — aber in seiner Zeit, unter dem englischen Volke war er als ein Entsetzen und Abscheu erregendes Phänomen betrachtet, gemieden und verfolgt, und dadurch noch tiefer in seine seltsamen Abstraktionen und Spekulationen hineingehetzt; je mehr ihn die wirkliche Welt von sich stieß, desto mehr setzte er sich in seiner Traumwelt fest.

Bulwer hat ganz Recht, wenn er Shelley vorzugsweise als eine für die Philosophie Englands merkwürdige Erscheinung charakterisirt. Von diesem Gesichtspunkt aus wollen wir auch hier ihn zuerst ins Auge fassen. Die Philosophie im strengen, deutschen Sinn, wornach man darunter die Konstruktion eines möglichst umfassenden Systems aus reinen, abstrakten Gedanken versteht, die dann allerdings ihre Anwendung auf das Wirkliche und Praktische finden und dadurch ihre Wahrheit und Gültigkeit bewähren sollen, ist — wie schon öfters in diesen Blättern erwähnt wurde — in England nicht zu finden. Die Ursachen davon lassen wir hier unerörtert. Aber wenn auch eine solche Befriedigung des unendlichen Erkenntnißtriebs fehlt, so kann doch der Erkenntnißtrieb selbst, der doch wohl der menschlichen Natur bei einem gewissen Grade der Bildung wesentlich anhaftet, nicht ersterben; er wird immer theils von selbst seine Ansprüche geltend machen, theils von außen Anregung und Nahrung empfangen; der strebende Engländer konnte von den metaphysischen Versuchen der Franzosen und der Deutschen nicht unberührt bleiben, und gerade in Shelley sehen wie die Elemente französischer und deutscher Philosophie auf eine seltsame Weise — nicht sowohl in einander geschmolzen als nur in einander gerührt. Es fehlt Shelley vor Allem in der Philosophie an Schule, an Consequenz; er ist Eklektiker, freilich nicht aus zahmer Mäßigung und Nüchternheit, dergleichen Manche aus verschiedenen Systemen das für den Hausbrauch Passende zusammenstückeln, sondern ein solcher, der vielleicht das Kühnste und Excentrischste, als das seiner eigenen Natur Gemäße, aus mehreren Systemen entlehnte und dadurch, daß er spekulative Resultate in die poetische Form umgoß, die dichterische, glänzende Hülle darüber warf, sich selbst über ihre Unverträglichkeit täuschte. So stellt er (in den Anmerkungen zur Königin Mab) als einen ganz ausgemachten Satz auf: „die Sinne seyen die Quellen aller Erkenntniß für den Geist; ihrem Zeugniß komme die stärkste Beweiskraft zu," womit er ganz und gar einem Sinnen-Empirismus zu huldigen scheint, während er dann doch wieder von der Kraft und Würde des Geistes, von Tugend und Sittlichkeit so reine und hohe Begriffe hat, als sie nicht aus den Quellen

des Empirismus geschöpft werden können, da die Orakel der Sinne keine sittliche Weisheitslehren predigen; er ist dem Materialismus und daneben einem mystischen Idealismus ergeben; er feiert die Nothwendigkeit und singt die Triumphe der Freiheit. Solche Widersprüche lassen sich in dem Gedicht: Königin Mab, unwidersprechlich nachweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreichs Gegenwart.

Dem einleitenden Gedichte aus Viktor Hugo's neuester Sammlung: Les voix intérieures nachgebildet.

Groß ist unsre Zeit und kräftig
Und von edlem Drang geschwellt.
Der Gedanke zieht geschäftig
Als Gesandter durch die Welt;
Und der Arbeit Lärmgekreische,
Drin des Menschen Wort erklingt,
Wie's dem göttlichen Geräusche
Heil'ger Schöpfung sich verschlingt!

Ueb'rall in der Städte Schranken,
Wie am einsam freien Herd
Hängt der Mensch an dem Gedanken,
Der als Milch sein Blut genährt.
Aus des Marmorblocks Kolosse,
Aus der Menge roh und wild,
Meißelt die Idee, die große,
Eines Volkes Götterbild.

Die Schaffote sind zerbrochen,
Und die Kerker sind verwaist;
Aufruhr hat sich still verkrochen,
Beff're Zeiten ahnt der Geist.
Völker haben ihr Entrüsten,
Wie die Lava der Vulkan:
Beide müssen erst verwüsten,
Doch befruchten sie alsdann.

Dichter mit der mächt'gen Leier,
Scheitel, die ein Gott geweiht,
Leuchten im Begeistrungsfeuer
Groß hinab in unsre Zeit.
Ja, die Kunst hat ihr Gefriede,
Wo die Seele freudig lauscht
Dem Entzücken und dem Liede,
Das aus heil'gen Quellen rauscht.

Stein an Stein muß sich erheben,
Sitte hat den Grund gelegt
Zu befestigen das Leben,
Das vom Winde ward bewegt;
Und zwei Säulen der Belehrung
Hat der Geist neu aufgestellt:
Für das Alter die Verehrung,
Liebe für die Kinderwelt.

Pflicht, die Tochter der Gesetze,
Weilt bei uns in holder Rast,
Schmückt des Hauses erste Plätze
Als ein vielgeliebter Gast.
Selbst der Bettler, der im Schatten
Unsrer Vorgebäude ruht,
Läßt des Herzens Haß ermatten
Und im Aug' des Neides Gluth.

Nicht mehr pocht die strenge Wahrheit
An verschloss'ne Thüren an.
Freiheit hat das Wort und Klarheit,
Die der Geist erfassen kann:
Weil er in Begebenheiten
Täglich lesend sich vertieft,
Und an Allem neue Seiten
Und ein neues Deuten trifft.

Während ihr in eure Weisen,
Dichter, träumend euch verzückt,
Wird die Welt durch Dampf und Eisen
Aus dem Schwerpunkt fortgerückt.
Der Erfindung mußten weichen
So Gewicht als Widerstand,
Die an ihre trägen Speichen
Sonst den Gang der Welt gebannt.

Die Materie muß sich fügen,
Vor des Menschen geist'ger Kraft
Sich als Sklavin hinzuschmiegen:
Er erfindet, denkt und schafft.
Sein lebend'ger Hauch erschüttert
Alle Keime der Natur,
Wie der Hain im Winde zittert
Und die Aehre auf der Flur.

Alles wächst und wird bereichert;
Jede rasche Stunde hat
Geistesschätze aufgespeichert:
Schöne Zeit der großen Saat!
Und vom heitern Uferrande
Sieht der Mensch sein Leben zieh'n,
Das als mächt'ger Strom die Lande
All durchschreitet tief und kühn.

Doch in diesem Weiterschreiten,
Reich mit Ruhm und Glanz bedeckt,
In dem Thatendrang der Zeiten
Ist nur Eins, das mich erschreckt
Und mit stiller Angst durchdringet:
Deine Stimme ist's, o Herr,
Deren Echo schwächer klinget
Und verschwindet mehr und mehr!

Dräxler-Manfred.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 8.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 Januar 1838.

Lyrische Gedichte

von Thomas Moore.

Im Versmaß des Originals übersetzt.

III. Für dich und für mich.

Verlacht nur dieß Leben, doch, seit ich's betreten,
Erschien es mir immer voll Freuden allein,
Und eh' man mir zeigt einen bessern Planeten,
Will nur mit der Erde zufrieden ich seyn.
So lang' solcher Augen beredende Sterne
Wie jetzt mich entzücken, die Welt hat für sich:
Laß immer sie sprechen von Welten der Ferne,
Doch Liebchen, die Erd' ist für dich und für mich!

Wohl mögen zum westlichen Sterne oft bringen
Aus höheren Quellen Witz, Klarheit und Licht,
Dort wärmere Dichter die Nymphen besingen,
Doch wie ich dich liebe, so lieben sie nicht.
Und so lang' meine Harfe noch Amor kann loben,
Und himmlisch begeistert sie tönet durch dich:
Laß immer sie sprechen vom Eden dort oben,
Doch Liebchen, die Erd' ist für dich und für mich!

Und wenn auf den Globen, im Raume der Welten,
Wo Lächeln und Sonnenschein selten mag seyn,
Vielleicht auch die eisigen Herzen was gelten,
So könnten wir ihnen wohl viele verleihn.
Und denk, welche Seligkeit wär' es hienieden
Wenn auf zu dem dunkeln Saturnus entwich
Ein Jeder, der haßte die Lust und den Frieden,
Und ließe die Erde für dich und für mich!

IV. Die Abendstunde.

Wie theuer ist sie mir des Abends schöne Stunde,
Wenn in dem stillen See versinkt der Sonne Schein,
Dann bringen Träume mir von andern Tagen Kunde
Und die Erinnerung webt Seufzer für dich ein.

Und wenn sich spielend dann mit Licht die Wellen malen,
So folge westwärts gern dem gold'nen Pfade ich,
Und denke hoffend, diese lichten Himmelsstrahlen
Geleiteten vielleicht ins Land der Ruhe mich!

M. Witte.

Percy Bysshe Shelley.

(Fortsetzung.)

In diesem Gedichte finden wir von vorn herein die bittersten, glühendsten und zornigsten Klagen über die Sünden und Laster der Menschen, durch welche sie von der ihnen von der Natur vorgezeichneten Bahn des Friedens, der Liebe, des Rechts abgewichen seyen, sich das Leben vergiftet und zu einer beständigen Qual gemacht haben. Als die eigentlichen Verderber werden die Eroberer, die Despoten, Staatsmänner und Priester, die Anstifter von Mord und Blutvergießen, die Gründer unnatürlicher Institutionen, die Verbreiter falscher religiöser Vorstellungen bezeichnet und mit dem Stempel eines Hasses gebrandmarkt, der in den Flammen der reinsten Menschenliebe, der edelsten Begeisterung für Recht und Gleichheit glühend gemacht worden. Ja es wird ein Tyrann selbst aufgeführt, der in einem Monolog die Qualen seines sündebelasteten Gewissens ausspricht: ohne Zweifel haben diese Anklagen und Verwünschungen nur einen Sinn unter der Voraussetzung, daß diejenigen, gegen welche sie gerichtet sind, ihre Freiheit und Vernunft mißbraucht, daß sie die Gesetze der atur willkürlich und bewußt übertreten

haben: wie stimmt nun aber damit zusammen die Lehre, welche der Fee in den Mund gelegt wird, von der *Nothwendigkeit als der Mutter der Welt*; der Fatalismus, der nicht nur die Naturereignisse, sondern auch die menschlichen Thaten und Entschlüsse einem ewig nothwendigen Gesetz einer unparteiischen, gleichgültigen Macht unterordnet, in deren Augen der wollüstige, grausame Bube und der Tugendhafte *gleich* gelten? Der Dichter spricht sich in einer Anmerkung weitläuftig über das Nothwendigkeitssystem, den Fatalismus aus, an dessen Richtigkeit er gar nicht zweifelt und sagt unter Anderem: „die Lehre von der Nothwendigkeit müßte eine große Veränderung in den bestehenden Begriffen von Sittlichkeit bewirken und die Religion ganz vernichten. Lohn und Strafe müßten vom Fatalisten nur als Triebfedern betrachtet werden, deren er sich bedienen würde um die Annahme oder die Aufgebung einer gewissen Handlungsweise zu bewirken (es ist unbegreiflich, wie Shelley so inkonsequent oder kurzsichtig seyn konnte, zu übersehen, daß eine *willkürliche* Benützung und Anwendung von Beweggründen und Triebfedern schon gegen die Voraussetzung einer *durchgängigen* Nothwendigkeit wäre) ... zugleich aber vermindert die Lehre von der Nothwendigkeit nicht im Geringsten unsere Mißbilligung des Lasters. Unsere Gewißheit darüber, daß eine Schlange giftig und daß ein Tiger seiner Natur nach ein menschenfressendes Thier ist, veranlaßt uns nicht, ihnen deßwegen weniger aus dem Wege zu gehen, oder macht nicht, daß wir uns bedenken, sie zu tödten; derjenige aber wäre grausam, der ihnen ein Leids thäte, da wo sie keinen Schaden anrichten könnten. Ein Anhänger des Nothwendigkeitssystems *ist seinen eigenen Grundsätzen ungetreu, wenn er sich dem Haß oder der Verachtung hingibt*; das Mitleiden welches er mit dem Verbrecher fühlt, bleibt rein von jedem Verlangen, ihm ein Leid zuzufügen;“ nun vergleiche man aber mit dieser Lehre, welche den *Haß* gegen das Laster inkonsequent findet, mit Shelley's eigenen glühenden Diatriben gegen diejenigen, welche ihm der Fluch der Menschheit zu seyn scheinen! Er spricht wahrlich von ihnen nicht bloß so, wie er von schädlichen Bestien sprechen würde, die nur dem Trieb und Gesetz ihrer Natur folgen; er klagt ihre selbstverschuldete Gesinnung, ihre raffinirte Bosheit, ihr Lügensystem an; er nennt sie vorwurfsvoll *Sklaven* der Sinnenlust, worin doch implicite die Voraussetzung und Forderung liegt, daß sie *Freie* zu seyn vermöchten; kurz er widerspricht durchgehends seinem gepriesenen Nothwendigkeitssysteme, welches freilich in seiner mechanischen Starrheit schon durch jede Zeile aus dem begeisterten Munde eines Dichters widerlegt wird. Der Fatalismus ist etwas so Unsinniges, daß selbst der resignirteste Anhänger desselben unaufhörlich durch Voraussetzungen und Handlungen, die seinem System widersprechen, aus der Rolle fallen muß. Gänzlich inkonsequent ist ferner bei unserm Dichter die in dem besprochenen Gedicht eröffnete Hoffnung und Aussicht auf eine einstige Wiederkehr oder neue Gründung eines goldenen Zeitalters, auch schon von seinem metaphysischen Standpunkte als Anhänger des Fatalismus. Denn wenn die Menschheit entartet ist (was schon gegen die Voraussetzung streitet), so sieht man nicht ein, welches nothwendige Gesetz die Restitution herbeiführen müßte; ist aber die Menschheit nicht entartet, so sieht man nicht ein, wie in einem System des Fatalismus von einem Fortschritt zum *Bessern* die Rede seyn kann, da es Alles, was ist, als in seiner Art und Ordnung gut anerkennen muß — oder vielmehr der Begriff *gut* ihm ganz fremd ist! Es gibt wohl auch eine Poesie der Resignation, welche auf einer in gewissem Sinn fatalistischen Weltanschauung beruht; aber eine solche Poesie, wie z. B. die mystisch-pantheistische des Dschelaleddin Rumi, setzt dann doch an die Stelle der kalten, gemüthlosen Nothwendigkeit ein geistigeres, heiligeres Prinzip; im Allgemeinen jedoch darf behauptet werden, daß die *Freiheit* und das *Bewußtseyn der Freiheit* das Lebensprinzip der Poesie seyn müsse, und dieß um so mehr, je mehr die Poesie nicht ein bloßes ergötzliches Spiel der Einbildungskraft seyn will, sondern das menschliche Gemüth in seinen innersten Tiefen, es reinigend, begeisternd und erhebend ergreifen soll. Und dieß will gerade Shelley's Poesie, denn dieser Dichter betrachtet die Dichtung nicht als eine Kunst des Scheines, sondern als eine segensreiche Leuchte; er schwingt die Fahne der Poesie als begeisterter Verkündiger der Reform im weitesten Sinn, als Prophet des Fortschritts und eines auf Recht, Liebe und Freiheit gegründeten goldenen Alters. So durchbricht sein Gemüth, sein innerstes Bewußtseyn immer wieder die Schranken seines öden und trostlosen Verstandessystems, und der Poet in ihm, der eigentlich die Lehren des Philosophen als volltönendes und die Herzen gewinnendes Organ zu verkündigen und auszubreiten sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, triumphirt mit seinen heiligen Naturtönen über die ihm gleichsam aufgedrungenen Sätze eines kalten und todten Systems. Ins Element der Poesie erhoben, stumpfte sich für Shelley die Schärfe des Systems ab und er übertrug auf dasselbe den warmen Puls des Lebens, der in seiner Brust schlug.

Es war in der That vielleicht ein Unglück, daß Shelley nicht entweder ganz streng methodisch Philosophie studirte, oder daß er nicht, ohne von den philosophischen Problemen Notiz zu nehmen, der Poesie sich hingab; die Kombination beider riß ihn in fortdauernden unaufgelösten Widersprüchen hin und her. Der Materialismus und Empirismus des Système de la nature bildete die Grundlage seiner philosophischen Ansichten; er betrieb mit leidenschaftlichem Eifer die Chemie, gleichsam als hoffte er durch Scheidungen und Analysen den Grundstoffen der Welt auf die Spur zu kommen und bis zu den letzten Elementen des Lebens hindurchzudringen und das Geheimniß des Seyns und Werdens zu ergründen; er erklärte die Nützlichkeit für das Prinzip der Moral — und dabei — ohne, so scheint es, seine anderweitigen Ansichten zu ändern, — huldigte er in seiner Poesie einem schwärmerischen und halb mystischen Idealismus, der das gerade Widerspiel von jenem Materialismus war; er feierte in seiner Poesie, statt der körperlichen Stoffe, die *intellektuelle Schönheit* als das die Welt durchdringende Prinzip, und erklärt alles sichtbar Existirende für *Schein*. Jener verklärtere Pantheismus spricht sich aus in dem Gedicht: *Hymne an die intellektuelle Schönheit*; diese feiert er als die Gottheit

der Welt und man wird hier unwillkürlich an die Schelling'sche Lehre von der intellektuellen Anschauung als dem Prinzip der Philosophie erinnert, besonders da auch Schelling die höchste Offenbarung des Geistes in der Schönheit, in der Kunst anerkennt — wogegen freilich Shelley die Schönheit am freudigsten in der Natur begrüßt. In jenem Gedicht, das in seinem kunstvollen Rhythmus und seinem musikalischen Wohllaut der metrischen Uebertragung trotzt, heißt es: „der ahnungsvolle Schatten einer ungesehenen Macht umschwebt uns, wiewohl unsichtbar, diese wechselnde Welt besuchend mit unbeständiger Schwinge, gleich Sommerlüften, welche von Blume zu Blume strichen; wie Mondstrahlen, die hinter einem Fichtengebirg hervordringen, so besucht sie mit unbeständigem Schimmer jedes Menschenherz und Menschenantlitz; wie die Farben und Harmonien des Abends, wie Wolken im Sternenlicht sich weit ausbreitend, wie die Erinnerung entschwundner Musik, wie etwas das lieb ist um seiner Anmuth willen, und noch lieber durch sein Geheimniß. Geist der Schönheit! der du mit deinen Farben Alles weihest worauf du scheinst, wo bist du hin? — — Einmal fiel auf mich, als Knaben, da ich nach Geistern suchte, plötzlich dein Schatten; ich schrie und faltete entzückt meine Hände. Ich gelobte dir all meine Kraft zu weihen; hab' ich das Gelübde nicht gehalten? Laß deine Macht, die wie die Wahrheit der Natur auf meine empfängliche Jugend sich herabsenkte, meinem ferneren Leben ihre Ruhe und ihre Stille mittheilen, — mir, der dich anbetet und jede Gestalt, die dich in sich enthält, mir, den, o holder Geist, deine Zauber banden, daß ich mich selbst fürchtete, und die ganze Menschheit liebte." — Die Weltseele, von ihm früher mehr als die mechanisch wirkende Kraft, als gemüthlose, blinde Causalität gefaßt, verklärte sich seinem in die Tiefe und Schönheit der Natur sich versenkenden Gemüth, mehr und mehr zu konkreterer Fülle, und seine Opposition gegen den theistischen Begriff von Gott verlor, ihm selbst unbewußt, viel von ihrer ursprünglichen Schärfe und Bitterkeit. So starr er gegen alles Historische in der Religion und Offenbarung sich sträubte, so empfänglich war er für die religiösen Empfindungen und Ahnungen im unmittelbaren Bewußtseyn, so fromm in seiner Naturbetrachtung. Ueber seine religiösen Ansichten sagt Leigh Hunt: „Bei allem Skepticismus konnte man Shelley's Gemüth nichts weniger als irreligiös nennen. Eine durch Frömmigkeit sehr ausgezeichnete Person in unsern Zeiten hat mit Recht bemerkt, daß der größte Mangel an religiösem Gefühl sich nicht bei den ärgsten Ungläubigen findet, sondern bei solchen, die an die Religion nicht anders denn als an etwas Herkömmliches denken. Als Grundzug in Shelley's Charakter kann man eine natürliche Frömmigkeit bezeichnen. Er war voll Pietät gegen die Natur, gegen seine Freunde, gegen die ganze Menschheit, gegen das geringste Insekt des Waldes. Er that sich selbst, gegenüber vom Publikum, Unrecht, wenn er den hergebrachten Namen des höchsten Wesens unvorsichtig gebrauchte. Er identificirte ihn nur mit den gemeinsten und tyrannischsten Begriffen von einem Gott, der nach den unwürdigsten menschlichen Vorstellungen gedacht wird; und bedachte nicht genug, daß er oft auch von einer vernünftigeren Frömmigkeit gebraucht wird, um das Bewußtseyn des großen Bewegers der Welt auszudrücken. Eine ungeduldige Lust am Widerspruch gegen hergebrachte, verderbliche Begriffe von einer übernatürlichen Macht bewirkte, daß seine eigenen Ansichten falsch gedeutet wurden." — „In dem Dom zu Pisa während des Orgelspielens sagte er einmal: Welch eine göttliche Religion könnte man haben, wenn man wirklich die Liebe statt des Glaubens zum Prinzip derselben machte."

Es drängt sich uns eine Vergleichung Shelley's mit einem deutschen Dichter auf, die man in gewisser Hinsicht paradox finden könnte, sofern Shelley als Atheist berüchtigt ist, der Dichter aber, den wir meinen, sich durch seine christliche Gesinnung und seine Hinneigung zum Katholicismus auszeichnete. — Novalis ist es, den wir mit dem englischen Dichter zusammenstellen möchten. Trotz der völligen Unähnlichkeit im Dogmatischen der Religion, welche zwischen den beiden hochbegabten Dichtern statt fand, wird man eine Verwandtschaft der religiösen Stimmung — ein Zusammentreffen beider in einem gewissen Pantheismus, zu welchem sie freilich auf verschiedenem Wege gelangten, nicht verkennen. Auch in Novalis' Poesie ist eine eigenthümliche Mischung verschiedener Elemente bemerklich: eine innige Liebe zur Natur in ihren mannichfaltigen Formen und Produkten, in ihren Pflanzen, Blumen, Gesteinen und Metallen, worin er zugleich Symbole des Geistigen erblickt; ein Durchdrungenseyn von den philosophischen Systemen Fichte's und Schellings, von dem subjektiven Idealismus des erstern und der Naturphilosophie des letztern; eine glaubige Versenkung in die Lehren und Mysterien der christlichen Religion und eine innige Anhänglichkeit an großartige historische Ueberlieferungen — dieß Alles wurde zur Einheit verbunden in dem tief poetischen, doch strebenden Gemüth eines Dichters, der mit Shelley einerseits die unerschöpfliche Fülle der Phantasie, die Großartigkeit und Kühnheit der Kombination, die ätherische Zartheit und den Duft der Farben, andererseits den Mangel an entsprechender plastischer Kraft, an Körperlichkeit und Maßhaltung theilte. Einer der wichtigsten, beiden gemeinschaftlichen Charakterzüge aber ist das mystische Element in ihrer Poesie (und, könnte man sagen, das was sie misty d. h. nebelhaft macht), denn mystisch ist der als atheistisch verschrieene Shelley so gut wie der die heilige Jungfrau feiernde Novalis; das Mystische ist das Ergebniß einer großen Gemüthstiefe, verbunden mit einer reichen und lebhaften Phantasie, für welche der Gedanke keine adäquaten Begriffe, die Sprache keine erschöpfenden Worte findet, welches nun auch im Uebrigen die positiven Ansichten des zum Mystischen sich hinneigenden Geistes seyn mögen. Bei dem frommgläubigen Novalis verband sich seine mystische Tendenz vorzugsweise mit den christlich-dogmatischen Ueberzeugungen, bei dem freigeisterischen Shelley mit seinen Naturanschauungen — aber beiden drängte sich das geahnte in Symbolen und Allegorien gefaßte Geheimnißvolle, welches Lebensathem ihrer Poesie wurde, als das Göttliche auf; denn wer so tief in das Innerste des Gefühls, des Bewußtseyns und des Naturlebens hinabdringt, dem muß der Born des göttlichen Lebens mit seinem begeisternden und beglückenden, wenn gleich nicht klar verständlichen Rauschen entgegenströmen. Wer würde nicht überrascht von der Verwandtschaft der Ideen, der Bilder

des ganzen Geistesschwungs in Novalis' Hymnen an die Nacht und so manchen von Shelley's Gedichten, z. B. Alastor? Bei beiden ist die gleiche Wehmuth, die gleiche Innigkeit, die gleiche kühne Verschmelzung des Natürlichen und Geistigen — auch die gleiche Inbrunst der Liebe — aber des Einen Genius ist der Glaube, des Andern die Hoffnung; Novalis umfaßt den Heiland als Retter der Menschheit, Shelley setzt sein Vertrauen auf den Naturadel des Menschen und weissagt ihm den Triumph unter der Bedingung, daß er sich von allen hemmenden Fesseln, namentlich auch denen eines entmannenden Glaubens und einer demüthigen Unterwürfigkeit los mache, daß er erwache zum vollen Gefühl seiner Würde und Freiheit. Des Einen Losung ist Christus — des Andern Prometheus! Immerhin aber ist es der Triumph des Geistes, welchen beide anstreben und feiern; nur daß Novalis, weil sein Held der ewige Geist der Gottheit ist, immer von frohester Zuversicht glüht, während Shelley, mitunter angewandelt von dem Gefühl der Gebrechlichkeit des menschlichen Geistes, diesen selbst auch für einen bloßen Schatten und Schein erklärt, wie in dem Gedicht die Sinnpflanze:

In diesem Leben,
Dem Kampf, dem Irrthum preisgegeben,
Wo nichts ist Wesen, alles Schaum
Und wir die Schatten nur vom Traum:

Ist's ein bescheidner Glaub', und doch
Dem stillen Denker tröstlich noch:
Der Tod auch selber müsse seyn,
Wie alles andre, Trug und Schein!

Der Garten und die Jungfrau hold
Der Düfte Balsam, der Farben Gold:
Das alles starb in Wahrheit nie —
Nur wir verwandeln uns, nicht sie!

Aber noch mit einem andern deutschen Dichter können wir Shelley zusammenstellen: mit Hölderlin. Dieser gleicht Shelley theils in seinem Natursinn, in seiner Vergötterung des lebendigen Universums, in der süßen Trunkenheit, womit er in der Schönheit des ihn geistig anhauchenden Frühlings, in der Milde des blauen Aethers schwelgt, theils auch in dem Enthusiasmus für das schöne Zeitalter der griechischen Welt. Wie Hölderlin von sich, in Bezug auf die Griechen, sagt: „Mein Herz gehört den Todten an;“ wie er einen Eremiten in Griechenland schrieb und, mehr in der Vorzeit als in der Gegenwart mit der jetzigen Generation lebend, griechisch fühlte und dachte, und dadurch der Heimath und seiner Zeit entfremdet wurde: so hat auch Shelley die Elemente des griechischen Geisteslebens ganz in sich aufgenommen, sie in Saft und Blut verwandelt, und theils im entfesselten Prometheus, theils in dem lyrischen Drama Hellas (auf welches wir später noch zu sprechen kommen werden), seine Begeisterung für das heilige Land der Kunst ausgesprochen, und wenn schon jenes erstere Gedicht keine Fortsetzung des äschyleischen Drama's zu seyn Anspruch macht, doch seine vertraute Bekanntschaft, sein Zuhauseseyn in der altgriechischen Mythologie und Philosophie bewährt. Während aber Hölderlin mit seinem Fühlen und Denken in der Vergangenheit beinahe aufgeht, strebt Shelley, außer seiner Liebe für das gewesene Griechenland, mit gewaltiger Phantasie und kühner Begeisterung in das Reich der Zukunft; ist jener ein verirrter, später Nachzügler der Alten, so ist Shelley der frühe Bote einer Zukunft — die, so wie er sie träumt, gewiß nie kommt, aber deren poetisches Bild der in der Alltäglichkeit versinkenden Menschheit vorzuhalten, immerhin preiswürdig bleibt.

(Schluß folgt.)

Lied an den Kukuk.

Aus dem Englischen von W. Empson.

Recht so, Kukuk, ruf noch mal
Lauter, lauter noch!
Aus dem tiefen Waldesthal,
Von dem Hügeljoch.

Laß den Ruf, so wohlbekannt,
Schallen durch das Feld,
Ob der Lenz nicht komm' ins Land?
Sehnend fragt die Welt.

Alles hab' ich schon durchspäht,
Garten, Trift und Hain;
„Sprecht, ob ihr ihn kommen seht?“
Alle schütteln: „Nein!“

Seine treusten Diener all
Seufzen um den Herrn,
Schwalbe, Fink und Nachtigall —
Und er bleibt noch fern.

Ruf' du wieder! Ist dein Gruß
Doch seines Heerzugs Trommel;
Wenn er noch auf Erden, muß
Er dich hören und kommen!

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 9.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

31 Januar 1838.

Ueber die böhmische Literatur.

Von Pr. G. in Pr.

Erster Artikel.

Die Sprache der Slawen, deren Ursprung, wenn wir ihn bis zur Quelle verfolgen wollten, wahrscheinlich in Ostindien aufgefunden werden dürfte, weßhalb sie auch Surowiecki vom Sanskrit ableitete,*) hat in der That viele reine Wurzeln aus dem Indischen bewahrt. Nicht allein die Zeitschrift „Krok" stellte diese Behauptung schon früher auf, sondern auch der gelehrte Pole Majewski bestätigte dieselbe Aehnlichkeit, und der slawische Reisende Brezowsky aus Agram versichert, daß er sich bis Cochinchina mit den Hindus habe verständigen können.

Nach Dobrowsky ist die slawische Sprache eine Tochter der nicht zu uns gelangten slawonischen Ursprache. Dieses Urslawonische artete in zwei Hauptmundarten aus, die antische und die slawoische; diese war die Sprache der westlichen, jene der östlichen Slawen, der Anten.

Unter den slawischen Volksstämmen waren es die Böhmen, welche ihre Sprache zuerst bildeten, und gewissen Regeln und bestimmten Formen unterwarfen, und der Sprachkenner, welcher das Gebäude dieses Idioms mit unbefangenem Scharfblick untersucht, wird ihn in Beziehung auf die Eigenschaften des Reichthums und der Mannichfaltigkeit, der Bildsamkeit und Gelenkigkeit, der Bestimmtheit, Kraft und des Nachdrucks den Vorzug vor vielen andern Sprachen gewiß nicht versagen. Die böhmische Sprache kann nicht allein durch ganze Worte, sondern auch durch einzelne Sylben, ja durch Vorsetzung einzelner Buchstaben neue und mannichfach veränderte Begriffe erzeugen, und man erstaunt über die Masse von Biegungen und Ableitungen, wodurch die intensiv und extensiv größere Menge von Begriffen und Nuancen von Begriffen hervorgebracht wird, welche die böhmische Sprache besitzt, worin aus Einem Wurzelworte, die frequentativen und Verbal-, Haupt- und Beiwörter abgerechnet, oft 90 bis 110 andere Wörter abgeleitet werden können.

Ein Dual nach Art der Griechen erhöht die Genauigkeit der Verhältnisse der Zahl, und der Plural tritt erst dann ein, wenn von mehr als zwei Personen die Rede ist, während eine Form des dauernden Zeitwortes, welche dem Aorist der Griechen gleicht, 3 bis 4 längstvergangene Zeiten bildet, wodurch die Vergangenheit unserer Thätigkeit bis ins Unendliche schattirt werden kann; nicht minder bezeichnen mehrere künftige Zeiten nicht allein die Zeit, sondern auch die Dauer und die öftere oder seltenere Wiederkehr der Handlung. Gleich vielfach und deutsam sind auch die Participialwendungen, so wie die kleinen Bindungspartikeln zur genauern Nuancirung der Ideen, welche die böhmische Sprache abermals mit der griechischen gemein hat.

Nicht allein reich an zusammengesetzten Wörtern, die selbst in manchen sehr ausgebildeten Sprachen nur mühsam und durch Umschreibungen ausgedrückt werden können, hat die böhmische Sprache noch die Eigenheit, daß sie die Composita der deutschen und griechischen Sprache oft durch ein eigenthümliches einfaches Wort ausdrückt. Auch die griechischen Patronymika besitzt sie, und an Reichthum der Diminutiven und Vezzeggiativen dürfte ihr wohl nur die italienische Sprache den Vorrang streitig machen, der sie jedoch an Peggiorativen nicht gleich kömmt.

Die Hauptwörter können den Artikel, die meisten Verba der Hülfszeitwörter und persönlichen Fürwörter entbehren, und die dritte Person der halbvergangenen Zeit drückt zugleich das Geschlecht aus.

Die Kraft und der Nachdruck der böhmischen Sprache wird nicht wenig dadurch gefördert, daß sie nur wenige Hülfs-, Verbindungs- und Uebergangsworte braucht, welche dem Fluß der Rede in andern Sprachen so oft bleierne Fesseln anlegen.

Der Klang der Benennungen ist oft so deutsam und den Eigenschaften des Gegenstandes entsprechend, daß man Thiere nach ihrer Stimme, Pflanzen nach ihrer Wirkung oder Gestalt, andere Naturerscheinungen nach der Art, wie sie sich unsern Sinnen darstellen, bezeichnet.

*) Das Alphabet des Deva nagari hat 50, das altslawonische 46, das böhmische 42 Buchstaben, in welchen sich die Klänge aller übrigen Sprachen vorfinden.

Deutlichkeit und Bestimmtheit wird durch den Reichthum der Synonymen erhöht. So sagt z. B. der Deutsche: schneiden, es sey nun Korn, Linnenwaaren oder Brot, während der Böhme das Schneiden mit der Sichel, der Scheere oder dem Messer genau unterscheidet.

Auch die böhmische Wortfügung ist freier als jene aller neuern Sprachen, und wo sie mit gewandter Hand benutzt wird, zeigt sie einen Takt, der aus ihrem Innern von selbst hervorzuquellen scheint. Alle diese vereinigten Eigenschaften sind der Grund, daß die böhmische Sprache ganz besonders geschickt zur Nachbildung antiker Formen ist, und machen sie auch vollkommen fähig, sich eine eigenthümliche, wissenschaftliche Nomenklatur zu erzeugen; man muß sich daher durch manchen verunglückten Versuch nicht abschrecken lassen, sondern darf nur auf das Gelungene mit ernstem prüfendem Sinne weiter bauen, um endlich das erwünschte Ziel zu erreichen.

Der wichtigste Mangel der böhmischen Sprache, den sie mit allen slawischen Idiomen, wie mit den meisten neuern Sprachen theilt, ist der Mangel einer bestimmt ausgesprochenen Form für das leidende Zeitwort. Sie ist als die härteste, aber auch die kräftigste der slawischen Sprachen anerkannt; doch kann jene Härte durch gewandte Behandlung sehr gemildert werden, wie uns z. B. Prof. Machaczek (auf den wir zurückkommen werden) bewiesen hat.

Wenn wir auf den Ursprung der Literatur zurückgehen wollen, welche sich auf dieses Idiom begründete, so finden wir in der literarischen, wie in der Staats- und Volkshistorie in den ersten christlichen Jahrhunderten ein mythisches Dunkel, in welches nur mit Einführung des Christenthums der erste Lichtstrahl fällt. Cyrillus, auch Konstantin genannt, erfand im neunten Jahrhundert für die Laute der slawischen Sprache das dem Griechischen nachgebildete Cyrillisch-slawonische Alphabet, dem das Glagolitische folgte, welches aber weniger als jenes gebraucht wurde.

Das älteste papierne Denkmal der Böhmen ist von 993. Die Schrift ist germanisch, und das Insiegel von Wachs; die Umschrift nennt den Herzog von Gottes Gnaden, und bei ihm sind die drei Striche, welche als Wahrzeichen Premisl's die drei Hauptflüsse Böhmens andeuten sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Percy Bysshe Shelley.

(Schluß.)

Die bisherigen Betrachtungen über Shelley's Tendenz betrafen mehr das Religiöse und Metaphysische seines Systems, wenn man ihm ein solches zuschreiben will; wir haben aber auch auf das Sittliche und Sociale daran unsere Aufmerksamkeit zu richten. In dieser Beziehung ist sein Wahlspruch: Ungehemmte Freiheit! unverkümmerte Glückseligkeit! ungefärbte Liebe! Diese drei Faktoren, meinte er, bedingen sich gegenseitig und bringen sich mit Nothwendigkeit hervor — was man im Allgemeinen zwar wohl zugeben kann, nur nicht in der Ausdehnung wie Shelley es meinte und in der abstrakten, alle Modifikationen durch Historisches und Gegebenes verschmähenden Form, worin er seine Weltbeglückungslehre verkündigte. Die Freiheit wollte er in der alleräußersten und reinsten Strenge des Begriffs gefaßt wissen — in einem Sinn, der nicht nur jeden menschlichen Druck, ja schon jede menschliche Herrschaft, sondern der auch die Abhängigkeit und das Bewußtseyn der Abhängigkeit von einer höhern, absoluten Macht, von Gott, ausschloß. Prometheus ist ihm das Symbol des sich seiner Selbstgenügsamkeit, seiner Unabhängigkeit bewußten, durch keine äußere Gewalt zu beugenden, im Leiden sich nur stolzer erhebenden Menschengeists, das Symbol einer selbst gegen den Zwang eines den Thron des Wahns usurpirenden religiösen Glaubens anstrebenden, ihres endlichen Siegs versicherten Opposition; aber mit der innern, geistigen Freiheit war Shelley, als Sprecher der Menschheit, nicht gemeint sich zu begnügen; er verlangte auch die vollkommenste äußere Freiheit und erhob seine Stimme gegen drückende Institutionen wie gegen grausame, ungerechte Tyrannen, gegen blutige Eroberer, gegen die Verächter der Menschenwürde und des Menschenrechts. In glühenden Hymnen jauchzte er den Anstrengungen der Griechen, der Spanier, der Neapolitaner zu — und seine kühne Phantasie anticipirte nur allzu rasch Resultate, die ein kühlerer Kenner der Menschen und Völker nicht hoffen konnte, aber die man, berauscht von dem sprudelnden Becher seiner herzergreifenden Poesie, für Augenblicke für möglich halten kann. Es ist interessant zu bemerken, wie er, der in dem ausgezogenen Gedicht einen so tiefen Abscheu vor den Gräueln des Krieges, vor den Begierden des Eroberers, den brutalen Launen des Kriegers an den Tag legt, da, wo es die Abschüttlung des Sklavenjochs, den Kampf gegen Unterdrückung gilt, auf einmal sich in einen Tyrtäus verwandelt, dessen Element und Lust der Krieg ist; man erkennt hieraus, daß sein Widerwille gegen Blutvergießen und Eroberer nicht Schwäche des Naturells und Weichlichkeit, auch nicht idyllische Sentimentalität ist, sondern aus dem lebendigsten und edelsten Bewußtseyn der Würde des Menschen, aus der reinsten Humanität hervorging, und es ist ein nicht außer Acht zu lassendes Zeichen der Zeit, besonders wenn man auch die mehr und mehr sich beurkundende Abneigung der europäischen Völker gegen den Krieg erwägt, daß ein solcher Dichter den blutigen Lorbeer des (erobernden) Helden verwirft, ja verflucht, und dagegen den Oelzweig, die Palme preist.

Die Humanität, welcher Shelley huldigt, verbietet, daß der Glanz und Ruhm Einzelner erkauft werde mit dem Unglück von Tausenden; sie verlangt Glückseligkeit für alle Menschen. Für die Bedingung eines glücklichen Zustandes hält er aber vor Allem die Rückkehr zur Naturgemäßheit, die Verzichtung auf die Mißbräuche und Auswüchse der Civilisation, auf gewinnsüchtigen Handel, auf Fleischnahrung u. dgl., die ungehinderte Befriedigung der natürlichen Triebe, die hauptsächlich durch Zwang und Versagung irre geleitet und Quellen des Lasters werden — und er weiß diesen Zustand mit den reizendsten Farben zu schildern, besonders insofern er den Menschen in ein sehr inniges Verhältniß zur Natur setzt, die, selbst auch wieder milder und

gütiger werdend, den Fluch, der durch die Selbstsucht und den Haß der Menschen auf sie gelegt wurde, abwälzt. Hier jedoch tritt offenbar an die Stelle des Propheten einer socialen Reformation der phantastische Poet.

Der Hebel, die Last des Fluchs wegzuwälzen, und die Menschheit auf eine höhere Stufe zu stellen, soll die Liebe und Gerechtigkeit seyn. Daß die Liebe, welche Shelley meinte, nicht ein lauwarmes Wohlwollen war, wie es manche Philanthropen anempfahlen, darf wohl nach allem Bisherigen nicht erst bewiesen werden; in seiner heftig bewegten, glühenden Seele war auch die Liebe eine Leidenschaft, und diese Leidenschaft wurde nicht ausgelöscht und erstickt, sie wurde nur zu veränderter Weise der Aeußerung genöthigt durch den bittern Haß und die Feindseligkeit, worauf sie vielfach stieß. Verwarf Shelley die religiösen Begriffe mit dem Verstande, so drängten sich doch die religiösen Gefühle und Impulse immer wieder seiner Seele auf, und der Mann, der die religiöse Vorstellung des Opfers von sich stößt, kannte aus eigener Erfahrung so gut als Einer die Süßigkeit und das Erhebende der Aufopferung, die Geheimnisse und Wunderkräfte der Liebe. Aber er verkannte, daß, so wie die menschliche Natur ist und ohne eine ans Uebernatürliche gränzende Metamorphose bleiben wird, eine solche reine und brünstige Liebe immer eine seltene, durch den Kontrast entgegengesetzter Leidenschaften hervorgehobene, ja vielleicht zum Theil dadurch hervorgerufene Erscheinung bleiben wird, und daß sie jedenfalls, auch den Willen dazu vorausgesetzt, eine Reife der Erkenntniß erfordern würde, der sich die Menschheit im Ganzen in Jahrhunderten nur vielleicht um wenige Schritte nähert. Woher aber erwartete Shelley diese Lehrer der Menschheit, da er die größten unter den bisherigen verwarf? und machte er nicht die Erfahrung, daß seine eigenen Schriften von den Allermeisten zurückgewiesen und nicht verstanden wurden?

Shelley's ethisch-sociales System ist ebenso wie sein metaphysisches ein Gemisch aus Stoicismus, Benthamismus und Rousseau'schen Ideen; er überkleidete die verschiedenen Elemente mit einem poetischen Schmelz und Schimmer, nach dessen Abstreifung aber doch ihre Seichtigkeit, Dürftigkeit oder Starrheit sich nicht verbirgt. Er konnte die Begriffe von Freiheit und von Pflicht und Abhängigkeit, von Selbstständigkeit und Unterordnung nicht zusammenbringen und versöhnen, er schwankte zwischen der Doktrin, welche die Menschen mit dem Hebel der allgemeinen Glückseligkeit und des wohlverstandenen Interesses angreift, und derjenigen, die sie bei ihrer Geisteswürde beschwört; zwischen dem System einer die Welt in die Arme schließenden Liebe und einer sich in sich verschließenden, isolirten Resignation.

Wir haben über diesen Betrachtungen, welche die *Tendenz* von Shelley's Poesien betreffen, bis jetzt noch nicht auf den *poetischen* Charakter seiner Dichtungen im engern Sinne eingehen können. Wir behalten uns, um diesen Aufsatz nicht zu weit auszudehnen, vor, dieß später noch ausführlicher und mit weiteren Belegen zu thun, und geben hier vorläufig nur einige dahingehörende Bemerkungen.

Man hat ihn als den *Dichter der Dichter*, oder *für Dichter* bezeichnet — und diese Bezeichnung scheint uns in vielen Beziehungen treffend. Es liegt ein großes Lob darin, aber auch ein großer Tadel. Der Dichter im höchsten Sinn soll das Organ der edelsten, reinsten, erhabensten und tiefsten Gefühle, Gedanken, Anschauungen seiner Zeit, seines Volkes seyn; er koncentrirt in seinen Schöpfungen, was sonst nur zerstreut in den Gemüthern vorhanden ist; er entwickelt die verborgenen Keime zu Blüthen; er bringt das Geahnte zum Bewußtseyn und befeuchtet das Bewußtseyn mit neuen Ahnungen. Um so wirken zu können, dazu ist erforderlich, daß er die Sprache seiner Zeit, seines Volkes rede — die *Sprache* im umfassendsten Sinne genommen, daß er an die bekannten, geläufigen Vorstellungen, Empfindungen, Interessen und Leidenschaften anknüpfe, daß der Baum seiner Dichtung, wie hoch er auch in den Himmel rage, mit den Wurzeln an dem Boden des realen Lebens hafte und daß die Früchte dieses Baumes genießbar, daß es nicht nur fern glänzende, aber unter der Berührung zusammenbrechende, hohle Zauberäpfel seyen. Man gehe mit diesem Maßstab an die größten Dichter aller Völker und Zeiten, und sehe zu, ob er nicht auf sie paßt! Aber auch mancher Dichter untergeordneten Ranges, der eben nicht mit außerordentlichen Geistesgaben, mit keinem hohen und idealen Schwung der Phantasie, mit keinem gewaltigen Streben ausgestattet war, hat schon dadurch, daß er den *Ton* seiner Zeit, seines Volkes, vielleicht nur ein oder ein paar Male, glücklich traf, daß er eine Stimmung, ein Streben der Zeit richtig, klar und in passender poetischer Form aussprach, einen größern Namen und größere Bedeutung erlangt, als andere, ihm vielleicht an Geist und innerer Poesie weit überlegene, mehr subjektive Dichter. Ob es möglich sey, daß ein wahrhaft großer Dichter ein späteres Zeitalter in dem Sinne anticipire, daß er eigentlich erst in jenem recht heimathlich wäre? möchten wir bezweifeln; aber damit ist natürlich nicht das gemeint, daß er nicht anfangs weniger beachtet und erst später vollständig anerkannt und verstanden werden könne. Der Dichter für Jedermann wird sowohl seine *Stoffe* allgemein (versteht sich für Gemüther von einem gewissen Bildungsgrad!) ansprechend wählen, als auch sie auf eine verständliche Weise behandeln und darum auch immer sich durch (relative) Einfachheit, Klarheit und anscheinende Kunstlosigkeit auszeichnen; er wird vielleicht in seine Poesie Elemente aufnehmen, welche einem hyperpoetischen Geschmack als unpoetisch, als prosaisch, als derb und plump erscheinen, die aber leicht dem gewöhnlichen Geschmack am besten zusagen, ihn am meisten interessiren und fesseln. Ein solcher *Dichter für Jedermann* ist nun Shelley nicht, und es gehörte eine abgeschmackte poetische Vornehmthuerei dazu, wenn man ihm dieß zum Verdienst anrechnen wollte, daß seine Poesie über den Horizont und Geschmack der Menge hinausgehe. Hätte Shelley *nichts* geschrieben, was für eine größere Masse anziehend wäre, so müßte man in der That von seinem poetischen Verdienste Vieles abziehen und halb daran irre werden; nun aber ist doch Manches von ihm allgemein verständlich und ansprechend und nur zum Theil und besonders in größern Kompositionen schwingt er sich in eine Sphäre, wohin ihm viele Blicke nicht folgen können. Wer da weiß, besonders aus dem Studium der größten Dichter, wie Vieles und anschei-

nend allzuhoch Liegendes man durch wahrhaft poetische, geniale Behandlung, welche das Geistige veranschaulicht, das Transscendente versinnlicht, selbst dem minder hochgebildeten Leser oder Zuschauer verständlich machen und nahe bringen kann: der wird nicht in Abrede stellen, daß jenes Urtheil über Shelley: daß er *der Dichter für Dichter* (und *Denker*, setzen wir hinzu) sey, einen großen Tadel enthalte. Allerdings aber ist damit auch eine gewisse Potenzirung des poetischen Vermögens bezeichnet; um der *Dichter für Dichter* mit Recht zu heißen, muß man gewisse dem Dichter wesentliche Eigenschaften in einem ausgezeichneten Maß und Grad besitzen — und dieß läßt sich gewiß von Shelley mit Grund behaupten: er besaß in reichem Maß die Eigenschaften, welche den Dichter von dem nicht mit poetischem Vermögen ausgestatteten Menschen *unterscheiden*, aber es fehlte ihm dagegen an einer verhältnißmäßigen Begabung mit denjenigen, welche zwischen dem Poeten und dem Nichtpoeten den Rapport vermitteln, das Band des Interesses knüpfen, durch die jener seinen Schöpfungen die gesunde und tüchtige Farbe der Realität und das Mark des Lebens mittheilt; er besaß eine ungeheuer reiche und glänzende Phantasie, aus der aber nur die Bilder zu luftig verschwommen, zu weich, zu wenig selbstständig und in ihrem Drange einander erdrückend und verzehrend hervorquollen; einen erhabenen Gedankenschwung, der aber den Hörer oder Leser in eine schwindelnde Höhe emporreißt, wo nur ein scharfes Auge noch Gestalten und Umrisse schaut; er ist ausgezeichnet in prächtiger Farbengebung, in musikalischem Wohllaut, und der Genius der Kühnheit und der Zartheit schwingen in seiner Poesie — jener die Flügel des Adlers und dieser die des Abendfalters; aber die plastische Schöpferkraft mangelt ihm; er tritt nicht aus seiner Subjektivität heraus, die ihn wie ein lichter Nebel umwallt, ihn wie ein Zaubermantel in den Aether und ans Empyreum emporträgt, aber ihn von dem Verkehr mit dem Greifbaren und Reellen abschneidet. Sollte er aber deßwegen, mit diesen Eigenschaften (könnte man fragen), ein *Dichter für Dichter* und *Denker* genannt werden? machen diese geringeren Forderungen an die Poesie, und nicht im Gegentheil gesteigerte? Die *Denker*, um zuerst von diesen zu sprechen, verlangen häufig von dem Dichter weniger die eigentlich poetische Inkarnation der Idee, als vielmehr nur eine Fülle von Ideen in ansprechender, wenn auch nicht künstlerisch vollendeter Form, und diese werden gewiß bei Shelley eine reiche Nahrung für ihr Verlangen finden; wie an Poesien voll schöner Sentenzen, reiner Gefühle und edler Gesinnungen eine Menge Leser, die gerne nachdenken, ohne doch in eine hohe Sphäre sich zu erheben, das größte Wohlgefallen haben — (wir erinnern nur an Tiedge's Urania, an Youngs Nachtgedanken —) so werden höher gebildete Leser, die mit schärferer und geübterer Denkkraft auch mehr Empfänglichkeit für Kühnheit und Zartheit der Phantasie und für die leisesten und weichsten Tinten der poetischen Farben verbinden, an Shelley eine höchst anregende Geistesnahrung finden; es wird sie ergötzen, die Ideen aus den poetischen Verhüllungen der Sprache, aus den Allegorien und Bildern herauszufinden, die Spur überraschender Gedanken zu verfolgen, die oft nur leise angedeuteten Ansichten des Dichters zu vervollständigen und auszubilden, oder zu bekämpfen und über die Offenbarungen eines reichen, tiefsinnigen und grübelnden Geistes in dieser neuen Form nachzusinnen. Gerne wird mancher, der sonst mit strengem, methodisch fortschreitendem und nüchternem Denken sich beschäftigt, auch einmal in das wilde, verworrene, aber glänzende und ahnungsvolle Chaos von Shelley's philosophischer Poesie sich hineinmachen und einerseits den Werth bewußter Klarheit im Denken von neuem schätzen lernen, andererseits aber auch durch die Anschauung der Gährung in einem so tiefen Geiste sich vor dem Dünkel warnen lassen, daß sich das gewaltige Ferment in der menschlichen Natur, das immer von neuem in eigenthümlichen Geistern aufbraust, je einem System und einer Disciplin des Denkens ganz fügen werde!

Ein Dichter für Dichter ist Shelley — freilich nicht als Muster und Vorbild, wozu ihn sich manche begabte und poetische Gemüther erkoren haben mögen (nach Bulwer), was uns sehr begreiflich scheint, aber allerdings nur nachtheilig wirken konnte. Wer, ausgerüstet mit poetischen Anlagen, sich ganz der Lektüre und dem Studium dieses Dichters widmen wollte, der würde ohne Zweifel die abgeschwächteste, markloseste nebelhafte Poesie produciren, die, mit ihren Ansprüchen auf geniale Ueberschwänglichkeit, wie Seifenblasen zerplatzen müßte — Poesie, wie in Deutschland ein Nachahmer von Novalis, der pseudonyme Isidorus Orientalis, sie hervorbrachte. Shelley's Poesie hat, gerade für feinere, poetische Geister, etwas ungemein Reizendes und Verführerisches; ihr schwunghafter Enthusiasmus erscheint als Kraft, ihre Abstraktion als Verklärung, und es wird übersehen, daß jener Enthusiasmus oft krankhafte Hypersthenie, und daß die Gluth auf den Wangen seiner Muse nicht die Farbe der Gesundheit, sondern die in seinen Gedichten so oft vorkommende kränkliche Röthe (hectic red) die Verkündigerin des nahen Todes ist. Unschädlich aber, ja erquicklich und reich an hohem Genuß wird die Lektüre Shelley's solchen poetischen Geistern seyn, die mit der regsten und feinsten Empfänglichkeit für die sublimirtesten Elemente der Poesie doch genug Selbstständigkeit und Widerstandskraft haben, um nicht in einer von den feinsten Düften und Würzen übermäßig geschwängerten poetischen Atmosphäre in einen poetischen Rausch, Schlaf und Traum zu verfallen, in welchem die geistige Gesundheit, während sie sich gesteigert wähnt, in der That erschöpft und untergraben wird, auf solche Dichter wird er belebend, anregend, befruchtend wirken — denn er hatte „Phantasie für ganze Generationen von Poeten;“ sie werden in ihm wahre Fundgruben von kostbaren Metallen und Edelsteinen der Poesie entdecken, die von den Nichtpoeten übersehen und mißachtet werden, weil sie ihnen zu klein erscheinen, oder weil sie mit den Schlacken der Metaphysik und einer seltsamen Naturmystik behaftet sind.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 10.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

3 Februar 1838.

Lerminier über La Mennais' Buch des Volkes.

In einem größern Aufsatz der Revue des deux Mondes beleuchtet Lerminier das neue Werk des berühmten Abbés, und gibt seinem Aufsatz die Ueberschrift: der evangelische Radikalismus, womit er den Gesichtspunkt andeutet, von welchem aus er das Buch auffaßt. Wir beschränken uns auf einige kleine Auszüge. Lerminier beginnt mit Bemerkungen über das Wesen des Christenthums, dessen unterscheidenden Charakter er darin findet, daß es „das erhabene Prinzip der Verbrüderung der Menschen unter sich" aufstellt. „Seinen Triumph fand es in der Trefflichkeit seiner Moral." — Sein Prinzip war einfach, aber die Entwicklung mannichfaltig. Er unterscheidet drei Richtungen, in welchen es von verschiedenen zu verschiedenen Zeiten ausgebildet wurde: die mystische, die rationalistische, die eudämonistische. „Unter den Adepten des neuen Glaubens beschäftigten sich die Einen mit ausschließlichem Eifer mit dem Verhältniß des Menschen zu Gott, sie ließen die menschliche Individualität aufgehen in der passiven Beschauung der Gottheit, und die ursprüngliche Einfachheit des christlichen Wortes in der orientalischen Gnosis. Andere dagegen machten gegenüber dem Glauben die Rechte der Vernunft geltend, und suchten den Ursprung und den Stifter der christlichen Religion auf menschliche Verhältnisse zurückzuführen. Noch Andere endlich konnten nicht darauf verzichten, vom Christenthum auch irdisches Glück zu verlangen, und sie predigten von einem politischen tausendjährigen Reiche Christi." Die Repräsentanten dieser drei Richtungen in den frühesten Jahrhunderten sind: Origenes und Clemens von Alexandrien, Arius, und Papias. Im Mittelalter hatte die Mystik ausgezeichnete Jünger. Luther, zwar selbst nicht Rationalist, rief den Rationalismus der Socinianer, und andererseits, durch Mißdeutung seiner Lehre von der christlichen Freiheit, den politischen Eudämonismus eines Johann von Leyden hervor. „Mit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts hatte das Christenthum zum zweitenmal den Kreis der Häresien der ersten Zeiten durchlaufen. Nachdem es diese Wiederholung derselben Bewegung vollendet, theilte es sich in zwei große Parteien, den Protestantismus und Katholicismus, und es begann ein Zeitalter der Ruhe und des Friedens, wo die Form und die Art seines Einflusses sich veränderte. In Deutschland theilte der Protestantismus dem menschlichen Geist frische Kraft mit. Die allgemeine Wissenschaft der Laien blühte im Schatten seines Prinzips. Kant und Lessing lehrten ihr Land die unumschränkte Freiheit des Gedankens. Nur auf die Politik gaben sie ihm keine Anwendung, erlebten aber noch auch die sociale Anwendung desselben. In Frankreich hatte der Katholicismus unter Louis XIV wieder gute Tage, aber um den Preis mancher Opfer und bedeutender Veränderungen; er ward der Regierung beigesellt, aber er war nicht mehr das Regierende selbst; und schon bereitete sich eine dumpfe Bewegung vor, welche die Gewalt einem andern Geiste, dem philosophischen Geist in die Hände liefern sollte."

„Wenn im letzten Jahrhundert die Philosophie mächtig wurde, so schließt dieß Uebergewicht in sich und erklärt die Schwäche des Katholicismus und des Protestantismus während dieser Epoche, was den socialen Einfluß anbelangt. Die Vernunft trug den Sieg über den Glauben davon; dem Wort Christenthum substituirten die Philosophen und Historiker das Wort Humanität. Seit dieser großen Kraftanstrengung der menschlichen Vernunft ist der philosophische Geist Herr der Gesellschaft geblieben, in dem Sinn, daß die politischen Machthaber ihm nothwendig folgen, selbst wenn sie ihm widerstehen wollen, weil sie ihre Inspirationen nicht mehr im Glauben suchen. Erst seit 25 Jahren hat der Katholicismus, besonders in Frankreich, einige Versuche gemacht, seinen alten Einfluß wieder zu gewinnen. Im Jahr 1814 schien die Rückkehr der letzten Fürsten der alten Dynastie ihm günstig zur Erreichung seiner Absichten und diente einer religiösen Bewegung als Ausgangspunkt und Stütze. Bei diesem Aufschwung des Katholicismus nahm La Mennais von Anfang an einen bedeutenden Platz ein.

Wie kommt es aber, daß er, ehemals ein so eifriger Katholik, jetzt ein Ketzer geworden ist? Man findet, daß es in der Geisteseigenthümlichkeit und im Wesen des Verfassers des *Versuchs über die Gleichgültigkeit* u. s. w. liegt, vor Allem für das Christenthum eine sociale Bedeutung und Wirkung zu suchen und die politischen Interessen in die erste Linie zu stellen. Auch lagen in seinem Geist unwiderstehliche Neigungen zu heftiger Polemik und zu extremen Schritten. Als er im Jahr 1826, wo er sich vor dem Tribunal der Zuchtpolizei zu vertheidigen hatte, erklärte: ich bin es meinem Gewissen, dem heiligen Charakter, womit ich bekleidet bin, schuldig, vor dem Tribunal zu erklären, daß ich unerschütterlich an dem gesetzlichen Haupt der Kirche festhalte, daß sein Glaube der meinige, seine Lehre die meinige ist, — da schloß er sich nur darum so fest an den Papst an, weil er ihn für den Inhaber einer wirklichen, thatkräftigen Macht hielt. Schon in der Schrift: *Fortschritt der Revolution und des Kriegs gegen die Kirche* konnte man Sympathien für die Freiheit spüren. In dieser Stimmung fand ihn die Revolution von 1830. Im folgenden Jahr beschwor er den Papst, sich nicht von der Freiheit und vom Geist des Jahrhunderts zu trennen; auf dessen Weigerung schien er einen Augenblick sich unterwerfen und schweigen zu wollen; aber die Natur des Mannes gewann die Oberhand; er brach los, und seit den *Worten eines Gläubigen*, die im Jahr 1834 erschienen, trieb er es immer weiter; er wurde zum zweitenmal Journalist (im Monde), und jetzt endlich, wo er das *Buch des Volks* herausgibt, erklärt er sich ganz offen als Neu-Christen. Es ist unmöglich, zu begreifen, wie La Mennais auf den Punkt gelangte, auf dem er jetzt steht, wenn man nicht bedeutend mit in Rechnung nimmt seine tiefgehende Ueberzeugung von der unheilbaren Ohnmacht der beiden Parteien, in welche heutzutage das Christenthum zerfällt, des Protestantismus und Katholicismus. Diese Ueberzeugung war der bestimmende Grund dessen, was er geschrieben und was er gethan hat. Da er aufhörte Katholik zu seyn und nicht Protestant werden wollte, wurde er nothwendig ein Ketzer. Welchen Kämpfer wird ihm die Kirche entgegenstellen? Bis jetzt haben wir immer mehr hitzige als tüchtige Männer auf den Kampfplatz treten sehen, und wir gestehen, die Aufgabe ist nicht leicht, La Mennais zu bekämpfen, ohne aus den Schranken der Orthodoxie herauszutreten." — „Wir, die wir ihn nicht vom katholischen, sondern vom philosophischen Gesichtspunkt aus zu würdigen haben, die wir seit mehreren Jahren die Entwicklung seines Gedankens verfolgten, beabsichtigen seinen Neo-Christianismus, wie er ihn jetzt im *Buche des Volks* vorgetragen hat, zu analysiren. Wenn wir Lücken, Inkonsequenzen und Verirrungen zu rügen haben, mitten unter edeln Gefühlen und hochherzigen Gedanken, immer in das Gewand einer prachtvollen Sprache gehüllt, so thun diese Ausstellungen unserer Bewunderung für das Talent des Verfassers keinen Eintrag; vielmehr muß man in der Freiheit, die wir uns nehmen, das Zeugniß der hohen Bedeutung erblicken, die wir seinen Arbeiten und Schriften beilegen; La Mennais, auch da wo er seine Irrthümer verficht, füllt unter uns eine nothwendige Rolle und eine sociale Funktion aus; diejenigen die ihn so heftig angreifen, beweisen durch ihren Zorn, wie wenig sie ihr Jahrhundert begreifen; der philosophischen Unparteilichkeit gebührt es, den Neo-Christianismus zu würdigen." — Lerminier theilt nun in einer Reihe von Sätzen den Hauptinhalt von La Mennais' Buch mit; die vom Christenthum verlangte brüderliche Gleichheit bestehe nicht; ein Theil, der Haupttheil, das Volk, die eigentliche Menschheit, befinde sich in unchristlichem Druck. Darum müsse das Volk als Gesammtheit sein Loos zu verbessern, die Stadt Gottes zu gründen streben; die Weisheit bestehe in der Kenntniß und Uebung der wahren Gesetze der Menschheit und die Gesammtheit dieser Rechte sey das, was man Pflicht und Recht nenne. Zu diesen aber müsse als Vollendung die Liebe kommen. — Dann werden die Rechte und Pflichten des Einzelnen und der Gesammtheit erläutert und in ersterer Hinsicht gelehrt, das Volk sey berechtigt, sich einen glücklichen Zustand zu schaffen; aber das Volk solle sich auch nicht übereilen, es solle nichts Unmögliches träumen, solle bedenken, daß das Dauernde nur mit Hülfe der Zeit gegründet werde. Uebrigens werde freilich das Uebel hienieden nie ganz verschwinden; das Volk dürfe aber nicht vergessen, daß die Seele unsterblich sey.

Lerminier sagt hierüber: „Man sieht, daß die Ideen dieses Buchs an sich nicht sehr neu sind; aber sie erscheinen originell in ihrer Verkettung und besonders durch den Charakter des Mannes, der sich die Mühe gab, sie in einer glänzenden Phraseologie zu verbinden. Mit der katholischen Orthodoxie hat er gebrochen; aber sein philosophischer Versuch ist nicht eben glücklich zu nennen, und er hat die Theorie der Erkenntniß und der Gesetze der Vernunft durchaus nicht begriffen. Wenn die Souveränität des Volks in den Augen des Verfassers nur die Gesammtheit der individuellen Souveränitäten ist, so ist es nur eine Souveränität der Zahl, und La Mennais tritt hier den äußersten Konsequenzen, nicht der Demokratie, sondern der Demagogie bei. Man nehme den ersten Theil des Buchs, wo La Mennais im Namen des christlichen Worts das Volk, d. h. die Unglücklichsten und Unwissendsten des menschlichen Geschlechts zur Herrschaft beruft: so glaubt man ein Evangelium zu lesen, zum Behuf der Wiedertäufer in Münster verfaßt; aber man wende das Blatt um, so hat man vor sich die Theorie der Pflicht, die Predigt der Ergebung, der Liebe, der Eitelkeit aller menschlichen Dinge und der Unsterblichkeit der Seele. Man ziehe die Konsequenzen aus den Sätzen des zweiten Theils, so wird das Volk keinen andern Gedanken haben, als an die Arbeit, an die innerlichen Freuden des Herzens, an die Dogmen des christlichen Glaubens und die Verheißungen eines andern Lebens. Liest das Volk nur die ersten Blätter, so greift es zu den Waffen — liest es weiter, so ergibt es sich und versenkt sich ins Gebet, in Andacht und Demuth. Dieß beweist wohl unwidersprechlich die Redlichkeit La Mennais' und die Aufrichtigkeit seines Geistes. Melancholisch von Gemüthsart, sah er die Menschheit blaß, krank, ohnmächtig, bedeckt mit Trauerkleidern von Blutflecken bespritzt, und dieß Traumgesicht, das ihn verfolgte, erschütterte ihn tief. In der ersten Aufwallung schrie er Rache; dann allmählich beruhigte er sich, alte Erinnerungen kehrten wieder in sein Herz und der Uebersetzer der *Nachfolge*

Christi fand sich wieder. Aus dem Aneinanderstoß dieser widersprechenden Empfindungen ging das Buch des Volkes hervor — ein Buch des Zorns und der Sanftmuth, — des Aufruhrs und der Ascese — geschrieben von einem Volkstribun und einem Heiligen, materialistisch und mystisch, sich selbst vernichtend, ohne Einheit, ohne die Möglichkeit einer Wirkung ohne Gefahr, aber ein merkwürdiges Denkmal der schmerzlichen Kämpfe einer großen Seele, welcher die Erforschung der Wahrheit zur unsterblichen Leidenschaft wurde."

„Alles, was sich in diesem Buch auf die allgemeinen und besondern Pflichten bezieht, enthält durchaus nichts Neues, nichts sehr Interessantes; es ist ein Blatt aus dem Katechismus an einen Fetzen vom Contrat Social genäht, und es ist nichts Merkwürdiges daran, als eben diese Verbindung. In diesem ersten Theil hat man die mächtigen und entscheidenden Triebe zu suchen, welche den Verfasser anspornten. Vielleicht ohne es zu wissen, schließt sich La Mennais an die alte Ketzerei der Chiliasten, und an die neuen Theorien Saint-Simons, Fouriers und — Benthams an." — „Das Bewußtseyn der Geschichte macht den Geist fähig zu gesunder Beurtheilung der politischen Wirklichkeit; aber der Verfasser des Buchs des Volks scheint in gänzliche Verachtung der Menschengeschichte verfallen zu seyn, und diese Verachtung ist eine Aehnlichkeit mehr mit einigen Philosophen und Utopiern, welche das Glück der Gesellschaft ausschließlich auf a priori-Theorien gründen wollten. Wie Bentham, wie Fourier, scheint auch La Mennais gar nichts mehr nach den Lehren der Geschichte zu fragen. — Weil er nicht die Geschichte zum nothwendigen Ausgangspunkt der von ihm verlangten Fortschritte machte, mußte er auch unvermeidlich der Zukunft, auf welche er hinweist, höchst unsichere und schwankende Züge leihen — denn was soll man sich Bestimmtes dabei denken, wenn er dem Volk seine große Aufgabe schildert: „die Stadt Gottes zu bauen?"

Ueber die böhmische Literatur.

(Fortsetzung.)

Durch den Einfluß des römischen Hofes wurde schon im zehnten Jahrhundert der griechische Kultus, und mit ihm die Cyrillischen Buchstaben verdrängt, und zu Chudec eine Schule errichtet, worin die Böhmen Latein lernten, welches man auch als herrschende Sprache in allen öffentlichen Verhandlungen einführte. Nur die Mönche des Klosters zu Sazawa bedienten sich noch im folgenden Jahrhundert bei den slawischen Kirchengebräuchen der böhmischen Sprache und der Cyrillischen Schriftzeichen; als aber König Wratislaw bei dem Papste Gregor VII um die Erlaubniß einschritt, jenen Ritus auch in andern Orten wieder einführen zu dürfen, erhielt er eine abschlägige Antwort, und die lateinische Klerisei trachtete nur um so mehr, die altherkömmlichen Gebräuche und die slawische Sprache wie ihre Schriften zu unterdrücken, so daß nur wenige unbedeutende Reste der ersten Jahrhunderte auf uns gekommen sind. Die wichtigste poetische Antike Böhmens ist das geistliche Lied: „Hospodine Pomilulni" von dem heiligen Bischof Adalbert, welches noch heutzutage bei manchen festlichen Gelegenheiten gesungen wird.

Die römische Sprache wußte ihr Uebergewicht so fest zu behaupten, daß sich im eilften Jahrhunderte kein Werk, sondern nur einzelne slawische Worte in lateinischen Urkunden vorfinden. Im zwölften Jahrhundert fing sich, trotz des fremden Druckes, die heimische Dichtkunst zu regen an. Das Aufgebot König Wladislaws II zu dem Mailänder Kriegszuge wurde durch zahlreiche Gesänge gefeiert, die aber alle in den Zeitstürmen der folgenden Jahrhunderte wieder verloren gingen. Ergiebiger zeigte sich das dreizehnte und die ersten Decennien des vierzehnten Jahrhunderts. Zawisch von Rosenberg wird unter die guten Dichter seiner Zeit gezählt, und wenn gleich auch der größte Theil von den poetischen Produktionen gleichfalls in den Alles verwüstenden Religionskämpfen des fünfzehnten Jahrhunderts unterging, so hat doch Ein wichtiger Ueberrest — so klein er ist — uns einen Begriff von dem poetischen Reichthum jener Epoche gegeben. Herr Hanka, der Bibliothekskustos des böhmischen Nationalmuseums, fand nämlich in einer Kammer nächst der Kirche der Stadt Königinhof, unter alten Pfeilen aus den Zeiten des Hussitenkrieges, deren einige mit Pergament beschwingt waren, zwei ganze Blättchen Pergament und ein paar schmale Streifen, welche einer lyrisch-epischen Sammlung böhmischer Gedichte angehörten, die alles Andere überbieten, was noch von alter Poesie vorhanden ist. Nach der Schrift glaubt man, daß sie den Jahren 1290 bis 1310 angehören. Die ganze Sammlung — deren Verlust unschätzbar ist — bestand, wie man aus den vorhandenen Resten ersieht, aus 3 Büchern; die erwähnten Blätter bildeten nebst einem vorhergehenden Fragment das sechsundzwanzigste, siebenundzwanzigste und achtundzwanzigste Kapitel des dritten Buches, und enthalten 14 Gedichte, die jedoch in fortlaufenden Zeilen, wie Prosa, geschrieben waren. Die Handschrift beginnt mit den Schlußversen eines Gedichtes von der Vertreibung der Polen, dann kommt die Aufschrift: „folgt das sechsundzwanzigste Kapitel des dritten Buches von der Niederlage der Sachsen," dann „die Kämpfe der Christen mit den Tataren." Das siebenundzwanzigste Kapitel enthält den „Sieg über Wlaslaw," dann „das Turnier" und „Zaboi," das achtundzwanzigste aber „Zbyhon," „das Sträußchen," „die Erdbeeren," „den Hirsch," und vier Lieder ohne Ueberschrift. Viele Kenner der altböhmischen Literatur haben gleich nach der Veröffentlichung dieser Gesänge die Meinung ausgesprochen, daß manche derselben weit älter, und nur von einem fleißigen Sammler in jener Zeit kopirt worden seyen. Der freie Geist des heidnischen Böhmens, der in mehreren derselben, z. B. in den Gestalten des Zaboj und Slawoj athmet, und im dreizehnten Jahrhundert nicht mehr mit solcher Kraft ausgesprochen worden wäre, spricht dafür; auch fand der Bibliotheksscriptor Zimmermann eine andere Abschrift des „Hirsches" in Schriftzügen, welche unbezweifelt schon den Jahren

230 — 1250 angehören. Die Königinhofer Handschrift (mit deren dritter Auflage sich Hanka gegenwärtig beschäftigt) hat nicht allein einen bedeutenden Einfluß auf die böhmische Poesie unserer Zeit ausgeübt, sondern ist auch in mehrere Sprachen übersetzt worden. Prof. Swoboda übertrug sie ins Deutsche, und auch Goethe lieferte Proben derselben in seinem „Kunst und Alterthum."*) Ins Russische hat sie Viceadmiral Siskow, ins Polnische Brodzinski, Siemenski und Kucharski, ins Englische John Bowring (der eine slawische Anthologie in seiner Sprache herausgegeben), ins Französische Edgar Quinet, ins Ruthenische Marican Rusler und Szaskiewicz, ins Kärnthnische Kastelitz übersetzt.

Unter die wichtigen poetischen Erscheinungen jener Zeit gehört noch ein böhmischer Psalter und eine Legende von den zwölf Aposteln in gereimten Versen (von welcher sich ein Fragment in der kaiserlichen Hofbibliothek zu Wien befindet), dann ein Fragment aus der Passionsgeschichte ebenfalls in gereimten Versen, das Kirchenlied zu Ehren des heiligen Wenzel, und viele Lieder und Fabeln in kurzen gereimten Versen.

Wenzel II gab tausende von Marken Silbers für Reliquien und Kirchengeräthe aus, aber auch 200 Mark für Bücher, die Leseübungen begannen; an die Legenden schlossen sich die ersten Anfänge der Geschichte, der ehrwürdige Bischof von Prag, Tobias von Bechinie, bestimmte den König, Lehrer aus der Fremde für die Schulen der Hauptstadt kommen zu lassen; doch waren Priester und Mönche, welche das sogenannte Gewissensgericht einführten, die einzigen Gelehrten, und Bibliotheken und Urkundensammlungen blieben in ihrer Gewahrsam.

Unter der Luxemburgischen Dynastie erhielt die lateinische Sprache eine gefährliche Nebenbuhlerin an der Deutschen, deren man sich häufig bediente; durch den Verkehr mit dem Auslande lernten die Böhmen auch Französisch und Italienisch, doch konnte mit Ausnahme der Geistlichkeit selten Jemand lesen und schreiben; gleichwohl gab es schon Leute, die Urkunden verfälschten und Diplome radirten, weßhalb König Johann beschloß, ein öffentliches Archiv anzulegen. Endlich fand auch die Volkssprache einen Beschützer an Karl IV, welcher in seiner goldenen Bulle den Söhnen der deutschen Churfürsten auftrug, Böhmisch zu lernen. Karl VI errichtete 1348 die Prager Hochschule nach dem Vorbilde von Paris und Bonn, als die erste in allen slawischen Ländern, und nannte sie „Universitas," weil sie, gleich den vier Elementen vier Fakultäten in sich begriff. Neun Pariser Doktoren wurden als Lehrer an dieselbe berufen, und ihnen fünf steuerfreie Güter zum Einkommen angewiesen, die Studenten in vier Nationen — die böhmische, bayerische, polnische und sächsische — eingetheilt, und die Stadt gewann durch die Hochschule beinahe mehr an Glanz als selbst durch die Residenz des Kaisers in ihrem Weichbilde. Karl IV ließ durch den berühmten Rechtsgelehrten von Bologna, Bartolo di Sappoferrato, ein Gesetzbuch „Majestas Carolina" entwerfen, das zwar zum Theil noch der Barbarei des Jahrhunderts huldigte, jedoch schon einen offenbaren Fortschritt zum Recht bildete, und z. B. folgende Sätze enthielt: „Kein Freiherr oder Edelfreier soll seinen Leuten die Augen ausreißen; kein Baron oder Nobler soll seinem Menschen (homini) die Nase mit der Scheidewand der zwei Nasenlöcher abschneiden; kein Herr soll irgend Jemanden die Hand oder den Fuß unter Block legen und abschlagen." Es erkannte zwar noch die Inquisition und Ketzerverbrennung an, gleichwohl sagte es deutlich: „Den Gebrauch des glühenden Eisens, des kalten Wassers und ähnlicher Zwangsmittel, wodurch man Jungfernraub, Ehebruch und andere Verbrechen zu entdecken meint, verbieten Wir im ganzen Umfange Unseres Reiches." Einige andere Stellen desselben lauten folgendermaßen: „Die Sacerdotes und Clerici schenken oftmals ihre Güter und Gelder den Buhldirnen und Beischläferinnen; aber hier soll der königliche Fiskus eintreten. — Seit vierzig Jahren haben die Barone und Noble die Güter und Schlösser des Königshofes an sich gerissen, und alles Recht erliegt unter der Gewaltthat des Einen, so wie unter der Fuchtsamkeit des Andern. — Wir stellen das neue Gesetz in den Schutz des Allmächtigen, und Seines eingebornen Sohnes, unseres Herrn Jesu Christi, und der allerglorreichsten heiligen Dreifaltigkeit."

Aber ein merkwürdiger Beleg für die Sittengeschichte der Zeit ist der Umstand, daß die vornehme Geistlichkeit und die Würdenträger des Reiches den gesammten Adel so gegen die „Majestas Carolina" aufhetzten, daß ihre Einführung im Landtage nicht durchzusetzen war. Der große Monarch schrieb auch seine eigene Biographie, die, merkwürdig genug, also anfängt:

„Karl IV, König der Römer und Böhmen, meinen Zweien, die auf meinen zwei Thronen sitzen, um die zwei Leben der Welt zu erkennen, und das Bessere zu erwählen! Indem Wir die Doppelgestalt in dem Räthselbilde Janus betrachten, haben Wir die Anmahnung an das Doppelleben des Menschen (im Guten und Bösen). Wenn Ihr aber nach mir herrschet, geschmückt mit dem Diadema des Königs, so bedenket, daß ich vor Euch herrschte, daß ich Staub und Schlamm und Würmerfraß geworden bin. Auch Ihr werdet vorüber gehen, wie ein Schatten, und eine Feldblume."

Unter Karls Sohne, Wenzel, faßte die böhmische Sprache noch mehr festen Fuß im Böhmerlande, sie verdrängte die lateinische aus den öffentlichen Angelegenheiten, und alle Dekrete des Herrschers wurden wieder in der Landessprache abgefaßt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Goethe war der böhmischen Sprache nicht mächtig, er ließ sich daher ein paar Gedichte — wahrscheinlich weil ihm Swoboda's Uebersetzung nicht zu genügen schien — ins Deutsche übersetzen, und brachte sie in wohlklingende Verse.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 11.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

7 Februar 1838.

Memoiren einer Peereß
oder
Die Tage Fox's.

Herausgegeben von Lady Charlotte Bury.

Die Romandichtung wählt sich, um den Reiz der Abwechslung und einer wenigstens relativen Neuheit zu bewahren, mannichfaltige äußere Formen, um darein ihren Inhalt zu gießen; mit der einfachen und nächsten epischen Form der Erzählung von den Schicksalen und Handlungen der im Roman aufgeführten Personen, als deren Historiker sich der Verfasser des Romans betrachtet, wechselt ab die Form von Briefen, wie z. B. in Richardsons Romanen und in Rousseaus Neuer Heloise, Goethe's Werther, oder auch die von Selbstbekenntnissen, von Autobiographien, wovon wir im vorliegenden Buch ein Beispiel haben. Diese letztere Form modificirt sich auch wieder verschieden, je nachdem mehr Ergebnisse erzählt oder innere Zustände und Empfindungen geschildert werden, oder auch Schicksale von Individuen verflochten werden mit der Schilderung und Geschichte einer historischen Periode, wodurch der Roman in das Gebiet der Memoiren hinüberspielt; denn zum Begriffe der Memoiren wird wohl gehören, daß die Person, von welcher sie ausgehen, nicht nur selbst mehr oder weniger merkwürdige Schicksale erlebt und entweder als handelnd und leidend, oder als Zeuge an ungewöhnlichen Ereignissen Theil genommen habe, sondern auch, daß sie einen historischen Charakter an sich tragen, daß sie als Licht und Farbe gebende Beiträge zum Behuf genauerer Kenntniß geschichtlicher Perioden oder Charaktere gelten können, mögen sie nun mehr pragmatisch das Gewebe geheimer Intriken, Leidenschaften und individueller Motive jeder Art verfolgen und zu entwirren suchen, oder mehr ein allgemeines Tableau der in gewissen Zeiten herrschenden Sitten, Gesinnung und Stimmung entrollen.

Es gibt sich uns vielleicht bald Gelegenheit, über die Memoiren besonders der Franzosen uns weiter auszusprechen; hier beschränken wir uns auf einige kurze Bemerkungen über das Formelle dieser Gattung von Büchern, sofern die Fiktion sich dieses Rahmens für ihre Produktionen bemächtigt. Die Memoirenform entzieht sich den strengeren Kunstanforderungen, wie man sie an den eigentlichen Roman, die Novelle, als Epos in Prosa, zu machen berechtigt ist; man kann von ihr nicht die Abrundung und den Abschluß erwarten, wie vom Roman; denn die Memoiren machen nur den Anspruch, das Leben mit seinen Ereignissen und Wechselfällen getreu zu schildern, und zwar so, wie es sich in der individuellen Anschauungsweise eines Geistes und Gemüths abspiegelt, wobei zum voraus auf die strenge Unparteilichkeit und Objektivität der Geschichte verzichtet wird; im Leben aber rundet und schließt sich nicht Alles so ab, wie man dieß von einem Gedicht verlangt, das einen befriedigenden Eindruck machen soll und die fingirten Memoiren sind, wie die ächten historischen, von diesem Gesetz der Kunst dispensirt. Dagegen theilen sie mit der Geschichte den Vortheil eines erhöhten, lebendigen Interesse's, welches wirkliche, historische Charaktere, verglichen mit fingirten, einflößen; die ächten Memoiren bringen uns die Bilder der in ihnen aufgeführten Personen, wenn diese Bilder auch häufig nicht ganz treu seyn mögen — entstellt durch Gunst oder Ungunst — sie bringen sie uns doch viel näher, als die rascher dahinschreitende, kältere Geschichte, und man interessirt sich wärmer und lebhafter, zugleich freilich auch mehr pathologisch, für ein Individuum als für ein ganzes Volk. In der Geschichte sind die Helden gleichsam wie Marmorbilder in einem großen stillen Saal — in den Salons der Memoiren treten sie uns mehr mit Fleisch und Blut entgegen. Wem es nun gelingt, in Fiktionen die Gestalten historisch bekannter Männer aus neuesten Zeiten mit Gewandtheit und Geist auftreten zu lassen, sie in günstiger Beleuchtung, in anziehenden Situationen zu zeigen, der darf sich großen Beifall, oder mindestens großes Interesse von Seite des Publikums versprechen — aber damit möchten wir doch diese Gattung von Fiktion nicht gerade empfohlen haben und sie ästhetisch nicht eben hoch stellen. Es kommen dabei Zwitterdinge von Geschichte und

Fiktion heraus, bei welchen am Ende sowohl diese als jene verlieren; der Geschmack des Publikums wird dadurch verwöhnt, so daß es in der Fiktion den pikanten Reiz historischer Zuthaten verlangt, daß es meint, aus Memoiren-Romanen Geschichte studiren zu können, daß es die Belehrung ernsterer Bücher verschmäht und sich nur an der unsoliden Mosaikarbeit leicht hingeworfener Schilderungen ergötzt. Dabei kann natürlich dem einzelnen Buche solcher Art immer sein relativer Werth bleiben, und wir stehen nicht an, dem in Frage stehenden das Lob zu bewilligen, daß es eine recht interessante Lektüre gewähre und ein lebendiges Bild aus einer merkwürdigen Epoche der englischen Geschichte gebe.

Wir sind nicht im Stande zu entscheiden, in wie weit die Vorrede der Herausgeberin, Charlotte Bury, ernst gemeint oder Mittel zur Verstärkung der Illusion seyn soll; wir wollen sie unsern Lesern nicht vorenthalten und ihnen das Urtheil selbst überlassen; sie lautet so:

„Mein einziger Beweggrund bei der Herausgabe der folgenden Memoiren war der, einer Freundin einen Gefallen zu erweisen. Ich erkläre angelegentlich und ausdrücklich, daß ich in keiner Weise verantwortlich bin für die darin enthaltenen politischen oder persönlichen Ansichten und Gefühle, oder sie irgend theile. Man wird indeß das Buch reich an Interesse finden, sowohl was öffentliches als was häusliches Leben betrifft, und besonders wird es Solche anziehen, welche in dem Kreise lebten, oder mit den Personen und Bühnen vertraut waren, von welchen es handelt. In der Periode, welche diese Memoiren umfassen, brachte ich mein Leben ausschließlich in häuslicher Zurückgezogenheit und beschränkt auf häusliche Interessen, zu. Selbst die Berichte aus der Welt der Hauptstadt erreichten mich kaum, so daß ich mir aus eigener Kenntniß kein Urtheil über die Wahrheit oder Genauigkeit der hier geschilderten Scenen oder der gezeichneten Charaktere erlauben kann. Ich übergebe hiemit das Buch dem Urtheil des Publikums, in der Ueberzeugung, daß es eine günstige Aufnahme weit mehr seinem eigenen Verdienst, als dem des Namens der Herausgeberin zu verdanken haben wird.“

Wir geben einen kurzen Auszug des Buchs. Die ihre eigenen Schicksale erzählende Heldin desselben hieß ursprünglich Betty Mordaunt — wurde aber von dem Tode ihrer Mutter an, welche auch Betty geheißen, Lizzy Mordaunt genannt. Sie war die Tochter eines auf dem Lande lebenden Squire, Mordaunt von Spetchingley, welcher neben ihr noch zwei Töchter und drei Söhne hatte. Nach dem Tode der Mrs. Mordaunt heirathete der schon ziemlich betagte Squire die Gouvernantin seiner Töchter, und Lizzy, die älteste von diesen, ergriff gern eine sich darbietende Gelegenheit, den Aufenthalt im väterlichen Hause, wo sie wenig Geistesnahrung fand, mit einem Aufenthalt in London bei einer alten Tante zu vertauschen. Zuvor hatte sie den Heirathsantrag eines reichen, aber ziemlich rohen Landjunkers abgelehnt. In ihren glänzenden Erwartungen fand sie sich jedoch zunächst bei der Ankunft im Hause ihrer Tante, Lady Carleton, einer verwittweten Schwester ihrer Mutter, einigermaßen getäuscht, denn diese war eine alte, etwas mürrische und zänkische Dame, der ihre Vermögensumstände nicht erlaubten auf einem glänzenden Fuß zu leben. Die Tante empfing sie auch mit keiner sonderlichen Freundlichkeit und Aufmerksamkeit — sie ließ sich das Geld, das sie mitgebracht hatte, sogleich einhändigen, und sie bekam erst etwas höhere Begriffe von Lizzy Mordaunt, als sie von ihr erfuhr, daß sie schon eine glänzende Partie ausgeschlagen habe.

Das Landmädchen indeß tröstet sich über diese Schattenseiten ihrer neuen Lage — war sie ja doch in London und sollte in die neue Welt eingeführt, sollte bei Hof vorgestellt werden. Zwar hielt die Tante sie anfänglich nicht für vorstellbar und prophezeite ihr nichts als Schmach und Durchfall, aber schon in der zweiten Woche war sie durch die Hand dienstbarer Geister so ziemlich fashionabel herausgeputzt worden und sie wurde in die große Welt eingeführt.

Das Haus der Lady Carleton stand in Verwandtschaftsverhältniß und in sonstiger Verbindung mit vielen der ausgezeichnetsten, tonangebenden Familien. Zu diesen gehörte die des alten, podagrischen Grafen Ramborne, der selbst eigentlich eine Null war, aber zwei Söhne hatte, von welchen der ältere, Medeway, ein gewaltiger Spieler und Wettrenner, der jüngere, Algernon, ein nach Geist und Herz ausgezeichneter, ehrenhafter und zartfühlender Mann war. Eine der glänzendsten Erscheinungen aber in der damaligen großen Welt Londons war die Herzogin von Rochester, ebenfalls eine Schwester von Lizzy's Mutter, aber noch sehr jung und schön, obgleich sie schon fünf Töchter hatte. Diese, eben von Paris zurückgekommen, nahm sich Lizzy's eifrig an, führte sie in alle Gesellschaften u. s. w. ein und machte sie förmlich zu ihrer Begleiterin. So sah sich plötzlich das einfache Landmädchen mitten in das große Leben hineingeworfen, sie sah und lernte kennen die weiblichen Schönheiten und die männlichen Berühmtheiten und Helden des Tags — sie kam in die Gesellschaft des Prinzen von Wales, der damals an der Spitze der Oppositionspartei stand, um welchen sich Männer wie Fox, Burke, Sheridan u. A. sammelten und von welchem man die glänzendsten politischen Erwartungen hegte. Der Prinz, mit diesem Namen wurde er ausschließlich bezeichnet, schien durch die Lebhaftigkeit seines Wesens, durch sein Interesse an der Politik, durch großmüthige Eigenschaften zu den schönsten Hoffnungen zu berechtigen — die Partei der Whigs sah in ihm ihren Stern aufgehen und die schönen und vornehmen Damen dieser Partei waren von seiner Galanterie und Anmuth entzückt. Ueber den Zustand der Gesellschaft spricht sich die Peereß so aus: „Obgleich London damals vergleichungsweise eingeschränkter war und die Bollwerke der großen Welt weit stärker verschanzt gegen das Eindringen emporstrebenden Reichthums, vermochte doch die Gesellschaft minder leicht sich in einen Brennpunkt zu sammeln. Wie in Paris, existirten auch hier verschiedene Gesellschaften bei Hof und in der Stadt; und Windsor-Castle verzehrte seine gerösteten Hammelsrippchen, während Carlton-House sich an Nieren erlabte. Religion und Politik waren, wenn auch weniger mächtig, doch polemischer. Die Leute

schlüpften nicht aus einem Hause, wo man nur in der Hochkirche das Heil suchte, in ein anderes, wo die niedere Kirche Alles in Allem war, oder aus einer Gesellschaft, die ein Premierminister der Whigs gab, auf einem Ball, den die anwesende Hierarchie der Tory's verherrlichte. Es waren so viele Theilungen und Untertheilungen in der Gesellschaft, als Canäle in der Stadt Gent, wo tausend Brücken erforderlich sind, damit nur ein Nachbar zum andern kommen kann. Bei solcher Sachlage muß ein allgemeines Gemälde der Gesellschaft nothwendig minder genau ausfallen, als heutzutage, wo Alles Nachahmung, Alles Echo, Alles Tautologie ist. Dennoch existirten gewisse Allgemeinheiten, welche dazu dienten, jene Epoche meiner Erinnerung einzuprägen. So viel man auch schon gesagt hat von der Demoralisation der höhern Klassen, während der Altersschwäche Georgs IV. — die während seiner jüngern Jahre herrschende Demoralisation war noch viel auffallender. Paris heuchelte eben damals, bei dem Tod eines lasterhaften und der Thronbesteigung eines tugendhaften Königs, die prüdeste Sittsamkeit; und wie Horace Walpole von Frankreich und England zu sagen pflegte: „wie Meer und Land, könne das eine nicht gewinnen, ohne daß das andere verliere," so flüchteten die durch Louis XVI gestürzten Laster unter den Schutz des Prinzen von Wales. Frau von du Barry zog sich zurück in die Dunkelheit ihres Landhauses in Luciennes und der wappengeschmückte Wagen einer Perdita rollte triumphirend durch St. James. Von den Tagen des Alcibiades jedoch bis auf die von Brummel hat es leichtsinnige Herren gegeben, wie Auswüchse an der Eiche — die Krankheit und nicht das Produkt des Zeitalters. Lieber würde ich von den Frauen, von den Matronen der verschiedenen Zeitalter die Beweise des Zustandes der Sittlichkeit ableiten; und ich gestehe, daß trotz des Beispiels eines höchst eingezogenen und sittlichen Hofes, die vornehmen Damen, meine Zeitgenossinnen, wenig Gutes zu lernen haben würden von dem Leichtsinn ihrer Enkelinnen. Zwar waren wir weniger ausgerüstet mit der oberflächlichen angelernten Bildung und den Kenntnissen, wie sie die Fräulein heutzutage besitzen; aber unser Denk- und Urtheilsvermögen war damals besser ausgebildet und geübt. Wir führten keine wunderbaren Concerte aus, wir bewarben uns um keine Preise bei der Societät der Künste; aber wir waren die auserlesenen Gesellschafterinnen eines Johnson, eines Cowper, eines Sheridan. Wir hörten mehr — wir plauderten weniger. Aber diese Steigerung der Geistesbildung fügte nur ein neues Blatt zu den Annalen der Galanterie. Es war nur die Verwandlung der Lais zur Aspasia. In den höchsten Cirkeln des hohen Tons wetteiferte London bereits mit der geistreichen Liederlichkeit von Paris unter dem Scepter Louis' XV und dem Einfluß einer Du Deffand und Boufflers. Von diesen ist uns genug und nur zu viel berichtet worden durch die Memoiren ihrer Zeit. Von den Sünden unserer Großmütter aber ist nichts oder wenig auf uns gekommen, außer etwa in den Archiven der Gerichtsverhandlungen; denn England ist eine Prüde, die wie die spartanischen Jungfrauen, sich nicht darum kümmert, ob ihr Gürtel gelöst wird, wenn es nur in der Stille und Dunkelheit geschieht. Dessenungeachtet sind einige siebzigjährige Matronen, wie ich, nicht heuchlerisch genug, um, ohne sich zu rühren, Zeugen zu seyn von der Canonisation unsres Jahrhunderts. Als ich in London ankam, war das Leben und der Wandel daselbst „anmuthig, aber schlimm."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die böhmische Literatur.

(Fortsetzung.)

Unter Karl und Wenzel war Prag nicht allein die erste Stadt des heiligen römischen Reiches, sondern auch der wichtigste Sitz der Künste und Wissenschaften. In diesem Zeitraum gab Andreas von Dub eine Sammlung böhmischer Gesetze in drei Theilen heraus; der ritterliche Poet und Geschichtsschreiber Dalemil von Meseritz schrieb eine böhmische Historie in Versen, auch Peibik Pulkawa, eine böhmische Geschichte, und Benesch von Horowitz eine Reichsgeschichte bis auf Wenzel; Lorenz von Brezowa lieferte eine Geschichte der römischen Kaiser und mehrere Uebersetzungen; der Obristlandschreiber, Freiherr Emil Flaška von Richenburg, ein merkwürdiges politisch-didaktisches Gedicht; von Ludwig Tkadleczeks Liebesklage an der Moldau hat von Hagen in seinem „böhmischen Ackersmann" eine freie Uebersetzung geliefert. Der Prager Domherr Franz, Beichtvater des Bischofs, erfuhr mehr, als er mitzutheilen wagte, und aufrichtig sagte der Abt von Königsaal, Peter: „man müsse die Geschichte zweimal, einmal für sich, und einmal für die Welt schreiben; auch sey es gut, die Thaten des Königs verbergen, und die Werke Gottes aufdecken."

Von ungenannten oder solchen Verfassern, die man nicht mit Sicherheit bezeichnen kann, und die in frühern Zeiten oft falsch angegeben wurden, erschien eine Uebersetzung der Alexandreis, die Biographie Plichta's von Zierotin, Beschreibung der Schlacht von Cressy und Johannes Heldentod, so wie der Kreuzzug dieses ritterlichen Königs gegen den Grafen Mathias von Trenczin, ferner das „Turnier von 1315," und viele andere wissenschaftliche und poetische Werke, darunter die kühne satyrische Komödie „der Quacksalber" und das vortreffliche Fabelwerk „der Rath der Thiere." Das erstere war eine wahrhaft merkwürdige Erscheinung, und deutet gleich das Stück auf die Grablegung Christi hin, so ist doch der Charlatan die Hauptperson, und das christliche Element erscheint nur wie ein Meteor darin: Eine Art Wurmdoctor, der Held des Stückes, schlägt mit Hülfe seines komischen Dieners und seines gesprächigen Weibes eine Bude am Marktplatze auf, und posaunt seine herrlichen Medikamente aus, die ein Königreich werth sind, er aber hier zum Besten der Menschheit um wenige Kreuzer verkauft. Eine große Menschenmasse drängt sich heran, unter Anderem trägt auch ein Vater seinen Sohn herbei, der sich todt stellt, und nun auf handgreifliche und höchst komische Weise kurirt wird. Ein lustiger Bursche mit beweglicher Zunge, der sich als den vielbekannten Rubin aus Venedig ankündigt, bietet dem Marktschreier seine Dienste an, und nachdem man über den

Lohn einig geworden, übernimmt Rubin das Geschäft, Käufer anzulocken, oder besser herbei zu singen, und mehrere komische Personen vereinigen sich, derbe und mitunter ausgelassene Witze von sich sprudelnd, zu wahrhaft drastischen Scenen, bis endlich einige Jungfrauen erscheinen, um Salbe zu kaufen, und des Heilands Füße damit zu salben; diese Scene ist würdig gehalten, und wahrscheinlich endet die Posse so ernst, als sie muthwillig begonnen, denn leider ist der Schluß des Stückes verloren gegangen. Uebrigens gab es damals auch schon Romane und schlüpfrige Gedichte, wie wir aus des Ritters Thomas von Ritny „christlichen Unterricht" für seine Kinder erfahren, der sich beklagt, daß man sie in manchen Kreisen den ernstern und belehrenden Schriften vorziehe.

Mit der Erscheinung des kühnen Reformators Johann Huß von Hussinetz, der seine religiösen Ansichten mit dem Tod besiegelte, erhielt die böhmische Sprache und Literatur einen verdoppelten Aufschwung, und die Religionsstürme des fünfzehnten Jahrhunderts, welche so große Verheerungen über das böhmische Reich brachten, führten dagegen auch die Landessprache zum vollständigen Siege. Huß ersann die noch in unsern Tagen übliche, einfache, genaue und folgerechte Orthographie, welche jedoch niemals gedruckt wurde, und schrieb mehrere Lehrsätze in Hexametern, ferner übersetzte er Wieleffs „Triologus" ins Böhmische, und ließ den Traktat von den sechs Irrthümern an die Wände der Bethlehemskapelle verzeichnen. Auf der Burg Amschelberg schrieb er im Jahre 1413 seine erste „Postille," dann eine „Appellation an den Papst," eine „Auslegung der zwölf Artikel" und der „zehn Gebote," die er von Konstanz an den Priester Hawlik sandte, eine „Streitschrift gegen den Pater Küchenmeister," zwei „Predigten vom Antichrist," das „dreifache Stricklein" und viele Kirchenlieder. Die Briefe, welche er aus dem Kerker zu Kostanz an seine Landsleute geschrieben, hat Dr. Martin Luther aus dem Böhmischen ins Lateinische übersetzt, und 1536 zu Wittenberg drucken lassen. Die Zahl seiner Werke, welche unter den verheerenden Händen der Jesuiten zu Grunde gegangen, ist nicht bekannt. Auch verbesserte und verbreitete er im Verein mit Hieronymus von Prag und Jacobell von Mieß die heilige Schrift, von welcher sich in vielen Bibliotheken noch Abschriften finden. Doch ist Huß eine noch wichtigere Person in der böhmischen Literatur durch das, was er anregte, als was er selbst geliefert; denn die religiösen Controversen, welche er im Carolinum führte, veranlaßten Adel und Volk, Männer und Frauen, die Bibel zu lesen, und darüber nachzudenken. Daher kommt es, daß sich auf den Concilien zu Konstanz und Basel die versammelte hohe Geistlichkeit über die religiöse Gelehrsamkeit der tapfern böhmischen Ritter verwunderte, und der gelehrte Aeneas Sylvius die Bibelkenntniß der hussitischen Frauen *) so sehr zu rühmen Ursache fand.

Den blutigen Fall der böhmischen Glaubens-Märtyrer Huß und Hieronymus betrachteten die Böhmen als eine Schmach, die der Nation widerfahren war, Klagen und Spottgedichte, Streit- und Schutzschriften erschienen auf allen Seiten. Die Prager ersannen viele Kriegslieder, von welchen manche sich bis auf unsere Zeiten erhalten haben. Unzählig sind die in Bibliotheken und Archiven vorhandenen, wenn gleich bisher unbeachteten dogmatischen, polemischen und Erbauungstraktate der hussitischen Sekten, viele von Frauen, Handwerkern und Landleuten verfaßt, doch sind die vorzüglichsten derselben verloren gegangen.

Die Taboriten, die Utraquisten und die böhmischen Brüder führten die Landessprache wieder in dem Gottesdienste ein, der Kelch wurde eben so tapfer mit dem Worte als mit dem Schwerte vertheidigt, und kein Volk des fünfzehnten Jahrhunderts erreichte die Zahl der geistlichen Gesänge, welche die Böhmen damals besaßen. Martin Lupatz und einige seiner Freunde bemühten sich, das neue Testament umzuarbeiten, und an vielen Stellen richtiger und genauer zu übersetzen, und Niklas von Pelrimov, Bischof der Hussiten, schrieb theologische Traktate in böhmischer und lateinischer Sprache. Der Landmann, der Bürger, der Grundherr lernte stets mehr die Sprache der Väter als ein kostbares Erbgut derselben zu betrachten, und diese Ansicht selbst hatte bedeutenden Einfluß auf die Königswahl. So trug man dem Herzog Albert von Bayern die Krone des Reichs an, weil er der böhmischen Sprache kundig sey, 1458 wurde Georg von Podiebrad und 1471 der König von Polen, Wladislaw auf den böhmischen Thron erhoben, weil sie nach der Ansicht der Stände den Ruhm des böhmischen Volkes und der slawischen Sprache vermehren würden. Immer höher stieg die Blüthe der Sprache und Literatur, selbst Damen zeichneten sich häufig als Schriftstellerinnen aus, die Gelehrten wurden mit Macht unterstützt, mit Ehrenbezeugungen überhäuft, und in den Adelstand erhoben; das Böhmische wurde selbst in Mähren als Geschäftssprache eingeführt, die Polen bohemisirten ihre Sprache in ihren öffentlichen Reden *), die Großfürsten von Litthauen bedienten sich derselben häufig in ihren auswärtigen Verhandlungen, und die böhmische Sprache wurde nicht allein eine wichtige Nebenbuhlerin der lateinischen, sondern sie übertraf dieselbe mitunter durch Reinheit des Vortrags.

(Schluß folgt.)

*) Er schrieb in Com. in dict. Alph. reg.: „Pudeat Italiae sacerdotes, quos ne semel quidem novam legem constat legisse; apud Taboritas vix mulierculam invenies, quae de novo testamento et veteri respondere nesciat."

*) Heutzutage geschieht das Gegentheil, und man findet nicht selten, insbesondere Prediger auf dem Lande, die durch eine polnische Betonung der böhmischen Worte (z. B. möcnösti statt möcnösti, wrchnösti statt wrchnösti u. s. w.) ihrem Vortrage einen fremdartigen Charakter geben.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 12 u. 13.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

11 Februar 1838.

Hymnus, vor Sonnenaufgang im Chamouny-Thal.

Von S. T. Coleridge.

Hast einen Zauber du, den Morgenstern
In seinem Lauf zu bannen? schon so lang',
O Bergfürst Montblanc, scheint er zu verweilen
Ob deinem kahlen, schauerlichen Haupt!
Zu deinen Füßen toben rastlos hin
Die Zwillingsströme; aber du, Gewalt'ger,
Hebst dich aus deinem stillen Fichtenmeer
Wie still! Rund um dich her und über dir
Ist tief die Luft und dunkel, stoffhaft, schwarz
Wie Ebenholz; mich dünkt, du bringst hinein
Gleich einem Keil! doch seh' ich wieder hin,
Ist's deine stille Heimath nur, dein Tempel
Krystallgebaut, wo du von ewig wohnst!
O hehrer, stiller Berg! an starrt' ich dich
Bis du, dem Körperaug' noch gegenwärtig,
Verschwandst dem Geist; und im Gebet verzückt
Betet' ich nur noch zu dem Unsichtbaren.

Doch, ähnlich zaubersüßer Melodie,
So süß, daß man's nicht weiß wenn man sie hört,
Verschmolzest du indeß mit meinem Denken,
In meinem Leben, meines Lebens tiefster,
Geheimer Lust, bis die gedehnte Seele
Dahingerissen, flüssig sich ergießend
In das gewaltige Gesicht — zum Himmel
Aufschwoll, mit dir, als ihrem Leib, vermählt.

Erwach' o Seele! zollen mußt du mehr
Als der Verzückung Preis, als schwell'nde Thränen,
Als stummen Dank und Rührung! Auf, erwache,
Des süßen Liedes Stimm'! erwach', mein Herz!
Eisklipp' und Thal begleiten meine Hymne.

Du Erster, Großer, einz'ger Herr des Thals!
Die ganze Nacht durch kämpfend mit dem Dunkel,
Besucht allmählich von der Sterne Schaaren,
Wenn sie am Himmel auf, wenn unter gehn;
Des Morgensterns Genoß beim Grau'n des Tages,
Du selbst der Erde ros'ger Stern, und Mit-
Herold der Dämmrung, wach' auch du und preise!
Wer senkte deine sonnenlosen Pfeiler
Tief in der Erde Schooß? Wer überströmte
Mit Rosenlicht dein Angesicht? Wer machte
Zum Vater dich von unversiegten Strömen?

Und Ihr fünf trotzig fröhlichen Waldbäche!
Wer rief Euch vor aus Nacht und Todesstarrheit,
Euch vor aus dunkeln und beeisten Höhlen
Herabzustürzen Euch die jähen, schwarzen
Zerrißnen Felsen — immerdar zerflatternd
Und doch dieselben immer. Wer gab Euch
Des Lebens Unverwundbarkeit? Wer Euch
Die Kraft, die Wuth, den Ungestüm, die Freude,
Stets roll'nden Donner und den ew'gen Schaum?
Und Wer gebot (und schnell trat Stille ein):
Hier laßt die Wellen ruhen und erstarren?

Eisstürze Ihr! die von des Berges Stirn
Herab in schrägen Massen furchtbar hängt!
Waldströme, dünkt mich, welche plötzlich hörten
Eine gewalt'ge Stimme und mit Einmal
Halt machten mitten in dem tollsten Sturz!
Verstummte Ströme, stille Katarakten!
Wer macht' Euch herrlich wie des Himmels Thore
Unter dem scharfen vollen Mond? Wer hieß
Die Sonn' umkleiden Euch mit Regenbogen?
Wer breitete zu Euern Füßen aus
Lebend'ge Blumen von dem holdsten Blau? —
Gott! gebt Ihr Ströme, wie ein rufend Volk

Zur Antwort! ruft, Ihr Eisesfelder: Gott!
Gott! singt Wiesbäche mit der muntern Stimme!
Ihr Fichtenwälder mit den Geistertönen!
Auch stimmbegabt sind jene Massen Schnee's,
Und ihr gewalt'ger Sturz soll donnern: Gott!

Ihr Blumen an des ew'gen Frostes Rand!
Ihr Gemsen hüpfend um des Adlers Nest!
Ihr Adler, die des Bergsturms Spielgenossen!
Ihr Blitze, furchtbares Geschoß der Wolken!
Zeichen und Wunder Ihr des Elements!
Ruft Gott und füllt mit seinem Lob die Hügel.

Und du auch greiser Berg! mit deinen Gipfeln
Zum Himmel starrend, von deß Füßen oft
Sich die Lawine lautlos niederstürzt,
Die reine, heitre Luft durchblitzend — fallend
Tief in die Wolken, die um deine Brust —
Auch du, o riesenhafter Berg, auch du,
Der, während ich mein Haupt, das ich in Andacht
Gesenkt, jetzt wieder hebe, und von deinem
Fuß mit dem thränentrüben Auge langsam
Aufsteige — scheinst wie eine dunst'ge Wolke
Dich feierlich vor mir emporzuheben —
Zu steigen — höher, immer höh'r zu steigen,
Wie eine Weihrauchwolke von der Erde!
Du Königsgeist der unter Bergen thront!
Gesandter du der Erde an den Himmel,
Du großer Hierarch! dem stillen Himmel,
Den Sternen sag's und der aufglüh'nden Sonne:
Mit tausend Stimmen lobt die Erde Gott!

Memoiren einer Peereß
oder
Die Tage Fox's.

(Fortsetzung.)

Die wichtigsten Ereignisse und Verwicklungen des Buchs — wenn wir die historischen Personen und Schilderungen vorerst bei Seite lassen — drehen sich um die Person der Herzogin von Rochester. Diese Dame nahm, wie schon gesagt, Lizzy Mordaunt in ihre Gesellschaft auf, und bald machte das schöne und begabte Landmädchen die Bekanntschaft der angesehensten Personen — bekam aber auch Gelegenheit, Blicke zu thun in die Verdorbenheit und Fäulniß des äußerlich so glänzenden und feinen Lebens. Das vornehme Leben und Treiben gefiel und schmeichelte ihr, aber nicht so, daß es sie verblendet hätte gegen die Gesetze der Sitte; sie bewunderte die schimmernden Talente und den Ton der Herzogin von Rochester, aber sie ward empört über die Gleichgültigkeit dieser Frau gegen ihre liebenswürdigen Töchter, die sie, von sich abgesondert, auf dem Land erziehen ließ und noch mehr darüber, daß sie, wie ihr nach und nach klar wurde, ihren würdigen Gemahl, den Herzog von Rochester, täuschend, eine strafbare Verbindung mit dem Lord Pembury unterhielt; ja sie entdeckte, daß ihre Tante nur deßhalb sie in ihre Gesellschaft gezogen, um sich hiedurch mehr gegen Verdacht zu sichern. Es kam zu einem Bruch, der aber durch die Vermittlung des arglosen Herzogs selbst scheinbar wieder geheilt wurde, so daß Lizzy ihre Tante auf einen Landaufenthalt in Brighthelmstone begleitete.

Zuvor schon hatte Lizzy Mordaunt, eine ausgezeichnete Schönheit, mehrere Bewerber gefunden; Einer davon war ihr Cousin, Algernon Rawdorne, der als Verwandter sie häufig sah, ihr auf jede Weise Gefälligkeiten erwies und ihren Geldverlegenheiten auf die zarteste und verdeckteste Weise zu Hülfe zu kommen suchte. Dieß vielleicht war es hauptsächlich, was Lizzy, welche seine trefflichen Eigenschaften zu schätzen wußte, ihm einigermaßen entfremdete; dagegen erwiederte sie die Neigung eines ausgezeichneten jungen, aber ziemlich unbemittelten Mannes von Fox' Partei, Fitzienham mit Namen, und gestand ihm, nach einer Scene, die er mit einem überlästigen Bewerber, Claude Lovell auf einem Ball hatte und worauf ein Zweikampf folgte, ihre Neigung. Dieser Fitzienham hatte sich aber das Mißfallen der Herzogin von Rochester zugezogen und die beiden Liebenden hielten ihr Verhältniß vor der Hand noch geheim.

In Brighthelmstone sollte das Verlöbniß öffentlich gemacht werden und Lizzy erwartete mit Sehnsucht die Ankunft ihres Geliebten. Da kam eines Tags Algernon Rawdorne, ihr und der Herzogin Cousin, und sie ward in einem Nebenzimmer Zeugin eines leidenschaftlichen Wortwechsels zwischen beiden, in welchem Algernon die Herzogin aufs dringendste aufforderte, durch einen strengeren und anständigeren Lebenswandel dem Verdacht, der schon in der Seele ihres Gatten durch die nachtheiligsten Gerüchte über sie geweckt worden sey, entgegen zu arbeiten. Die Herzogin nahm diese Ermahnungen sehr übel auf und verließ ihren Cousin im heftigsten Zorn. Gegen ihre Nichte jedoch verbarg sie ganz, was zwischen ihnen vorgefallen, und nahm die unbekümmertste Miene von der Welt an.

Bald jedoch sollte ihre Sicherheit bedroht werden. Die Ankunft des Herzogs von Rochester mit zweien seiner Töchter ward erwartet; eines Abends aber hörte Lizzy von ihrem Fenster aus, daß der Herzog allein in das Haus trat, und zwei Stunden nach Mitternacht ward sie aufgeweckt durch ein leises Pochen an ihrer Thüre. Noch halb im Traume fuhr sie auf, fragte wer da sey, und öffnete, als sie die Stimme der Herzogin erkannte, welche sie bat, ganz leise zu reden. Ohne Licht war der überraschende Besuch gekommen; sie ergriff die Hand ihrer Nichte und erklärte ihr mit bebender Stimme, sie sey verloren, wenn nicht Lizzy sich ihrer erbarme und zu einer That der aufopfernden Großmuth sich entschließe. Ein Brief von Lord Pembury an die Herzogin, welcher ihre Ehre schwer kompromittirte, war durch einen Zufall in die Hände des Herzogs abgeliefert worden, der ihn eröffnete und ihn seiner Gemahlin vorhielt, mit der Frage, ob er an sie gerichtet sey? die Herzogin in der Todesangst wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie behauptete, der Brief sey an ihre Nichte gerichtet. Jetzt suchte sie diese in der Mitternacht auf, um sie anzuflehen, ihre Lüge zu

bestätigen und sie so von Schmach und Elend zu retten. Anfangs war das arme Mädchen empört über diese Zumuthung — aber der Jammer und die Verzweiflung der Herzogin, das Zugeständniß von dieser, daß Fitzienham und Algernon von dem wahren Stand der Sache in Kenntniß gesetzt werden sollten und die Ueberzeugung, daß der Herzog so großmüthig seyn werde, die Sache ganz geheim zu halten, besiegte endlich ihren Widerstand, und stillschweigend bekannte sie sich am folgenden Morgen, als der Herzog ihr den Brief vorhielt, als diejenige, für welche er bestimmt gewesen — aber fast versagte ihr, unter den vorwurfsvollen und verachtenden Blicken des Herzogs die Kraft und nur der Anblick der tödtlichen Angst ihrer Tante hielt sie zurück, daß sie nicht die Anklage von sich abwies. Der Herzog deutete an, daß er ihre Entfernung wünsche und reiste wieder ab; Fitzienham und Algernon kamen an — es fand eine Erklärung zwischen ihnen und der Herzogin statt; der Erstere hatte bei dem Herzog förmlich um die Hand der Miß Mordaunt anhalten wollen; er machte der Herzogin bittere Vorwürfe über ihr Betragen — aber diese wies in heftigem Zorn seine Vorwürfe zurück und erklärte, daß sie von ihm am wenigsten dergleichen sich gefallen lassen könne, da er — der Sohn ihres Gemahls sey! Fitzienham ward durch diese Aufklärung vernichtet; er und Algernon führten die Miß Mordaunt wieder nach London zu ihrer Tante Carleton zurück, welche durch Algernon zu ihrer Wiederaufnahme bewogen wurde. In schrecklicher Unruhe über die weitere Entwicklung der Dinge, da Fitzienham verreiste und nichts von sich hören ließ, brachte sie ein paar Tage zu — als sie eines Abends in den Zeitungen die entsetzliche Neuigkeit von dem Selbstmord des Herzogs von Rochester las!

Es ergab sich bei der Untersuchung über diesen Vorfall, daß der Herzog am Tage, in dessen Nacht er Hand an sich gelegt, eine sehr lebhafte Unterredung, und wie es schien, einen Streit mit Fitzienham gehabt hatte, der erst spät ihn verließ. Die Abwesenheit Fitzienhams seit jenem Tage erweckte Verdacht und vielleicht hätte die Jury statt des Selbstmords Mord von fremder Hand angenommen, wäre nicht im entscheidenden Augenblick der Verdächtigte, von Algernon zurückgeholt, in London wieder angekommen, um sich völlig zu reinigen. Der Welt blieb es ein Geheimniß, wie die Dinge zusammenhingen und was der Beweggrund des Selbstmords gewesen, aber Lizzy Mordaunt sah den Zusammenhang von allem wohl ein — und ebenso die Herzogin von Rochester. Der Herzog hatte nämlich auf Fitzienhams Frage sich als seinen Vater bekannt — er hatte als solcher ihm ein Legat von 30,000 Pfund zugedacht, sich aber auch berechtigt geglaubt, bei der Wahl seiner Gattin mitzusprechen und, getäuscht von seiner Gemahlin, hielt er die von seinem Sohn gewählte Braut, Lizzy Mordaunt, seiner nicht mehr würdig. So herausgefordert, öffnete Fitzienham seinem Vater die Augen über den Betrug der Herzogin — und der Herzog vermochte diese Schmach nicht zu überleben. Das Legat für Fitzienham fand man in seinen hinterlassenen Papieren widerrufen. Auf die Herzogin, die in der Zwischenzeit bis zur Untersuchung von der schrecklichsten Angst gemartert worden war und sich vor Lizzy als das jammervollste Wesen geberdete, sich wie ein Wurm krümmte und wand, fiel kein ihrer Ehre nachtheiliges Licht.

Miß Mordaunt war in Folge dieser erschütternden Begebenheiten in eine schwere Krankheit verfallen, von welcher sie jedoch endlich wieder genaß; und bald nach ihrer Wiederherstellung fand ihre Vermählung mit dem Manne ihrer Wahl, Fitzienham, statt. Aber ihre ökonomische Lage war nichts weniger als glänzend. Während Lizzy's Abwesenheit von Spetchingley war ihr Vater in große Bedrängniß gekommen; ohne großen Aufwand zu machen, hatte er sich durch ungeregelten Haushalt im Lauf der Jahre in so bedeutende Schulden gestürzt, daß er seinen Landsitz nicht zu behaupten vermochte und sich in seinem Alter auf ein armseliges Gütchen zurückziehen und höchst eingezogen leben mußte; ein Verwandter, Dick Mordaunt, welchen Lizzy nicht hatte leiden mögen und den sie als einen Schmarotzer betrachtet, zeigte die treueste und aufopferndste Anhänglichkeit und die Stiefmutter bewährte sich als die trefflichste Frau, so daß Lizzy ihre unbesonnenen Urtheile über beide tief bereute. Der alte Squire, voll Heimweh nach seinem schönen Landsitz, fand nur in der Liebe seiner Familie einigen Trost. Das junge Ehepaar aber hatte weder von dieser noch von Seite Fitzienhams eine Unterstützung; das Legat war weggefallen und es blieb ihnen nur ein geringes Kapital von Fitzienhams verstorbener Mutter. So wollten sie ganz eingezogen, auf das Glück der Häuslichkeit sich beschränkend, leben; sie waren Eines im Andern glücklich; sie hielten sich entfernt von der großen Welt — Lizzy gebar ein Mädchen, aber das Kind starb bald, und zuerst um ihren Schmerz zu betäuben, später aus Gewohnheit, und weil ihr Gatte seine meiste Zeit Geschäften zu widmen genöthigt war, nahm sie mehr und mehr wieder an den Vergnügungen und Zerstreuungen der großen Welt Antheil. Ihr Gatte legte ihr in nichts Hindernisse in den Weg, erfüllte bereitwillig alle ihre Wünsche, er willigte darein, mit ihr einen Landsitz zu beziehen, und Lizzy wähnte, ihm sey es das Liebste, wenn sie ihn seinen Geschäften nicht entziehe und ihn gewähren lasse. Erst spät, zu spät, entdeckte Fitzienham seiner Gattin, daß ihre Vermögensumstände zerrüttet seyen, daß er arbeiten müsse, um den täglichen Lebensunterhalt zu gewinnen — daß die Gläubiger ihn drängen — zugleich aber verbot er ihr aufs ernstlichste, irgend Jemand von ihren Verwandten um Unterstützung anzugehen. Jetzt erst entdeckte auch die unglückliche Lizzy, daß Fitzienham durch seine parlamentarischen Anstrengungen und durch seine literarischen Arbeiten, über welche er Schlaf und Ruhe versäumte, seine Gesundheit untergraben hatte — daß er mit raschen Schritten dem Grabe entgegenging. Die erschütterndsten Scenen rührender Zärtlichkeit und heldenmüthigen Kampfes gingen seinem Tode voran, welcher erfolgte durch eine heftige Gemüthsaufregung, weil er glaubte, seine Gläubiger seyen in sein Haus eingedrungen. Gerade jetzt hätten seine Bedrängnisse ein Ende gehabt; es hatte sich unter den Papieren des Herzogs von Rochester noch eine spätere Anordnung gefunden, wornach seinem Sohne das bedeutende Legat wieder zugesichert ward, und der Bruder des Verstorbenen, Lord Hugh de Vere, nahm jetzt die Wittwe des Mannes, den er als seinen Neffen betrachtete,

zu sich auf sein Landgut Penderels und behandelte sie, selbst kinderlos, als seine Tochter. Er wäre der Erbe des Titels und des größten Theils des Vermögens von dem verstorbenen Rochester geworden, hätte nicht die Herzogin nach dem Tode ihres Gatten sich guter Hoffnung erklärt und einen Sohn geboren, welcher jetzt der Erbe des Herzogstitels und Vermögens war. Die Herzogin selbst, jetzt im Genuß des ungeheuern Vermögens bleibend, trat wieder mit ihren nach und nach heranwachsenden Töchtern in die Welt heraus, noch immer gehuldigt und angebetet, ihr früheres Wesen nunmehr einigermaßen zu matronenhafter Würde modelnd. Die Wittwe Fitzienhams konnte es nicht vermeiden, wieder mit ihrer Tante in Berührung zu kommen; sie glaubte sie etwas milder beurtheilen zu dürfen, seit sie erfahren, daß eine frühe Neigung sie an Lord Pembury gefesselt hatte, dieser aber von seinen Eltern zu einer andern Heirath gezwungen worden war und sie den Herzog von Rochester, von dessen unrechtmäßigem Sohn sie wußte, ohne Neigung, nur aus weltlicher Berechnung geheirathet hatte. Aber in ihrem Kummer, eines heißgeliebten Gatten beraubt und kinderlos, glaubte Lizzy doch die vergeltende Gerechtigkeit des Himmels bezweifeln und anklagen zu müssen, wenn sie sah, wie die Herzogin, welche vor ihr in tiefster Verzweiflung, von Schmach und Elend bedroht, auf den Knieen gelegen hatte, jetzt wieder zum höchsten Glanz in der Welt sich erhob, wie sie durch die Geburt eines Sohnes — (welcher der Erbe, aber nicht das Kind von dem verstorbenen Herzog war!) — im Besitz des Vermögens blieb, wie ihre Schönheit gleichsam neu aufblühte, wie sie in triumphirendem Stolz mit ihren schönen Töchtern auftrat, wie diese die Neigung der ausgezeichnetsten Männer gewannen — und endlich, durch den Tod der Lady Pembury sich ihr die Möglichkeit zu eröffnen schien, mit dem lange geliebten Manne sich zu vermählen und dadurch einigermaßen die begangenen Fehltritte gut zu machen.

Nach dem Tode des alten Lords Hugh de Vere erbte die Wittwe Fitzienhams das Landgut Penderels und führte, unter dem Titel Mistreß de Vere ein unabhängiges und in mancher Beziehung glückliches Leben. Die Verhältnisse ihrer elterlichen Familie hatten eine sehr günstige Wendung genommen; sie hatte während ihrer Ehe einmal eine ihrer Schwestern bei sich gehabt, welche eine ansehnliche Partie machte; auch die zweite Schwester verheirathete sich glänzend; ein Bruder kam ebenfalls in eine so glückliche Lage, daß es ihm möglich wurde, seinen alten Vater wieder in Spetchingley einzusetzen — ein hoher Freudentag für die ganze, hiezu eigens zusammenberufene Familie, aber ein Tag der Trauer für Lizzy, deren verstorbener Gatte in dem Familienbegräbniß in Spetchingley ruhte. Die zwei übrigen Söhne, der eine ein Seemann, der andere ein Geistlicher, waren auch gut versorgt, so daß der alte Squire noch recht heitere Tage mit seiner trefflichen zweiten Frau und seinem Freunde Dick Mordaunt verlebte. Der Alte meinte auch, seine verwittwete Tochter sollte jetzt ihren ältlichen Vetter Dick heirathen, der schon seit ihrer frühen Jugend eine Neigung zu ihr gehabt, aber nie den Muth gefunden hatte, sie zu erklären; aber er gab sich sogleich zufrieden, als er seine Tochter hiezu nicht gestimmt fand. Einem andern Cousin aber widmete die junge Wittwe zärtlichere Erinnerungen und Gefühle; die Großmuth Algernon Ramborne's, der sich schon, als sie noch im Hause der Lady Carleton war, um sie beworben hatte, dessen Gefühle sie aber damals nicht erwiedert, dessen Liberalität und Großmuth ihr gewissermaßen zur Last gewesen war und der mit edelster Selbstverläugnung die Hindernisse ihrer Verbindung mit Fitzienham beseitigen geholfen hatte, vor ihrer Vermählung aber, unfähig Zeuge derselben zu seyn, nach Italien abgereist war — die Großmuth dieses liebenswürdigen Mannes trat ihr wieder lebendig vor die Seele, sie sehnte sich nach einem vertrauten Freunde, sie war ihm jetzt an Vermögen gleich oder überlegen, und sie hätte jetzt keinen Anstand mehr genommen, ihm ihre Hand zu geben — aber sie hatte ihn nicht mehr gesehen, seit ihrer Vermählung, sie hörte von ihm, er lebe zurückgezogen und menschenscheu in Venedig und die Herzogin von Rochester hatte ihr neuerer Zeit einmal mitgetheilt, Algernon sey der Cicisbeo einer italienischen Dame.

So näherte sich Lizzy etwa ihrem dreißigsten Jahre, in mannichfachem Verkehr theils mit der großen Welt, mit den Freunden ihres verstorbenen Gatten, theils mit ihrer Familie und besonders auch mit den von dem verstorbenen Hugh de Vere ihrer besonderen Obhut und Fürsorge anempfohlenen Töchtern der Herzogin von Rochester. Von diesen fanden die drei ältesten nacheinander glänzende Bewerber, die eine an einem jungen Lord Addenbrooke, dem Sohn des Generalgouverneurs von Ostindien, die zweite an dem älteren Bruder Algernon Ramborne's, die dritte an dem neapolitanischen Gesandten, Herzog von Sicignano. Die Herzogin lud eine ansehnliche Gesellschaft auf ihren stattlichen Landsitz Vere-Court; auch Lizzy folgte einer Einladung dahin; aber hier erfuhr sie zu ihrem Erstaunen von den Töchtern der Herzogin, als sie sich nach dem Befinden ihres Bruders erkundigte, daß der junge Herzog an Körper und Geist schwach von Geburt an, für ihre Mutter ein Gegenstand der ängstlichsten Besorgniß und tiefen Jammers sey. Schon jetzt begann Mrs. de Vere zu begreifen, daß ihre Zweifel über die Gerechtigkeit des Himmels ungegründet und vorlaut gewesen, sie begriff besser als die Schwester des jungen blödsinnigen Herzogs, den Jammer der Mutter und wurde, trotz ihres Abscheu's vor den Sünden jener Frau von Mitleid mit ihr ergriffen; aber das Maß ihrer Strafe sollte erst noch voll werden und Schlag auf Schlag brach das Unglück über die Sünderin herein.

Man kam einmal Abends auf Gespenstergeschichten zu sprechen und der junge Herzog von Sicignano wurde veranlaßt, eine seine eigene Familie betreffende Spukgeschichte zu erzählen. In dieser Geschichte kam eine Urahne vor, welche sich des Ehebruchs schuldig gemacht und den Tod ihres Gatten herbeigeführt hatte — alljährlich einmal in einer gewissen Nacht fiel auf einer alten Burg tief im Wald von der Wand ein Blutstropfen herunter u. s. w. Beim Schluß dieser Geschichte ward die Herzogin fast ohnmächtig und ließ sich von Lizzy fortführen. Von dieser Stunde an faßte sie einen Widerwillen gegen den jungen Italiener, den sie nicht einmal mehr zum Abschied sehen wollte. Sie blieb auf ihrem Zimmer eingeschlossen in düsterster Stim-

mung; die Gäste zerstreuten sich nach und nach und Mrs. de Vere reiste ebenfalls ab, nachdem sie noch mit der Herzogin einen ernsten Wortwechsel wegen der Absichten derselben mit ihren Töchtern gehabt und ihr Obhutsrecht, welches ihr der verstorbene Oheim der Mädchen aufgetragen, wiewohl ohne Erfolg geltend gemacht hatte.

Die junge Wittwe begab sich wieder auf ihren Landsitz Penderels, in der Voraussicht, hier einen einsamen Winter zu verbringen. Hier erhielt sie einen hoffnungsvollen Brief von Isabella de Vere, welche eventuell mit Lord Abbenbrooke verlobt war, welcher jedoch noch die Einwilligung seiner Eltern in Ostindien abzuwarten hatte; das Mädchen überließ sich den schönsten Träumen künftigen Glücks, meldete aber zugleich, daß an die Stelle des Herzogs von Sicignano sich ein anderer Bewerber, ein Lord Hardington, dränge, und daß es mit der Gesundheit ihres Bruders immer schlechter gehe. Ihre Mutter sey darüber untröstlich und beschäftige sich ganz ausschließlich mit dem kranken, elenden Knaben.

Auf diesen Brief hin machte Mrs. de Vere ihrer Tante in einem freundlichen Brief den Vorschlag: da im Fall eines zu befürchtenden Ereignisses das Vermögen ihrer Töchter sehr unbeträchtlich werden würde, erbiete sie sich, die beiden jüngsten Töchter zu sich zu nehmen und für sie zu sorgen, um so mehr als sie glaube annehmen zu dürfen, die Herzogin werde nunmehr durch eine Vermählung mit dem Gegenstande ihrer frühesten Neigung das Ziel lange gehegter Wünsche erreichen. Auf diesen freundlichen Antrag jedoch erhielt sie eine empörende bittere und grobe Antwort, in welcher ihre Anerbietungen und Andeutungen als boshafter Hohn behandelt wurden und die Herzogin ihr vorwarf, daß sie durch Erbschleicherei ihren Töchtern das ihnen gebührende Vermögen entzogen und daß sie dieselben gegen die eigene Mutter eingenommen habe. Der Brief schloß mit einer förmlichen Aufsagung alles und jedes Umgangs und Verkehrs. —

Begreiflicher fand die erstaunte Mrs. de Vere den erbitterten Ton dieses Briefes, als sie aus den Zeitungen erfuhr, daß Lord Pembury, statt die Geliebte seiner Jugend heimzuführen, eine junge Irländerin geheirathet hatte!

Im Lauf des Winters gestalteten sich die politischen Verhältnisse zwischen England und Frankreich feindlich; man erwartete den Ausbruch des Krieges in Italien. Mrs. de Vere war besonders auch wegen Algernon Rewborne's besorgt, welcher noch immer in Venedig seyn sollte; sie machte alle mögliche Versuche, etwas über das Schicksal dieses ihr so theuern Mannes zu erfahren und scheute sich doch, den Schein eines besondern Interesse's auf sich zu ziehen; in dieser Unruhe begab sie sich nach London und bat den Herzog von Sicignano zu sich, um von ihm vielleicht Aufschlüsse über ihren Cousin zu erhalten. Dieser wußte ihr nur so viel zu sagen, daß nach den ihm zugekommenen Nachrichten Algernon Ramborne Venedig als schützender Begleiter einer Dame verlassen hatte. Nunmehr erkundigte sich aber auch der italienische Herzog seinerseits bei Mrs. de Vere, welche Aussichten ihm auf die Hand seiner Geliebten noch blieben, und als sie ihm gestand, daß die Herzogin der Verbindung ihrer Tochter mit ihm durchaus abgeneigt und somit seine Neigung hoffnungslos scheine, überließ er sich den Ausbrüchen einer furchtbaren Leidenschaft, welche bald in eine nicht minder beunruhigende kalte Bitterkeit überging.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die böhmische Literatur.

(Schluß.)

Unter den zahllosen literarischen Werken jener Zeit werden noch jetzt viele mit Auszeichnung genannt. Der Hussitenanführer Zizka von Trocznow verfaßte nicht nur Kriegslieder, sondern auch eine „Instruktion für sein Heer," und mehrere Feldherren jener Zeit, namentlich Hayek von Hodietin und Wenzel Wlczek von Czenow hinterließen militärische Werke, von denen vorzüglich die Arbeiten des letzteren wichtig für die Geschichte und Kriegskunst jener Zeit sind, doch wird das Werk durch eine Menge militärischer Kunstausdrücke, deren Bedeutung verloren gegangen, großentheils unverständlich. — König Georg gab eine Maß-, Münz- und Gewichtsordnung für Böhmen heraus. — Peter Zidek schrieb die „königliche Wissenschaft," deren erstes Buch die Pflichten des Königs in Bezug auf das Gemeinwohl abhandelt, das zweite bezieht sich auf sein Verhalten in Bezug auf seine Person, und das dritte enthält eine Skizze der Weltgeschichte mit häufigen Winken, was ein Herrscher zu thun und zu lassen habe; doch ist dieses, so wie das „encyklopädische Werk" desselben Verfassers von keinem großen Werthe. — Der Notar Mladienowitz, welcher zu Konstanz ein Augenzeuge des Auto-da-fé des böhmischen Reformators war, schrieb dessen „Biographie," welche nachher in den böhmischen Kirchen immer vorgelesen wurde. — Ritter Viktorin Cornelius von Wssehed lieferte 9 Bücher „von den Rechten, Gerichtsstellen und der Landtafel in Böhmen," die sich durch beinahe altklassische Reinheit, Genauigkeit und Rundung des Vortrags auszeichnen. — Der geistreiche und beredte Landeshauptmann von Mähren, Freiherr Stibor von Cimburg, widmete sein vortreffliches Werk: „Ueber die Güter der Geistlichen" dem König Georg von Podiebrad, und gab eine „Sammlung der Freiheiten und Rechte Mährens" heraus. — Die „Kuttenberger und Iglauer Bergrechte" von Prespole machten große Sensation. — Von Christian von Prachatitz erschien ein System der Heilkunde. — Johann von Lobkowitz und Martin Kabatnik beschrieben ihre „Reisen zum heiligen Grabe," Albrecht Kostka von Postupitz die seinige Frankreich, und Sasek von Mezichor, der Begleiter des Freiherrn Löw von Rozmital auf seinen Reisen durch Deutschland, England, Frankreich, Spanien, Portugal und Italien, gab dessen „Denkwürdigkeiten und Reisebeschreibung heraus, die als ein Zeit- und Sittengemälde des fünfzehnten Jahrhunderts sehr interessant sind. — Außerdem besaß man mehrere Wörterbücher, viele Schriften über Astrologie, Heilkunde und Landwirthschaft; (schon 1417 gab ein Anonymus eine Abhandlung über das Pro-

pfen der Bäume heraus) dann theologische Abhandlungen und Controversen von Rokizana, Litomericzky, Kuranda u. s. w.

Bohuslaw von Cechtitz schrieb einen: „Spiegel der ganzen Christenheit" auf 118 Blättern, wovon 88 mit Bildern versehen sind. Manche derselben stellen die kontrastirenden Handlungen der römischen Bischöfe und der Jünger Christi mit böhmischen Citaten vor, und andere zeigen uns Huß auf der Kanzel und auf dem Scheiterhaufen. Auf zwei Gemälden, deren eines den hussitischen Gottesdienst, das andere die Züge der Taboriten vorstellt, folgt der satyrische Brief des Lucifer, und unter dem Conterfei des blinden Hussitenfeldherrn Ziska stehen Fragmente aus einem taboritischen Kriegsliede, ferner ein Dialog zwischen einem Vater und seinen Söhnen, worin jener diesen erzählt, wie der Kelch und das Gesetz Gottes in Böhmen aufgekommen ist. — Ein bedeutender theologischer Schriftsteller war P. Chelcicky, dessen Buch: „Schusterleisten," große Sensation gemacht hat. Auch schrieb er ein anderes unter dem Titel: „Das Netz des Glaubens," die „Rede über das dreizehnte Kapitel der Offenbarung Johannis, von der Bestie und ihrem Bildnisse," dann eine „Schrift von der Liebe Gottes," und gab eine „Erklärung der sonntägigen Evangelien" heraus. — Walcowsky von Kuezmost schrieb über die Laster und Heuchelei der Geistlichkeit.

Eine merkwürdige polemische Schrift war der Traktat des P. Martin Lupatz „gegen den Sprengwedel," und die von einem Witzbold vorgelegte Frage: „Sage mir, Meister! welche Vögel sind besser, die, welche essen und trinken, oder die, welche bloß essen und nicht trinken? — und warum sind diejenigen, welche nur essen und nicht trinken, denen feind, welche essen und trinken?"

Nur die böhmische Poesie blieb — mit wenigen Ausnahmen — hinter jener des dreizehnten Jahrhunderts zurück, während die lateinischen Dichter sich durch einen bessern Geschmack auszeichneten. Zwar brachte jene Zeit die gereimte Legende von den 10,000 Rittern — eine Uebersetzung von Aesops Fabeln — eine kurze Satyre auf die Verfolgung der taboritischen Priester. — Prokop setzte die Reimchronik des Dalemil bis auf seine Zeit fort, Hynek von Podiebrad, König Georgs jüngerer Sohn, schrieb Gedichte, die nicht ohne poetisches Verdienst, doch zu breit gehalten sind, und auch in dieser Zeit erschienen mehrere Romane, die aber verloren gegangen sind.

Dagegen nahm die Redekunst einen rüstigen Aufschwung. Gleichzeitige und spätere Schriftsteller, unter ihnen der berühmte Bohuslaw von Lobkowitz, sprechen mit Bewunderung von dem hinreißenden Fluß der böhmischen Beredsamkeit.

Die Buchdruckerkunst kam unter Ladislaus Jagello nach Böhmen, und machte hier nicht allein sehr schnelle Fortschritte, sondern sie erreichte in den ersten 30 Jahren ihrer Existenz in diesem Lande eine außerordentliche Vollkommenheit. Das erste gedruckte Buch war 1459 das „Sendschreiben des Johann Huß aus Konstanz," das zweite 1468 „der trojanische Krieg," das dritte 1474 ein „neues Testament," 1488 erschien die ganze Bibel, 1489 der erste Kalender, und die Böhmen waren von allen Slawen die ersten, welche Werke in der Muttersprache gedruckt hatten. Von den böhmischen Bibeln, welche in jener Zeit erschienen, haben sich 14 bis auf unsere Tage erhalten, nebst 10 neuen Testamenten.

Im sechzehnten Jahrhundert gelangte jedoch die böhmische Literatur zu einem Umfange, daß man unter Rudolph II schon mehr als 150 bedeutende Gelehrte in der Hauptstadt zählte, das Schulwesen erhielt einen so lebhaften Aufschwung, daß Prag allein, außer zwei Hochschulen noch sechzehn Lehranstalten, darunter zwei Mädchenschulen zählte, und das Land mit Pfarrschulen und Gymnasien hinreichend versehen war. Die böhmische Sprache hatte den Gipfel ihrer Ausbildung und Verbreitung erreicht, und wir würden uns weit über den Raum hinaus verirren, welcher uns hier vergönnt ist, wenn wir eine vollständige (wenn auch noch so gedrängte) Uebersicht der literarischen Thätigkeit Böhmens in jener Epoche geben wollten, die wir uns auch um so leichter ersparen dürfen, da trotz der allgemeinen Liebe zu den Wissenschaften doch kein Eingeborner sich durch große geniale Forschungen auszeichnete, die Redekunst aber, die im Anfange dieser Periode in der höchsten Blüthe stand, im Verlaufe derselben sank, indem sie immer mehr die deutsche Weitschweifigkeit und ceremoniöse Breite annahm, und Böhmen keinen Dichter aufzuweisen hatte, der nur mit dem Polen Kochanowski verglichen werden konnte, wenn gleich bei diesem der Einfluß böhmischer Bildung unverkennbar war. Der gekrönte Hofpoet Kaiser Rudolph II, Simon Lomnicky von Budecz und der fromme Sänger Georg Strejc, sind die vorzüglichsten Dichter dieses Zeitraums.

Wenzel Hagek von Liboczan, Bohuslaw Bilegowsky und Martin Kuthen schrieben „böhmische Chroniken," letzterer auch das „Leben des Ziska." Hageks Chronik kann nur als ein romantisches Aggregat von alten Sagen und Traditionen, als roher Stoff für den Dichter betrachtet werden, und hat gar keinen historischen Werth und Glauben. — Wichtiger sind fünf andere (bis jetzt noch ungedruckte) Geschichtschreiber jenes Zeitraums: 1. Bartoß von Prag, welcher die böhmischen Unruhen von 1524 mit dem lebendigsten Kolorit darstellte. 2. Der Altstädter Kanzler Sixt von Ottersdorf, der einen umständlichen „Bericht" über die Ereignisse abstattete, welche den blutigen Landtag von 1547 herbeiführten. 3. Johann Blahoslaw, den man für den Verfasser einer vortrefflichen „Geschichte der böhmischen und mährischen Brüder-Unität" hält. 4. Der ausgezeichnete Genealoge und Biograph Wenzel Brezan, dessen Werke die großen Verdienste der Gründlichkeit und Treue, Klarheit, Kürze und Reichhaltigkeit besitzen, und endlich 5. ein Ungenannter, von dessen Universalgeschichte nur der erste Band noch in Stockholm zu finden ist. — Ein Hauptwerk jener Zeit ist die Kralitzer Bibel. Der Freiherr Johann von Zierotin versammelte nämlich auf seiner Veste Kralitz in Mähren acht der gelehrtesten Männer aus der böhmischen Brüder-Unität, welche vereint in 15 Jahren (1579 — 1593) eine vollständige Uebersetzung der Bibel aus den Ursprachen vollendeten, und in 6 Quartbänden herausgaben, die selbst von

aufgeklärten Jesuiten als ein vollendetes Muster von Reinheit, Zierlichkeit und Korrektheit der Sprache anerkannt wurde. — Beneš Optat bearbeitete die erste „böhmische Grammatik" und Thomas Resal ein „lateinisch und böhmisches Wörterbuch."— Johan von Puchow lieferte eine böhmische „Kosmographie," und Brycky von Licka gab die „Stadtrechte" heraus. — Wenzel Wratislaw von Mitrowitz beschrieb seine Gesandtschaftsreise nach Konstantinopel, und Ritter Harant von Polczitz seine Reise nach Venedig; interessant sind auch die Schicksale des Ritters Ulrich Prefat von Wlkanowa im Morgenlande u. s. w. — Adam von Weleslawin übertraf alle seine Vorgänger durch die Menge seiner Schriften. — Der obenerwähnte Simon Lomnicky steht im Verzeichniß der böhmischen Schriftsteller jener Epoche mit 18, der Pole Bartholomäus Paprocki mit 14 Werken, unter welchen der „Spiegel des Markgrafthums Mähren" und die „Nachfolge der Herzoge und Könige Böhmens," die gesuchtesten sind. — Bohuslaw Lobkowitz von Hassenstein schrieb zwar meist nur lateinisch, doch war er ein Beförderer der heimischen Wissenschaften, und verordnete in seinem letzten Willen, seine Bibliothek, welche aus den seltensten Werken bestand, solle jederzeit an den Gelehrtesten seines Stammes übergehen.

Die bedeutendsten Uebersetzungen aus fremden Sprachen waren: die ganze Bibel von Johann Waitowsky von Warta und das neue Testament aus der griechischen Urschrift von Johann Blachoslaw — Josephus Flavius sieben Bücher vom jüdischen Krieg von Paul Worlicny — Lucians von Samosata Gespräche von Konaß von Hodiskow, und dessen sämmtliche Werke von Udalrich Welensky von Mnichow — Isokrates an den Dämonikos von Wenzel Pisecky — Loctantius Firmianus von der wahren Verehrung Gottes, und Seneka vom Zorne von Niklas Klaudyan — das Leben des Cyrus nach einem griechischen Original von Abraham von Ginterod — Petrarca's Bücher vom Glück und Unglück, von Georg Hruby von Geleny u. s. w.

Die Menge der Werke, welche in jenem Zeitraum erschienen, läßt sich aus dem Umstande berechnen, daß in Prag 18, in den Landstädten Böhmens 7 und in Mähren ebenfalls 7 Buchdruckereien bestanden, abgerechnet, daß in Dresden, Leipzig, Wittenberg, Nürnberg, Venedig, Holland und Polen auch eine große Anzahl böhmischer Bücher gedruckt wurde. Während des blutigen Landtags zeigte das Prager Domkapitel Ferdinand I an, der Widerstand der Stände komme von ketzerischen Büchern her. Die hohe Geistlichkeit erhielt auf ihr Verlangen die Censur, und verfaßte nach dem Muster von Rom einen „Index librorum prohibitorum." Je größere Strenge die Censoren übten, desto mehr verstummten die Schriftsteller. Maximilian II beschränkte die Censoren, ohne die Censur aufzuheben, die in ihrer Wirksamkeit geblieben ist bis auf den heutigen Tag.

Im ersten Viertheil des siebzehnten Jahrhunderts brach die Flamme des dreißigjährigen Krieges aus, und vernichtete mit Einem Schlage alle Blüthen und Früchte, welche eine lange Friedenssonne auf dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst hervorgelockt hatte. Nicht allein, daß die berühmtesten Handschriften und die Rosenberg'sche Büchersammlung aus Prag nach Stockholm geschleppt wurden, wo sie noch als böhmische Bibliothek stehen, auch die vorzüglichsten Männer der Nation kamen durch das Richtschwert, Krieg und Seuchen ums Leben; 30,000 Familien, davon 185 von altem Adel, unter ihnen die gebildetsten Männer des Landes, Gelehrte und Künstler, wie die gesammte akatholische Geistlichkeit, wurden theils verbannt, theils wanderten sie freiwillig aus, um dem erwählten Glauben nicht entsagen zu müssen. Italienische, spanische und süddeutsche Mönche zogen in das Land ein, und nahmen die Lehrkanzeln in Besitz; die Jesuiten als Alleinherrscher sandten Missionäre im Lande umher, alle böhmischen Bücher von 1414 — 1635 wurden ketzerischer Irrlehren beschuldigt, in Bibliotheken wie in den Familien aufgesucht, mit Gewalt hinweggenommen, und — darunter zahllose Handschriften früherer Jahrhunderte — ohne Wahl und Prüfung vernichtet. Meistens traf dieses Schicksal die böhmischen Bücher in Summa, da sich weder der Mönch noch der ihn begleitende Soldat die Mühe gab, dieselben zu untersuchen, oft auch beiden die Landessprache fremd war. Fruchtlos erhob selbst Bohuslaus Balbin und andere aufgeklärte Jesuiten ihre Stimme gegen diese barbarische Bücherverfolgung, die bis ins achtzehnte Jahrhundert hinein dauerte, so daß sich der im Jahre 1760 gestorbene Jesuit Anton Konias rühmen konnte, mit eigener Hand 60,000 Bände in die Flammen geworfen zu haben. Was dem Feuer entging, wurde in den Klöstern unter schwere Eisenriegel, Gitter und Ketten in feste Gewölbe verschlossen, auch wohl zur Warnung mit der Inschrift: „die Hölle" versehen. Zum Ersatz erhielt Böhmen theologische Streitigkeiten, Schilderungen der Hölle und des Fegefeuers, welche schwache Köpfe aus dem Volke mitunter zum Wahnsinn trieben, während die Auswanderer in fremden Staaten böhmische Buchdruckereien anlegten, worin sie wenigstens neue Auflagen von Bibeln und ältern böhmischen Werken veranstalteten, und ihren Glaubensgenossen in Böhmen, Mähren und Ungarn heimlich zusandten. Im Lande selbst waren nur wenige tüchtige Köpfe zurückgeblieben, die sich bemühten, den letzten Lebensfunken der böhmischen Literatur aufrecht zu erhalten; z. B. die Historiker Pessina von Czechorod, Johann Beckowsky, der die Geschichte Böhmens bis 1620 fortsetzte, Wenzel Wesely, der eine böhmische Geometrie und Trigonometrie verfaßte u. s. w. Graf Slawata (berühmt durch den Fenstersturz von 1618) schrieb eine mit Dokumenten belegte Geschichte seiner Zeit in 15 Foliobänden, die jedoch nicht gedruckt wurde, und der letzte Bischof der böhmischen Brüder, der Mährer Amos Comenius schrieb mehr als 50 zum Theil vortreffliche Werke, darunter die berühmte „Janua linguarum reserata," das erste Bilderbuch für Kinder, das 26 Uebersetzungen in 12 europäische Sprachen, außerdem ins Arabische, Persische und Mongolische erlebt, und in unzähligen Auflagen immer wieder erschien, und im Grunde, wenn man die Verschiedenheit seiner und unserer Zeit berücksichtigt, noch nicht übertroffen ist. — Außer diesen wurde zwar noch hie und da ein böhmisches Buch geschrieben, doch fast ohne alle Ausnahmen in unreinem Styl und barbarischem Geschmack.

Nach der Auswanderung der Akatholiken wurde das zum Theil entvölkerte Land wieder mit deutschen Bewohnern besetzt, ihre Sprache in die Gesellschaft und die öffentlichen Angelegenheiten eingeführt, und jene des Vaterlandes in die Hütten des Volkes und die kleinern Städte verwiesen. Personen, welche wohl erzogen seyn wollten, errötheten, aus böhmischem Stamme entsprossen zu seyn, und gaben sich deutsche Namen, theils um glauben zu machen, sie seyen ausländischen Ursprungs, besonders um politischen Verfolgungen zu entgehen, da der Name Böhme gleichbedeutend war mit Ketzer und Rebell. Vorzüglich aber hüteten sie sich sorgfältig, die Bauernsprache (so nannten die Jesuiten die böhmische) über ihre Lippen kommen zu lassen, und radebrechten lieber das Deutsche, welche Sprache das Monopol aller literarischen Produktionen an sich riß, und so mehr als ein Jahrhundert die böhmische Sprache und Literatur in einer totalen Nullität hinschmachtete.

Als Kaiser Joseph II, mit einem schöpferischen Geiste begabt, den Thron seiner Väter bestiegen, eine Deputation verborgener böhmischer Protestanten seine Herrschergroßmuth anflehte, und er sein unsterbliches Toleranzedikt ergehen ließ, erwachte die Hoffnung der Böhmen aufs neue, doch die literarischen Kräfte waren zu unbedeutend, die Deutschen im Besitz aller Mittel, und durch eine großartige, aber etwas gewagte Idee des Monarchen schien im Gegentheil gerade in diesem Augenblicke die letzte Stunde der böhmischen Sprache geschlagen zu haben. Joseph entwarf nämlich den Plan, die verschiedenartigen Völker, die seinem Scepter gehorchten, in eine Sprache zu vereinigen, und wählte, als das am wissenschaftlichsten ausgebildete Idiom, die deutsche zu diesem Bindungsmittel, obschon selbe kaum von einem Viertheil seiner Unterthanen gesprochen wurde. Mit dem Jahre 1774 wurde die deutsche Sprache in allen Stadtschulen, in allen Gymnasien und andern Unterrichtsanstalten eingeführt, und von 1780 an kein Knabe mehr ohne Kenntniß derselben in die lateinischen Schulen aufgenommen; doch eben diese drohende Gefahr erweckte in dem Gemüthe einiger Gelehrten und patriotischen Böhmen, die meist zugleich deutsche Literatoren waren, den edlen Vorsatz, auch die vaterländische Literatur wieder aus der Lethargie zu erwecken, in welche die vergangene Epoche sie gestürzt hatte. Der erste, der seine Stimme (in den „Erinnerungen über einen wichtigen Gegenstand") erhob, war der General Graf Franz Kinsky, gleich verdient um Oesterreichs Kriegswesen, wie um die Kultur des Vaterlands, und die Regierung entschloß sich 1775 den Unterricht in der böhmischen Sprache wenigstens in den höhern Militärschulen anzuordnen. Der wichtigste Mann für die vaterländische Sprache — wenn er gleich meist Deutsch und Latein schrieb — war Abbé Dobrowsky, unstreitig der gelehrteste Slawe in der österreichischen Monarchie, dessen Wirken sich auch weit über jene Periode hinaus bis in die neueste Blüthenzeit der böhmischen Literatur erstreckt. Er erwarb sich um die Sprache selbst, nebst vielen andern Abhandlungen, durch sein „Wörterbuch," die Zeitschrift „Slawin," das „System der böhmischen Sprache" — welches Hanka ins Böhmische übersetzte, — in der böhmischen Geschichte durch den Methudius und Cyrillus u. s. w., die größten Verdienste, und eine große Zahl von gelehrten Arbeiten in andern Fächern sichern ihm den dauernden Ruhm des tiefdenkenden Sprach- und Geschichtsforschers. Joseph Dobrowsky wurde den 17 August 1753 von böhmischen Eltern zu Jermat in Ungarn geboren, und trat im 19ten Jahre das Noviziat des Jesuitenordens zu Brünn an, für welchen wohl sein umfassender Geist, doch nicht sein Herz paßte. Nach zehn Monaten, in welchen der junge Dobrowsky seine freisinnigen Grundsätze nur schlecht zu verbergen verstand, wurde der Orden aufgehoben, Dobrowsky setzte zu Prag die Studien der Theologie fort, und lebte dann eine Zeitlang als Rector des Generalseminariums zu Hradisch, eine lange Reihe von Jahren aber zuerst als Erzieher, dann als Hausfreund im Hause des Grafen Nostitz. Er reiste viel, und meist zu Fuß. 1792 ging er mit dem Grafen Sternberg nach Rußland und Schweden, um Handschriften zu vergleichen, und von manchen literarischen Schätzen, die aus Böhmen nach Stockholm geführt worden waren, Abschriften machen zu lassen. Im folgenden Jahre machte er eine Reise nach Rom, und starb nach einem mehr als fünfzigjährigen gelehrten Wirken im 76 Lebensjahre am 6 Januar 1829 auf einer abermaligen Reise zu Brünn.

Mit Pelzel, Prochazka, Parizek, Durich und Tomsa veranstaltete Dobrowsky neue Abdrücke guter alter böhmischer Werke, und der erste gab eine böhmische Chronik heraus, die hinlänglich ausgeführt, und insbesondere merkwürdig durch die systematische Ordnung ist, welche darin herrscht. Die ersten drei Theile sind erschienen, der vierte, welcher den Hussitenkrieg behandelte, blieb Manuscript.

Cramerius und einige Andere schrieben zum Gebrauch des Volkes in der Landessprache mehrere Werke über verschiedene Gegenstände nützlichen Unterrichts. Prof. Joseph Jungmann gab das erste Muster guten böhmischen Styls, und auch Prof. Johann Negedly schrieb eine fließende Prosa, während J. Nep. Stepanek vom Jahre 1805 an für die böhmische Bühne arbeitete, und so glücklich war, durch seine Stücke das Interesse des böhmischen Publikums wieder rege zu machen. Puchmayer verdiente sich zuerst wieder den Namen Dichter, und gab, im Verein mit mehreren Liebhabern der Kunst, von 1795 — 1814 eine Sammlung böhmischer Poesien heraus.

Doch die Bemühungen all dieser wackern Männer reichten nicht hin, die Literatur ihres Vaterlandes aus ihrer tiefen Erniedrigung zu erheben, in welche sie durch Jahrhunderte versunken war, zumal da sie bei Regierung und Nation nur schwache Unterstützung fanden, und der größte Theil der übrigen böhmischen Schriftsteller aus nothdürftigen Uebersetzern und Scriblern bestand, welche die vaterländische Literatur mehr in Mißtrauen brachten, als sie die Zwecke derselben förderten.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 14.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

14 Februar 1838.

Melpomene.

Von August Barbier.

(Nachstehendes Gedicht enthält eine Kritik der neuesten dramatischen Poesie der Franzosen von einem französischen Dichter, der man gewiß nicht den Vorwurf parteiischer Vorliebe machen kann. Wir werden mit Nächstem über Barbier's Satyren und Gedichte ausführlicher berichten.)

I.

O Muse, die einst Huld Euripides gespendet,
Wie ward die Tunika, die weiße, dir entwendet?
Wo kam die heil'ge Zier, o Tempel-Priesterin,
Die deinen nackten Fuß geschmückt, wo kam sie hin?
Wohin das goldne Haar am Haupt geknüpft zum Bunde,
Der würdige Kothurn, die Ley'r mit Dichtermunde?
Das Linnenkleid, das lang um deine Glieder flog,
In schweren Falten nach der Schreitenden sich zog?
Der Thränen ew'ger Strom aus fromm bewegten Herzen,
Dein göttlich Schluchzen in harmonisch schönen Schmerzen?
Tochter des Alterthums, der Opfer man gebracht,
Was, Priest'rin, fingst du an mit deiner keuschen Tracht?
Für schmuz'ge Lumpen hast du sie dahingegeben —
Man sieht der Halle Koth an deinem Leibe kleben;
Die Honigsprache hat vergessen ganz dein Mund,
Worin die Harmonie der Sphären sich that kund;
Getrübt von Leidenschaft des Pöbels deine Stirne,
Sprudelst du jetzt hervor den Fluch, den Schwur der Dirne!

II.

Die Schönheit ruft der Kunst man heut nicht mehr zurück!
Die freche Unzucht tritt, hebend den wüsten Blick,
Beim Bühnenspiel hervor, zu stolz sich zu verhehlen,
Theater sind verkehrt zu schnöder Schande Höhlen,
Und zum Altar der Lust, wo um verschiednes Geld
Schamlose Sünde für die Unzucht Schule hält.
Ein Wettstreit ist: Wer auf den Brettern wohl am meisten
Allnächtlich könn' in Gräu'l und Schändlichkeiten leisten,
Und wer entrollen im entsetzlichen Roman
Die gröbsten Sitten und die frechsten Zoten kann.
Und ohne Rücksicht für die Frauen, für die Jugend
Die Wangen färben mit dem Sterberoth der Tugend.
Entschließe dich einmal, du, dessen Herz noch rein,
In all die Orte tritt, die schändlichen, hinein,
In die Pesthöhlen, wenn die Abendnebel schweben
Ueber der großen Stadt wie Pechfeu'r-Rauchesweben,
Und schauen wirst du da, in Schweiß gebadet ganz,
Unter einer blaßen Sonn' und ihrem fahlen Glanz,
Puls-athemlos und stumm ein ganzes Volk sich drängen
Auf schwarzer Bänke Reih', sich pressen in den Gängen;
Der Henker Sprache leih'n sie ganz vergnügt ihr Ohr,
Blut'ge Schaffotte stellt man ihren Augen vor!
Da sieh, wie unter'm Aug' der Väter freche Scenen
Der zarten Töchter Aug' ans Schlüpfrigste gewöhnen!
Wie auf dem Sopha, fern von Scham, Gewissensschmerz,
Dem Nächsten, Besten man Mieder erschließt und Herz!
Wie in Verführungslust die Männer sich gebärden,
Wie ihrer Trunkenheit zum Opfer Frauen werden;
Und wie die Frauen, wenn sich schließt solch schändlich Spiel,
Noch keuchend, Gluth im Blick, doch hart das Herz und kühl,
Langsamen Schritts den Saal, wo sie gesündigt, räumen,
Und an dem eignen Herd vom Ehebruch noch träumen.
Verpestet, stinkend ist die ganze Luft, o sieh!
Die auf die Stadt ausströmt der Baum der Poesie!
Die jeden Abend du einfangst wie Nektardüfte
Mit gier'ger Brust, Paris — o faul sind diese Lüfte!
Unreiner Baum! es ist als ob dein kahles Haupt
Von gelben Blättern nur noch wäre schwach belaubt;
Als ob die Früchte, die man bricht von deinen Zweigen
Gleich jenen, welche einst den Bäumen Sodoms eigen,
Wenn man zum Mund sie führt, wären verfault durchein,
Und bärge Bitterkeit und Asche nur ihr Schein!

III.

Ach! auf den Plätzen nicht, den offnen, nur erscheinen
In dieser bösen Zeit die, die's am schlimmsten meinen!
Nicht jene sind es, die ein hungrig wilder Schwarm
Mit rauh behaarter Brust, die Waffen in dem Arm,
Weil ihnen Arbeit fehlt, der Meute gleich anschlagen,
Und die zum Aufruhr führt und spornt allein der Magen!
O die, Zerstörung zwar schnaubend und Mord, sind's nicht,
Vor deren Hauch der Bau der Ordnung wankt und bricht!
Ihr Arm kann nur den Stoff zerreißen und zersplittern —
Den Marmor können sie verstümmeln und erschüttern —
Und wenn die Mauer stürzt, die ihre Faust zerbrach,
Verrauscht ihr Strom, wie sich verliert ein Wetterbach.
Nein! die Verkehrtsten, die viel größre Sünde haben,
Die in den Boden tief dauerndere Spuren graben:
Das sind die Dichter, die das Messer in der Hand,
Tief in dem Menschenherz — das Auge wild entbrannt —
Nach wunden Fiebern und schmutzigsten Adern spüren,
Um ihrer Habsucht d'raus Goldbäche zuzuführen.
Der setzt berechnend sich in seinem Zimmer hin:
Was eines garstigen Schauspieles Reingewinn?
Der Andre, zu des Volks unheiligem Gejole,
Schleppt auf die Bühne her das Rauchfaß und die Stole.
Andre entkleiden ganz die Scheu, das Himmelskind,
Daß keine Hüllen mehr der Scham geblieben sind.
Und die Freimaurer dann, sie, wie heran sie rücken,
Sie, deren Hammerschlag Grabsteine malmt zu Stücken,
Und was von Sünd' und Gräu'l im Grabe lange schlief,
Zerstöt, in Mißgestalt, wieder ins Daseyn rief.
Und die Entweiher, stets gierig nach neuem Raube,
Sie warten selbst nicht ab, die Wühlenden im Staube,
Bis ganz erkaltet ist die Leich' im Erdenschooß;
Sie reißen sie heraus, wenn kaum das Grab sich schloß,
Und ohne Furcht vor Gott schleudern mit frevlem Arme
Sie die noch warme hin klatschender Gaffer Schwarme!

IV.

So wissen sie denn nicht, die Reimer, sinnbethört,
Wie arg die Kunst das Reich der Sittlichkeit zerstört!
Daß Tinte, welche träuft aus ihren Federn, schwärzen
Muß wieder die vom Licht gebleichten, reinen Herzen;
Wie schändlich ist, wer in das Gute menget Gift,
Wie schwer den Mann der Nam' des schlechten Bürgers trifft!
Sie kennen nicht die Pein, wenn man sich muß gestehen:
Ich schuf ein Werk, drin nicht der Reinheit Geister wehen! —
Die Pein, zu seh'n, wie sich das Kind erröthend grämt,
Weil sich's des Rufs, den sich erwarb der Vater, schämt.
Nein! der Gewinn reizt sie! Geld ist was sie entzündet,
Was ihren Mund befleckt und ihnen's Aug' verbindet.
Das Geld, der letzte Gott der Menschen, hat am Haar
Gepackt sie — schüttelt sie — und drängt sie immerdar
Auf böse Wege; leicht ließen sie mit sich handeln
Auf ihres Vaters Leib mit frevlem Fuß zu wandeln.

Schmach ihnen! Sie, die nicht trifft des Gesetzes Macht,
Straft nur das Wort des Manns, der ob der Tugend wacht.
Schmach ihnen, deren Hand nur immer ist geschäftig
Zu tauchen in den Schmutz, was rein und lebenskräftig!
Die Kunst, die göttliche, die uns gegeben ward,
Daß uns das Wort des Herrn darin würd' offenbart,
Zum Krüppel haben sie die Herrliche erniedert,
Zum Scheusal, welches schwer hinkriechend, an uns widert,
Das blut'ge Stummeln dem Vorübergeh'nden weist,
Und giftiges Geschwür, draus blut'ger Eiter fleußt.

Memoiren einer Peereß

oder

Die Tage Fox's.

(Fortsetzung.)

Mrs. de Vere, welche jetzt Algernon für sich verloren sah, beschloß einen Besuch bei ihrer Schwester Helene in Ailesforth-Castle zu machen; aber eben auf dem Punkt abzureisen, erhielt sie einen Brief von den Töchtern der Herzogin, welche sie bei all ihrer Liebe gegen sie, bei all ihrer Dankbarkeit gegen ihren verstorbenen Oheim beschworen, nach Brighthelmstone zu kommen, wo sie sich mit ihrer Mutter aufhielten. Ohne Rücksicht auf den letzten Brief der Herzogin machte sie sich auf den Weg; es war Abend als sie in Brighthelmstone ankam; sie stieg im Gasthof ab und ließ fragen, ob die Herzogin sie empfangen wolle; die Töchter baten sie zu kommen; die Mutter werde ihre Ankunft in ihrem jetzigen Zustand kaum beachten. Als sie ins Zimmer trat, fiel ihr Helene in die Arme und weinte — im Saale fand sie Isabella sehr schwach und krank auf dem Sopha lehnen, neben ihr Adeline, welche die Hand der blaßen Schwester in der ihrigen hielt; sie erfuhr, daß von Indien eine abschlägliche Antwort wegen der Heirath gekommen — daß Lord Abdenbrooke den unglücklichen Brief in ihrem Hause erhalten und geöffnet habe — daß er den Inhalt desselben ihnen nicht habe geheim halten können, und daß darin von der Herzogin in so beschimpfenden Ausdrücken die Rede sey, daß die kindliche Pflicht Isabellen, wie diese schon erklärt hatte, verbiete, je in diese Familie zu treten. Der unglückliche Geliebte selbst gebärde sich wie ein Wahnsinniger und wolle selbst mit dem nächsten Schiff nach Indien — aber dieß mache der armen Isabella nur neuen Gram, die ihm in jedem Fall entsage. Sie erfuhr ferner, daß die Herzogin immerdar um ihren Sohn beschäftigt sey, dessen Zustand jetzt so hoffnungslos geworden, daß man die Aerzte entlassen habe; seit der Ankunft des Briefs von Indien sey sie in einem Zustand der tiefsten Niedergeschlagenheit und Demüthigung, so daß ihre Töchter jetzt den Muth hatten, ihr Alles zu sagen. Die Herzogin ließ, von Lizzy's Ankunft benachrichtigt, sie sogleich zu sich bitten. Diese Scene ist sehr lebendig geschildert: „Ich wagte nicht einmal den Mädchen meinen Widerwillen, in die Nähe des jungen Herzogs zu kommen, kund zu geben, noch viel

weniger hätte ich seine unglückliche Mutter etwas davon merken lassen mögen; aber als ich, auf Adelinens Arm gestützt, seinen Gemächern zuschritt, da blieb ich unwillkürlich auf der Schwelle stehen, zitternd vor dem Schauspiel, das meiner wartete. Ich war gefaßt auf Heftigkeit — Geschrei — Jammern. Ach! als ich in das Zimmer trat, sah ich nur die abgezehrte Gestalt eines schönen Knaben, in einem Zustand von Starrsucht auf seinem Lager ausgestreckt; auf einem Stuhl daneben saß die Herzogin — regungslos — starr, ihre Augen auf das Gesicht des sterbenden Kindes geheftet. — Als ich mich ihr näherte und sie meine Anwesenheit bemerkte, streckte sie ihre Hand mir zärtlich entgegen, ohne doch ihre Blicke mir zuzuwenden; und die Worte, welche ihrem brennenden Munde entflohen, waren kaum verständlich. Ich winkte meiner Begleiterin uns zu verlassen, weil ich fühlte, daß die Herzogin in einer solchen Krisis der Demüthigung wünschen mußte, mich allein zu empfangen. „Sehen Sie ihn an!" stammelte sie, als ihre Tochter das Zimmer verlassen und deutete auf die spitzigen Züge des unglücklichen Geschöpfs vor uns, dessen Daseyn eine lange Krankheit gewesen war; „noch wenige Stunden und das Wesen, das seit zwölf langen Jahren jede Regung meiner angstvollen Seele in Anspruch genommen hat, wird Staub seyn! Gott hat mich schwer gestraft, Lizzy — mich gestraft, da wo mein Herz am wundesten und empfindlichsten war. — Ich hätte die Mädchen lieben sollen! Sie waren ja gut, schön, zärtlich; und ich habe mich nur um diesen jammervollen unglücklichen Knaben bekümmert." — „Sie werden die Mädchen behalten, welche Sie lieben und trösten werden, wenn er nicht mehr ist!" war Alles, was ich ihr zu erwiedern vermochte. „Nein, sie sind mir auf immer verloren!" jammerte die Herzogin; „dieser Brief aus Indien enthüllte alle Geheimnisse der vergangenen Zeit. Sie sind noch immer pflichtgetreu — noch immer unterwürfig; — aber in ihrem Herzen können sie nicht mehr gegen mich gesinnt seyn wie früher."

Lizzy suchte ihre Tante so viel als möglich zu trösten; sie versprach die Sache mit Sicignano wieder ins Reine zu bringen, als die Herzogin ihr hiezu freie Vollmacht gab; dann entfernte sie sich, einige Stunden Schlafs zu genießen.

Am frühen Morgen aber schon wurde sie geweckt von ihrer Dienerin, sie stand auf, in der Meinung, es gehe mit dem jungen Herzog zum Ende — zu ihrem Schrecken erfuhr sie, daß ein expresser Bote von Spetchingley gekommen, der sie schon in Penderels gesucht hatte, mit der Botschaft, daß ihr Vater auf dem Sterbebette liege. Unverzüglich reiste sie ab — sie traf den alten Squire noch am Leben, und die Schilderung seiner letzten Stunden bildet einen schönen Kontrast zu der Scene im Hause der Herzogin, am Sterbebette ihres Sohnes: „Willkommen, Lizzy in Spetchingley, willkommen zum letztenmal," murmelte mein guter Vater, als ich zu seinen Füßen kniete. „Ich sagte dir, Kind, als du neulich uns verließest, du würdest noch Einmal dem Wunsche des alten Mannes folgend, hieher kommen. In der letzten Zeit aber hoffte ich nicht mehr dich zu sehen. Vor ein paar Tagen glaubte ich, es sey ganz aus mit mir; aber diese guten Seelen sind so aufmerksam — so zärtlich — so besorgt für mich gewesen, wie eine Mutter für ihr Kind; — und so siehst du, ist mir mein Leben noch gefristet worden, um dich zu segnen, eh' ich sterbe. Wo ist der kleine Algernon Mordaunt? Wo ist Harry's Knabe? Hat ihn seine Tante schon gesehen? Ist er nicht gewachsen, Lizzy? — Weißt du wohl, daß ich die ganze Nacht von meinem Sohn geträumt habe. Es war mir, als wandelten wir mit einander über den Pachthof, wie wir vor zwanzig Jahren thaten, wo Lady Betty mich zu schelten pflegte, daß ich den Jungen so dem Thau aussetzte..." — „Ihr müßt Euch nicht so mit Reden anstrengen, Sir, der Doktor sagt, wir sollen Euch nicht so viel sprechen lassen," fiel ihm Dick Mordaunt ins Wort, in dessen Augen Thränen standen, wie er die gebrochene Stimme und den schweren Athem des Squire hörte; „wir müssen Mrs. de Vere wieder fortschicken, wenn sie Euch zum viel Reden veranlaßt." — Mein Vater legte seine Hand liebkosend auf Dicks harte, braune Hand, welche auf der Armlehne des Stuhls ruhte, als er sich über seinen Freund hinbeugte. — Als er nach einiger Zeit wieder mit mir allein war, begann mein Vater: „Sie sagen mir, Harry Mordaunt werde bald in die Heimath zurückkehren — die Franzosen werden bald Meister in Italien seyn. Ich hätte wohl gewünscht, noch einmal mein Auge an ihm zu laben und ihm seinen Knaben wieder zu übergeben. Aber Gottes Wille geschehe! du sag' ihm statt meiner, Lizzy, daß ich im Tode ihn segnete und betete, der Allmächtige möge an ihm thun, wie er an mir that. Mögen seine Kinder ihm eine dauernde Freude seyn, wie die meinigen mir waren. Sag' ihm, wenn du daran denkst, daß ich die alten Diener und Bauern seiner Güte empfehle. Mein Wunsch ist, daß sechs von ihnen den alten Squire zu Grabe tragen... und wenn mein Sohn es nicht übel aufnehmen wird," fuhr er nach einigen weitern Aufträgen fort, „so wäre mir lieb, wenn die arme Ladybird an Dick Mordaunt fiele; es ist nicht mehr der alte gute Hund wie früher, so daß Harry sie nie vermissen wird. Aber Dick ist an das Thier gewöhnt und das Thier an ihn; und wenn der September kommt, so wäre es mir lieb, wenn sie wieder in den Waldungen von Spetchingley jagte, obgleich der alte Mann" — — er hielt inne; die Natur wollte ihr Recht haben und die Thränen, die sich lange in seinem Auge gesammelt, rollten herab auf meine Hand. „Ich weiß, es ist nicht recht von mir, daß ich jetzt an solche Sachen denke," fing er nach einiger Zeit wieder an. „Mein Sohn Richard würde mir Vorwürfe machen, wenn er wüßte, daß ich an Hunde und Pachtverträge denke, da doch meine Gedanken ganz wo anders seyn sollten. Aber dafür kann nun einmal einer nichts, Lizzy. Und jetzt laß uns von bessern Dingen sprechen." — Welch ein rührendes Schauspiel war es, die Bauern sich ums Thor drängen zu sehen, um sich nach ihrem Freund und Wohlthäter zu erkundigen. Kein Ton ward gehört im Hause — kein Pfeifen oder Freudengeschrei auf dem Felde — weil Jedermann fürchtete, den Squire zu beunruhigen. Der zweite Tag nach meiner Ankunft war ein Sabbath, und als mein Bruder die Versammlung in der Kirche von Spetchingley um ihre Fürbitte bat für einen unter schweren körperlichen Qualen Leidenden, da war nicht Ein Anwesendes, das nicht die Kniee gebeugt hätte.

Am folgenden Morgen hörte man einen Wagen fahren, und der kleine Algernon Mordaunt, der zu seines Großvaters Füßen saß, sprang auf mit dem Ruf: „Ich höre meines Papa's Stimme! Ja! ich höre Papa's Tritte!" Ich winkte ihm, stille zu seyn, da ich bemerkte, daß die bloße Ahnung schon meines Vaters Antlitz mit einer krankhaften Röthe überzog und daß seine Hände vor innerer Bewegungen zitterte. „Es ist aber mein Papa — ich sage, er ist es!" beharrte das Kind, als die Thüre leise aufging und mein Bruder Henry, überwältigt von Rührung, auf meinen Vater zueilte. Einsehend, daß man den alten Mann darauf hätte vorbereiten sollen, fühlte ich wohl, daß Henry wohl daran gethan hätte, sich ihm ankündigen zu lassen. — Aber jetzt war es zu spät. — Die Diener hatten ihm gesagt, Mr. Mordaunt liege in den letzten Zügen — es sey sein einziger Wunsch gewesen, ihn noch zu sehen; und so verlor Henry keine Sekunde. Da war er jetzt — zu den Füßen seines Vaters. Der alte Mann machte eine letzte Anstrengung, um seine Hand auf das Haupt seines angebeteten Sohns zu legen — aber unter diesem Versuch sank er athemlos zurück. Ein Lächeln der unbeschreiblichsten Wonne war seinem ehrwürdigen Antlitz aufgeprägt, als es der unerbittlichen Hand des Todes anheimfiel; — und als wir rings um ihn knieten und seine Seele dem Allmächtigen empfahlen, da fühlten wir, daß ihm vom Schicksal vergönnt gewesen, in einem Augenblick ungetrübter reiner Freude abzuscheiden. Es bedurfte nicht der Ermahnung des Archidiakonus (Richard), um uns die Ueberzeugung zu geben, daß dieß der Tod eines Gerechten sey!"

Von ihrem eben angekommenen Bruder erfuhr Mrs. de Vere, daß sich an dem Tage, wo er London verlassen, der Herzog von Sicignano entleibt habe; so kam die Willensänderung der Herzogin von Rochester zu spät. Bald las sie auch in den Zeitungen die Nachricht von dem Tode des blödsinnigen Knaben, wodurch seine Mutter in eine dürftige Lage versetzt wurde. Lord Medway Rawborne, auch einer der Freier von den Töchtern der Herzogin, starb — sein Erbe war der aus Venedig, in Gesellschaft von Henry Mordaunts Gattin, zurückgekehrte Algernon, welcher die Mrs. de Vere heirathete. Fünf Jahre lebten sie glücklich, aber kinderlos; dann wurde Lizzy zum zweitenmal Wittwe — und hiemit schließt das romantische Interesse des Buchs, da aus den spätern Zeiten nur noch Bemerkungen über politische und gesellige Zustände, über den französischen Hof zur Zeit der Konsularregierung, über Fox' letzte Bestrebungen und Tod gegeben werden.

Es fehlt den Verwicklungen dieses Buchs nicht an Interesse und den Schilderungen nicht an Lebendigkeit, doch sind eigentlich die Reflexionen das Anziehendere. Der Charakter der Erzählerin selbst ist gut durchgeführt; es ist eine im Ganzen gesunde, kräftige und edle Natur, die aber doch an das vornehme Leben auch ihren Tribut entrichten muß und sich von einer gewissen Medisance nicht ganz frei erhalten hat. Neben ihr ist eine der hervorragendsten Personen die Herzogin von Rochester; das Geschick dieser Frau, welche im höchsten Glanz auftritt und im tiefsten innern Elend ins Dunkel zurücktritt, ist mit vieler Anschaulichkeit und Wahrheit geschildert — ein weibliches Wesen, das in einem Mittelzustande äußern Glückes vielleicht ehrbar und friedlich gelebt hätte, das aber, durch vornehmes, prächtiges Leben verwöhnt und innerlich unbefriedigt, von den natürlichen Gefühlen und Pflichten sich lossagt, im Taumelkelch der Weltlust sich berauscht, und in der Kammer der Verzweiflung wieder erwacht. Für den Sittenzustand der englischen Aristokratie des vorigen Jahrhunderts sind diese Memoiren nichts weniger als schmeichelhaft; ob das Gemälde treu ist, vermögen wir nicht zu beurtheilen. Die Erzählungen von der Sittenlosigkeit der vornehmen Welt würden Einen anwidern, wenn sie nicht abwechselten mit erfreulicheren Scenen aus Kreisen, wo noch Reinheit und Sinn für das Gute sich findet; mitten unter den hohlen Larven ragen tüchtige Männer hervor, und das Land bietet einigen Trost für die Verderbniß der Hauptstadt.

(Schluß folgt.)

Prachtausgabe englischer Sonette von Edward Moxon.

England ist nicht weniger reich gesegnet mit Dichtern als Deutschland, und wir finden gar häufig in den kritischen Blättern ein oder ein paar Duzend Gedichtsammlungen auf einmal abgefertigt — bald mit wohlfeilem Lob, bald mit ernstem Tadel. Die obengenannten Sonette haben die Ehre eines eigenen Artikels im Quarterly Review errungen, aber diese Ehre ist nicht sehr schmeichelhaft: „dieß ist ein wahrer Dandy von einem Buch. Etliche und siebzig Seiten Zeichenpapier, wovon fünfundfünfzig jede mit einem Sonett im prachtvollsten Druck gefüllt, während die übrigen bedeckt sind mit Vignetten von Nymphen in Wolken und Lauben, und Amoren in Rosenbüschen und Strahlmuscheln! Und all' diese Zierlichkeiten sind die schmückende Zugabe von so wenig Sinn und Verstand, nach unserm Urtheil, als die Ringe und Spangen eines Stutzers in einer modernen Novelle. Wie kam ein so mittelmäßiger Dichter zu dem Glück, einen so freigebigen Verleger zu finden?" — Diese Frage wird, nachdem einige Urtheile mit begründenden Citaten ausgesprochen worden, als zum Beispiel: „Gewöhnliche Sonettendichter spinnen Einen Gedanken zu vierzehn Zeilen aus; Hr. Moxon aber spinnt Einen Gedanken zu vierzehn Sonetten aus, und das sind noch seine besten — denn die meisten andern sind bloße Seifenblasen, ganz hübsch und lustig, die aber mit der vierzehnten Zeile zerplatzen und keine Spur zurücklassen," — dadurch beantwortet, daß „Herr Moxon der Verleger, sein eigener Dichter, und Herr Moxon, der Dichter, sein eigener Verleger ist."

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 15.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 Februar 1838.

Memoiren einer Peereß

oder

Die Tage Fox's.

(Schluß.)

Wir heben aus dem Buch einige Stellen aus, welche auf Fox Bezug haben und die man mit Interesse lesen wird.

„Drei Wochen nach dem Beginn dee Westminsterwahl erhielt ich von meinem Beudee Henry folgenden Brief: „Die fashionabeln Nachrichten der Zeitungen setzen mich in Kenntniß, daß unter den Schönheiten, welche die Hustings in Covent-Garden verherrlichen und durch ihr Lächeln unzählige Anhänger gewinnen, sich auch die liebenswürdige und hochgebildete Miß Mordaunt befindet. Ich hoffe ernstlich, daß diese lächelnde Dame doch nicht meine liebe Schwester Lizzy seyn wird. Ich kann nicht glauben, daß ein so delikates weibliches Wesen ihr Gesichtchen zu einem Köder für den Pöbel hergebe und ihr Ohr von seinen Derbheiten beleidigen lasse; und noch dazu im Interesse einer Sache, mit welcher ihr Name und Geschlecht sie in geraden Wideespruch setzen." — Ach! ja wohl! es wae Betty, die Tochter von Betty — die Tochter von einer so stillen und bescheidenen Hausfrau — welche gebuhlt hatte um die plumpen Antworten von Fleischern und Lichtziehern, mit zudringlichen Bitten um ihre Unterstützung zu Gunsten eines Senators, welcher in ihrem und im Namen der größten Nation der Erde Gesetze geben sollte! Ich Thörin selbst war es, die sich heiser gesprochen hatte über Gegenstände, welche gänzlich außer meiner Fassungskraft lagen; die stolze Miß Mordaunt von Spetchingley war es, die sich herabgelassen, ihre Hand drücken, ihren Leib umspannen zu lassen, um der Ehre willen, eine Stimme zu werben für den Freund des Prinzen (Fox), für den Kandidaten, welcher das wetteifernde Lächeln der Häuser Rochester und Devonshire unterstützt. Aber welche Unwürdigkeit wird nicht geheiligt durch den Beauch! welche Thorheiten weeden nicht klassisch durch den adelnden Stempel der Mode! Jeden Tag während der sechs Wochen, welche die Wahl dauerte, sah ich den wüedigen Herzog von Rochestee, die liebenswürdige Mes. Crewe, und fünfzig andere Leute von gleichem Ansehen und Unbescholtenheit in den Strudel des Lärmens und der Gemeinheit sich stürzen; die Weisesten und Besten überließen sich dem Enthusiasmus des Augenblicks und spielten phantastische Streiche im Angesicht des hohen Himmels! Eine Wahl — jederzeit eine so aufregende, eine so berauschende Krisis, war dießmal noch gehoben duech die Anwesenheit von Talent — Schönheit — Rang; selbst der Prinz, dem Anstand und guten Geschmack zum Trotz, gab sich die Miene, die Sache zur seinigen zu machen. Unsere Vormittage waren damit ausgefüllt, daß wir die Beredsamkeit von Foe und seinen Anwälten anfeuerten und uns selbst den gaffenden Blicken des Volks darstellten. Wir hielten beinahe im Angesicht des Publikums unsere Mahlzeiten — und oft wuede dee Abend in ausgelassener Fröhlichkeit und bei hohem Spiel deschlossen. Wir teugen die Faeben der Partei, die Fox-Medaille um den Hals, den Fox-Lorbeer um die Stirne; nie ward ein Bewerber mit solchem Feuereifer von seiner Partei unteestützt! Und das Alles, weil es Mode war! die Liebenswürdigkeit von Charles Fox' Benehmen und seine Ergebenheit gegen das schöne Geschlecht, gewannen ihm weit mehr noch als seine liberalen Gesinnungen und sein glänzender Geist, die Unterstützung deeee, die nicht schon durch den Favoritismus von Chaelton-House und den Enthusiasmus von Herzoginnen für ihn gestimmt waren. Der Peinz von Wales hatte die Abzeichen von Fox an seinen Equipagen; die hübschen mit Ponies bespannten Phaeton's in den Parks waeen mit seinen Farben geschmückt; und (— ach! was ist es um die Würde eines Namens, welcher bestimmt war, den Schnee Moskowiens in Unruhe zu setzen und den Konvent in allen Fibeen zittern zu machen!) Charles James Fox war die Mode!"

„Diejenigen unter meinen Lesern, die so glücklich waren, Charles Foe zu kennen, werden mir zugeben, daß, wie manche geniale Männer von zu sanguinischem Temperament, er mit seinem warmen Herzen statt mit seiner nüchternen Vernunft sah und hörte. Im unbestreitbaren Besitz der Neigung des Volks,

konnte er sich nicht denken, daß ihm das Vertrauen der Leute je fehlen sollte; und während Andere von der Opposition, welche ihre politischen Grundsätze angenommen hatten als Staffeln zur Macht, in der wachsenden Stärke Pitts und in der Trägheit des muthmaßlichen Thronerben den völligen Sturz ihrer Hoffnungen sahen, erwartete er, der die Macht nur als Mittel zur Verwirklichung seiner politischen Grundsätze betrachtete, zuversichtlich einen günstigen Umschwung der Dinge. Er behandelte das öffentliche Leben wie die Zufälle des Spieltisches, und meinte immer, es würde sich schon einmal wenden und umschlagen zu Gunsten der Whigs." —

Ein paar Jahre später: „Charles Fox, jetzt häuslich angesiedelt in St. Anne's Hill, war auf einem Besuch bei den Melbourne's; sein Talent der Einförmigkeit des vornehmen Lebens Interesse und Reiz zu geben, war vertausendfacht durch seine Entfremdung von der unruhigen Welt der Politik. Getäuschte Hoffnungen im öffentlichen Leben und Widerwärtigkeiten im Privatleben hatten seinen Charakter nüchterner, aber nicht bitter gemacht; und mit einem Herzen, das wie immer warm für seine Freunde schlug, und mit einem Geist, überströmend von den Früchten philosophischer Bildung, verband er jetzt eine sarkastische Munterkeit der Sprache — eine Feinheit und Glätte — Folgen von den harten Reibungen der Welt! welche dem Diamant von reinem Wasser einen noch schimmernderen Glanz verliehen. Eines Morgens fuhr ich nach Brocket hinüber. Die fröhlichen Gäste hatten einen Ausflug gemacht, und ich hatte das Glück, in der Bibliothek Mr. Fox zu finden, der an einem Anfall von Gicht litt, und Pen Lamb, welcher zurückgeblieben war, um dem Kranken Gesellschaft zu leisten. „Tausend Dank, schöne Frau, für Ihre Menschenliebe gegen einen kranken Eremiten," rief er mir entgegen, meinen Besuch auf sich beziehend. „Sie setzen mich in Stand, ernstlich mit meinem jungen Freund sprechen zu können, welcher den schönen Sommertag verloren hat, um dem meinigen etwas Sonnenschein zu geben. Nun Sie gekommen sind, kann er ruhig gehen." Pen Lamb entfernte sich, und wie ich mich so allein bei Fox in der großen, kühlen Bibliothek sitzend fand, erweckte mir dieß schmerzliche Erinnerungen an alte Zeiten. Ein Ton in der Unterhaltung, leicht ohne Leichtsinn, philosophisch ohne Gedehntheit, klassisch ohne Pedanterie — der aber in einzelnen Ergüßen jene Melancholie des Gelehrten entfaltete, welche mit den grauen Haaren sich des mittleren Alters bemächtigt, erschütterte mich tief. Ich erinnerte mich an Charles James Fox, wie ihm vor zwölf Jahren, mit vierunddreißig, das Leben sich so glänzend, glänzender als irgend einem Mann seiner Zeit zu eröffnen schien. Aber jetzt war alles dunkel; die Zukunft bot ihm keine Verheißungen; — die Gegenwart wenig Freude. Auch waren seine Erinnerungen nicht viel freudigerer Art als die meinigen. „Sie rufen mir auf traurige Weise alte Zeiten vor die Seele zurück," sagte er. „Statt des mittäglichen Glanzes frühester Mädchenblüthe, den ich einst in Ihrem Antlitz sah, finde ich jetzt die milde, gedämpfte Heiterkeit des Abends. Und was mich betrifft," fuhr er fort mit seinem wohlwollenden Lächeln, „ich finde, daß von meinem Lebensbaum auch die Blätter fallen und ihn jedem Sturme nackt preisgeben." — „Nach einer gewissen Lebensperiode," sagte ich, „liegt ein Trost darin, wenn man findet, daß die eigenen Blätter gelb werden mit denen des übrigen Waldes. Das harte Immergrün, die schwermüthige Cypresse, die Ueberleberin von Allem, die stolz und triumphirend auf dem Kirchhof ragt, hat nur einen düstern Triumph." — „Sehr wahr," versetzte Fox, „und ich, noch nicht fünfzig Jahre alt, fange an, das Schicksal der Cypresse für mich zu fürchten! Der Tod Ihres Gatten ließ eine traurige Lücke in meinem Daseyn zurück. Die Tage Burke's und Fitzpatricks sind gezählt. Der Prinz ist moralisch todt." — „Durch seine Heirath?" — „Nein, nicht durch seine Heirath; was würde dann aus mir? Aber kein Atom seines Wesens ist mehr identisch mit dem Prinzen unserer bessern Tage." Wir kamen auf Convenienzheirathen, welche „ohne Widerwillen" geschlossen werden, zu sprechen. „Gott!" rief er aus, „welch ein System, das man bei der Knüpfung dieses ewigen Bandes befolgt, das über die Gränzen des Grabes hinausreicht! Bei einer Verbindung, welche mehr als jede andere Sympathie der Seele, der Empfindung, der Handlungsweise, der Grundsätze erheischt!" — „Sie sprechen mit Wärme." — „Ich spreche bei allen Gelegenheiten aus der überströmenden Fülle meines Herzens, oder gar nicht. Ich spreche wenn ich fühle — oder ich schweige. In diesem Punkt fühle ich tief. Ich habe in meiner eignen Familie Verbindungen gebilligt und vielleicht Billigung und Anerkennung dafür verlangt, welche zu ihrer Rechtfertigung nur diese Uebereinstimmung des Herzens und der Seele geltend machen konnten; und beherzigen Sie es wohl, theure Frau, hören Sie es aus dem Munde eines Mannes von der Erfahrung bald eines halben Jahrhunderts — eine solche Ehe ist das edelste Gut auf Erden, der einzige Vorschmack des Himmels, der den armen Sterblichen vergönnt ist, als Angeld, um sie für die Tugend und den Himmel zu werben."

Nach dem Frieden von Amiens reiste die Wittwe Rawborne, der Aufforderung von Fox folgend, nach Frankreich, und traf in Paris mit ihm zusammen. Sie erzählt:

„Die Verabredung wurde erfüllt. Ich befand mich schon wartend in dem Hotel Richelieu als Mr. und Mrs. Fox im August ankam, nachdem sie auf ihrer Reise durch Frankreich die Huldigung, ich möchte sagen, die Schmeicheleien aller Klassen der Gesellschaft entgegengenommen. Denn die Verehrung, welche ich früher meinem Freunde in London hatte erweisen sehen, war nichts, verglichen mit der, die seiner auf dem Kontinent wartete. Das Sprüchwort, daß der Prophet in seinem Vaterland nichts gelte, fand seine volle Bewährung an Fox. In England war er geschätzt als ein tüchtiger Staatsmann; aber das Publikum denkt selten viel an einen Staatsmann, dessen der Staat entbehren kann. In Paris ward er als ein Halbgott angebetet. Militärische Serenaden, Deputationen, bürgerliche Festlichkeiten hatten ihn in den Provinzen begrüßt; in der Hauptstadt drängte man sich hinter ihm her auf den Spaziergängen, man klatschte ihm Beifall in den Theatern, man zeichnete ihn auf jede Weise aus in der Gesellschaft, das Volk jauchzte ihm zu, die Regierung schmeichelte ihm. Seine Haltung, seine Kleidung, selbst seine Schwächen wurden nachgeahmt — Alles

war à la Fox. Und dieß ist der stärkste Beweis von Pariser Enthusiasmus. Charles ertrug diese Ehren mit seiner gewohnten Milde, oder vielmehr mit jener völligen Abwesenheit von Charlatanismus, welche ein Hauptzug seines gediegenen ächt englischen Charakters war. Er verfolgte seine Forschungen in den Archiven oder besuchte die Umgegend; oder ließ er sich auch wohl von Madame Recamier auf einer öffentlichen Promenade herumschleppen. „Man muß uns bei einander sehen," pflegte sie zu sagen, „ehe Sie ankamen, war ich die Merkwürdigkeit der Mode; und um die ganze Welt nicht möchte ich haben, daß die Leute glaubten, ich sey eifersüchtig auf meinen Nebenbuhler."— Die Gemüthsbewegung, welche der erste Konsul bei seiner ersten Zusammenkunft mit Fox an den Tag legte, ist historisch bekannt, und die Auszeichnung, welche der Familie des Charles James Fox vor der Herzogin von Gordon und ihrer Tochter widerfuhr, erweckte ein günstiges Vorurtheil für den General Bonaparte. Wenn ich über diesen günstig urtheile, so geschieht dieß gewiß nicht darum, daß er mich durch irgend eine persönliche Artigkeit bestochen hätte; nicht nur blieb ich von ihm unbemerkt, sondern eine der am wenigsten angenehmen Proben seiner Aufrichtigkeit bestand in der unverhehlten Kundgebung seiner Antipathie gegen die Engländer. Je älter ich werde, je mehr überzeuge ich mich, daß dieser Abscheu ebenso gegenseitig als er unaustilgbar und instinktartig ist; überwältigt nur durch zufällige Motive und vorherrschend selbst in Geistern von höheren Anlagen und erleuchteteren Einsichten; ein Haß, der achthundert Jahre gedauert hat und noch eben so lange dauern kann. Der erste Konsul konnte seine Huldigung dem unbestreitbaren Genie in der Person von Fox darbringen; gerade wie er auch, als Kaiser, das Verdienst Jenners und anderer Männer der Wissenschaft anerkannte; aber das hinderte nicht, daß er sonst seine Abneigung gegen die Nation in Manchen ihrer Repräsentanten am französischen Ho unumwunden äußerte."

Nach dem Wiederausbruch des Kriegs: „Die nächsten paar Jahre mußten nothwendig mit der Schwere eines Jahrhunderts auf Fox's Haupt lasten. Entweder wurde er zum Amt berufen und mußte unter dem Druck der Staatsgeschäfte erliegen, oder durch das Unglück des Landes unter einer verderblichen Verwaltung unrühmlicher noch vom Todesstreich getroffen werden. Wir waren schon am Anfang vom Ende."

„Im Monat Februar 1806 stellten eine lang vorhergesehene Krise an die Spitze eines neuen Ministeriums (nach Pitt's Tod) Lord Grenville und Charles James Fox, und sofort spannte sich ein Regenbogen über den politischen Himmel aus. Frieden und der Name Fox waren im Geist der Nation unzertrennlich verknüpft. Aber ein Zeitraum von zweiundzwanzig Jahren, seit er im Rathe Sr. Majestät gesessen, hatte eine solche Verwirrung in unsere Verhältnisse gegenüber vom Kontinent gebracht, daß die Aufgabe, so verschiedene Interessen zu versöhnen, selbst über die herkulischen Geisteskräfte meines Freundes zu gehen drohten. Die Nothwendigkeit des Friedens leuchtete ein; es wurden sofort Unterhandlungen angeknüpft mit dem französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, von welchen die Nation in sanguinischer Hoffnung das Ende ihrer Leiden erwartete. Aber wenn ich in meinen einsamen Betrachtungen hierüber bedachte, daß das Spiel so ungleich stand zwischen Charles Maurice, Fürst von Benevent, und Charles James — immer noch nur Charles James Fox, da ahnte ich Alles was folgte! der redliche Charakter Fox's war nicht auf der Hut vor Fallen und Gruben, wo ihn ein offenes Terrain zum Vorrücken einzuladen schien; und während er glaubte, der andere Theil komme ihm auch in gerader Linie entgegen, fand er Talleyrand am äußersten Ende eines Zickzacks, als er selbst am Ziel angekommen war. An Ostern, wo ich mit Fox auf St. Anne zusammen war, sagte ich eine Fortdauer des Kriegs voraus mit all dem lachenden Trotz einer instinktmäßigen Meinung, welcher bei Frauen die Stelle von Gründen zu vertreten pflegt; aber augenblicklich fühlte ich mir Schweigen geboten durch den ernsten Ausdruck, womit er, der sonst so heitere und muntere Mann, meinen Leichtsinn rügte. Er bat mich, die Interessen der leidenden Menschheit zu bedenken, und bewährte durch einige jener energischen Sätze, welche von seinen Lippen fielen wie Donnerkeile aus Gewitterwolken, daß seine Sorge um seinen persönlichen politischen Triumph bei dieser Gelegenheit ihm nur wie ein Sandkorn war, verglichen mit der Wohlfahrt des Volkes. „Nein," wandte ich ihm ein, „gewiß steht es doch nicht so gar verzweifelt. Pitt ist dahin und Sie haben Zeit genug vor sich." — „Zeit?" wiederholte Fox, sein Antlitz, auf welchem Majestät und Anmuth vermischt waren, gegen mich wendend. „ er darf sagen, daß er Zeit vor sich habe? Pitt ging im Januar dahin — ich vielleicht im Junius." — Mrs. Fox gestand mir, daß ihr Gemahl seine Kräfte zu sehr anstrenge und daß sich Symptome einer lauernden Krankheit bereits zeigen. Kaum war er in die Hauptstadt zurückgekehrt, als diese Symptome eine beunruhigendere Wendung nahmen, und bald wurde das Geheimniß von Fox's Uebelbefinden im Publikum ruchbar. Ehe jedoch die Krankheit jene schlimme Gestalt annahm, welche die Herzen Aller, die ihn liebten mit Verzweiflung erfüllte, war ihm noch ein parlamentarischer Triumph vorbehalten, welcher allein schon hinreichen würde, seinen Namen in die unvergänglichen Bücher des Ruhms einzutragen — ein Triumph, auf welchen Pitt verzichtet hatte, aber den sein großer politischer Rival zu schätzen wußte — weniger als Gesetzgeber denn als Mensch. Eine Bürgschaft für die Ausrottung des Sklavenhandels, beiden Häusern des Parlaments abgedrungen, rief die letzte Entfaltung jener gewaltigen Redemacht hervor, welche immer nur für die Sache des Wohlwollens und der Tugend geübt ward. Von dieser Zeit an entzog er sich, obgleich sein Geist der Abwägung der Staatsangelegenheiten nicht entfremdet ward, beinahe ganz dem Auge des Publikums. Die ganze Stadt drängte sich mit Erkundigungen an seine Thüre; der Prinz schickte täglich Botschafter, aber die Krankheit erheischte Ruhe.

Es war etwas Bewunderenswürdiges zu sehen, wie in jeder kleinen Pause, wo die Schmerzen nachließen, dieser wahrhaft große Mann sich so eifrig der Besorgung und Anordnung derjenigen Theile der Staatsgeschäfte widmete, welche durch die Versäumniß seines Amts am ehesten leiden mußten; und wie oft er während der schmerzhaften Anfälle rang, die Empfindung der

Qual zu bemeistern, indem er seine Aufmerksamkeit auf Lieblingsstellen klassischer Autoren heftete, die ihm von seinem Sekretär oder von seinen Freunden laut vorgelesen wurden. — Kurz vor seinem Tode ließ er sich auf den Landsitz des Herzogs von Devonshire, Chiswick, bringen, wo seitdem auch Canning gestorben ist. Die Veränderung des Ortes schien anfangs Wunder zu thun. Er war wieder im Stande umherzugehen, und als ich einmal in den Saal trat, dessen Vorhänge wegen der Hitze des Tages herabgelassen waren, fand ich ihn versunken in die Betrachtung des berühmten Gemäldes Belisar. Es war unmöglich, sich nicht hiebei an die Scene zu erinnern, welche der Sekretär des berühmten französischen Ministers erzählt — des allmächtigen Kardinals — den man einige Tage vor seinem Tode mit Tagesanbruch durch seine prächtige Galerie wandeln sah, um diesen herrlichen Meisterstücken der Kunst ein widerstrebendes Lebewohl zu sagen. Wie ganz anderer Art war das Interesse, das Fox an solchen Gegenständen zeigte — nicht sofern und weil sie sein Eigenthum waren — sondern vermöge einer Sympathie zwischen der Poesie die in ihnen und die in seinem Wesen lag. „Ich bin besser," sagte er, noch eh' ich mich nach seinem Zustand erkundigen konnte, denn er wußte wohl, welche Empfindungen am lebhaftesten und stärksten in mir waren. „Ich habe vielleicht noch einige Monate zu leben, um die Geduld meiner Freunde zu ermüden und den Gang der öffentlichen Angelegenheiten zu hemmen." — Nachmittags sprachen wir von der jüngstverstorbenen Herzogin von Devonshire, einer vertrauten Freundin von Fox, die von uns beiden aufs innigste bewundert und beklagt wurde; „die wohlwollendste Seele!" war der Ausdruck von Fox, als er von ihr sprach; „die feinstgebildete Frau in ganz London!" war der Ausruf des Prinzen bei der Nachricht ihres Todes gewesen — und wie charakteristisch für beide waren diese Worte! Der Arzt sprach von keiner unmittelbaren Gefahr. Beim Abschied fragte er mich: „Wann gehen Sie nach Sunning? ich habe Ihnen einen Auftrag zu geben an mein Plätzchen, das ich von der Welt besaß." — „Morgen. Kann ich Ihnen etwas besorgen? Wünschen Sie, daß ich nach St. Anne fahre?" — Mit einer fast muntern bejahenden Bewegung des Kopfes versetzte er: „Ja ich wünschte, daß Sie meinen Rosen etwas Freundliches von mir sagten; ich fühle, daß ich treulos geworden bin gegen St. Anne, als ich hieher ging; aber St. Anne muß bedenken, daß nicht der Minister es verließ, sondern der sterbende Mann," und mit leiser Stimme, deren Ton ich nie vergessen werde, wiederholte er mir die Verse, die Tasso im Gefängniß an einen andern Dichter beim Abschied desselben richtet. — Einige Tage darauf erhielt ich Nachrichten, welche das Schlimmste erwarten ließen — als ich hineilte, war schon Alles vorüber. Es ist mir als sähe ich es noch — das Zeltbett mit seinem Vorhang von blaßgrüner Seide — darauf das verewigte Antlitz eines der ersten Sterblichen. Der Athem schien in einem milden Seufzer von seinen kaum geöffneten Lippen entwichen zu seyn; und der herrliche Ausdruck seines Angesichts bezeugte, daß Charles James Fox gestorben war, wie er gelebt hatte — voll Ergebung gegen den Allmächtigen, voll Frieden und Wohlwollen gegen die Menschheit. Wenige Wochen nachher verkündeten die gedämpften Glocken von Westminster-Abtei, daß ihre Pforten sich geöffnet hatten, um wieder einen der großen und ruhmvollen Männer in ihrer sterngekrönten Gruft zu bewillkommen; eine gewaltige Menschenmenge füllte die Flügel und Gänge der Kirche, das ganze Königreich beweinte ihn nicht bloß als den edelsten Römer, sondern als den letzten."

Das Buch enthält in seinem letzten Theile manche anziehende Bemerkungen über Frankreich und Paris; aber wir brechen hier, des Raums wegen, unsere Mittheilungen ab. Es ist in einem sehr gewandten und fließenden Styl geschrieben, doch mit einem leichten modernen Anstrich, der jedoch gerade zu dem Thema und dem Charakter der Erzählerin paßt.

Picciola.

Vor längerer Zeit berichteten wir kurz über eine Erzählung Saintine's, Picciola, worin die Bekehrung eines Atheisten durch die Liebe zu einer Blume im Kerker geschildert wird. Das Buch ist von der Gesellschaft für Moralität in Paris mit einem Preise belohnt worden und hat den großen Beifall des Lesepublikums sich erworben. Wir bezweifeln jedoch, ob dieß Ueberspringen von der Extravaganz des Entsetzlichen zum Uebermaß der Sentimentalität von langem Bestand seyn werde, und können kaum die Hoffnungen eines Engländers theilen, welcher darüber sagt: „Es scheint, als ob Frankreich eben jetzt auf ganz plötzliche und unerklärliche Weise von seinen bacchanalischen Orgien zurückkommen wolle. Wir wissen wohl, daß eine Schwalbe keinen Sommer macht, aber trotz dieses Sprüchworts geben wir beinahe der Hoffnung Raum, Frankreich sey satt und überdrüssig der zwar kräftigen aber empörenden Aufregung von Erzählungen, deren Interesse auf Mord und Liederlichkeit, auf Verwandtenmord und Blutschande beruht, wenn wir Picciola lesen, und erfahren daß das Pariser Publikum mit größtem Eifer diese Erzählung verschlingt. — Liegt nicht etwas Staunenswerthes darin, daß das französische Publikum, dessen Nerven Jahre lang, um gereizt zu werden, so gräßliche Novellen und Dramen erheischten, jetzt dahinschmilzt und zittert um das Leben und den Tod der Blume eines Gefangenen? Aber für uns ist es mehr als nur staunenswerth; uns gilt es als glückverkündendes Zeichen von einem gesünderen Zustand des französischen Geistes. Wenn wir Picciola lesen, fühlen wir, daß das revolutionäre Fieber sich gelegt hat; daß das Blut gemäßigter fließt in den Adern der Nation; daß die beständigen Oscillationen von Strebung und Reaktion vorüber sind. Kurz wir sind sehr geneigt, das Erscheinen und die Popularität dieses phantasievollen und wahrhaft moralischen Buchs zu begrüßen als einen Herold der Rückkehr des Friedens und Glückes in Frankreich und dann auch in ganz Europa!"

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 16.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 Februar 1838.

Die zwei Geliebten.

Von Alfred de Musset.

Einer der elegantesten jüngern Schriftsteller Frankreichs, Alfred de Musset, von dessen Poesien wir unsern Lesern schon mehrere Proben mitgetheilt haben, hat in einer kleinen Erzählung, welche den obenstehenden Titel führt, ein Thema behandelt, welches gewiß in der Romanliteratur aller Völker, wenn sie eine gewisse Stufe — vielleicht der Ueberreife — erreicht hat, zum Vorwurf einer Erzählung gewählt worden ist. Erst neuerlich hat in Frankreich J. Janin einen Roman herausgegeben: Un cœur pour deux amours, und unsere größten Meister im Fach des Romans und der Novelle, Goethe und Tieck, haben dieß Problem, wenn auch nicht gerade zum eigentlichen Mittel- und Angelpunkt von Erzählungen gemacht, so doch mehrfältig berührt und episodisch benutzt. Das Problem ist nämlich: die Möglichkeit, daß ein Mann für zwei Frauen zugleich Liebe empfinde. In ganz naiver und unschuldiger Gestalt ist dieß Thema behandelt in der Sage von dem Herzog von Gleichen, der seine Erretterin aus einer langen Gefangenschaft unter den Saracenen mit der Dispensation des Papstes heirathete, obgleich seine treue und von ihm innig geliebte Gemahlin noch am Leben war. Die Sage läßt sich, ihrem ganzen Wesen gemäß, nicht auf psychologische Subtilitäten ein; sie untersucht nicht mit anatomischer Genauigkeit den Herzenszustand, die Gefühle des Grafen — sie geht davon aus, daß der Graf, von Dankbarkeit erfüllt, seiner Retterin den höchsten Lohn und Beweis seiner Erkenntlichkeit zu geben geneigt war — und dieß war — der Name und die Rechte seiner Gemahlin. Diese Sage läßt sich als eine Frucht des vielfachen feindlichen, aber gelegentlich auch freundschaftlichen Verkehrs mit den Saracenen, während der Zeit der Kreuzzüge ansehen; die Sitte der Polygamie, oder in engster Ausdehnung, der Bigamie, wirkte als ein Reiz auf die Phantasie des Abendlandes, dieß Verhältniß poetisch zu behandeln, aber zugleich es den Vorschriften und der Sitte des Christenthums anzubequemen, was freilich durch kein geringeres Auskunftsmittel, als die Dispensation des Papstes in einem einzigen Fall zu erreichen stand. Damit man über die Heimath dieser neuen Novellenidee nicht im Unklaren bleibe, ist die zweite Gattin selbst eine Morgenländerin, wodurch, wenigstens von ihrer Seite die Dispensation um etwas erleichtert, die Abnormität gleichsam auf die Hälfte vermindert wird.

Dem modernen Roman oder der modernen Novelle ist es nun freilich nicht darum zu thun, einen Mann sich mit zwei Frauen verheirathen zu lassen, sondern, wie er überhaupt eine mehr innerliche und psychologische Richtung genommen hat, darum: zu zeigen, ob und in wiefern und unter welchen Bedingungen das Herz — oder der Geist — eines Mannes einer gedoppelten Neigung fähig sey, und wenn die erste Frage wirklich bejaht wird, das Wesen dieser Neigung mit ihren verschiedenen Gegenständen anschaulich zu machen und zu erörtern. Die Art der Auffassung und Behandlung dieses Thema's kann sehr mannichfaltig seyn; der spekulativste Psycholog wie der frivolste Libertin kann sich an der Lösung der Aufgabe versuchen, deren Sinn sich freilich in verschiedenen Auffassungen auch völlig verschieden gestaltet; während sie bei der einen Auffassung und Darstellung des ernstesten Nachdenkens, des tiefsten Interesse's werth seyn mag, sinkt sie bei einer andern zu der Unbedeutenheit einer leichtfertigen Spielerei oder einer raffinirten Wollüstelei mit erkünstelten Gefühlen und ungesunden Begehrlichkeiten herab; und ein dritter Bearbeiter weiß hin und herschwebend zwischen diesen beiden Extremen eine gewisse Mitte zu behaupten, die aber deßwegen doch kaum die richtige genannt zu werden verdient. Freilich kann man sagen: „Weg mit dergleichen Vorwürfen für die Poesie, für die Novelle! daran ist nichts Gesundes, nichts Erquickliches! dadurch phantasirt und räsonnirt man sich nur immer tiefer in unglückselige, korrumpirende Ideen hinein und gibt der Sünde und dem Laster nur einen vornehmen Anstrich!" Immerhin wäre es besser vielleicht, wenn die Poesie oder Fiktion von dergleichen Vorwürfen entfernt bliebe; aber man darf doch auch nicht zu streng seyn, oder man verfällt in einen Zelotis-

mus, der mehr schadet als nützt und der, indem er die Licenzen und Auswüchse der Poesie und Kunst zu beschneiden und zu verbannen strebt, in ihre Rechte selbst Eingriffe sich erlaubt. Die darstellende, erzählende und dramatische Poesie hat es ja doch immer vorzugsweise mit dem aus der Gewöhnlichkeit Heraustretenden, mit dem Außerordentlichen zu thun, mit den Ausnahmen mehr als mit den Regeln, wenn sie nicht einen gar zu zahmen und idyllischen Charakter bekommen soll. Psychologische Phänomene, selbst wenn sie für den Moralisten, für den Beobachter der menschlichen Natur nicht gerade erfreulich seyn mögen, die nun aber einmal bei einem gegebenen Zustand der geselligen Kultur und der Sittlichkeit eines Volks entweder häufiger vorkommen, oder, wenn auch seltener beobachtet, doch das Interesse und Nachdenken reizen, dürfen von der erzählenden Kunst nicht gerade ausgeschlossen und gemieden werden, wenn ein Künstler glaubt, denselben ergreifende (freilich nicht bloß die Nerven erschütternde und die Haare sträubende) Situationen, fruchtbare Wahrheiten, tiefe Seelengemälde abgewinnen zu können. Die poetische Produktion ist bei der Wahl ihrer Gegenstände nicht so unabhängig und frei als sich wohl Manche vorstellen mögen; es wird ihr, die volle Freiheit der einzelnen Dichter nach ihrem subjektiven Bewußtseyn zugestanden, Manches mit einer gewissen Nothwendigkeit aufgedrungen vom Geist und Geschmack der Zeit und des Volkes; diese und jene Idee eines Romans ist nun eben einmal an der Tagesordnung, sie muß ihre Organe bekommen und sie wird sich in so mannichfacher Gestalt verkörpern, daß ein minder scharfes Auge ihre Identität in den erschienenen Formen nicht erkennen wird; ja man kann selbst behaupten, daß sie in den Frommen fromm und in den Verkehrten verkehrt erscheinen werde. Bezweifeln wird man zwar, und nicht mit Unrecht, ob der Vorwurf einer Doppelliebe der Stoff für eine sehr erbauliche Darstellung abgeben könne; aber man wird doch nicht läugnen, daß ein poetischer Seher der Seelen, ein in die räthselhaften Tiefen und Falten der Menschennatur tief eindringender Geist ein Thema würdig und wahrhaft belehrend behandeln kann, das unter der Feder eines witzigen und leichtfertigen Schöngeistes eine giftige Nahrung für Herz und Phantasie wird; und überdieß ist ja mit dem Problem noch nicht die Art der Auflösung vorgezeichnet, welche sehr verschieden ausfallen kann.

Alfred de Musset gehört nicht zur Zahl der geweihten Priester der Poesie; er widmet ihr mehr einen aufmerksamen und beflissenen Hofdienst, als einen frommen Kultus; indeß scheint uns dieser sehr begabte junge Schriftsteller eine für die neue Gestaltung der Literatur in Frankreich sehr charakteristische Erscheinung zu seyn. Wir glauben aus seinen Produkten abnehmen zu dürfen, daß die Sturm- und Drangperiode des französischen Romanticismus sich nunmehr so ziemlich überlebt hat, daß der Geschmack von jenen ungeheuern Excentricitäten, den Gräueln und Abscheulichkeiten, wovon so viele Bücher strotzten, wieder zurückkommt, und während manche Autoren der gemäßigten, in ihr Bett zurückgetretenen Revolution in der Literatur huldigen, Andere, und zu diesen dürfte Alfred de Musset gehören, die Fahne der Restauration des älteren Geschmacks, freilich mit Modifikationen und Reservationen aufpflanzen, an die Stelle der Leidenschaftlichkeit wieder die ältere Zierlichkeit und Feinheit, an die Stelle der Extravaganz den esprit setzen, und den ächt französischen Ton von den Neuerungen, welche ausländische Einflüsse — wohl oder übel verstandene — darin angerichtet haben, wieder möglichst zu reinigen bemüht sind. „Die zwei Geliebten" sind eine ächt französische Erzählung, A. de Musset ist ein gewandter und galanter Autor und man glaubt sich, wenn man seine Geschichte liest, in eine viel frühere Periode der französischen Literatur zurück versetzt; nur einzelne Spuren erinnern Einen, daß der Verfasser ein Kind des neunzehnten Jahrhunderts und mit Vorsatz und Absicht zu dem Styl und der Manier einer frühern Schule zurückgekehrt ist. Wir geben einen abkürzenden Ueberblick der Erzählung, jedoch mit des Autors eigenen Worten, welcher dieselbe an eine Frau richtet.

„Glauben Sie — so beginnt die Erzählung — daß es möglich ist, in zwei Personen zugleich verliebt zu seyn? Wenn man diese Frage an mich richtete, so würde ich antworten, ich glaube daran nicht. Und doch ist dieß einem meiner Freunde widerfahren, dessen Geschichte ich Ihnen erzählen will, damit Sie selbst urtheilen."

Der Held der Geschichte, Valentin, lebte ums Jahr 1825 in Paris und wäre wohl ein interessantes Studium für einen Philosophen gewesen. Es waren so zu sagen in ihm zwei verschiedene Personen. Heute spielte er den Modeherrn der Regentschaft, morgen glich er einem armen Studirenden von der Provinz; heute fuhr er im glänzenden Wagen und warf das Geld zum Fenster hinaus; morgen speiste er um 40 Sous zu Mittag. Er strebte in Allem nach etwas Vollendetem und hatte keine Freude an dem, was nicht in seiner Art vollständig und ganz war. In seinen Seltsamkeiten behauptete er eine Art Logik, und wenn in ihm zwei verschiedene Menschen stacken, so vermischten sie sich wenigstens nie. Dieser seltsame Charakter entsprang zum Theil aus zwei Gründen: daß er ein großer Freund vom Vergnügen und nicht reich war. Er hatte das Recht studirt und war Advokat ohne Prozesse geworden. Als Student hatte er sich zu reichen und vornehmen jungen Leuten gehalten, aber ihre Vergnügungen nur bis auf einen gewissen Grad theilen können, da seine Mittel nicht weit reichten. In den Zeiten der Ebbe spielte er dann, zu stolz zum Schmarotzer, den Stoiker und verkehrte mit den Reichen nur in den Tagen seines Ueberflusses. Dem Willen seines Vaters gemäß trat er sodann in ein Handlungshaus; aber so widrig ihm der Stand eines Kommis war, an den Auszahltagen überließ er sich so dem Genuß, welchen der Besitz von etwas Gold ihm möglich machte, daß man ihm bald seinen Abschied gab. Der Verdienst eines Monats flog dann in einem Tag hinaus; er brachte, sagte er, seine bösen Stunden mit Träumen hin und seine guten Stunden mit der Verwirklichung seiner Träume.

Mit der Freiheit und dem Müssiggang verdoppelten sich wieder die Versuchungen aller Art. Wenn man viele Wünsche, wenig Geld hat und jung ist, läuft man große Gefahr, Thorheiten zu begehen, und Valentin beging auch wirklich große. So konnte ihm einmal einfallen, einen Versuch zu machen, wie

es sich auch wohl mit 100,000 Fr. Renten leben ließe, und er lebte nun wirklich einen Tag so. Sein Räsonnement hierüber war artig genug. Er behauptete, jedem lebenden Geschöpf komme von Rechtswegen eine gewisse Summe von Genuß zu; diese Summe verglich er mit einem vollen Becher, den die Sparsamen tropfenweise ausschlürfen und den er in großen Zügen leerte. Ich zähle nicht die Tage, sagte er, sondern die Genüsse, und an dem Tag, wo ich 25 Louis verzehre, habe ich 182,500 Fr. Renten.

Mitten unter seinen Thorheiten bewahrte jedoch Valentin im Herzen ein Gefühl, das ihn retten sollte — seine Zärtlichkeit gegen seine Mutter. Zwar hatte sie ihn von jeher verdorben; das sey ein Fehler sagt man, und es mag seyn, aber jedenfalls ist es der natürlichste und verzeihlichste Fehler. Bei allen seinen Unordentlichkeiten ward Valentin immer nur von dem Gedanken gezügelt, seiner Mutter keinen Verdruß zu bereiten; aber diese Idee begleitete ihn auch überall hin. Und daneben öffnete diese heilsame Anhänglichkeit sein Herz allen guten Gedanken, allen edeln Gefühlen. Kam er nach einem tollen Abenteuer mit gesenkten Flügeln nach Haus zurück, so kam seine Mutter und tröstete ihn. Nur ein Beispiel: Eines Tags, wo er seinen Geldbeutel beim Spiel erschöpft hatte, war er eben in sehr schlimmer Laune nach Haus zurückgekehrt. Die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, den Kopf in den Händen, überließ er sich finsterem Brüten. Seine Mutter trat herein, mit einem großen Rosenstrauß in einem Wasserglas, das sie leise neben ihn auf den Tisch stellte. Er hob die Augen auf um ihr zu danken, und sie sagte lächelnd zu ihm: „Es ist für vier Sous.“ Das war gewiß nicht theuer und doch war der Strauß prächtig. Valentin, allein gelassen, fühlte sich von dem Wohlgeruch angenehm erregt und besser gestimmt; er bedachte, welche Summe er beim Spiel verloren und fragte sich selbst, was die Hand der Mutter mit jener Summe geleistet hätte, die ihn um einen so wohlfeilen Preis jetzt tröstete. Sein übervolles Herz ergoß sich in Thränen und er erinnerte sich wieder der Genüsse der Armen, die er ganz vergessen hatte. Mit den Jahren wurde er, so seltsam es klingt, so wahr ist es doch, klüger und thörichter zugleich. Eine gedoppelte Existenz entwickelte sich in ihm. Die Natur hatte ihn reich und der Zufall hatte ihn arm gemacht; statt zu wählen, hielt er es mit beiden Stücken. Alles was er von Geduld, von Besonnenheit und Selbstverläugnung in sich hatte, konnte nicht triumphiren über seine Genußsucht, und die ärgsten Thorheiten konnten sein Herz nicht vergiften. Er kämpfte weder gegen sein Herz, noch gegen das Vergnügen, das ihn lockte. So wurde er ein doppeltes Wesen und lebte in beständigem Widerspruch mit sich selbst. Das ist eben Schwäche, wird man mir entgegenhalten. Ei, mein Gott, freilich wohl; freilich war er kein Römer, aber wir sind ja auch nicht in Rom.

Valentin fand Wohlgefallen an zwei Frauen, die eine war reich, die andere arm. Jene war verheirathet, aber ihr Gemahl, der Marquis von Parnes, war wegen Geschäften nach Holland verreist; sie lebte auf einem großen Fuß in der Chaussée d'Antin; diese, Frau Delaunay, war sehr früh Wittwe geworden und lebte mit ihrer Mutter sehr eingeschränkt von einer kleinen Pension; arm, jung, schön und tugendhaft. Die beiden Frauen standen etwa in demselben Alter, sie waren beide Brünetten, sehr klein, und hatten so zu sagen einen gemeinsamen Familienzug, beide hatten schwarze Augen und einen gleich zierlichen Wuchs. Valentin hatte in beiden Häusern sich Zutritt zu verschaffen gewußt, und daß in beiden kein Ehemann war, lockte ihn öfters zu kommen. Daß sein Herz in Flammen gerieth, war eigentlich Werk des Zufalls; er hatte den Winter über lustig gelebt; im Sommer fehlte es ihm jetzt an den Mitteln zu einem Ausflug; Paris war verödet und er wußte nicht, wo sonst sich hinwenden als in die Häuser dieser beiden Frauen. Er besuchte beide am nämlichen Tag — aber nun mußte er ein paar Tage verstreichen lassen, eh' er den Besuch wiederholte; er überdachte bei sich die Unterhaltung, die er mit den beiden Frauen geführt — und er besann sich jetzt, daß sie sich sehr ähnlich seyen, wie Schwestern. Er verglich die einzelnen Züge, Haar, Augen, Gestalt, Fuß, Hand — er nahm eine Reißfeder und suchte das Doppelbild, das ihn beschäftigte, auf das Papier zu werfen; er kam endlich mit einer Zeichnung zu Stande, welche eine gewisse Aehnlichkeit mit beiden Frauen hatte. Welcher glich es mehr? das vermochte er selbst nicht zu entscheiden; er meinte bald dieser, bald jener. Er versank in allerlei Träumereien, baute allerlei Luftschlösser und beschloß am nächsten Tag beide Frauen zu besuchen, sie mit seiner Zeichnung zu vergleichen, und ohne daß er wußte wie ihm geschah, wurde er verliebt.

Am folgenden Tag trat er seine Wanderung an und zuerst besuchte er die Marquisin, die er zu gutem Glück so traf, wie er sie sich Tags zuvor geträumt hatte. Er war allein mit ihr und zog bald seine Zeichnung heraus; Frau von Parnes fand die Aehnlichkeit mit sich sogleich, aber es entging ihr auch nicht, daß etwas Fremdes in dem Bilde liege, und Valentin erröthete, als sie ihm dieß sagte. Sie schien geschmeichelt, war sehr verbindlich und steckte ihm selbst einen blühenden Gaisblattzweig in das Knopfloch. Ein Besuch störte sie; die Marquisin warf ihr Schnupftuch auf das Bild; aber Valentin nahm das Blatt, zum Erstaunen der Marquisin, unter dem Vorwand, es noch weiter auszuarbeiten, mit sich und begab sich zur Frau Delaunay.

Er fand ihre Mutter bei ihr, beide mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. Die Wittwe glich in diesem Augenblick dem Bilde nicht sehr. Valentin wartete bis ihre Mutter sich entfernte, eh' er ihr die Zeichnung vorzeigte; sie besaß nicht sehr viel Kunstsinn und erkannte sich nicht in dem Bild, bis Valentin ihr bedeutete, daß er sie habe abkonterfeien wollen. Sie war anfangs erstaunt, dann erfreut, glaubte nicht anders, als es sey ein Geschenk und fing an, einen Napoleon aus seinem Rahmen zu nehmen, um die Zeichnung dafür einzufügen, als sie an Valentins Verlegenheit merkte, daß sie eine Uebereilung begangen hatte. Valentin bat sich aus, eine Kopie machen zu dürfen, eh' er die Zeichnung in ihren Händen ließe; Frau Delaunay hieß ihn das Bild wieder mitnehmen, wenn er einen Werth darauf lege, bat ihn aber, es doch Niemand sehen zu lassen.

nicht in seinem Zimmer aufzuhängen u. s. w., ja sie machte ihm bemerklich, daß eigentlich Niemand das Recht habe, eine Person zu malen oder zu zeichnen, ohne deren Einwilligung. Es entging jedoch Valentin nicht, daß ihre Hand zitterte, und obgleich sie einige Verstimmung und Aerger blicken ließ und, unter dem Vorwand eines kleinen Geschäfts weggegangen, nicht mehr zurückkam, deutete er doch ihr ganzes Benehmen sehr zu seinen Gunsten.

Er war mit dem Ergebniß seines Tags gar nicht unzufrieden und dachte, nach Haus zurückgekehrt, über seine Aussichten nach, die ihm sehr vielversprechend schienen. Zu große Bescheidenheit war nicht Valentins Fehler, und so rechnete er mit ziemlicher Bestimmtheit darauf, daß er der Eroberung der Marquisin gewiß seyn könne. Doch kam ihm auch der Gedanke, daß, was er als Gunst genommen, vielleicht nur Koketterie sey, und daß die scheinbare Strenge der Frau Delaunay im Grunde eine günstigere Gesinnung verhehlen sollte. Er beschloß an diesem Abend auf einen kleinen Ball zu gehen, wo er die Wittwe, wie er wußte, treffen würde. Er befestigte die Zeichnung auf der Decke einer Brieftasche, die er in die Tasche steckte — er ging träumend im Zimmer auf und ab — er besann sich auf schöne und schmeichelhafte Redensarten, und plötzlich kam ihm in den Sinn, eine förmliche Liebeserklärung niederzuschreiben und der Wittwe einzuhändigen. Gesagt, gethan — die Sätze, anfangs etwas frostig, flossen am Ende immer wärmer, er füllte vier Seiten, siegelte — aber auf einmal schoß ihm die Grille durch den Kopf, diesen Brief der Marquisin zu schicken, was um so eher anging, als durchaus keine individuellen Verhältnisse darin berührt waren. Er folgte dieser tollen Laune und der Brief ging ab nach der Chaussée d'Antin.

Auf dem Ball, bei einem alten Notar, traf Valentin die Frau Delaunay. Ihr Benehmen gegen ihn war verlegen und befangen; sie wollte kalt und trocken gegen ihn seyn, ihm das Tanzen abschlagen, aber sie verrieth nur zu sehr, daß sie sich vor ihrem eigenen Herzen fürchtete. Sie sprach endlich aufrichtig mit ihm, sie bat ihn, ihr Haus zu meiden; er versprach es; aber bei einer Galoppade, zu welcher er sie wider ihren Willen fortriß, drückte er, unbeachtet, einen Kuß auf ihre Schulter, indem er sie an sein Herz drückte. Sie konnte, sie durfte diese Keckheit nicht verrathen — sie blieb sprachlos vor Ueberraschung und Bewegung — die Musik verstummte und sie trennten sich.

(Fortsetzung folgt.)

Dichters Leben.

Von John Keats.

Sänger Ihr von Wonn' und Schmerz,
Ließt auf Erden Euer Herz;
Habt, zu neuem Seyn erhoben
Ihr auch, doppelt, Seelen droben?
Ja! und die im Himmel wohnt
Ist vertraut mit Sonn' und Mond,
Mit dem Rieselquell, dem stillen,
Mit des Donners wildem Brüllen,
Mit dem Flüstern der Himmelsbäume,
Und noch einem, den die Räume
Von Elysium schließen ein,
Den Profane nicht entweihn;
Weidend suchen seine Nähe
Nur Dianens fromme Rehe;
Drunter blaue Glocken blühen,
Die Maßlieben Rosenduft sprühen,
Und die Ros' haucht Düfte aus,
Die auf Erden nicht zu Haus.
Da singt nicht die Nachtigall
Einen sinnlos trunknen Schwall —
Nein! melod'sche Himmelswahrheit
Quillt aus ihrer Töne Klarheit;
Mähren, goldene Geschichten
Aus verzückten Traumgesichten.

So lebt droben Ihr, und fort
Lebt Ihr dann auch hier, wie dort:
Und die Seelen, welche Ihr
Auf der Erde ließet hier,
Lehren uns, den Weg nachwandern
Euch, wo Ihr mit Eurer andern
Seele wohnt, die nicht den Schlummer
Kennt, nicht ird'scher Nothdurft Kummer.
Eure staubgebornen Seelen
Hier den Sterblichen erzählen
Von der kurzen Pilgerfrist
Die nun hinter ihnen ist;
Ihren Gram und ihre Freuden
Und ihr Trachten und ihr Leiden,
Ihre Schwächen, ihren Ruhm, —
Was nur spornt zum Heldenthum;
Und so lehrt, entflohn zwar, doch
Täglich Ihr uns Weisheit noch.

Sänger Ihr von Wonn' und Schmerz
Ließt auf Erden Euer Herz;
Doch, zu neuem Seyn erhoben,
Habt auch, doppelt, Seelen droben!

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redacteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 17.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 Februar 1838.

Sendschreiben
von George Sand an Lerminier.

Wir theilten neulich einiges aus der Kritik Lerminier's über das Buch des Volkes von La Mennais mit; auf jene Kritik antwortet in der Revue des deux Mondes die bekannte Dudevant, welche sich George Sand nennt. Die beiden ungewöhnlichen Individuen, La Mennais und die Dudevant standen bekanntlich vor kurzem gemeinschaftlich an der Spitze der Redaktion des Monde, der, wenn wir nicht irren, bereits wieder eingegangen ist, und boten der Welt auch wieder die Seltsamkeit einer Allianz, dergleichen man in unsern Tagen so manche befremdliche gesehen hat. Die Frau, welche gegen die bisher gegoltenen und durch Alter und Sitte ehrwürdigsten Institute mit schonungsloser Erbitterung, mit der geistreichsten Beredsamkeit und einem fanatischen Eifer als Schriftstellerin, als Romandichterin, zu Felde zog, und der Mann, der in einer frühern Epoche seines Lebens als einer der entschlossensten und feurigsten Streiter für das Dogma und die Macht der römischen Kirche aufgetreten war, treffen jetzt, wenn auch nicht in allen ihren Ueberzeugungen und Ansichten (wie die Dudevant in diesem Brief ausdrücklich erklärt) so doch in so weit zusammen in ihren socialen Ansichten und Bestrebungen, daß sie mit vereinigten Kräften ein gemeinsames Ziel verfolgen, daß die männliche Frau dem angegriffenen Abbé den Schild ihrer Beredsamkeit vorhält, daß sie für ein Ideal schwärmen — bis vielleicht ein neuer gewaltiger Impuls diese beiden feurigen Kometen am socialen Himmel Frankreichs wieder auseinander schleudert; denn wer möchte dafür bürgen, daß diese beiden, im innersten Wesen und in ihrem Bildungsgang so verschiedenen Individualitäten lange gleichen Schritt halten, daß sie nicht, bei neuen Phasen und Stadien ihres stürmischen Geisteslebens angekommen, sich einander wieder entfremden werden, ob nicht noch Eins das Andere höhnisch bemitleiden oder grimmig anathematisiren werde? Jedenfalls wird es den Lesern nicht uninteressant seyn, zu vernehmen, wie eine Frau in solchem Kampf sich ausspricht.

Im Eingang des Briefs erklärt sie, auf eine frühere Beurtheilung einer Schrift La Mennais' von Ste. Beuve darum nicht geantwortet zu haben, weil der Ton jener Kritik leichtfertig und skeptisch gewesen. „Aber," fährt sie fort, „in der auf Herrn von La Mennais geschleuderten Verdammung, ausgehend von einem Manne von Ihrem Verdienst, liegt, um uns Ihres Ausdrucks zu bedienen, ein sociales Faktum, das Beachtung und aufmerksame Prüfung verdient." Es werden sofort die Hauptvorwürfe, welche Lerminier dem Buche des Volks macht, aufgezählt und am Ende gesagt: „Sie dringen besonders auf die Verpflichtung des Herrn von La Mennais bei Strafe für unlogisch zu gelten, die neue Ordnung der Dinge in ein bestimmt ausgesprochenes System zu bringen, die er an die Stelle der alten und überhaupt an die Stelle des unglückseligen Triumphs und des nothwendigen Uebergewichts des Bürgerthums in unserem Jahrhundert setzen will. Diese letzte Behauptung ist, glauben wir, das Corollarium Ihrer Erörterung und muß die Basis der unsern werden." Die Verfasserin rechtet mit Lerminier darüber, daß er, das Prinzip der Souveränetät des Volks identisch mit der des menschlichen Geistes anerkennend, doch nicht wolle gelten lassen, daß diese Souveränetät auf der Gesammtheit der souveränen Individualitäten beruhe, in ihr bestehe. Hier ist sie nicht wenig dialektisch, ja sophistisch, sie sagt: „Entweder anerkennen Sie, daß alle Menschen, mithin alle Mitglieder einer Gesellschaft, mehr oder weniger die Macht des menschlichen Geistes darstellen, und dann müssen Sie ihnen allen irgend einen Theil an der Leitung und Beherrschung der Gesellschaft, deren Glieder sie sind, zugestehen, und dann können Sie die Souveränetät des Volks nur in die Gesammtheit der individuellen Souveränetäten setzen: oder wenn Sie Einzelnen jenen Antheil versagen wollen, so müssen Sie ihnen auch einen Antheil an der Darstellung des menschlichen Geistes absprechen und dann setzen Sie dieselben in die Klasse der unvernünftigen Thiere, und so führt Ihr System geradezu auf Sklaverei. Dahin zielen Sie zwar nicht, aber dieser Schluß ist doch ganz konsequent. Doch zugegeben, Sie hätten Recht in diesem Punkt,

und das Volk habe, nach Ihrem Ausdruck, das Recht zu leben und sich zu entwickeln, aber nicht: die Gesellschaft zu regieren. Wenn das Volk nicht die ganze Gesellschaft ausmacht, so ist es ein Theil von ihr. Wenn dieser Theil nicht das Recht besitzt, an der Regierung Antheil zu nehmen, so kann er leben und sich entwickeln nur nach dem gnädigen Gutdünken des andern, die Gesellschaft beherrschenden Theils. Dieser andere Theil ist nach Ihrem System das Bürgerthum. Gefiele es diesem nothwendigen, unzerstörbaren und allmächtigen Bürgerthum, wie Sie es benennen, das Volk am Leben und an der Entwicklung zu hindern, so müßte das Volk aufhören zu leben und sich zu entwickeln. Das souveräne Bürgerthum kann als Repräsentant der Souveränetät des menschlichen Geistes Alles thun, ohne daß das Volk, welches nur sich selbst, d. h. nichts repräsentirt, sich gegen diese neue Infallibilität empören dürfte, welche Sie an die Stelle der katholischen setzen. Und wenn es sich nicht will verdummen, plündern und erwürgen lassen, wenn es aufsteht gegen das tyrannische Bürgerthum, so begeht es das Verbrechen des Hochverraths gegen den souveränen Geist der Menschheit. Man sage nicht, daß wir die Sache auf die Spitze stellen und ins Schlimme übertreiben, man sage nicht, das Bürgerthum werde, ebenso von Rechtssinn als von seinem eigenen Interesse genöthigt, allmählich das Volk würdig machen, an der Regierung Theil zu nehmen, und werde dasselbe bis zu der Stunde, wo es ihm in seiner Weisheit gefalle, mit ihm das Regiment zu theilen, aufs beste behandeln." Hier führt nun die Verfasserin aus, daß der Egoismus des Bürgerthums sich nie entschließen werde, die Lage des Volks je freiwillig und kräftig zu verbessern (stände dieß in der Macht des Bürgerthums?), und beruft sich gegen Lerminier, allerdings nicht mit Unrecht, auf das Zeugniß der Geschichte, daß die Revolutionen des zwölften und des achtzehnten Jahrhunderts, durch welche nach Lerminier das Volk und das Bürgerthum konstituirt worden, nur durch einen Kampf, nicht durch freiwilliges Abtreten, neue Rechte errungen haben. — „Herr von La Mennais, sagen Sie, wolle, hingerissen von edler Leidenschaft, das Volk aus dem tiefsten Elend zur höchsten Machtfülle plötzlich erheben. Will er die Gesellschaft von ihm ausschließlich beherrschen lassen? Läugnet er die Souveränetät der Intelligenz und die Nothwendigkeit ihrer Theilnahme bei der Begründung des socialen Rechts? — Was ist das Bürgerthum und was ist das Volk? Das Volk ist, im Sinne La Mennais' die Gesammtheit derer, die Nichts besitzen, als durch ihre Arbeit und im Verhältniß zu dieser; das Bürgerthum ist die Gesammtheit derer, die besitzen ohne Arbeit, oder über das richtige Verhältniß zu ihrer Arbeit hinaus. — Um das Volk vom tiefsten Elend zur höchsten Machtfülle zu erheben, müßte man ihm ein vollständiges Uebergewicht über das Bürgerthum schaffen, man müßte es zu einer Aristokratie machen — welcher Unsinn!" eine demokratische Aristokratie! Man müßte die Grundlagen der Gesellschaft, die auf dem Besitz beruhen, umstürzen und gerade den Besitz anzutasten verbietet La Mennais aufs eindringlichste. Er verlangt keine Ueberlegenheit, keine politische Bevorzugung, sondern Gleichheit für das Volk. Es soll das Bürgrethum nicht unterdrücken, sondern in sich auflösen, nicht die Regierung an sich reißen, sondern daran Theil nehmen. Und zwar wie? In Masse und unmittelbar? Dieß ist eine Unmöglichkeit. Wenn man die Gewalt in die Hände des Volks legte, so würde dieser Zusammenfluß von divergirenden Zwecken, von unzusammenhängenden Gedanken, von unsinnigen Entwürfen, Unordnung und Anarchie erzeugen. Dieß hieße dem Genie ein Räsonnement unterschieben, das der stumpfsten Mittelmäßigkeit unwürdig wäre. Was La Mennais, was alle nur einigermaßen verständige Demokraten wollen, ist die mittelbare Theilnahme des Volks an der Regierung." — Demnach liefe also eigentlich das Streben La Mennais' nur auf eine größere, Alle umfassende Ausdehnung des Wahlrechts hinaus, und die phantasievolle Schriftstellerin entwirft ein sehr reizendes Bild von dem dadurch herbeizuführenden Zustand: „Wann wird," ruft sie aus, „die Intelligenz glänzendere Aussichten haben, als an dem Tage, wo die Erfindung, die Organisation und Entwicklung der Regierungssysteme Männern werden anvertraut werden, die gewählt sind von der Gesammtheit der Staatsgenossen? Wer wird dazu berufen werden als die Tüchtigsten? das Volk, nicht intelligent genug um selbst zu regieren, ist es doch hinlänglich um die dazu Fähigsten herauszufinden; dann wird einzig die Stimme der Vernunft Beschlüsse fassen machen, welche alle Interessen zugleich befriedigen; die Gesetzgebung wird dann nichts Anderes seyn als die Manifestation des Geistes der Menschheit u. s. w.

(Schluß folgt.)

Nacht.

Von P. B. Shelley.

Rasch schwebe übers westliche Meer,
O Geist der Nacht!
Vom Nebelthor des Ostens her,
Wo einsam du den Tag verbracht,
Und Träume wobst voll Lust und Leid,
Ob welchen man dich liebt und scheut —
Flügle mit Macht!

Einen grauen Mantel um dich schlag',
Drauf Sterne prangen;
Dein Haar umdunkle das Aug' dem Tag,
Küss' ihn, bis seine Kraft zergangen!
Dann rühre schwebend Land und Fluthen
Und Städte mit den Schlummerruthen —
Komm, mein Verlangen!

Als ich aufsteh'nd sah's Morgengrau,
Seufzt' ich nach dir!
Als heißes Licht aufzehrt' den Thau,
Der Mittag drückte Blum' und Thier,
Als müd der Tag hielt seine Rast,
Zögernd wie ein unliebet Gast,
Seufzt' ich nach dir!

Da kam dein Bruder Tod und sagt:
Willst du mich?
Der Schlaf, dein blinzend Kind, leis fragt,
Wie die Mittagsbiene summt: Soll ich
Sanft neben dich mich legen?
Willst du mich? Doch ich dagegen:
Nein! nicht dich!

Der Tod kommt, wenn du todt bist, schon —
Bald, nur zu bald!
Der Schlaf, der kommt, wenn du gestobn!
Macht fern' von mir, ihr Beide. Halt!
Nach dir verlang' ich, holde Nacht!
Nahe, nahe, flügle mit Macht!
Komm bald, o bald!

Die zwei Geliebten.

(Fortsetzung.)

Am frühen Morgen erhielt Valentin seinen Brief von der Marquisin zurück, mit einem Billet, in welchem sie ihr Erstaunen über seine Unverschämtheit äußerte — wenn nicht der Brief durch ein Mißverständniß in ihre Hände gekommen sey. — Zuerst ärgerte sich Valentin über diese Antwort, da er in seiner Eitelkeit schon sich seines Sieges gewiß geglaubt hatte; die Erinnerung an den gestrigen, in der Gesellschaft der Frau Delaunay zugebrachten Abend, beschäftigte ihn vorzugsweise; er warf das Billet weg, er verbrannte seinen eigenen Brief und nahm sich vor, nicht mehr an die Sache zu denken. Aber die verletzte Eitelkeit ließ sich nicht so leicht beschwichtigen; er kleidete sich an und ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab; er forderte sein Frühstück, konnte aber nichts genießen; er nahm seinen Hut und begab sich zu der Marquisin.

Es gelang ihm in ihr Zimmer zu dringen, obgleich die Dienerschaft Befehl hatte, ihn abzuweisen; es gelang ihm, den Zorn der Marquisin zu entwaffnen, indem er die Ausflucht ergriff, welche ihr Billet ihm darbot — er schützte ein Versehen vor und die Marquisin war nachsichtig genug, ihm Glauben zu schenken. Valentin täuschte sie, indem er ihr großentheils die Wahrheit sagte: der Brief sey an eine Andere geschrieben; er gab ihr auf ihre Fragen Auskunft über diese Andere, und kleidete alle seine Antworten in Komplimente gegen die Marquisin — diese schien an seiner Offenheit großes Wohlgefallen zu haben — sie mochte das Alles nur für Maske halten — aber sie stutzte, als er ihr auch den Vornamen seiner Geliebten, Julie, mit so großer Unbefangenheit nannte, daß sie doch an die Realität dieser Geliebten zu glauben versucht war. Der Besuch endigte auf eine Weise, wie es nach dem ersten Empfang keineswegs zu erwarten gewesen wäre, und die kecke Dreistigkeit Valentins feierte einen glänzenden Triumph.

Etwa vierzehn Tage nach diesem Besuch ließ Valentin bei der Frau Delaunay sein Schnupftuch auf einem Lehnstuhl liegen. Man muß nämlich wissen, daß binnen dieser Zeit, seit jenem Ball, Valentin auch über die scheue Sprödigkeit der schönen Wittwe gesiegt, daß er alle seine Vortheile aufs trefflichste benützt, daß er sie von seiner Liebe überzeugt und bewogen hatte, sie anzunehmen, so daß er jetzt täglich in ihr Haus kam. Sie besah das Tuch — sie erkannte aus sichern Merkmalen, daß es einer Dame gehören müsse, es war mit J. P. bezeichnet — eine Thräne fiel aus ihrem Auge auf das Tuch nieder und sie trocknete sich damit das Auge.

Valentin ging jedoch nicht ohne Schnupftuch von ihr weg; er hatte aus Versehen das ihrige eingesteckt und begab sich mit diesem zu der Marquisin, um es ihr, die ihm eines geliehen hatte, zurückzugeben. Die Marquisin entdeckte sogleich, daß es nicht das ihrige, daß es von viel gröberem Stoff war — sie sagte ihm, es werde der Kammerfrau seiner Mutter gehören; sie zankten sich darüber und zuletzt warf die Marquisin es auf die Straße; Valentin erzürnte sich; er eilte fort, fand es aber nicht mehr. Als er zu der Wittwe kam, fragte ihn diese geradezu, wem das liegengebliebene Schnupftuch gehöre; Valentin gerieth in Verwirrung, sie bemerkte es und machte ihm die ernstlichsten und rührendsten, jedoch sanfte Vorwürfe, auf welche er nur mit der Betheuerung seiner fortdauernden Liebe zu antworten vermochte. Sie beruhigte sich dabei und willigte ein, daß von der Sache nie mehr die Rede seyn sollte. Sie verlangte das Taschentuch zu behalten, um damit ihre Thränen zu trocknen; Valentin aber entriß es ihr und warf es auch auf die Straße, zur Rache an der Marquisin.

Sechs Wochen waren so verflossen, und es muß wohl dem Mann schwer werden sich selbst zu kennen, da Valentin noch immer nicht wußte, welche von seinen beiden Geliebten er mehr liebte. Trotz der Aufwallungen von Aufrichtigkeit, welche sein Herz bei der Frau Delaunay ergriffen, konnte er sich doch nicht entschließen, die Wanderungen nach der Chaussée d'Antin aufzugeben. Trotz der Schönheit der Frau von Parnes, ihrem Geist, ihrer Anmuth und den Vergnügungen, die er bei ihr fand, konnte er doch dem armen Stübchen der Wittwe nicht entsagen. Sein kleiner Garten sah abwechselnd die beiden Frauen an seinem Arm herumwandeln, und manchmal hätten sie sich beinahe getroffen. Es ist beinahe unausbleiblich, daß, wer mit einer Gefahr irgend welcher Art vertraut wird, sie am Ende lieb gewinnt. Immer ausgesetzt, seine doppelte Intrike durch einen Zufall entdeckt zu sehen, gezwungen zu der schwierigen Rolle eines Mannes, der immer lügen muß ohne sich je zu verrathen, fühlte der junge Unbesonnene einen gewissen Stolz über diese seltsame Lage; nachdem er sein Herz daran gewöhnt hatte, wurde sie seiner Eitelkeit zum Bedürfniß. Die Besorgnisse, die ihn anfänglich ängstigten, die Bedenklichkeiten, die ihn zurückhielten, wurden ihm lieb; er schenkte seinen beiden Freundinnen gleiche Ringe; er tauschte von der Frau Delaunay ihre Bernsteinkette um eine goldene ein, und bewog die Marquisin jene zu tragen; es gelang ihm beide Frauen fortwährend zu täuschen, wiewohl die Wittwe manchmal in Unruhe gerieth und seine Dreistigkeit auf

harte Proben setzte. Die stolze Marquisin dachte weniger an die Möglichkeit, eine gefährliche Nebenbuhlerin zu haben.

Wenn man sich an den oben geschilderten Charakter Valentins erinnert, so wird man seine Handlungsweise, wie tadelnswerth sie auch seyn mochte, begreifen und zum Theil entschuldigen. Die doppelte Liebe, die er fühlte oder zu fühlen glaubte, war so zu sagen das Bild seines ganzen Lebens. Wie er immer die Extreme gesucht, die Genüsse des Armen und des Reichen zugleich gekostet hatte, so fand er jetzt bei diesen beiden Frauen den Kontrast der ihm gefiel, und er war wirklich an Einem Tage reich und arm. Abends von sieben bis acht Uhr konnte man ihn in einem schönen Wagen, mit raschen Pferden bespannt, durch die elysischen Felder fahren sehen an der Seite der schönen und prächtigen Marquisin — Morgens bei Sonnenaufgang konnte man ihm begegnen, wie er in dem lieblichen Gehölz von Romainville mit der Frau Delaunay umherwandelte, zärtliche Gespräche führend oder in La Fontaine lesend; immer sich verändernd, fand er immer Mittel wahr zu seyn, ohne daß er doch je aufrichtig gewesen wäre; der Liebhaber der Marquisin war nicht der der Wittwe, und umgekehrt.

„Und warum eine Wahl treffen zwischen beiden?“ sagte er eines Tags zu einem Freunde, gegen den er sich zu rechtfertigen versuchte. „Warum denn die Nothwendigkeit, auf eine ausschließliche Weise zu lieben? Würde man einen jungen Mann meines Alters tadeln, wenn er in die Frau von Parnes verliebt wäre? Wird sie nicht bewundert, beneidet? Rühmt man nicht ihren Geist und ihre Reize? Die Vernunft selbst entflammt sich für sie. Und auf der andern Seite — welche Vorwürfe wollte man dem machen, welchen die Güte, die Zärtlichkeit, die Aufrichtigkeit der Frau Delaunay gerührt hätten? Ist sie nicht würdig, die Freude und das Glück eines Mannes zu seyn? Minder schön, wäre sie nicht eine kostbare Freundin, und so wie sie ist — gibt es auf der Welt eine reizendere Geliebte? In wiefern nun sollte ich darum strafbar seyn, weil ich diese beiden Frauen liebe, wenn doch jede von ihnen geliebt zu werden verdient? Und wenn es wahr ist, daß ich so glücklich bin, für das Leben beider einige Bedeutung zu haben: warum sollte ich die Eine nur dadurch glücklich machen können, daß ich die Andere unglücklich mache? Warum sollte das süße Lächeln, welches meine Gegenwart bisweilen auf den Lippen meiner schönen Wittwe hervorruft, erkauft werden um den Preis einer von der Marquisin vergossenen Thräne? Ist es ihre Schuld, daß mich der Zufall in ihren Weg geworfen hat, daß ich mich ihnen genähert, daß sie mir gestattet haben, sie zu lieben? Welche sollte ich wählen, ohne ungerecht zu seyn? Wodurch sollte die Eine mehr als die Andere verdient haben, vorgezogen oder verlassen zu werden? Wenn die Frau Delaunay mir sagt, ihr ganzes Daseyn gehöre mir, was soll ich ihr antworten? Sollte ich sie zurückstoßen, sie enttäuschen, sie der Muthlosigkeit und dem Kummer zum Raub lassen? Wenn Frau von Parnes am Clavier sitzt und ich, hinter ihr sitzend, sie sich der edeln Begeisterung ihres Herzens hingeben sehe; wenn ihr Geist den meinigen mit sich fortreißt, mich erhebt und mir durch Sympathie die ausgesuchtesten geistigen Genüsse noch süßer macht — soll ich ihr dann sagen, daß sie betrogen und daß ein so süßer Genuß strafbar ist? Soll ich die Erinnerung an solche köstliche Stunden in Haß oder Verachtung verwandeln? Nein, ich würde lügen, wenn ich Einer von beiden sagen wollte, ich liebe sie nicht mehr oder ich habe sie nicht geliebt; ich fände eher den Muth, beide zu verderben als zwischen ihnen zu wählen.“ Man sieht, unser junger Undesonnener machte es wie alle Männer: weil er sich von seiner Thorheit nicht loszureißen, sie nicht zu überwinden vermochte, suchte er ihr den Anstrich der Vernünftigkeit zu geben. Dennoch aber gab es Tage, wo sein Herz sich gegen die doppelte Rolle sträubte, die es spielen mußte. Er bestrebte sich, die Ruhe der Frau Delaunay so wenig als möglich zu stören; aber die Heftigkeit und der Stolz der Marquisin hatte mehr als Einmal von seiner Laune zu leiden. „Diese Frau hat nichts als Geist und Stolz,“ sagte er manchmal. Es geschah auch wohl, daß wenn er den Salon der Frau von Parnes verließ, die Naivetät der Wittwe ihn lächeln machte, und daß er fand, sie habe zu wenig Geist und Stolz. Frau Delaunay war diejenige, die er im Grund seines Herzens vorzog, aber er wußte das selbst nicht, und diese seltsame Ungewißheit hätte vielleicht noch lange gedauert, wenn ihn nicht ein dem Anschein nach geringfügiger Umstand plötzlich über seine wahren Gefühle ins Klare gesetzt hätte.

Die Marquisin machte einmal die Bemerkung, daß die hölzerne Bank in Valentins Garten sehr hart sey und schickte ihm am folgenden Tag ein sehr schön gesticktes Kissen. Valentin, als er das Geschenk genauer prüfte, erkannte darin eine Arbeit von der Hand der Frau Delaunay, welche ihre kleinen Einkünfte heimlich durch Handarbeiten vergrößerte; er stellte deßhalb Erkundigungen an bei dem Kaufmann und erfuhr wie es sich mit der Sache verhielt; er war gerührt über die bedrängte Lage der Wittwe und erbittert gegen die Marquisin; als diese ihn besuchte, fand sie ihr Geschenk nicht; er hatte es eingeschlossen; sie machte Fragen an ihn, und er ließ seiner Bitterkeit so sehr den Lauf, daß sie weggehen wollte — eine Ohnmacht hielt sie zurück; es wurde ein Friede geschlossen, aber die Marquisin schleuderte jetzt das Kissen auf den Boden, setzte den Fuß darauf und erbitterte Valentin aufs neue. Sie hatte, als Valentin ihr sagte, daß er diejenige kenne, welche das Kissen gestickt habe, ihn nach dem Namen gefragt und zum zweitenmal den Namen Julie von seinem Munde gehört. Sie warf ihm vor, daß es unziemlich sey, vor ihr einen Namen zu nennen, welchen er geheim halten sollte; er entgegnete ihr einfach: sie habe ihn ja befragt. Sie verlangte, er solle ihn ihr jetzt vollständig nennen — er weigerte sich, aus Achtung für diejenige, die ihn trage. Die Marquisin stand auf, nahm in eiskaltem Ton Abschied und ging.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 18.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

28 Februar 1838.

Jonathas Miser.

Der Werth eines Literaturprodukts kann ein positiver oder ein negativer sein. Den letzten schreiben wir der unter dem Namen eines Jonathas Miser in Paris 1834 erschienenen kleinen Gedichtsammlung zu, welche zwar weit entfernt ist, in das Fortscheiten der Literatur positiv einzugreifen, dagegen dieselbe nach der Seite ihres Verfalls hin lebendig charakterisirt, und deßhalb dem aufmerksamen Beobachter des literarischen und socialen Treibens in Frankreich, als ein Beispiel unter vielen, nicht ohne Interesse seyn wird. Die ersten Schritte, welche der junge Dichter in die Welt wagte, müssen nicht sehr erfolgreich gewesen seyn; da er aber doch nicht erwarten konnte, die Produkte seiner versificirenden Feder gedruckt zu sehen, verfiel er auf den Gedanken, durch die Nachricht von seinem frühzeitigen Tode Theilnahme für seine Gedichte zu erwäcken, und wenn ihm die Gegenwart den Lorbeer verweigere, schon jetzt um den „Laurier posthume" zu werben. Jonathas Miser ist nämlich ein für einen unbekannten Namen angenommener noch unbekannterer, und in der dem Buche vorangeschickten Notice berichtet der Verfasser unter der Firma eines Freundes des Verstorbenen mit behaglicher sentimentaler Breite über das Leben des unglücklichen Dichters: Wie Jonathas am 11 December 1813 Mittags 12 Uhr geboren sey, wie er sich nach einem mit dem Mantel der Freundesliebe verhüllten wüsten Leben in Marie verliebt, die ihn gelehrt habe, daß die Liebe nicht eine bloße Angelegenheit des physischen Menschen sey. Jonathas ist hierüber anfangs ganz erstaunt, findet sich jedoch bald sogar in den Ton eines hohen Moralisten und schreibt „Jamben" (es sind näher Alexandriner) über das Sittenverderbniß in Paris, in deren Detail wir einzugehen Bedenken tragen. Aber auch diese Liebe war nur ein Traum. Marie wird untreu, und der arme Jonathas schreibt nun zwölf Klagelieder im Genre von Lamartine, und — stirbt. Außer den bereits angeführten Gedichten enthält die Sammlung eine Reihe von Oden auf die Napoleonssäule der place Vendôme, auf die Freiheit, auf die politischen Associationen. Was darin, formell meist Viktor Hugo oder Lamartine nachahmend, gesagt ist, faßt der Dichter selbst in seiner Devise „Hoffnung" zusammen. Zur Probe das letzte der Klagelieder.

Ich will nicht lieben mehr. Die grause Liebe macht
Nur düster mir den Tag und schwärzer mir die Nacht.
Lieb' ich, so schwindet mir die letzte Spur der Lust.
Der Sehnsucht Fieberkrampf preßt mir die junge Brust.
Ich fühle schwach und lahm mir durch die Adern rinnen
Mein Blut, und mir vergehn in meinem Schmerz die Sinnen.
Warum denn Liebe? Was? Zu fühlen ew'ges Weh,
Zu fluchen mannichmal selbst auf des Freundes Näh',
Der dich zu trösten kommt; zu fühlen, armes Herz:
Die Last der Eifersucht und tiefen Seelenschmerz.
Nein, nimmer will ich seyn auf Liebchens Gunst bedacht!
Der Wein ist immer gut, wenn er nur trunken macht.
Und gilt's, das Uebermaß der Liebe mitzutheilen,
Bei Gott! ich brauche nicht mich lange zu verweilen.
Um ein paar Stücke Gold sprüht klarer Augen Gluth
In hellen Funken zu mir frischen Lebensmuth;
Es pochet freudig mir um Miethe eine Brust.
Ich wechsle jede Nacht sultanisch meine Lust.
Die fränk'sche Blonde bald, von Afrika die Schwarze,
Ein Kopf wie Elfenbein, ein andrer wie aus Harze.
Lieb' ist ein bittrer Trank, ein allzuschweres Joch,
Und doch wie schön wär' es, wenn sie mich liebte noch!

Adelbert Keller.

Sendschreiben von George Sand an Lerminier.

(Schluß.)

Die Verfasserin geht dann über zur Prüfung der historischen und philosophischen Würdigung des La Mennais'schen Christenthums. Man merkt es hier dem Ton des Briefs an, daß die Schreiberin mit La Mennais in diesem Punkte nicht Einer Meinung ist, sie, die von den ausschweifendsten Emancipationsideen

erst allmählich zur Anerkennung der Nothwendigkeit von Regeln und Maß zurückkam, während er von strenger Subordination unter fremde Autorität nach und nach zu solcher Anerkennung der individuellen Souveränität überging — das Christenthum in der Frau ein nur etwa schwach Keimendes, in dem Manne ein, seiner früheren Form nach zwar Verschwindendes, aber doch noch kräftig Nachwirkendes ist. Sie sagt: „Herr von La Mennais hat, unsers Bedünkens, die historische Wirklichkeit nicht verkannt und verachtet, und er hat nicht an die absolute Herrschaft des Bösen und des Uebels in der Gegenwart oder Vergangenheit geglaubt, wenn er sagt: Sehet, was die Menschheit dem Christenthum verdankt! die fortschreitende Aufhebung der Sklaverei und der Knechtschaft, die Entwicklung des moralischen Gefühls und den Einfluß dieser Entwicklung auf die Sitten und Gesetze, die mehr und mehr von einem früher unbekannten Geist der Milde durchdrungen werden, die wundervollen Siege des Menschen über die Natur, Früchte der Wissenschaften und ihrer Anwendung; die Zunahme des Wohlbefindens der Einzelnen und der Gesammtheit; mit Einem Worte, die ganze Masse der Güter, welche unsere Civilisation so hoch über die der alten Welt, und aller Völker, die noch nicht vom Licht des Evangeliums erleuchtet sind, erheben. — Wir läugnen nicht, daß La Mennais dem Christenthum eine zu schöne Rolle in der Geschichte anweist, wenn er ihm ausschließlich all diese Resultate beimißt; aber dessenungeachtet ist es doch wahr, daß La Mennais in unserer socialen Organisation nur ein relatives Uebel erkennt, das auch wirklich vorhanden ist. Was die Bedeutung anlangt, welche La Mennais der christlichen Lehre gibt, so ist sie vielleicht nicht so erzwungen und unangemessen, als sie auf den ersten Blick scheinen könnte. Zwar hat Jesus allerdings nicht ausdrücklich gesagt, die Menschheit solle auf dieser Erde das Ziel des Glückes erreichen, aber er hat es implicite angedeutet, indem er Allen und Jeden die Nothwendigkeit der Pflicht predigte, daraus, daß Jeder gegen seinen Nebenmenschen nicht nur die Pflicht, sondern auch die Forderungen der Menschenliebe erfüllte, müßte nothwendig folgen, daß Jeder in seinem Kreise sich von Gerechtigkeit und Liebe umgeben fände und der freien Entwicklung seines Rechts sich erfreute. Wir wissen, daß die dermalige Moral des Christenthums beinahe alles das verdammt, was zum materiellen Glück des Menschen dienen kann (? ?). Aber La Mennais hat auch schon die beiden großen jetzigen Formen des Christenthums, den Protestantismus und Katholicismus, verworfen, und er nimmt als Kodex nur noch den Text des vom Herrn selbst gepredigten Gesetzes,*) und läßt auf der Seite liegen die Kommentare und Entwicklungen derer, die sich für seine unmittelbaren Nachahmer gaben. Sie beziehen sich hierauf, um von ihm die philosophische Formel seines Neo-Christianismus zu verlangen und die politische Anwendung, die er ihm geben müße. Darauf läßt sich nur antworten: La Mennais gibt sich weder für einen Propheten noch für einen Mann der Offenbarung; er lehrt, was er und Viele mit ihm für gerecht, gut und nothwendig halten, und greift an, was ihm als schlecht erscheint, ohne sich verpflichtet zu finden, anzugeben, was an dessen Stelle gesetzt werden müsse; er ruft mit allen seinen Wünschen die *Zukunft* an, ohne genau zu wissen, was sie seyn wird, weil er, voll Vertrauen zu Gott und voll Zuversicht zu dem Geschick der Menschheit, glaubt, daß oft das Böse das Gute erzeugt und nie das Schlimmere; daß das Gute das Bessere bringt, ohne je das Schlimme zurückzuführen, und es muß ihm doch wohl nachgesehen werden, wenn er die mathematisch strenge Lösung eines Problems nicht zu geben weiß, das vierzig Jahrhunderte und unsere ganze Generation noch nicht zu lösen vermochten."

„Sie rathen am Schluß dem Herrn von La Mennais, neue Versuche zu machen zur Versöhnung des Wissens und des Glaubens. So wäre denn in Ihren Augen La Mennais bloß ein Mann des Glaubens und des Gefühls? Gibt es unter den wirklich großartigen Geistern solche, welche ganz dem Glauben oder ganz dem Wissen angehören? Sind nicht der Glaube und das Wissen Ergänzungen von einander und unauflöslich verflochten? Was ist die Wissenschaft anders, als das Aufsuchen der Gewißheit? Was ist der Glaube in seiner Innigkeit anders als das Dürsten nach einer Gewißheit, oder die Beruhigung bei einer Gewißheit? Ist nicht der Glaube das nothwendig verhängte Ziel der Wissenschaft, und die Wissenschaft der nothwendig verhängte Weg zum Glauben? Die Wissenschaft sucht die Analyse der Gewißheiten, deren Synthese dem Glauben dämmert."

Auf Lerminier's Wort: *La Mennais hat den Hang und Drang zum Schisma; so habe er denn auch den Muth dazu!* antwortet der Brief: „Es sind keine Streitfragen des Dogma's oder der Disciplin, welche den Bruch La Mennais' mit Rom herbeiführten. Es sind ganz sittliche, sociale, politische Fragen, mithin weit ernsthafterer und umfassenderer Art. Herr von La Mennais ist etwas ganz Anderes als ein Schismatiker; er ist ein großer politischer Moralist, ein religiöser Philosoph, denn eben in dem Augenblick, wo Sie ihm die philosophische Einsicht absprechen, reißt er sich mit einem gewaltigen philosophischen Aufschwung von der alten katholischen Welt los, um mit vollen Segeln, mit neuen Generationen, in die revolutionäre Bewegung einzulaufen." — „Wir geben nicht zu, daß Herr von La Mennais nur ein *Mann des Glaubens* und ebensowenig daß er nur ein *Mann des Gefühls* sey. In der Entwicklung seiner socialen Doktrinen weist er mehr auf als nur *Zorn* und *Liebe*. Die Empfindung schreitet darin nie fort, ohne den Gedanken, und wir glauben diesen logischen und heißen Geist nicht besser bezeichnen zu können, als wenn wir sagen: seine Haupteigenschaft ist eine *leidenschaftliche Vernunft*. Und dieß ist wohl auch die Eigenschaft, deren er durchaus bedurfte für seine Rolle als Volksapostel, für die Auf-

*) Wenn La Mennais sich in seiner Auffassung der Begriffe von Wohl, von Tüchtigkeit, Verdienst und Arbeit vielfach den St. Simonisten nähert, bei welchen bekanntlich ein Hauptsatz war: „Jedem nach seiner Arbeit der Lohn; Jedem die Arbeit nach seiner Fähigkeit:" so scheidet er sich von denselben dadurch, daß er auf das ursprüngliche Christenthum rekurrirt, während die St. Simonisten, wie z. B. Eugen Rodrigue, es der Reformation zum Vorwurf machten, daß sie das Urchristenthum habe wiederherstellen und die Menschheit um 15 Jahrhunderte zurückschieben wollen.

gabe, der er sich unterzog, in den Massen wieder zu beleben das Bewußtseyn der Wahrheiten, welche gewisse Menschen ein Interesse haben, zu verhüllen, aber welche immer die Menschheit auf ihrem Entwicklungsgang der Zukunft entgegen leiten müssen. Diese Wahrheiten sind nicht neu, wir wissen es; sie waren dem ersten Menschen ins Herz geschrieben, welchen Gott auf die Erde setzte. La Mennais begnügt sich, ihre Verkündigung wieder aufzunehmen und darin sehen wir keine so unglückliche These für das, was Sie seinen philosophischen Austritt nennen. Alles was wir zugeben können, ist, daß weil die großen Talente der Analyse und der Erörterung, welche Herrn von La Mennais inne wohnen, sich lange an Gegenständen geübt, deren Wichtigkeit nunmehr für ihn wie für uns verschwindet, und am Horizont der Vergangenheit untergeht; daß deßhalb sein Christenthum, ohne die quietistische Ausdehnung zu haben, die Sie ihm geben, doch nicht ganz die pantheistische Ausdehnung hat, die wir ihm geben würden, wenn wir zur freien Auslegung seines demokratischen Evangeliums berufen wären. Aber welche religiöse Verschweigung, welche philosophische Kühnheit auch die Zukunft des Herrn von La Mennais, wie ein geheimnißvolles und ehrwürdiges Heiligthum, noch bewahren möge: wir sehen in seinem Christenthum nichts so Absolutes, nichts so Formulirtes, daß das ängstliche Gewissen oder die legitimen Antipathien darüber sich zu entsetzen brauchten. Wir bedauern seine katholische Vergangenheit nicht. Sie war ein gerader und reiner Weg, der sich immer mehr erweitert und zu erhabenen Höhen führt. Es handelt sich jetzt um einen glorreicheren Kreuzzug und einen denkwürdigeren für die künftigen Geschlechter, als diejenigen, welche den Flammeneifer eines Peters des Einsiedlers und heiligen Bernhards erweckten. Nicht mehr das Grab — das Erbe Christi ist es, was der bretonische Priester wieder erobern will; nicht den Islam will er bekämpfen, sondern alle socialen Gottlosigkeiten; nicht einige christliche Gefangene gilt es zu erlösen, sondern beinahe die ganze Menschheit der Sklaverei zu entreißen."

Diesen Deklamationen, welche weder viel erklären noch rechtfertigen, aber desto pompöser lauten, folgt zum Schluß noch eine ironische und nicht unbegründete Frage an den, als Repräsentant der modernen Philosophie ziemlich zuversichtlich auftretenden Lerminier: „Es bleibt uns noch übrig, Sie zu fragen, was denn diese neue Philosophie ist, die Ihrem Aufsatz einen so zuversichtlichen Schluß und so glänzende Verheißungen leiht? Es gibt also eine scharfausgesprochene, vollständig in ein System gebrachte, unwidersprechliche Philosophie? Ist die Religion der Zukunft also gegründet? Ist die Weisheit der Nationen laut verkündet worden? Wir hatten noch nichts davon gehört und schätzen uns glücklich, es jetzt zu erfahren. Sie versichern uns, die moderne Philosophie habe für alles noch bestehende Elend, für alle Schändlichkeiten und Gefahren Fürsorge getroffen, sie sey zufrieden mit Allem was geschehe, sie wisse nichts von jener eiteln Empfindsamkeit, die uns bei den Leiden Anderer zum Mitleiden stimmt, sie warte mit edler Geduld das Resultat des Fortschritts ab, mit welchem sie sich unsers Erachtens nicht eben sonderlich beschäftigt und mit dem sich nach ihr auch Niemand beschäftigen soll; sie habe heutzutage nicht mehr nöthig, einige Urbegriffe zu beweisen, welche über jeden Streit erhaben seyen, wie z. B. die Gleichheit der Menschen unter sich und die unsterbliche Geistigkeit der Seele; und es genüge, daß diese Ideen aufgewiesen seyen, ohne daß man ihnen eine sociale Anwendung zu geben brauche. Mit Einem Wort, Sie sagen uns, die Philosophie sey ganz vergnügt für sich und kümmere sich nicht um uns, die wir nicht philosophisch genug sind, uns um Nichts zu kümmern. — Der Enthusiasmus übrigens und die Zuversicht, womit ein so ernster Mann, wie Sie, Hoffnungen jener Art ausspricht, zeigt uns klar, daß wir nicht die Einzigen sind, welche den Namen Utopier verdienen."

Die zwei Geliebten.

(Schluß.)

Der Schmerz des beleidigten Stolzes nagte an ihrem Herzen; sie weinte zu Hause bitterlich. Am folgenden Tag ließ sie Valentin beobachten und erfuhr, wer seine andere Geliebte war. Sie verkleidete sich als Magd, ging auf den Gemüsemarkt, fand dort die Wittwe heraus, fragte sie, ob sie Frau Delaunay sey, maß sie vom Kopf bis zum Fuß und verschwand. Valentin kam nicht mehr zu ihr; sie schickte ihm eine gedruckte Einladung zu einem Ball; er kam, fand aber durchaus keine Zurüstungen zu einem Ball, sondern die Marquisin ganz allein; diese fragte ihn ernsthaft, ob er zur Zeit, wo er ihr den Brief geschrieben, schon jene Andre geliebt? Valentin bekannte ihr Alles, versicherte aber zugleich, er werde sie immer lieben. Sie schenkte ihm einen Ring und erklärte ihm, daß alle und jede Verbindung zwischen ihnen abgebrochen sey und daß sie nach Holland zu ihrem Gemahl reise. In Valentin schien jetzt aufs neue die Leidenschaft aufzuflammen; er wollte ihr nachreisen; er konnte Nachts nicht schlafen — er hatte am Morgen noch keinen Entschluß gefaßt. Ein trauriges Billet der Frau Delaunay, das er beim Erwachen erhielt, erschütterte ihn ohne ihn zu bestimmen. Bei dem Gedanken, die Wittwe zu verlassen, zerriß sein Herz; aber bei dem Gedanken, mit der Post der kühnen und koketten Marquisin zu folgen, fühlte er sich zittern vor Lust und Verlangen — er dachte an Italien, an Lustgenüsse, an etwas Skandal, an Lauzun, als Postillon verkleidet. Den ganzen Tag schloß er sich ein, und nachdem er alle Grillen, alle phantastischen Entwürfe seiner Einbildungskraft erschöpft hatte, fragte er sich selbst: Was will ich denn? Wenn ich zwischen diesen beiden Frauen habe wählen wollen, warum dann diese Ungewißheit? Und wenn ich sie beide gleich liebe, warum habe ich mich absichtlich in die Nothwendigkeit versetzt, die eine oder die Andere zu verderben? Bin ich ein Narr? Besitze ich meine Vernunft noch? Bin ich treulos oder aufrichtig? Habe ich zu wenig Muth oder zu wenig Liebe? — Er setzte sich an seinen Tisch, nahm die Zeichnung wieder vor sich, welche seinen beiden Geliebten glich und rief sich Alles ins Gedächtniß zurück, was er seit zwei Monaten erlebt hatte. Während er so vor sich hin brütete, trat seine Mutter ins Zimmer. Mein Sohn, sagte sie, ich sah dich diesen Morgen so traurig. Was hast du? Kann

ich dir helfen? Brauchst du Geld? Wenn ich dir auch keine wirkliche Hülfe bieten kann, darf ich nicht wenigstens deinen Kummer wissen und versuchen, dich zu trösten? Ich danke Ihnen, versetzte Valentin. Ich machte Reiseplane und fragte mich selbst, was Einen glücklich machen müsse, die Liebe oder der Genuß; ich hatte die Freundschaft vergessen. Ich werde mein Land nicht verlassen und die einzige Frau, der ich mein Herz öffnen will, ist diejenige, die es mit Ihnen theilen kann! —

Diese Geschichte ist äußerst leicht und fein, wahrhaft „charmánt" erzählt und entspricht wohl im Formellen den strengsten Anforderungen der Kunst. Der Ausdruck ist kurz und scharf, die Sprache äußerst fließend, der Fortgang rasch; eine Menge eingestreuter treffender Bemerkungen beurkunden den glücklichen Beobachter des menschlichen Herzens — aber die Materie, der Gehalt dieser kleinen Erzählung — die jedoch im Original weit sorgfältiger ausgeführt und abgerundet ist — kann uns in der That wenig Beifall entlocken. Es ist eine galante Erzählung, die doch gewissermaßen auf den Titel einer moralischen scheint Anspruch machen zu wollen; der Verfasser meint offenbar durch die dazwischen hineingeschobene Mutter Valentins den verwierten Knoten auf eine ganz befriedigende Art gelöst zu haben; gerade dieß aber macht die Tendenz dieser Erzählung verwerflich und stellt sie in eine Kategorie mit den Kotzebue'schen Erzählungen und Dramen, wo auch durch einen sentimentalen Schluß alle Liederlichkeit und Nichtswürdigkeit sanktionirt werden soll. Die drei Charaktere, die beiden Frauen und Valentin, mögen innere Wahrheit und Wahrscheinlichkeit haben, vielleicht gar zum Theil nach dem Leben gezeichnet seyn; besonders die Frau Delaunay scheint uns in manchen Zügen sehr glücklich charakterisirt und selbst die etwas karikirte Schilderung Valentins dürfte, mit einigen Modifikationen, Anspruch auf Einheit und Konsequenz machen; aber der Verfasser hat, obschon er die Vernünftigkeit seines Helden an vielen Stellen ausdrücklich preis gibt, ihn ohne Bedenken einen étourdi nennt, und das Sophistische seines Räsonnements selbst zugesteht, den eigentlichen Schlüssel zum Verständniß seines Charakters uns vorenthalten, d. h. er hat den Grundzug seines Wesens zwar hinlänglich bezeichnet, aber ihn nicht genannt — nämlich den absolutesten Egoismus, der nach nichts Anderem fragt, an nichts Anderes denkt, als an Befriedigung selbstsüchtiger Triebe. Man kann nichts dagegen haben, wenn der Romandichter sich solche seltsame Charaktere zum Vorwurf nimmt, wie Valentin von A. de Musset geschildert wird, ein leichtsinniger Mensch, ein Egoist, ein Tagdieb, ein mauvais sujet kann gar leicht unter der Feder eines geistreichen Schriftstellers ein ergiebigerer Schacht ächter Weisheit und Poesie werden, als der fleckenloseste Tugendheld; aber der Autor versetze den Leser nicht auf einen falschen Standpunkt, er suche nicht sein sittliches Urtheil zu bestechen, ihn nicht auf eine Weise für solche Personen zu interessiren, welche mit dem sittlichen Bewußtseyn im Widerspruch steht; er bemäntle und sophistisire nicht! Es ist wahr, in der Stelle, wo A. de Musset seinen Helden über seine Handlungsweise, über sein doppeltes Spiel räsonniren läßt, da gibt er selbst deutlich zu verstehen, daß seine Argumente nur Sophismen sind; er sagt, er habe seiner Thorheit, statt ihr zu entsagen, den Anstrich der Vernünftigkeit zu geben gesucht; aber gerade das tadeln wir, daß die ganze Handlungsweise Valentins durchweg nur als eine Thorheit, als eine tolle Laune behandelt wird, welche endlich — und wie spät! — erkannt zu haben, der Autor ihm sehr hoch anrechnet und wofür er ihn, wie es scheint, von allen Vorwürfen dispensirt. Nicht sowohl Thorheit ist eine solche Handlungsweise, wiewohl sie ein nicht unbedeutendes Ingrediens davon ausmacht, sondern viel mehr Verkehrtheit des Herzens, verstockte Selbstsucht, die raffinirteste Fühllosigkeit, die da, wo ein edles Gefühl walten sollte, nur feineren Kitzel der Sinne und des Geistes sucht; die Thorheit kommt kaum in Betracht neben der ungeheuern Falschheit, und so gut der Held dieser Geschichte zwei Frauen zugleich lieben kann, so gut könnte er auch noch mehrere lieben, wenn dieß überhaupt der richtige Ausdruck wäre. Mit einem so souveränen Egoismus, wie er Valentin eigen ist, steht überhaupt die Liebe völlig im Widerstreit; was man der Polygamie hauptsächlich zum Vorwurf macht, daß sie die selbstständige Würde des weiblichen Geschlechts zerstöre, die Frauen aus Personen zu Sachen mache, das gilt vollkommen auch von dem Verhältniß dieser Erzählung; der Held, welcher angeblich zwei Frauen liebt, betrachtet beide nur als Mittel der Erhöhung seines Lebensgenusses, wozu sie auf verschiedene Weise beitragen, d. h. er liebt in ihnen nicht die Persönlichkeiten, sondern seinen Genuß; in diesem Sinne stellt er die Alternative, ob die Liebe oder der Genuß und das Vergnügen glücklich mache? eine Gleichstellung welche schon für sich hinlänglich zu erkennen gibt, in welch hohem Sinn hier die Liebe genommen werde! Die Liebe ist hier nichts anders als leidenschaftliches Begehren, das seinen Grund ebenso sehr in selbstsüchtiger Eitelkeit als in der Sinnlichkeit hat, dadurch aber um nichts besser, vielmehr schlechter wird; denn die Sinnlichkeit ist doch wenigstens etwas Natürliches und sie kann geläutert und dem Geist angenähert, mit ihm versöhnt werden; die launenhafte Eitelkeit ist eine Ausgeburt der Verbildung des Geistes — das Erzeugniß eines geistigen Triebes vielleicht, aber ohne gemüthliche Potenz und ohne allen sittlichen Fonds. Das Schlimmste, wie gesagt, scheint uns aber, daß der Verfasser am Ende seinen Helden, den absichtlichen Verführer zweier Frauen, mit welchen er wochenlang ein falsches Spiel spielt, dadurch zu Ehren zu bringen, moralisch zu retten meint, daß dieser, unschlüssig hin und herschwankend, durch eine gewisse Anhänglichkeit an seine Mutter zu einem Entschlusse bestimmt wird, der jetzt durchaus nichts Verdienstliches mehr hat, da es ihm physisch unmöglich gemacht worden ist, die doppelte Liebschaft fortzusetzen.

Wir könnten es für keinen Gewinn halten, wenn das von A. de Musset gegebene Beispiel einer solchen neuen, oder vielmehr wieder erneuerten Gattung von Erzählung, in Frankreich viel Nachahmung finden sollte, besorgen aber allerdings, diese gemüthlose Dialektik, welche die Ideen von Pflicht und Gewissen umgeht und dem indifferenten esprit huldigt, möchte im Geschmack eines großen Theils des französischen Publikums seyn.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 19.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

3 März 1838.

Satyren und Gedichte von August Barbier.

Wir Deutsche rühmen uns, als eines charakteristischen Vorzugs, der Klarheit unseres Bewußtseyns über Eigenes sowohl als Fremdes, über Heimisches und Ausländisches, und wir haben gewiß mit unsern Ansprüchen auf diese Eigenschaft nicht Unrecht; wir dürfen und müssen hinzusetzen: das Kompliment, das wir damit uns selbst machen, ist auch nicht allzu unbescheiden, insofern dieser Vorzug mit manchen Mängeln sich vergesellschaftet, die ihm nicht wenig Abbruch thun. Die Uebersicht und Umsicht, die Sammlung des Geistes und die Unparteilichkeit — Bedingungen jener Klarheit des Bewußtseyns — hängen zusammen mit unserem Stillesitzen, mit unserer Interesselosigkeit in unsern nächsten Kreisen, mit unserm Mangel an einem, Nahes und Anregendes umklammernden Enthusiasmus und an Lebensfrische; der Gedanke, der Geist soll uns als Ersatz dienen für die Begeisterung und die Occupation mit der Waffe des Begriffs uns für den reellen Besitz mancher Güter gelten. Immerhin aber bleibt jener Vorzug uns unbestreitbar und aller Ehre werth, denn er hängt auch zusammen mit dem in die Tiefe gehenden geistigen Streben, welches der deutschen Natur eingeboren scheint, mit dem universellen, vermittelnden, Resultate ziehenden Sinn unseres Volkes, mit der vielseitigen Empfänglichkeit, mit der feinfühlenden Anschmiegungskraft unserer Volksindividualität, und wir mögen uns immer jener Neigung hingeben, Alles, was nur möglich ist, auch von Fremdem in unser Bewußtseyn aufzunehmen, wenn wir nur über dem Bewußtseyn nicht das eigene Seyn aus dem Auge verlieren und aufopfern, und besonders auch, wenn wir uns vor einem Hochmuth hüten, der sich gar gern zum Wissen gesellt und der ihm leicht das Beste, die anspruchlose Unschuld raubt oder vergiftet, vor einer pedantischen Anmaßung, welche entweder apodiktische Sätze oder dürftige Notizen und einzelne, willkürlich und zufällig herausgegriffene Fälle zur Basis für ein mit selbstgefälliger Sicherheit und im Ton eines Orakels ausgesprochenes Urtheil macht; die da meint, den ganzen sittlichen, religiösen, wissenschaftlichen und poetischen Zustand einer Nation mit ein paar Kunstausdrücken erschöpfend bezeichnen und fixiren zu können, und gleichsam den Drang in sich spürt, von der Höhe des deutschen Bewußtseyns und Katheders herab dem Fremden sein Leben und Seyn erst recht zum Verständniß zu bringen. Es leidet keinen Zweifel, daß im Allgemeinen der Deutsche Frankreich in den meisten Beziehungen, besonders hinsichtlich der Literatur und des geistigen Lebens, weit besser kennt als umgekehrt der Franzose Deutschland, und wahrscheinlich wird dasselbe Verhältniß zwischen dem Deutschen und dem Engländer statt finden; aber berechtigt uns dieß, berechtigt uns die umfassendere Tiefe unserer Bildung zu dem Anspruch, dem man in Deutschland nicht selten begegnet: der Deutsche sey eigentlich mehr als der Franzose selbst zu einem gediegenen Urtheil über französische Literatur im Ganzen und im Einzelnen berufen; Jener habe hierüber ein Bewußtseyn, das diesem abgehe? Mag der Franzose über vieles Mangelhafte und Verwerfliche in seiner Literatur und im sittlichen Geiste seines Volks verblendet seyn, so entgeht dagegen gewiß dem Auge des Deutschen manches Moment, dessen Beachtung sein Urtheil modificiren müßte, und glaubt der Deutsche mit seinem Urtheil oft etwas ganz über den Horizont des Franzosen Hinausliegendes ausgesprochen zu haben, so zeigt sich dem aufmerksamen Beobachter, daß in der Mitte der Getadelten selbst das Gefühl und Bewußtseyn des Tadelnswerthen und Verwerflichen sich lebendig und kräftig ausspricht.

Diese Bemerkungen sind veranlaßt durch den Band der vor uns liegenden Dichtungen August Barbier's, welche von unverkennbarer Bedeutung sind, weniger wegen ihres poetischen Werths, denn als unverwerfliche Stimmen über den geistigen und sittlichen Zustand Frankreichs in den neuesten Zeiten. In dieser Beziehung haben wir besonders die Satyren, die Jamben, ins Auge zu fassen.

Nach dem Zeugniß der Geschichte ist die Satyre das Product einer Zeit, welche, über den ersten, frischen Bildungs- und Schöpfungsdrang hinaus, schon mehr bei der Reflexion angekommen ist, in welcher das Bewußtseyn sich koncentrirt und schärft,

und wo der Gedanke, die Empfindung, schon auf Elemente stoßen, gegen die sie eine feindselige Stellung einnehmen. Reflexion und Opposition sind die wesentlichen Bedingungen der Satyre. Noch abgesehen von der poetischen *Form*, in welche sie sich kleiden mag, kann man die Satyre ihrem Inhalt, oder ihrer Tendenz nach, zerfällen in zwei Arten, deren eine sich auf Opposition gegen Individuen oder individuelle, einzelne Eigenschaften beschränkt, die andere dagegen den Gesammtgeist eines Volks in einer bestimmten Zeit angreift. Die Satyre der ersten Art kann sehr bitter, aber auch ganz harmlos seyn, je nachdem der Dichter entweder von persönlichen feindseligen Gefühlen gegen Individuen erfüllt ist, und z. B. Personen, die von Andern sehr hoch gestellt und gepriesen werden, seinerseits in ihren Blößen und Schwächen darstellt, oder je nachdem er, wie unser Rabener, mehr die menschliche Natur überhaupt nach ihren Schwächen mustert und die allgemeinen Charakterzüge wieder individualisirt — eine poetische Gattung (falls man ihr den Ehrennamen gönnt), welche sich leicht einer in ein gefälligeres Kleid gehüllten Moral annähert. Die eigentlich persönliche Satyre wird, eine gewisse Reife der Reflexion immer vorausgesetzt, überall sich hervorthun, wo bedeutende Individuen auftreten, deren Ansehen doch nicht so überwältigend ist, daß es jeden Widerspruch und Zweifel verschlänge; die Satyre wird häufig als die Schwester des Ruhms und der Begeisterung und in deren Gefolge erscheinen, sie wird dem begeisterten Hymnus bald zur Folie dienen, bald auch ihn etwas herabstimmen; die generalisirende, personifizirende Satyre wird das Erzeugniß ruhigerer, beschaulicher Perioden seyn, wo man Muße hat, die moralischen und gesellschaftlichen Charakterzüge und Zustände einer schärferen Erwägung zu unterwerfen. In diesen Fällen spricht der Satyriker, wiewohl immer zusammenhängend mit der Bildung seiner Zeit und seines Volks, doch mehr auf eigene Faust — anders verhält es sich in Perioden socialer und sittlicher Krisen; da übernimmt der Satyriker gleichsam ein öffentliches Amt, eine ihm von der Gesammtheit übertragene Funktion, und so sehr er den herrschenden Geist bekämpfen, die Thorheiten, Leidenschaften und Verirrungen des Tages geißeln mag, kann sich doch das Publikum nicht enthalten, ihm ein Ohr zu leihen und es lauscht ihm, wenn schon theilweise mit Verdruß, doch mit Interesse, und respektirt ihn — gleichsam als sein Gewissen, das man auch nicht leicht ganz ignoriren kann, wenn man ihm auch nicht folgt. In die Reihe der Satyriker dieser letzteren Art gehört Barbier, und hauptsächlich wichtig darum, weil sich in ihm das Bewußtseyn der französischen Nation von ihren Mängeln, Schwächen und Thorheiten spiegelt, weil er der vielverbreiteten Ansicht entgegentritt, als erkennten die Franzosen, in tiefer Verblendung, gar nicht ihre schwachen Seiten, die in mehr als Einer Beziehung unter ihnen eingerissene Korruption, ihre krankhafte Excentricität und ihre sittliche Haltlosigkeit. Als rügender Satyriker steht Barbier *über* der Masse seiner Landsleute; aber es wäre zu viel erwartet, wenn man glaubte, er müsse sich mit der leidenschaftlosen Klarheit und Besonnenheit eines dichterischen Weisen über alle Schwächen, Gebrechen und Thorheiten der Zeit erheben; der Satyriker selbst muß auch der Zeit seinen Tribut entrichten und das Fieber eines krankhaften Zustandes gibt sich hin und wieder in seinen Gedichten zu erkennen — wie der Satyriker Horaz zwar ein sehr verständiger und lebenskluger Mann, aber deßhalb kein Tugendideal in einer verdorbenen Zeit war.

(*Fortsetzung folgt.*)

Thomas Chatterton.

Der Name dieses unglücklichen Dichters, welcher in äußerster Noth in früher Jugend durch Selbstmord aus der mißgünstigen Welt schied, ist in England, seinem Vaterlande und auch jenseits des Kanals, durch die dramatische Behandlung seines Schicksals durch A. de Vigny, gleichsam das Symbol geworden zur Bezeichnung des unglücklichen Verhängnisses, welches nicht selten die Lieblinge der Muse in der prosaischen, wirklichen Welt verfolgt; und er ist zu einer der obersten Stellen berechtigt in dem Kreise der Märtyrer, deren Schicksale neuerlich Israeli in seinem Buch: die Leiden der Schriftsteller, eine ausführliche Erörterung widmete. Das Athenäum enthält über den merkwürdigen Jüngling, aus Veranlassung einer Schrift: *Das Leben des Thomas Chatterton, nebst unveröffentlichten Gedichten und Briefen, von John Dix*, folgenden Artikel:

„Siebenundsechzig Jahre," sagt der Verfasser dieses Bandes in seiner Vorrede, „sind verflossen seit dem Tode des Thomas Chatterton; und die Lebensbeschreibungen desselben, die von verschiedenen Federn gegeben wurden, schienen dem Verfasser dieser Biographie allzusehr die Schattenseite dieses kurzen Lebens der Aufmerksamkeit des Publikums dargeboten, und geflissentlich diejenigen Züge in seinem Charakter zurückgestellt zu haben, welche ihn hätten vertheidigen sollen gegen die Bosheit derer, die während seines Lebens ihn vernachlässigten und nach seinem Tod ihn verschrieen. Da dem Verfasser viele aufklärende Urkunden in Bezug auf den „Wunderknaben" in die Hände fielen, erfüllte er mit Freuden eine Aufgabe, die nicht ganz ohne Schwierigkeiten war." Wir begrüßen mit Freuden die Erscheinung dieser wohlwollenden und ungesuchten Biographie, weil sie, obwohl sie manche Spuren davon an sich trägt, daß sie das Werk eines ungeübteren Autors und vielleicht weniger beredt und blühend in ihrem Styl ist, als man um des hohen Schwungs desjenigen Genius willen, dessen Leiden und Schöpfungen sie beschreibt, wünschen möchte, doch die hellen Seiten des Bildes ins Licht stellt und den Schmutz abreibt, den man sich zu einer Masse von Schatten ansammeln ließ. Welch ein schönes Tageslicht fällt bei dem wahren und schönen natürlichen Verlauf der Erzählung auf Chattertons Charakter! Er begann seine Lebensbahn als ein einfältiger Junge — sogar in den Augen seiner Mutter! Aber als er sechs und ein halb Jahr alt war und seine Mutter ihm ein altes französisches Musikalienmanuscript zeigte mit illuminirten Anfangsbuchstaben und Zeichen, da *verliebte* er sich, nach seiner Mutter Ausdruck, darein. Aus diesem Manuscript lernte er — (ein Schlüssel zu seiner Wappenleidenschaft und seiner antiquarischen Gelehrsamkeit!) sein ABC, und war bald darnach im Stande in einer „alten Bibel mit gothischen

Buchstaben zu lesen." Darauf kam er in eine Armenschule in Bristol, wo er seine Absicht aussprach „Alles zu lernen," wo er als Pauperknabe gekleidet war und Unterricht erhielt im Lesen, Schreiben und Rechnen. Von da kam er in die Amtsstube eines Landadvokaten von wenig Praxis, aber voll der charakteristischen Einbildung seines Standes, und hier begann seine Liebe zur Poesie, seine

Scheu' im Gewühle, sein einsamer Stolz.

In einem kleinen Zimmer in seiner Mutter Haus hatte er seinen durchlöcherten Sack voll Holzkohlen und seinen Tisch bedeckt von Pergamenten und Handschriften — aber nichts zu essen! In diesem arm- und trübseligen Zimmer arbeitete der arme Chatterton an seinen Geisteswerken. Hier entstanden mehrere seiner sonderbaren Produkte; die Gemüthsart des Dichters nahm in Folge seiner Leiden und getäuschten Hoffnungen einen satyrischen Anstrich an, und man kann sagen, daß er sich selbst durch seine Scherze und seinen Hang zum Spott aus seiner Vaterstadt vertrieb, wozu allerdings auch noch in bedeutendem Grade die ungünstigen literarischen Aussichten mitwirkten, welche Bristol dem sehr jungen, sehr armen und sehr stolzen Bewerber um den Kranz des Ruhmes darbot. London war für den jungen Rowley*) mit Gold gepflastert; er ging dahin und fand es nicht einmal gepflastert mit Zweipenny-Rollen. Er kämpfte eine Zeitlang in Hoffnung auf seine Mutter und Schwester — (Sonnenschein auf einen Grabstein!) in Stolz gegen seine Umgebung und in äußerstem Widerwillen gegen diejenigen, von welchen er — nicht Unterstützung, sondern nur offenen Zutritt auf die Bahn des Fleißes und der Arbeit zu erbitten sich bequemte. Sein Tod folgte. Angesehene gute Männer beeilten sich sofort aufs eifrigste zu erkunden wo er lebe! Bald lebte er überall! Dichter, Geistliche, Aerzte — Alle klammerten sich an seinen Namen und drängten sich um seine Verwandten, um seine Manuscripte zu sammeln, die sie zu seinen Lebzeiten ins Feuer geworfen hätten. Er war in seinem Leben der Fälschung angeklagt worden von dem Verfasser des Schlosses Otranto, von Mason, von Gray; aber der Nebel, welcher Chattertons Namen und Ruhm verdunkelte, zerstreute sich allmählich; der Ruhm, den man Rowley nicht vorenthalten konnte, übertrug sich auf seinen rechtmäßigen Besitzer, und, um mit Cottle zu sprechen: „die Zeit rupfte dem erdichteten Mönche die entlehnten Federn aus, um sie auf die Stirne des wirklichen Dichters zu stecken." Die besten unsrer spätern Dichter haben ihm alle die gebührende Ehre erzeigt, und statt daß er für den kleinen verschmitzten Betrüger, für das herzlose Kind, für den verruchten Selbstmörder gälte, zeigt ihn uns die Wahrheit in ihrer eigenthümlichen Aufrichtigkeit als den begeisterten Dichter, der ein alterthümliches Gewand liebte — als den besten Sohn und Bruder, der kleine, aber unschätzbare Geschenke macht, und der in seiner Familie noch frohe Hoffnungen nähret, während er selbst hoffnungslos darbt — als den ruhigen, sich jeden Genuß versagenden, mühsamen Gelehrten, als das Opfer hohen Strebens und unbezwinglichen Stolzes. Aber ein Tag ist angebrochen für sein Gedächtniß, ein Tag der, wenn er noch Empfindung hätte für irdische Seligkeit, in der That Seligkeit für ihn seyn müßte. Hätte er wohl nicht zufrieden in sein Schicksal sich ergeben, wenn er hätte vorher sehen können, daß Keats (sein Brudergenius) ihm den Endymion*) widmen, daß Wordsworth von ihm die Worte aussprechen würde:

Der Wunderknabe, die schlaflose Seele,
Die unterging in ihrem Stolz!

und daß Coleridge, der großgewordene träumerische Chatterton, späterer Tage darnach seufzen würde, ihm die treueste und sorgfältigste Gunst angedeihen zu lassen, und daß er, wie Burns in seinem Lied auf die Bergmaßliebe, von der düstern Ahnung befangen war, daß auch ihm das Loos des von ihm gefeierten Gegenstandes seiner Klage bevorstehe. Hätte nicht Chatterton mit dem stolz erhobenen Auge eines Verzückten folgende Zeilen von Coleridge, dem Dichter des alten Matrosen, gelesen:

O armer Chatterton! ob deinem Schicksal
Bekümmert der sich, der dich gern geliebt
Und dich gepriesen hätt', eh' es zu spät!
O armer Chatterton, leb' wohl! den Kranz
Von dunkler Farbe werf' ich auf dein Grab,
Das ungeschmückte, doch nicht länger darf
Ich weilen sinnend ob dem bittern Leid.
Sonst läßt verwandter Schmerz verwandtes Loos
Mich ahnen; denn, ach! schwere Gallentropfen,
Die aus den Schwingen schüttelte die Thorheit,
Schwärzten die schöne Hoffnung meines Lenzes;
Das herbe Schicksal hat mit rücksichtslosem
Geschoß durchbohrt die letzte, bleiche Hoffnung,
Die zitternd noch sich an mein Herz geschmiegt.

Die natürliche Wendung, welche das Talent zu Versen in dem Knaben Chatterton nahm, umringt von den argwöhnischen, feilen Seelen einer Handelsstadt, war die zur Satyre. Der mystische Verkehr mit den dunkeln, heraufbeschwornen Geistern Rowley's und Canynge's — die auf sein Geheiß wie Schatten kamen und verschwanden — nahm all seine Einbildungskraft und sein hohes poetisches Vermögen in Anspruch. Das seinem Genius entströmende Licht, wenn es in seinem vollen Glanz sich ergoß, war wie das Licht aus des Zauberers Grabe!

O hättet Ihr dort können sehn
Des Lichts Glanz in der Nacht ausgehn!
Wie auf zum Kanzeldach es floß,
Sich fernhin durch die Gäng' ergoß!
So voll strahlt ird'sche Flamme nicht,
Es war wie sel'ges Himmelslicht,
Und zuckend aus der Gruft,
Auf des bleichen Mönches Kutt' es fällt,
Des Kriegers Panzer es tanzend hellt,
Seinen Federbusch, wall'nd in der Luft.

Die von dem jungen Poeten, ohne seine Vermummung, an seine lebenden Bekannten verfaßten Gedichte, obwohl nicht ohne manche

*) Unter diesem Namen ließ er seine Gedichte erscheinen, die er für aufgefundene Werke eines ältern Dichters ausgab.

*) Ein Gedicht, von dem wir bald Proben mittheilen werden.

einzelne Stellen voll Geist oder Wohllaut, dürfen daher nicht in einem Athem genannt werden mit den unsterblichen Phantasien Rowley's.

Die Verse an Horace Walpole (Lord Orford), die hier zum erstenmal erscheinen, sind getränkt mit jenem Pathos, das ein tiefes Gefühl der Kränkung in der Brust des jungen Dichters erweckte. Der Knabe hatte sich an den Patron gewandt mit der Erklärung, daß er nach literarischem Ruhme dürste; der Patron hielt mit gewandter Hand den vergoldeten Becher hinaus, zog ihn aber rasch zurück, als er sah, daß es der Mund eines ernstlich strebenden Genius — in den Banden der Armuth — war.

Walpole, ich dachte nicht zu finden je
Ein Herz, so niedrig, wie sich dein's bewährt,
Der du, in Ueppigkeit gewiegt, mit Hohn
Sahst auf den Knaben, der, freund-, vaterlos,
Dem Elend preisgegeben, deine Gunst
Erflehte! Ja, Betrüger nennst du mich!
Sprich, übtest selbst du niemals solchen Trug?
Wer schrieb Otranto? doch ich will nicht schelten!
Mit Hohn vergelt' ich Hohn, und Stolz mit Stolz
— — — — — — —
War ich des Glanzes und des Reichthums Sohn,
Du hättest, Walpole, mir nicht solchen Hohn
Geboten. Doch ich werde leben, stehn
An Rowley's Seit' — und du wirst untergehn!

Es ist wohl nicht undienlich zum allgemeinen Besten des jungen, enthusiastischen Dichtergeschlechts, ein Pröbchen zu geben von der Kälte und Herzlosigkeit der angeblichen Mäcenasse des literarischen Talents. Chatterton, in der früheren Zeit seiner schönen und begeisterten Mysterien, richtete in der Kühnheit und Zuversicht der Jugend einen Brief „nebst einem Probestück der göttlichen Kunst" an Horace Walpole, und dieser angenehme Briefschreiber, Dandy-Historiker und herzlose Mann antwortete, in der Voraussetzung, daß Thomas Chatterton ein vorsichtiger Abtei-Alterthümler der reichen Stadt Bristol seyn müsse, im allerverbindlichsten Tone: „Sir — ich muß mich sehr verpflichtet halten, einem Gentleman, den zu kennen ich nicht das Vergnügen habe, bei Durchlesung Ihres interessanten und gütigen Schreibens, das ich in dieser Minute erhalte. Ich sage Ihnen tausend Dank dafür, so wie für das sehr gütige Anerbieten, mir Ihr Manuscript mitzutheilen. Was Sie mir gesendet, ist sehr schätzbar und reich an Belehrung; aber weit entfernt, daß ich Sie zu korrigiren wüßte, sind Sie vielmehr der Mann, der mich korrigiren könnte. Ich bin nicht so glücklich die sächsische Sprache zu verstehen, und ohne Ihre gelehrten Anmerkungen hätte ich Rowley's Text nicht verstanden. Erlauben Sie mir, Sie zu fragen, wo Rowley's Gedichte zu finden sind. Ich würde sie recht gerne drucken lassen, oder wenigstens eine Probe davon, wenn sie noch nie gedruckt worden sind. Des Abt John's Gedichte, die Sie mir mittheilten, sind bewunderungswerth wegen ihres Geistes und Wohllauts, obgleich einige Worte darin sind die ich nicht verstehe. Sie bezeichnen nicht genau die Zeit, worin er lebte, was ich zu wissen wünschte u. s. w.

Ich bin, Sir, Ihr sehr verbundener und gehorsamster Diener
Horace Walpole."

In einem zweiten Brief eröffnete der arme Chatterton, durch den Ton von Walpole's Schreiben getäuscht, seine große Armuth, seine literarischen Hoffnungen und sein Verlangen nach Unsterblichkeit; und diese Geständnisse erwiederte Walpole mit einem kühlen Brief voll eiskalter Räthe; er solle fleißig an den Schreibtisch seines Advokaten sich halten, solle in kindlicher Liebe und Dankbarkeit gegen seine Mutter seinen Geschäften sich widmen, und gab ihm den Trost: wenn er sein Glück in der Welt gegründet, könne er sich ganz den seinen Neigungen mehr zusagenden Studien hingeben. All dieß enthielt der Brief — aber keine reelle Zulage; und bald darauf schrieb er in Beziehung auf diese begeisterte Nachtigall englischen Gesangs mit seiner gewohnten Herzlosigkeit: „Singvögel dürfen nicht zu gut gefüttert werden!"

Nach Chattertons Selbstmord begann bald die Wahrheit ihre Pfeile, furchtlos zielend, nach ihm zu schnellen, und Walpole erachtete es nöthig sich zu vertheidigen gegen die Anklage, ein Miturheber des Mordes, am Genius verübt, zu seyn; diese Vertheidigung ist ein kunstreiches Gewebe von grausamer Güte, von künstlich gedrehten Verhältnissen und Umständen, von ängstlich herbeigezogenen Beweisen — und die Schuld wird bekräftigt durch die überkünstlichen Versicherungen der Unschuld — etwa in der Art, wie in Eugene Arams Vertheidigungsrede, und unseres Erachtens war der Mord von Knaresborough so wenig zu rechtfertigen, als der von Bristol.

Wenn wir bewirken können, daß man diesen Dichter wieder liest, „dessen Leben und Tod die bleibende Ehre und die unauslöschliche Schande des achtzehnten Jahrhunderts seyn werden," so glauben wir mehr geleistet zu haben zur Beförderung wahrhaften Geschmacks in der englischen Poesie, als wir je mit andern Bestrebungen und Arbeiten erreichten. Wir fürchten jedoch, einigen unserer Gesangvögel werden manche Federn entfallen, wenn uns unser Vorhaben gelingt. Wer die feurige und geistvolle Beschreibung der Schlacht von Hastings liest, dem wird bei der Schilderung des wahnsinnigen Kampfgewühls die spätere Beschreibung der Schlacht von Flodden-Field in Marmion einfallen, und der milde Geist von „Oure Ladie's Chyrche" wird dämmernd hinhuschen über die berühmte Mondscheinlandschaft von fair Melrose aright. Auch würde schwer seyn, sich der Ueberzeugung zu erwehren, daß der edle Dichter der Parisina nicht an den: Dethe of Sir Charles Bawdin gedacht habe, wenn er die lebendige, nackte, schauerliche Schilderung von Hugo's Hinrichtung gibt. Einige der sanfteren Gedichte Chattertons sind so zart und empfindungsvoll, als die der klassischten Schäferdichter. Es ist in der That mit Recht bemerkt worden, Chatterton habe einen Amboß zu jeder Arbeit gehabt, und habe ebenso leicht eine Nadel gespitzt als einen Koloß geformt.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 20.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

7 März 1838.

Satyren und Gedichte von August Barbier.

(Fortsetzung.)

Ehe wir einige Proben in Uebersetzungen folgen lassen, geben wir einige Auszüge aus dem Aufsatz eines französischen Beurtheilers von Barbier, G. Planche. Dieser sagt: „August Barbier nimmt unter den jetzt lebenden Dichtern einen sehr hohen Platz ein, und diesen verdankt er einzig und allein seinen Werken, denn die Kritik hat nicht nöthig gehabt ins Mittel zu treten und der Menge den Sinn und Werth der Worte des Dichters zu erklären. Der Dichter des Jägerrechts, des Idols und der Popularität hat für sich selbst, ohne den Beistand gefälliger Freunde und auflauernder Feinde, den Platz erobert, auf welchen er Anspruch hatte. Es ist ihm aber widerfahren, was den glücklichsten Menschen oft widerfährt, selbst denen, die wie er, Zeit haben, die Reife ihres Gedankens abzuwarten, und nie genöthigt sind, ihn zu enthüllen vor seiner vollständigen Entfaltung: der reißend schnelle Erfolg der Jamben hat die Meisten auf den Glauben gebracht, die Satyre sey das einzige Feld, wo er sich mit freier Meisterschaft bewegen könne. Weder die Virgilianische Anmuth des Pianto (die Klage, Titel des zweiten Haupttheiles der Gedichte), noch der philosophische Ernst von Lazarus (Titel des dritten Haupttheiles) haben Gnade gefunden vor der unwissenden öffentlichen Meinung. Barbier war einmal aufgetreten als satyrischer Dichter — er sollte nun auch bleiben, was er von Anfang her gewesen. Warum neue Bahnen versuchen und nicht bei der ersten Manier stehen bleiben? Warum nicht mit voller Zuversicht auf das Ziel losschreiten, das ihm die Einhelligkeit aller Stimmen anwies? So fragt man; aber wir können dieser Ansicht nicht beitreten. — Unter der Restauration wären die Jamben nicht möglich gewesen; und hätte sich zufällig auch ein Dichter gefunden, der sie hätte schreiben können, so hätte dieser Dichter kein Gehör gefunden; denn, mit Ausnahme einer kleinen Anzahl kräftigerer Geister, die für sich selbst lebten und ihre Unabhängigkeit behaupteten, beschäftigten sich die literarischen Schulen der Restauration beinahe ausschließlich mit der bloßen Form; und die Jamben wären, trotz der Schönheit der Form, welche sie eben so sehr als die Energie des Gedankens auszeichnet, als nicht zierlich genug gefeilt erschienen. Es ist dieß ein Werk, geboren aus der Zeit, in welcher es erschien, und deßhalb hatte der Dichter nothwendig Erfolg; er war, was er seyn mußte: aufrichtig, kräftig, keck; aber er war erwartet. Ist man jedoch dadurch, daß er auf dem Feld der Satyre eine tiefe und glänzende Furche zog, zu dem Schlusse berechtigt, er müsse auf diesem Felde bleiben und dürfe nie einen andern Boden bearbeiten? Nach unserm Sinn kann eine solche gebieterische Beschränkung des Gedankens nicht gebilligt werden. Ohne Zweifel ist es ein großes Glück für den Dichter, Herzen zu finden, welche seinem Wort harrend entgegensehen und es wie befruchtenden Thau aufnehmen; aber wollte der Dichter nur singen, wo er die Gewißheit hat, gehört zu werden, so dürfte er wohl nicht häufig sein Schweigen brechen. Nicht singen, weil er in seiner Umgebung kein offenbares Bedürfniß wahrnimmt, welches ein Organ erheischt, wäre seinerseits eine kindische Zaghaftigkeit. Uebrigens kann sich auch der in seinen Willensbestrebungen consequenteste Geist nicht zur Ausführung einer Reihe von unverändert gleichförmigen Werken verurtheilen. Barbier hat wohl gefühlt, daß die politischen Leidenschaften so wenig als andere Leidenschaften dauern können, ohne sich in ihrer Stellung zu verändern, und ohne Zweifel nahm er sich vor, nur das Hervortreten neuer Laster abzuwarten, um wieder zu seinen satyrischen Dichtungen zurückzukehren."

Wir theilen auch Einiges von der Theorie des Kritikers über die Satyre mit, wobei man freilich nicht verkennen wird, daß der Franzose von der Poesie überhaupt wesentlich andere Begriffe hat als der Deutsche, und daß er den geistreichen Ausdruck des Gedankens leicht mit dem Namen der Poesie beehrt. Er sagt: „Die Jamben Barbiers, deren Form an André Chenier *) erinnert,

*) André Chenier, ein durch Vollendung der Form und harmonische Eleganz ausgezeichneter Dichter, fiel als Opfer der Revolution unter der Guillotine, weil er einen Brief Louis XVI an den Convent, drei Tage vor seiner Hinrichtung, geschrieben hatte.

aber deren innere Eigenthümlichkeit ganz das Eigenthum dessen ist, der ihnen seinen Stempel aufdrückte, haben zum zweitenmal, das heißt aufs entscheidendste, die Frage über den poetischen Werth der Satyre gelöst. Der Beweis, begonnen von dem trefflichen Dichter des Blinden und vollendet von dem Dichter des Jägerrechts, liegt hinfort so offen zu Tage, daß nur noch die Unwissenheit daran zweifeln darf. Die Satyre, so wie André Chenier sie faßte, wie Barbier sie faßt, entwickelt sich frei in den höchsten Sphären der Poesie. Der spruchähnliche Vers des lateinischen Lyrikers ist uns hinlänglich erklärt; wir begreifen die wuthschnaubenden Jamben des Archilochus. Es gibt mehrere Formen der Satyre; dem Dichter allein steht die Wahl unter den Formen von verschiedenem Werth zu; nach dem Instinkt seines Gedankens, nach seinen geselligen Verhältnissen, nach dem Gepräge seines Charakters entscheidet er sich für die eine oder die andere. Die Deklamation, im erhabensten Sinne des Worts, kann sich bis zur Beredsamkeit steigern. Die Ironie, der Vorwurf, der Sarkasmus können in der Hand eines hinreißenden Deklamators zu furchtbaren Waffen werden; Juvenal ist ein treffliches Beispiel der beredten Deklamation. — Die didaktische Satyre, wovon Horaz uns so vortreffliche Muster hinterlassen und welche bei uns Boileau so glücklich zu erneuern und zu verjüngen verstand, ist weniger lebhaft, aber mannichfaltiger als die satyrische Deklamation. Bei dem lateinischen Dichter gränzt sie oft nahe an die Komödie. Sie gefällt sich in der Anekdote, in Portraits, in der Analyse von Charakteren, wie sie nur ein Plautus oder Molière geben könnten. Sie lächelt und freut sich ihres Lächelns; sie hat mehr Bosheit als Zorn, und zieht gerne den Spott der ernsten Rüge vor. Gewiß wird jeder Gebildete, für die Feinheit der Sprache Empfängliche, gern immer wieder die Satyren des Horaz lesen; aber die Satyre, die sich an die Tafel des Mäcenas setzte, ist mehr eine Belehrung als ein Angriff; sie hat weniger zum Zweck, das Laster zu rügen und zu züchtigen, als vielmehr nur: ihre Ueberlegenheit über dasselbe kund zu thun in Kraft des Spottes, womit sie es trifft. Die so gefaßte Satyre wird eine zierliche und gewandte Handhabung des Wortes, eine Erholung für gelehrte und gebildete Männer; aber schwer gelangt sie zu einem wirklichen Einfluß, zur Beherrschung der Gesellschaft. — Noch ist die lyrische Satyre übrig, der Schwung der Ode, vermählt mit der Kraft des Zorns. Unsers Erachtens ist diese letzte Form die schönste und zugleich diejenige, welche die reichsten poetischen Kräfte erheischt. Die Deklamation und die Ironie, mit Geschicklichkeit gehandhabt, können recht wohl der Einbildungskraft entbehren; aber die gewaltig auftretende Ode begnügt sich nicht mit so Wenigem. Um den Zorn im Gesang auszusprechen, so gut wie um die Sieger bei den olympischen Spielen zu feiern, bedarf es mehr als nur Feinheit, als nur Eleganz; — dazu ist Kraft, ist Größe erforderlich; nur unter diesen Bedingungen ist es erlaubt, sich in der lyrischen Satyre zu versuchen. Die reine Ode, diejenige, die sich ausschließlich der Schilderung des Enthusiasmus, gegenüber vom Ruhm oder von der Schönheit weiht, bietet vielleicht eine leichtere Aufgabe. In der That, die Begeisterung gibt, indem sie die Seele vom Irdischen losreißt, jedem Wort, das über unsere Lippe flieht, eine Gluth, eine Heiterkeit, welche für sich schon den besten Theil der Poesie ausmachen; aber die lyrische Satyre ist schon durch die Beschaffenheit ihrer Aufgabe immer wieder auf die Wirklichkeit zurückgewiesen. Um sich in der poetischen Sphäre zu erhalten, bedarf sie einer beständigen Willensanstrengung. Der Dichter, welcher die Ode und die Satyre versöhnen, oder vielmehr die Satyre ins Gewand der Ode kleiden will, muß sein geistiges Leben in zwei scharf gesonderte Theile trennen, deren einer für den Gesang, der andere für das Studium ist. Will er zur gleichen Zeit dichten, wo er seine Studien macht, so wird sein Gesang gemein und steigt allmählich bis zur Prosa herunter. — Die Jamben Barbiers gehören zur lyrischen Satyre und verbinden sehr glücklich die Ode und die Satyre."

In dem metrischen Vorwort spricht sich Barbier über seine Absicht, seine Sendung, mit Ernst und Würde aus: nicht alle Musen zeigen ein heiteres und ruhiges Antlitz; die eine ströme ihre Seele aus in Höllenklagen, die andere besinge die tragischen Schmerzen gefallener Monarchen, großer Usurpatoren, eine dritte, die Muse des Volks gefalle sich in dem Dunst glühender Städte; ihre ernste und strenge Stimme beschwichtige den Strom der empörten Geister, oder stimme sie, rollend wie Donner, vor den aufgeregten Vorstädten die Marseillaise an. Dieser Muse sey er, der Dichter, mit kühnen Schritten gefolgt. Es gebe schönere, aber er liebe diese vor Allen; sie zeige den ungelehrigen Geistern das Gute und Rechte; sie erniedrige sich furchtlos zu dem Gemeinsten und finde oft im Koth der Städte Herzen zu trösten; „was auch," schließt er, „die Parteien seyn mögen, welche sich des Verbrechens schuldig machen: gegenüber dem ungebändigten Bösen muß der Dichter ein stolz hervorragender Verfechter des Rechts und der Menschenwürde seyn." In einem zweiten Prolog antwortet er auf Vorwürfe, die man ihm gemacht, oder die er erwartet: daß er mit Wohlbehagen den Koth aufsuche, daß er große Namen lästere, seine Bitterkeit auf König und Volk ausgieße; aber er kümmere sich nicht um das Gebelle der Pathoskrämer und Emphasen-Fabrikanten und um all die Gaukler, die auf Phrasen tanzen: sey sein Vers zu herb, sein Mund zügellos, so sey dieß, weil er dichte in einem ehernen Jahrhundert; „der Cynismus der Sitten muß auch das Wort beschmutzen, der Haß des Bösen die Hyperbel erzeugen; so kann ich Trotz bieten dem schamhaften und spröden Blicke; mein derber und grober Vers ist doch im Grunde ein ehrlicher und redlicher Mann."

Die Reihe der Jamben eröffnet:

Das Jägerrecht.

I.

O! als der Sonne Gluth heiß auf die großen Platten
Der Quais und Brücken sich ergoß,
Die Glocken heulten laut, der Kugeln Hagelschauer
Wild pfeifend durch die Lüfte schoß,
Als in der ganzen Stadt, wie einem stürm'schen Meere,
Das Volk, wild gährend, sich erhob,

Und das Marseillerlied dem Munde der Kanonen
Aus Volkesmund entgegenschnob:
Da, o da sah man nicht, wie heut, von Uniformen
Solch eine ungeheure Zahl!
In Lumpen schlugen da die tapfern Männerherzen,
Gewaschen waren nicht einmal
Die Hände, welche da Musketen blitzschnell luden;
Der Mund, der gräßlich sonst geflucht,
Biß da Patronen ab und rief, geschwärzt vom Pulver:
„Auf, Bürger, auf! den Tod gesucht!"

II.

Und all die schönen Herrn mit trikoloren Bändern,
In feinen Linnen, saubrem Frack,
Die Männer im Schnürleib, die Weiberangesichter,
Die nach des Genter Hofs Geschmack —
Was thaten sie, als sich durch das Kartätschenfeuer,
Des Säbels Opferstahl geweiht,
Des Pöbels kühner Schwarm, die heilige Canaille
Erstürmte die Unsterblichkeit?
Als fechtend ganz Paris mit Lorbeern sich bedeckte,
Zagten in ihrer Haut die Herrn;
Bedeckt von Angstschweiß, blaß, das Ohr zuhaltend sah'n sie
Dem Kampf durch Läden zu von fern!

III.

Drum ist die Freiheit nicht wie sonst eine Comtesse
Vom nobeln Faubourg St. Germain;
Die über einem Schrei entsetzt in Ohnmacht sinket,
Die Weiß hier auflegt, dort Karmin;
Sie ist ein stattlich Weib mit hochgewölbten Brüsten,
Mit ehr'ner Stimm', nicht weichlich schön,
Mit tiefgebräunter Haut, mit Feuer in den Augen,
Gewohnt mit Mannesschritt zu gehn;
Die sich am Volksgeschrei erfreut, an blut'gen Kämpfen,
An Trommelwirbeln, lang gedehnt,
Am Pulverdampf, am Laut der fernen Sturmesglocken,
Und am Geschütz, wenn's donnernd dröhnt!
Die die Liebhaber sich wählt aus dem niedern Volke,
Die, ihre Gunst gewährend, ruht
Bei Männern, stark wie sie, und die sich nur umarmen
Mit Armen läßt, die roth von Blut.

IV.

Die stürm'sche Jungfrau ist's, die Tochter der Bastille,
Die einst, als sie ihr großes Amt
Antrat in kühner Tracht, ein jugendliches Mädchen,
Fünf Jahre lang ein Volk entflammt;
Die später, derer satt, die sie zuerst erkoren,
Geschmack am Kriegesmarsch gewann,
Die Mütze wegwarf und dem zwanzigjähr'gen Feldherrn
Als Marketentrin sich schloß an;
Dieß Weib ist's, immer schön und nackt, die mit der Schärpe,
Mit der dreifarbigen, geziert
In unsern Mauern sich fand plötzlich ein — die Thräne
Im Auge plötzlich sich verliert! —
Die dem empörten Volk der Franken in drei Tagen
Gab in die Hände eine Kron',
Und die ein Heer zermalmt mit ein'gen Pflastersteinen
Und eingerissen einen Thron!

V.

Doch, o der Schmach! Paris, so schön in seinem Zorne,
Paris, so voll von Majestät,
An jenem Tag des Sturms, wo von des Volkes Schnauben
Das Königthum ward rasch verweht;
Paris, so prachtvoll mit der Helden Leichenpompe,
Mit Gräbern, so weit aufgethan,
Zerriss'nem Pflaster, mit den halbzerschoss'nen Mauern,
Zerfetzt wie eine alte Fahn' —
Paris, die Lorberstadt, nach welcher eifersüchtig
Die ganze Welt und neidisch sieht,
Paris, die allerwärts den Völkern heißt: die Heil'ge,
Bei deren Nennung jeder kniet —
Paris — jetzt ist's nur noch ein Pfuhl von Häßlichkeiten,
Nur ein Kloak von Schmutz und Koth,
Drin tausend Lachen, schwarz und qualmend von Gestanke,
Fortwälzen ihre Last mit Noth. —
Ein Winkel, der ausspeit Lastträger ohne Ehre,
Schamlose Läufer der Salons,
Eilend von Thür zu Thür, Trepp' auf Trepp' ab, und bettelnd
Um ein paar Zoll bunter Galons!
Nur eine Halle ist's von übermüth'gen Prahlern,
Wo jeder Schreier, nimmer satt,
An einem Stücke zerrt der blut'gen Eingeweide
Der Macht, die kaum verendet hat!

VI.

So, wenn in seinem Bau, im dürren Waldgesträuppe,
Der Eber hinsank, todeswund,
Wenn er schwer keuchend da im Strahl der heißen Sonne
Gestreckt liegt blutig auf dem Grund,
Wenn er vom Schaume weiß, mit ausgereckter Zunge,
Gelähmt schon, sich nicht rühret mehr
Und stirbt, und das Signal des Jägerrechts die ganze
Meute der Hunde ruft daher:
Die ganze Koppel dann, wie eine Riesenwelle
Springt auf und jeder Köter heult
Vor Freuden laut — beim Mahl sich vor mit blanken Zähnen
Zu drängen, Jeder sich beeilt.
Die ganze Meute dann erhebt ein wüstes Bellen,
Das wild von Thal zu Thale rollt;

Der Windhund und der Dachs, die Dogg' und der Molosser —
Sie rufen all' um ihren Sold:
„Wenn hin der Eber sinkt und sich im Staube wälzet:
Ha! König sind die Hunde dann!
Und uns für unsre Müh gebührt des Leichnams Beute,
Die unser Zahn und Bell'n gewann!
Auf, auf! kein Jäger mehr ist da um uns zu peitschen,
Zu hängen sich an unsern Hals;
Auf! in dem warmen Blut, im Fleische laßt uns schwelgen,
Genießen wir des üpp'gen Mahls!“
Und Alle wühlen sich mit gierig hast'gen Schnauzen,
Arbeitern gleich, wenn hoher Lohn
Zu größrem Eifer sporne, ein in des Thieres Weichen,
Denn Jeder will ein Stück davon;
Denn Jeder will zurück in seinen Hundsstall kehren
Mit einem halbzernagten Bein,
Und, die dort seiner harrt, der eifersücht'gen Hündin,
Der stolzen, es entgegenschrei'n,
Wenn er das blut'ge Maul ihr zeigt, das fort noch malmet
Am Knochen, weggerafft in Eil',
Und vor sie hin sein Stück wirft aus den scharfen Zähnen:
„Das ist vom Königthum mein Theil!“

Diese Satyre ist, wie wir von G. Planche erfahren, eine von denjenigen Barbier's, welche am meisten Aufsehen gemacht und Beifall gefunden haben; er bemerkt darüber: „Glauben, Barbier habe wollen den politischen Ehrgeiz aus der Reihe der menschlichen Pflichten streichen, hieße in einen seltsamen Irrthum verfallen; ein solcher Gedanke ist gewiß dem Dichter nie gekommen, und die Menge, die beim Urtheilen immer nur ihre persönlichen Eindrücke befragt, hat in dem Jägerrecht nie diese Bedeutung gefunden. Diese abgeschmackte Auslegung konnte nur von Menschen herrühren, welche sich tief verwundet fühlten von dieser gerechten Satyre und welche die öffentliche Meinung irre zu leiten strebten. Was Barbier zu brandmarken beabsichtigte, das ist die Ehr- und Habsucht und gewiß die ersten Tage der neuen Herrschaft boten ein häßliches Bild dieser Eigenschaft dar! Zwischen der Habsucht, welche gierig den Raub des Besiegten theilt, zwischen den Hunden, die sich auf die Leiche des Ebers stürzen, und den von wahrem Ehrgeiz beseelten Männern, die sich durch ihre Studien, durch ihre Ueberzeugungen zur Regierung des Landes vorbereiteten, gibt es keine Vergleichung, und nicht an die ruhmvollen Verfechter der Vernunft, der Gerechtigkeit und Freiheit richtet sich die Satyre.“

Wir gestehen gern zu, daß in unserer Uebertragung das Original, das sorgfältig versificirt und doppelt gereimt ist, nicht wenig verloren haben mag; den Sinn jedoch und das Metrum haben wir mit möglicher Treue wiedergegeben; wir wollen das Formelle, dem wir alle Vorzüge zugestehen, nicht beurtheilen, sondern nur den Inhalt, die Gedanken und die Bilder: und in dieser Beziehung bekennen wir, so ehrenwerth die Tendenz ist, die Hab- und Ehrsucht der höhern Klassen der Gesellschaft zu brandmarken, so wenig vermögen wir viel Poesie in dem Gedicht zu finden. Fassen wir nur einmal den Organismus desselben ins Auge: welches Mißverhältniß der Einleitung zu dem durch den Titel bezeichneten Hauptthema, zu welchem Barbier erst im sechsten, oder allenfalls im fünften Abschnitt kommt, daß die Vergleichung der Stellenjäger und Geldgierigen mit Jagdhunden, welche den gefällten Eber zerreißen, nicht eben edel ist, mag der Intention des Dichters und der Natur der Sache entsprechen; aber kaum geläugnet kann werden, daß die Vergleichung schief ist und hinkt, sofern die Hunde den Eber doch zu Fall gebracht haben, den im Gedicht Gegeißelten dagegen der Vorwurf gemacht worden ist, daß sie an dem Kampfe keinen Antheil genommen, sich feig verkrochen, und der „heiligen Canaille“ die Ausfechtung des Streits überlassen haben. Eher vielleicht könnte man sie mit den Jägern vergleichen, die, wenn durch die Schnelligkeit und Stärke der Hunde das Wild erlegt ist, es für sich behalten und den Hunden nur ein paar armselige Stücke hinwerfen. Am meisten hätten wir gegen die — beinahe ekelhafte — Behandlung der personifizirten Freiheit in diesem Gedicht einzuwenden; freilich, der Dichter erklärt, sie sey nicht mehr eine Gräfin vom Faubourg St. Germain — aber welchem Menschen ist es denn je eingefallen, sie zu einer solchen zu personifiziren? — er will sie bürgerlich, unvornehm machen — und so macht er sie zu einer brutalen, gemeinen, derben Dirne, zu einer blutgierigen und wollüstigen Virago, zu einer Marketenderin! Wenn Barbier in dem Gedicht: Melpomene darüber klagt, daß die neuen französischen Dramatiker die Muse herabgewürdigt, sie von dem Kothurn herab in den Schmutz und Koth gezerrt haben, so kann man ihm gewiß über diese seine Auffassung und Personifikation der Freiheit einen ähnlichen Vorwurf machen. In der That sollte man meinen, nur ein Gegner und Feind, nicht ein Freund der Freiheit könne auf den Gedanken kommen, ihr solche Attribute zu leihen, wie in dem obigen Gedichte geschieht.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 21 u. 22.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 März 1838.

Ueber die böhmische Literatur.

Zweiter Artikel.

Es war dem Neffen des großen Josephs, Kaiser Franz I vorbehalten, mit Herrschermacht die Strebungen der böhmischen Gelehrten zu unterstützen, und zu dem Titel des milden und leutseligen Monarchen noch jenen eines Wiederherstellers der böhmischen Sprache und Literatur zu erwerben. Sein Wunsch war, die Eigenthümlichkeit seiner Völker in ihrer Reinheit zu bewahren, und, wo selbe getrübt war, sie wiederherzustellen, und wenn diese Idee nicht so kühn als jene seines großen Oheims, so war sie dagegen viel menschenfreundlicher und väterlicher. Die kaiserlichen Dekrete von 1816 und 1818 empfahlen nicht allein die sorgsame Pflege der böhmischen Sprache und Literatur, welche selbst in den Gymnasien mit Fleiß betrieben werden sollte, sondern setzten endlich sogar fest, daß ohne deren Kenntniß Niemand mehr auf eine Stelle bei der öffentlichen Verwaltung Anspruch machen durfte. Die Freude über diese Verordnungen war allgemein, die Dichter sangen das Lob des erhabenen Restaurators in der Sprache ihrer Väter, und selten hat wohl eine landesfürstliche Verfügung schnellere und wirksamere Folgen geäußert, als die eben erwähnten, welche die böhmischen Schriftsteller zu neuen Versuchen ermuthigte, und ein reges Streben der studirenden Jugend an der Prager Hochschule erweckte, wenn gleich das spätere Dekret vom 14 Februar 1821 ganz dazu geeignet war, die gute Wirkung auf den Gymnasien wieder zu vernichten, so daß auf diesen Lehranstalten der böhmische Theil des Unterrichtes gegenwärtig wieder eben nicht besser bestellt ist, als vor dem Jahre 1816.

Um diese Zeit erschien als ein leuchtendes Gestirn am Horizont der böhmischen Wissenschaft ein Name, der in der neuesten Kulturgeschichte Böhmens, wie in der Literatur der Naturwissenschaft mit hoher Achtung genannt ist, und sich zumal durch seine merkwürdige „Flora der Vorwelt" (4 Hefte in Folio) bereits einen europäischen Klang erworben hat: Kaspar Maria Graf Sternberg-Manderscheid, geboren 1761, und seit 1825 kaiserlicher Geheimrath, früher aber Domherr zu Passau, Freysing und Regensburg, Präsident des Landesdirektoriums und mehrerer literarischen Anstalten zu Regensburg, von wo ihn der Krieg 1809 nach Böhmen drängte. Er vereinigte hier seine Bücher- und andere Sammlungen mit jenen seines verstorbenen Bruders Johann, und erkaufte dazu jene des Bergmeisters Lindacker. Sein Landsitz Brezina wurde in ein naturhistorisches Museum umgewandelt, von reisenden Naturforschern häufig besucht, und eine Pflanze: Saxifraga Sternbergia, so wie eine neue Mineral-Species: Sternbergit, verdanken dem erlauchten Naturforscher ihre Namen. Im Jahre 1818 verband er sich mit dem damaligen Oberstburggrafen Franz Anton Kolowrat-Liebsteinsky zur Gründung des böhmischen Nationalmuseums, wozu dieser vorzüglich seinen Einfluß als Landeschef benutzte, jener, zum Präsidenten erwählt, dem von ihm geschaffenen Institute 4000 Bände naturhistorischer Werke, 500 Bohemica und all seine naturalischen Sammlungen (30 Kisten Mineralien und 9000 Pflanzen, *) das Ganze in einem Werthe von mehr als 50,000 fl. Conventions Münze durch eine förmliche Schenkungsurkunde übergab. Ein Aufruf der beiden Gründer an das Publikum Böhmens blieb nicht ohne Wirkung; große Summen gingen ein, zahlreiche Kunstschätze und merkwürdige Naturprodukte, theils Böhmens eigene Erzeugnisse, theils in den glänzendsten historischen Perioden des Vaterlandes eingeführt, und früher als Eigenthum von Privatpersonen vereinzelt, mitunter von den Besitzern ungeachtet, und durch Sorglosigkeit mit dem Verderben bedroht, wurden hier in ein Ganzes vereinigt, und eine zahlreiche Bibliothek von gedruckten Werken und Handschriften, Landkarten und Planen, eine vaterländische Urkundensammlung, Abschriften und Zeichnungen von historischen Denkmalen, heimische Wappen, Siegel und Münzen in Originalen und Abdrücken, reichhaltige Naturaliensammlungen, ein Produk-

---

Einzig in ihrer Art ist darunter die nach geographischen Zeitperioden geordnete Petrefaktensammlung, welche den Stoff zu seiner „Flora der Vorwelt" darbot, die von dem bayerischen Gesandten Grafen Bray ins Französische übersetzt wurde.

tensaal und ein Museum der böhmischen Alterthümer bieten dem vaterländischen Literator wie dem Naturforscher reichen Stoff zur wissenschaftlichen Verarbeitung und Unterstützung gelehrter Zwecke dar, während ein Stammvermögen von ungefähr 120,000 fl. und mehr als 10,000 fl. jährlich unterzeichneter Beiträge dem Verein die reichsten Hülfsmittel zur Erreichung seiner vaterländischen Zwecke darbieten. Es ist hier weder Ort noch Raum, uns in ein Detail der Organisation, wie der verschiedenartigen Sammlungen, deren Zweckmäßigkeit, oder das Vorherrschen einzelner Elemente einzulassen, deren Gleichgewicht erst mit der Zeit hergestellt werden kann, sondern wir haben es nur mit dem böhmischen Nationalmuseum als Beförderer der vaterländischen Sprache und Literatur zu thun, in welcher Kathegorie das Institut sich nicht allein mit der Gesellschaft der Wissenschaften, als mit der ökonomischen Societät und dem polytechnischen Institut ins Einverständniß setzte, und gleich in den ersten Jahren als Verleger nützlicher vaterländischer Werke auftrat, zuvörderst aber einen sehr guten „Plan von Prag" lieferte, und zwei wissenschaftliche Zeitschriften, eine deutsche und eine böhmische, unter Franz Palacky's Leitung gründete, von welchen die erste, obschon ihr ausgezeichneter innerer Werth nicht abgeläugnet werden konnte, doch aus Mangel an Theilnahme des lesenden Publikums bereits wieder eingegangen ist, die letzte jedoch (auf welche wir zurückkommen werden) in erfreulicher Blüthe besteht. Doch die Gesellschaft des Museums beschränkte ihre Wirksamkeit noch nicht darauf, und gab im Jahre 1831 ein Programm heraus, wodurch sie alle Freunde der Nationalsprache zur Gründung eines Fonds einlud, dessen Einkünfte zur Herausgabe nützlicher wissenschaftlicher Werke, zuvörderst eines vollständigen Wörterbuches der Nationalsprache, verwendet werden sollten. Mehrere vornehme Cavaliere bildeten einen Fond, und am vierzigsten Jahrestage der Regierung Franz I, wurde die Verlagskasse (Matice, Mutterkasse) eröffnet, 13 böhmische Poeten feierten jenen Tag mit Ergüssen patriotischer Gefühle, und ihre Gedichte wurden unter der Leitung des erwählten Comité auf Kosten des Fürsten Kinsky mit der höchsten Eleganz gedruckt, und unter die Gründer der Anstalt vertheilt. Schon im Jahre 1832 erschien auf Kosten der Mutterkasse das „synchronistische Gemälde der vorzüglichsten Würdenträger Böhmens von den ältesten bis auf unsere Zeiten" von Franz Palacky, welcher dieß Werk der Anstalt überließ. Es enthält auf 5 Foliotafeln die Reihe der Herzoge und Könige von Böhmen, der Bischöfe und Erzbischöfe von Prag, der Würdenträger des Reiches und Hofes, anderer Bischöfe von Böhmen, der Großmeister des Ordens von Maltha, berühmter Feldherrn u. s. w.; die Epoche ihrer Wirksamkeit, und oft den Tag ihres Todes, dann die Namen der Familien, welche mit Erbämtern bekleidet wurden u. m. A. Diese sorgsam bearbeiteten Verzeichnisse, aus mehr als 2000 historischen Namen bestehend, bilden das Gemälde des böhmischen Adels, wie den Leitsteen des Genealogikers und Geschichtschreibers. Das zweite Werk, welches in diesem Verlage erschien, war 1833 „der Hausarzt" von Dr. Paulicky, von Prof. Anton Jungmann aus dem Deutschen übersetzt, der das Manuskript der Anstalt zum Geschenk machte.

Seit 1831 ist das Comité mit der Herausgabe des „großen böhmisch-deutschen Wörterbuches" von Prof. Joseph Jungmann beschäftigt, und nur eine solche kräftige Unterstützung hat der böhmischen Nation die Hoffnung gegeben, diese schmerzvoll gefühlte Lücke der vaterländischen Literatur ausgefüllt zu sehen. Der Verfasser, welcher seit mehr als 30 Jahren seine Studien diesem Werke und der Sprache seines Vaterlandes geweiht, hat aus allen nur immer bekannten und zugänglichen Quellen geschöpft; diese Frucht seines Strebens zeichnet sich eben so sehr durch Reichhaltigkeit als vortreffliche Oekonomie des Werkes aus, und man kann mit Recht behaupten, daß die slawische Literatur noch nichts so Brauchbares in dieser Gattung besaß. Man findet darin die gewöhnlichsten Redensarten, wie die verschiedenartigsten Bedeutungen derselben, die Verwandtschaftsangabe der verschiedenen Wurzeln slawischer Idiome und der vorzüglichsten europäischen und asiatischen Sprachen mit einer bisherigen beispiellosen Genauigkeit.

Auch beschäftigt sich das Comité mit der Herausgabe eines böhmischen Atlas nicht allein für uns, sondern auch für die andern slawischen Stämme, welche sich an die böhmische Uebersetzung der Geographie von Adrian Balbi anschließen soll, mit welcher sich H. Sorch beschäftigt.

Wenn wir uns von dem Gesammtstreben eines patriotischen Vereins zu den einzelnen Leistungen slawischer Literatoren wenden, müssen wir diese Uebersicht unstreitig mit dem ungarischen Slawen Kollar beginnen, welchen unser parallellustiges Zeitalter den slawischen Petrarca nennt, obschon es uns vorkommt, als hinke diese Vergleichung, so wie manche andere. Johann Kollar beschreibt in seinem originellen Gedicht: „die Tochter des Ruhmes" (Slawy dcera), welches das erste poetische Originalwerk unserer Zeit genannt werden kann, das Ideal slawischer Schönheit und Ruhmes in drei Gesängen, nach den Hauptflüssen Saale, Elbe und Donau benannt, und jeder besteht aus 50 Sonetten. Der Erste an der Saale zeigt uns den Gegenstand der Liebe des Dichters während der glücklichen Zeit des ungetrübten Besitzes bis zur Trennung, und er schildert uns darin die Reize der Gestalt und der Seele seines Abgottes. An der Elbe kämpft er gegen Liebe und Mißgeschick, und die Donau bringt ihm die Erinnerung schöner Stunden mit der Hoffnung ihrer Wiederkehr. Also sind Liebesglück, Liebesschmerz und Liebeswehmuth die drei Phasen dieses Gedichtes, in welchem der Dichter, trotz einer glühenden Einbildungskraft, doch stets in allen seinen Bildern die lieblichste Zartheit, und bei der Erhabenheit die Klarheit bewahrt. Die Verse sind fließend, die Reime harmonisch und kräftig. In einer dritten Auflage hat Kollar die Zahl der Sonette sehr vermehrt, doch bemerken wir mit Bedauern, daß er sich darin mehrere Abweichungen von dem wahren Typus der Sprache, welcher die beiden ersten Auflagen so vortheilhaft charakterisirte, erlaubt hat, besonders bedürfen die neuen Gesänge an den Acheron und Lethe noch einer großen Feile, ehe sie sich würdig an die älteren anreihen dürfen. Außerdem hat Kollar „Elegien" und „Epigramme" geschrieben, 1833 und 1834 die „Lieder der ungarischen Slawen" in zwei großen Bänden gesammelt, und mehrere grammatika-

lische Abhandlungen über Namen, Ursprung und Alterthümer der Slawen herausgegeben, die zwar genau und sorgfältig gearbeitet, auch von bedeutender Erudition zeugen; doch sind seine Ansichten mitunter etwas zu weit hergeholt. Seine eigenen Commentarien über die „Tochter des Ruhmes" enthalten viele Dinge über die Sitten der slawischen Stämme, die bisher ganz unbekannt, oder in zahllosen, zum Theil seltenen oder wenig bekannten Werken zerstreut waren.

Franz Palacky, den wir bereits bei Gelegenheit seiner synchronistischen Tabellen erwähnten, und dessen „Geschichte der Böhmen" (Erster Band) in deutscher Sprache so viel Sensation macht, daß man um so lebhafter eine böhmische Uebersetzung dieses Werkes zu erhalten wünscht, auf dessen vielseitiges Wirken wir aber bei der Uebersicht der Journalistik noch einmal zurückkommen werden, zog insbesondere die Aufmerksamkeit der Lesewelt durch die Herausgabe der „Scriptores rerum bohemicarum" (3 Bände), wie die: „Würdigung der alten böhmischen Geschichtschreiber" eine Zusammenstellung mehrerer Chroniken aus dem Mittelalter auf sich, welche er auf Verlangen der Gesellschaft der Wissenschaften in einen Band zusammengestellt, verglichen, und mit einer höchst gesunden Kritik und bedeutender Erudition geprüft hat.

Prof. Joseph Jungmann, dessen frühere Strebungen, wie sein „Wörterbuch" wir ebenfalls bereits erwähnten, hat in seiner kurzen „Theorie der Redekunst" und in manchen andern Abhandlungen in periodischen Blättern, wie in seinen musterhaften Uebersetzungen, fast das erste Beispiel eines wohlklingenden wissenschaftlichen Styles gegeben. Seine „Geschichte der böhmischen Literatur" enthält, nebst dem Verzeichniß der vorzüglichsten literarischen Produktionen, eine genaue Uebersicht der Geschicke des böhmischen Volkes, den Zustand der Gesittung und die Veränderungen, die mit der Sprache vorgegangen. Dessen Bruder Prof. Anton Jungmann hat sich vorzüglich durch eine „Anthropologie" und einige Abhandlungen aus der Medizin und Thierheilkunde bekannt gemacht.

Wie Palacky an der speciellen Historie Böhmens arbeitet, macht Paul Joseph Schafarik, der als Privatgelehrter in Prag lebt, und in den Jahren 1834 und 1835 das böhmische „Pfennigmagazin" redigirte, seine Untersuchungen über die allgemeine Geschichte der Slawen. Ein langes Studium der historischen Quellen, eine tiefe Kenntniß der slawischen und fast aller Sprachen von Europa, der alten und neuen, eignen ihn ganz vorzüglich zum Geschichtschreiber dieser Völker. Sein „mythologischer" Versuch über die slawischen Nymphen" (Rusalky) ist klassisch. Die Uebersicht der Quellen für die slawische Urgeschichte hat uns viele derselben kennen gelehrt, von denen noch kein früherer Schriftsteller gesprochen, und die Beweise, daß die Slawen nicht erst im fünften Jahrhundert nach Europa kamen, scheinen unwiderleglich. Er arbeitet an einem Werke über die slawischen Alterthümer, das hoffentlich Licht und Ordnung in die Geschichte dieser Volksstämme bringen wird. Auch als ästhetischer Kritiker hat er lobenswerthe Abhandlungen geschrieben, unter denen sich vorzüglich ein vortreffliches Programm über den Aristophanes auszeichnet, und alle diese ernsten Arbeiten hinderten ihn doch nicht, sich auch in Erzählungen und Liedern zu versuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Hans Gerstenkorn.

Eine Ballade. Von Robert Burns.

Es lebten einst im fernen Ost
 Drei Könige, hoch und hehr.
Die schwuren laut: Hans Gerstenkorn
 Soll leben nimmermehr.

Sie pflügten in die Erd' ihn ein,
 Und warfen Schollen drauf,
Und schwuren laut: Hans Gerstenkorn
 Steht nimmer wieder auf.

Doch als mit vollem Regenguß
 Der holde Frühling kam,
Da hob Hans Gerstenkorn sein Haupt,
 Daß All' es Wunder nahm.

Und als der heiße Sommer kam,
 Da ward er stark und schön;
Zu seinem Schutze war sein Haupt
 Mit Lanzen wohl versehn.

Als mild der Herbst erschienen war,
 Wie ward so bleich er da!
Gebückt verkündigten Leib und Haupt,
 Es sey sein Ende nah.

Die Farbe welkte immer mehr,
 Ihn drückte des Alters Last,
Und ihre Wuth bezeugten nun
 Die Feinde ohne Rast.

Am Kniee schnitten sie ihn ab
 Mit Waffen groß und schwer,
Und banden ihn auf einen Karr'n,
 Als ob ein Schelm er wär'.

Sie legten auf den Rücken ihn,
 Und prügelten ihn sehr,
Sie hängten ihn vor dem Winde auf,
 Und wandten ihn hin und her.

Mit Wasser füllten sie einen Schlund
 Hoch bis zum Rande voll,
Darinnen nun Hans Gerstenkorn
 Sinken oder schwimmen soll.

Nun kam er auf die Tenne. Noch war
Nicht ihre Wuth gestillt.
Und regt' er sich, so schaufelten sie
Ihn nun wie toll und wild.

Am Ende dörrten sie sein Mark
Mit Feuer ohne Scheu.
Doch war ein Müller sein größter Feind,
Der quetscht' ihn gar entzwei.

Sie preßten ihm sein Herzblut aus,
Und tranken es allerwärts.
Es ward, je mehr sie tranken davon,
Nur wohler ihnen ums Herz.

Hans Gerstenkorn war ein kühner Held,
An edlen Thaten reich,
Und habt ihr nur gekostet sein Blut,
Wächst euch der Muth sogleich.

Er macht den Mann vergessen sein Weh,
Verdoppelt all' sein Glück,
Er stimmt der Wittwe Herz zur Lust,
Ist auch noch naß der Blick.

Drum lebe hoch Hans Gerstenkorn!
Nehmt euer Glas zur Hand!
Es sterbe nimmer sein Geschlecht
Im alten Schottenland.

K. Beckelmann.

Satyren und Gedichte von August Barbier.

(Schluß.)

Ein weiteres berühmtes Gedicht Barbiers bezieht sich auf die Vergötterung Napoleons und heißt:

Das Idol.

I.

Frisch, Ofenheizer, frisch, trag' Kohlen und Steinkohlen,
Trag' Eisen, Kupfer, Zinn heran.
Die große Schaufel nimm, mit starken Armen rühre,
Die Flamme nähr', alter Vulkan!
Gewalt'ges Futter gib dem riesenhaften Ofen,
Denn bis sich rühren seine Zähn'
Und malmen das Metall, das man hineingeschüttet,
Muß ganz sein Schlund in Flammen stehn.
Gut, gut! da lobt die Gluth, ganz rasend, ungeheuer,
Unbändig und so roth wie Blut.
Hoch bis zur Wölbung auf; es hat der Sturm begonnen,
Die Barren alle faßt die Wuth.
Die wilden Sprünge schaut! den Wahnsinn und das Heulen!
Auf Kupfer Blei, Eisen auf Blei!
Wie sich das krümmt und dehnt und packt! von drei Verdammten
Tief in der Höll' ein Konterfei!
Vollbracht ist das Geschäft, gesunken ist die Flamme,
Der Ofen raucht, die Gluth losch aus;
Es zischt und wallt das Erz; ihn', Gießer, auf die Pforte
Und laß das Gährende heraus!
Du ungestümer Strom brüll' und fang' an zu tosen,
Verlaß dein Haus mit einem Mal,
Mit einem Satz brich los, wie vom Vulkan die Flamme,
Wie aus dem Fels der Wasserstrahl.
Auf thut der Erde Schooß sich deinen Lavawellen —
Stürz' dich hinein in tollem Lauf!
In deine Form, o Erz, ergieße dich als Sklave —
Als Kaiser stehst du wieder auf!

II.

Das Bild Napoleons — Napoleons noch immer!
O dieser starre Mann des Kriegs,
Was kostet' er an Blut, an Leid uns und an Thränen,
Für ein paar Lorbeern — Preis des Siegs!
Das war ein finstrer Tag für das gebeugte Frankreich,
Als seinem hehren Erzbild man
Auf seinem Fußgestell, wie einem schnöden Diebe,
Brutal den Hanfstrick legte an.
Da sah man unten vor der riesenhaften Säule
Gespannt ans Tau, das ächzt und schrillt,
Die Fremden, unter'm Lärm einförmigen Hurrahrufens,
Rütteln an dem gewalt'gen Bild;
Und als nach tausend Müh'n kopfüber die erhabne,
Die prächt'ge Masse sich zum Fall
Geneigt — herabgestürzt und auf den kalten Steinen
Gewälzt den Leichnam von Metall;
Stumpfsinn'ge Hunnen, ha, von schmutzig brauner Farbe,
Von niedrer Wuth das Aug' entbrannt,
Schleppten des Kaisers Haupt, im Angesicht von Frankreich,
Herum an schmutz'ger Gossen Rand!
Ha! Wer im Busen trägt ein Herz — wie eine Sünde
Muß auf ihm lasten jener Tag!
Ein Brandmal auf der Stirn bleibt es jedes Franzosen,
Bis zu des Pulses letztem Schlag!
Ich sah der Fremden Heer in unsern Marmorhallen
Anhäufen ihrer Wagen Zug;
Ich sah, wie's trotzig ab die Rinde unsern Bäumen,
Zum Futter seinen Pferden, schlug.
Ich sah des Nordens Sohn mit trotz'gem Angesichte
Uns schmählich pein'gen bis aufs Blut;
Er aß uns weg das Brod; den Athem uns mißgönnend
Raubt' uns die Luft sein Uebermuth!
Franzosen, hört's! ich sah wie unsre frechen Weiber,
Für Lüsternheit die Schaam vertauscht,
Entblößten ihre Brust dem Blicke des Kosaken,
Von seines Munds Geruch berauscht!

Und hört's! in jener Zeit der Schmach und der Erniedrung,
Für all den namenlosen Hohn,
Hab' ich mit meinem Haß belastet nur Ein Wesen:
Ich fluche dir, Napoleon!

III.

Straffhaar'ger Korse du! wie schön war Frankreich, glänzend
Im Sonnengold des Messidor!
Wie ein unbändig Roß, das ohne ehrne Stange
Und goldnen Zügel branst empor!
Ein wildes Füllen war's, mit bäurisch derbem Rücken,
Naß von des Königsblutes Strahl,
Doch stolz und mit dem Fuß stampfend den alten Boden,
Der frei jetzt war zum erstenmal.
Noch hatte keine Hand gequält es und mißhandelt,
Die Peitsche noch es nicht berührt,
Auf seinem breiten Kreuz hat es des Fremden Sattel
Und sein Geschirr noch nicht gespürt.
Wie glänzend war sein Haar! in schöner Freiheit schweifend,
Geschmeid'gen Leibs, das Aug' erhellt
Von Licht — die Hüften Stahl — erschreckte mit den Tönen
Seines Gewiehers es die Welt.
Du kamst — und wie du sahst das edle Thier, die Lenden,
Die so einladend, glatt und schlank:
Ein hastiger Centaur, ergriffst du's bei der Mähne,
Und sprangst hinauf, mit Sporen blank.
Und weil ein Freund es war von wildem Kriegsgetöse,
Wo Trommeln wirbeln, Pulver kracht,
Gabst du zur Rennbahn ihm die schnell durchflogne Erde,
Zur Kurzweil gabst du Sturm und Schlacht.
Dann keine Ruhe mehr! nicht Nächte mehr und Schlummer!
Stets freie Luft, Gefahr und Müh' —
Zerstampft, dem Sande gleich, stets Tausende von Leibern,
Und immer Blut bis über's Knie!
Zermalmt hat fünfzehn Jahr sein Huf im Siegeslaufe
Geschlechter, daß sie sanken hin;
Es rannte fünfzehn Jahr heiß, mit verhängtem Zügel
Ueber der Völker Leib dahin!
Müd' endlich dieses Laufs, der niemals kam zum Ziele,
Wofür nie einen Lohn es zog,
Von dem zerstampft die Welt dalag, von dem die Menschheit
Wie eine Wolke Stanbs aufflog:
Erschöpft der Fesseln Kraft, daß es bei jedem Schritte
Keuchend beinah zusammenbricht,
Fleht um Erbarmen es zuletzt den kräft'gen Reiter;
Du aber, Henker, hört'st es nicht:
Du drücktest's stärker nur mit deinen starken Beinen;
Um zu ersticken sein Geschrei
Kehrtest du das Gebiß ihm um im störr'schen Maule,
Die Zähne brachst du ihm entzwei;
Es riß sich wieder auf; doch einst am Schlachtentage,
Da es zum Widerstand zu schwach,
Sank sterbend es dahin auf dem Kartätschenfelde —
Daß dir sein Sturz die Glieder brach!

IV.

Jetzt hebst du wieder dich von deinem tiefen Falle,
Wie sonnenwärts der Adler fleugt,
Nimmst jetzt zur Weltherrschaft den Aufschwung du von Neuem,
Dein Bild hinan zum Himmel steigt.
Napoleon ist jetzt nicht mehr der Kronenräuber,
Der Usurpator ohne Scham,
Welcher der Freiheit sie erdrosselnd unter'm Purpur,
Erbarmungslos das Leben nahm;
Der Missethäter, der verdammt vom heil'gen Bunde
Auf seinem schwarzen Fels verschied,
Verfolgt von dem Gespenst Frankreichs, wie es am Joche
Unter des Fremden Geißel zieht:
O nein! Napoleon ist nicht mehr der Beschimpfte,
Dank glatter Schmeichler süßem Sang,
Den Lobherolden Dank, den lügenhaften Dichtern!
Cäsar nahm ein der Götter Rang!
An allen Mauern glänzt sein Bild, auf allen Straßen
Sein Nam' ohn' Unterlaß ertönt,
So wie er einst erscholl im dichten Schlachtgetümmel,
Wo er die Trommeln überdröhnt!
Von den Quartieren, wo das Volk im Giebel hauset,
Steigt, wie ein alter Pilgersmann,
Täglich Paris herab zum Fuße seiner Säule
Und betet vor dem Herrscher an.
Den Palmen voll den Arm, die einen Tag nur dauern,
Werfend den Kranz, den Blumenstrauß,
Auf dieses Erz, von dem der Mütter Aug' sich wendet,
Das so viel Thränen preßte aus,
In des Arbeiters Wamms, in tollem Rausch, beim lust'gen
Pfeifen- und Klarinetten-Ton
Tanzt es mit muntrem Fuß die rasche Carmagnole
Um seinen Held — Napoleon!

V.

Und Ihr — o geht dahin, großmüthige Monarchen,
Die Ihr mit mildem Hirtenstab
Die Menschheit weidet: Ihr sinkt kranzlos, wie der Pöbel,
In die Vergessenheit hinab.
Umsonst daß Ihr dem Volk die Kettenlast erleichtert,
Umsonst daß in harmloser Ruh
Des Volkes Heerd' Euch nachwallt ohne Schweiß und Mühe
Auf ebnem Pfad dem Grabe zu!
Sobald nur das Gestirn, das Euer Leben schützte,
Zurückzog seine letzte Gluth:
Läßt Eu'r erloschner Nam' kaum eine leichte Furche
Auf leichter Volksgunst schwanker Fluth.
Fort, fort mit Euch! für Euch gibt es nicht hohe Säulen,
Im Volk währt Euer Name nicht;
Es denkt des Mannes nur der mit Geschütz und Schwertern
Sich seinen blut'gen Kranz erficht!
Es liebt den Arm, der auf den feuchten Feldern faulen
Zu Tausenden läßt sein Gebein!

Es liebt den, der es zwingt zu bauen Pyramiden,
Herbeizuschleppen Kalk und Stein!
Fort, fort mit Euch! Das Volk — es gleicht dem Schenkenmädchen,
Das schlürft des Branntweins blaue Fluth,
Das am Liebhaber heischt den Arm, der sie beherrsche,
Eisernen Leib, ein Aug' voll Gluth,
Die auf dem Pfühl von Stroh in ihrem öden Schuppen
Nur heiße, freche Liebe fühlt
Für den Mann, der an ihr, sie peitschend, seine Laune
Vom Abend bis zum Morgen kühlt!

Ganz beistimmen müssen wir dem Urtheile G. Planche's über dieß Gedicht: „Um das Idol anzugreifen, bedurfte es eines ungewöhnlichen Muthes, um Napoleon fluchen zu dürfen, mußte man der Beredsamkeit der Wahrheit vertrauen können; weder der Muth noch die Beredsamkeit haben Barbier gefehlt. Trefflich hat er das geknechtete Frankreich und den siegreichen Feldherrn personificirt; er hat zur Schilderung der Invasion, des Uebermuths der fremden Heere und der schändlichen Frechheit der Weiber, die sich ihren Liebkosungen antrugen, Worte gefunden, welche jedem Gedächtniß sich eingegraben haben, die aber leider weder den blendenden Schein des Ruhmes vermindern werden, noch die Möglichkeit einer unsern Enkeln drohenden Knechtschaft, wenn sie je wieder, statt an Vertheidigung, an Eroberung dächten. In der Wahl und in der Ausführung eines solchen Thema's ist mehr als nur Glück, mehr als nur Talent — es bewährt sich darin die Inspiration eines erhabenen, großherzigen Bewußtseyns, das unparteiische und uninteressirte Verständniß der Geschichte; der Mann der das Idol gedichtet, hegt eine ernste und gediegene Liebe zu seinem Lande, eine Anhänglichkeit voll Freimuth, und die sich nicht scheut, den Zorn der Zuhörer zu erwecken, indem man sie an die Schmach der Vergangenheit erinnert. Wenn die Poesie in unsern Tagen häufiger ihre Inspirationen bei solchen Ideen entlehnte, würden die Schmeichelei und der Servilismus seltner werden, oder wenigstens sich nicht brüsten in dem Staube, worin wir sie kriechen sehen." Nur hinsichtlich des Werths der poetischen Behandlung sind wir etwas verschiedener Meinung; der erste Abschnitt des Gedichts, wo die Verfertigung des ehernen Idols veranschaulicht wird, und der zweite, wo dieß Idol von den Feinden herabgerissen wird, sind unseres Bedünkens glücklich behandelt; aber die weitläuftige Ausspinnung des Bildes, worin Frankreich mit einem Pferd verglichen wird, ist ermüdend und hat beinahe etwas Komisches. Der französische Kritiker sucht den Dichter zu rechtfertigen: „Man hat diesen Gedichten die Uebertreibung der Bilder zum Vorwurf gemacht; dieser Vorwurf wäre gegründet, wenn es sich um die deklamatorische und didaktische Satyre handelte, aber in Bezug auf die lyrische Satyre scheint er mir unbillig. Anlangend die Uebertreibung für sich, abgesehen von den Bildern, glaube ich fest, daß sie unumgänglich nothwendig ist in der Satyre, wie in der Komödie, wie in allen poetischen Produktionen. Die Nothwendigkeit der Uebertreibung läugnen heißt die Bedingungen aller Poesie, heißt die Poesie selbst läugnen. Der satyrische Dichter würde seinen Zweck aus dem Auge verlieren, wollte er unterlassen die Verhältnisse der Originale zu verdoppeln, zu verdreifachen. Was will er denn eigentlich? Alle Blicke auf die Schäden richten, welche an der Gesellschaft zehren. Um nun aber diesen Zweck zu erreichen, muß der Satyriker die Schauspieler des athenischen Theaters nachahmen, welche zu beiden Seiten der Bühne den Schall verstärkende Gefäße aufstellten und unter einer ehernen Maske sprachen; er muß seinen Gedanken übertreiben, wie die griechischen Schauspieler ihre Stimme steigerten." — „Die lyrische Satyre, mit der Ode sich verschmelzend, entlehnt von der Ode die fortdauernde Anwendung von Bildern. Sobald sie für ihren Gedanken ein Symbol gefunden hat, das ihn scharf und genau auszudrücken scheint, was sie beabsichtigt, vergißt sie ihren Ausgangspunkt, die Idee selbst, die ihr zum Präludiren gedient hat, um sich nur noch mit dem gewählten Symbol zu beschäftigen; sie verfolgt es durch alle Bewegungen hindurch, welche in seinem Wesen liegen; der ursprüngliche Gedanke, so umgestaltet, ist nun nicht mehr eine bloße willkürliche Betrachtungsweise, sondern etwas Wirkliches, Lebendiges; das Interesse ist, indem es sich verändert, dauernder geworden. Gezwungen, nie die Gesetze der Analogie zu verletzen, indem er alle Entwicklungen eines einzelnen Symbols verfolgt, gewinnt der Dichter eine eigenthümliche Macht über den Leser; denn jede Seite seines Gedankens hat beinahe die Schärfe eines Beweises. Man sieht in unsern beiden Gedichten, wie viel Großheit und Schönheit das gewissenhaft durchgeführte Symbol der lyrischen Satyre verleihen. Der Continuität der Symbole werden die Jamben ihre Dauer verdanken." — Hierin ist unsers Erachtens gerade das, was die Poesie der Franzosen unpoetisch macht, in eine Theorie gebracht; die Uebertreibung, die quantitative Steigerung, sogar numerisch ausgedrückt, soll das Wesen der Poesie seyn, und damit ist auch jenes Pathos gefordert, welches freilich in den Dichtungen der Franzosen uns so häufig entgegentritt und so leicht zur hohlen Aufgeblasenheit führt, daß der Gedanke, die Empfindung mehr äußerlich angeschwellt wird, durch Operationen, welche dem Verstand, dem Witz, der Reflexion angehören, als von innen heraus mit dem Marke des intensivsten Lebens erfüllt, ist eine Haupteigenthümlichkeit und ein Hauptmangel der französischen Poesie. Auch was der Kritiker über die Verfolgung des Bildes sagt, will uns nicht einleuchten. Das Bild, welches Barbier gebraucht von Napoleon, daß er das Roß Frankreich zu Tode gejagt, paßt nahezu auf seine Vergleichung selbst — er jagt auch sein Bild zu Tode; es ist eine gerechte Forderung an den Dichter, daß er, wenn er einmal ein Bild gewählt, bei diesem bleiben, nicht daraus fallen solle, aber dieß Bild selbst muß ein ungesuchtes seyn, während Planche es sich so vorzustellen, ja zu verlangen scheint: der Dichter suche ausdrücklich nach einem Symbol für den zuerst, mit dem Verstand und Willen gefaßten Gedanken, und male dann das aufgefundene Bild mit sorgfältigster Konsequenz weiter aus. Bei dieser Methode, welche gerade das Gegentheil von poetisch begeistertem Schaffen ist, mag wohl hie und da ein treffendes Bild gewonnen werden, aber durch das zähe Festhalten wird sich die Kraft desselben schwächen, oder, wenn man die Ausmalung billigt und sich darein

versenkt, verliert man die Idee aus dem Auge. Bei der obigen Schilderung des Dichtungsprozesses wird die innere Einheit des Schaffens, das unwillkürliche Zusammenwirken der verschiedenen aber ungetheilten Vermögen verkannt und an die Stelle des innern Triebs die äußerliche Aufgabe gesetzt.

Das Gedicht: die Popularität, geißelt die Niederträchtigkeit derjenigen, die auf unwürdige Weise nach der Volksgunst haschen, sie auf Kosten der Ehre und Rechtlichkeit erkaufen. Der Ideengang und die Bilder erinnern allzusehr an das Jägerrecht, die darin sich aussprechende Gesinnung aber ist sehr ehrenwerth. „Muß man," ruft er den Ehrsüchtigen, den Schmeichlern des Volks zu, „auch aus dem Volke ein eitles Idol machen und es beräuchern mit eiteln Worten? Muß man, nachdem man sich kaum erhoben, sich schon wieder erniedrigen? Muß man so bald vergessen, daß die Freiheit die einzige Gottheit ist, die man aufrecht stehend anbetet?" Und dann wieder: „Wenn aus dem düstern Abgrund, aus dem Chaos, wo die erhabenen Seelen so selten sich zeigen, plötzlich Eine erstände mit hoher Stirne, mit kräftigem Arm... o so suche sie vom Volke nichts als seine Achtung, fürchte nichts als seine Liebe!" Melpomene haben wir früher mitgetheilt; ein anderes Gedicht hat den Titel: Terpsichore und schilt die schamlosen Tänze, welche ernste, schöne Chortänze verdrängt haben und aller Zucht und Bescheidenheit spotten: „O Scham, o Tugend, süßer und schöner Gedanke! o Lockenfülle Eva's, in langen Flechten herabwallend! Schamhaftigkeit, du Purpurschleier, du anbetungswürdiger Mantel, zerreiße dich vor diesem unwürdigen Bilde!" — Die Liebe zum Tod beklagt die überhandnehmende Sucht zum Selbstmord. Die Königin der Welt ist die Presse, die Erfindung Guttenbergs — eines der schönsten Gedichte der Sammlung: „der Liebling einer Gottheit," wird der Erfinder angeredet, „drücktest du an dein Herz die heiße Brust der himmlischen Freiheit, im festen Glauben, daß diese hehre Jungfrau dereinst ein glorreiches Wesen gebären werde, das, seiner Mutter ähnlich, die Liebe und Wonne der Welt seyn würde.... ach! könntest du jetzt deine Tochter sehen ganz wie sie ist, dein Herz würde schaudern und es in seinem Schmerz bereuen, je die Freiheit geliebt zu haben, und vielleicht würdest du gar ausrufen: O hätte ich doch nie gelebt!" Die Kufe schildert die Verderbniß, die Gräuel, den Schmutz und die Verwirrung von Paris. „Das Geschlecht von Paris ist der blasse Straßenjunge mit ärmlichem Leib und der Hautfarbe gelb wie ein alter Sou — ein scheelendes Kind, das man zu jeder Stunde müssig umherschlendern und fern von seiner Wohnung magere Hunde prügeln sieht; dieß Kind glaubt nichts, es speit nach seiner Mutter, und der Name des Himmels ist ihm nur eine bittere Posse — es ist die freche Frechheit, das verhärtete Laster auf einer fünfzehnjährigen Stirne. Und doch ist es tapfer, es trotzt dem Blitze; es verzehrt Pulver trotz einem alten Grenadier; unter dem Rufe: Freiheit! wirft es sich dem Geschütz entgegen und weiß mit Schönheit zu fallen unter der Kugel und dem Stahl. — O Volk von Paris, du Geschlecht mit entartetem Herzen, begierig das Schwert oder den Pflasterstein zu schwingen! o du Volk, einzig in dieser Welt! entsetzliche Verschmelzung der ungestümen Wallungen des Jünglings und der Verbrechen des Alters! du Geschlecht, das da spielt mit dem Bösen und mit dem Tod; die ganze Welt bewundert dich, aber versteht dich nicht!" Der Fortschritt spricht den Zweifel aus, ob denn die Menschheit, die Geschichte wirklich weiter komme und Früchte bringe. Vor sechs Jahren die frische, schöne Begeisterung — und jetzt alle Verbrechen und Gräuel: „die alten Unthaten, ach, erstehen auch wieder alle, um uns zweifeln zu machen, ob die Welt in ihrem ewigen Lauf Einen Schritt gewonnen habe?" Was hier Zweifel ist, das wird im letzten Gedicht völlige Trostlosigkeit, und dieß ist auch der Titel desselben. Der Dichter sieht mit Bekümmerniß zurück in die Zeiten der Jugend, der Begeisterung, des Glaubens, die jetzt unwiederbringlich dahin sind, „kein Gott mehr, nichts im Himmel! weh, Unglück und Elend! Ohne den Himmel, was ist jetzt noch die Erde?" Aus der düstersten Stimmung geht der Rath hervor: „Gehe du ganz allein in dieser Welt! drücke keine Hand, begrüße kein Angesicht auf deinem Pfade!" aber unter alle Poesie sinken die Schlußverse herunter, deren Inhalt ist: „Bedenke, Sterbender, daß droben Alles öde und leer ist; geh auf das nächste Feld hinaus, nimm einen heißen Stein, lege ihn dir unter das Haupt, kehre dich, gedankenlos, auf die Seite und krepire wie ein Hund!" das ist in der That noch das allerschlimmste Symptom von der socialen und sittlichen Krankheit Frankreichs, wenn ein Dichter, Einer der die Schäden und Sünden seiner Zeit zu rügen sich berufen glaubt, der in manchen Stellen noch eine solche Energie des sittlichen Gefühls, eine solche Empörung über das Gemeine und Häßliche offenbart, selbst am Schluß seiner strafenden Oden in eine solche, nicht erhabene, sondern unwürdige Verzweiflung verfällt und die menschliche Natur lästert, deren Bewußtseyn, trotz aller Makeln, die ihr in der Erscheinung ankleben, den Dichter immer in der Höhe halten, seinen Zorn adeln, seine Trauer wieder versöhnen sollte. Barbier ist nicht mit der schönsten Gabe des Poeten ausgestattet: die Schönheit in die Welt hineinzuschauen, das Traurige und Niederschlagende im eigenen Innern zu verklären — der Spiegel seiner Dichtungen wirft die unschönen Bilder noch häßlicher und trostloser zurück, als sie in der Wirklichkeit sind, und wenn sie einerseits auch den Abscheu vor dem Gerügten zu erwecken im Stande sind, so mangelt ihnen ganz die frische Begeisterung, welche Kraft zur Umkehr in die Gemüther strömen müßte. Auch mit Kleinmuth, doch ohne den herben und verletzenden Beigeschmack, schließt das Gedicht: Lazarus, auf das wir später vielleicht noch zurückkommen, und worin das Elend Englands, besonders Londons, die Unzucht, das Branntweintrinken, Bedlam, die Peitschenstrafe u. s. w. besprochen mehr als besungen werden. Der Epilog dieses Gedichtes lautet in der Uebersetzung so:

O Elend: als die Erde
Noch kaum verkühlte sich,
Da riss'st aus Gottes Händen
Den Menschen du an dich.

Gespenst so fahl und mager,
Das seinem Schatten du
Folgst von dem Traum der Wiege
Bis zu des Grabes Ruh!

Die du die Thränen schlürfest
Von seinem Angesicht,
Und seine Jammerrufe
Hörst, und es rührt dich nicht!

O Mutter du des Jammers,
Ein Spiegel ist mein Lied,
Darin man dich vollkommen
In deiner Blöße sieht!

Ich wollte, daß aus deinem
Entsetzenvollen Bild,
Auch der, dem bleicher, kälter
Das Blut zum Herzen quillt,

Könnt' lernen und begreifen,
Wie arg der Preis, um den
Läßt solche Riesenstädte
Die Vorsehung erstehn;

Daß jede Seel' empfände
Des heil'gen Mitleids Schmerz,
Und seine süße Flamme
Schmölze das härt'ste Herz;

Damit der Mensch, vom Zorne,
Vom finstern Aerger frei,
Zu richten seinen Bruder
Nicht mehr so willig sey!

Doch dieses Lied des Jammers,
Der Hymnus voller Graus,
Den mir, o schwarzes Elend,
Dein Anblick preßte aus:

Ist eine Schuld im Grunde
Vielmehr, die mein Gedicht
Abträgt des Unglücks Kindern,
Das ich kann lassen nicht —

Ein Schrei mehr des Gewissens,
Das plötzlich sich ermannt,
Als starker Hoffnung Blüthe
Und froher Aussicht Pfand:

Daß man mit ihrem Volke
Die Erd' einst werde sehn
Des schwarzen Geiers Kralle,
Des Uebels, je entgehn.

Ach! wie der Mensch erschöpfet
In Arbeit seine Kraft,
Wie er, sein Loos zu mildern,
Rastlos fort gräbt und schafft;

Den Hunger wohl verscheuchen
Mag er aus seinem Haus,
Er theilt wohl jedem Munde
Des Brods und Weines aus;

Den Armen mag er geben
Entbehrten Obdachs Schutz,
Mag ihre Leiber kleiden,
Dem grimm'gen Frost zum Trutz:

O Elend, harte Herrin!
Wenn er dir auch entreißt
In künft'ger Zeit die Leiber,
Dein bleibt doch unser Geist!

Ja, deine Nahrung immer
Wird unsre Seele seyn!
Von deinen Zähnen wird sich
Kein Wesen je befrei'n!

Und wie auch dieser Erdball
Aus Koth, an fernem Tag
Unter des Meisters Händen
Sich noch gestalten mag:

Von welchem günst'gen Stoße
Getrieben, sich bewegt
Die Kugel, mit der Menschheit
Die sie im Schooße trägt:

Trotz den Systemen, welche
Ersinnt ihr arm Geschlecht,
Trotz Politik, die predigt,
Mit blut'gem Mund, vom Recht;

Dein, Elend, bleibt die Seele,
Und in der Erde Schmerz
Von künft'gen bessern Welten
Träumt immerdar das Herz.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 23.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

14 März 1838.

Das neuere französische Drama.

Zweiter Artikel.

A. Dumas' Caligula.

Auf Viktor Hugo lassen wir Alexander Dumas folgen und berichten zuerst, noch ehe wir ein Gesammturtheil über sein dramatisches Talent und den Charakter seiner Produktionen aussprechen, über sein neuestes Drama Caligula, das vor einigen Wochen zur Aufführung gekommen und durch die Pracht der Dekorationen und des Costümes zwar viel Aufsehen erregt und von sich reden gemacht, über dessen poetisches Verdienst aber die verschiedensten Ansichten bestehen, und das wenigstens auf eine jeden Widerspruch beschämende und zum Schweigen bringende Vortrefflichkeit keinen Anspruch machen kann. Wir wollen zuvörderst den Entwicklungsgang und Inhalt dieses Drama's nach der Analyse, welche die Gazette de France davon gibt, mittheilen, um unsern Lesern auch eine Probe zu geben, in welcher Weise dieß mit Geist und Gewandtheit redigirte politische Blatt die Fragen und Erscheinungen der poetischen Literatur in sein Interesse zieht und nach seinen Tendenzen behandelt.

Herr Dumas hat sich nunmehr entschlossen, eine wirklich historische Tragödie zu dichten, so seltsam sie auch den Augen der Masse erscheinen möge, statt der Dramen von monströser und gefährlicher Erfindung der Phantasie, — gedichtet und geeignet ungebildeten oder verdorbenen Geistern zu gefallen; nunmehr scheint der Dichter in einen Kreis von Ideen und Gefühlen getreten zu seyn, aus welcher die Kunst, die wahre Kunst einen großen Gewinn ziehen kann für das Theater und für die Gesellschaft, welcher anschaulich zum Bewußtseyn gebracht wird, von welchen Sitten, von welchen Lehren, welchen Ungeheuern sie durch das Emporkommen des Christenthums befreit worden ist. Wenn Herr Dumas leider nicht ganz ohne Tadel bleiben kann hinsichtlich der Ausführung, so erscheint doch wenigstens seine Absicht wahrhaft groß, social, künstlerisch. Deßhalb werden wir ihn hinfort allerdings zwar mit Gerechtigkeit, aber dabei auch mit Neigung und Wohlwollen beurtheilen. Dieß ist das Wenigste, was man seinen neuen Bestrebungen schuldig ist.

Bei Aufgehen des Vorhangs ist kaum die Morgendämmerung angebrochen; man erblickt das römische Forum mit seinen verschiedenen Tempeln. Links ist die noch nicht geöffnete Bude des Barbiers Bibulus; rechts ein schändliches Haus, aus welchem, unter Vortritt einer afrikanischen Sklavin, welche Wache zu halten hat, heraustreten Chäreas, nach der Geschichte der Oberste der Pretorianer, aus dem aber der Dichter den jungen wollüstigen und tapfern Cherrea, einen Volkstribun, gemacht hat, und Messalina, die man nicht weiter zu bezeichnen braucht. Gattin des schwachen Claudius und Geliebte Caligula's, rächt sich Messalina, welche den Einen verachtet und den Andern verabscheut, für die Last eines doppelten Joches dadurch, daß sie ihre Reize den römischen Dandys spendet. Sie hat in dieser Nacht ihren Palast heimlich verlassen, um ohne Zwang Cherrea zu sehen, in welchen sie sich eben um diese Zeit verliebt hat und der ihre Leidenschaft erwiedert.

Ehe sie sich trennen, sprechen sie noch die zärtlichsten Schwüre gegen einander aus, und in einer Scene, angelegt wie die zwischen Romeo und Julie, abgerechnet die Reinheit der Empfindungen und der Sprache, bezeugen sie das lebhafteste Bedauern über die so bald nothwendig gewordene Trennung. Aber die Liebe ist nicht das einzige Band zwischen diesen beiden sittenlosen Liebenden; Messalina, noch mehr ehrsüchtig als wollüstig, sucht in Cherrea den Verschwörer, der sie von der widerlichen Neigung Caligula's erlöse; und der Tribun seinerseits, der Rom von der Tyrannei des Kaisers befreien möchte, hofft in der Messalinen zu Gebote stehenden Macht, sich in jedem Augenblicke dem Caligula zu nähern, ein Mittel zu finden, zu ihm zu gelangen und ihn vom Throne zu stoßen. Ihre Racheentwürfe verbinden sich so mit ihren Liebesabsichten, und sie scheiden nicht von einander, ohne zuvor sich doppelte Treue in ihrer gegenseitigen Zärtlichkeit und in ihrem Haß gegen Caligula geschworen zu haben, welcher an diesem Tage in Rom einziehen soll, angeblich als Sieger über die Germanen, die er nicht hat schlagen können.

Aber während Messalina noch auf einen Augenblick in das Haus zurückkehrt, welches man sie allein verlassen sehen soll, stößt Cherrea, der sich davon schleichen will, auf ein Hinderniß, das sich seinem Entwischen entgegenstellt, in der Trunkenheit dreier junger Römer, welche aus einem verdächtigen Hause kommen, wo sie eine Nacht in Ausschweifungen zugebracht haben. Von ferne hört man sie die ruhigen Bürger insultiren, allerlei Unfug treiben, die Polizei schlagen und endlich sich dem Cherrea in den Weg stellen, mit welchem sie einen Augenblick ihre Kurzweil treiben wollen. Gegenseitige Schmähungen führen Aufklärungen über die Personen auf beiden Seiten herbei und Lepidus, der geistreichste und trunkenste unter den Dreien, sagt dem Tribun, wer er und seine Begleiter sind, Annius und Sabinus, Anhänger der Republik, aber noch mehr Freunde von jeder Art des Genusses und der Vergnügungen, welchen sie genöthigt sind, sich ausschließlich zu ergeben, weil Caligula, der nur Höflinge und Sklaven um sich sehen will, ihre Jugend zu diesem Müssiggang verdammt. Obgleich etwas lang, gibt doch dieser ins Einzelne gehende Abschnitt eine glänzende und lebendige Darstellung des Lebens der römischen Jugend zu jener Zeit. Man könnte glauben, drei Marquis Moliere's, oder Regnards, oder aus der Zeit der Regentschaft vor sich zu haben, oder auch Söhne von jetzigen Pairs von Frankreich; so sehr führt immer die Thatlosigkeit zu den gleichen Lastern, so sehr gleichen die Sitten eines Jahrhunderts der Immoralität und der Ausschweifungen, denen der materialistischen und sensualistischen Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts, oder auch denen der Revolution von 1830.

Endlich entwischt Cherrea den Händen der drei Unbesonnenen, und Lepidus, der Stutzer, will bei dem Bartscheerer oder Perruquier Vibulus eintreten, um die Zerstörung wieder in Ordnung zu bringen, welche die nächtliche Orgie in seiner Toilette angerichtet hat; Annius geht mit ihm und Sabinus geht in ein Spielhaus. Der Haarkünstler muß auf das ungestüme Geschrei des Lepidus seine Bude öffnen, während man Messalina in einer prächtigen Sänfte ihren Rückzug antreten sieht, begleitet von den verliebten Wünschen des Lepidus, der, von ihrer Schönheit betroffen, stehen bleibt, und die römischen Bürger eilen entweder zu ihren Geschäften, unter Vortritt von Fackeln, oder gefolgt von Clienten, oder eilen sie dem Caligula entgegen, dessen Ankunft auf heute angekündigt ist. Aber der Perruquier, an welchen der muntere Lepidus sich gewendet hat, ist nicht der ächte Vibulus, sondern der ehrlose Protogenes, ein förmlicher Denunziant von Gewerbe, den der Prolog zeigt, wie er den Vibulus verhaftet und seine Rolle übernimmt, um die jungen Leute, die sich bei ihm frisiren lassen, auszuforschen hinsichtlich ihrer Gesinnungen gegen den Kaiser und ihrer Gedanken über die Staatsangelegenheiten. Man sieht, daß die Aehnlichkeit der römischen Sitten mit den unserigen sich konstant gleich bleibt. Wirklich läßt der arme unbesonnene Lepidus, während man seine Haare ordnet, sich die Neuigkeiten des Tages vorlesen, und bei den angeblichen Siegen Caligula's erlaubt er sich einige spitzige Bemerkungen, welche Protogenes ad notam nimmt und hingeht, um die Anzeige bei dem Consul Afranius zu machen. Dieser gibt ihm zwei Liktoren um den Lepidus zu fassen, der die Unverschämtheit gehabt hat, nicht zu glauben, daß Caligula die beste der Republiken sey, und daß man unter der Regierung von Tibers Enkel nicht die vollkommenste Freiheit genieße. Lepidus erfährt sofort durch einen Armen, dem er Almosen gegeben, und durch gut unterrichtete Freunde, welches Schicksal seiner warte. Durch einen glücklichen und wirkungsvollen Kontrast entwirft Annius, im Gegensatz zu der vorherbeschriebenen üppigen Weichlichkeit des römischen Lebens, dem Lepidus ein politisches Gemälde von Rom unter der Herrschaft des Usurpators der dem Volke gebührenden Rechte. Er zeigt es ihm unterdrückt, erniedrigt, ohne Kraft und ohne Ruhm, preisgegeben den Ränkeschmieden, den Höflingen, den Parteimännern, welche mit ihrem Knechtssinn sich um Caligula drängen, angebend und verläumdend bei diesem feigen Fürsten die besten Bürger — bei ihm, der immer für sein Leben zitternd, von nichts als von Verschwörungen und Verschworenen träumt, und aufs Schaffot oder in die Kerker diejenigen schickt, welche nicht mit ihm seine Schrecken, seine Treulosigkeiten und seinen Volksraub theilen. Lepidus will nicht den Tod abwarten, der ihm droht, den er übrigens verachtet und den er bezeichnet in einem Vers, welcher eine ziemlich genaue Uebersetzung ist und die Philosophie des Heidenthums sehr treffend charakterisirt:

Elle n'est pas, je suis, elle est, je ne suis plus.

Nach einem rührenden Abschied von seinen Freunden läßt er sich im heißen Bade von seinen Sklaven die Adern öffnen. Kaum hat er sich entfernt, als die Ankunft des Claudius, der Jubel des Consuls Afranius und das Geschrei des Volks den Zug des Caligula ankündigen, den man von Sklaven gezogen auf einem Wagen daherfahren sieht, in Gesellschaft von Messalina, in der Tracht der Siegesgöttin, Hymnen zu seinem Ruhm singend, während Frauen, die Horen des Tages und der Nacht darstellen, ebenfalls Triumph- und Liebeslieder anstimmen. Alles schreit: Aufs Kapitol! Aufs Kapitol! und während der göttliche Cäsar sich dorthin begibt, sieht man den Leichnam des Lepidus, begleitet von Protogenes, vorbeitragen. Dieß Spektakel beschließt den Prolog, der eine Art von Stück für sich bildet, das man beinahe unabhängig von den fünf folgenden Akten aufführen könnte. Wahrscheinlich wollte der Verfasser hiedurch den Zuschauern den Zustand der römischen Sitten recht lebhaft veranschaulichen und die Gemüther auf die spätere Entwicklung der Leidenschaften vorbereiten. In ältern Zeiten hätte man all dieß Detail und die Charakterschilderungen in die dem ersten und zweiten Akt einverleibten Erzählungen geworfen; das nannte man nach dem ältern dramatischen System die Exposition. Heutzutage setzt man die Exposition selbst in Handlung und nennt dieß einen Prolog. Sey es denn so — Prolog! Es ist immer dieselbe Sache unter anderer Form und Benennung. Ist es ein Fortschritt? Mag man es auch dafür gelten lassen! Die Freiheiten des Theaters erscheinen uns nicht weniger nothwendig als überall sonst. Wir wollen nur drei Beschränkungen: die Wahrscheinlichkeit der Handlung, die Angemessenheit der Sitten und poetische Sprache.

Noch wurde aber zweier Personen nicht gedacht, welche im

Prolog auch noch einen Augenblick auftreten, und welche dann das Hauptinteresse der Tragödie in Anspruch nehmen: diese sind Aquila, ein junger Gallier, welcher die schöne Stella, seine Verlobte, nach Rom zurückführt. Sie ist eine Römerin, wie ihre Mutter Junia, die Amme Caligula's, welche während der Regierung Tibers ihre Tochter zu Aquila's Vater nach Gallien geschickt hat, um deren Jugend und Schönheit vor dem Beispiel und den Lüsten eines sittenlosen Hofes zu sichern.

So sind Stella und Caligula Milch-Bruder und Schwester, und Junia, welche meint, der Monarch, den sie gesäugt, müsse keusch und fromm seyn, hat ihre Tochter zurückberufen. Am Tage von Caligula's Triumpheinzug kommen Stella und Aquila in Rom an. Sie begegnen dem Caligula, der sofort von Stella's Schönheit gereizt wird.

So stellt sich nach dem Prolog der Vorwurf des Stückes so: einerseits Caligula, mit seiner Wollust, seiner blutdürstigen Feigheit, welcher nach dem Besitze Stella's trachtet, Messalinen zum Trotz, deren Joch er sich nicht entziehen kann, und bereit, die Herrschaft um den Preis all des Blutes, dessen Vergießung nöthig werden mag, zu behaupten; andererseits eben diese Messalina, darnach trachtend, den Caligula vom Throne zu stürzen um darauf ihren Gatten Claudius zu setzen, unter dessen Namen sie selbst herrschen will, und zur Erreichung ihres Zwecks kein Mittel und kein Opfer zu verschmähen entschlossen. Die Handlung ist keine gedoppelte, aber die Entwicklung und die Zwischenvorfälle, welche dieselbe herbeiführen müssen, sind verschlungen und zahlreich.

Nachdem sie den Cäsar vorbeiziehen gesehen, begeben sich Aquila und Stella zu der Letztern Mutter, Junia, welche unablässig zu ihren falschen Göttern um die glückliche Rückkehr ihrer Tochter betet. Sie kommt an, und die Mutter bricht in die ungemessenste Freude über die Ankunft und die Schönheit ihrer Tochter aus. Aber mit der Seele von dieser ist eine glückliche Aenderung vorgegangen, welche die Mutter noch nicht gehörig zu würdigen weiß. Stella ist nämlich Christin geworden und hat den Namen Maria zu ihrem frühern angenommen. Die Heidin Junia wird von der frommen Begeisterung der Tochter gerührt und ergriffen, welche ihre Erzählungen anhört, ohne sie noch recht zu fassen, und auch der kühne Gallier Aquila kann noch sein Herz nicht dem Licht einer Lehre öffnen, deren Gott seinen Feinden verzeiht. So hat man die drei Religionen beisammen, welche bald um die Herrschaft der Welt kämpfen sollten.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die böhmische Literatur.

(Fortsetzung.)

Nach J. Puchmayers vortrefflicher „Theorie des Reimes" haben zwei Ungenannte die „Grundsätze der böhmischen Dichtkunst" herausgegeben, und nach ihnen noch Jos. Jungmann und Schafarik in ihren Untersuchungen die Regeln der böhmischen Prosodie bestätigt, die Blahoslaw und Komensky schon im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert ganz auf die Zahl basirt haben. Diese Grundsätze wurden mit geringem Erfolg in J. Negedly's Sprachlehre und Hnie wkowsky's „Fragmenten der böhmischen Prosodie" bekämpft. Der Letztere verlangt, daß die erste Sylbe, in unserer Sprache immer accentuirt, es auch in der Prosodie werde, und daß alle übrigen nicht accentuirten Sylben kurz, oder wenigstens willkürlich, gebraucht würden. Nach ihnen strömt die freieste Prosa in Hexametern oder verschiedenen lyrischen Versformen dahin.

Wenzel Hanka hat nicht allein der böhmischen Poesie durch die Herausgabe alter böhmischer Gedichte, sondern auch der Sprache durch seine „Sammlung der ältesten lateinisch-böhmischen Vocabularien" einen großen Dienst geleistet; sie enthält ein Fragment des Evangeliums St. Johannis aus dem eilften, vielleicht aus dem zehnten Jahrhundert, und liefert viele böhmische Auslegungen aus der „Mater Verborum," einer kostbaren Handschrift, welche Graf Johann Kolowrat zum Besten der Gelehrten in der Musennmsbibliothek aufstellen ließ. Hanka's Lieder haben einen eigenthümlichen und wahrhaft nationalen Charakter; seit 1815 haben sie mehrere Compositeurs in Musik gesetzt, und ganz Böhmen singt sie.

Sebastian Hnlewkowsky beschreibt in seinem komischen Heldengedicht: „Der Mädchenkrieg" (wovon schon 1830 die zweite Auflage erschien) den Kampf der böhmischen Amazonen mit vielem Humor. Der Dechant Adalbert Negedly hat zwei epische Gedichte ernster Art geliefert: „Karl IV" und Ottokar und Wratislaw." Im Jahre 1833 ließ er auch seine „poetischen Mannichfaltigkeiten" erscheinen, die sich jedoch zum Theil noch aus dem vorigen Jahrhundert herschreiben, und daher in Geist und Form veraltet sind. Durch die gleichzeitige Herausgabe von J. Puchmayers „Gedichten," deren zweitem Bande er als Anhang Gedichte von Joseph Rautenkranz und Johann Negedly beifügte, hat er sich ein großes Verdienst um die Verehrer des ersteren erworben. Holy hat in seinem epischen Gedichte: „Swatopluk," der Gründer des großmährischen Königreiches, die Alten mit Erfolg nachgeahmt. Die Darstellung ist belebt, der Ausdruck kräftig, und nebst Abwechslung der Scenen und Contrast der Charaktere zeichnet sich das Gedicht durch eine vollkommen objektive Haltung und Unparteilichkeit gegen Freund und Feind vortheilhaft aus; doch ist leider das Ganze in dem Dialekt des Landstriches geschrieben, in welchem der Verfasser lebt. Seine späteren Gedichte, zumal die „Eklogen," nähern sich mehr der Schriftsprache, und er würde wohl daran thun, sein größeres Werk umzuarbeiten, um es allen Slawen zugänglich zu machen.

Mit Stepanek vereinigte sich zur Pflege des böhmischen Drama's auch Wenzel Kliepera. Das Theater des Erstern — aus Originalen und Uebersetzungen bestehend — hat schon die Zahl von 16 Bänden erreicht, und in patriotischem Eifer begnügte er sich nicht damit, seinen Landsleuten dramatische Originale und Uebersetzungen geliefert zu haben, er ging weiter, und gründete eine Art von Pflanzschule der böhmischen Bühne, um der großen Zahl von Bewohnern Prags (gering gerechnet die Hälfte der Bevölkerung der Hauptstadt), die bis dahin aus Unkunde der deutschen Sprache den Genuß dramatischer Vorstellungen ganz entbehren mußte, dieses Vergnügen zu verschaffen.

Sein Vorhaben gedieh; nach und nach sahen wir einzelne Talente aus dieser Schule hervorgehen; die jungen Schauspieler erwarben sich allmählich Routine und Kunstfertigkeit; manche Vorstellungen gingen recht gerundet und wacker zusammen, und Tausende von Menschen der untern Klassen, die sonst den Sonntag-Nachmittag nur im Bierhause zuzubringen pflegten, erfreuen sich wechselsweise an den heitern Spielen Thaliens, oder historischen und sagenhaften Erinnerungen der Vorzeit; gewiß ein doppelter Vortheil für die Sittlichkeit der Menge, da diese Unterhaltung ihnen auch Lust zum Lesen macht, und sie selbst andere Mußestunden zur Bildung ihres Gefühls und Geistes verwenden, die sonst mit dem Trunke oder Herumschlendern verbracht wurden. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, dürfte die böhmische Schaubühne für die Moralität Prags von großer Wichtigkeit seyn, und wohl verdienen, daß Jeder, der über Leben, Sitte und Kunst dieser Stadt spricht, auch dieser Anstalt ein sorgsames Augenmerk widme. Daß übrigens dieses Institut seine Selbstständigkeit immer mehr gründe, bezeugt der Umstand, daß selbst die ganz deutschen Gesellschaftskreise, die eine böhmische Schaubühne sonst als die entbehrlichste, ja überflüssigste Sache ansahen, nach und nach zu der Erkenntniß kommen, die eigentlichen Czechen dürften doch wohl ein eben so gegründetes Recht haben, von den dramatischen Musen Unterhaltung und Belehrung zu verlangen, als die deutschen Bewohner Prags. Man sieht das böhmische Schauspiel — oder wenigstens die Oper — selbst an, und versöhnt sich nach und nach immer mehr mit demselben.

Klicpera hat vom Jahre 1825 bis 1831 einen „theatralischen Almanach" herausgegeben, und außerdem eine bedeutende Zahl von Dramen geliefert. Sein Trauerspiel „die Familie Swoganow," dann „Sobieslaw," „die Zwillinge" u.s.w., nehmen eine ehrenvolle Stelle in der böhmischen Literatur ein. Außerdem hat Klicpera auch noch komische Gedichte, Novellen und einen historischen Roman: „Die Tataren vor Olmütz" verfaßt.

Auch Cramerius hat eine „neue böhmische Schaubühne" in 4 Bänden herausgegeben, welche jedoch meist nur aus Uebersetzungen besteht, wenn gleich nicht bei allen ihr wahrer Ursprung angegeben ist.

Das beste böhmische Lustspiel, in gereimten Versen: „die Freier" hat uns Prof. S. K. Machaczek geliefert, der sich auch als Uebersetzer von Goethe's „Iphigenia," Raupachs „Isidor und Olga" und mehrerer Opern: „Die Schweizerfamilie," „Othello," „Don Juan," „der Schnee," „der Barbier von Sevilla" u. s. w., vorzüglich dadurch ausgezeichnet, daß er die Härten der böhmischen Sprache ganz zu umgehen verstand, und seine Verse oft wie italienisch klingen. Unter dem Titel: „Der Schönredner" hat er eine Gedichtsammlung für die Deklamation herausgegeben.

W. Turinsky hat nebst „Elegien" auch ein Trauerspiel „Angelina" geschrieben, das wohl durch Müllner's „Schuld" ins Leben gerufen, sich durch blühenden Styl bemerkbar macht; doch hat es eine mehr lyrische als dramatische Haltung.

J. E. Wocel lieferte ein Trauerspiel: „Die Harfe." W. Linda ein Schauspiel: „Jaroslaw von Sternberg" und ein „Gemälde des Zeitalters der Herzoge Wenzel und Boleslaw." Die neueste literarische Unternehmung im dramatischen Fache ist eine Sammlung von Uebersetzungen aus fremden Sprachen von W. Filipek und E. Pühner, von welchen jährlich 5 — 6 Bändchen herauskommen sollen. Das erste bereits erschienene Bändchen enthält „Karls X Rückkehr" nach Planché und „Fluch und Segen" von Houwald.

Einer der thätigsten jungen Literatoren ist Tyl, der nebst vielen dramatischen Uebersetzungen auch mehrere Originale in dieser Gattung gearbeitet; das vorzüglichste derselben ist „Czestmir," der zwar sehr eilig gearbeitet scheint, doch bedeutende Bühnenkenntniß und Lebendigkeit der Darstellung zeigt. Außer diesen besitzen wir noch Novellen und einen historischen Roman: „Wyhon Dub," von demselben.

Franz Ladislaw Czelakowsky, einer der fruchtbarsten böhmischen Literatoren, hat sich, nebst der literarischen Kritik, insbesondere durch slawische Volkslieder ausgezeichnet. Nachdem er 1822 — 1827 eine Sammlung „slawischer Nationallieder" in drei kleinen Bändchen herausgegeben, steckte er seinem reichen poetischen Talent das schwere Ziel, selbst Lieder im Geiste der stammverwandten slawischen Völker zu dichten, und sein „Echo russischer Lieder" übertraf in dieser Hinsicht jede billige Erwartung. Der Dichter hat mit bewunderungswürdiger Gewandtheit den verschiedenen Liedesformen die eigenthümlichsten Schattirungen der russischen Poesie aufgedrückt. Sein Gesang auf „Alexanders Tod," so wie „das Todtenfest," verdienen die Aufmerksamkeit der russischen Nation, und alle seine Poesien sind werth, in ihre Sprache übersetzt zu werden. Sein „Echo böhmischer Nationalgesänge" bezeichnet vollkommen den naiven, muntern und komischen Charakter der Volkspoesie unseres Vaterlandes, und bildet einen schroffen Gegensatz zu der ernsten, melancholischen, großartigen, oft übertriebenen Weise der russischen Dichtkunst. In seinen „vermischten Poesien" (zweite Auflage 1830) zeigt sich Czelakowsky's Geist in seiner Zierlichkeit, und noch anmuthiger in den „Erinnerungen von dem Ufer der Watawa."

Ein schönes, originelles Talent, wenn gleich noch nicht vielseitig ausgebildet, ist Joseph Jaroslaw Langer, der sich vorzüglich im heitern Genre glücklich bewegt. Seine „Idyllen" sind anmuthig, natürlich und harmonisch; seine „Brennesseln" und die „Handschrift von Bohdanec" haben eine satyrische Tendenz. Er hat „Volkslegenden" versprochen, und wäre allerdings der Mann für diese Gattung.

Nicht minder haben Kamaryt und Kamenicky in dem Genre die Volkspoesie ein schönes Talent entfaltet. Auch Karl Winaricky hat sich in „Erzählungen" und „Liedern" versucht.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 24.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 März 1838.

Das neuere französische Drama.

(Fortsetzung.)

Bald darauf besucht Caligula seine Amme Junia unter dem Vorwand, ihr seine Ehrfurcht und Dankbarkeit zu beweisen, in Wahrheit aber, um sich in den Besitz Stella's zu setzen. Er schmeichelt der Mutter, der Tochter und selbst Aquila, mit dem er aus Einem Becher der Gastfreundschaft trinkt. Es gilt jetzt die beiden Liebenden zu trennen, Stella ihrer Mutter zu entführen und dem heftigen Aquila die Möglichkeit der Rache abzuschneiden. Die beiden Meuchelmörder und Satelliten Caligula's übernehmen dieß Geschäft. Afranius bemächtigt sich auf offener Landstraße mit Gewalt Stella's, welche ihr Verlobter nicht zu retten vermag, und Protogenes kommt mit zwei falschen Zeugen in der Junia Haus um den Aquila als seinen entlaufenen Sklaven zu reklamiren. So wird der edle Gallier als Sklave weggeführt, der so viel Verruchtheit gar nicht zu fassen vermag. Kein Zuschauer wird sich des Schauders enthalten können bei diesem lebendigen Gemälde des damaligen Sittenzustandes unter dem Scepter des Materialismus und Sensualismus, und Jeder wird bekennen müssen, wenn er eine Vergleichung anstellt, was der Zustand der Menschheit durch Ausbreitung des Christenthums wurde, daß nur die Göttlichkeit Christi dieß Wunder einer moralischen Umgestaltung der Welt zu bewirken im Stande gewesen.

Caligula, zitternd und zagend in seinem Palast während eines heftigen Gewitters, gewinnt bald seine gottlose und sittenlose Lustigkeit wieder, als er hört, daß Stella in seiner Gewalt und Aquila in Sklavenbanden sey, und das römische Volk, empörungslustig, murre, weil das Getreide aus Sicilien fehle. Wirklich hört man auch den Sturm des Aufruhrs grollen, und alle diese Nachrichten eröffnen dem gekrönten Henker und Wollüstling erwünschte Aussichten auf Blutvergießen und Befriedigung seiner Lüste. Messalinen hofft er zu täuschen; denn er fürchtet ihren Geist und ihren Zorn, ohne sich anders, als durch die Annahme eines strafbaren Zaubers, die Herrschaft erklären zu können, welche diese Frau fortwährend über ihn ausübt.

Alles scheint anfänglich nach Caligula's Wünschen gehen zu wollen; Stella wird zu ihm gebracht, und trotz ihres Widerstandes, hofft er bald über sie zu triumphiren; Junia hat er beruhigt entlassen mit dem Versprechen, ihr bald ihre Tochter und ihren künftigen Schwiegersohn wieder zu schaffen; er glaubt, Messaline wisse nichts von seiner neuen Intrigue, und da auch die Winde jetzt der sicilischen Flotte gestattet haben, in den Hafen von Ostia einzulaufen, stürzt Caligula, um die Mißvergnügten, welche ein Opfer verlangen, gänzlich zu beschwichtigen, den Consul Afranius von seinem Balkon hinab unter die Empörer, den Afranius, den er selbst zum Consul ernannt, dafür, daß derselbe während einer gefährlichen Krankheit Caligula's dem Jupiter sein Leben als Opfer für das seines Herrn angeboten hatte. Er spottet noch des Unglücklichen und antwortet auf die Frage: wer jetzt Consul werden solle? — „mein Pferd!“ Aber dieß ist doch dem Geist jener Zeit nicht ganz gemäß. Selbst der grausamste der römischen Kaiser hätte gegenüber dem römischen Volk eine solche Sprache zu führen sich nicht erlaubt (obwohl sie privatim wohl so sprechen mochten), dem sie vielmehr immer öffentlich mit schönen Worten und glänzenden Festen schmeichelten.

Messalina hat jedoch von der neuen Leidenschaft des Kaisers erfahren und gedenkt sie für ihre Zwecke zu benützen. Sie weiß, wo Stella aufbewahrt wird; sie verspricht heimlich der Junia, ihr wieder ihre Tochter herbeizuschaffen, während ihr feiger Gatte Claudius sich immer vor Caligula niederwirft und sich gern dazu hergibt, unter den unwürdigsten Erniedrigungen zu leben. Der Tribun Cherrea ist auch nicht unthätig geblieben. Um den Kaiser zu meuchelmorden, hat er einen gallischen Sklaven zu kaufen befohlen, da diese für sehr treu und muthig galten; der gekaufte, mit verbundenen Augen zu ihm geführte Sklave ist Aquila, den Protogenes auf den Sklavenmarkt hat bringen lassen. Aquila zeigt sich sehr bereitwillig, aber als er hört, daß er den Caligula erdolchen soll, mit dem er den

Becher der Gastfreundschaft getrunken, und von dem er noch nicht weiß, daß er der Anstifter all dieser Schändlichkeiten ist, weigert er sich entschieden, verspricht aber dem Cherrea das Geheimniß zu bewahren. Dieser läßt ihn sich einen Augenblick entfernen, um Messalinen zu empfangen. Hier hat das klassische Auskunftsmittel sich behauptet; Aquila verbirgt sich hinter einem Vorhang, um die Unterredung der beiden Verschworenen zu belauschen, oder vielmehr, nach dem Bedürfniß des Dichters, um leichter zu erfahren, was er nicht hätte wissen sollen, und um seiner Zeit einen dem Drama nöthigen Effekt hervorzubringen.

Messalina setzt den Cherrea in Kenntniß von den Neuigkeiten des Tages, von dem Raube der Stella, von der Verzweiflung der Junia; die Betrachtung über die Art, wie man diese Sachlage benützen könne, belebt die Unterhaltung zwischen den beiden heuchlerischen Liebenden, welche beiderseits ihren Ehrgeiz unter dem Schein leidenschaftlicher Zärtlichkeit verbergen. Bei den ersten Worten dieser Offenbarungen stürzt Aquila aus seinem Versteck hervor unter die Beiden, und jetzt unterrichtet von den Schändlichkeiten Caligula's gegen ihn und seine Verlobte, schwört er alle Großmuth ab, und verlangt nur eine Waffe und Gelegenheit, um den Kaiser zu tödten. Beides verheißt ihm Messalina und führt ihn in den kaiserlichen Palast, dessen heimliche Zugänge ihr alle bekannt sind und zu welchen sie die Schlüssel besitzt. Sie hat auch schon die Junia hingebracht, welche entschlossen ist, Alles zu wagen, um die Tugend ihrer Tochter zu retten und den Wütherich zu strafen. Kaum haben sich Messalina und Aquila entfernt, so führt man vor Cherrea zwei junge Römer, die man unter den aufrührerischen Volkshaufen ergriffen hat, wie sie zum Umsturz der Tyrannei Caligula's aufforderten. Es sind die schon vom Prolog her bekannten Freunde des getödteten Lepidus: Annius und Sabinus. Sie sind Republikaner und machen kein Geheimniß daraus vor Cherrea, der sie mit verstelltem Wohlwollen befragt, denn er selbst hat früher ihre Gesinnungen getheilt, und zu Gunsten der Republik geht er jetzt mit einem Verschwörungsplan um. Trotz seiner Sympathie für die beiden Jünglinge, welche des Schicksals spotten, das ihnen droht, und dem Kaiser trotzen, läßt Cherrea, aus Furcht vor dem anwesenden Protogenes, dennoch dieselben ins Gefängniß abführen, wo ihrer bald die Hinrichtung wartet; aber er gelobt sich selbst, sie vorher noch zu befreien und sich ihres Muthes zu bedienen, um den Caligula zu stürzen und zu tödten.

Frei von den Sorgen der Regierung, will der Kaiser nunmehr über die Bedenklichkeit und den christlichen Widerstand der Stella triumphiren. Er läßt sie in ein verborgenes Zimmer einschließen. Aber Messalina, um sich von einer Nebenbuhlerin zu befreien und sie dem Caligula zu verleiden, kommt ihm zuvor und läßt den Aquila in das Gemach hinein, wo Stella eingeschlossen ist.

Gallier und Römer, alle huldigend den Ideen der Gewaltthätigkeit und der zügellosen Sinnlichkeit, entbehrend des Lichtes der Offenbarung und der Civilisation, erkennen keine sittlichen Gesetze an. Teutates oder Jupiter sind gleicherweise Götter des Sieges und der Rache; aber die christliche Jungfrau, die neue Tochter der Maria, hat durch ihre Taufe andere Ideen und Gefühle überkommen. Obgleich sie den Aquila liebt und in ihm ihren künftigen Gatten sieht, willigt sie doch nicht darein, um zeitlichen Glückes willen die ewige Seligkeit zu verlieren, welche Christus den treuen Jungfrauen im Himmel verheißen hat. Sie weicht die flehentlichen Bitten Aquila's zurück, und daran verzweifelnd, seinen Geist zu beruhigen ohne den Beistand des Gottes der Christen, ruft sie die Gnade dieses allmächtigen Gottes an, welcher nach seinem Wohlgefallen die Herzen verwandeln kann. Das in den ersten christlichen Zeiten so häufige, weil nothwendige, Wunder wird in der Seele Aquila's gewirkt. Der Glaube und die Worte der Stella, unterstützt von dem göttlichen Willen, bewirken die Bekehrung des Galliers. In dieser Scene ist das herrliche Glaubensbekenntniß der römisch-katholischen, apostolischen Kirche entwickelt, wie es später auf dem nicenischen Concil festgesetzt wurde, und Aquila, nunmehr durch Symbolum und dem Herzen nach Christ, achtet seine Verlobte und verlangt nur noch mit ihr nach dem Tode der Märtyrer. Es ist unbeschreiblich, welchen Eindruck diese Scene, die ebenso neu als großartig ist, auf dem Theater macht.

Kaum haben die beiden Christen den Entschluß gefaßt, als Caligula, von Messalina benachrichtigt, eintritt, und den Aquila mit Stricken an eine Säule binden läßt, von wo der Unglückliche der von Caligula gebotenen Hinrichtung der Stella auf dem Hofraum zusieht. Die Wuth des Galliers kennt keine Gränzen. Junia ist ebenfalls von Messalina herbeigebracht worden und hat ihre Tochter sterben sehen; sie zerschneidet die Bande Aquila's, und schwört auf den Dolch, den sie in Händen hat, das Blut des Ungeheuers zu vergießen, das sie gefängt, und der wilde Gallier schwelgt in der Idee, mit den Stricken, womit er selbst gebunden gewesen, den Caligula aus dem Leben zu befördern. Aber wie sollen sie aus diesem Gemach entkommen? Messalina, die ihre Schwüre gehört, öffnet ihnen eine geheime Thüre und verspricht, sie in das Zimmer zu führen, wo Caligula nach einem nächtlichen Feste in den Armen des Schlafs liegen wird.

Wirklich sieht man im letzten Akt den Festsaal des Caligula, wo dieser, Claudius und Andere um Tafeln herum liegen; Messalina als Bacchantin dem Herrn der Welt Wein kredenzend — Poeten und Musiker feiern seinen Ruhm und seine Tugenden. Um diese Orgie zu krönen, bringt man vor den Cäsar die beiden jungen Republikaner, denen er ihren Tod ankündigt. Annius und Sabinus bleiben gefaßten Muthes und sprechen entsetzlichen Fluch über ihn aus. Caligula, berauscht und erbittert, will sie selbst umbringen, aber man hält ihn zurück, und Caligula sinkt, erschöpft und trunken auf seine Pfühle zurück, während der feige Claudius, entsetzt über diese gräuelvollen Scenen, in ein anstoßendes Zimmer sich geflüchtet hat.

Cherrea und Messalina haben alle Anstalten getroffen. Sobald der Kaiser in Schlaf gesunken ist, führt die letztere Aquila und Junia, bewaffnet mit Dolch und Stricken herein. Der Tyrann erwacht und sucht sich zu vertheidigen, aber er er-

liegt ihrer Wuth und Rache. Cherres, von Annius und Sabinus gefolgt, welche noch glücklich vom Tode gerettet werden, tritt auf und will den Augenblick der Verwirrung benützen, um die Republik auszurufen; aber Messalina läßt ihm dazu keine Zeit; sie bringt mit den Prätorianern in den Palast, läßt Alle verhaften und zum Tode führen, und wie sie ihren zitternden Gatten, Claudius, um sein Leben flehen und knieen sieht, läßt sie ihn aufheben und zum Kaiser des Reichs ausrufen, das sie hinfort unter seinem Namen beherrschen will.

Ohne Zweifel wäre bei dieser Tragödie zu wünschen, daß Sujet und Handlung größere Einheit darböten, daß nicht jeder Akt gleichsam ein Stück für sich seyn sollte, und noch mehr, daß A. Dumas, bei einem im Ganzen glücklichen, geistreichen und belebten Styl, sich keine solche Nachlässigkeiten und Inkorrektheiten erlaubt hätte, welche ein so glänzendes Gewebe entstellen.

In der Epoche der römischen Geschichte, welche A. Dumas gewählt hat, fehlt es an wahrer Größe. Aber die Schilderung des aufkeimenden Christenthums, die Tugenden und der Muth, womit es seine Bekenner ausrüstet, die Wunder die es ankündigen und welche es wirkt, diese Morgenröthe einer ächt menschlichen Civilisation, welche sich neben einem brutalen Materialismus zeigt — dieß Alles verleiht dem Werke des Herrn Dumas eine Größe anderer Art, eine Bedeutung und ein Interesse, welche in unsern Augen die sonstigen Mängel entschuldigen, die eine strenge Kritik dieser Tragödie vorrücken könnte. So mußte man die neue Tragödie behandeln, welche das Jahrhundert zu fordern scheint; mit diesem reichen und nationalen Leben — denn es gründet sich auf die Religion Frankreichs — muß man das tragische Gedicht erfüllen. Es ist dieß der Anfang eines Theaters, wie wir es im Sinne haben und unserer Zeit wünschen.

A. Dumas hat eine Verpflichtung gegen das Publikum übernommen, deren Erfüllung ihm zum Ruhme gereichen muß. Er hatte sie schon vor mehreren Jahren übernommen gegen die heiligste Autorität, und ich weiß aus der besten Quelle, daß A. Dumas, als er neulich auf seiner römischen Reise das Glück hatte, dem Papst Gregor XVI vorgestellt zu werden, Sr. Heiligkeit ihn befragte, ob er nicht glaube, daß die Bühne zur lebendigen Entwicklung und fruchtbringenden Verbreitung der Prinzipien und der ergreifenden Thatsachen des Christenthums beitragen könnte? Herr Dumas antwortete bejahend, und daß er nicht ermangeln werde, diese Bahn zu betreten, sobald er glauben würde, der geeignete Zeitpunkt dazu sey gekommen."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die böhmische Literatur.

(Fortsetzung.)

Karl Agnell Schneider war als deutscher Dichter ganz unbedeutend, erst in spätern Jahren fing er in dem verwandten Gebiete des vaterländischen Idioms zu dichten an, und es schien, als sey ein anderer Geist in ihm erwacht; seine Poesien, meist heitern, selbst komischen Inhalts, zeichnen sich durch Anakreontische Leichtigkeit aus, und seine Balladen sind die besten, welche Böhmen besitzt.

Der verstorbene Professor Sedlaczek in Pilsen hat mehrere Gegenstände der Mathematik, Geometrie und Physik behandelt, nebenbei auch (Gelegenheits-) Gedichte und ein Lustspiel (für Pilsen) geschrieben.

Der vor kurzem verstorbene Kreuzherr und Censor P. Zimmermann hat nach gleichzeitigen Manuscripten der kaiserlichen Bibliothek — an welcher er als Scriptor angestellt war — die „Begebenheiten der Regierung Ferdinand I und Maximilian II bearbeitet.

Vincenz Zahradnik lieferte nebst wohlerfundenen, zweckmäßigen und sinnreichen „Fabeln" auch mehrere Abhandlungen über praktische Philosophie, und Zap die erste „Beschreibung von Prag" in böhmischer Sprache.

Prof. Smetana brachte ein „Gemälde des Alterthums" als ersten Theil der allgemeinen politischen Geschichte.

M. Z. Pollak machte sich schon seit 20 Jahren durch „beschreibende und lyrische Gedichte" bekannt; er hat Kraft und Feuer, doch schreibt er meist in etwas monotonen achtsylbigen Trochäen ohne Cäsur, und bedient sich oft gewisser Endungen zu gewagter Worte, die nur mitunter glücken. Seine „italienische Reise" vereinigt moderne Zierlichkeit mit einer recht belebten Durchführung. Auch Slama's „Fußreise durch das südliche Böhmen" hat eine gute und lebendige Darstellung.

In der Volkserzählung: „Die Blumensprache" von Amerling ist, dem Titel zum Trotz, die Sprache doch sehr preciös.

Auch zwei Damen zählt der böhmische Parnaß: die ehrwürdige Schwester Maria Antonia, welche einige „moralische Novellen und Erzählungen" schrieb, und Frau Magdalena Retik, die, nebst einer dramatischen Bagatelle: „Die weiße Rose" mehrere recht artige und gemüthliche Gedichte theils in Zeitschriften drucken lassen, theils in eignen Sammlungen unter dem Titel „Marianens Körbchen" und „Narcissen" herausgab. In der letztern Zeit hat sie sich einer wahrhaft weiblichen Gattung zugewandt, und brachte den böhmischen Hausfrauen ein „Kochbuch" dar.

Unter dem Titel „Wesna" ist für 1837 der erste Jahgang eines Taschenbuches erschienen, welches großen Beifall findet. Es enthält Gedichte von Rubesch, Ludmilla Tichy (die dritte Dame im literarischen Bunde), Langer, Sfitnelh, Pichl, Erben, Sabinsky, Trojan und Picek; prosaische Beiträge von Tyl, Wrtatko, Filipek, Hagnis und Posvissil.

Die erste und wichtigste aller böhmischen Zeitschriften ist unstreitig die Quartalschrift des böhmischen National-Museums, deren Tendenz rein wissenschaftlich und vorzüglich dem Vaterlande geweiht ist.

Der Redakteur Palacky hat seine Hefte mit kostbaren Ueberresten des Geistes unserer Ahnen bereichert, manche dunkle Epochen der Vorzeit beleuchtet, und insbesondere viele merkwürdige Briefe des vierzehnten, fünfzehnten und sechszehnten

Jahrhunderts geliefert. Auch gab er uns aus den Schriften des Hagek von Hodietin (1413) und Wenzel Wlczek von Chcynow (1490), zweier der größten Feldherren ihrer Zeit, interessante Notizen über die Art, wie unsere furchtbaren Vorfahren Krieg führten, und bewies, daß manche Waffengattungen, z. B. die Pistolen- und die horizontalen Mörser, welche noch heutzutage im Gebrauch, böhmischen Ursprungs (?) sind. Er hat uns mit dem Plane Georgs von Podiebrad bekannt gemacht, ein höchstes Friedensgericht einzuführen, welches die Streitigkeiten der Fürsten freundschaftlich schlichten sollte, in welcher Absicht Georg 1464 eine Gesandtschaft an den König von Frankreich sandte, deren Tagebuch noch existiert (es wurde in der deutschen Museumszeitschrift mitgetheilt); ferner lieferte er Auszüge aus den Memoiren Karls von Zierotin, eines der berühmtesten Männer seiner Zeit, und aus der allgemeinen Kirchengeschichte des Paul Skala von Zhore von 1621 (welche zu Dur in der Bibliothek der Grafen von Waldstein vergraben lag bis auf unsere Zeit) Biographien des Zawisch von Rosenberg und Amos Comenius, des Mannes seiner Zeit, der am meisten an der Vervollkommnung der Erziehung arbeitete; eine etymologische Analyse der Ortsnamen in Böhmen und mehrere ästhetische Abhandlungen, in welchen er seine Ansichten sehr lichtvoll entwickelt. Der Charakter der Schriften Palacky's ist ein gesundes Urtheil und ruhige Parteilosigkeit. — Den ersten Rang nach dem Herausgeber nimmt unter den Mitarbeitern Schafarik ein, der aus allen Fächern seines reichen und vielseitigen Wissens der Lesewelt hier Proben vorlegte. — Chmelensky hat eine gute „Abhandlung über die böhmischen Leben" geschrieben, und Pr. Anton Jungmann uns alle mineralischen Quellen Böhmens (177 an der Zahl) kennen gelehrt, während Dr. Ryba mit großer Klarheit und Popularität die asiatische Cholera beschrieb. — Hr. Pelikan lieferte eine juridische Terminologie, und Hanka einen Bericht über verschiedene alte, neuerdings aufgefundene Denkmäler unserer Sprache, Jos. Jungmann und Palacky aber erhoben die Stimme, um jene vor zweckwidrigen Neuerungen zu schützen, die ihrer Eigenthümlichkeit Abbruch zu thun drohten. — J. E. Wocel bringt Proben epischer Gedichte, in welchen er die Premisliden unserer alten Herrscher besingt. Jos. Jungmann hat all' unsere Sprüche gesammelt, und eine Novelle daraus gebildet, die alle Sätze der Volksweisheit umfaßt. „Ein Tag in Krähwinkel" ist mit Geist geschrieben. — Czelakowsky's „Correspondenz gemeiner Leute" ist durch und durch charakteristisch, und da er seine Correspondenten ganz mit ihrem Berufe beschäftigt darstellt, reichen wenige kecke Züge hin, ihr Bild zu entwerfen. Nationeller Scherz und ein wenig Satyre vollenden den Effekt. Außerdem liefert diese periodische Schrift literarische Anzeigen, Kritiken und Correspondenz, ferner Uebersichten slawischer Literatur und die Berichte des Nationalmuseums.

Ein anderes Journal: „Krok," welches seit 1821 besteht, hat eine encyklopädische Tendenz, und ist ebenfalls der Vervollkommnung der böhmischen Literatur und Sprache wie der Kenntniß der Natur gewidmet; doch erscheint es in großen Zwischenräumen und wir besitzen davon erst 10 Hefte. Der Redacteur Prof. J. S. Presl hat es unter Andern versucht, eine böhmische Terminologie der Naturwissenschaften zu bilden, wozu er die Elemente aus den slawischen Sprachen genommen. Die meisten der Ausdrücke sind von competenten Richtern gebilligt worden; doch fielen manche etwas unnatürlich aus. Prof. Presl, welcher überdieß Artikel über Physik, Chemie, Geologie, Geognosie u. s. w. für sein Journal lieferte, schreibt überhaupt etwas schwierig, und eigentlich mehr für Gelehrte, als für das Lesepublikum. Andere naturhistorische und technische Aufsätze sind: „Ueber die Kometen" von Smetana und Chmela, „über den Lein und die Kunst des Webens." In Philosophie, Poesie und Kunstkritik lieferte Palacky eine Abhandlung „über die Verrichtungen des menschlichen Geistes," und eine „Geschichte der Philosophie des Schönen;" Jos. Jungmann einen Artikel, „über den Sanscrit" und „Materialien zu einer slawischen Mythologie;" Hanka „zwei Episoden aus dem indischen Epos Rama Yona;" derselbe und Schafarik einige Aufsätze über Prosodie und Metrik u. s. w.

Das „Journal für den katholischen Clerus" wurde unter dem Erzbischof Chlumczansky gegründet, und der Canonikus Pessina zum Redacteur ernannt; eine thätige und ausgebreitete Correspondenz hat ihm viele gute Mitarbeiter verschafft; mehrere unserer gebildetsten Geistlichen nehmen Theil daran, und das Ganze zeichnet sich durch einen ruhigen Ton und wohlwollend christlichen Geist aus. Als Anhang liefert diese Zeitschrift gewählte Auszüge aus den Kirchenvätern, unter andern die wichtige Abhandlung St. Augustins „de civitate Dei," von Czelakowsky vortrefflich übersetzt.

Noch eine zweite periodische Schrift: „Zeitschrift des erzbischöflichen Consistoriums," redigirt von dem Domherrn Waclawiczek, ist der theologischen Wissenschaft gewidmet.

Die Prager politische Zeitung wurde seit 1834 von Czelakowsky redigirt, der im Dec. 1835 die bekannte Rede des Kaisers Nicolaus in Warschau ungefähr mit folgendem Zusatze mittheilte: „Wir enthalten uns aller Bemerkungen über eine Rede, welche ganz so gestaltet ist, als hätte sie vor vier Jahrhunderten ein tatarischer Chan an die Russen gehalten." Die Redaction wurde ihm abgenommen, und an Stepanek übertragen, dessen Leitung auch das Unterhaltungsblatt vertraut ist, welches als Beilage der Zeitung erscheint.

Die „Blüthen" haben eine große Mannichfaltigkeit an Artikeln, und meist jugendliche Mitarbeiter, darunter bedeutende Talente; doch meist noch im Werden begriffen. Hr. Tyl, welcher der Redakteur seyn soll, zeigt auch hier Humor und überhaupt bedeutende Gaben, doch vernachlässigt er die äußere Form noch oft, und es ist ihm nur ernster Fleiß anzuempfehlen.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 25.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 März 1838.

George Sand (Mad. Dudevant).

Von diesem sphinxartigen literarischen Hermaphroditen, von diesem Weib-Mann, liegen aus der neuesten Zeit zwei ganz verschiedene Werke vor, ihre Lettres d'un voyageur und Mauprat, ein Roman. Wir wollen beide hier zusammenfassen und uns daraus im Schlimmen und Guten ein Bild von der immer merkwürdigen und interessanten Erscheinung dieser in Mannskleidern, die Cigarre im Mund, auftretenden Schriftstellerin entwerfen.

Es ist natürlich, daß ihr Publikum alle ihre Schriften wie Meisterstücke betrachtet, an die sich die Kritik nicht wagt, wenn sie sich in Paris nicht die Finger verbrennen will. Die Bewunderer der kleinen Frau behaupten schon seit einigen Jahren, ihre Romane Indiana, Valentine, Lelia u. s. w., seyen nur geistreiche Fiktionen, unter denen sich der kühne Neuerer verstecke, um vorerst indirekt und unmerklich die Säulen und Pfeiler der gesellschaftlichen Ordnung zu untergraben, bis er sich kräftig genug fühle, sie mit seinen Armen zu zertrümmern. Wie oft haben ihre Leute nicht wiederholt, diese Romane bereiteten eine neue durchgreifende Revolution in den Sitten, eine neue Zukunft für die Frauen vor, und hätten nichts Geringeres zum Zweck, als für immer die Familie und das Familienleben zu vernichten, die ja nichts seyen, als nur alte einfallende Trümmer armseliger Vergangenheit, deren die wieder jung werdende Menschheit in ihrem mächtigen Fortschreiten nicht mehr bedürfe und sie daher über den Haufen werfe.

Von diesen Romanen ist George Sand für kurze Zeit abgegangen und hat sich auf Reisen begeben. Seine reisebeschreibenden Briefe sollen aber jenes große Vorhaben nur fortsetzen wie die Alchimisten der vergangenen Jahrhunderte, die ihr ganzes Dichten, Trachten, Denken und Leben, ihr ganzes Gut und Habe auf nichts verwendeten als auf die Entdeckung des Steins der Weisen. Nachdem sie dreißig bis vierzig Jahre lang aus Leibeskräften ihr Feuer angeblasen und ihre Schmelztiegel zum Glühen gebracht hatten, war ihnen doch nichts gelungen, als einige glänzende, aber ungestalte und unnütze Schlacken, die gefährlichen Explosionen, die giftigen Ausdünstungen und Miasmen ungerechnet, die aus ihren Mischungen, aus ihrem Sieden, Kochen und Schmelzen hervorgingen. Dergleichen sind die Versuche der jungen Schule.

Für G. Sand sind Reisen nur eine Veranlassung, über Alles zu sprechen und rechts und links abzuschweifen, über Politik, Literatur und Kunst. Von Länderbeschreibung und Bemerkungen über Sitten und Leben der Völker ist nicht bei ihr die Rede. Immer und überall und bei jeder Veranlassung tritt ihre Person heraus und was mit dieser in direkter oder indirekter Beziehung steht, was für sie interessiren und die Pariser einnehmen oder fortdauernd gewinnen kann. So z. B. sah sie in Venedig nichts als die Gondel, auf deren Kissen sie nachlässig hingestreckt lag, ihr zunächst die Ruderer mit ihren athletischen Formen und männlichen Gesichtszügen, ein Kontrast, der den Reiz des weiblichen zarten Baues recht hervorhob. In der Schweiz tritt das Amphitheater der Alpen ganz vor ihr selbst in den Hintergrund. Mitten in diesen Riesenbergen, am Fuß des Montblanc, im Chamounithal, auf dem mer de glace, denkt sie nur an das, was schon in Genf tiefen Eindruck auf sie gemacht hatte, Lizt's affektirt gekämmter Haare und des jungen Hermann's wollüstig schwärmerischen Blick, neben seiner schmutzigen Blouse. Dergleichen nennt man dann in Paris hohe, große Dichtung, bewundernswürdigen Styl, mächtige Imagination und große, tiefe Gedanken!

Ja, wenn der Styl nichts wäre als Harmonie der Worte und Schmiegsamkeit der Phrasen; die Imagination nichts weiter als das Talent unnatürliche und widernatürliche Scenen zu erfinden und auszumalen oder Gedanken zu fassen, die alles Bestehende umstoßen sollen und die sich Allem feindlich entgegenstellen, was bisher bei guten und gebildeten Menschen Geltung hatte. In dieser Opposition zeigt G. Sand allerdings entschiedenes Talent. Ihre Schriften enthalten auch gar manche Seiten, die besser und harmonischer klingen als viele Gedichte; sie wären aber noch vorzüglicher, wenn die Verfasserin nicht so entsetzlich nach Originalität haschte, daß sie sich nicht einmal an

das beste Muster, an die Natur hält. Was hilft aber ein gut geschriebenes Buch, wenn es übel gedacht ist? Was hilft eine starke Imagination, aus der nichts hervorgeht als Monstruositäten oder Lappereien? Dergleichen mag man literarische Kunstfertigkeit heißen, Genie aber ist es gewiß nicht. Sophismen haben wohl manchmal ihr Anziehendes, z. B. bei J. J. Rousseau; sie müssen aber mit Logik und Verstand durchgeführt seyn und nicht wie bei G. Sand kindisch von Einem auf das Andere abspringen.

Die Reisebriefe haben eine starke misanthropische und sarkastische Färbung, die gar wunderlich mit den Lappereien kontrastirt, in denen sich die geistreiche Frau so oft gefällt und darin ganz kindisch erscheint. Ihre Ungleichheit fällt gar manchmal ins Lächerliche, denn wenn sie über einen Grashalm eben in poetische Extase gerathen ist, nimmt sie gleich darauf den Ton des jungen Lebemannes — in Paris nennt man sie viveur — an, der stark nach Kaffeehaus und Estaminet riecht. Man sollte dann glauben, G. Sand sey ein flotter, lustiger Bursche. Da würde man aber sehr irren, denn unter dem brillanten Firniß, unter dem Spott und der kecken Satyre über alles Bestehende findet man den Ausdruck eines traurigen, gepeinigten und schmerzlich zerrissenen Gemüthes. Der kleinen Frau hört man an, es hat ihr nichts geholfen, sich über Ordnung und Sitte der menschlichen Gesellschaft hinaus zu setzen, sich gegen sie aufzulehnen und ihr all ihr Unglück vorzuwerfen, denn sie sieht in dieser Gesellschaft gar manche Verständige, die sie bedauern und die Achseln über sie zucken; allerdings ein trauriges, peinigendes Gefühl. Sie fängt an einzusehen, daß ihr Kampf gegen die Gesellschaft und das vernünftig Bestehende bei all ihrem Geist zwecklos ist, und daß sie umsonst ihre Feder gegen den festen Harnisch des gesellschaftlichen Körpers zersplittern wird. Sie scheint es auch nach und nach müde zu werden und einen andern Weg einzuschlagen. So hatte sie sich in ihren frühern Schriften oft entschieden, bitter, sarkastisch und heftig gegen die Ehe und das Familienleben erklärt, was ganz natürlich scheint, wenn man Mad. Dudevants Privatleben kennt. Jetzt sieht sie ein, daß sie darin zu weit gegangen ist, und sie erklärt, daß sie eigentlich nichts gegen die Ehe im Sinn des Evangeliums und des Gesetzbuchs habe, ja daß diese eine herrliche Anstalt sey; sie behaupte nur, die schlechte Aufführung der Ehemänner rechtfertige die Unordnungen und Ausschweifungen der Frauen. Bald wird sie auch einsehen, daß auch Letzteres ein zwar scheinbarer, oft von den Frauen zu ihrer Entschuldigung vorgebrachter, aber doch unrichtiger Satz ist, der so gestellt werden muß: Die Gesellschaft, und besonders ihr weiblicher Theil, soll viel strenger seyn gegen schlechte Ehemänner, sie soll sie durch Verachtung zeichnen und aus ihren Vereinen stoßen, sie soll vor dem Richterstuhl der Moral die volle Gleichheit der beiden Geschlechter fordern, dann aber auch die Frau mit Verachtung und Ausstoßung treffen, die schamlos genug ist, die Ausschweifungen ihres Mannes als Rechtfertigungsgrund anzuführen, wenn sie sich — wie ihr Mad. Dudevant ausdrücklich erlaubte — dem Laster hingibt, Familienbande bricht und eine freie Frau im St. Simonistischen Sinn wird.

Alle diese Irrungen sind bei G. Sand um so mehr zu bedauern, als sie viel esprit hat. Ihre meisten Fehler kommen von der übertriebenen Schmeichelei ihrer Freunde und Bewunderer französischer und deutscher Zunge. Gewiß hat sie sich oft im Stillen ihren Irrthum und ihre Schwäche gestanden, gewiß hat sie das Leere jener scheinbaren Philosophie gefühlt und erkannt, die sich umsonst abmüht, das beschämende Mißgefühl und peinliche Unbehagen einer Seele zu beschwichtigen, die nichts hofft und nichts glaubt. In den Reisebriefen ist eine merkwürdige Stelle, wo sich G. Sand über sein Talent, sein Streben und seine Erfolge so aufrichtig als bezeichnend ausspricht: „Mein Stolz war anfangs gekränkt und niedergeschlagen, erhob sich aber wieder und beschloß, ich sey zwar müde und erschöpft, aber doch ein guter Fußgänger und ein tüchtiger Steinbrecher... So machte ich mich denn wieder auf den Weg, wiewohl hinkend, und fallend sagte ich mir doch immer, ich wäre gut zu Fuß; mein Fallen sey kein Fallen, die Steine seyen keine Steine. Gar Manche machten sich mit Recht über mich lustig, Andere glaubten mir aufs Wort, weil ich das hätte, was die Künstler Poesie, die Soldaten Aufschneiderei (blague) nennten."

In dem Roman Mauprat stellt sich G. Sand viel höher als in den Reisebriefen und allen ihren frühern Schriften, denn diese Erzählung aus dem Mittelalter ist nicht allein hervorstechend durch ihren brillanten Styl, sondern auch voll Interesse. Wäre die Verfasserin immer so bei und in der Wahrheit geblieben, hätte sie ihr Talent immer dazu verwendet, ohne alle krampfhafte Wendungen und Zuckungen, Ereignisse zu erzählen und Charaktere richtig auszumalen, die ihre fruchtbare Imagation erfindet, so könnte ihr Niemand die erste Stelle unter den Romandichtern Frankreichs absprechen. In diesem Roman zeigt sich die glühende Frau, zwar voll Leidenschaft, aber doch mit einem Herzen und einer Seele, welche die zartesten Nuancen des Gefühls auszudrücken vermögen. Nur die Liebe weiß sie nicht mit Wahrheit darzustellen, denn sie malt sie immer mit falschen und übertriebenen Farben, als Wahnsinn, als Wuth, als Tollheit. Das ist nur Löwen- und Tigerliebe, nicht wie sich dieß Gefühl im menschlichen Leben zeigt.

Mr.

Das neuere französische Drama.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nunmehr unsern Lesern auch ein paar kleinere Abschnitte aus dieser Tragödie in Uebertragungen vorlegen, wobei wir statt der gereimten Alexandriner den Jambus substituiren. Wir wählen zuerst die Stelle aus Akt I, Scene 2, wo Stella ihre Mutter von ihrer Bekehrung zum Christenthum in Kenntniß setzt.

Junia.

Doch ich sprech' ja in Einem fort; siehst du
Das macht die Freudetrunkenheit. O sprich
Jetzt du! denn tausend Dinge mußt du mir
Zu sagen haben.. sprich! ich hör' dir zu.

Stella.

Ja! und ich hab' ein groß Geheimniß, Mutter!

Junia.

So? ein Geheimniß, meine Stella? Rede!

Stella.

Vor Allem, theure Mutter, Stella ist
Nicht mehr mein Nam', ich nenne mich Maria.

Junia.

Was sagst du Kind? wie kommt's, daß du den Namen,
Den ich dir wählte, nicht mehr trägst?

Stella.

Verzeihung!

Junia.

Maria sagtest du?

Stella.

Oh! dieser Name
Ist der, den eine heil'ge Jungfrau trug.

Junia.

Der andere aber der....

Stella.

Den eine Mutter
Voll Zärtlichkeit mir gab, ich weiß; und darum
Behalt' ich ihn auch; laß denn beide mir.

Stella erzählt nun weiter auf Befragen ihrer Mutter, wie sie bei ihrer Muhme in Gallien einmal Abends am Meeresufer gesessen, in Gedanken und Erinnerungen an die Heimath und die Mutter vertieft:

Da sah ich, ohne Steuermann und Ruder,
Das Meer durchkreuzen eine Barke, drauf
Zwei Männer und zwei Frau'n — und noch entzückt
Das wunderbare Schauspiel mich von damals:
Ein goldner Heil'genschein schwebt' um das Haupt
Von allen Vier, aus welchem Strahlen schoßen
Von so gewalt'gem Licht, daß ich davor
Das Aug' geblendet mußte niederschlagen,
Und als ich es mit Zittern wieder aufschlug,
Sah ich in meiner Näh' die heil'gen Fremden.
Sie kamen alle Vier von Syrien her,
Verbannt durch ein Edikt aus ihrer Heimath.
Es hatte die gereizte Menge sie,
Das Henkeramt verwaltend, ohne Wasser
Und Brod, und ohne Ruder und gebunden,
Auf einem schwachen Boot ins Meer gesetzt —
Und während eines Sturmes fortgetrieben.
Doch kaum berührt' ihr kleines Schiff die Wellen,
Als auf den Lobgesang, den diese heil'gen
Matrosen stimmten an, der wilde Sturm
Zusammenfaltete die rauschenden Flügel,
Die brüllenden Wogen ebnete das Meer
Und eine rein're Sonn', am Himmel wieder
Erscheinend, hüllt' in einen Strahlenkreis
Den Kahn...

Junia.

Ha! das war ein Prodigium.

Stella.

Nein, meine Mutter! ein Mirakel war es,
Die Eisen fielen ihnen ab von selbst;
Die Fluth des Meers verlor die Bitterkeit
Und zweimal täglich ward das Schiff bedeckt
Von Himmelsmanna, dem der Wüste gleich.
Und so sah ich, von eines Gottes Hand
Geführt sie landen. . . . .

Die Eine von den Frauen blieb bei uns;
Sie fragte, ob die Berge oder Wälder
In unsrer Näh' nicht einen Zufluchtsort
Darböten, welcher, unbekannt und dunkel,
Auf immer von der Welt sie scheiden könnte.
Und Aquila besann sich, daß er einst
Gefunden eine wild-einsame Höhle,
Gewölbt im Schooße der erhab'nen Alpen,
Wo überm Abgrund baut den Horst der Aar.
Dorthin geleiteten wir sie; am Abend
Des zweiten Tags erreichten wir den Fuß
Des Bergs; da fiel in heiliger Verzückung
Sie auf die Kniee, lang' und brünstig betend,
Dann wanderte sie mit entblößten Füßen
Auf die verborgene Höhle zu, nicht Antwort
Auf unsre Bitten, unser Rufen gebend.
Hin über Steine, Dornen, knot'ge Wurzeln
Sah'n wir sie steigen, in der Hand den Stab;
Und angekommen an der Wallfahrt Ziel
Sank sie erschöpft und athemlos zu Boden.

Junia.

Ihr Name, meine Tochter?

Stella.

Magdalene!
Und diese Frau, so fühllos gegen Schmerzen,
Hatte, im Schooß der Wollust, unter Blumen
Und Düften, ihrer Jugend Schatz vergeudet.

Stella erzählt die Geschichte der Bekehrung der Magdalena, welche Dumas zu einer Schwester des vom Tode erweckten Lazarus macht, und kommt so auf Jesus Christus, sein Leben, Leiden und Sterben, dessen Gesetz sie angenommen; und zwar sey sie erst unmittelbar vor ihrer Abreise getauft worden. Aquila theile ihren Glauben noch nicht, aber bald, das hoffe sie, werde die Reihe auch an ihn kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die böhmische Literatur.

(Schluß.)

Im Jahre 1834 erhielt Prag auch ein böhmisches Pfennigmagazin (Swetozor) unter Schafariks Leitung, welches sich in den Holzschnitten zwar nach dem „Panorama des Universums" richten mußte, doch einen eigenen meist gründlicher und wissenschaftlicher bearbeiteten Text hatte. Die zwei jungen, thätigen Gelehrten Storch und Zap waren rüstige Mitarbeiter für das geographische, Hanl und Amerling für das naturhistorische Fach; aber die meisten dieser Herren, besonders der letztere, schrieben zu wenig populär für ein Unternehmen dieser Art, welches mit dem zweiten Jahrgange wieder geschlossen wurde.

„Der Jugendfreund" von Ziegler, Dechant zu Chrudim, herausgegeben, enthält z. B. Correspondenzen aus Indien u. s. w. kurz Alles, was man unter diesem Titel nicht suchen würde, sehr selten aber einen Artikel, der für die Jugend und ihre Erzieher anziehend oder nützlich sey könnte. Eine Uebersetzung

des Campe'schen „jüngern Robinson" zog sich von 1828 — 1834 durch die Hefte.

„Czechoslaw" von Langer, der manche sehr schätzbare Artikel enthielt, ist leider eingegangen; eben so das „Abendblatt," von dem ein Spottvogel bemerkte, es sey bald entschlafen, nachdem es die Andern eingeschläfert habe.

Die Zahl der Uebersetzungen ist Legion. Nicht allein einige Griechen und Römer, sondern auch einzelne Werke der Classiker der Franzosen und Engländer: Florian und Fenelon, Ossian, Milton und Pope, die deutschen Dichter und Prosaisten: Schiller und Goethe, Grillparzer, Müllner, Zschokke und Kotzebue, die europäischen Tendenzen der letzten Jahrzehente, Byron und Walter Scott, Bulwer und Washington Irving, ja sogar Van der Velde und Clauren haben ihre Bearbeiter gefunden. Prof. Presl hat mit seltener Thätigkeit auf dem Gebiete der Naturwissenschaften Cuviers Discours sur les révolutions de la surface du globe" und das: „Système des mammifères" übersetzt, während Winaricky (der im deutschen „Museumsjournal" und dem „Almanac de Carlsbad" sehr interessante Uebersichten der böhmischen Literatur gab) die klassischen Werke des Bobuslaw von Lobkowitz ins Böhmische übertragen, und dessen Biographie geliefert hat. Prof. Purkinje hat den Versuch einer Uebersetzung der Gerusalemme liberata" im Versmaß des Originals, und Junika (Zak) in Hexametern gewagt. Von den Werken der stammverwandten Polen haben wir Uebertragungen von Senkowski und Somov; die wichtigste ist aber jene von dem „Agay Chan" des Grafen Sigismund Krasicki, und Czelakowsky hat uns den harmonischen Ton dieses vortrefflichen polnischen Dichters mit vielem Glücke wiedergegeben.

Aber auch die Muse des Gesanges hat unter den böhmischen Slawen ihre Tempel und ihre Priester. Unter dem Titel: „Kranz" erscheint unter Chmelensky's Leitung eine musikalische Monatschrift, theils aus beliebten Opernstücken, theils aus böhmischen Originalen bestehend. Tamaschek und Witasek, und mehrere ihrer Schüler: Kittl, Ruziezka, Wocel u. s. w., unterstützen ihn mit Eifer. Tomaschek hat unter andern die sechs lyrischen Gesänge der „Königinhofer Handschrift" in Musik gesetzt. — Fr. Sussil hat die Volkslieder Mährens gesammelt und mit 94 Melodien erscheinen lassen, und schon im Jahre 1825 wurde zu Prag auch mit einer böhmischen Oper ein Versuch gemacht, und „die Schweizerfamilie," zwar nur von Dilettanten, doch mit bedeutender Theilnahme aufgeführt. Stepanek, Machaczek, Chmelensky u. a. übersetzten nachher mehr als 30 Opern, der letztgenannte schrieb 3 Originalopern: „Der Drahtbinder," dann „Libussa's Urtheil" und „Udalrich und Bozena," welche Kapellmeister Skraup in Musik setzte; und die böhmischen Opernproduktionen wurden selbst von den Deutschen fleißig besucht, und manchen deutschen vorgezogen.

Dieß die flüchtige Skizze der Geschichte der böhmischen Literatur und ihres gegenwärtigen Zustandes. — Daß nicht alle erwähnten Werke von gleichem Werthe sind, ist natürlich, und eben so natürlich findet sich unter den Literatoren Böhmens manches Talent, welches noch zu wenig geliefert, um hier erwähnt zu werden, wie auch eine große Zahl von Scriblern, deren Arbeiten wir mit gutem Bedacht gar nicht erwähnten. Der gefährlichste Wurm, den die junge Frucht der böhmischen Literatur in ihrem Herzen trägt, ist aber der Unfriede, welcher zwischen der kleinen Zahl von Literatoren herrscht, die sich wechselweise mit einer Wuth und einer Energie des Ausdrucks anfallen, die wenig hinter den literarischen Vorkämpfen der deutschen Gelehrten zurückbleiben. Diesen renommistischen Ton haben zwei böhmische Gelehrte, und zwar zuerst gegen Dobrowsky angestimmt. Der erste war Prof. J. Negedly, welcher zwar Dobrowsky's „System der böhmischen Sprache" bei seiner „böhmischen Sprachlehre" bedeutend benutzte, gleichwohl aber die nach der Analogie verbesserte Orthographie mit unverzeihlicher Heftigkeit anfiel. Der zweite war Prof. Swoboda, der ebenfalls mit dem großen Sprach- und Alterthumsforscher in Zwist gerieth. Dobrowsky bestritt nämlich die Aechtheit oder vielmehr das Alterthum eines aufgefundenen böhmischen Gedichtes, und, abgerechnet, daß der Ausspruch eines Mannes, der sich als slawischer Philologe einen europäischen Ruf erworben, nur mit großer Vorsicht angetastet werden sollte, hätte sein Gegner, schon aus Achtung für seine übrigen Verdienste, selbst wenn er im Rechte war, dasselbe ohne Leidenschaft vertheidigen sollen. Der jugendliche Geist des Greises antwortete eben so lebhaft, und ist es wohl ein Wunder, daß ein solches Beispiel die feurige Jugend zu einer Heftigkeit aufregt, die das Gute nie zu fördern vermag? Nicht minder hemmend für den allgemeinen Zweck ist der Umstand, daß man — oft aus Bosheit, oft aus falschverstandenem Patriotismus — rein linguistischen oder literarischen Strebungen einen politischen Zweck unterlegt. So hat ein Theil der böhmischen Literatoren die fixe Idee, daß mehrere ihrer Collegen und eine große Volksmenge sich mit besonderer, die böhmische Individualität bedrohender Vorliebe Rußland zuwenden; wenn aber auch vielleicht Einer oder der Andere, aus Eitelkeit oder selbst aus Dankbarkeit für die Anerkennung eines löblichen Unternehmens, mit besonderer Rücksicht gegen jenes Reich zu Werke geht, so ist doch das ganz unbedeutend, und die Furcht vor einer allgemeinen ähnlichen Stimmung nur ein Hirngespinnst. Es ist wahr, daß die Erscheinung des Kaisers Nikolaus in den Jahren 1833 und 1835 Sensation in den höhern Kreisen und selbst unter Personen des Mittelstandes machte, denen die Gestalt und Repräsentation des schönen Mannes imponirten; doch auf das Volk machen solche Eigenschaften keinen tiefen Eindruck, und wäre es, die Treue der Böhmen an ihre Dynastie kann nicht so leicht wankend gemacht werden. Traurig ist es aber, daß ein solches Phantom oft die wackersten Männer unter den böhmischen Literatoren zu falschen Schritten verleitet, die ihrem eigenen, wie dem Gesammtwirken und Gesammtzwecken störend entgegentreten, statt selbe zu fördern. Wenn übrigens in Deutschland bedeutende Literatoren ihre Zeit an unfruchtbare, oft rein persönliche Polemik verschwenden, oder sich wechselweise revolutionärer Gesinnungen anklagen, so ist das allerdings beklagenswerth, da sie etwas Besseres wirken könnten; doch bleibt bei der großen Masse geistiger Kräfte das Uebel nur local und individuell, während es bei dem kleinen Kreise der böhmischen Schriftsteller den Kern des literarischen Lebens angreift, und, wer es mit der slawischen Wissenschaft und Kunst redlich meint, kann ihre Repräsentanten nicht genug zum Frieden und Vereinigung der gesammten Kräfte zur Erreichung ihres schönen Zweckes ermuntern. Daß uns dieß wahrer Ernst sey, mögen diese Schlußworte bezeugen, die wir ehrlich und offen auszusprechen für Pflicht halten, obschon wir überzeugt sind, daß sie von manchen slawischen Literatoren — zumal den Dilettanten, welche jeden Tadel als ein Verbrechen gegen die Majestät ihrer Person betrachten — mit Erbitterung gelesen und angegriffen werden dürften.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 26.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 März 1838.

Auszüge aus dem Beharistan, d. i. Frühlingsgarten Dschami's.

Mitgetheilt von Freiherrn von Hammer-Purgstall.

Der Frühlingsgarten Mewlana Dschami's, des Schlußsteins der großen persischen Dichter, ist im Redscheb 1252 (Ende Oktober 1836) mit dem Kommentare Es-Seid Mohamed Schakir's, unter dem Titel: Geschenk für kundigen Mann als Kommentar des Beharistan, *) in einem Quartanten von 607 Seiten erschienen. Dieser gleich dem moslimischen Paradiese in acht Gärten eingetheilte Frühlingshain ist dem Rosenhaine Saadi's nachgeahmt, theils aus Prose theils aus Versen bestehend. Derselbe ist bisher nur durch das Wenige, was darüber in der Geschichte der schönen Redekünste Persiens **) gesagt worden, und durch die aus dem siebenten und achten Garten in der persischen Anthologie (Wien 1778) gegebenen Auszüge bekannt. Der siebente Garten enthält Kunden von einigen und dreißig persischen Dichtern, von denen in der Anthologie nur zwölf namhaft gemacht worden; der kurzen Kunde über jeden derselben sind wenigstens ein Paar Distichen als Probe beigegeben; die biographischen Kunden hier zu übersetzen, würde nicht nur dem Zwecke dieser Blätter zuwiderlaufen, sondern um so überflüssiger seyn, als über die meisten derselben in den beiden obgenannten Werken (in der persischen Anthologie und in der Geschichte der schönen Redekünste) darüber das Nöthige gesagt worden. Rudegi, Dakiki, Ammar, Firdewsi, durften, wiewohl ihre gegebenen Verse schon aus den beiden obgenannten Werken bekannt, hier nicht ausgelassen werden, nur Saadi und Hafis sind übergangen worden.

I. Rudegi.

Der Onyx und der rothe Wein sind beide gleich ein Edelstein,
Den Unterschied man nicht gewahrt, der ist geschmolzen, jener hart.

*) Hedijetul-irfan der scherhi Beharistan.

**) S. 557 — 559.

II. Dakiki.

Ich habe einen Freund, den Genien gleich, gefunden,
Deßwegen ist er heut den Genien gleich verschwunden.

III. Ammar.

Ich möchte mich in mein Ghasel verschließen,
Um dir, wenn du es liest, den Mund zu küssen.

IV. Ansari.

Dein Lockenhaar hat sich gefärbt von deinem Herzen,
Die Treue schliff noch nicht dein Herz vom Roste rein.
So lange du den Stolz nicht fähig auszumerzen,
Zerfließt mein Herz in Wachs und deines bleibt ein Stein.

V. Asdschedi.

Auf eine Melone.

Sieh den Smaragd voll Musk' in Honig eingetauchet,
Den reich gestickten Stoff, der reine Ambra hauchet,
Wenn du sie schneidest, sind Neumonde zehn zu sehen,
Als Vollmond wird vor dir die ungeschnitt'ne stehen.

VI. Ferruchi.

Ich hab' die Güter all von Samarkand gesehen,
Durch Garten, Flur und Thal, durch Wüsten ging mein Lauf,
Doch als vom Gelde leer den Beutel ich gesehen,
Da rollt' ich von dem Feld den Freudenteppich auf.
Vom Paradiesesquell und von acht Paradiesen
Ward mir in jeder Stadt der Frommen Sage kund,
Wohl tausendfach sah ich den Quell und Edens Wiesen,
Allein wozu war's nütz, da trocken mir der Mund;
Wo Güter sind vollauf, vom Geld doch keine Spur,
Ist abgeschnitt'nes Haupt auf goldner Schüssel nur.

VII. Firdewsi.

Wenn ein Schah des Schahes Vater wäre,
Hätt' er mir erwiesen goldne Ehre.

Aber nicht aus edlem Blut entsprossen,
Ist er würdig nicht des Ruhms der Großen.
Schah Mahmud! dem Länder zu Geboth,
Fürchtest du mich nicht, so fürchte Gott.
Einen Baum von bitterer Natur,
Magst ihn pflanzen hin auf Edens Flur,
Magst ihn von des Paradieses Flüssen,
Magst mit Milch und Honig ihn begießen,
Seinem Wesen kann er nicht entsagen,
Wird zuletzt doch bittre Früchte tragen.

VIII. Naßir Chosrew.

Mein Unglück kömmt von den Bulgaren,
Ich muß dasselbe stets gewahren;
Bulgaren haben nicht die Schuld,
Ich sag' es, höre mit Geduld.
O Gott, das Unglück kömmt von dir!
Doch Niemand kann's beweisen mir.
Bulgaren klagen Türken an
Deß was sie Männern angethan.
Es sollte sie mit süßen Gaben
Gott nicht so schön erschaffen haben.
Denn wer die Zähne sieht, die Lippen,
Beißt sich die Zähne in die Lippen.

IX. Esraki.

Bringe mir den Becher, Schenke,
Mit rubingefärbtem Wein,
Daß zum Hyacinthe was ich denke
Und mein Auge werd' zum Rosenhain,
Daß wenn nächtlich in dem Glanze
Die Perien vorübergehn,
Menschenaugen ihrem Genientanze
Beifall rufend, klar sie mögen sehn.

X. Moisi.

So lang' mein Lied' der Locken Hyacinthen
Versenkt in den Jasmin der Wangentinten,
So lange werden Maler, statt zu malen,
Ihr Herz mit Ohnmachtsbrandmal nur bemalen.

Die stör'gen Herzen, die empöret und verwegen,
Sie werden an dem Haar sich gern zur Ruhe legen.
Ich bin der Sklav' des Haars, das moschusgleich zerknüllt,
Wie Fuß der Ameis' sich in weiße Blumen hüllt.

O Treiber des Kamels, im Land des Freunds verweile!
Daß weinend ich den Schmerz mit den Ruinen theile,
Daß als Dscheihun durchzieh' das Aug des Herzens Blut
Daß rosenfarb der Staub von meines Auges Fluth.
Ich sehe, daß das Zelt vom Freundesantlitz leer,
Und daß der Cedernwuchs auf dieser Flur nicht mehr,
Der Ort, wo ihm einst ward der Freunde Herz zu Theile,
Ist nun der Sitz von Wolf und Fuchs, Rhinoceros und Eule.

XI. Abdulwasi.

In der Welt gibt's keinen Schönen herzentzündender als du,
In der Stadt gibt's keinen Jüngling brustverbrennender als du.
Seit als ich gesehen habe Wangentulpen die so frisch,
Seit als ich gesehen habe Augnarcissen, die voll Schlaf,
Bin ich bald von dem Genusse wie die Tulpe kraus und wirr,
Senke bald wie die Narcisse zu der Erde tief das Haupt.

XII. Edib Ssabir.

Du deß Antlitz Flur von Eden, dessen Lippen Selsebil,
Herz und Seele opfr' ich gern deiner Flur dem Selsebil,
Zum Gehorsam deiner Liebe hat geschworen nur mein Herz,
Weil Gehorsam nur erringet Edens Flur und Selsebil,
Kann der Morgenstern erglänzen, wann aufsteiget dein Gestirn!
Kann mit deinem Dienst verglichen Sonne kommen je ans Ziel!
Bagdads Flur ist deiner Schönheit und Aegypten ist ihr gleich,
Dort entströmt der Frat dem Auge, in Aegypten strömt der Nil.
Durch die Last von deiner Trennung ist mein Fuß geworden schwach,
Durch die Wunde deiner Liebe wird die Wange mir zum Nil.

XIII. Enweri.

Gestern sprach ein Dichterling: singst Ghaselen nicht uneben,
Lobgedicht und die Satyre, sprach ich, hab' ich aufgegeben,
Wie denn? fragte er mich wieder; jenes war ein Irrthum, sprach ich,
Was vergangen tritt nicht wieder aus dem Nichts hervor ins Leben,
Lobgedicht, Ghasel, Satyre hab' ich alle drei gesungen,
Weil die Gier, die Lust, der Zorn mir dieselben eingegeben.
Der Ghaselensänger sinnet ganze Nächte einzig dieses,
Durch sein Lied die Zuckerlippen und die Locken zu erheben;
Lobpreissänger grämt sich einzig nur darob den Tag den langen,
Wie fünf Drachmen er erwerbe, um davon den Tag zu leben,
Und der Dritte kann gleich krankem Hunde sich damit nur trösten,
Daß er einen schlechtern findet welcher ihm ist untergeben,
Da mich Gott von diesen Hunden, allen dreien hat befreiet,
Möge er von meinem Haupte diese Plag' auch ferners heben.
Lobgedicht, Ghasel, Satyre sang ich, Gott der Herr behüte
Seele und Vernunft vor solchen Unrecht netzenden Geweben;
Enweri, sich selbst zu prahlen ist nicht Eigenschaft der Männer,
Thatst du es, so mußt du nun als ein Mann den Fuß auch heben.
Zeit ist's, daß du suchst den Winkel und den Pfad, der führt zur Rettung,
Schnell verlaufen die Sekunden welche dir noch sind gegeben.

Arabisch.

Hört es spricht die Welt mit vollem Munde:
Aufgeschaut vor meiner Krieger Runde;
Täuscht euch nicht mit meinem langen Lachen,
Lacht das Wort, so weinen doch die Sachen.

(Fortsetzung folgt.)

Das neuere französische Drama.
(Fortsetzung.)

Als weitere Probe wählen wir die zweite Scene des vierten Akts, wo sich diese Hoffnung erfüllt. Stella in einem Gemache des Palastes eingeschlossen, in fürchterlicher Angst vor der sie bedrohenden Entehrung, fleht zu Gott um Hülfe und fragt, ob er weniger thun werde, als die falschen Götter, welche in ähnlicher Lage die Daphne und die Syrinx durch Verwandlung gerettet, was in nicht weniger als zwölf sehr wohllautenden Alexandrinern recht malerisch beschrieben wird. Aguila wird, wie oben gesagt worden, von Messalina zu ihr geführt, aber als sie fliehen wollen, finden sie zu ihrem Entsetzen die Thüren verschlossen.

Aguila.
Komm, folge mir. Beim Styx! ha, diese Thüre...

Stella.
Geschlossen?

Aguila.
Ja! sieh selbst!

Stella.
Sie geht vielleicht
Nur schwer, und gibt vielleicht der Kraft doch nach.

Aguila.
Umsonst! umsonst! o Unglück, deine Tücken
Sind dieß!

Stella.
Wie aber konnte dieß geschehn?

Aguila.
Wahrscheinlich hat man uns gesehn und Cäsar.....

Stella.
O schweig! Du doppelst meines Herzens Angst!

Aguila.
Hat uns in seinem Netze Beide...

Stella.
Beide!

Aguila.
Und ohne Waffen! ohne Waffen!

Stella.
Nicht
Verzweifle noch, o du mein Freund, mein Bruder!

Aguila.
Ja! diese zweite Thüre, sieh! — auch die
Verschlossen!

Stella.
Ach!

Aguila.
So bleibt uns denn kein Ausgang?
Halt! dieses Fenster... durch das könnten wir
Vielleicht entfliehn.

Stella.
Unmöglich.

Aguila.
Und warum?
Hat es doch keine Gitter!

Stella.
Aufgestellt
Im Hofe sind Soldaten.

Aguila.
Henker! Oh!
Wir sind verflucht!

Stella.
Mein Bruder!

Aguila.
Keine Hoffnung!

Stella.
Höre mich an doch, Bruder!

Aguila.
Höllenqualen!

Stella.
Ich traute, Aguila, dir größre Kraft
Zum Sterben zu.

Aguila.
O Stella, hätt' ich nichts
Zu fürchten als den Tod! Doch dich vielleicht
Im Arme dieses Schändlichen zu sehen....

Stella.
Höre mich an. Wer mich, ein schwaches Weib,
Will tödten, der braucht keinen Stahl; er kann mich
Erwürgen mit den Händen leicht.

Aguila.
Was sagst du?

Stella.
Schwöre mir...

Aguila.
Stella!

Stella.
Daß im Augenblick
Wo diese Thüre sich...

Aguila.
Genug!

Stella.
Wenn mich
Aguila liebt, muß er nicht meinen Tod
Vorziehen meiner Schande?

Aguila.
Oh!

Stella.
Zu sterben
Von deiner Hand, wär' mir ein Glück.

Aguila.
O still!

Stella.
Bedenk', mein Aguila!

Aguila.
Das ist ein Wahnsinn!

Stella.
Das einz'ge Mittel ist's...

Aguila.
Schweig, sag' ich dir,
Schweig!

Stella.

O so gib du, mächtiger Jehovah,
Ihm deine Kraft, die meine, fühl' ich, schwindet.
(schluchzend.)
Sterben, mein Gott, mein Gott!

Aguila.

Ja, sterben müssen
Wir ohne Zweifel; aber eh' wir sterben . . .

Stella.

Du machst mir bang!

Aguila.

Höre mich an: die letzte
Stund' unsers letzten Tages. Stella, sey
Der Liebe ganz und rückhaltslos geweiht.
(Er faßt sie in seine Arme.)

Stella (zurückweichend).

Was sagst, was machst du?

Aguila.

Diese letzte Stunde,
Wenn du mich liebst . . . .

Stella.

Fahr' fort! wenn ich dich liebe . . .

Aguila.

Wenn bis zu diesem Tage deine reine,
Jungfräuliche Liebe segneten die Götter,
Wandle die Liebe jetzt, dem Tode trotzend,
Zur Gattenliebe sich in dieser Stunde;
Und Stella, weil der Tod winkt, keine Klagen!
Nur Lust und Wonne — und dann die Vernichtung!

Stella (sich aus seinen Armen losmachend).

Unglücklicher! die Nacht, von Licht gefolgt,
Die du das Nichts nennst, ist das zweite Leben;
Der ew'ge Tag der keinen Abend kennt,
Des Bösen Angst, die Hoffnung des Gerechten.

Aguila.

Das dunkle Reich ist es der Todesgötter.

Stella.

O arme, blinde Seele, voll von Dunkel!
Das Grab ist die Gränzmark, wo Gott wird scheiden,
Die ihn verkannten und die ihn verehrten.

Aguila.

Nun, wenn dein Gott, nach grausamen Gesetzen,
Zur Schuld den Irrthum macht, wenn er die scheidet,
Die zu vereinigen die Welt versucht,
So reiße dich dein Gott aus meinen Armen! . . .

Stella (begeistert).

Vielmehr verein' uns ewig seine Huld,
Am Fuße seines Thrones uns vermählend.

Aguila.

Vereint, vermählt, ja! wo du willst, im Himmel,
Am Ort der Schatten, nur vereint! . . .

Stella.

O Gott!
Du siehst, schon öffnet halb das Aug' der Blinde,
Und geht aus Nächten deinem Lichte zu.

Aguila.

Doch sagtest du mir nicht . . .

Stella.

Mein Gott bestrafe
Vom Tod an die, so ihn nicht angebetet,
Ja: aber Schätze auch der Liebe, wie
Des Zorns hat er, der Schirmende, Gerechte;
Die Ewigkeit hat er zur Tochter, nicht
Bloß seines Zorns, auch seiner Huld, gemacht.
Mein Aguila, mein Bruder! eben fragtest,
Verblendeter, du mich: ob ich dich liebe?
In dieser furchtbar hehren Stunde: Ja!
Ich lieb' dich, Aguila, mit ew'ger Liebe;
Mit ew'ger! denn die Todesstunde soll,
Statt uns zu scheiden, ewig uns vereinen.
Der Herr erfüllt mit seinem Geiste mich,
Er leiht mir seine Kraft . . . Hör' mich! ich will,
Daß deiner sey mein Glaube und mein Gott,
Daß noch im Himmel Stella dir gehöre!

Aguila.

Ist's möglich?

Stella.

Was wär' einer Stunde Lust
Gewesen gegen jene Seligkeit,
Die, ohne Ende, droben uns erwartet?
Was diese schnell verflogne, sünd'ge Gluth
Gegen der Liebe Unerschöpflichkeit,
Die, zum Ersatz der andern Liebe, welche
Dann nicht mehr ist, Gott ewig aus den Herzen
Von seinen Auserwählten quellen läßt?

Aguila.

Doch Heide bin ich noch. Was muß ich thun,
Daß ich gerettet werde?

Stella.

An ihn glauben.

Aguila.

Ich weiß nicht, ob der Gott, der dich begeistert,
Je stürzen wird der andern Götter Reich.
Das aber weiß ich, Stella, daß ich glaube,
Was du mit deiner holden Stimme sagst;
Ich wünsche, daß Ein Schlag uns beide treffe,
Um deines Grabs Zukunft mit dir zu theilen.
Ich wünsche deinen Tag mir, deine Nacht,
Mit dir will ich erwachen oder schlafen.

Stella findet dieß vollkommen genügend, um ihn in die christliche Gemeinschaft aufzunehmen, nachdem sie ihm das Credo, in schöne Alexandriner gefaßt, in Absätzen vorgesagt, und Aguila jedesmal mit Ja! oder: Ich glaube! geantwortet hat.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 27.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

28 März 1838.

Jules Janin.

Dieses Vielschreibers neuester Roman ist un cœur pour deux amours, eine lange, lange Variation über ein und dasselbe Thema, eine Fluth von brillantirten, kurzen, abgestoßenen, hüpfenden und schwingenden Phrasen über einen eben nicht reichen Gedanken, über den J. Janin einen Feuilletonsartikel, betreffend die Siamesischen Zwillinge, angefangen, den er nun zu einem Bande aufgeblasen hat. Unter den jetzt lebenden französischen Schriftstellern, die geschickt eine Kleinigkeit mächtig auftreiben können, hat es der Verfasser vielleicht am weitesten gebracht. Ihm ist es ein Leichtes, aus dem kleinsten Laubfrosch einen Ochsen zu machen, den Geist homöopathisch zu verdünnen, und mit wenigen Ideen viele Bände zu schreiben. Janin ist, wie das Kind, dem die Mutter einen Napf mit Seifenwasser und einen Strohhalm gibt. Es bläst, und bläst und bläst, das Wasser thürmt Blasen auf Blasen, ein kleiner Berg von glänzenden Edelsteinen und Regenbogenfarben. Man wird des Anschauens und Wunderns nicht müde, bis eine der schönen Blasen nach der andern eingeht und platzt, das krystallene Zauberschloß immer mehr zusammensinkt, und endlich auf dem Grund des Napfs nichts mehr übrig bleibt als einige Tropfen schmutziges Wasser. Janin gehört jetzt zu den Pfeilern und Koryphäen der periodischen Presse und Journalliteratur; er ist ein gefeierter Roman- und Novellenschriftsteller, aber in zehn Jahren wird Niemand mehr eins seiner gestern und heute so gepriesenen Werke lesen wollen, denn sie enthalten nichts Lebendes und Dauerndes, sondern nur eine Manier, die literärischer Charlatanismus und Camaraderie preisen, so lange sie Mode ist.

Der Verfasser besucht die Zwillinge aus Siam, und ihr Anblick bringt ihn zu einer Menge Phrasen, worin er zuerst im Styl des entschiedensten Materialismus von einem doppelten Nichts spricht, dann aber auf einmal Gott anruft und sich an die Vorsehung wendet, so daß man gar nicht weiß, was er eigentlich will und wie man mit ihm daran ist. Während er bei den siamesischen Doppelgängern ist, kommt ein Fremder, spricht einige Augenblicke mit ihnen und verläßt sie dann mit der Versicherung, daß zwei Doppelschwestern sie im Himmel erwarteten. Dieser Fremde ist ein Spanier in einen weiten Mantel gehüllt, was den Verfasser veranlaßt, sogleich drei Seiten über Spanier und spanische Mäntel zu schreiben; und da der Spanier mit besonderer Rührung die Zwillinge betrachtet hatte, so geht er ihm nach und bittet ihn um Aufklärung. Nun beginnt erst der Roman. Der Spanier erzählt ihm, er habe selbst zwei zusammengewachsene Zwillingsschwestern gehabt, und sich in die Eine verliebt, während ein anderer Spanier der Andern theuer gewesen sey; mit diesem hätte er sich nun duellirt, später aber die beiden Mädchen sterben sehen, weil der Einen Glück die Andere zur Verzweiflung gebracht hätte. Denn der Verfasser vermuthet, beide Schwestern hätten nur Eine Seele gehabt, während doch Jede für ihre eigene Rechnung lieben konnte, so daß Beyde von der Doppelliebe ergriffen gewesen wären, wiewohl Jede übrigens ihre Individualität und ihre besondere Neigung behalten und keineswegs das Herzensglück der Andern mitgefühlt hätte. Hier war nur Ein Herz für zwei Liebesgefühle, jede Schwester hatte getrennt gedacht, eine getrennte, besondere Liebe; zusammengedacht konnten sie aber wirklich nur eine haben, und dadurch gerade entstand das Herzeleid und Unglück der Einen aus dem Glück der Andern. Dieß Alles ist nichts weniger als klar, der geneigte Leser hat es auch wohl schwerlich verstanden, darin aber liegt gerade die Schönheit des Romans, dessen Verfasser mehrmals zu verstehen gibt, er liefere hier eine sublim-tiefe physiologische Analyse. Phrase wird auf Phrase, Seite auf Seite gehäuft, damit das Reden über dieses Räthsel das halbe Buch füllen könne. Ein gutes Viertheil enthält Incidenzen und Abschweifungen, die mit dem Gegenstand des Romans nicht den geringsten Zusammenhang haben. So macht es Janin möglich, auf ein emphatisches Lob des russischen Kaisers, seiner Regierung und seiner Unterthanen zu kommen. Dieß ist jetzt in Paris bei einer gewissen Coterie von Literatoren Mode. Sie sprechen bei jeder Gelegenheit von Russen und Ukasen, besonders aber gern von Rudeln. Der Czar hat

sie wie behert und seine Mittel müssen unwiderstehlich wohlklingend seyn, um so stark und entschieden zu wirken.

Für die Handlung des Romans bleibt also nur ein Viertheil des Bandes übrig, sie hat aber Mühe ihn auszufüllen, denn sie ist complet null. Dieser Roman ist, wie alle andern des Verfassers, eine Reihe aneinander gereihter Feuilletons. Gewiß ist's, Janin zeigt darin keinen Fortschritt zum Bessern. Noch nie war seine Imagination so arm, sein Styl so ermüdend. Kaum ist in dem ganzen Buch eine Seite, die des Anführens werth wäre. Der Verfasser begräbt jetzt seinen Geist unter einem Schutt von Worten und Phrasen, die ihn so gut verstecken, daß man nichts mehr davon gewahrt.

Mr.

Auszüge aus dem Beharistan, d. i. Frühlingsgarten Dschami's.

(Fortsetzung und Schluß.)

XIV. Reschideddin Watwat.

In meinem Auge weilt beständig nur der Freund,
Und meinem Aug' ist wohl, wann er darin erscheint;
Schwer trennt sich Freund vom Freund so inniglich vereint,
Er ist mir statt des Aug's, im Aug' ist nur der Freund.

XV. Amiki.

Wenn die Ameis Worte spricht, wenn beseelet ist das Haar,
Bin ich Ameis, welche spricht: bin ich das beseelte Haar,
Haaresschatten gleicht der Leib, einem Nadelöhr das Herz.
Moschushaar und Ameismitte gaben mir der Trennung Schmerz.
Wenn ich Tag und Nacht geleite so die Ameis wie das Haar,
Nimmt von mir das Haar nicht Kunde und die Ameis nicht fürwahr!
In das Aug' der Ameis paß' ich leicht und winzig, das ist klar,
In ihr Aug' kann mich verbergen eine Ameis ganz und gar.
Ameis bin ich, deren Schwäche überwältiget ein Haar,
Bin ein Haar, das noch viel schwächer als ein Haar ist, offenbar.

XVI. Sufeni.

Wie lang fällt von krystall'nem Himmelsschrein
Auf's Glashaus meines Herzens noch der Stein:
Wir pressen manches Glas mit hartem Stein,
Und wollen dann der Schuld den Himmel zeih'n.

Von außen bin ich bös', viel böser noch von innen,
Gott kennt was bös an mir von außen und von innen,
Zu kleiner Sünde ward vom Satan ich verführt,
Der hundert große nun von mir gelehret wird.

Wenn du den Wimpernpfeil liebkosend schießen willst,
O Liebeskämpe nimm das arme Herz zum Ziel:
Ich kam zuerst zu dir, mein Herz dir auszuspielen;
Und da das Herz nun fort, sey' Seele ich zum Ziel,
Da du nicht Wunden schlägst ohn' Schmeicheln und Liebkosen,
Schieß ab den Wimpernpfeil und küsse mich dann viel.
Dich beten Tausend an, ich bin der Tausend Eine,
Du kömmst zu mir erst dann, wenn Tausend sind am Ziel.

XVII. Chakani.

Chakani, höre auf der Schönen zu begehren,
Den Schwindel muß zuletzt Begierde dir gebären.
Fürwahr ein Spiegel sind die Schönen, die wir minnen,
Von außen ist er licht, doch finster ist's darinnen.

Zuseher sind wir nur der Taschenspielerei,
Die aus dem grünen Glas*) aus wirft des Staubes Ei,**)
Und während Glas und Ei sich so zusamm verschworen,
Geht aus des Lebens Sack das baare Geld verloren,
Und wunderbar genug, wie Gott der Herr es heißt,
Steht fest das Ei als Erd', indeß der Becher kreis't.
Sie sind zwei Zauberer, durch ihre Künste zieh'n
Sie Zobel bald hervor, und bald den Hermelin;
Und wenn die Zeit als Zeit ist endlich ausgeronnen,
Ist da die Zeit, wo Strom des Nichts den Lauf begonnen;
Dann ist die Zeit, wo sich die Träger dieser Bahre***)
Entledigen der Last der Monde und der Jahre,
Dann ist die Zeit, wo sich der Elemente Reich
Hufeisens sich entledigt und des Hufs zugleich.

XVIII. Dschordschani.

Die Weisen sagen, daß es gut von ferne Schlachten zuzuschauen,
Nicht schickt sich, daß der Feind mein Blut in goldner Tasse sollte schauen.

Den Schlangen können Schlangen nur entstammen,
Und böse Frucht kömmt nur von bösem Samen.

Das Reisen ist beschwerlich dem Gesunden,
Wie soll es erst dem kranken Leibe munden?

Schön anzuschauen sind zwar die Narcissen
Doch bitter können sie die nichts versüßen.

Viel besser ist's vergang'ne Sünden zu verstecken,
Als nicht begang'ne fremde aufzudecken.

Das Bild der Könige ist brennend Feuer,
Das von Natur verderblich ungeheuer,
Du bist ein Elephant, ein Löw' an Kraft,
Gib acht, daß dich das Feuer weg nicht rafft.

XIX. Sahireddin Fariabi.

Fürst: die Engel beten für das Haupt das deine,
Und die Zeit wagt nicht den Kopf ans Haupt das deine.
Zu dem Feinde sagt die Säbelscheide deine,
Deinem Kopf sey zugetheilt die Klinge meine.

Der Atabey von Persien Ebubekr', zu dessen Ehren der Dichter diese Verse gemacht, belohnte dieselben mit tausend Dukaten, welche Sahireddin mit den folgenden vier Versen entgegnete:

Schah! Durch dich ist Glaub' und Reich emporgestiegen,
Und die Ungerechtigkeit liegt in den letzten Zügen.

---

*) Der Himmel. **) Die Erde. ***) Des Leibs.

Sunni, Schii, sagen beide laut und frei,
Daß das Recht, die Wahrheit Ebubekr*) sey.

Ein Prediger sprach einst, so geht die Sage,
Es schenke Gott der Herr am jüngsten Tage
Der Alten Sünden, deren Bart schon weiß,
Dem, dessen Bart noch schwarz, deß Blut noch heiß.
Und wieder wird an jenem Tag in Züchten
Manch weißer Bart zu einem schwarzen flüchten.
Ein Mann mit rothem Bart, der war zugegen,
Begann die Hand an seinen Bart zu legen,
Und sprach: ich seh', wir werden nicht gezählt,
Und sind zu gar nichts nuz in beider Welt.

XX. Nisami von Gendsche.

Ghasel.

Mein Gram kömmt Korn für Korn vom bräunlichen Gesichte,
Durch welches blutig wird die Wange die strahllichte,
Die Pleias hängt für ihn als Traube an dem Himmel,
Das Maal ist dunkles Korn in bräunlichem Gesichte.
Mir ward von ihm nicht Korn,**) ich fraß nur die Geduld;
Und meine Hoffnung ward aufs Paradies zu nichte.
Begehr' ich Moschuskorn von seiner Locken Wage,***)
So nehm ich Eines mehr zu Liebe dem Gedichte.
Ich bin durch seinen Gram wie Korn entzweigespalten,
Gleichgültig ist ihm ganz Nisami's Herzgeschichte.

XXI. Selman Sawedschi.

Auf den Vorwurf, daß er sich einige Gedanken des Dichters Kemal Ismail angeeignet, antwortete er:

Der Gedanke ist gleich einem Schönen,
Welchem Alle kleidverehrend fröhnen,
Und der Geber neuen Kleids mit Schand bestehet,
Wenn dasselbe nicht der Schönheit Reiz erhöhet.
Doch Verdienst ist's, wenn statt altem woll'nen Kleide
Er gekleidet wird in Atlas und in Seide.

Wie lang noch suchst, o Herz, nach deinem Lust und Willen,
Die Eßlust der Begier mit hohler Speis' zu stillen,
Du halte dich ans Thor von der Genügsamkeit,
Sie hält dir Ehre, Gier, Verachtung nur bereit;
Die Macht läuft oft Gefahr zu straucheln, wo es eben,
Hoch soll Genügsamkeit und hoch die Armuth leben!

XXII. Mohammed Aaßar von Tebris.

Die Allmacht Gottes zog auf des Gesichtes Flur
Die Nasenlinie als weiße Rosenspur,
Und pflanzt' sie unter den zwei hohen Ambrabogen,†)
Als eine Säule hin, aus Silber straff gezogen,
Dort zwischen Augenonyx und Spinell der Lippen,
Steht sie als Silberflasch', um Wohlgeruch zu nippen.
Der Sambak ist sie, der unaufgeschlossen,
Liegt auf dem Tulpenbeet' der Wangen hingegossen.

Aaßar, such' Liebe nicht in menschlicher Natur,
In wildem Salzgrund ist von Rosen keine Spur,
Vor seelenlosen Bildern flieht die Treu' geschwind
Wie Engel vor Gestalten, die beseelt nicht sind;
Das Sieb des Himmels streut uns auf den Kopf den Staub
Des Loses, der allein hienieden wird zum Raub.
Je mehr von seiner Huld des Guten wird begehrt,
So störiger aus Groll das Böse er dir mehrt:
Und weinst du Thränen ihm aus reiner Zärtlichkeit,
Ist zu vergießen er dein Blut dafür bereit.

XXIII. Saadi und XXIV. Hafis

gehen als allbekannt im Frühlingsgarten Dschami's leer aus.

XXV. Kemal Chodschendi.

Auf den Vorwurf, daß er dem Hasan von Dehli viele Gedanken entlehnt, antwortete er:

Da Niemand noch geschaut in meines Kopfes Spalten,
Wie weiß man denn was von Hasan ich hab' erhalten?

XXVI. Chosrew von Dehli, XXVII. Amad Fakih, XXVIII. Chodschu, XXIX. Naßir Buchari, XXX. Isinet, XXXI. Busati,

werden ohne Proben von Versen aufgeführt.

XXXII. Chiali.

Dein Schmerzenspfeil hat Herz der Liebenden entzunden,
Das Volk denkt nur an dich und du bist draus verschwunden.
Im Kloster bin ich bald und bald in der Moschee,
Ich such' von Haus zu Haus und hab dich nicht gefunden.
Zur Kaaba geht der Mann der pilgert, ich zu dir,
Ihm kann das Haus, mir nur wer es bewohnet munden.
Der Kaaba Haus, das Haus der Götzen bist nur du,
Was du nicht bist, wird nur als Gaukelspiel empfunden.
Chiali's Hoffnung steht auf deine Huld allein,
Und bess'ren Vorwand hat zur Sünd' er nicht gefunden.

Das neuere französische Drama.

(Schluß.)

Noch eine Probe nehmen wir aus der ersten Scene des zweiten Akts. Caligula klammert sich während eines Gewitters an zwei Sklaven.

Caligula.

Bleibt, Sklaven, hier, so lang ob meinem Haupt
Dieß furchtbare Gewitter rollt und tobt;
So lang ein Bliz den Himmel noch durchschlängelt,
Weicht, Sklaven, nicht von hier, bei Eurem Leben!
Des Himmelsfürsten eifersüchtiger Zorn

*) Ebubekr, der Schwiegervater Mohammeds führt den Ehrennamen Es-Sidik, d. i. der Wahrhaftige, und El-Atik, d. i. der von dem Feuer der Hölle Befreite.

**) Das Korn des Paradieses, welches nach der Sage der Moslimen die Frucht des Baumes der Erkenntniß war.

***) Wortspiel zwischen den beiden wie Wagschalen gleich herabhängenden Locken, und den Versen, welche abgewogenes Wort heißen.

†) Den Augenbrauen.

Schickt über mich dieß gräßliche Gewitter.
O Jupiter Tonans, sänft'ge deinen Grimm:
Ich bin kein Gott, o nein! Ein Blitz! ich knie...
Ha! noch ein Streich, der mich doch nicht getroffen!

Sklave.

Das Wetter flieht, Herr. Du hast nichts zu fürchten.

Caligula.

Ist's wahr? so schwör' ich bei den Göttern, welche
Der Eide walten, frei zu lassen dich.
Dein Weib... (ein Donnerschlag) du lügst!

Sklave.

Cäsar erkennt, daß sich
Des Donners Ton entfernt.

Caligula.

Ja, das ist wahr!
Hör', Jupiter, wie einst August, will ich
Dir einen Tempel gründen... (ein Blitz) ha!... getragen...
(Es donnert) Und noch einmal! von Säulen von Metall
Mit goldnen Kapitälen. Endlich läßt
Des Sturmes Wuth doch nach... ich athme freier.
Cäsar bin ich noch immer.. Herr des Reiches,
Höchster Gebieter... überall allmächtig.
Es zittert Rom vor mir und nennt mich Gott.
Ha! flüchtig ward vor meiner Herrlichkeit
Der scheue Blitz, und Jupiter läßt mir
Den Sieg und gibt sich selber überwunden.
Jetzt geht! und keiner bleib' im Wahne: Cajus
Sey nur ein Mensch, und Cäsar hab' gezittert.

Die Gazette de France fällt über diese Tragödie ein so übermäßig günstiges Urtheil, weil sie darin eine Huldigung gegen die katholische Religion erblickt — vielleicht auch weil A. Dumas nicht in Gnaden bei Louis Philipp steht. Lerminier aber macht sich über den christlichen Anstrich, den man heutzutage Allem zu geben suche, wie uns scheint nicht mit Unrecht lustig; er sagt, mit Beziehung auf den Caligula: „es ist jetzt Mode, überall ein wenig Christenthum anzubringen. Man hat plötzlich Geschmack bekommen an der christlichen Farbe, man hat sich in das christliche Princip vernarrt." Diese Rüge scheint uns darum billig, weil es mit dem Christlichen gar nicht sonderlich ernst gemeint ist; oder ist es nicht ein etwas leichtfertiges Verfahren, wenn A. Dumas aus der Magdalene eine Schwester des Lazarus macht? wird die Erzählung von dem Heiligenschein, dem Manne u. s. w. vielen Glauben finden und erwecken? ist die Art der Bekehrung des Aquila zum Christenthum sehr erbaulich? Von den Charakteren der Tragödie scheint uns kein einziger durch Originalität und Wahrheit hervorragend; man hat es A. Dumas schon oft vorgeworfen, daß er gerne von andern Dichtern entlehne, zu stark nachahme; wir getrauen uns nicht mit Bestimmtheit zu behaupten, daß in seinem Caligula Nachahmungen vorkommen, gestehen aber, durch den Charakter des Haupthelden — wenn er so genannt werden kann — öfters, und nicht eben zu seinen Gunsten, an Byrons Sardanapal erinnert worden zu seyn, und die zuletzt mitgetheilte Scene hat viele Aehnlichkeit mit einer der letzten in Schillers Räubern, wo Franz Moor betet. Die Personen sind eigentlich insgesammt mehr Personificationen eines gewissen Charaktertypus, als lebendig aufgefaßte Individuen; Messalina ist das wollüstige und herrschsüchtige Weib, Cherrea ihr männliches Gegenstück mit einiger Zuthat von Reminiscenzen besserer Zeiten; Aquila ist der treue, tapfere, unverfälschte Wilde; Stella die reine Jungfrau, durch die Weihe des Christenthums veredelt; Protogenes der sich wegwerfende Satellit u. s. w. Den ihnen aufgetragenen Charakter jedoch führen die einzelnen Personen allerdings konsequent und richtig durch. Mit so viel Gelehrsamkeit indeß Dumas sein Drama ausgestattet hat, so sehr er durch alle möglichen Bedeutungen, Citate und Benützung alter Zeugnisse die Anschauung jener Zeit und ihres Charakters zu wecken und zu beleben sucht, so steht uns doch jenes Jahrhundert mit seiner gräßlichen und brutalen Entartung zeitlich und geistig allzufern, als daß es zu einer lebhafteren Illusion kommen könnte; die Menschen, die da auftreten, sind Wesen, welche nicht eine und dieselbe Atmosphäre mit uns theilen, sie sind uns fremd und kalt.

An der Verwicklung und Entwicklung finden wir das auszusetzen, daß in so gar reichlichem Maße die Mittel der Komödie angewendet werden: das Verkleiden, das Behorchen, das Thürenauf- und zuschließen, die geheimen Gänge u. s. w. Es ist in der That auch bald komisch, wie in der pathetischsten Scene Aquila und Stella durch zwei Thüren und ein Fenster zu entwischen suchen, und der Epikuräer Lepidus, welcher die Flucht verschmäht, macht einen würdigeren Eindruck als diese Neophyten in ihrer Angst. Endlich fehlt es dieser Tragödie ganz an einer höheren Idee, wenigstens stellte sich uns keine solche heraus; es ist nichts als eine Dramatisirung der gränzenlosen Entsittlichung und Versunkenheit jener Zeit; Caligula fällt zwar als Opfer, aber nicht das gute Prinzip siegt, sondern — Messalina, so daß das Schlimme nur dem Schlimmeren, wenn eine Steigerung möglich ist, unterliegt. Welche aber von zwei feindlichen, bösen Potenzen die Oberhand behaupte, das ist in gewissem Sinn Sache des Zufalls, d. h. es liegt in der Idee selbst nicht die Nothwendigkeit, daß dieses oder jenes siege; der Zuschauer bleibt bei der Katastrophe gleichgültig; oder vielmehr: der Befriedigung über die Strafe des Tyrannen steht das Mißbehagen über den Triumph der Messalina entgegen. Das Christenthum aber ist eigentlich in dieser Tragödie ohne hinreichenden Grund herbeigezogen worden; schamhaft und treu hätte Stella doch wohl auch als Heidin seyn können; die Bekehrung des Aquila geht nicht so tief, daß sie den Durst nach Rache in ihm erstickte; und Märtyrer können beide in sofern nicht genannt werden, als sie ja nicht um ihres Glaubens willen verfolgt werden.

Ueber die frühern Dramen von A. Dumas werden wir bald berichten.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 28.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

31 März 1838.

Lochiels Warnung.

Von Thomas Campbell.

Seher. Lochiel.

Seher.

O Lochiel, nimm vor dem Tag dich in Acht,
Wo des Niederlands Heer dir begegnet zur Schlacht.
Denn ein Todtenfeld roth ich im Geiste schau',
Und die Clans fliehn zerstreut auf Cullodens Au.
Sie bluten vereint für ihr Königreich;
Die ihr nieder sie stampft, weh, ihr Reiter, euch!
Und Cumberland höhnt, die des Todes Raub,
Und der Rosse Huf tritt ihre Brust in den Staub.
Doch horch! aus dem blitzleuchtenden Streit
Welch Roß flieht wie rasend zur Wildniß weit?
Es ist dein's! Deine Braut harrt am Thor alle Nacht,
Gleich dem Wachtfeu'r, das Liebe hat angefacht.
Und das Roß kommt am Morgen ohne Reiter zurück,
Doch verkündigt der blutige Zaum sein Geschick.
Wein' Albin, *) zu Tod und zu Knechtschaft erwählt!
Doch all' dein Weinen die Todten nicht zählt;
Denn das Schwert trifft in mitleidsloser Wuth,
Und Culloden raucht von der Tapfern Blut.

Lochiel.

Geh, pred'ge den Feigen, du Unglücksprophet,
Oder, wenn denn so blutig das Feld vor dir steht,
Nimm den Mantel hier, kindischer Greis; der verhüllt
Vor dem trüben Aug' des Entsetzens Bild.

Seher.

Ha! Lochiel, verhöhnst du, was ich nahm wahr?
Soll erlahmen dein Flügel, du stolzer Aar?
Schwang der kühne Adler aus seinem Haus
Frohlockend in des Nordens Gewölk sich hinaus?
Vor der Feinde Todesgeschossen er flieht,
Trägt einsam Verderben auf fremdes Gebiet.
Doch steig' er von seinem verwüstenden Pfad
Noch heut herab — denn der Verderber naht.
Was lodert der Hügel? Was breitet umher,
Gleich erlöschenden Sternen, der Funken Heer?
In seinem Horst ist des Verderbens Brand,
Und leuchtet entsetzlich über das Land.
Helmgeschmückter Lochiel, von Keinem besiegt,
Dessen Banner hoch auf den Zinnen sich wiegt,
Des Himmels Feuer zerstöret dein Glück,
Zur Heimath kehre, allein kehr' zurück.
Wo sie stand, zeigt die schwarze Asche gar gut,
Und die jammernde Mutter mit der hungernden Brut.

Lochiel.

Hinweg, falscher Seher! ich führe meinen Clan;
Sind es tausend Schwerter, ist es doch nur Ein Mann.
Sie steigen zur Ernte des Todes herab,
Wie Schnitter froh, und sind treu bis zum Grab.
Drum begegne ich Cumberlands Rosse mit Muth,
Und schäumt' es so stolz, wie die brandende Fluth.
Seiner Sach' und der Seinen harrt bittres Leid,
Wenn Albin den Claymore entblößt zum Streit,
Wenn der Häuptlinge Schaar zum Siege fliegt,
Clamanald und Morey, von Keinem besiegt,
In des bunten Plaids und der Federn Pracht. —

Seher.

O Lochiel, nimm vor dem Tage dich in Acht!
Was ich schau', ist mit düsterer Verzweiflung erfüllt,
Doch wer kann bedecken, was Gott enthüllt?
Am Abend des Lebens wird die Zukunft mir kund,
Und des Kommenden Schatten umlagern sie rund.
Von der Bluthunde Bellen tönt Cullodens Feld,
Und dein flüchtiger König ist von ihnen umstellt.
Ihn salbte der Himmel in seinem Zorn,

*) Schottland.

Schau hin, wie er fliehet durch Dickicht und Dorn.
Vergebens im Dunkel mein Auge ihn sucht,
Erhebt euch, ihr Stürme, und schützt seine Flucht!
Es ist vorbei. Seine Donner läßt schweigen der Feind,
Culloden ist verloren, und mein Vaterland weint.
Doch wo ist der in Eisen geschlagene Mann?
Denn der Schlacht kühnes Aug' schließt Verzweiflung fortan.
Durchschifft er die Wogen, verloren, verbannt,
Wie ein Glied gerissen vom heimischen Land?
Ach! ein grauseres Scheiden nehm' ich wahr.
Verhüllt ist die Trommel, und schwarz ist die Bahr'.
Seine Todtenglocke läutet; zerstreu' das Gesicht,
O Gott, das zu melden das Herz mir bricht.
Es zuckt das Leben in seinem Gebein,
Es schwimmt sein Gesicht in des Todeskampfs Pein.
Verflucht sey das Holz, das zu Füßen ihm brennt,
Und das Herz — sieh, es schlägt noch! vom Leben trennt,
Mit dem Rauche vergiftend die Luft umher —

Lochiel.

Fort falscher Beleid'ger! Nie glaub' ich die Mähr;
Ein Geschick voll Schande und Feigheit, traun!
Soll Albin nie und nimmermehr schaun.
Und sind meine Reih'n in ihr Blut hingestreckt,
Wie das Seegras gehäuft, das die Ufer bedeckt,
Soll Lochiel, nicht durch Flucht, noch durch Ketten entehrt,
So lange das Leben im Busen ihm währt,
Als Sieger jauchzen, oder liegen im Sand,
Rücklings, zu dem Feinde die Füße gewandt,
Und — rein ist sein Name, wie immer vorher —
Stolz aufschaun zum Himmel vom Bette der Ehr'.

K. Bockelmann.

Scribe.

Man hat diesem witzigen, glücklichen und fruchtbaren Vaudevillisten oft und mit Recht das Talent für die höhere Komödie abgesprochen. Freilich hat er auch Lustspiele in fünf Akten, also in aller Form geschrieben, und sie sind auch im Théatre français gegeben worden, zuletzt seine Camaraderie, die nun gedruckt vorliegt. Aber ein in die Länge gesponnenes Vaudeville, eine ins Lange gedehnte Farce ist darum noch kein wahres Lustspiel, denn dazu gehört mehr, als da sind: wahre, scharf und ins Detail gezeichnete Charaktere, eine richtig aufgefaßte und richtig durchgeführte Handlung, komische Intentionen, die aus der Natur gegriffen sind und einen moralischen Zweck haben; endlich ein organisches Ganze, aus dem deutlich hervorgeht, daß der Dichter wohl beobachtet hat, was er in seinem Gemälde darstellt.

In dem vorliegenden Scribe'schen Stücke ist aber von all dem wenig oder nichts zu finden, es kömmt Einem nur wie ein in die Länge gezogenes Vaudeville vor, in dem der Verfasser die Sing-Couplets vergessen hat.

Allerdings ist die Camaraderie in dem heutigen Frankreich, und zumal in Paris, seinem pulsirenden Mittelpunkt, eine der hervorstechendsten Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten. Wie man sich dort auch dreht und wendet, immer findet man die Camaradie unter einer oder der andern Gestalt. Unter ihrer despotischen Herrschaft steht fast die ganze periodische Presse, Roman und Poesie; wie eine mächtige Sphinx lagert sie auf den Wegen, die zu Stellen, Einfluß und Macht führen; in den größten, berühmtesten und glänzendsten Salons spielt sie die Gesetzgeberin. Wer sich gehorsam in ihr Joch fügt, wär's auch ein entschiedener Pinsel, aus dem macht sie ein Genie; wer dieß Joch aber nicht über sich nehmen, wer seine Unabhängigkeit bewahren will, der mag noch so ausgezeichnetes Talent, noch so viel Kenntnisse und seltene Eigenschaften haben, er wird doch alle Wege, Stege und Zugänge verschlossen finden, überall nur Hindernisse antreffen und sich nirgend der geringsten Theilnahme für sein Wünschen und Streben erfreuen, ja Niemand wird sich um ihn und sein Thun bekümmern. Scribe hätte also ganz Recht diese Verkehrtheit seiner Zeit aufs Theater zu bringen, wie Moliere die Heuchelei und Scheinheiligkeit in seinem Tartufe. Er hätte es aber auch so thun müssen, wie dieser große Komiker. Scribe stellt jene assurance mutuelle von Ruhm und Erfolg wie eine ganz offen und unverschämt getriebene Association dar, die unverhüllt und nach voraus angenommenem Plane getrieben wird. Wäre sie so, so würde sie nicht lange bestehen; sie würde auch nie so schädlich geworden seyn, denn wäre sie fürs Publikum in ihrem Triebe und Räderwerk leicht sichtbar, so würde es sich nicht von ihr an der Nase herumführen und auf das schmählichste hintergehen lassen. Im Gegentheil, die Camaraderie sucht sich zu verstecken und im Helldunkel oder in der Finsterniß zu operiren. Scribe hat eher eine Carikatur als ein ähnliches Bild daraus gemacht. Alle seine Leute sind übertrieben. Seine Hauptperson ist ein junger Advokat, dem sein Talent, sein Streben und seine Bemühung, unabhängig zu bleiben, immer nichts geholfen hat, und der deßhalb in die Camaraderie tritt. Wie man die Hand umwendet, wird er nun überall gut aufgenommen, herausgestrichen, fetirt und als einer der größten Geister des Jahrhunderts gerühmt. Da gerade ein Deputirter in die Kammer gewählt wird, so sollen für ihn die Stimmen der Kamaraden fallen. Aber es kommen andere Intriken dazwischen, welche diese Herren zu anderer Abstimmung veranlassen. Ein überwiegender Einfluß verdrängt den Andern, und so wie ein neuer Candidat mit mächtigerer Camaraderie auftritt, so wenden sich ihm schnell die Herren zu. Alles dieß mag auf dem Theater, von guten Schauspielern gegeben, recht komisch seyn, es ist aber mehr Farce als höheres Lustspiel. Es ist kein einziger würdiger und kräftiger Charakter darin. Ein Arzt ist das thätigste Glied der ganzen Coterie. Unbedingt den Befehlen einer Beschützerin ergeben, muß er sich alle Augenblicke drehen und wenden, wie es die veränderliche Laune dieser Dame haben will. Daraus entstehen gar komische Quidproquos und Verwechslungen, in denen Scribe bekanntlich stark ist. Alle andern Kamaraden sind gar einfältig und reden in abgedroschenen Gemeinplätzen.

Das Lustspiel sollte schwerere und würdigere Worte, schärferen und kräftigeren Angriff zeigen gegen diesen ekelhaften

Aussatz des jetzigen französischen Lebens, gegen diese gefällige und dienstwillige Lüge, die es sich vorgenommen zu haben scheint, Sitten und Geschmack zu verderben, die Literatur zu erniedrigen, den Intriken den Weg zu bahnen und dagegen das rechtliche Talent zu entmuthigen. Wenn Scribe besonders den Einfluß der Camaraderie auf die Deputirtenwahlen in seinem Stück schildern wollte, so hätte er stärker auftreten sollen gegen diesen Mißbrauch, der Frankreichs Zukunft mit schrecklichen Folgen bedroht. Dieß wäre aber zu viel verlangt. Scribe ist, wie gesagt, zu sehr an das leicht scherzende Vaudeville gewöhnt, um sich höher erheben zu können.

Als Molière gegen die Tartüfes, gegen die gelehrten Pedantinnen, die Schöngeister, die Marquis und die graciösen Frauenzimmer seiner Zeit auftrat, die damals Hof und Stadt regieren wollten, da waren seine Geißelhiebe scharf, treffend und tief ins Fleisch gehend. Sie brachten nicht allein die Zuschauer zum Lachen, sondern zeichneten auch haarscharf die Leute, gegen die sie gerichtet waren. Scribe aber zeichnet Niemanden und wird ohne Einfluß und Resultat bleiben, außer für ihn selbst; denn da er noch immer in der vorzüglichen Gunst seines Publikums ist, so wird ihm das Stück viel eintragen. Hätte es irgend jemand Anders gemacht, so würde es ohne Zweifel kein Glück finden; für Scribe aber ist in Paris Lachen und Beifall schon bereit, noch ehe der Vorhang aufgeht, was auch bei seinen vielen und allerliebsten Vaudevilles leicht begreiflich, aber für andere junge Talente, die sich im höhern Lustspiel auszeichnen möchten, eine gefährliche und peinliche Klippe ist.

Mr.

J. J. Ampère über Ritterthum und Poesie.

In einem größern, gelehrten und geistreichen Aufsatze beleuchtet J. J. Ampere die Entstehung, die Elemente, den Geist und die Früchte des Ritterthums, in welchem er die Einflüsse von vier Hauptelementen nachweist: des christlichen, des germanischen, des romanischen und des arabischen Elements, was er in einer Vergleichung so ausführt: „ich stelle mir das Ritterthum vor wie einen großen Baum; die Wurzel ist christlich, der Boden, in welchem es haftet, ist das Christenthum, die Basis der modernen Civilisation; der Stamm, die Aeste und der sie belebende Saft sind germanisch. Dieser Stamm und diese Aeste sind gleichsam erstarrt, gleichsam von einem Reife bedeckt gewesen, der eine Zeitlang die Vegetation hemmte und lähmte und den Saft in den Zweigen stocken machte, und zwar dieß während der Jahrhunderte, welche auf die germanische Eroberung folgten, und in Folge einer Wirkung dieser Eroberung. Damit der im Herzen des Baumes enthaltene Saft wieder cirkuliren konnte, war erforderlich, daß er in ein milderes Klima, unter einen bessern Himmel verpflanzt wurde. Diesen günstigeren Himmel und Boden fand er im südlichen Frankreich; hier senkte er seine Wurzeln hinunter in die noch warme Asche der römischen Civilisation; er streckte seine Arme aus nach jener Sonne, die nicht untergegangen war, die immer noch einen Dämmerschein über die Ruinen verbreitete. Da belebte sich der Saft wieder, er cirkulirte von neuem, die Zweige bedeckten sich mit Laub und Blüthen; aber diesen Blüthen fehlte noch ein gewisser Farbenglanz und der feinste Wohlgeruch. Diesen Farbenglanz, diesen Wohlgeruch brachten die säuselnden Lüfte des Orients."

Zusammenfassend schließt Ampère seinen Artikel: „Aus dem Schoße der Barbarei des eilften Jahrhunderts erhob sich plötzlich ein erhabener Aufschwung, der wie durch Zauber aus dem Dunkel hervorzubrechen scheint. Die reinsten, zartesten und gesteigertsten Gefühle offenbaren sich in den Seelen, die bisher heftigen und brutalen Leidenschaften unterthan gewesen; durch sie gestaltet sich ein ganzes System der Sittlichkeit, dessen Fundament die Frömmigkeit, die Uneigennützigkeit, die Begeisterung bilden; durch sie wird gegründet eine Religion der Liebe und der Ehre, eine Religion, die Niemand gepredigt, die gleichsam von selbst entstanden; ein unbekannter Geist schafft neue Gefühle, erzeugt neue Sitten und Institutionen und eine neue Poesie. Das Ritterthum hat im Mittelalter unter den verschiedenen Völkern eine Verbrüderung, eine Einheit gestiftet, welche eine Vorbereitung war auf die große europäische Völkervereinigung, welcher wir entgegengehen. Der Ritter war nicht mehr Franzose, Engländer, Spanier oder Deutscher, sondern er war Ritter; es war gleichsam eine große heroische Freimauerei, welche die Nationen alle einander nahe brachte. Dieß war aber noch nicht Alles; der Einfluß des Ritterthums auf die Einbildungskraft und auf die Gemüther geht auch da noch fort, wo das Ritterthum aufgehört hat; dieser Einfluß überlebte das Mittelalter. Man nehme das Ritterthum aus der Geschichte weg und man wird staunen über die Leere, welche sich dann in der Literatur, in der Kunst, im Gesammtleben der modernen Nationen zeigen würde. Mit ihm hätten wir ausgelöscht einen Theil von Dante, und den ganzen Petrarka, Cervantes, Ariost, Tasso, Calderon, Lope de Vega; wir verlören von unsrem dramatischen Ruhmesverzeichniß den größten Theil der Meisterwerke Corneille's und Racine's und man nähme Voltaire'n seine Zaire und seinen Tankred."

Das Zeitalter Louis XIV wußte selbst nicht wie viele Materialien ihm das Mittelalter, das es nicht kannte, zu seinen unsterblichen Werken lieferte; es wußte nicht, woher ihm diese Gesammtheit von Gefühlen, Ideen und Poesie kam, die es so bewundernswerth behandelte; es ist den großen Jahrhunderten wie den großen Künstlern eigen, sich selbst nicht zu kennen, von nichts wissen zu wollen, als von der Begeisterung, die sie beherrscht, und sich nicht zu kümmern um die Quellen, aus welchen ihr Genie schöpft. Oft verstanden auch die Kritiker das große Jahrhundert um nichts besser; so hat man der klassischen Periode unserer Literatur den Vorwurf gemacht, daß sie nur ein schwacher Abdruck des Alterthums sey, daß sie kein eigenes Leben, keine nationale Originalität besitze, daß sie sich vom Mittelalter losgerissen und die Traditionen der christlichen Poesie verlassen habe; auf der andern Seite haben gewisse ungeschickte Vertheidiger des Ruhms unserer größten Männer diesen ungerechten Vorwurf aufgenommen, und aus dem, was eine Verläumdung

war, ein Lob gemacht. Diese Kritiker antworteten: das siebzehnte Jahrhundert habe der modernen Inspiration nicht bedurft, es habe die Alten nachgeahmt und aufgefeischt und das sey das Beste gewesen, was es thun können. Aber was das Jahrhundert Louis XIV vom Alterthum entlehnt hat, ist meines Erachtens wenig, in Vergleich mit dem, was ihm eigen angehört und was es aus den Ideen des Mittelalters schöpfte. Gewisse Formen der Sprache; einige Einzelnheiten, übersetzte oder nachgeahmte Verse haben die Kritiker irre geführt; aber im Grunde ist die Begeisterung, ist das Leben unserer Literatur aus dem siebzehnten Jahrhundert modern, national, und zum großen Theil ritterthümlich. Das Wesen, der Stoff unserer großen dramatischen Poesie, ist im Ganzen die Ritterpoesie des Mittelalters, durch dunkle Kanäle an Corneille und Racine gekommen und durch sie zur Höhe der Kunst erhoben, von Corneille in die römische Größe eingerahmt, von Racine verschönert durch das, was er von griechischer Grazie und Eleganz entlehnte. Im achtzehnten Jahrhundert war der Mann, der am allerwenigsten Sympathie mit dem Mittelalter hatte, Voltaire, doch gerade unter unsern Dichtern derjenige, der zuerst das Mittelalter mit seinem eigentlichen Namen auf die Bühne brachte; Voltaire hat uns zuerst die ritterlichen Helden in ihrem eigentlichen Kostüme, und nicht im griechischen Mantel, oder in der römischen Toga gezeigt.

Die Revolution, welche die Vergangenheit stürzte, hat auch Alles gestürzt, was aus ihr stammte, in Literatur und Gesellschaft — und wie alles Uebrige so auch das Ritterthum. Nach der Revolution erhob sich noch Eine Stimme; der Mann, dessen Genius in der Welt der Religion und der Phantasie die Traditionen des Mittelalters wieder belebte, *) hat gleichsam ein wohllautvolles Echo der ritterlichen Poesie ertönen lassen in dem: Letzten der Abencerragen. Seitdem sind in dieser Gattung nur ohnmächtige Versuche gemacht worden. Das Kaiserreich hat, als die aristokratischen und feudalistischen Ideen im Gefolge der militärischen aufkamen, die ritterlichen Traditionen wieder zu beleben gesucht; aber es kam dabei nichts heraus als einige Romanzen. Die Restauration hat eine Anstrengung gemacht zu Gunsten der chevaleresken Literatur, aber diese Anstrengung, erkünstelt und eigennützig, hatte nichts Ausgezeichnetes zur Folge. Seit 1830 endlich gibt es, so viel ich weiß, nicht Einen, großen oder kleinen, berühmten oder obskuren Versuch ritterlicher Dichtung; denn eine solche Dichtung bedürfte jener Gesammtheit von Ideen, Gefühlen und Sitten, welche das Ritterthum ausmachten und die mit jedem Tage mehr verschwinden. Alles was mit der Vergangenheit zusammenhängt, geht mit erstaunlicher Schnelligkeit in ihr unter; wir sind wie auf der Eisenbahn; ohne einen Stoß zu spüren, ohne es selbst zu merken kommen wir vorwärts; die Gegenstände, die uns eben noch ganz nahe waren, sind plötzlich verschwunden; so verschwindet schnell und ohne Erschütterung, was noch von der Vergangenheit übrig ist. Die letzten Reste des Ritterthums sind bei diesem großen Schiffbruch untergegangen; es selbst findet keinen Ausdruck mehr in der Literatur. So sind wir denn am Ende dieser gewaltigen und herrlichen Entwicklung der ritterlichen Poesie angekommen, deren Ausgangspunkt und Anfänge wir oben aufsuchten.

Was in dieser Hinsicht in der Literatur vorgeht, hängt zusammen mit dem, was im Schoß der Gesellschaft vorgeht. Man kann wohl nicht läugnen, daß gewisse Gefühle, welche Großes bewirkt haben, welche Jahrhunderte lang die Haupttriebfedern des Handelns gewesen, ihre Herrschaft verlieren. Unser Zeitalter ist, man muß es gestehen, gar nicht ritterlich; der positive Calcul trägt den Sieg davon über die uneigennützige Begeisterung. Ohne Zweifel scheinen neue Grundsätze socialer Sittlichkeit, Gefühle, welche von unsern Vätern gar nicht oder kaum gekannt waren, an die Stelle des alten Bewußtseyns der französischen Gesellschaft treten zu müssen; was man Patriotismus nennt, was man dereinst Humanität nennen wird, mag vielleicht reichlich ersetzen, was sonst die ritterliche Ehre hieß. Inzwischen aber ist die Gegenwart trübselig, die Begeisterung ist selten, wenn sie nicht ganz fehlt. Daraus entspringt eine große Verzagtheit in vielen Gemüthern, eine schmerzliche Erschlaffung, eine gewisse Trägheit im sittlichen Leben und eine traurige Lücke in der poetischen Schöpferkraft. Wenn Dante wieder in die Welt träte — es wäre zu fürchten, er möchte uns in die Hölle der Lauen versetzen; aber dieser Zustand der Geister, welchen ich übertrieben zu haben mir gerne nachweisen ließe, kann nicht lange dauern. Der Mensch kann nicht leben, wenn er gekrümmt und gedrückt sich fühlt, wie ein an seine Arbeit gefetteter Galeerensklave, ohne daß ihn etwas aufrichtet und über das gemeine Leben erhebt. Verlieren wir also das Vertrauen nicht; die Begeisterung und die Poesie werden wieder erwachen, oder die Menschheit würde sterben; die Menschheit wird aber nicht sterben.

Wer aber wird uns die Poesie wieder bringen? Welche neue Begeisterung wird die verschwundene Gestaltung der Begeisterung unsrer Väter uns ersetzen? Welche Institution wird wieder diese Gesellschaft erheben und aufrichten, welche erschlafft ist und gerne leben möchte, welche überdrüssig ist dessen, was sie kennt, und bekümmert über das, was sie erwartet? Wo fände sich jene Kraft der Hingebung und Frömmigkeit, welche das Ritterthum Jahrhunderte lang erweckte? Wo ist das Princip, das unsere Verjüngung bewirken sollte? Man weiß es nicht; man fragt sich, man sucht mit einer Mischung von Unruhe und Hoffnung, von Vertrauen und Muthlosigkeit; man späht am Horizont, man fragt sich, von woher der belebende Hauch kommen wird, der die Seelen verwandeln und kräftigen soll! Oh! käme doch einmal dieser Hauch, von Mitternacht oder von Mittag, von Morgen oder von Abend! ließe er sich doch herab auf unsere Häupter und schenkte neues Leben der Welt!"

*) Chateaubriand.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 29 u. 30.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

4 April 1838.

Französische Historiker.

Michelet, geschildert von E. Souvestre.

Frankreich hat zu verschiedenen Zeiten treffliche Chronisten gehabt, wie Gregorius von Tours, Joinville, Froissard, Comines; mehrere historische Philosophen oder Romanschreiber von seltenem Verdienst, wie Voltaire, Raynal, Vertot; endlich manche fleißige Compilatoren, von welchen de Thou, Dupuis, Rollin, Anquetil zu nennen sind. Aber unter allen diesen Schriftstellern suchte man umsonst nach einem wahren Geschichtschreiber; nicht als ob nicht Mehrere die dazu erforderlichen Eigenschaften in sich vereinigt hätten, sondern darum, weil sie in ungünstigen Perioden und Verhältnissen lebten.

Die Geschichte verlangt nicht nur die Freiheit der Prüfung und des Worts; sie fordert auch eine gewisse lichtvolle Uninteressirtheit, welche in den Jahrhunderten der Bewunderung oder Empörung etwas Seltenes ist. Man beachte wohl, daß wir nicht von Unparteilichkeit sprechen (einer Tugend der Engel, und unmöglich für solche, welche am irdischen Leben ihren Antheil nehmen), wir reden nur von jener gewissenhaften Intelligenz, welche dazu treibt, die Thatsachen nach allen Gesichtspunkten zu studiren, obgleich man einem bestimmten den Vorzug gibt, welche zur Erforschung der Wahrheit führt, nicht ohne eine vorwiegende Neigung, aber ohne Verblendung. Eine solche Hellsicht nun ist nur möglich in Zeiten der Unbefangenheit und des Friedens. Um gerecht, muß der Historiker frei seyn; um richtig zu sehen, muß er außerhalb des Kampfgewühles stehen; dann nur kann er die Satyre oder die Apologie vermeiden.

Obgleich unsere Periode noch in strebendem Fleiße ringt, bietet sie doch in manchen Beziehungen die vortheilhaftesten Bedingungen für den Geschichtschreiber. Aus einem achtzehnhundertjährigen Kampfe hervorgegangen, sind hinfort die großen socialen Wahrheiten über allen Verrath erhaben und die Parteien schöpfen wieder Athem. Es ist Ruhe zur Betrachtung, Freiheit für den Gedanken eingetreten. Der Geschichtschreiber braucht nicht mehr seine Bücher zu verlassen, um auf der Bresche die Sache der Zukunft zu vertheidigen; die Tribunen sind auf ihrem Posten und reichen für den Augenblick hin. So kann er sich ganz dem Studium der Vergangenheit hingeben; er wird sie um so besser begreifen, als er, die Gegenwart verstehend, den Baum nach den Früchten beurtheilen kann. Und man fürchte nicht, seine modernen Instinkte möchten seine Billigkeit beeinträchtigen; er wird hassen können, was nicht mehr ist, aber nur der Haß gegen Personen verengt die Seele; der Haß gegen die Dinge dagegen begeistert und erhebt sie. Vielmehr fürchte man von ihm eher eine großmüthige Nachsicht gegen die Vergangenheit, denn diese hat gewissermaßen den Reiz der Ruinen; die besiegten Ideen haben für gewisse Geister immer ein Verdienst, dem sie nicht recht widerstehen können: dem nämlich, daß sie Besiegte sind!

Uebrigens ist unsere Epoche der Geschichtschreibung nicht darum nur besonders günstig, weil die letzten zwanzig Jahre ruhig und friedlich gewesen, sondern vielleicht noch mehr in Folge der raschen politischen Bewegung, welche sich allen Geistern mitgetheilt und auf sie influenzirt hat. Das Studium unserer Urgeschichte ist dadurch interessanter geworden; man hat sorgfältiger erforscht, von wo man ausgegangen, auf welcher Bahn man fortgewandelt sey, um dahin zu gelangen, wo man jetzt sich befindet. Man wollte auf die Quellen zurückgehen und Alles der Wahrheit gemäß erkennen. Daraus ging eine neue historische Schule hervor, mannichfaltig in ihren Ausdrucksweisen, aber eben so bemerkenswerth wegen der Form als wegen des wissenschaftlichen Gehalts, und die einzige, unsres Dafürhaltens, welche bis zu dieser Stunde Frankreich Historiker gab, die dieses Namens würdig sind.

Diese Schule hatte anfänglich kein anderes Bestreben als das, der einschläfernden Zerflossenheit und Weitschweifigkeit der alten Compilatoren eine lebendigere und lebhafter gefärbte Erzählung zu substituiren. Demgemäß nahm sie die, allzulange ganz vernachlässigten Anekdoten auf, ward freigebiger in Schilderungen und Details von Sitten, in Episoden, und suchte über das Ganze etwas von jenem Hauch und Dunst der Zeit aus-

zugießen, wofür man eben das Wort: Lokalfarbe aufgefunden hatte. Leider bemerkten die Neuerer nicht, daß sie im Eifer ein Jahrhundert dem Leser vor Augen zustellen und vor ihm in Bewegung zu setzen, nur die Aeußerlichkeiten desselben wiedergaben. Ihre Helden mochten immerhin das Costume der Zeit tragen und von Zeit zu Zeit die Sprache des Mittelalters reden — das falsche und gemachte Wesen schimmerte doch immer durch, und dem Schauspieler fehlte die individuelle Seele. Der Abhang auf welchem sich die neuen Historiker befanden, war auch sonst gefahrdrohend. Unaufhörlich mit den Begebenheiten und mit dem äußern Apparat beschäftigt mußten sie beinahe nothwendig in den Chronikenstyl verfallen. Herr von Barante erhob sogar keck zu einem System, was nur der Fehler einer Gattung war, und setzte seinen: Herzogen von Burgund das berühmte Paradoxon vor: Scribitur ad narrandum non ad probandum. Das hieß nun geradezu die Rolle vertauschen und dem Historiker die Feder des Romanschreibers übergeben.

Die Reaktion gegen Anquetil und seines Gleichen war zu gewaltsam; sie konnte nicht dauern. Inzwischen blieben mehrere der gemachten Versuche und werden bleiben, weil über und neben den Gattungen es auch die Kunst ist, welche den Werken Dauer und Bestand leiht. Von dieser Art war das Buch des Herrn von Barante selbst, welcher glücklicherweise nur eine episodenartige Geschichte geschrieben hatte, das heißt eine solche, die am ehesten unter allen sich der Chronikform anbequemen konnte; aber die malerische Geschichtschreibung war trotz dem für immer gerichtet.

Zur gleichen Zeit, wo dieser Versuch eintrat, bestrebten sich Guizot und seine Anhänger eine ganz andere, ja entgegengesetzte Methode auf die Bahn zu bringen, indem sie mit einer vergleichenden Anatomie der Geschichte auftraten. Sich stützend auf eine vielleicht zu wenig umfassende, aber wohl verdaute und verarbeitete Gelehrsamkeit, vollkommen Herr alles dessen, was er wußte, und seiner selbst im höchsten Grade mächtig, eignete sich Guizot mehr als irgend Einer für diese logische, klare und strenge Analyse. Ein unermüdlicher Berechner, stellte er historische Gleichungen jeder Art auf, erörterte und lös'te sie mit eleganter Nüchternheit. Die Concentration der Thatsachen gab seinem Werke ein Ansehen von Stärke und Gewicht, während die algebraischen Formeln seines Styls den Schein des Tiefsinns hervorbrachten. Zudem war in dem Ganzen seines Werkes viel wirklicher Werth; nur kein Leben. Unmittelbar zuvor hatten wir nur Kleider und Rüstungen; jetzt gab man uns ein Skelett. Wo blieb aber Fleisch und Blut? Durfte man nicht auch Etwas hoffen was sich bewegte, was fühlte, eine Geschichte, die Körper und Seele hatte?

Augustin Thierry übernahm es auf diese Frage zu antworten. Seine erste erschienene Arbeit war nicht bloß ein schönes Buch, sie war auch die gesuchte Lösung eines Problems, sie war die Geschichte selbst. Aber wir haben hier nicht von der Eroberung der Normannen oder von den Briefen über die französische Geschichte zu sprechen; wenn wir den Namen Thierry's aussprachen, so geschah es nur um des Uebergangs willen, um auf Michelet zu kommen.

Wirklich scheint uns, daß Beide in vielen Punkten sich einander nähern, und wir möchten, wenn die mythologischen Vergleichungen noch an der Tagesordnung wären, sagen, ihre Musen seyen wie die Schwestern, von welchen Ovid spricht, die sich ähnlich sind, ohne doch gleich zu seyn — eine Aehnlichkeit,

Qualis decet esse sororum.

Allerdings hatte Thierry gleich bei seinem ersten Auftreten den ganzen Umfang seines Talents kund gegeben; aber die Fortschritte Michelets seit seiner ersten veröffentlichten Arbeit sind stetig gewesen. Nicht nur sein Wissen hat sich vermehrt, sein Styl sich verschönert und vereinfacht, sondern auch seine Anschauungs- und Auffassungsweise ist weniger keckpoetisch geworden. Da wir einmal dieß Wort ausgesprochen, müssen wir es auch erläutern; denn es ist nicht das erstemal, daß man Michelet mit der Benennung eines Poeten zu nahe getreten ist.

Wenn die Form irgendwo von dem Inhalt unterschieden werden muß, so ist es besonders in der Geschichte erforderlich. Hinsichtlich des Inhalts der Sklave der als richtig erkannten Urkunden, besitzt der Historiker wieder seine volle Freiheit, wenn es sich nur um den Ausdruck handelt. Sey nun sein Wort ruhig oder feurig, seine Darstellung reich oder knapp — man hat deßhalb keine Rechenschaft von ihm zu verlangen, außer im Namen des guten Geschmacks und der Kunst. Es sind in ihm gleichsam zwei Personen: der kritische Sammler und der Darsteller. Jener muß kaltblütig seyn, aber diesem ist es unbenommen, lebhaft zu seyn bis zum Enthusiasmus. Die Griechen und Römer liefern uns tausend Beispiele solcher Verbindung beurtheilenden Scharfblicks und lebendiger Poesie, und darnach hat auch Michelet meist gestrebt. Niemand zweifelt, daß er seine historischen Forschungen mit kritischem Eifer und Fleiß anstellt; aber je mehr sie sich vervielfältigen, um so lebhafter wird sein Interesse, seine Einbildungskraft entzündet sich; gegenüber den noch unausgebeuteten Schätzen ergreift ihn das Fieber, er schreibt, und sein Styl gibt, ohne daß er selbst es weiß, all die innern Erschütterungen seiner Aufregung wieder. Man bedenke aber, daß die Aufregung erst hinter dem Studium drein kommt, und durch dasselbe erzeugt ward; das Faktische ist mit großem Fleiß zu Tage gefördert, ehe es dem Ausdruck seine Poesie einhaucht.

Darum nun, weil man nicht sorgfältig den äußern Schein vom Gehalt getrennt hat, hat man Michelet vorgeworfen, daß er kein im eigentlichen Sinne positiver Geschichtschreiber sey. Indeß hat dieser Irrthum, wie beinahe alle Irrthümer, doch auch sein Körnchen Wahrheit; ohne im Allgemeinen den gegen den Verfasser der Einleitung in die Universalgeschichte erhobenen Vorwurf zuzugeben, muß man doch gestehen, daß hin und wieder der Schwung des Styls ihn fortreißt, ohne daß er es merkt. Ein Freund des glänzenden Bildes, des farbenreichen Worts, des Symbols, vergißt sich der Historiker in einer kleinen literarischen Liebhaberei und bleibt der Wirklichkeit nicht so nahe, als man wünschen möchte. Wir wollen namentlich, als Beispiel solcher poetischen Anwandlungen, den Abschnitt über gothische Baukunst anführen.

Setzen wir jedoch sogleich bei, daß Michelet mit jedem

Tage mehr von diesen verführerischen Schwächen zurückkommt; sey es nun, daß die darüber ergangenen Rügen ihn aufmerksam gemacht, sey es, daß die historische Atmosphäre, in welche er trat, keine solche Verirrungen mehr gestattete: der dritte Band seiner Geschichte Frankreichs scheint uns von dieser Seite tadellos. Er hat sich nie vom Faktischen verirrt, er hat kein einziges Mal den festen Boden verlassen, und wie Antäus scheint er aus dessen Berührung neue Kräfte gesogen zu haben. Nicht nur ist dieser Band reicher an Entdeckungen als die vorhergehenden — sondern der Verfasser zeigt sich darin gewissermaßen in der vollsten Kraft seines Talents. Es finden sich da alle seine ausgezeichneten Eigenschaften neben sehr wenigen seiner Mängel; ihn nach diesem Buch beurtheilen, heißt ihn würdigen nach seiner gediegensten Leistung, nach dem Werthe den er heute behauptet.

Der zuletzt erschienene Band Michelets umfaßt die Begebenheiten von 1270 — 1380. Es ist die Schilderung dieser Bastardperiode, die gleichsam schwebt zwischen dem Mittelalter und der Wiedergeburt. Es war schwer, die Physiognomie eines solchen Jahrhunderts zu zeichnen und seine Tendenz zu entdecken. Die verworrenen, dem Anschein nach sich widersprechenden Ereignisse folgen so rasch, in solcher großen Anzahl auf einander, daß der Historiker sich umsonst nach einem Ruhepunkt zur Orientirung umsieht. In diesem Labyrinth hat Michelet glücklich einen leitenden Faden gefunden. Er war der Erste, der das vierzehnte Jahrhundert scharf vom Mittelalter sonderte, indem er zur Begründung seiner Ansicht neue Thatsachen beibrachte. Er hat gezeigt, wie die Legisten an die Stelle der Seigneurs und der Priester traten, wie das römische Recht das kanonische verdrängte, und inmitten dieser Demüthigung aller der alten Mächte Jacques Bonhomme, das Volk, wie es anfing sein Riesenhaupt zu erheben und um sich zu schauen.

Aus Villani und aus noch ungedruckten Urkunden hat der Verfasser vorzugsweise die Elemente seiner Ueberzeugung geschöpft. Er hat sich des Einflusses Froissard's zu erwehren gewußt, welchem beinahe alle unsere Historiker blindlings folgten, und der selbst nur noch die mit Wappen verzierte Rinde seiner Zeit gesehen hatte, ohne zu bemerken, daß unter dieser Rinde die Feudal-Eiche in Fäulniß zerfiel. Er endlich hat uns das 14te Jahrhundert so gezeigt wie es war, d. h. fiskalisch, falschmünzerisch, prosaisch aber schon plebejisch. In der That, die ritterlichen Traditionen fingen schon an sich zu verlieren, und man näherte sich dem Tage, wo, als man Ritter den beiden Söhnen des Herzogs von Anjou die Waffen anlegen sah, der ganze Hof Karls VI fragen mußte, was diese Gebräuche bedeuten sollten.

Drei große Thatsachen beherrschen das 14te Jahrhundert: die Kämpfe Philipps des Schönen mit Bonifacius, die Aufhebung der Tempelritter, der furchtbare Krieg mit den Engländern. Aber diese drei Begebenheiten stehen in näherer oder fernerer Beziehung mit der Mündigwerdung des Volks; alle drei treten ein unter dem Einfluß und der Mitwirkung von Minister gewordenen Bauern. Die königliche Gewalt, müde der Kirche und des Feudaladels, stützt sich auf den dritten Stand, um jene zu demüthigen, und die Parlamente organisiren sich, indem sie die Priester zurückweisen; die Ketzer und Juden werden gegen die Inquisition geschützt; der König spricht ein ausgedehnteres Recht auf die Schenkungen an Kirchen und Klöster an und erleichtert den Gemeinen die Erwerbung von Feudalgütern. Bald, wie der Streit mit dem Papst lebhafter wird, beruft Philipp der Schöne die drei Stände der Generalstaaten und begründet so die nationale Aera Frankreichs. Man weiß, welches das Ergebniß des heiligen Bundes gegen den König war; der heilige Bund wurde besiegt und mit ihm die Kirche.

Bald brachte die Aufhebung des Templerordens dem Feudalismus einen nicht minder empfindlichen Streich bei. Die Templer hingen mit allen adeligen Familien zusammen; sie besaßen 10,000 Lehngüter in der Christenheit, überall feste Plätze, und betrugen nicht weniger als 20,000 Ritter, die kriegserfahrensten ihrer Zeit. Und doch bedurfte es nur des Willens des Königs und der Schlauheit und Tücke zweier Prokuratoren, um sie zu vernichten. Michelet hat diese große Katastrophe sehr ausführlich und mit sehr viel neuen, lichtvollen Aufschlüssen behandelt. Aus seinen Forschungen geht klar hervor, daß mehrere der dem Orden aufgebürdeten Verbrechen wirklich vorhanden waren, ohne Zweifel nicht in den Statuten begründet, aber doch in dieser oder jener Provinz oder Abtheilung. Das größte von allen anlangend, die Verläugnung, so zeigt der Verfasser durch die Aussagen englischer Templer, daß sie ein symbolischer Akt gewesen. Es war eine Nachahmung der Verläugnung des h. Petrus, ein allen Einweihungen gemeinsamer Brauch, wo der Aufzunehmende ursprünglich dargestellt wird als ein Unglücklicher und Elender, damit alle Ehre seiner sittlichen Wiedergeburt auf die ihn unter sich aufnehmende Gesellschaft zurückfalle. „Daß diese Ceremonie zuweilen mit einer strafbaren Leichtfertigkeit oder mit gottlosem Hohne vor sich ging, das war die Schuld Einzelner und nicht die Regel des Ordens.“ Es kann auch seyn, daß die ursprünglich symbolisch gemeinte Verläugnung später bei vielen Templern zur wirklichen Verläugnung wurde; ihr langer Aufenthalt unter den Ungläubigen konnte wohl ihren Glauben entstellen, und sie galten als Anhänger von orientalischem Aberglauben. Die Vernichtung des Templerordens bewies, daß der Adel allen innern Zusammenhang, ja selbst das Gefühl der persönlichen Selbsterhaltung verloren hatte. Die Gesellschaft machte immer weitere Fortschritte, und im Jahr 1314 sagte der König bei Freilassung der Hörigen von Valois schon in seiner Ordonnanz: „Angesehen, daß jede menschliche Creatur, geschaffen nach dem Bilde unsers Herrn, in der Regel frei seyn soll nach dem natürlichen Recht u. s. w.“

Diese Fortschritte fanden jedoch nicht ohne Widerstand und selbst nicht ohne Rückschritte statt. Das Königthum, welches das Volk nur hob um den Adel zu schwächen, kam wieder zu diesem zurück, sobald es seiner bedurfte; aber die Keime der Unabhängigkeit werden niemals erfolglos ausgesäet; das Bürgerthum, seine Kraft zu fühlen anfangend, wählte bald seinen König Marcel und trat auf mit seinen berühmten Gegenvorstellungen vom Jahre 1357, die so hart waren für den Adel und die Magistrate, und in welchen die drei Stände sich schon als gewissermaßen gleich gegenüberstehend darstellen.

Der Krieg gegen England mußte ebenfalls diese demokratische Bewegung Frankreichs befördern. Der Bürger hatte seine Existenz

mit den Waffen in der Hand erhärtet; der Bauer, verrathen und verkauft von den Edelleuten, ergriff jetzt auch die Gabel, die Hacke und den Prügel, zuerst um sich zu rächen und dann um sich zu vertheidigen. Die Ordonnanz von 1357 war die erste politische Akte Frankreichs gewesen; die Jacquerie war der erste Aufschwung des Volkes, der Knecht wurde Soldat.

Die Niederlagen von Crecy und Poitier hatten die unermeßlich wichtige Folge, daß sie die Reiterei, ganz aus Edelleuten bestehend, vernichteten und zur Vertheidigung des Landes die Fußknechte, d. h. das Volk, aufriefen. Bisher hatte das letztere den Rittern überlassen, die Angriffe des Feindes zurückzuschlagen und diese hatten Jahrhunderte lang mannhaft dieß Privilegium ausgeübt; aber als der Bonhomme sah, daß sein Beschützer zurückwich und ihn der Willkür des Ausländers preis gab, da ballte er die Fäuste und dachte darauf sich selbst zu schützen. Dieser Aufruf an Alle zur blutigen Gemeinschaft der Schlachten war vielleicht der wünschenswertheste Sieg; das Gefühl der Nationalität wurde daraus geboren. Frankreich war nicht mehr nur ein Theil der Christenheit — es ward Frankreich! Ein König konnte La Rochelle in einem Friedensschluß an England abtreten, aber La Rochelle protestirte mit den Worten: wir werden uns den Engländern unterwerfen mit dem Munde, aber mit dem Herzen nie! Der Ausdruck: ein guter Franzose, datirt sich, wie Michelet bemerkt, aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Uebrigens schien in dieser Epoche Alles bestimmt darauf hinzudeuten, was das neue Schicksal Frankreichs seyn sollte. Nachdem das Königreich nahe daran gewesen, durch die kriegslustige Unbesonnenheit der Edeln zu Grunde zu gehen, erhob es sich wieder unter der antichevaleresken Regierung eines Königs, der nicht im Stande war die Lanze zu führen, und dessen ganzes Verdienst darin bestand, daß er beständig den Kampf ausschlug. „Wenn,“ sagt Michelet, „Karl V selbst nicht viel zu leisten im Stande war, so hinterließ er wenigstens Frankreich den Typus eines modernen Königs, der ihm noch unbekannt war. Er lehrte die unbesonnenen Helden von Crecy und Poitiers, was Nachdenken, Geduld, Beharrlichkeit sey. Die Erziehung sollte lange dauern; es bedurfte vielen Unterrichts; aber wenigstens war das Ziel bezeichnet. Frankreich sollte sich demselben, wiewohl allerdings langsam, nähern durch Louis XI und Heinrich IV durch Richelieu und Colbert.“

Bisher waren die Kriege des vierzehnten Jahrhunderts als rein politische Kriege betrachtet worden; Michelet ist der Erste, der sie von der kommerziellen Seite auffaßt und der „das Geheimniß der Schlachten von Crecy und Poitiers in den Comtoirs der Kaufleute von London, von Bordeaux oder Brügge aufgesucht hat.“ Diese wichtige Entdeckung erklärt Vieles. So ist der Aufstand der Flamänder nicht mehr bloß die Empörung eines Volks, das unabhängig bleiben will; es ist vielmehr ein Krieg von Fabrikanten, welche sich weigern mit England zu brechen, von wo sie ihre Wolle beziehen, mit der Erklärung, daß sie, ohne England, nicht leben können, weil ganz Flandern auf Tuchweberei gegründet sey und man ohne Wolle kein Tuch machen könne. Die Belagerung von Calais ist nicht bloß eine Kriegsthat, sondern eine kommerzielle Expedition, wie dieß Villani ausdrücklich sagt. Eduard war hier gewissermaßen der Bevollmächtigte der durch die Corsaren von Calais ruinirten englischen Kaufleute, da jene sich durchaus zu Meistern der Meerenge machen wollten. Die Seestädte lieferten ihm das zu diesem Zug nöthige Geld und die Schiffe, so daß Yarmouth allein dreiundvierzig Fahrzeuge stellte. Wenn daher Eduard so große Erbitterung gegen die Einwohner von Calais an den Tag legte, so war dieß darum, weil er versprochen hatte, diese Raubvögel, welche seit langer Zeit den englischen Handel beunruhigten, in ihrem Nest zu vertilgen.

(Schluß folgt.)

Der Eremit von Dale.

Von Richard Howitt.

I.

In Derby wohnt' ein Bäcker einst,
Gar schlau und weltgeübt,
Der wohl des Glückes Fünftelsaft
Sich aus der Klei gesiebt.

Bei dem war Gold zusammengerollt
Und Silber und Metall,
Daß nur „der alte Geldsack“ er
Genannt ward überall.

Sein Aug' war falkenrasch; so scharf
Wie Weihnachtluft sein Gesicht;
Daß selbst, wenn er die Lippen schließt,
Doch seine Miene spricht.

Kauf und Verkauf — sonst kennet er
Kein Thun und keine Lust;
Als Himmel galt, als Höll' ihm nur
Gewinn noch und Verlust.

Alte Pilger, um Mariens willen
Gaben heischend von Thür zu Thür,
Nach Einem Blick in des Bäckers Haus
Verweilten sie nicht hier.

Sie weilten hier nicht, weil das Haus,
(Sofern Steine Zungen haben,)
Laut sagte, die Menschenliebe sey todt,
Sey todt hier und begraben.

Und in des Bäckers Herzen lebt
Und in seinem rauhen Ton
Gegen der Wandernden ganz Geschlecht
Verachtung und bittrer Hohn.

Sein Haus war dunkel; Düsterheit
Hielt immer es umhüllt,
Daß Alt und Jung, wer es betritt,
Geheimer Schau'r erfüllt.

Der Spinne Schloß war's, lichtscheu floh
Dahin die Fledermaus;
Ach! für ein lebendes Geschöpf
War es ein traurig Haus!

Der Bäcker war ein Junggesell —
Im Lebensmai starb sein Lieb;
Seitdem gegen Liebe jeder Art
Sein Herz verschlossen blieb.

Kein Wesen liebt' er mehr; sein Herz
War hohl und todt und kalt,
Wie der Geliebten Herz, darob
Das Gras des Kirchhofs wallt;
Mit hungrigem Gold zu füllen sucht
Er den gähnend leeren Spalt.

Gefüllt ward's nicht. Im Schlaf jedoch
Ein Engel ihm erscheint;
Ha! wie der Mann, deß Wesen Erz,
Jetzt stöhnt und seufzt und weint.

Er stöhnt und seufzt und weint — was denn
Des Bäckers Herz so traf?
Er sah seinen Liebesmorgenstern
Anlächeln ihn im Schlaf.

Das goldne Haar hat er erkannt,
Des Aug's tiefsinn'gen Glanz,
Die Gestalt, die ihn entzückt vorlängst,
Im Schmuck des Himmelsgewands.

So aus der Liebe Himmel kam,
Aus der Heimath reiner Seelen,
Ein schöner Geist, des Bäckers Herz
Mit der Unruh Dorn zu quälen.

Und Alle die er einst geliebt,
Im Schlaf ihm jetzt erscheinen,
Eltern und Brüder, Schwestern, alle —
Wohl durfte der Arme weinen!

Wie traurig ist sein Herd, wie kalt,
Als vom Traum er fuhr empor;
Wie eine Hölle kam sein Haus,
Sein Gold wie ein Fluch ihm vor.

Ihn floh die Ruh, er kostet nichts,
Freudlos bei Nacht und Tag;
Der Kindheit süß Gedächtniß wie
Ein Mehlthau auf ihm lag.

Sein heißes Aug' vertrocknet; nicht
Mehr erquickend die Thräne rann;
Er geht im Haus um, oder fleht —
Ein schwermuthkranker Mann.

Zur Gottesmutter fleht er dann,
Die ungewohnten Hände
Faltend in Todespein, daß sie
Wende sein Leid oder ende.

II.

O welch ein Wechsel! wundervoll!
Der Bäcker trägt Kleider gar fein
Und schön; sein Haus füllt heitres Licht,
Er schlürft den röthlichen Wein.

Und ist dieß noch der Schwermuth Ort,
Des düstern Elends Haus?
Laut tönt's von muntrer Gäste Schwarm,
Von fröhlichem Gebraus.

Die auf der Straße vorübergehn,
Trau'n ihren Sinnen kaum;
Sie reiben sich die Augen, verblüfft,
Als wandelten sie im Traum.

Kann die Musik dorther, wo bunt
Prachtkleider flattern, fließen?
Ja wohl, so ist's! Und segnend sie
Das neue Schauspiel grüßen.

Was selten nur und köstlich ist —
Der Bäcker schafft' es an;
Gold, Silber und von Künstlerhand
Gefügt Juwelen dran.

Es kommt herbei wer frisch und frei
Wer Schönheit hat und Witz;
Für Adel und für Lieblichkeit
Ist hier ein freud'ger Sitz.

Der Schüsseln Last die Tafel kaum faßt;
Bunte Blumen kränzen den Tisch;
Gelächter klingt, der Rothwein springt
In die Pokale so frisch.

Ach! trüb doch bleibt des Bäckers Herz
Inmitten des frohen Schwarms;
Ertränken will sein Elend er —
Doch bleibt ein Mann des Harms!

Was drängt auf der Straße der Bettler Schaar
Sich zu des Bäckers Haus?
Mildherzig theilt den Armen jetzt
Er Brod und Kleider aus.

Er speist die Hungrigen, dem Gram
Der Krankheit beut er Trost;
Gut ist seine Speis' und Trank — sein Wort
Noch besser als seine Kost.

Wenn frommem Werk inwohnt die Kraft
Zu heilen der Schwermuth Schmerz;
Der Bäcker sollte Ruhe haben,
Zufrieden seyn sein Herz.

Die Mitternacht ist so still — so still:
  Fort ist der Gäste Schaar;
Bei dem Bäcker der schwarzen Mönche Abt,
  Mit ihm zu beten, war.

Mit ihm zu beten, denn er ist
  Arg im Gemüth gequält,
Und seiner Gäste Heiterkeit
  Mit Freud' ihn nicht beseelt.

Die eiserne Kiste sieht der Abt
  Mit Schlössern, sechs oder sieben —
Sein Mund bewegt sich betend — sein Sinn
  Ist fern dem Himmel blieben.

Für die Abtei ein schön Geschenk
  Nach Haus der Abt wohl trug;
Doch mißvergnügt ob diesem Lohn
  Für den Zuspruch das Herz ihm schlug;
Gold, mehr als er könnt' schleppen fort,
  Erschien' ihm nicht genug.

Und von dem Kloster kommt herbei,
  Ganz lächelnd wie eine Braut,
Die scharfen Krallen im Pelz versteckt,
  — (O, der Leopardin nicht traut!) —
Die Priorin — nicht vergebens hat
  Sie auf seine Großmuth gebaut.

Arm oder Reich nimmt auf er gleich
  Ins Haus, das ihm eine Hölle;
Damit das Glück drin kehre ein,
  Das ihm nicht seyn will Geselle.

O wieder tritt ein Wechsel ein:
  Das Haus ist still und kalt,
Wie in den Jammertagen, wo
  Das Gold hatte sein Gewalt.

Der Bettler sieht's, flucht, und vergißt
  Was er darin bekam;
Der Mönch in seiner Kutte sieht's,
  Der Anblick gibt ihm Gram;
Kein Auge, das, dorthin gewandt,
  Nicht Trübsinn übernahm.

Wohin er ging? von den Freunden, die
  Ihm feind, weiß Keiner ein Wort.
Groß aber war das Staunen, groß
  Die rathende Neugier dort.

XXI.

O Deyedale! wie von Heerden belebt
  Ist deine Trift zu schaun!
Wie lieblich ist die Siedelei
  In stattlichen Fels gehau'n!

Ein Ort, gesunden Lebens reich,
  Ein Lieblingsplatz der Natur,
Wo zur Thüre reicht das üpp'ge Gras
  Und die Bäume bis zum Azur.

Ein einz'ger Bogen steht davor,
  Das schöne Fenster der alten Abtei,
Des reichen Tempels einzig Wrack
  Daran die Zeit ging vorbei.

Hieher, eh' bestand die Siedelei,
  Der Derby-Bäcker kam;
Tief in dem wilden, wirren Forst
  Seinen einsamen Sitz er nahm.

Hier macht' er die hohle Eiche sich
  Zur Behausung bei Nacht und Tag,
Bis der harte Fels war ausgehau'n
  Von seines Hammers Schlag.

Es stärkten ihn zu dem Geschäft
  Die Blumen mit Liebesblicken;
Und Drossel, Taub' und Nachtigall
  Ihre süßesten Töne ihm schicken.

Und, merkt er's selbst auch nicht, es übt
  Auf sein Gemüth, das schmerzlich wunde,
Heilsame Macht, mit Farb' und Klang
  Der Wechsel jeder Stunde.

Viel schwand, unter der Arbeit Lust,
  Was drückend lang an ihm gelegen;
Freud' und Gesundheit quellen ihm
  Aus seinem Ziel entgegen.

Und erst als er, nach langer Müh,
  Vollendet seine Siedelei,
Empfand er seiner Einsamkeit
  Thatloses Einerlei.

Bald aber wird ihm, was er hört
  Und sieht, nicht mehr so reizend neu;
Und schwerer, dumpfer liegt auf ihm
  Solch ödes Einerlei.

Ihm, der gewohnt hat in der Stadt,
  Im bunten, rauschenden Gewühl,
Ihm macht des Waldes Heimlichkeit
  Ein beklemmendes Gefühl.

Oft schüttelt diese Last er ab
  Und in das nahe Dorf er zieht,
Wo Anblick frohen Menschentreibens
  Erhellt sein trüb Gemüth.

Serlo de Grendon, wo ist er,
  Der weithin Grund und Land nennt sein?
Er kommt zu jagen in Ockbrooke's Forst,
  Ein stattlicher Zug hinterdrein.

Der Hirsch setzt' über den Derwent-Fluß,
Und setzt auch durch den breitern Trent;
Seine Kraft, erschöpft von so wilder Jagd
Geht in Depedale zu End'.

Schnell, alter Siedler, lösch' aus dein Feu'r,
Daß nicht der Lord von Grendon seh'
Wirbeln den weißen Rauch empor
Ueber der Eichen Höh'.

Zorn faßt den edeln Jäger — Wuth
Gährt auf in ihm; aus seinem Wald
Sieht er, wie lichter blauer Dampf
Zum Himmel wegt und wallt.

„Der freche Wicht!" der Edle ruft,
Der Schurke, sey er, wer er woll',
Am nächsten Baum für solche That
Des Frevels er hängen soll!"

Nicht zittre, Siedler, bleibe ruhig,
Wie auch der Lord im Grimme loht;
Er sieht das Kreuz vor deiner Thür;
Kein' Unbill mehr dir droht.

Er sieht das andre heil'ge Bild,
Die Jungfrau, die, im Forst allein
O armer Klausner mit frommer Müh
Gemeißelt hast aus Stein.

Er sieht's — ihn jammert dein, nicht schlägt
Er deine Bitt' um Duldung ab;
Von seiner Mühle bei Borrowash
Steten Zehnten er dir gab.

Der Klausner wär' beglückt, wenn nur
Der böse Geist ihn ließ' in Ruh,
Der mit ruchlosen Künsten stets
Ihn quält und ihm setzt zu.

Der Geist der ihn hieher gesandt
Und der im Traum zu ihm gekommen,
War Satan selbst, der an die Gestalt
Der heil'gen Jungfrau genommen.

Der Bäcker wähnte, daß hieher
Ein gnädiges Gesicht ihn sende,
Daß betend, fastend er in Reu
Hier seine Tage ende.

Geschäftig ist der böse Geist
Qual anzuthun des Siedlers Seele,
Als ob es ihm an Arbeit und
An festem Glauben fehle.

In üpp'gen Träumen sieht den Tisch
Mit Leckereien er verziert;
Von Wein, von Schönheit und Gesang
Er seinen Sinn erglühen spürt;
Der fröhlichen Bankette Bild
Ward stets ihm vorgeführt.

Ach! armer Siedler! du erwachst
Zu deiner Krume Brod;
Statt des entrückten Gelags der Quell
Geschmacklos Wasser bot!

Der Siedler betet, der Siedler schläft:
Und wie aus der Asch' ein Phönix steigt,
So von ihm Dale-Abbey's hehrer Dom
Spätern Geschlechtern zeugt.

Auf stieg er, wie durch Zauber, prächtig,
In diesem Thal, einsam und wild;
Noch weckt er in der Bauern Herz
Von schimmernder Pracht das Bild.

Ein Bogen steht noch — schönes Wrack:
Darin stellt sich noch deutlich dar
Des Baues kühner Riß; er zeigt
Wie groß das Ganze war.

Du aber, Siedelei, stehst noch,
Den stolzen Tempel überwährend,
Ein Denkmal, in den Fels gehau'n,
Uns von des Klausners Loos belehrend.

Sismondi.

Unter den wenigen reinen und hochstehenden Charakteren des literarischen Frankreichs nimmt der Florentiner-Genfer Sismondi eine der ersten Stellen ein durch seinen edlen Sinn die Geschichte aufzufassen und geistreich vorzutragen. Als politisch-ökonomischer Schriftsteller steht er nicht weniger hoch, er ist auch in diesem an Problemen so reichen Fach einer der bedeutendsten Namen, wiewohl er oft die bei andern Oekonomisten der neuern Zeit zur Mode gewordenen Grundsätze nicht theilt, ja entschieden bekämpft, besonders ihre Ansichten über die Vortheile der zunehmenden Industrie, der sich vermehrenden Maschinen und der Freiheit der Gewerbe.

Die zwei vor uns liegenden Bände seiner études sur l'économie politique sind eine Folge seiner études sociales und enthalten eine Menge trefflicher Aufsätze, in denen neben einem reichen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen, das edle, für alles Wahre und Rechte begeisterte Gemüth hervorleuchtet, in dem man den ächten Republikaner und Guelfen erkennt. Am mehrsten haben uns im ersten Theile seine Aufsätze über die Lage der Landbauer gälischer Abkunft in Schottland und ihre Vertreibung von da, über die Lage der Landbauer in Irland und die Ursachen ihres Elends, deßgleichen über die Wirkung der Sklaverei auf das menschliche Geschlecht, und über die Maßregeln zur Befreiung der Negersklaven in den Kolonien angesprochen. Sehr wahr und schön ist was er hier sagt: „Die Sklaverei zieht nach und nach jedes freie Land zum politischen Despotismus herab, und droht der Unabhängigkeit der Völker mit bleibender Gefahr. . . . Möge endlich das größte Verbrechen aufhören, das in den Gesetzen christlicher Nationen noch gut geheißen wird, der größte Irrthum, wozu

sie die Habsucht hinreißt; mögen sich alle Völker verstehen, die Sklaverei abzuschaffen, auf daß die Menschenfamilie, die durch sie am meisten und Unmenschliches leiden mußte, endlich die Entschädigung von ihnen erhält, auf die sie ein Recht hat, und von ihnen zu Einsicht, Sittlichkeit und Freiheit geführt werde. Möge sich die ganze menschliche Gesellschaft kräftig und wirksam mit dem Glück dieser Brüder beschäftigen, auf daß der Landbauer, welche Gesichtsfarbe er auch habe, in den Sitten, Gesetzen und Mitgefühlen Aller Sicherheit fände für seinen Wohlstand, seine Unabhängigkeit und seine Zukunft, die man ihm so lange raubte."

Der zweite Theil ist wo möglich noch interessanter und reicher. Hier beschäftigt sich der Verfasser vorzüglich mit dem elenden Zustand der Handwerksklassen. Weit entfernt die fast allgemeine Bewunderung und Freude über die Riesenschritte der Industrie zu theilen, klagt er nur über das Unglück und Elend, die unzertrennlich davon sind und fragt, ob man darüber nicht die scheinbaren Vortheile scheinbarer Prosperität vergessen müsse? Mit edler Wärme und regem Geist nimmt er sich der Arbeiter und Landleute an, und vertritt diese beiden so zahlreichen und nützlichen Klassen, die doch von unbedeutenden und ganz überflüssigen Menschen so oft von oben angesehen werden. Man braucht Sismondi's Ansichten nicht alle zu theilen, man braucht die große noch problematische Frage über Schaden oder Nutzen großer Industrie nicht ebenso anzusehen wie er, man braucht seine Ansichten zu Gunsten der alten Handwerksinnungen nicht unbedingt zu theilen; immer muß anerkannt werden, daß er in gar vielen Punkten Recht hat. Unläugbar ist heut zu Tage der nachtheilige Einfluß einer in furchtbarer Progression wachsenden Produktion, ohne daß die Konsumtion in ähnlichem Verhältniß zunehme. Soll man aber darum absolut die Industrie und Alles verdammen, wodurch sie aufgemuntert wird? Daran ließe sich zweifeln, besonders in einer Zeit, wo der Handel noch lange nicht die Ausdehnung und freie Entwicklung nach allen Gegenden gewonnen hat, deren er fähig ist.

Ganz mit Recht tadelt der Verfasser die Centralisation beim Ackerbau und bei industriellen Unternehmungen. Gewiß, die Koncentration ungeheurer Einkünfte in den Händen Weniger, die ohne alles persönliches Verdienst in Herrlichkeit und Freuden ihre Tage zubringen und Genüsse auf Genüsse häufen, während Tausende von Arbeitern mit Weib und Kind in Elend und Frost schmachten und fast Hungers sterben, diese Erscheinung ist eine furchtbare und traurige Anomalie in unserm gesellschaftlichen Zustand, eine Dissonanz, die sich über kurz oder lang in einen furchtbaren Akkord auflösen wird, wenn die Reichen nicht früher freiwillig daran gehen, ihren leidenden Mitbrüdern hülfreich die Hand zu reichen. Freilich können die Reichen dagegen erwiedern: Sind wir denn Schuld daran, daß eine unverständige und maaßlose Industrie, so wie die immer zunehmende Erfindung großer Maschinen so viel Arbeiter unglücklich und elend macht? Widmeten sich diese Leute nützlichen Handwerken, dem Ackerbau, oder wanderten nach andern fruchtbaren aber wenig bevölkerten Gegenden aus, so wären sie nicht arm und elend.

Sehr anziehend ist der nach eigener Ansicht und genauer Ortskenntniß geschriebene Aufsatz über die Campagna von Rom und die Landleute die da leben. Wir werden einen Auszug davon im „Ausland" selbst geben.

Weiterhin handelt der Verfasser von den Kolonien des Alterthums und der neuern Zeit. Er beweist, welch große Fehler die europäischen Nationen bei der Kolonisirung Amerika's begangen haben. Nach dem Traktat von Tafna zu urtheilen hofft er Gutes von Frankreichs Einfluß auf die Civilisation Nordafrika's. Darin theilen wir jedoch seine Ansichten nicht, denn nach Allem, was sich an Ort und Stelle zeigt, möchte man behaupten, daß die Franzosen zur Civilisirung eines rauhen aber durchaus gesunden und tüchtigen Volkes nicht Ruhe, Ernst und Würde, ihre Oberbeamten aber nicht Rechtlichkeit genug haben. Verschieben wir die Beantwortung dieser Frage nur einige Jahre.

Fünf Aufsätze über Industrie, Maschinen, commerciellen Reichthum und die Menschen, welche durch ihn leben, schließen das merkwürdige Buch. Hier stellt sich Sismondi den mehrsten andern Oekonomisten schroff entgegen, denn bei der Aufzählung der Staatsrevenuen weist er dieser von Andern so hoch angeschlagenen Quelle des Reichthums einen viel niedrigern Rang an. Weit entfernt die Industrie zu loben, zu ermuntern und vorwärts zu treiben, hält er es für nöthig, sie so viel als möglich zu vermindern und zurückzuhalten. Die allgemeine Bewunderung für riesenmächtige Maschinen theilt er nicht, denn er hält sie für ein entschiedenes Unglück, das die zahlreichen Arbeitsklassen in Jammer und Elend stürzt und nur einige Individuen dadurch bereichert, daß sie die Produktion weit über die Gränzen der Konsumtion treiben und damit endigen werden, daß die Länder, die sich ihren Lockungen hingeben, über kurz oder lang arm werden und in Verfall gerathen. Aber, möchten wir Sismondi erwiedern, wie dem nun auch sey, die Industrie mit ihren Maschinen steht nun einmal mächtig und riesenhaft da, sie erweitert und vergrößert sich selbst täglich auf den Flügeln des Dampfes und auf den Zauberwagen der Eisenbahnen; wer vermöchte sie aufzuhalten? Am besten ist es also wohl, wenn man für sie neue Absatzwege in der Ferne sucht, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Dazu kann allein gänzliche Handelsfreiheit führen. Maaßregeln, die diese herbeiführen wollen und vorbereiten, wie der deutsche Zollverein, sind also ganz im Sinn der Zeit und der Humanität. Diese Aufsätze enthalten eine Menge trefflicher Bemerkungen und Rathschläge zur Abschaffung oder Verminderung der Uebel die jetzt auf der Gesellschaft lasten, über Banken, Papiergeld, Staatskredit und öffentliche Anleihen, mit denen seit 50 Jahren ein so großer Mißbrauch getrieben worden ist. Sismondi hat außer seinen reichen Kenntnissen und Erfahrungen im Fach, und außer seinem edlen, menschenfreundlichen Herzen noch das in dem literarischen Frankreich so seltene Verdienst, keine vorgefaßte Meinung zu haben, keiner Schule anzugehören, und keinem besondern Interesse zu dienen.

Mr.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 31.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

7 April 1838.

Russische Dichtungen.

(Mitgetheilt von Tietz.)

Der Engel und der Dämon.

Von Puschkin.

Es stand ein Engel der Verklärung,
Das Haupt gesenkt, an Edens Thor;
Ein finstrer Dämon der Empörung
Stieg aus dem Höllenschlund empor.

Der Geist der Lästrung und Verführung
Blickt aufwärts zu der Unschuld Strahl,
Und unwillkürlich trat die Rührung
In seinen Blick zum erstenmal.

„Leb' wohl!“ sprach er, „ich muß dich loben,
Und fruchtlos nicht erscheinst du mir;
Nun haff' ich Alles doch nicht droben
Und Alles nicht veracht' ich hier!

Die Kugel.

Von Karlhoff.

Im Pulverblitz entfliehet dem Rohre
Die Kugel, heisern Tons;
Sie suchet sich ein blut'ges Thor:
Die Brust des Russensohns.
Du Kugel, die mit Leben spielt,
Such' dir das rechte Herz,
Das keinen Lebensmuth mehr fühlt,
Erfüllt von düsterm Schmerz.
Flieg' nicht so rasch, gleich Sturmesweh'n!
Siehst du den Krieger nicht
Dort auf dem Hügel sinnend stehn,
Sehnsucht im Angesicht?
Sein Geist weilt bei dem Mädchen fern,
Bei ihr, die sein gedenkt,
Bei seines Lebens schönstem Stern,
Die sich ihm ganz geschenkt.
Sie harret sein in Jugendgluth,
Mit Reizen hold geschmückt. —
Und Kugel! du, du willst sein Blut,
Eh' sie ihn ganz beglückt?
Flieg', düstre Kugel, weiter fort,
Hier ist für dich kein Ruheort!

Dort schläft ermüdet ein Soldat,
Schon altergrau sein Bart; —
Nur diesem, Kugel, nicht genaht!
Schon' sein und sey nicht hart!
Sieh', wie ein Traum ihm Blüthen streut,
Ein schönes Bild ihn mild erfreut.
Er ließ ein gutes Weib zurück
Und Kinder, die er liebt,
Ihm blüht daheim ein stilles Glück,
Von Ränken ungetrübt.
Minute, dunkle! mache Raum,
Weil er noch leben muß;
Bring, Kugel, jetzt im süßen Traum
Ihm nicht den Todesgruß!

Flieh', Kugel, diese Jünglingsbrust,
Zerstör' die Schönheit nicht!
Zertrümmre nicht die reine Lust,
Die ihm noch Kränze flicht,
Der Blume gleich im Vaterland,
Die freudehauchend blüht,
So glänzet hier am fremden Strand
Der Jüngling reizumglüht.
Wer kann mit höhnender Gewalt
Die Rose brechen, hart und kalt?

Auch Jenen dort, der mit Gesang
Den Säbel lustig schleift,
Und bei der Trommel munterm Klang
Zum Kampf ihn dann ergreift. —
Ihn tödte nicht! im Heimathort
Lebt noch sein Mütterlein,
Er ist ihr Stütze ja und Hort,
Sein Bruder ist noch klein.
Wenn du ihn in das Grab gelegt,
Wer ist's, der die Verlass'nen pflegt?

Doch dorthin, Kugel, wende dich!
Wo dort der Kampfesheld
Mit seinen Treuen ritterlich
Durchstürmt das Schlachtenfeld! —
Sieh'! wie er mit der Eisenfaust
Das Schwert zum Kampfe schwingt,
Wie blitzschnell es herniedersaust,
In Feindesschädel dringt!
Blut sucht der Blut'ge, so wie du,
Er würgt, er mordet ohne Ruh'!
Sieh', wie der Seele finstrer Geist
Ihm aus dem Auge schaut,
Wie ihn Verzweiflung rings umkreist
Und Schrecken ihn umgraut!
Dich, milde Kugel, sucht er auf,
Zu ihm beflügle deinen Lauf!

De la Mennais.

Dieser Mann ist unstreitig der größte Schriftsteller des heutigen Frankreichs, und durch sein neuestes Buch: Le livre du peuple, Paris, 1838, hat er sich über die entschiedensten Reputationen unserer Zeit, selbst über Chateaubriand gestellt, dem er nicht allein in der Würde, Hoheit und Kunst der Sprache, sondern auch in der Tiefe der Gedanken vorzuziehen ist. In diesem „Volksbuch," das passender ein Buch ans Volk genannt werden könnte, waltet eine wahrhaft sublime Beredsamkeit, und nie haben Moral und Tugend eine reinere und grandiosere Sprache geredet. Man kann dem Verfasser hie und da irriges Raisonnement, gar manche Uebertreibung und Inconsequenz in seinen Ansichten, so wie Unklugheit und Unvorsichtigkeit hinsichtlich des dem Volk vorgezeichneten Wegs vorwerfen; die Herrlichkeit seiner Sprache kann ihm aber Niemand absprechen und besonders in dieser Beziehung wollen wir von ihm reden.

Er geht von dem Grundsatz aus, Gott habe die Menschheit geschaffen, damit sie glücklich sey, und dazu habe er ihr auch alle nöthigen Eigenschaften gegeben, wenn nicht zu vollkommenem und gränzenlosem Glück, doch zu theilweisem; die Menschheit aber mache von Gottes gütigem Willen, von seinen edlen Gaben einen traurigen Gebrauch, denn sie habe sich selbst zu einer elenden Existenz verdammt. Gottes Gesetz ist nur ein Gesetz der Liebe und Brüderlichkeit. Der Menschen Leidenschaften haben aber daraus ein Gesetz der Privilegien, der Unterdrückung, des Egoismus und der Trennung gemacht, ein Gesetz der Ungleichheit, das die Menschen in zwei Theile spaltet. Einer ist zwar sehr klein, besitzt aber fast Alles und befiehlt, der andere ist unendlich und unzählbar, muß aber gehorchen, und arbeiten um seine Herren zu ernähren, zu kleiden, um ihnen Wohnung, Vergnügen und Genüsse zu verschaffen, während er selbst durch Kälte, Hunger, Elend und Entbehrungen aller Art leidet. So ist die natürliche Ordnung ganz zerstört, und wenn das Volk leidet, so muß es nicht die göttliche Vorsehung anklagen, sondern nur sich selbst, denn es braucht nur in die Ordnung zurückzukehren, die dem Menschen seit Erschaffung der Welt angewiesen ist, so wird die Unordnung gleich aufhören, die Gleichheit wird wieder hervortreten, das Uebel wird an der Wurzel gefällt, ja das Glück wird wieder herrschen, so weit dieß in dieser Welt der Prüfung und des Uebergangs möglich.

Das Volk ist zum Sklaven geworden, weil bei ihm weder Vorsicht noch Milde und Rechtthun zu finden ist. Es vereinige sich mit seinen Brüdern, opfere nicht seine ganze Zukunft dem Vortheil oder dem Genuß der Gegenwart, es bestimme sich nur seinen Zweck und zeichne sich nur seinen Weg vor, dahin zu gelangen und Nichts wird seiner Kraft und seiner Macht widerstehen können. Die einzeln wohnenden Biber können sich kaum eine elende Wohnung zum Schutz gegen Wind und Wetter bauen, treten sie aber mit andern in Gesellschaft, so bauen sie starke Dämme gegen die heftigsten Strömungen.

Mit diesem Gleichniß spricht de la Mennais zum Volk, wobei ihn sein beredter Unwille allerdings zu weit treibt, denn er scheint ihm zur Empörung zu rathen. So ist es aber nicht, denn unmittelbar darauf kommen die besonnensten Rathschläge.

Ihm nach besteht der erste vorbereitende Schritt zu dieser Umgestaltung des gesellschaftlichen Zustandes darin, daß das Volk seine brutalen Leidenschaften und Genüsse ablege, diese häßlichen Excesse die es entwürdigen und zur Sklaverei herabziehen, indem es dadurch in gänzliche Abhängigkeit von denen kömmt, welche dieß zu ihrem Vortheil benutzen.

Von den vielen herrlichen Stellen heben wir aufs Gerathewohl nur einige aus. „Ihr Menschen der Arbeit, des Schmerzes und der Pein, die ihr die Last des Tages tragt; ihr Armen, denen das Erbtheil an dieser schönen und fruchtbaren Erde entrissen ist, warum liegt Trauer in Euren Blicken, warum düstres Schweigen auf Euren Lippen, wenn Alles in der Natur erwacht und dem Morgen zulächelt, wenn die kleinen Vögel ihre thaufeuchten Flügel schütteln und von Ast zu Ast ihr Freudenlied zwitschern, wenn die Insekten im Gras summen und murmeln? Und wenn das milde Licht vom Orient ausstrahlt, der sich wie eine große Himmelsblume erschließt, warum verscheucht es nie die dunkeln Wolken von Eurer Stirn? Die Biene kann sich in ihren Stock flüchten, Ihr aber habt keine Heimath, keine Zuflucht. Die Milbe hat ihr seidenes Kleid gegen die Kälte, Eure Glieder aber sind nackend und bloß; der kleinste Wurm

findet auf seinem heimathlichen Blatt Schutz, Schirm und Nahrung, Ihr Menschen aber habt weder das Eine noch das Andere. Zwar ist die Vorsehung nicht weniger freundlich, sie ist nicht härter gegen Euch gewesen als gegen jene glücklichen Thierchen, aber was Gott Euch gab, das haben Euch die Menschen wieder genommen. Was haben sie Euch von all' seinen milden Gaben gelassen? von den Gaben die er Allen gleich schenkte? Selbst einen Tropfen aus dem unendlichen Meer dürft Ihr nicht nehmen, denn er gehört nicht Euch, sondern dem Fiscus. Und so wird es bleiben so lange die, welche die Gesetze machen, ein Interesse dabei haben, diese Ordnung der Dinge beizubehalten und zu wahren. Einige Verbesserung Eures Zustandes könnt Ihr nur dann erhalten, wenn Ihr die wahren Interessen der Gesellschaft begreifen und an ihrer Leitung Theil nehmen lernt. Lernt also etwas, entwickelt Eure Einsicht und statt Eure Zeit in den Schenken und andern schlechten Orten zu verlieren, verwendet sie um Euch und Eure Kinder zu nützlichen Staatsbürgern zu bilden. Dann wird Eure Existenz bald glücklicher werden und die Ehe bald nicht mehr ein Band der Armuth und des Elends für Euch seyn, wie bisher; Ihr werdet ihre wahre, hohe Bestimmung begreifen lernen und ferner nicht mehr ein drückendes schweres Joch, eine grausame Kette daraus machen. Zwischen dem Mann und der Frau, dem Gatten und der Gattin sind die Rechte ganz gleich, nur ihre Fähigkeiten und Verrichtungen sind verschieden. Die Frau ist nicht des Mannes Magd, noch weniger seine Sklavin, sondern seine Gefährtin, seine Gehülfin, Gebein von seinem Gebein, Fleisch von seinem Fleisch. In dem Maß wie der sittliche Geist bei einem Volke sich entwickelt, gewinnen die Frauen an wahrer Würde und Freiheit, jedoch nur an der Freiheit, die sie nicht über Ordnung, Pflicht, Sitte und Regel setzt, sondern sie nur von aller servilen Abhängigkeit befreit. Ihr Männer seyd Euren Frauen Achtung, Liebe und Schutz schuldig! Ihr Frauen müßt gegen Eure Männer ergeben, achtungs- und liebevoll seyn. Als Gott dem Mann die Kraft gab, übertrug er ihm schwere Arbeiten; Euch Frauen verlieh er hingegen Anmuth, Zärtlichkeit, Milde und Sanftmuth, auf daß Ihr dem Manne damit die Last seiner Arbeiten erleichtert und sie ihm zu einer unversieglichen Quelle reiner Freuden macht. Wenn ihm Eure Hand den Schweiß von der Stirn trocknet, so vergißt er leicht alle Mühen; und wenn sein Gemüth traurig und kummerbeladen ist, so genügt ein Wort, ein freundlicher Blick von Euch, um Ruhe in sein Herz und Lächeln auf sein Gesicht zurückzuführen. Der Mensch allein ist ein Rohr, das der Wind hin und her treibt und das dabei klagende Töne hören läßt. Euch Menschen gibt die Natur viele Lehren; öffnet nur die Augen und die kleinsten, schwächsten Thiere werden Euch unterrichten. Wenn die Wellen von den Winterstürmen zu Schaum und Toben aufgewühlt werden, flüchtet der arme Seevogel mit seinem Weibchen in eine Felsenspalte und da drängen sie sich dicht aneinander, um sich zu erwärmen. Auch im Leben gibt es mancherlei Stürme; nehmt den Seevogel zum Beispiel, dann werdet ihr weder eisige Winde noch aufgeregte Wellen zu fürchten haben."

So betrachtet de la Mennais mit Recht das Familienleben als die einzige Hülfe, die einzige Besserungs- und Regenerationsschule des menschlichen Geschlechts. Dieß ist nirgends wahrer als in Frankreich, wo das Familienleben zu den seltensten Erscheinungen gehört und auch nicht so leicht aufkommen kann, weil ihm noch so vieles Andere im gesellschaftlichen Charakter und Leben so wie im sittlichen Seyn des Volks widerspricht, oder es doch hindert. Möchte es sich doch von dem herrlichen Bild des Familienlebens ergreifen, rühren und bessern lassen, das ihm der Verfasser vorhält.

Dieß zu bewirken, seine Landsleute sittlich zu reinigen und zu erheben, ist unstreitig der Hauptzweck dieses merkwürdigen Buch ans Volk und fürs Volk. Mit aller Energie wiederholt der Verfasser seinen Landsleuten, die gewünschte Reform ihres Lebens, ihrer Lage und ihrer Verhältnisse können unmöglich gleich bewirkt werden, sondern sey nur das Werk der Zeit. Vor Allem besteht er auf der Nothwendigkeit, alle gewaltsamen Umgestaltungen und Revolutionen zu vermeiden, denn durch dieß schreckliche Mittel werde die Gesellschaft nur erschüttert und mit gänzlicher Zerstörung bedroht.

Mr.

Französische Historiker.

(Schluß.)

Dieser neue Gesichtspunkt ist von Michelet mit großer Gewandtheit hervorgekehrt worden und er hat dessen ganze Wichtigkeit angedeutet, ohne ihn jedoch zum ausschließlichen zu machen; denn dieß eben ist der ausgezeichnetste und unerwartetste Zug dieses dritten Bandes; Nichts darin ist absolut. Der Verfasser läßt sich nie von einer allzustreng ausgesprochenen Synthese hinreißen; er wagt keine allgemeinen Sätze aufzustellen, ohne auch sogleich Ausnahmen beizufügen. Man bemerkt, daß er sich vor jeder Täuschung und Befangenheit scheut, daß er sich selbst beobachtet und den festen Versatz hat, nicht zu sündigen. Seine Vernunft zügelt seine Poesie durch heilsame Vorsicht; sobald er den Hauch des Abgrunds spürt, wendet er sich ab oder hält er an.

Aus dieser zurückgehaltenen Gluth entspringt eine Art von innerlichem Leben, das in diesem Buch circulirt wie das Blut in den Adern, und es beseelt, ohne sich zu zeigen. Man bemerkt in dieser Erzählung eine gewisse Gährung, welche den innern Saft verräth; es ist nirgends ein Aufwallen und Aufbrausen, aber überall gesparte, wohlausgetheilte Fülle, eine Kraft, die sich selbst achtet und beherrscht.

Man darf deßwegen laut sagen, weil es die Wahrheit ist: diese Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts von Michelet ist nicht nur die lebendigste und vollständigste unter allen bis auf diesen Tag erschienenen, sondern auch die gelehrteste und gründlichste. Wir legen ein Gewicht auf dieß Lob, weil das von uns bezeichnete Verdienst neu ist bei dem Verfasser, weniger neu jedoch als das Lob!

Was die Form betrifft, so ist sie ganz wie man es wün-

schen kann: rein, gesund, lebhaft anregend. Obgleich die leidenschaftlichen Abschnitte darin sparsamer vorkommen als sonst, sind sie doch von Zeit zu Zeit eingeflochten, aber immer am passenden Orte. Wir wollen nur Ein Beispiel geben; aber wir wollen es geben, weil es sich von der Form handelt, weil wir noch kein besseres Mittel aufgefunden haben, einen Styl zu charakterisiren, als indem man eine Probe davon gibt. Es ist die Rede von einem Kampf der Bauern im Jahr 1359, worin einer von ihnen, der große Ferré, vierzig Engländer tödtet, und dann stirbt, weil er getrunken, als er noch ganz von dem Schweiß der Schlacht troff. „Man kann nicht umhin," sagt Michelet, „von dieser naiven Erzählung gerührt zu werden. Diese Bauern, die sich nur zur Vertheidigung rüsten, nachdem sie sich dazu Erlaubniß erbeten; dieser tapfere und demüthige Mann, dieser gutmüthige Riese, der so gerne gehorcht, wie der h. Christophorus in der Legende — Alles das gibt eine schöne Anschauung des Volkes. Dieß Volk ist augenscheinlich noch einfach und ungeschlacht, ungestüm, blind, halb Mensch und halb Stier — es versteht sich weder darauf seine Thüren zu verschließen noch sich selbst gegen seine Triebe in Acht zu nehmen. Nachdem er den Feind geschlagen, wie die Frucht auf der Tenne, nachdem er ihn zur Genüge zusammengeschmettert mit seiner Axt und heiß und durstig geworden, der gute Bauer, trinkt er kalt und legt sich hin zu sterben. Geduld! unter der rauhen Erziehung des Krieges, unter der Ruthe der Engländer wird das Thier schon Mensch werden. Enger eingeschlossen und wie mit glühenden Zangen gezwickt wird es entfliehen, wird aufhören das Alte zu seyn und sich verwandeln; Jacques wird zur Jeanne (Johanna), zur Jungfrau von Orleans, zur Pucelle. Das übliche Wort: ein guter Franzos datirt sich von der Periode der Jacques und der Marcel. Die Pucelle wird dann sagen: das Herz blutet mir, wenn ich das Blut eines Franzosen sehe. Ein solches Wort würde genügen, um in der Geschichte den eigentlichen Anfang von Frankreich zu bezeichnen. Seitdem haben wir ein Vaterland. Ja, diese Bauern sind Franzosen; erröthet nicht! das ist schon das französische Volk, du bist es o Frankreich! Ob die Geschichte sie Euch schön oder häßlich zeige, unter der Kapuze Marcels oder unter der Jacke des Jacques — Ihr müßt sie nicht verkennen! Was uns betrifft, wir werden unter all den Kämpfen des Adels, unter den schönen Lanzenstößen, woran sich der sorglose und unbekümmerte Froissard ergötzt, das arme Volk suchen. Wir gehen es zu erfassen in jenem großen Kampf, unter den Sporen der Edelleute, unter dem Bauch der Pferde. Besudelt, entstellt führen wir es, so wie es eben ist, an das Tageslicht der Gerechtigkeit und der Geschichte, damit wir zu ihm sagen können: du bist mein Vater und du bist meine Mutter. Ihr habt mich in Thränen empfangen. Ihr habt Schweiß und Blut geschwitzt, um mir ein Frankreich zu schaffen. Seyd mir gesegnet noch im Grabe. Behüte mich Gott davor, daß ich Euch je verläugnete."

Mögen Andre, wenn sie Lust haben, sich beklagen über solche pathetische Stellen und sie zum Vorwand nehmen, Michelet den Namen eines Historikers zu verweigern — uns werden so edle Worte nicht ungerührt und gleichgültig lassen, und wir werden unserstheils zu dem, der sie geschrieben, sagen: Behüte uns Gott davor, daß wir dich je verläugneten! — Nein! der Historiker ist nicht bloß die tönende Posaune der Vergangenheit; er darf nicht bloß eine Art Memnonssäule seyn, welche den Ton immer nur von Außen empfängt; der Historiker ist vor Allem ein Mensch, der liebt und haßt, der zürnt und gerührt wird; ich suche in ihm nicht einen herzlosen Richter, der nach dem Gesetz entscheidet, sondern einen Geschwornen, der vor Gott und vor den Menschen nach seinem Gewissen spricht.

Wir wissen nicht, ob es uns gelungen ist, in dieser kurzen Skizze unsern Gedanken klar auszusprechen, noch weniger, ob wir den Historiker, welchen wir beurtheilen wollten, gebührend gewürdigt haben; aber versichern können wir wenigstens, daß unser Urtheil das Ergebniß einer ernsten und aufrichtigen Prüfung war, und es ist wohl erlaubt sich selbst ein solches Zeugniß zu geben, wenn man sieht, mit welcher Leichtfertigkeit die Kritik heutzutage geübt wird. Schreibe Einer ein Buch, die Frucht langwieriger Forschungen und worüber ihm die Haare ergraut sind, er überarbeite das Werk zwanzig Mal, er schütte alle Schätze seiner Seele darein, er statte es aus wie ein einziges Kind, das man verheirathet; dann, wenn er es geschmückt, schön, vollendet sieht, dann öffnet er ihm die Pforte der Welt mit hoffnungsvoller Aengstlichkeit... du glaubst, die Bewunderung werde bei diesem Anblick erwachen und Lobeserhebungen ihm auf seinem Weg entgegentönen? Thörichter Wahn: Dein Buch wird in die Hände eines jungen, mit der Welt mißvergnügten Menschen fallen, der es frostig in der Eile beurtheilen wird, wie einen frivolen Roman. Was dir Begeisterung, das wird ihm nur hochmüthigen Ekel erwecken, was dein Fleiß entdeckt hat, wird er absprechend läugnen. In einer Stunde, ohne Besinnen, wird er dir dein Buch ummodeln, wird er dir sagen, wie es hätte können ein Meisterwerk werden. Und du wirst ihn anhören müssen, ohne zu antworten. Er wird deine innigsten Gefühle entstellen und mißhandeln, deinen liebsten Glauben verspotten dürfen; er wird nach Gefallen deinen Kranz entblättern und du wirst ihn müssen gewähren lassen; du wirst ertragen müssen seine Unwissenheit oder seine Irrthümer ohne ihm auch nur sagen zu können: Du lügst! Ach, das ist eine harte Schule und Wenige gewöhnen sich daran. Ein trauriger Zustand der Dinge, wahrlich, die Einen zwingt, so seine Studien, seine Einsicht und seine Herzensneigungen den Sarkasmen unbefugter Richter preis zu geben!

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 32.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

11 April 1838.

Russische Dichtungen.

Die beiden Nachen.

Von Ivan Koslow. *)

Es gleiten in der Sonne Glanz
Durch Blumen sanft des Stromes Wogen.
Zwei Nachen kommen in dem Tanz
Der Wellenfluth dahergezogen.
Verschieden war ihr Bau, ihr Gang,
Verschieden war der Schiffer Sang.

Mit Blumen war der eine Kahn
Geschmückt, die Segel weiß erglänzten,
Leicht glitt er hin auf seiner Bahn
Durch Wogen, die ihn hold umkränzten.
Längs Blüthenufern fliegt er hin,
Ein schönes Frau'nbild sitzt darin.

Der andre Nachen, alt und schwer,
Dringt mühsam durch des Stromes Wellen,
Verderben naht ihm rings umher,
An Klippen droht er zu zerschellen;
Am schwarzen Segel sinnend saß
Der Schiffer düster, trüb und blaß.

Die Jungfrau singt ein heitres Lied:
„Wie herrlich schifft sich's auf den Wogen!
„Der Lenz rings auf den Ufern blüht,
„Von Blumendüften hold umzogen!
„Der Nebel weicht, — die Sonne lacht, —
„Der Mond erhellt die dunkle Nacht.

„Sey mir gegrüßet, schöne Welt!
„Der Jugend Träume sind erfüllet;
„Die Liebe, die die Brust mir schwellt,
„Hat mir das höchste Glück enthüllet;
„Und wonnebebend schlägt mein Herz
„Von Liebeslust, fern jedem Schmerz.

„Ich bin so glücklich! — Eins beengt
„Mein Herz allein mit dunkelm Regen:
„Dort, wo der Strom ins Meer sich senkt,
„Gähnt mir ein Abgrund schwarz entgegen.
„Wie auch das Seyn mir Kränze flicht,
„Dem Abgrund dort entgeh' ich nicht!"

Der düstre Schiffer singt sein Lied:
„Wie furchtbar schimmern mir die Wogen!
„Das Ufer, öde und verglüht,
„Ist rings von düsterm Wald umzogen;
„Am Himmel keine Sonne lacht
„Und finstres Schrecken bringt die Nacht!

„O Welt, wie drückst du mich so schwer!
„Von Lieb' und Freundschaft kalt verhöhnet,
„Erblüht mir keine Hoffnung mehr,
„Nichts was dem Leben mich versöhnet.
„Was soll ich noch in dieser Welt,
„Wo all' mein Glück in Trümmer fällt?

„Ein Trost nur, der sich freundlich senkt
„In meine Brust gleich Frühlingsregen!
„Dort, wo der Strom ins Meer sich drängt,
„Gähnt mir ein Abgrund schwarz entgegen.
„Dem Abgrund dort entweich' ich nicht, —
„Hier ist es Nacht und jenseits Licht!"

*) Der Dichter Koslow hat das Unglück, das Licht der Augen vor einigen Jahren verloren zu haben. Daher auch wohl die in seinen Dichtungen vorherrschende trübe Stimmung. T.

So schiffen Beide, ohne Ruh',
Durch Feldgestade, Blumenauen. —
Da gähnt der Abgrund, wie im Nu,
Vor ihnen auf mit dunkelm Grauen.
Es schäumt der Strom und braust mit Macht. —
Und beide Nachen deckt die Nacht!

Die Welt vergaß die Schiffer lang',
Doch tönte hoffnungsreich die Kunde:
Daß nicht der Abgrund sie verschlang,
Daß sie nicht ruh'n im düstern Grunde;
Daß sie auf unbekanntem Pfad
Dem ätherblauen Meer genaht,

Dorthin, wo keine Stürme dräu'n,
Des Zephyrs Luft die Blumen kränzet,
Dort, wo am Himmel, wolkenrein,
Des Regenbogens Pracht ergänzet, —
Wo eine schönre Flur erblüht,
Die Brust in heil'ger Wonne glüht.

Und jene Jungfrau, glücklich hier,
Genießet dort erst sel'ge Freuden;
Dort flammt die Liebe ewig ihr,
Dort droh'n ihr nicht der Trennung Leiden!
In jenem Meereshafen ruht
Sie sicher vor des Sturmes Wuth.

Er aber, dessen Blick so trüb
Von Kummer war, von Lebensschmerzen,
Ward glücklich! — nur Erinn'rung blieb
Entschwundnen Grams ihm in dem Herzen;
Doch glüh'nder faßt nun seine Brust
Der ew'gen Freude süße Lust!

Der himmelblaue Domino.

Von Kapitän Marryat.

Es war ein schöner Herbstabend; ich war mit einem Freund bis gegen die Dämmerung hin auf der Piazza grande, dem Hauptplatz der Stadt Lukka, spazieren gegangen. Wir hatten von England, unserem Vaterland gesprochen, aus welchem ich damals etwa vier Jahre entfernt war und meinen Wohnsitz in Italien aufgeschlagen hatte, um meine schwache Gesundheit zu stärken. Ich war aber viel länger geblieben, als die Sorge für meine Gesundheit erforderte, in Folge meiner Anhänglichkeit und Gewöhnung an den reinen Himmel dieses Landes und an das dolce far niente, welches in diesem reizenden Klima so viel Bestechendes hat. Wir hatten einander den Inhalt unserer beiderseitigen, mit der letzten Post angekommenen Briefe mitgetheilt; hatten über Politik, große Männer, Bekanntschaften, Freunde und Verwandte geplaudert, und waren endlich, des Gespräches müde, in eine angenehme Träumerei versunken, in der wir die über unserem Haupte funkelnden Sterne betrachteten, als mein Freund hastig aufsprang und mir gute Nacht sagte.

„Wohin geht Ihr, Alfred?" fragte ich. — „Ich hätte beinahe vergessen, daß ich für diesen Abend mich versagt. Ich versprach Jemanden auf der Maskerade der Marchesa di Cesto zu treffen;" war seine Antwort. „Pah! sind Sie denn dieser Geschichten nicht satt?" versetzte ich, „dieses ewigen Gewühls von schwarzen Masken und von Dominos aller Farben? der schwerfälligen Harlekine, Narren und Rüpel von Natur, die dort die ihnen gebührende Tracht tragen, und die Maskerade spielen, nur wenn sie jene ablegen; Nonnen, welche ihre Liebesintriken für keine Sünde halten, Mönche ohne einen Funken von Religion, häßliche Venusse, Dianen ohne Keuschheit, und Hebe's, so alt wie Eure Großmutter!" — „Alles sehr wahr, Herbert; und das Leben selbst ist Maskerade genug; aber der Umstand ist der, daß ich eine Verabredung getroffen; sie ist wichtig und ich darf nicht fehlen." „Nun, ich wünsche Euch mehr Unterhaltung, als ich in der Regel bei diesen burlesken Gesellschaften gefunden habe," versetzte ich; „Adieu und mög' es Euch nach Wunsch gehen!" und mein Albert eilte fort.

Ich blieb noch eine halbe Stunde auf der Bank sitzen und ging dann heim in meine Wohnung. Mein Diener Antonio zündete das Licht an und entfernte sich. Auf dem Tisch lag ein Billet; es war eine Einladung von der Marchesa. Ich legte sie beiseite und nahm ein Buch zur Hand, eines das Nachdenken und ernste Aufmerksamkeit erforderte, aber das Rasseln der unter meinem Fenster dahinfliegenden Wagen ließ mich meine Aufmerksamkeit nicht sammeln. Ich warf das Buch weg, setzte einen Stuhl an das Fenster und sah den Wagen zu, welche dahinrollten, angefüllt von Masken, die voll Begierde nach Vergnügen zu seyn schienen. Ich war in einer cynischen Laune. Welche Narren, dachte ich, und welche Menschenmassen werden dort seyn! es werden ungeheuer viel Menschen sich zusammendrängen; und was mag wohl die Bestellung seyn, welcher Albert eine so große Wichtigkeit zuschrieb? — dieß waren meine Gedanken während der nächsten zehn Minuten, während welcher wenigstens fünfzig Wagen verschiedener Art unter meinem Fenster vorbei passirt waren. Und dann dachte ich an das fürstliche Vermögen der Marchesa, den prächtigen Palast, in welchem die Maskerade gegeben wurde und das glänzende Schauspiel, das dort stattfinden würde. „Der Großherzog soll hinkommen und Alles, was nur von ausgezeichneten Personen in Lukka ist. Ich habe gute Lust, selbst auch hinzugehen."

Noch einige Minuten verstrichen. Ich fühlte mich einsam, und entschloß mich hinzugehen. Ich wandte mich vom Fenster ab und zog die Klingel. „Antonio, seht zu, ob Ihr mir einen Domino schaffen könnt, einen dunkelfarbigen wo möglich, und sagt Carlo, er solle so bald als möglich mit dem Wagen vorfahren." Antonio entfernte sich und blieb so lang aus, daß der Wagen vor der Thüre war, eh' er noch zurückkehrte. „Signor, es thut mir leid, sehr, sehr leid, aber ich bin in allen Läden von Lukka herumgerannt und es war nichts mehr da, als ein

himmelblauer Domino, den ich hier bringe." — „Himmelblau! ha! es werden nicht zwei himmelblaue Dominos auf der ganzen Maskarade seyn; eben so gut könnte ich gleich meinen Namen sagen; Jedermann wird mich erkennen." — „Ihr seyd so gut vermummt unter einem himmelblauen Domino, wir unter einem schwarzen, Signor, wenn Ihr nur sonst Euch nicht zu erkennen gebt," bemerkte mir Antonio. „Sehr wahr," versetzte ich, „gebt mir meine Maske." Und mich in den himmelblauen Domino hüllend, ging ich die Treppe hinunter, warf mich in meinen Wagen und hieß Carlo zum Palast der Marchesa fahren.

Nach einer halben Stunde kamen wir an dem Thore von der Marchesa prächtigem Landsitz an. Von diesem Thore bis zum Palast, eine Strecke von einigen hundert Schritten, waren die Bäume, unter welchen man hindurch fuhr, mit farbigen Lampen behängt, welche anmuthig an allen Zweigen guirlandenartig vertheilt waren, und die Töne der Musik von dem mächtigen Eintrittssaal des Palastes klangen durch die stille Luft. Als ich auf dem Platz, gegenüber der Flucht von Marmortreppen ankam, welcher den Eingang des Palastes bildete, staunte ich über die Pracht, den Geschmack und den keine Kosten scheuenden Aufwand. Der Palast selbst erschien wie der von den Genien der Lampe Aladdins erbaute Zauberpalast, so ganz war seine marmorne Vorderseite von einer Masse buntfarbiger Lampen bestrahlt, deren Widerschein, eine Milchstraße von Licht, die Umgebung auf etwa hundert Schritte tageshell machte; allerlei Transparente und Lustfeuer waren in den Gängen zunächst dem Palast angebracht, und weiterhin dann war Alles dunkel und wurde noch dunkler durch den Kontrast mit den Strömen von Licht, welche vom Mittelpunkt des Festes aus sich ergoßen. Gruppen von Charaktermasken und Dominos bewegten sich in jeder Richtung hin und her, die meisten wieder umkehrend, wenn sie an die dunkeln Gänge kamen, einige Paare aber ihre Schritte noch weiter dahin fortsetzend, wo keine Zeugen und Horcher zu besorgen waren.

Das ist eine lebhafte Scene, dachte ich, als der Wagen hielt, und es thut mir nicht leid, daß ich an der Lustbarkeit Antheil nahm. Sobald ich ausgestiegen, schritt ich die breite Treppenflucht hinan, welche zu dem geräumigen Saal führte, worin der größere Theil der Gesellschaft versammelt war. Die Musik war für einen Augenblick verstummt und da mir der Geruch der den Saal dekorirenden exotischen Gewächse zu stark ward, stieg ich wieder die Marmorstufen hinab, als ich meine Hand von einer Person in violetfarbenem Domino gefaßt und warm gedrückt fühlte.

„Ich bin so sehr erfreut, daß Ihr kamet; wir fürchteten, Ihr würdet nicht kommen. Ich spreche Euch sogleich wieder," sagte der Domino, und dann trat er zurück in das Getümmel und verschwand.

Im ersten Augenblick fiel mir ein, es werde mein Freund Albert gewesen seyn, der mit mir gesprochen. „Recht ärgerlich," sagte ich bei mir, „daß er mich sogleich erkannt hat!" und wieder kam mir die absurde Einbildung, weil ich einen auffallenden Domino trug, müßte ich ganz gewiß erkannt werden. „Was kann er denn von mir wollen? Er muß in einer unerwarteten Verlegenheit sich befinden, ganz zuverlässig." Das waren meine Gedanken, als ich langsam die Treppen hinabstieg, und manchmal eine Weile auf einer Stufe stillestand, in Muthmaßungen mich vertiefend — als ich wieder aufgehalten ward durch einen leichten Schlag auf die Schulter. Ich sah mich um; es war eine Frau, und obgleich sie ihre Halbmaske trug, sah man doch deutlich, daß sie jung — und ich war überzeugt, daß sie schön war.

„Kein Wort!" flüsterte sie, die Finger auf den Mund legend, „folgt mir." Natürlich folgte ich ihr; wer hätte einer solchen Aufforderung widerstanden?

„Ihr kommt spät," sagte die Unbekannte, während wir so weit von dem Palast uns entfernten, daß Niemand mehr uns hören konnte. „Ich entschloß mich erst vor einer Stunde zu kommen," versetzte ich. „Ich fürchtete so sehr, Ihr möchtet nicht kommen. Albert aber nahm es als ganz gewiß an. Er hatte Recht. Er sagte mir so eben, daß er Euch gesprochen." — „Was! war das Albert in dem rosenfarbenen Domino?" — „Ja, aber ich darf mich hier nicht aufhalten; mein Vater wird mich vermissen. Albert hat ihn in ein Gespräch verwickelt. In einer halben Stunde spreche ich Euch wieder. Hat er Euch erläutert was vorgefallen ist?" — „Kein Wort!" — „Wenn er keine Zeit findet — und ich fürchte sie wird ihm fehlen — da er für die Vorbereitungen sorgen muß, will ich einige Zeilen schreiben, wenn ich kann, und Euch Erklärungen geben, oder wenigstens sagen was zu thun ist; aber ich bin so in Hast und Angst! Wir bedürfen in der That Eures Beistandes. Adieu!" mit diesen Worten trippelte die schöne Unbekannte eilig fort.

„Was Henker ist denn dieß Alles?" murmelte ich, indem ich der verschwindenden Gestalt nachschaute. „Albert sagte mir, er habe eine Verabredung getroffen, aber er machte mich nicht zu seinem Vertrauten. Es scheint, etwas das heute Abend vorgefallen, veranlaßt ihn, meinen Beistand zu suchen. Nun, ich will mich ihm nicht entziehen!"

Ungefähr eine halbe Stunde schlenderte ich auf und ab zwischen den Reihen von Orangebäumen, die mit vielfarbigen Papierlampen behängt waren und ihren gewaltigen Wohlgeruch in die Luft ausströmten; ich überlegte bei mir, was wohl meines Freundes Absichten und was die Folgen einer Intrigue seyn könnten, gespielt in einem Lande, wo der Dolch dem Amor so auf dem Fuße folgt durch alle Windungen seines Labyrinthes, als ich wieder von dem violetfarbenen Domino angeredet wurde. „Bscht!" flüsterte er, sich ängstlich umsehend, indem er mir ein Papier in die Hand schob, „lest dieß, nachdem ich Euch verlassen. In einer Stunde von jetzt an findet Euch auf diesem Platz ein. Seyd Ihr bewaffnet?" „Nein," versetzte ich, „aber Albert — —" — „Vielleicht ist es nicht nöthig; aber dessen ungeachtet, nehmt dieß, ich kann mich nicht aufhalten;" damit drückte er mir einen Dolch in die Hand und zog sich wieder eilig zurück.

Es war meine Absicht gewesen, Albert zu fragen, was denn sein Plan sey und weiter: warum er nicht englisch statt italienisch spreche, in welchem Fall er dann weit weniger hätte be-

sorgen müssen, von Lauschern behorcht zu werden; aber ein wenig Besinnen sagte mir, daß er ganz Recht habe, italienisch zu sprechen, da der Gebrauch des Englischen ihn sogleich verrathen oder wenigstens ihn als Ausländer bezeichnet hätte.

„Eine sehr geheimnißvolle Sache das!" dachte ich, „aber dieß Papier wird mir wenigstens die Angelegenheit aufklären. Daß eine Gefahr dabei ist, leuchtet ein, sonst hätte er mir nicht diese Waffe gegeben," und ich drehte den Dolch ein paar Male gegen das Licht der nächsten Lampe und prüfte die Klinge, als ich, aufsehend, einen schwarzen Domino erblickte, der vor mir stand.

„Er ist scharf genug, dafür steh' ich," sagte der Domino, „es bleibt Euch nur übrig ihn recht zu führen. Ich habe Euch im nächsten Gang erwartet, wo, wie ich glaubte, unser Stelldichein seyn sollte. Da ist ein Papier, das Ihr an seinen Anzug ankleben müßt. Ich will dafür sorgen, daß er unter dem Vorwand einer Botschaft in einer Stunde hier ist. Nach seinem Tode steckt Ihr ihm dieß Paket in den Busen — Ihr versteht mich. Fehlt ihn nicht; denkt an die tausend Zechinen; und da ist mein Ring, den ich wieder einlösen will, sobald Euer Werk gethan ist. Die Andern werden bald hier seyn. Das Losungswort ist Milano. Aber man darf mich nicht hier sehen. Warum ein himmelblauer Domino? er ist zu auffallend, um sich unbemerkt zurückziehen zu können;" und nachdem ich von ihm das Paket und den Ring empfangen, zog sich der schwarze Domino durch den Orangenhain zurück, der uns umgab.

Ich war ganz in Staunen verloren; da stand ich und hatte in meinen Händen zwei Papiere, ein Paket, einen Dolch und einen Diamantring. „Nun," dachte ich, „dießmal bin ich gewiß und wahrhaftig für einen Andern genommen worden, denn ein Bravo bin ich nicht. Es ist da etwas Schändliches im Werke, was ich vielleicht hintertreiben kann. Aber warum ein himmelblauer Domino? sagte er. Ich kann wohl dieselbe Frage aufwerfen; was Henkers kam ich hieher in einem himmelblauen Domino, oder warum in einem Domino überhaupt?" Ich steckte den Ring an meinen Finger, den Dolch und das Paket in den Busen und eilte dann weg in den Garten auf der andern Seite des Palastes, um die räthselhafte Mittheilung zu lesen, welche mein Freund Albert in meine Hand gelegt, und wie ich so meines Weges ging, bemeisterte sich meine Vorliebe für das Seltsame und Wunderbare meiner in so hohem Grade, daß ich anfing Vergnügen zu empfinden an dem Geheimniß und der Gefahr dieses Abenteuers; und mich selbst gesichert fühlend, da ich ja in der Brust ein Stilet zu meiner Vertheidigung hatte, beschloß ich geradeaus weiter zu gehen, bis die ganze Sache entwickelt wäre.

Ich wandelte weiter, bis ich zur letzten Lampe auf der andern Seite des Palastes gekommen war. Ich hielt das geheimnißvolle Papier gegen das Licht; es war Italienisch und eine weibliche Handschrift.

„Wir haben uns zur Flucht entschlossen, da wir hier nicht hoffen dürfen sicher zu seyn, von allen Seiten bedroht von Dolchen. Wir sind gewiß Verzeihung zu erlangen, sobald die Papiere, welche Albert durch die heutige Post erhalten und die er Euch einhändigen wird, wenn Ihr wieder mit ihm zusammentrifft, in meines Vaters Hände gelangen. Wir bedürfen Eures Beistandes zur Fortbringung unsers Schatzes. Unsere Pferde sind alle bereit und wenige Stunden bringen uns in Sicherheit; aber wir müssen uns darauf verlassen dürfen, daß Ihr uns in Eurem Wagen folgt und mir das nachbringt, was für die unumgängliche Eile eine lästige Hemmung wäre. Wenn Albert Euch wieder sieht, wird er Euch sagen können, wo es verwahrt ist. Folgt uns rasch und seyd immer versichert der Dankbarkeit

Viola's.

Nachschrift. Ich schreibe in großer Eile, da ich keinen Augenblick von meines Vaters Seite weichen kann, ohne daß er mich vermißt und aufsucht."

Was sollte dieß Alles bedeuten? Albert sagte mir von keinen ihm durch die Post zugekommenen Papieren. Viola! ich hörte ihn nie diesen Namen nennen. Er sagte zu mir: Lest dieß und Alles wird Euch klar seyn. Ich will mich hängen lassen, wenn ich nicht so arg als je im Dunkel tappe! Ihnen folgen in meinem Wagen mit dem Schatz — Niemand sagt mir! wohin? Ich denke er steht im Begriff mit einer reichen Erbin davonzugehen. Verwünscht sey dieser himmelblaue Domino! Da steh' ich jetzt mit zwei Papieren, einem Paket, einem Dolch und einem Ring; ich soll noch ein zweites Packet bekommen und einen Schatz geleiten. Nun, es muß sich auflösen — ich will zurück auf meinen Posten; aber zuvor laß sehen, was in diesem Papier steht, das ich an das Kleid des Mannes heften soll, nachdem ich ihn getödtet." Er hielt es an das Licht und las, mit großen Buchstaben geschrieben: „der Lohn des Verräthers!" Kurz und bündig, murmelte ich, indem ich es wieder in die Tasche steckte; jetzt will ich zurück zu dem verabredeten Platz, denn die Stunde muß beinahe verflossen seyn.

Während ich meine Schritte dorthin lenkte, kam ich wieder auf die Mittheilung Viola's zurück: „von allen Seiten bedroht von Dolchen!" Nun, Albert kann doch nicht die Person seyn, welche aus der Welt zu fördern der schwarze Domino mir aufgetragen; und doch könnte es so seyn — und Andere stoßen vielleicht hier zu mir, ehe die Stunde um ist. — Ein Gedanke fuhr mir durch die Seele: wer auch die Person seyn mochte, der man nach dem Leben trachtete — Albert oder ein Anderer — ich konnte sie vielleicht retten.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 33.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

14 April 1838.

Drei ungarische Volkslieder.

1.

Die Todte.

Es regnet' lang ich wähnte;
Mein Auge war's, das thränte,
Meines todten Täubchens wegen.
Gott weiß, wohin sie's legen!

Wenn's doch kein Grab aufnähme,
Bis ich nach Hause käme!
Dann mit Schalmei und Geige
Begleitet' ich die Leiche.

Ich liebt' es so unsäglich,
Wie war ihm Sterben möglich?
Wie cam's, daß die mich liebte,
Mich also tief betrübte?

Der Apfel blüht am Baume,
Der Halm auf Feldes Raume,
Bald wird die Rasenstätte
Für mich ein Ruhebette.

2.

Der Liebsten.

Nicht von einer Mutter bist du,
Wuchsest auf dem Rosenstrauch,
Und des rosenrothen Pfingsttags
Morgenroth gebar dich auch.

Wenn die Rosen deiner Wangen
Blühen näher mir am Haus,
Steckt' ich sie zu meinem heißen
Herzen, einen duft'gen Strauß.

Sommerströme sind im Winter
Still und ganz erstarrt zu Eis.
Nie mein Herz ob deinem Herzen,
Ewig bleibt es reg' und heiß.

3.

Seufzer.

Vaterland! Vaterland! mein Vaterland!
Säh' ich deiner Gränze mächtigen Rand!
Zwar will sich Rauch von fern mir zeigen,
Doch halb nur seh' ich ihn zum Himmel steigen.

Ludwig Storch.

Der himmelblaue Domino.

(Fortsetzung.)

Meine Träumerei ward wieder unterbrochen durch einen leichten Schlag auf die Schulter: „Bin ich recht? Was ist die Losung?" „Milano!" versetzte ich flüsternd. „Alles in der Ordnung also — Giacomo und Tomaso sind ganz in der Nähe — ich will sie holen." — Der Mann wandte sich ab und in einer Minute erschien er wieder mit zwei Andern, die sich beugten als sie unter den Orangenbäumen hervorkamen. „Da sind wir Alle, Felippo," flüsterte der Erste. „In wenigen Minuten muß er hier seyn." — „Bscht!" versetzte ich mit flüsternder Stimme und hielt ihnen den Brillantring entgegen, der an meinem Finger funkelte. „Ach Signor, ich fleh' Euch um Verzeihung an," versetzte der Mann in leisem Tone, „ich glaubte es sey Felippo." — „Nicht so laut," sagte ich immer flüsternd, „Alles ist entdeckt und Felippo ist verhaftet. Ihr müßt im Augenblick fort. Morgen sollt Ihr von mir hören." — „Corpo di Bacco! Wo Signor? am alten Platz?" — „Ja — jetzt fort und rettet Euch!" In wenigen Minuten verschwanden die tollkühnen Menschen unter den Bäumen und ich blieb allein.

Sklaven des Rings, Ihr habt dießmal meinen Befehlen durchaus Folge geleistet! dachte ich und betrachtete den Ring aufmerksam. Es war ein prächtiger Solitaire, mehrere hundert Kronen werth. Wirst du je wieder den Weg zu deinem rechtmäßigen Besitzer finden? Diese Frage schwebte meiner Seele

vor, als Albert in seinem violetfarbenen Domino erschien. „Es war unklug von Euch, mir das Papier durch den schwarzen Domino zu schicken," sagte er hastig. „Sagte ich Euch nicht, in einer Stunde wolle ich hier seyn? Wir haben keine Minute zu verlieren. Folgt mir rasch und schweigt." Ich folgte — das Papier auf welches Albert sich bezog, bedurfte keiner Erklärung: es war in der That das Einzige, was ich von der ganzen Sache begriff. Er ging vor mir her, etwa dreihundert Schritte weit auf dem Weg dem Walde zu. „Da," sagte er, „in dieser schmalen Allee findet Ihr meinen getreuen Neger mit dem ihm Anvertrauten. Er wird es nicht ausliefern, wenn Ihr ihm nicht diesen Ring zeigt." Und Albert steckte mir einen Ring an den Finger. — „Aber, Albert," — meine Seele ward von einer warnenden Ahnung ergriffen — Albert hatte meines Wissens nie einen treuen Neger gehabt; es mußte jemand Anders seyn, der mich irrthümlich für seinen Freund hielt; „ich fürchte, —" — „Fürchten! laßt mich das nie aus Eurem Munde hören! Ihr habt noch nie die Furcht gekannt! „sagte er, mich unterbrechend. „Was habt Ihr zu fürchten zwischen hier und Pisa? Eure eigenen Pferde bringen Euch in drei Stunden dorthin. Aber da ist das Packet, das Ihr selbst in Person abliefern müßt. Nunmehr Ihr wißt, wo der Neger Euer wartet, kehrt zum Palast zurück, übergebt es in seine eigene Hand und verlangt von ihm, daß er es unverzüglich lese. Dann verliert keinen Augenblick Zeit, sondern eilt hieher, Eure Aufgabe zu erfüllen. Während der Großherzog liest, entflieh' ich mit Viola."

„Ich verstehe wahrlich nichts von alle dem," sagte ich, das Packet nehmend. „Alles wird sich aufklären, wenn wir uns in Pisa wieder finden. Jetzt fort, zu dem Großherzog — ich will zu dem Neger gehen und ihn benachrichtigen, daß Ihr kommt." — „Aber erlaubt doch — —" „Nicht ein Wort mehr, wenn Ihr mich lieb habt," versetzte der violetfarbene Domino, der, wie ich mich jetzt überzeugt hatte, nicht Albert war; es war nicht seine Stimme; hier fand ein Geheimniß und ein Mißgriff statt; aber ich war so tief in die Sache verwickelt, daß ich fühlte, ich konnte nicht zurücktreten, ohne die Betheiligten, wer sie immer seyn mochten, aufzuopfern. Nun wohl, dachte ich, indem ich mich dem Palast zuwandte, ich muß jetzt hindurch; denn als Mann von Ehre, kann ich mich nicht entziehen. Ich will das Packet dem Großherzog einhändigen und will auch seinen Schatz nach Pisa geleiten. Verwünscht, dieser himmelblaue Domino! Wie ich zurück zu dem Palast ging, ward ich von dem schwarzen Domino angeredet. „Milano!" versetzte ich. „Steht Alles gut, Felippo?" flüsterte er. „Alles gut, Signor!" war meine Antwort. „Wo ist er?" Ich deutete mit dem Finger auf eine Gruppe von Orangenbäumen. „Und das Papier und Packet?" Ich nickte mit dem Kopf. „Dann thätet Ihr am besten, Euch aus dem Staube zu machen; ich spreche Euch morgen." — „An dem alten Platz, Signor?" „Ja," antwortete der schwarze Domino, indem er in einen Seitenweg einlenkte und verschwand.

Ich erreichte den Palast, stieg die Treppen hinauf, drängte mich durch das Gewühl, und entdeckte den Großherzog in einem innern Saal, an seinen Arm die Dame gelehnt, die mich angeredet. Da fiel mir ein, daß der Großherzog eine einzige Tochter, mit Namen Viola, hatte. Ich trat in den Saal, der nicht sehr voll war, und keck auf den Großherzog zu tretend, überreichte ich das Packet, mit der Bitte, Sr. Hoheit möchte demselben ohne Verzug Seine Aufmerksamkeit widmen, dann verbeugte ich mich und eilte weg, drängte mich wieder durch den dichtgefüllten äußern Saal und gewann wieder die Marmortreppen des Palastes.

„Habt Ihr's übergeben?" sagte dicht neben mir eine leise Stimme. „Ich habe," war meine Antwort, "aber Signor" — „Kein Wort, Karlo: eilt zu dem Gehölz, wenn Ihr mich lieb habt!" Und der violetfarbene Domino mischte sich unter die den Vorsaal anfüllenden Menschenmasse. — Jetzt an meine Reise nach Pisa, sagte ich bei mir. Da bin ich jetzt in Hochverrath verwickelt, in Folge davon, daß ich einen himmelblauen Domino angelegt. Nun, das läßt sich jetzt nicht mehr ändern. — In wenigen Minuten hatte ich die schmale Allee gewonnen und nachdem ich etwa fünzig Schritte gemacht, funkelten mir die glänzenden Augen des geduckten Negers entgegen. Beim Sternenlicht konnte ich so viel sehen, daß er einen Korb oder so Etwas vor sich hatte. „Was führt Euch hieher, Signor?" sagte der Neger aufstehend. „Das, was Euch zur Bewahrung übergeben wurde. Hier ist der Ring Eures Herrn," der Neger betastete mit den Fingern den Ring, um sich von dessen Gestalt und Schnitt zu vergewissern. „Da ist es, Signor," sagte er, den Korb sanft aufhebend und ihn in meine Arme gebend. Er war nicht schwer, aber durch seinen Umfang etwas lästig. „Horch, Signor, im Palast wird es unruhig! Ihr müßt schnell machen und ich darf nicht bei Euch gesehen werden." Und wie ein Blitz verschwand der Neger im Gebüsch.

Ich meinestheils eilte auch mit dem Korbe davon, dessen Inhalt ich nicht kannte, denn mir schien, daß sich die Sachen einer Entscheidung näherten. Ich hörte Leute auf verschiedenen Wegen laufen und Stimmen, die sich mir näherten. Als ich aus der schmalen Allee herauskam, entdeckte ich einige Gestalten, welche raschen Schritts den dunkeln Gang daher kamen, und von einer Art panischen Schreckens ergriffen, gab ich Fersengeld. Bald bemerkte ich, daß jene Leute in Verfolgung begriffen und ich verdoppelte meine Eile. Im Dunkel der Nacht stolperte ich unglücklicherweise über einen Stein und fiel mit dem Korbe zu Boden; und jetzt gab mir das Geschrei, das aus dem Korbe herausdrang, zu erkennen, daß der mir zur Rettung anvertraute Schatz ein Kind war. Voller Angst, es möchte beschädigt seyn, und im Augenblick ganz der Gefahr, gefangen zu werden vergessend, machte ich den Deckel auf und besichtigte das Kind und suchte es zu schweigen; und während ich so dasaß auf meinem dunkelblauen Domino, beschäftigt ein Kind zufrieden zu stellen, ward ich an beiden Schultern gepackt und sah mich gefangen.

„Was soll dieß plumpe Benehmen, Signori?" sagte ich, selbst nicht recht wissend was ich vorbringen sollte." Ihr seyd verhaftet auf Befehl des Großherzogs!" war die Antwort. „Ich verhaftet? warum? ich bin ein Engländer." — „Das ist einerlei. Der Befehl lautet, Alle zu verhaften, die man mit himmelblauen Dominos im Garten finde." — „Verwünscht der him-

meidiane Domino!" dachte ich wenigstens zum zwanzigsten Mal. „Nun, Signori, ich folge Euch; zuvor aber laßt mich suchen dieß arme erschrockene Kind zufrieden zu stellen." — „Sonderbar, daß man ihn trifft, wie er eben mit einem Kinde davonläuft, zur gleichen Zeit, wo Prinzessin Viola verschwindet!" bemerkte der Eine meiner Häscher. „Ihr habt Recht, Signori," versetzte ich, „es ist sehr seltsam; und was noch seltsamer: ich selbst weiß nicht mehr Auskunft darüber zu geben als Ihr. Jetzt bin ich bereit, Euch zu begleiten. Seyd nur einer so gut und trage den Korb, während ich mich des Kindes annehme."

In wenigen Minuten hatten wir den Palast erreicht. Ich hatte meine Maske beibehalten, und ward durch die Menschenmasse in den Saal geführt, wo ich zuvor dem Großherzog das Packet überliefert hatte. „Da ist er! da ist er!" ertönte es von vielen Seiten in dem Saal. „Heilige Jungfrau! er hat ein Kind auf dem Arme. Bambino bellissimo!" Dieß waren die Ausrufe des Staunens und der Verwunderung, während man mir Platz zum Durchschreiten machte und ich mich dem Großherzog gegenüber befand, welcher sehr aufgeregt schien.

„Es ist dieselbe Person!" rief der Herzog. „Bekennt, seyd Ihr nicht der Mann, der mir ungefähr vor einer Stunde ein Packet einhändigte?" — „Ich bin der Mann, Ew. Hoheit," versetzte ich, das erschrockene Kind tätschelnd und tröstend. „Wer gab es Euch?" — Geruhen Ew. Hoheit — ich weiß nicht." — „Was ist dieß für ein Kind?" — „Geruhen Ew. Hoheit — ich weiß nicht." — „Woher habt Ihr es?" — „Aus diesem Korb, Ew. Hoheit." — „Wer gab Euch den Korb?" — „Geruhen Ew. Hoheit, ich weiß nicht." — „Ihr treibt Eure Kurzweil mit mir. Man inquirire ihn." — Geruhen Ew. Hoheit, ich will den Leuten die Mühe ersparen, wenn nur Eine der Damen das Kind nehmen mag. Ich habe diesen Abend eine Menge Geschenke erhalten, welche ich alle Ew. Hoheit darzulegen die Ehre haben werde." Eine der Damen streckte die Arme nach dem Kind aus, das augenblicklich nach ihr langte, vermöge eines natürlichen Instinctes, im andern Geschlecht freundliche Hülfe in der Noth suchend.

„Erstlich, Ew. Hoheit, habe ich diesen Abend erhalten diesen Ring," und damit zog ich vom Finger den Ring, den mir der violetfarbene Domino gegeben und reichte ihn dem Großherzog. „Und von wem?" fragte Se. Hoheit, denselben augenblicklich erkennend. „Geruhen Ew. Hoheit, ich weiß nicht. Ich habe noch einen andern Ring bekommen, Ew. Hoheit," fuhr ich fort und zog den von dem schwarzen Domino mir gegebenen Ring ab. „Und wer gab Euch diesen?" fragte der Herzog, augenscheinlich auch diesen erkennend. „Geruhen Ew. Hoheit, ich weiß nicht. Auch diesen Dolch, aber von wem, muß ich wiederholn, weiß ich nicht. Auch dieß Packet, mit dem Auftrag, es einem Todten in den Busen zu stecken." „Und wahrscheinlich wißt Ihr auch wieder nicht, wer es Euch gab?" — „Ebenso wenig, Ew. Hoheit; und nicht minder im Unklaren bin ich über die Person, welche mir auftrug, Ew. Hoheit das ausgelieferte Packet zu übergeben. Da ist auch ein Papier, das ich an die Kleider eines Mannes heften sollte, nachdem ich ihn gemeuchelmordet hätte." — „In der That! und auch in Bezug auf dieß schützt Ihr völlige Unwissenheit vor?" — „Ich habe nur Eine Antwort auf alle Fragen, Ew. Hoheit, und die ist: ich weiß nicht." — „Vielleicht Herr, wißt Ihr auch Euern Namen und Gewerbe nicht?" bemerkte Se. Hoheit mit höhnischem Lächeln. „O ja, Ew. Hoheit," versetzte ich, meine Maske abnehmend, „darüber weiß ich Auskunft zu geben. Ich bin ein Engländer, und hoffe ich, ein Gentleman und ein Mann von Ehre. Mein Name ist Herbert; und ich habe mehr als einmal die Ehre gehabt, bei Ew. Hoheit Gesellschaften als Gast anwesend zu seyn." — „Ich erkenne Euch, Signor," erwiederte der Großherzog. „Man räume das Zimmer. Ich muß mit diesem Gentleman allein sprechen." Als die Gesellschaft den Saal verlassen, gab ich einen in alle Einzelnheiten eingehenden Bericht über die Vorfälle des Abends, wobei Se. Hoheit mit größter Aufmerksamkeit zuhörte, und nachdem ich zu Ende war, wurde mir von ihm das ganze Geheimniß gelöst, durch dessen Enthüllung ich jetzt die Neugierde meiner Leser befriedigen will.

(Schluß folgt.)

Balzac.

Dieser vielschreibende Autor hat in Paris auf die Länge jene Höhe nicht behaupten können, auf die ihn vor einigen Jahren schnell etwas Talent und viel Camaraderie emporgetrieben hatten; ja um die noch vorhandenen Exemplare seiner frühern Romane loszuwerden, hat sich der selbst sehr gesunkene Figaro ihrer annehmen und sie als Prämie seinen Abonnenten anbieten müssen. Es ist also natürlich, daß diese Zeitschrift alles Mögliche thut, um ihren Autor wenigstens über dem Wasser zu halten.

Schon vor zwei Jahren war der Balzac'sche Roman angekündigt, der erst vor Kurzem erschienen ist: Histoire de la grandeur et de la décadence de César Birotteau, parfumeur, chevalier de la Légion-d'Honneur, adjoint au maire de l'arrondissement de la ville de Paris. 2 Vol., Paris 1838. Dem Figaro zufolge verschworen sich aber selbst die Elemente, um seine Herausgabe zu verzögern, d. h. die schon fertigen Bogen sollen bei dem Buchhändler verbrannt seyn. Bei seinem Erscheinen ist der Schwulst der Ankündigungen so wenig gespart worden, als bei den Heil- und Toilettenmitteln in den französischen und englischen Zeitungen. So hieß es in einer wörtlich: „César Birotteau est un tableau immense, un poème entier qui pourrait bien n'être qu'un chef-d'œuvre. Tant pis pour lui." Kann man die Charlatanerie weiter treiben?

Birotteau ist nun zwar kein unermeßliches Gemälde, kein vollendetes Gedicht, aber eine gute Farce, ein lustiger Schwank, der sich in einem kleinen Band recht gut ausnehmen würde, in zwei Bände verwässert und verschwemmt aber oft breit und langweilig wird. Der Verfasser wollte den Pariser boutiquier oder Krämer in seinen vielen Eigenheiten, seinen guten Eigenschaften und seinen Lächerlichkeiten grotesk aber wahr darstellen, und dieß ist ihm auch zum Theil gelungen. Gar manche Scenen

des Romans zeichnen sich durch ihre Wahrheit und Natürlichkeit, so wie durch ihre ächte Komik aus. Schade daß sich Balzac immer hat von seiner, fremden Mustern abgeborgten Leidenschaft, hinreißen lassen, ich meine von der Passion in winzige Einzelnheiten und Details einzugehen. Die gute Hälfte des Buchs gleicht auf ein Haar den Protokollen des Tribunal de commerce und der Verfasser muß große Studien über die Handelsproceß-Angelegenheiten und Bankerotte gemacht haben, die er seinen Lesern wieder zu genießen gibt, dafür aber geringen Dank bei ihnen finden wird. Wenn es seyn müßte, könnte der meilleur en lumière des contes drolatiques einen guten Rechtsmann abgeben.

Viel Wahrheit ist allerdings in dieser Erzählung von dem Verfall Birotteau's, aber eigentliches Interesse kann man ihr doch nicht abgewinnen. Die Leute sind alle zu läppisch und lächerlich, als daß sie einen bleibend anzögen. Ja, die Hauptsache, der Angel des ganzen Romans, das ehrenwerthe Bestreben Birotteau's, sich wieder von seinem Fall zu erheben, um seine Gläubiger zu bezahlen und vom Commerz-Tribunal rehabilitiet zu werden, zieht nach so vielen schlechten und guten Späßen nicht mehr an. Balzac vernachlässigt auch hier wie immer die Auflösung. Seine Imagination ist reich, sein Geist erfinderisch, aber beide mögen sich nicht lange Mühe geben und können faul genannt werden. Hat er eine brillante Idee, eine Phantasie oder einen sinnreichen Gedanken, so wirft er sie als Skizzen, manchmal gar nur als Titel, auf das Papier und verfällt gleich darauf in sein süßes far niente, worin er dann den Roman zu Ende bringt, so gut es gehen will, besonders mit Hülfe von kleinlichen Details, Partikularitäten und Auskramung spezieller Kenntnisse in einem oder dem andern Fach.

Der Held des Romans ist ein ehrlicher Krämer, Parfumeur seines Zeichens, ein ganz besonderer Pariser Typus. Durch Fleiß und Sparsamkeit hat er es zu glücklichem Wohlstand gebracht, so, daß er anständig und wohlgemuth in seiner Sphäre leben könnte. Aber wenn den Leuten zu wohl ist, gehen sie aufs Eis tanzen. Die Ambition bemächtigt sich seiner und er möchte gern eine bedeutende Rolle spielen. Nun genügte ihm nicht mehr der mäßige aber sichere Gewinn seines kleinen Handels, denn es drängt ihn zu großen Spekulationen. Noch manches Andere verrückt ihm den Kopf: er wird zum Maire-Adjunkt im zweiten Arrondissement, ja wegen seiner trefflichen Pommade zum Ritter der Ehrenlegion ernannt. Um nun dem König seinen Dank und seine gänzliche Ergebenheit zu beweisen, hält er es für unerläßlich, seine Lebensgewohnheiten zu ändern und sein Haus auf einen viel größern Fuß einzurichten. Deßhalb wirft er sich in große Spekulationen, kauft Grundstücke mit geschickten, listigen Beutelschneidern, die ihn mit herrlich klingenden Phrasen anführen und um sein Geld bringen, denn Birotteau versteht sich zwar recht gut auf die Fabrikation und den Verkauf von Oelen, Seifen und Pommaden, aber durchaus nicht auf Industrie- und Handelsoperationen. Bald ist er ruinirt, muß Bankerott machen und all sein Hab und Gut den Gläubigern überlassen. Glücklicherweise hat er zu viel wahres Ehrgefühl um den Gedanken zu ertragen, daß Andere durch ihn verloren haben; er strengt sich daher zur größten Thätigkeit an. Angesehene Leute nehmen sich auch seiner an und verschaffen ihm eine Stelle, deren Besoldung er lediglich zur Abtragung seiner Schulden verwendet. Darin wird er sehr thätig von seinen Kindern unterstützt, auch kömmt ihm des Königs Munifizenz zu Hülfe, er wird von dem Handelsgericht rehabilitirt und stirbt endlich mit dem triumphirenden Gefühl eines redlichen Mannes, gerade an dem Tag, wo das Handelsgericht ihn wieder erhebt.

Birotteau's Charakter ist scharf und gut gezeichnet und darin herrscht die sonderbare Mischung von Feinheit und Einfalt, von Redlichkeit und Handelsgewandtheit, die den Pariser Krämer charakterisirt, eben so wie die gänzliche Ignoranz über Alles, was seinen engen Geschäftskreis überschreitet. Durch Alles dieß bekömmt der Charakter viel Komisches, aber auch viel Achtungswerthes. Alle andern Personen des Romans sind schwach skizzirt und spielen nur untergeordnete, ganz gewöhnliche Rollen.

Mr.

Das mit einer Uhr spielende Kind.

Von Mrs. Osgood.

In kindischem Uebermuth lachst du der Zeit!
Wird sie hemmen ihren Flug, durch dein Spiel erfreut?
O zeig' ihr deine Augen, die harmlosen, braunen!
Dieß Lächeln gemischt mit frohem Erstaunen!
Die Wange zeig' ihr, die die Locken umkosen,
Wo Versteckens spielen Grübchen mit Rosen.
Ihren Runzeln drück' Küsse auf, leicht und warm
Um den rauhen Hals wind' ihr den sanften Arm!
Vielleicht daß, o Kind, deine Anmuth die Eile
Ihr hemmt, daß sie Einmal raste und weile!
Dann bliebst, als ein schönes Kind, du mir immer,
Ungetrübt deines Aug's, deiner Blüthe Schimmer;
Eine Lilienknospe — im Lebensgewühl
Geschützt durch frommer Unschuld Gefühl!
Doch lache, mein Mädchen! Ihre Stimme, die mir
So feierlich ernst — Musik ist sie dir;
Während mich langweilen die einförmigen Töne,
Freut dich's klingende Spielzeug, das golden schöne.
Noch lächelt sie dir, meine süße Kleine!
O lange steh's an, bis sie finster dir erscheine!
Und so leicht und so sanft sey immer ihr Tritt
Neben dir, wie dein eigener Elfenschritt!
O bleiben die Zeit stets und meine Ellen
In Stürmen und Sonnenschein Spielgesellen.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 34.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

18 April 1838.

Bruchstücke aus dem neugriechischen Drama: Phrosyne.

Von Alex. Risos Ranghawis.

Im Jahre 1837 erschien in Athen eine Sammlung Gedichte von Alex. Risos Ranghawis, der bereits früher (Navplion, 1831, Deutsch von Fr. v. P. Lechner, Neubueg 1834) ein Gedicht: „Δῆμος κ'Ἑλένη" hat drucken lassen. Jene Sammlung leitet er mit einer Voerede ein, woeln er sich über Klassicismus (κλασσισμός) und Romantismus verbeeitet und unter Anderm, nach einer in das Wesen dieser beiden Extreme tiefer eingehenden Darstellung, den Klassiker als „einen geteeuen und steeng gesetzlichen Unterthan," den Romantiker dagegen als einen „Refoemator und Gesetzgeber" charakterisiet. Wie sehe nun zwar auch ein treuer und streng gesetzlicher Unterthan alles Lobes werth ist, so verdient doch derjenige, dee die bestehenden Gesetze nach dem Geiste der Zeit und nach den Fortschritten der bürgerlichen Gesellschaft reformirt und neue Gesetze in Vorschlag bringt, die den Bedürfnissen der Gegenwart entsprechen, jedenfalls den Vorzug.

Dieser Einleitung folgt ein Drama: Phrosyne. Die Geschichte und Schicksale dieser unglücklichen Geiechin, welche duech das anfängliche Wohlwollen des Ali Pascha von Janina und duech ihr trauriges Ende in Griechenland berühmt geworden, ist auch außer Griechenland bekannt. *) Auch gibt es auf sie ein neugriechisches Volkslied, das v. Stackelberg in seinem Werke: „Der Apollotempel zu Bassae in Arkadien, 1826," mitgetheilt hat, und das ich darnach für meine „Neugriechischen Volkslieder," Grimma, 1827, S. 58 f. zugleich mit einer Verdeutschung entlehnt habe. Nach v. Stackelberg — um die Geschichte jener Euphrosyne, zum Verständniß des Folgenden, hier wenigstens in nuce anzudeuten — ward diese junge schöne Griechin von Muktar, dem ältesten Sohne des Ali Pascha, geliebt; durch einen Ring und andere Geschenke, die sie von ihm empfangen hatte, vereieth sie sich in den öffentlichen Bädern, den Belustigungsörtern der Frauen im Oriente, der Gemahlin des Muktar, und diese brachte es dahin, daß Ali Pascha Euphrosynen mit siebzehn andern verdächtigen Frauen in Säcke stecken und in den See von Janina versenken ließ. Diese Geschichte fiel übeigens zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts vor.

Was nun obiges, im politischen gereimten Versmaße gedichtetes Drama des Neugriechen Risos Ranghawis anlangt, so zeichnet es sich besondees duech lebendige und schaefe Charakteristik der auftretenden Personen aus, obgleich dabei die historische Wahrheit hin und wieder verletzt worden ist. Namentlich ist Ali Pascha von Janina ganz der heuchlerische, listige, ehegeizige, hartherzige und schändliche Tyrann, als welchen die Geschichte ihn darstellt. Phrosyne erscheint als eine schöne, tugendhafte, unschuldige Jungfeau, voll Anmuth und Gefühl. An dem verdorbenen Hofe des Ali Pascha lebend, muß sie den Schlingen der Verführung wideestehen und den Ausbrüchen der unbezähmten Leidenschaften des Tyrannen Festigkeit und Ausdauer entgegensetzen. Mit Heftigkeit liebt sie den Sohn dieses Ungeheuers, der hiee, gegen die Geschichte, als von angenehmem, edlem, menschenfreundlichem Chaeakter dargestellt ist; von demselben eben so wiedeegeliebt, bewahrt sie in ihrem Herzen ihre Teeue und Liebe, bekämpft um ihrer willen alle Gefahren, die ihr deohen, mit Hoheit und Edelmuth, und erleidet für sie furchtlos selbst den Tod. Mit nicht geeingerer Lebendigkeit schildert der Dichter die Falschheit, die übertünchte Schönheit und List der Chaïnitsa, der Schwester des Ali Pascha. Im Uebrigen ist das Ganze voll Poesie, zum Theil nicht ohne tiefe Reflexion, und in einee angenehmen Speache abgefaßt; nur ist das Gedicht von großem Umfange und schon aus diesem Grunde zur theatralischen Aufführung nicht geeignet.

*) Z. B. durch das, was Pouqueville in seiner „Voyage dans la Grèce," I. 130 f. und in der „Histoire de la regénération de la Grèce, I. 161 f., darüber mittheilt. Ferner durch Waiblinger's poetische Behandlung in seinen „Vier Erzählungen aus der Geschichte des jetzigen Griechenlands" (1826).

Ich theile in Folgendem einige Bruchstücke aus dem Drama mit.

1.

Ali Pascha zu seiner Geliebten.

Wenn du es magst, so wähle dir! die Wahl sey dir gestattet.
Begehrst du Schätze dir etwa: der Schätze wie selbst Krösus
Sie einst besaß, birgt dieses Schloß; sie seyen dir zu eigen!
Verlanget dir nach meiner Macht: auch sie soll dir gehorchen.
Befiehl, und wessen Kopf du willst: er liegt zu deinen Füßen,
Und was du außerdem begehrst: es soll dir Alles werden.
Denn, unersättlich, wie ich bin, kann nie ich eine Gränze
In Dem erkennen, was ich will, und meinen Leidenschaften.

2.

Phrosyne zu Ali Pascha.

O nicht mit der Unschuld'gen Blut besudle deine Hände;
Verschließe ferner, wie bisher, die Pforten deines Schlosses,
Doch denen, die dich suchen, nicht; denn schwankend muß der Thron seyn,
Der nicht auf Liebe ist gestützt, der nur in Furcht gegründet.
Gehorsam findest du alsbald, wenn deine Hand nur winket;
Gewinne denn die Herzen auch; dann bist du wahrhaft Herrscher!
Birg endlich in die Scheide doch die Waffe deines Zornes,
Und trockne ab die Thränen all', die deine Völker weinen.
Geworden ist beinah' die Stadt zum Zwinger ihrer Bürger;
Und was auch ihr Verbrechen sey: nicht deine Sklaven sind sie.
Steig' in die Kerker nur hinab, worin so viele schmachten,
Und gib Befehl, daß man die Last der Fesseln ihnen nehme.
Ein Blick von dir, der in die Nacht des Kerkers hülfreich dringet,
O lass' den Armen Leben ihn, lass' Freiheit ihn gewähren.
Wie viel der Mütter sind betrübt, wie viel der Töchter weinen
Die ganze Nacht, den ganzen Tag! — O einmal nur erweich' dich,
Und laß der Freundlichkeit des Blicks den Ernst der Züge weichen,
Daß Freude, daß der Hoffnung Strahl aufs neu den Herzen scheine:
Dann einet sich um deinen Thron, als wie um eines Vaters,
Der Kinder heißer Segensdank, der durch dich Hochbeglückten. —
Ach könnte doch mein schwaches Wort in dir den Glauben wecken,
Daß nie ein Herrscher es vermag, sich glücklich selbst zu preisen,
Wenn er nicht glücklich Andre macht! — Dieß, Pascha, mein Begehren!
Und wenn dein Ruhm dir Etwas gilt: so eil', es zu erfüllen.

3.

Phrosyne zu Chaïntsa.

O Weib, dich kenn' ich!
Betrug nur ist dein Lächeln selbst, und Lüge deine Thränen;
Des bösen Feindes Tücke birgt sich unter äuß'rer Schönheit.
Im Innern, Falsche, bist du Gluth, und scheinst doch kalt von außen:
Dein wahrer Name ist fürwahr kein andrer, als Verstellung!

4.

Phrosyne im dunkeln Kerker, allein.

Wer nahet? suchen sie mich schon? Geräusch zu hören meint' ich. —
Nein! meine Seele wacht allein, und finstre Nacht umgibt mich.
Noch kam der Tod nicht über mich; noch lebe ich, noch athm' ich.
Doch schon von fern vernehme ich des Todes Schritte nahen;
Schon breitet er mit wilder Gier nach mir die Knochenarme,
Und ruft mir zu mit heiserm Ton: Gekommen ist dein Ende! —
Die Vögel werden meinen Leib am Abende benagen;
Vergeh'n werd' und verlöschen ich, wie jener Stern des Himmels;
Nach kurzer Frist wird auch für mich des Lebens Buch sich schließen.
Heut' ist der Tag! Heut' sterbe ich! Ach, welches Todes sterb' ich!
Und — Sterben! — Sterben? — Welch' ein Wort? und welches seine Deutung?
Ist es ein ew'ger Schlaf vielleicht? — ein Ende? ein Vergessen?
Ist's etwa eines neuen Seyns Beginn mit neuen Freuden? —
Ein Ende? — Enden! — ja! ich werd's; doch wie ist dieses Ende?
Hat mit dem Ende alle Lust und aller Schmerz ein Ende?
Doch nirgends seh' in der Natur ich Stillstand, nirgends Ende!
Stets folgt der Morgen auf die Nacht, der Winter folgt dem Sommer,
Der Freude folgt der Kummer nach, dem Kummer folget Freude.
Wohl Uebergang ist überall, doch nirgends ist ein Ende. —
So ist auch mir zur Himmelshöh' der Uebergang bereitet.
Und dorthin, Muktar, wird mich auch dein theures Bild begleiten;
In treuer Brust trag' ich's mit mir für alle Ewigkeiten.
Dann wird mein geist'ges Leben dir, ganz dir nur angehören,
Und Gottes Segen wird uns dort, uns beide dort vereinen.

(Sie hält inne.)

Welch' tiefe Stille ringsumher! — Die Ruhe ist's der Gräber!
Ach! und wie eng in stiller Gruft, wie düster wird sich's liegen!

(Sie tritt ans Fenster.)

Noch herrschet Dunkel weit umher; noch will der Tag nicht granen. —
Wie schön ist die Natur! Mir küßt des Zephyrs Hauch die Wangen;
Der Himmel mit der Sterne Heer liegt vor mir ausgebreitet.
O ihr, die meine Seufzer ihr so häufig habt vernommen,
Ihr Sterne, die mit Liebe ich und mit Bewund'rung schaue,
Ihr, die ihr Frieden in die Brust und Seelenruh' mir hauchet,
Die ihr zuerst, da ich noch Kind, die Wiege mir beschirmet,
Und euren Weg, wie bis hierher, so auch in Zukunft wandelt:
Empfanget denn den letzten Gruß von eurer Freundin heute!
Wenn euer Schimmer vor dem Strahl des Tageslichts erbleichet,
Dann ach! ertönet auch für mich die Stunde der Verdammung.
Und wenn ihr an dem Himmel dann herauf aufs Neue steiget,
Dann ist im Kreis der Sterblichen erloschen mein Gedächtniß.
Und du, deß Glanz den Himmelsdom mit hohem Reiz verschönet,
Du, dessen Schimmer übertrifft den deiner Brüder aller,
Des Morgens Stern! o werde du ein Bote meiner Seufzer;
Mit treuen Grüßen grüße du von mir den Heißgeliebten.
Sag' ihm, daß er auch sende mir durch dich, den treuen Boten,
Zu mir in düst'rer Gruft herab der Liebe heiße Küsse! —

Und doch! warum weis' ich von mir verzweifelnd jede Hoffnung?
Ist doch noch mit Bestimmtheit nicht des Schicksals Spruch entschieden.
Und Emine, die Mutter mir stets war und treue Freundin,
Hat sie sich werth nicht stets gezeigt des festesten Vertrauens?
Wer wagt es, zu vergreifen sich an mir und meinem Leben,
Schützt meine Brust mit ihrer sie, gleichwie mit einem Schilde?
Wohlan denn! Muth! und Mitleid kann der Himmel mit mir haben! —
Doch wie? — Es öffnet sich die Thür! — Kommt man, um mich zu suchen? —

Theod. Kind.

Der himmelblaue Domino.

(Schluß.)

Der Großherzog hatte eine Tochter, mit Namen Viola, welche er mit Rudolph, Grafen von Istria, zu vermählen gewünscht hatte; aber Viola hatte Albert, Marquis von Salerno, kennen gelernt und eine gegenseitige Zuneigung hatte sich angeknüpft. Obgleich der Großherzog seine Tochter nicht gegen ihren Wunsch zur Heirath mit dem Grafen Rudolph zwingen wollte, weigerte er sich doch seine Einwilligung zu ihrer Vermählung mit dem Marquis von Salerno zu geben. Graf Rudolph hatte das Einverständniß zwischen Viola und dem Marquis von Salerno entdeckt und mehr als Einen mißlungenen Versuch gemacht, sich seines Nebenbuhlers zu entledigen durch Meuchelmord. Nach einiger Zeit hatte Viola in eine geheime Vermählung mit dem Marquis gewilligt; und ein Jahr darauf begab sich Prinzessin Viola aufs Land, und ohne das Wissen, ja ohne den Verdacht ihres Vaters, gebar sie einen Knaben, der für das Kind einer verheiratheten Hofdame ausgegeben wurde, die man zur Vertrauten des Geheimnisses gemacht hatte.

Um diese Zeit hatten sich die geheimen Gesellschaften, namentlich die Carbonari, in Italien furchtbar gemacht, und alle gekrönten Häupter und regierende Fürsten boten allem auf, sie zu unterdrücken. Graf Rudolph stand an der Spitze dieser Gesellschaften, denen er beigetreten war, um seine Macht zu steigern und Mittel in seine Hände zu bekommen, sich seines Nebenbuhlers zu entledigen. Davon hatte der Marquis von Salerno Kunde bekommen und hatte sich längere Zeit Mühe gegeben, sich Beweise gegen den Grafen zu verschaffen; denn er wußte wohl, daß, sobald dieser Umstand bewiesen seyn würde, Graf Rudolph sich nicht mehr im Staat Lukka würde zeigen dürfen. Andererseits hatte Graf Rudolph alle Vorkehrungen getroffen, seinen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen, und beschlossen, daß es bei dieser Maskerade geschehen sollte.

Dem Marquis von Salerno war von diesem Plane Kunde zugekommen und zugleich hatte er an diesem Morgen die Beweise gegen Graf Rudolph erlangt, die er jetzt dem Großherzog vorzulegen beschloß; aber weil er wußte, daß der Meuchelmord von den Carbonari sollte versucht werden, und voraussah, daß der Zorn des Großherzogs furchtbar seyn werde, wenn er von ihrer heimlichen Vermählung hören würde, beschloß er mit seiner Gemahlin nach Pisa zu fliehen, in der Ueberzeugung, daß die Beweise von des Grafen Rudolph Verbindung mit den Carbonari und eine kleine Zeitfrist den Zorn des Großherzogs besänftigen würden. Der Marquis hatte Anstalten getroffen, in der Nacht der Maskerade aus dem Gebiete des Herzogs zu fliehen, da es seiner Gemahlin von dem Palast der Marchesa aus weit eher möglich war zu entkommen, als aus dem wohlbewachten Palast des Großherzogs; aber es war nothwendig, daß sie zu Pferde reisten und da konnten sie ihr Kind nicht mit sich nehmen. Viola wollte nicht darein willigen, es zurück zu lassen; und deßhalb hatte er an seinen Freund, den Grafen von Ossore geschrieben, er möchte zu ihrem Beistand auf die Maskerade kommen, und um kenntlich zu seyn, einen gelben Domino anlegen, eine selten gebrauchte Farbe. Der Graf von Ossore hatte diesen Morgen einer Jagd wegen sein Haus in der Stadt verlassen und den Brief nicht erhalten, wovon der Marquis und Viola nichts wußten. Das war der Stand der Sachen, als ich den himmelblauen Domino anlegte, um auf die Maskerade zu gehen.

Mein erstes Zusammentreffen mit dem Marquis in seinem violetfarbenen Domino begreift sich leicht; weil ich einen himmelblauen Domino trug, wurde ich für den Grafen von Assore genommen. Ich selbst ward getäuscht dadurch, daß der Marquis Albert denselben Taufnamen hatte, wie mein englischer Freund. Die zweite Begegnung mit dem Grafen Rudolph in dem schwarzen Domino war zufällig. Es war der nächste Gang der Allee als Sammelpunkt zwischen den Carbonari und Felippo verabredet worden; aber der Graf Rudolph, der mich bei dem Lampenlicht meinen Dolch untersuchen sah, nahm mich für Felippo und glaubte, ich hätte mich nur in dem falschen Gang eingefunden. Die mir von Graf Rudolph übergebenen Papiere waren Carbonari-Papiere, welche dem ermordeten Marquis sollten in den Busen gesteckt werden, um den Schein auf ihn zu laden, er habe dieser Gesellschaft angehört, und das Papier, das an seine Kleider geheftet werden sollte, hätte den Glauben erweckt, er sey von den Agenten der Gesellschaft als Verräther umgebracht worden. Die Papiere, welche ich im Auftrage des Marquis dem Großherzog zu übergeben hatte, enthielten die Beweise von Graf Rudolphs Theilnahme an der geheimen Gesellschaft, und in einem beigeschlossenen Brief an den Großherzog bekannten die beiden Vermählten ihre Verbindung. Und nunmehr wird hoffentlich der Leser die ganze mysteriöse Geschichte begreifen.

Nachdem Alles aufgeklärt war, erlaubte ich mir, Se. Hoheit zu bitten, mir zu gestatten, mein gegebenes Versprechen, daß ich das Kind zu seiner Mutter bringen wolle, zu erfüllen, da ich es als einen Ehrenpunkt ansah, meiner gegebenen Zusage nachzukommen, und um so mehr, als eine Verzögerung seine Tochter in die größte Angst versetzen mußte; ich setzte hinzu, ich hoffe, daß Se. Hoheit verzeihen werde, was nicht mehr zu ändern stehe und ich der Ueberbringer solcher froher Botschaft an seine Tochter und den Marquis werde seyn dürfen.

Der Großherzog schritt eine Minute im Zimmer auf und ab und sagte dann: „Signor Herbert, ich empfinde einen solchen Verdruß über der Verrätherei und Niederträchtigkeit des Grafen Rudolph, daß ich kaum zu erklären brauche, er würde meine Tochter, wenn sie noch frei wäre, nie zur Gemahlin bekommen; er soll augenblicklich Befehl erhalten, meine Staaten zu verlassen. Ihr seyd das Mittel der Rettung des Lebens vom Marquis von Salerno, meinem Schwiegersohn, gewesen; und wie die Sachen jetzt stehen, bin ich Euch verpflichtet. Die Zerstreuung der Bravos, mittelst Vorzeigung von des Grafen Ring, war ein Meisterstreich. Ihr sollt die Freude haben, meiner Tochter und ihrem Gemahl meine Verzeihung zu überbringen; das Kind aber kann hier bleiben; sagt Viola, ich behalte es als Geisel und Pfand für die schleunige Rückkehr der Mutter."

Ich erfüllte meinen Auftrag, reiste nach Pisa und unterrichtete das ängstlich harrende Paar von allem Vorgefallenen. Es wäre schwer, ihr Erstaunen und ihre Freude über meine Erzählung zu schildern, und ich brauche kaum hinzuzufügen, daß die Beweise von Dankbarkeit von Seiten des Marquis und seiner Gemahlin während meines weitern Aufenthalts in Italien mich keineswegs bereuen ließen, daß ich zu der Maskerade der Marchesa von Sesto gegangen war in einem himmelblauen Domino.

Russische Dichtungen.

Schmetterling und Rose.

Von Baron v. Rosen.

„Muß ich immer von dir scheiden,
„Rose, wenn der Abend winkt?
„Warum soll mein Herz dich meiden
„Und vergeh'n in bittere Leiden!
„Liebe spendet süßre Freuden,
„Wenn die Nacht herniedersinkt!"

Rose schlug die Aeuglein nieder:
„„Schmetterling! ich fürcht' die Nacht,
„„Drum seh'n morgen wir uns wieder!
„„Aber auf des Traums Gefieder
„„Schwebst du sanft zu mir hernieder,
„„Bis der Tag und ich erwacht.""

Nacht umzieht den Himmelsbogen,
Da erhellt der Mond die Flur;
Und zur Rose kommt geflogen
Schmetterling auf Zephyrs Wogen. —
Armes Röschen, wardst betrogen!
Denn nicht Tag — Mondschein war's nur.

Der Gefangene.

Romanze von Shukofsky.

Es rauschen Tage immerfort
Vorüber,
Sie bringen nicht der Freiheit Hort
Herüber.
Nach Freiheit seufzt im bittern Schmerz
Aus düstrer Kerkernacht mein Herz.

Zum Fenster fliegt mein scheuer Blick
Mit Thränen,
Ich denke an der Freiheit Glück
Mit Sehnen.
Der Himmel glüht — ein ros'ger Kranz —
Das ist der schönen Freiheit Glanz!

Zephyre fächeln rings die Luft
Mit Rosen,
Es hauchen zarten, süßen Duft
Die Rosen;
Und Wolken ziehn auf Wolken hin. —
O, daß ich nicht bei ihnen bin!

So schweben, lichten Wolken gleich,
Die Freuden
Zum düstern, dumpfen Schattenreich
Und scheiden.
O, laßt mich weilen noch im Licht!
Ach, ich genoß das Leben nicht!

Entreißt mich nicht dem schönen Traum,
Dem süßen!
Des Lebens Frühling durft' ich kaum
Begrüßen.
Für die Geliebte schlug mein Herz —
Was ward mir? — Nur der Sehnsucht Schmerz! —

So singt der Jüngling gramerfüllt
Sein Leiden;
Er muß in Kerkernacht gehüllt
Sie meiden.
Doch hin zu ihr, durch Zeit und Raum,
Schwingt sich sein Herz im süßen Traum!

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 35.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 April 1838.

Agrumi.

Unter diesem Namen, mit welchem man bekanntlich die edlen Südfrüchte, besonders die Citronen und „Goldorangen" Italiens bezeichnet — wiewohl auch Knoblauch, Zwiebeln und andere scharf und säuerlich schmeckende Gartengewächse darunter mitlaufen — hat August Kopisch, von dem eben jetzt eine geistvolle Nachbildung von Dante's göttlicher Komödie, wiewohl leider ohne den Reimschmuck der Terzine, erscheint, eine Sammlung „volksthümlicher Poesieen aus allen Mundarten Italiens und seiner Inseln" (Berlin, bei G. Crantz 1838) herausgegeben. Es ist auf der zuerst von Herder betretenen Bahn eine reiche und dankenswerthe Nachlese zu dem, was bereits Wilhelm Müller und L. B. Wolf in dem schönen Lande gesammelt, und was besonders Rückert an Ritornellen nnd Sicilianen so sprachgewandt und klangreich auf deutschen Boden verpflanzt hat. Das Buch von Kopisch umfaßt Balladen, Romanzen, Duetten, Ständchen, Monologen, Huldigungen, Liebesbitten, Klagen, Tändeleien, ernste und scherzhafte Chorlieder, leidenschaftliche Erklärungen, Rathschläge und Warnungen, Räthsel, Sprüche und dramatische Scenen, und doch ist die Sammlung, wie der Herausgeber bemerkt, „noch weit entfernt, schon alle Formen der Volkspoesie jener glücklichen Halbinsel zu erschöpfen." Das an Ausdruck und Inhalt Edelste in diesem Buche findet sich unter den römischen Liedern; pulcinellenhaft neckisch nnd geschwätzig, dabei nichts weniger als sentimental sind die neapolitanischen, während die sicilischen mitunter zärtlichere und tiefere Töne des Gefühls anschlagen. Die piemontesischen Volkslieder erinnern durch einen gewissen frivolen Ton à la Beranger an die Nähe Frankreichs; auch in den venetianischen herrscht mehr kühle Lustigkeit und Sinnenfreude als Empfindung. Toscana, die alma mater et nutrix der italienischen Literatur, hat am wenigsten geliefert, gerade als hätte die Culturpoesie hier das Volkslied zurückgedrängt. Eine sehr schätzenswerthe Beigabe der Sammlung ist der gegenüber gedruckte italienische Text, eine wahre Musterkarte von Dialekten. Des ganz fremdartigen der Insel Sardinien zu geschweigen, sind schon der neapolitanische und venetianische von der Art, daß ihr Verständniß selbst genaue Kenner der italienischen Schriftsprache in Verlegenheit setzen kann, so wie es denn auch in der letztgenannten Mundart Uebertragungen des Ariost und Tasso gibt, in denen die Sprache dieser Dichter kaum mehr zu erkennen ist. *) Der lombardische Dialekt mit den abgestoßenen Endvocalen hat etwas nordisch Rauhes. Die den Versformen der Originale genau nachgebildeten Uebersetzungen, welche mitunter nichts Leichtes waren, sind durchweg gelungen, ja meisterhaft zu nennen. Wir theilen einige Proben mit. Voran steht folgendes römische Ritornell:

A l'innamorata.

Come tu vuoi girar i bei lumi,
Così tutto lo ciel gira e tace —
E pur ha sole e luna e cento lumi!

An die Geliebte.

Wie du bewegst die schönen Augensterne,
Bewegt der ganze Himmel sich, verstummend,
Und hat doch Sonn' und Mond und viele Sterne!

---

*) „Es ist," sagt Heinrich Leo in seiner Geschichte der italienischen Staaten (Th. V. S. 511), „es ist ein Unglück für die ganze italienische Literatur, daß die Volksmundarten größtentheils doch so von den Formen und Foderungen der Schriftsprache abweichen, daß die meisten Italiener die Handhabung der letztern exercitienweise lernen müssen, und nie zu jener innigen, gemüthlichen Wohnlichkeit in derselben kommen, wie wir größtentheils in unserer Muttersprache. Dieß ist der Grund, weßhalb bis auf den heutigen Tag italienische Prosa in der Regel so geleckt stylisirt, so periodirt ist; warum die Regeln der eleganten Schriftsprache bis auf die Anwendung und den Gebrauch einzelner Wörter hin so viel Elegantienmacherei enthalten; weßhalb fremde Sprachen, wie die lateinische und die französische, in der Ausdrucksweise so leicht Muster werden; dieß ist der Grund, daß sich ein großer Theil italienischer Schriftsteller seit den Akademien des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts zu ihrer Sprache ganz ähnlich verhalten, wie bei uns die professores eloquentiæ auf Universitäten, wenn sie zu einer feierlichen Gelegenheit eine Rede halten sollen, zur lateinischen."

Eine selte Empfindung der Schönheit des Schweigens hätte man im italienischen Volke kaum erwarten sollen, und das Ritornell gefällt uns besser als Michelagnolo's berühmtes: „Perchè non mi parli?" In folgendem, gleichfalls römischen Nachtgesang (Notturno) erinnert der Refrain: „Dormi, che vuoi di più!" lebhaft an das „Schlafe, was willst du mehr?" in einem Goethe'schen Jugendlied. Kopisch übersetzt:

Nachtgesang.

Du bist das sanfte Feuer,
Bist meine Seele, du!
Zu allen meinen Gefühlen....
Schlaf' süß, was willst du hinzu?....
Zu allen meinen Gefühlen....
Hast alle Schlüssel du!
Und hier von diesem Herzen....
Schlaf' süß, was willst du hinzu?
Und hier von diesem Herzen
Hast jedes Theilchen du
Und wirst mich sterben sehen.....
Schlaf' süß, was willst du hinzu?
Und wirst mich sterben sehen,
Ja sterben, befiehlst du!....
Schlaf' sanft, geliebtes Leben,
Schlaf' süß, was willst du hinzu?

Eine zweite Serenade aus Rom lautet also:

Ach, sie schläft, nur ich benetze
Diese Wangen hier mit Thränen!
Lied voll Schmerzen, trag' mein Sehnen
Zu der Heißgeliebten Ohr!
Aber ach, wenn sie nun plötzlich
Mich erkennt am düstern Klagen? —
Nein, ich darf den Sang nicht wagen,
Denn er schreckt zu wild empor!

O ihr nächt'gen, milden Lüfte,
Hallet lieblichere Töne,
Wecket sanfter meine Schöne!
Ist sie wach, so heb' ich an:
Sing' ihr alle meine Qualen,
Allen Kummer, alle Schmerzen,
Alle Seufzer aus dem Herzen!
All' mein Leid klag' ich ihr dann!

Des Schiffers Heimkehr.

(Sorent.)

Man sagt: er kommt nun wieder, er kommt nun wieder!
Ach, wie der Mond will ich ihn still empfangen
Und ihm der Worte zwei, nur zwei ihm sagen:
Wie ging dir's außen, wo bliebst du so lange?

Du hast mir Leid gegeben, ja Leid gegeben,
Und eine Stunde nach der andern Thränen!
Doch, nun zu Hause mein Herzgeliebter kehret:
Stillt euch ihr Augen, lass't nun alle Thränen!

Die Maccaronen.

(Fliegendes Blatt aus Neapel.)

Höher geht es nicht hinauf,
Mehr erfindet keiner d'rauf:
Als die Consolation
Einer Schüssel Maccaron'n!

Nicht genügt hier das Besingen,
Eßt bis Euch die Knöpfe springen,
Soll die Imagination
Voll euch seyn von Maccaron'n!

Willst du zur Vermählung schreiten
Und das Hochzeitmahl bereiten:
Stell zum Feuerherd, mein Sohn,
Einen Kessel Maccaron'n!

Willst du frohe Gäste schau'n:
Nimm die Brühe vom Capaun,
Koch' darin, — es schmeckt mir schon!
Exquisite Maccaron'n!

Willst du siegen mit dem Heere,
Sey's zu Lande, sey's zu Meere:
Lade jegliches Kanon
Bis zum Mund voll Maccaron'n!

Willst du schirmen eine Stadt,
Ohn' Gewehr und ohn' Soldat:
So erbau' die Bastion
Ringsherum von Maccaron'n!

Käm' Diogenes, wie gerne
Suchte er mit der Laterne
Sich zur Recreation
Tag und Nacht nur Maccaron'n!

Florentiner, Genueser,
Napolitaner, Milaneser,
Kurzum jegliche Nation,
Freuet sich der Maccaron'n!

Alte Weiber, schöne Mädchen,
Grafen, Fürsten, Dörfchen, Städtchen,
Singen all' in einem Ton:
Leben hoch die Maccaron'n!

Will mir Liebe Trug bereiten,
Werd' ich mich darum nicht streiten;
Aber zanken könnt' ich schon
Um eine Schüssel Maccaron'n!

Stuzer, um euch aufzuschmücken,
Streut ihr Mehl auf die Perücken?
Was ist das für Confusion? —
Macht davon doch Maccaron'n!

Willst du etwa doctoriren,
Ohne lange zu studiren,
Bist du mehr wie Cato schon,
Issest du nur Maccaron'n!

Soll kein Weh' im Weltall bleiben,
Apotheker zu vertreiben:
Sucht bei Fieber und Fluxion,
Trost allein in Maccaron'n!

Will das Uebel gar nicht weichen
Und der Kranke schon erbleichen:
Gib ihm nur zur Purgation,
Immer, immer Maccaron'n!!

O ihr Geiz'gen in der Welt,
Die ihr Brunnen habt voll Geld,
Hätt' ich's zur Disposition:
Aeß' ich Riesenmaccaron'n!

Ich, der arm ich bin und mager,
Ohne Geld und ohne Lager,
Ließ' Capaun, zur Collation
Aeß' ich nichts als Maccaron'n!

So groß ist die Sehnsucht mein,
Daß nicht eine Zung' allein
Aussingt meine Passion,
Die ich hab' zu Maccaron'n!

Willst du vieles Geld dir machen,
Ohne Müh', mit lauter Lachen:
Stell' am Markte, lieber Sohn,
Einen Kram voll Maccaron'n!

Liebe Speise, mehr noch sagt' ich,
Doch mit allen Sinnen schmacht' ich
Und mir sinkt der Gürtel schon;
Lauf' ich nicht nach Maccaro'n!

In der Schenke.

(Neapel.)

Im Meere ward eröffnet eine Schenke,
Bei Morveglino siehet man sie blinken!
Die Fischchen ziehn dahin und treiben Schwänke
Und Tag und Nacht kommt jedes da zu trinken.

Wie gerne würd' ich mich zufrieden stellen,
Würd' eine Grundel ich, ganz eine kleine!
Ich möcht' in jene Kufe da mich schnellen:
Etwas hinab zu tauchen in dem Weine!

Pulcinellständchen.

Komm, Seelenschatz, wie prächtig, daß ich dich finde
Dein Mütterchen ist fort: komm vor, geschwinde!
Schätzchen!

Rühr' dich nicht an, ich will nach dir nur lecken
Die Finger wie nach einem Honigwecken!
Schätzchen!

Kind, wenn den Platz du morgen find'st wie begossen,
Sinds Liebesthränen die in Strömen flossen!
Schätzchen!

(Fortsetzung folgt.)

Frankenstein, oder der moderne Prometheus.

Von Mrs. M. W. Shelley.

Wir haben unsern Lesern noch keine Proben mitgetheilt von einer Gattung Novellen oder Erzählungen, die, wenn auch ästhetisch nicht sehr hoch zu stellen, doch durch die Eigenthümlichkeit ihrer Tendenz und ihres Stoffes geeignet sind, einen starken Eindruck auf die Gemüther zu machen, der freilich mehr pathologisch, als wohlthuend und läuternd seyn muß — eine Gattung, als deren Repräsentanten hauptsächlich Anne Radcliffe, Lewis (der Mönch), Maturin und Mrs. Shelley zu nennen sind. Es sind dieß die schaurigen, gespenstischen und dämonischen Erzählungen — künstliche Wiederbelebungen der alten abergläubischen Traditionen und Sagen, welche sich wohl bei allen Völkern, bei den nördlichen mit einem Uebergewicht des Unheimlichen und Schauerlichen, bei den südlichen dagegen des Feenhaften und Pompösen, finden. Nachdem die Aufklärung der auf die Reformation folgenden Jahrhunderte, besonders des philosophischen achtzehnten, den Aberglauben siegreich zurückgedrängt und auf verborgene Schlupfwinkel beschränkt, ihm seine reichsten Provinzen entrissen und dem Spott und Gelächter preisgegeben hatte, so, daß er kaum mehr in der Rockenstube sein Panier zu entfalten und Schauer auf die Haut der Bauernmädchen auszugießen vermochte; nachdem man ihn aus den Kinderstuben, einer seiner festesten Stellungen, zu vertreiben die ernstesten Anstalten gemacht und der nüchterne, kritische Verstand seinen dünnen Siegesruf ertönen ließ: trat bald eine Reaction der in ihren Rechten beeinträchtigten, zur schmalsten Kost verurtheilten, in den Stock gelegten und an den Flügeln beschnittenen Phantasie ein; was in alten Zeiten jene mysteriöse Potenz: der dichtende Volksgeist von wunderhaften Erzählungen und Mähren aus sich hervorgebracht hatte, das strebte jetzt der einzelne Dichter in einer ganz veränderten Zeit, unter lauter Ungläubigen, aus eigener, etwa mit alten Fabeln und Wundergeschichten geschwängerter und gesättigter Einbildungskraft, zu reproduciren; welche Lichter auch dem forschenden und prüfenden Verstande von der unermeßlich vorangeschrittenen Wissenschaft mochten aufgesteckt worden seyn — im menschlichen Gemüth blieb doch noch jene Anlage, welche, auf einer niedrigeren Bildungsstufe, ein empfänglicher Boden gewesen war für den Samen des Uebernatürlichen, Wunderhaften; den Baum des Aberglaubens

konnte die Art der Aufklärung allenfalls umbauen, aber die Wurzeln desselben, das schauernde Wohlgefallen am Unheimlichen und Gespenstischen, die Lust am Uebernatürlichen, den phantastischen Trieb und Drang, konnte sie nicht aus den Seelen reißen. In Deutschland war es die sogenannte romantische Schule, welche das aus der Wirklichkeit verbannte Uebernatürliche wieder in die Poesie einführte; Fouqué brachte neben den Rittern und Fräulein des Mittelalters auch das Geister- und Gespenstervolk jeder Art aufs Tapet, besonders aber war es E. Th. Hoffmann, der mit einer ungeheuern, aber ebenso fratzenhaften als anschaulichen Phantasie, den unheimlichen, übernatürlichen, gespenstischen Mächten und Einflüssen das poetische Bürgerrecht in Deutschland wieder erkämpfen zu wollen schien. Während Tiecks Mährchen das Fabelhafte und Unheimliche nur in duftiger Ferne zeigten und es meist in goldne und rosenrothe Wolken hüllten, daß es nur wie ein leichter, schöner Traum an der lusterfüllten, von leisem Schauer süß bewegten Seele vorüberzog, führte Hoffmann das Gespenstische und Fratzenhafte in die nächste Wirklichkeit herein, vermischte es mit der gewöhnlichen Prosa des modernen Lebens und brachte so die seltsamste Mischung von Realität und Phantasterei zu Stande. Sowohl dieß Berühren einer Saite, welche längere Zeit nicht in Bewegung gesetzt worden war, als die vortreffliche Darstellung des in der That genialen, aber nichts weniger als auf das Ideelle gerichteten Hoffmann gewann dieser Gattung von Fiktion ein zahlreiches, wenn auch nicht auserlesenes Publikum in Deutschland; und auch in Frankreich und England bekam er durch mehrfache Uebersetzungen und Nachahmungen einen Namen, der in der That nicht im Verhältniß stand zu seiner Bedeutung in der deutschen Literatur.

Die Verfasserin von Frankenstein erzählt selbst, daß es die Eindrücke von deutschen Geistergeschichten waren, die sie und ihre Gesellschafter während eines Aufenthalts in der Schweiz veranlaßten, auch solche Erzählungen zu erfinden. Diese Gesellschafter waren ihr Gatte P. B. Shelley, Lord Byron und der Italiener Polidori. Mrs. Shelley war damals achtzehn Jahre alt; von Natur war sie mit außerordentlich lebhafter Einbildungskraft begabt, und die Gespräche der ausgezeichneten Männer, in deren Umgang sie lebte, über Naturphilosophie, über das Prinzip und die Entstehung des Lebens, über chemische und galvanische Versuche und Entdeckungen regten ihre Phantasie mächtig auf. Ein halbwacher Traum schwebte, in der Nacht nach einem Gespräche über die Möglichkeit, Leben zu erwecken, vor ihrer Seele — sie fixirte dieses Traumgesicht und spann es später zu der größeren Erzählung aus, die sie Frankenstein betitelte.

Die Vorrede, welche übrigens von der Hand P. B. Shelley's ist, spricht sich über die Idee und Absicht der Erzählung folgendermaßen aus: „Indem ich die Möglichkeit, durch chemische und galvanische Mittel u. s. w. einen Menschen zu erschaffen und zu beleben, zur Grundlage einer Fiktion machte, war es nicht meine ausschließliche Absicht, eine Reihe übernatürlicher, schauerlicher Ereignisse aneinanderzufügen. Das Faktum, auf welchem das Interesse der Geschichte beruht, ist frei von den Nachtheilen einer bloßen Gespenster- oder Zaubergeschichte. Es empfahl sich durch die Neuheit der Situationen, welche es entwickelt, und obschon unmöglich als physisches Ereigniß, bietet es doch der Einbildungskraft einen Gesichtspunkt dar, von welchem aus sich menschliche Leidenschaften umfassender und gewaltiger schildern lassen, als dieß unter den naturgemäßen Verhältnissen des Lebens möglich wäre. So habe ich die Wahrheit der Elementarprinzipien der menschlichen Natur beizubehalten gestrebt, während ich kein Bedenken trug, hinsichtlich ihrer Combinationen mir Neuerungen zu erlauben.“

Die Geschichte besteht aus Briefen, welche der Engländer Walton an seine Schwester schreibt. Er ist von ungestümer Entdeckungslust, die sich bei ihm zu wahrem Enthusiasmus steigert, getrieben worden, die Fahrt bis zum Nordpol zu versuchen. Er hat in Archangel ein Schiff gemiethet, entschlossene Mannschaft geworben, und die gefahrvolle Reise angetreten. Nach einigen Wochen war das Schiff ganz von Eis eingeschlossen, das sich in unermeßlichen Flächen vor ihnen hindehnte; da sahen sie plötzlich in einiger Entfernung einen von Hunden gezogenen Schlitten nordwärts über die Eisflächen in großer Eile dahinfahren; ein Wesen von menschlicher Gestalt aber von riesenmäßigen Verhältnissen saß, die Hunde lenkend, in dem Schlitten. Ungefähr zwei Stunden darauf, brach das Eis und das Schiff wurde wieder frei. Als am andern Morgen der Herr des Schiffes aufs Verdeck kam, fand er die Mannschaft im Gespräch mit Jemand außerhalb des Schiffes — auf einem gewaltigen Stück Eis war ein Schlitten, wie der Tags zuvor gesehene, in die Nähe des Schiffes getrieben worden; in dem Schlitten, von dessen Bespannung nur noch ein Hund lebte, saß ein Mann, welchen die Matrosen zu bereden suchten, an Bord zu kommen; es war aber kein ungestalter Wilder, sondern ein Europäer. Er verstand sich erst dazu, an Bord zu kommen, als er gehört hatte, daß es nach dem Nordpol segle. Er war beinahe erstarrt und sein Körper von Anstrengung und Leiden fürchterlich abgemagert. Erschöpft wie er war, konnte er erst nach Verfluß von zwei Tagen wieder sprechen; so wenig er auch dann redete, empfanden doch Alle im Schiff eine unwillkürliche Ehrfurcht vor seinem edeln Wesen. Der Ausdruck seines Gesichts zeugte von tiefster Schwermuth, ja er streifte oft an Verzweiflung und Wahnsinn. Nach einiger Zeit, während welcher Walton den Unbekannten außerordentlich lieb gewann und in ihm den Freund gefunden zu haben hoffte, den er bisher vergebens gesucht, erbot sich dieser ihm seine Geschichte zu erzählen. Diese folgt jetzt in 24 Capiteln. Wir lassen in unserm Auszuge Frankenstein meist selbst reden.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 36.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

25 April 1838.

Agrumi.

(Fortsetzung.)

Die Unerfahrene.

(Rom.)

Ach, in der Kunst zu lieben
Bin unerfahren ich —
Und säh' es doch nicht gerne,
Betröge Jemand mich!
Drum habt mit mir Erbarmen,
Mit mir, mit einem armen
Und unerfahrnen Kind!
Mit mir, mit einem armen
Und unerfahrnen Kind!

Die Schwalbe.

(Rom.)

Ins Haus der Dame kam ich, mein Herz ging wie ein Hammer,
Und sanft fand ich sie schlummern allein in ihrer Kammer.

Ich nahm sie bei dem Händchen, noch schlummerte sie innig:
„Ein Liebesküßchen, eines!" — „„O weh! verrathen bin ich!"" —

„Nein, nicht bist du verrathen, ich bin dein trauter Knabe,
Du weißt, wie treu und lange ich dich geliebet habe!" —

„„Und bist du jener Knabe, wie bist du eingedrungen?"" —
„Durchs Fenster, das du zeigtest, bin ich hereingesprungen." —

„„Und bist du jener Knabe, geh' auf die andre Seite
Und sing' Dich ein und schlaf' bis — die Schwalbe singet heute."" —

O Schwalbe, schöne Schwalbe, wie hast du mich betrogen!
Noch war's nicht Zeit, da kamst du mit Singen angeflogen!

O Buhlerin von Schwalbe, du singst mir Gram und Kummer:
Du hast mich aufgeweckt von meinem sel'gen Schlummer!

O Schwalbe, schöne Schwalbe, daß dich dein Lügen tödte!
Du bist schon singen kommen noch vor der Morgenröthe!

Das Mädchen von Scilla.

(Kalabrien.)

Sah eine Tiegrin, tief in dem dunkeln Haine, im dunkeln Haine —
Und doch von meinem Weinen, wie wurde zahm sie!

Sah auch vom Wasser Steine, ja Marmorsteine, die harten Steine,
Wie Tropfen fiel nach Tropfen, so weich wie Rahm sie!

Und du so eine zarte, holdsel'ge Kleine, holdsel'ge Kleine,
Du lachst zu meinem bittern, ja bittern Gram hie!

Die junge Nonne.

(Neapel.)

Ehrwürdige Schwester!
Nonne bin ich worden mit funfzehn Jahren!
Bin ein Mädchen, nicht unfeine!
Soll ich bleiben so alleine?
Ich denk's mit Grauen!
Welch' hartes Schicksal muß vor mir ich schauen!

Ehrwürdige Schwester!
Ach, an mich denkt nun weiter keine Seele!
Du, der mir Treue schwur allimmer,
Hätt'st du mich verlassen nimmer!
Treuloser, gehe!
Du denkst wohl kaum der alten Lieb', o wehe!

Anrufung der Heiligen.

(Sardinien.)

Da Ihr dort genießet ewiger Erquickung,
Von so großer Süße! — Heute sehr in Plage,
Bitten wir Euch, Heil'ge, mit demüth'ger Klage:
Macht uns würdig solcher heiligen Entrückung!

Schaffet, Ihr Glorreichen, daß wir gehn ohn' Bangen
Eure Weg' in Frieden, wie in Kampfbeschwerde:
Daß wir, ist zerrissen dieser Sack voll Erde,
Alle in Gemeinschaft Himmelswonn' empfangen!

Die Brautwahl.

(Neapel.)

Hör', wenn du freien willst, nimm dir die Schöne
Doch ja so schöne nicht, daß sie dich schrecket!

Nein, nimm sie lieber dir ein wenig fügsam;
Doch um den Gürtel ja recht schlank gebunden! —

Denn, hast ein Röckelein du ihr zu schaffen,
Ersparst du viel an Nähen, Seid' und Futter.

Und geh du dann zu ihr, sie zu umarmen:
Umarmt sie sich, als wär's ein Strauß von Blumen!

Weihnachtlied der Pifferari. *)

(Neapel.)

Als dort das Kind zu Betlehem geboren,
War's Mitternacht und schien doch heller Mittag:
Solcherlei Schimmer
Sah man nimmer
An den Sternen, wie dazumal!
Der am hellsten brannte,
Der ging die Weisen rufen im Morgenlande.

Da waren keine Feinde auf der Erden:
Das Lamm ging auf der Weide bei dem Löwen:
Zickelein graſ'ten,
Scherzten, spaßten
Mit dem bunten Leopard:
Bär war hienieden
Mit Kälbchen, Wolf mit Lämmchen in gutem Frieden.

Die Schafe sahen alle an den Hirten;
Der Engel aber, heller als die Sonne,
Als er erschienen,
Sprach zu ihnen:
„Wohlauf! nicht fürchtet Euch,
Freu't Euch und lachet,
Die Erd' ist wieder zum Paradies gemachet!"

(Schluß folgt.)

*) Canzone de Pifferari.

Quanno nascette Ninno a Bettelemme,
Era notte e parea mmiezo juorno'
Maje le stelle
Lustere e belle
Se vedettero accussi!
La chiu lucente
Jette a chiammà li Magi in Oriente.

No n'cerano nemice ppe la terra,
La pecora pascea ce lo lione,
Ce le crappette
Se vedette
Lu liopardo pazzià:
L'urzo e o vitiello,
co lu lupo 'npace u pecoriello.

Guardavano le pecore lu pasture;
E l'Angelo, sbrannente chiu de lu sule,
Comparette, .
E le dicette:
Nò ve spaventate, no!
Contento e riso:
La terra è arreventata Paradiso'

Frankenstein, oder der moderne Prometheus.

(Fortsetzung.)

Nachdem Frankenstein erzählt, daß er von Geburt ein Genfer, Sohn eines reichen Mannes sey, der, schon bejahrt, die Tochter eines in Dürftigkeit und Elend gestorbenen Freundes geheirathet und neben ihm, dem Erstgebornen, noch zwei jüngere Söhne aus dieser Ehe gehabt habe; daß seine Eltern ein höchst liebenswürdiges Mädchen, nur ein Jahr jünger als er, das von einer vornehmen Familie Bauersleuten zur Pflege übergeben und nicht mehr zurückgefordert worden war, Elisabeth mit Namen, an Kindesstatt aufgenommen; wie er mit dieser Gespielin seiner Jugend und einem Freunde, Clerval, die schönsten Jahre seines Lebens heiter verlebt; wie er seine treffliche Mutter durch den Tod verloren und einige Zeit darauf die Reise nach der Universität Ingolstadt angetreten habe, um dort Naturwissenschaften zu studiren, mit welchen er sich durch Studium der Schriften des Cornelius Agrippa und des Albertus Magnus schon früher bekannt gemacht hatte, geht er über zum Bericht dessen, was ihm auf der Universität begegnete. Ueber seine frühern Studien sagt er Folgendes: „Ich las und studirte die wilden Phantasien eines Paracelsus und Albertus Magnus mit Entzücken; sie erschienen mir als Schätze, von Wenigen außer mir gekannt. Ich war immer durchdrungen gewesen von einem heftigen Verlangen, die Geheimnisse der Natur zu ergründen. Trotz des angestrengten Fleißes und der wunderbaren Entdeckungen neuer Philosophen ließen mich diese Studien immer unbefriedigt. Der ungelehrte Bauer sah die Elemente um sich her und machte sich mit ihrem praktischen Nutzen und Gebrauch bekannt. Der gelehrteste Philosoph wußte nicht viel mehr. Er hatte zum Theil das Antlitz der Natur entschleiert, aber immer noch blieben ihre unsterblichen Züge ein Geheimniß und Gegenstand staunender Wißbegier. Er mochte seciren, anatomiren, Namen geben; aber um nichts zu sagen von einer letzten Ursache, die Ursachen des zweiten und dritten Grades sogar blieben ihm gänzlich fremd. Ich hatte die Bollwerke und Befestigungen gesehen, welche den Menschen den Eintritt in die Feste der Natur zu verwehren schienen, und hatte mich, unwissend, einer jähen Verzagtheit hingegeben. Aber hier waren Bücher, hier waren Männer, welche tiefer eingedrungen waren und mehr wußten. Ich glaubte allen ihren Lehren aufs Wort und wurde ihr Schüler. Unter der Anleitung meiner neuen Lehrer warf ich mich mit größtem Eifer auf die Aufsuchung des Steins der Weisen und des Lebenselixiers; bald aber richtete sich auf letzteres mein ungetheiltes Augenmerk. Welcher Ruhm mußte meine Entdeckung krönen, wenn es mir gelang, den menschlichen Leib von der Krankheit zu erlösen und den Menschen unverwundbar zu machen gegen jeden andern als den

gewaltsamen Tod! Ein Zufall gab meinen Bestrebungen, die auch auf Beschwörung von Geistern gingen, eine andere Richtung; ein vom Blitz seltsam zerspellter Baum lenkte meine Aufmerksamkeit auf die Gesetze der Elektricität; ich studirte Mathematik und kam von meinen bisherigen Lehrern ab. — Auf der Universität Ingolstadt angekommen, besuchte ich zuerst den Professor der Naturwissenschaft, Herrn Krempe, dem ich offen gestand, daß ich bisher den Paracelsus und Albertus Magnus studirt habe. Der nicht sehr freundliche und anmuthige Mann lachte mich aus und spottete über meine Lehrer, was aber gerade die entgegengesetzte Wirkung auf mich hatte, als die er beabsichtigte. Doch empfahl er mir die chemischen Vorlesungen eines andern Professors, Waldmann, der mich viel freundlicher aufnahm, über meine Meister weit milder und anerkennender urtheilte. Die Worte, womit er seine Vorlesungen eröffnete, waren mir unvergeßlich und für mein Schicksal entscheidend; er sagte: die alten Lehrer dieser Wissenschaft verhießen Unmögliches und leisteten Nichts. Die Neuern versprechen sehr Wenig: sie wissen daß Metalle sich nicht verwandeln lassen und daß das Lebenselixier eine Chimäre ist. Aber diese Philosophen, deren Hände nur gemacht scheinen, im Koth herumzutasten, deren Augen nur bestimmt, sich auf das Mikroskop oder den Tiegel zu heften, haben in Wahrheit Wunder vollbracht. Sie dringen vor in die verborgenen Werkstätten der Natur und zeigen, wie diese in ihren geheimen Winkeln schafft. Sie steigen in den Himmel empor, sie haben entdeckt, wie das Blut cirkulirt und das Wesen der Luft, die wir athmen. Sie haben neue, beinahe gränzenlose Kräfte entdeckt; sie vermögen den Donner des Himmels zu bewältigen, das Erdbeben nachzuahmen und selbst die unsichtbare Welt mit ihren Schatten zu äffen. — Das waren die Worte des Professors — ich sollte vielmehr sagen: die Worte des Schicksals, welche mich ins Verderben stürzten. Wie er so sprach, da war mir, als fühlte ich meine Seele ringen mit einem greifbaren Feind; nach einander spürte ich die verschiedenen Tasten berührt, welche den Mechanismus meines Wesens bildeten; eine Saite nach der andern ertönte, und bald war mein Geist erfüllt von Einem Gedanken, Einer Idee, Einem Streben. So viel ist schon geleistet worden — rief die Seele Frankensteins aus — Mehr, noch viel Mehr will ich leisten; in die schon vorgezeichneten Spuren tretend, will ich einen neuen Weg graben, will noch unbekannte Kräfte entdecken und der Welt die tiefsten Mysterien der Schöpfung enthüllen."

Nach einigen Nachrichten über seine Studien fährt er fort: „Eines der Phänomene, welche hauptsächlich meine Aufmerksamkeit auf sich zogen, war der Bau des menschlichen Körpers oder eigentlich jedes lebendigen Körpers. Woher, fragte ich mich oft, stammt das Prinzip des Lebens? Es war eine kühne Frage; eine, die man jederzeit als ein Geheimniß betrachtet hatte; aber wie Manches stehen wir auf dem Punkte wirklich zu erkennen und zu begreifen, wenn nicht Feigheit oder Gleichgültigkeit uns zurückhalten! Ich bewegte dieß in meiner Seele hin und her, und beschloß, mich hinfort ausschließlicher der Physiologie zu widmen. Wäre ich nicht von einem beinahe übernatürlichen Enthusiasmus beseelt gewesen, so hätte mir dieß Studium widerlich, ja fast unerträglich seyn müssen. Um die Quellen und Gründe des Lebens zu erforschen, müssen wir uns mit unsern Fragen zuerst an den Tod wenden. Ich machte mich mit der Anatomie vertraut; aber das reichte nicht hin; ich mußte auch den natürlichen Verfall und die Verwesung des menschlichen Körpers beobachten. Ich mußte Tage und Nächte in Todtengewölben und Beinhäusern zubringen; ich sah wie die Verwüstung des Todes an die Stelle des Lebens mit blühender Wange trat; ich sah wie der Wurm die Wunder des Auges und Hirns als seine Erbschaft überkam..... Nach Tagen und Nächten voll unglaublicher Anstrengung und Arbeit gelang es mir, den Grund der Erzeugung und des Lebens zu entdecken, ja, noch mehr, ich bekam es in meine Macht, dem leblosen Stoff Leben mitzutheilen!"

„Das Erstaunen, das ich zuerst bei dieser Entdeckung empfand, machte bald der Freude und dem Entzücken Platz. Ich war wie der Araber, der unter den Todten begraben worden, und der einen Pfad zum Leben gefunden mit Hülfe eines dämmernden, anscheinend nutzlosen Lichtes. Lange war ich unschlüssig über die Art und Weise, wie ich mich der Macht, in deren Besitz ich war, bedienen sollte. Besaß ich schon das Vermögen, zu beleben, so blieb es doch noch ein Werk von unendlicher Mühe und Schwierigkeit, einen Körper zuzubereiten, den ich mit Leben begaben konnte. Anfänglich war ich im Zweifel, ob ich die Erschaffung eines Wesens von meiner Gattung, oder die einer einfacheren Organisation versuchen wollte; aber meine Einbildungskraft war zu sehr erhitzt und gesteigert, als daß ich mich hätte mit etwas Geringerem, als der Beseelung eines Menschen, begnügen können. Da die Kleinheit der einzelnen Theile und Organe meiner Eile ein großes Hinderniß in den Weg legten, beschloß ich, meiner ursprünglichen Absicht zuwider, dem Wesen eine riesenmäßige Größe zu geben, d. h. etwa acht Fuß lang und verhältnißmäßig breit. Nachdem ich diesen Entschluß gefaßt, und einige Monate lang meine Materialien zusammengesucht und geordnet hatte, fing ich mein Werk an."

„Niemand macht sich einen Begriff von der Mannichfaltigkeit der Gefühle, die mich wie ein Sturm in dem ersten Enthusiasmus des Gelingens mit fort rissen. Leben und Tod erschienen mir als ideale Schranken, die ich zuerst durchbrechen sollte, um einen Strom von Licht in unsre dunkle Welt zu gießen. Eine neue Gattung sollte mich als ihren Schöpfer und Beleber segnen; viele glückliche und treffliche Wesen sollten mir ihr Daseyn zu danken haben. Kein Vater konnte in solchem Maß auf die Dankbarkeit seines Kindes Anspruch machen, wie ich auf die ihrige. Im Verlauf dieser Betrachtungen hoffte ich, mit der Zeit würde ich es so weit bringen, das Leben wieder zurückzurufen, da wo dem Anschein nach der Tod einen Körper der Verwesung überliefert hatte. Diese Gedanken hielten meinen Muth aufrecht, während ich mein Unternehmen mit unablässigem Eifer verfolgte. Meine Wange war blaß geworden vom Studium und mein Körper abgemagert in der einsamen Absperrung. Manchmal schlug es mir fehl, am Rande der Gewißheit; aber immer klammerte ich mich fest an die Hoffnung,

welche der nächste Tag oder die nächste Stunde erfüllen konnte. Ein Geheimniß, das ich allein besaß, war die Hoffnung, welcher ich mich verpfändet hatte, und der Mond schaute auf meine mitternächtigen Arbeiten, während ich mit unermüdetem, athemlosem Eifer die Natur in ihre geheimen Stätten verfolgte. Wer hat eine Vorstellung von dem Grausenhaften meiner geheimen Arbeit, wie ich so herumtappte unter den unheimlichen Dünsten des Grabs, oder die lebendige Creatur marterte, um den leblosen Stoff zu beseelen? Jetzt zittern mir die Glieder und meine Augen schwimmen bei der Erinnerung; damals aber riß mich ein unwiderstehlicher, beinahe wahnsinniger Drang fort; ich schien ganz die Seele, die Empfindung verloren zu haben, ausgenommen für diese Eine Bestrebung. Ich sammelte Knochen aus Beinhäusern und zerstörte mit unheiligem Finger die furchtbaren Geheimnisse des menschlichen Leichnams. In einer einsamen Stube, oder vielmehr Zelle, auf dem Giebel des Hauses und getrennt von den andern Gemächern, hatte ich die Werkstätte meiner Schöpfung; meine Augapfel traten aus ihren Höhlen, während ich die einzelnen zu meinem Werk nöthigen Bestandtheile betrachtete. Die Anatomie und das Schlachthaus lieferten manche der mir nöthigen Materialien; und oft wandte sich meine menschliche Natur mit Widerwillen von meinem Geschäft ab, während ich doch gedrängt von einem immer zunehmenden ungestümen Eifer, mein Werk der Vollendung näher und näher brachte.

„Die Sommermonate verstrichen, während ich so mit Herz und Seele ganz in Ein Bestreben vertieft war. Es war eine sehr schöne Jahreszeit; nie trugen die Felder einen üppigeren Ertrag und nie prangten die Reben in üppigerer Fülle; aber meine Augen waren stumpf gegen die Reize der Natur. Eine traurige Novembernacht war es, wo ich meine Bemühungen vom endlichen Erfolge gekrönt sah. Mit einer Beklommenheit, die beinahe bis zur Todesangst stieg, sammelte ich die Leben weckenden Instrumente um mich her, um einen Funken Beseelung in das leblose, zu meinen Füßen liegende Wesen zu strömen. Es war schon ein Uhr nach Mitternacht; der Regen schlug unfreundlich an die Fensterladen und meine Kerze war beinahe ausgebrannt, als ich bei dem Flimmer des halberloschenen Lichts das trübe, gelbe Auge der Creatur geöffnet sah; sie athmete schwer und eine krampfhafte Bewegung erschütterte ihre Glieder.

„Wie kann ich meine Gemüthsbewegungen bei dieser Katastrophe schildern, oder wie beschreiben das elende Geschöpf, das ich mit so unendlicher Mühe und Sorgfalt zu gestalten gestrebt hatte? Seine Glieder waren wohl proportionirt und ich hatte seine Züge schön zu bilden mich bemüht. Schön! Großer Gott! Seine gelbe Haut bedeckte kaum das darunter liegende Gewebe von Muskeln und Adern; sein Haar war lang und von glänzendem Schwarz; seine Zähne perlenweiß; aber diese glänzende Ausstattung bildete nur einen um so gräßlicheren Kontrast mit seinen wässerigen Augen, die beinahe von derselben Farbe zu seyn schienen wie die weißen Augenhöhlen, worin sie lagen, mit seinem verschrumpften Gesicht und den schlaffen, schwarzen Lippen. Die verschiedenen Ereignisse des Lebens sind nicht so wechselvoll als die menschlichen Empfindungen. Beinahe zwei Jahre lang hatte ich eifrig gearbeitet, nur in der Absicht, einem leblosen Körper Leben einzugießen. Diesem Zweck zulieb hatte ich meine Ruhe und Gesundheit geopfert. Ich hatte darnach verlangt mit unmäßiger Begierde; aber nun ich fertig geworden, schwand die Schönheit des Traumes und athemloser Schauer und Abscheu erfüllten mein Herz. Außer Stand, den Anblick des von mir geschaffenen Wesens zu ertragen, rannte ich aus dem Gemach und ging lange Zeit in meinem Schlafzimmer auf und ab, da es mir unmöglich war den Schlaf zu finden. Endlich trat Erschöpfung an die Stelle des Aufruhrs, der in meiner Seele getobt, und ich warf mich in den Kleidern aufs Bett und suchte einige Augenblicke Vergessenheit. Aber es war umsonst; ich schlief zwar, aber von den wildesten Träumen ward ich beunruhigt. Ich glaubte Elisabeth zu sehen, in der Blüthe der Gesundheit, wie sie durch die Straßen von Ingolstadt wandelte. Ueberrascht und entzückt umarmte ich sie; aber wie ich den ersten Kuß auf ihre Lippen drückte, kam die fahle Farbe des Todes darüber; ihre Züge schienen sich zu verwandeln und ich glaubte den Leichnam meiner todten Mutter in meinen Armen zu halten; ein Leichentuch umhüllte ihre Gestalt und ich sah die Grabwürmer in den Falten der Leinwand sich regen. Entsetzt fuhr ich aus meinem Schlaf auf; kalter Schweiß bedeckte meine Stirne, meine Zähne klapperten und alle meine Glieder zuckten krampfhaft: als ich bei dem matten gelben Licht des Mondes, das durch die Fensterläden drang, den Elenden, das jämmerliche Ungethüm sah, das ich erschaffen hatte. Er zog den Vorhang des Bettes empor, und seine Augen, wenn man sie so nennen konnte, waren auf mich geheftet. Seine Kiefern öffneten sich und er murmelte einige unartikulirte Laute, während ein grinsendes Lächeln seine Wangen zusammenzog. Er sprach vielleicht, aber ich hörte es nicht; eine Hand streckte sich nach mir aus, aber ich entfloh und rannte die Treppen hinunter. Ich flüchtete mich in den Hofraum vor dem Hause, wo ich die Nacht über blieb, in der größten Bewegung auf und ab schreitend, angstvoll nach jedem Laut horchend, der mir das Nahen des dämonischen Wesens verkündigen konnte, dem ich so unseliger Weise das Leben gegeben. Oh! kein Sterblicher ertrüge den Schauer dieses Angesichts. Eine wieder ins Leben gerufene Mumie kann nicht so häßlich seyn als dieser Elende. Ich hatte ihn betrachtet, so lang er noch nicht vollendet war; da war er häßlich; aber als diese Muskeln und Bande bewegungsfähig geworden, da wurde ein Wesen daraus, deßgleichen selbst Dante nicht hätte sich vorstellen können. Sobald der Pförtner das Hofthor öffnete, stürzte ich hinaus auf die Straßen, als suchte ich dem Elenden zu entrinnen, den ich bei jeder Straßenecke zu erblicken fürchtete. Ich wagte nicht in meine Wohnung zurückzukehren, sondern mußte immer fort mich umtreiben, obgleich ich durchnäßt war von dem Regen, der aus einem schwarzen und trostlosen Himmel niederströmte."

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 37.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

28 April 1838.

Agrumi.

(Schluß.)

Die schöne Nacht.

(Rom.)

Welch heitrer Himmel, welche schönen Sterne!
In solcher Nacht stiehlt man die Mädchen gerne;
Und die sie stehlen, zählt man nicht zu Dieben,
Man sagt: „die allerliebsten Jungen lieben!“

Ich wollt' ich wär' ein Vöglein.

(Neapel.)

Ich wollt' ich wär' ein Vögelein und flöge,
Damit mein Mädchen mich im Bauer finge:
Ach oder wenn ich flatternd um sie zöge,
Im Schnabel brächt' ich ihr viel schöne Dinge!
Ich wollt' ich könnt' als leichtes Lüftchen blasen,
Und von dem Haupte dir den Schleier weben!
Ich wollt' ich könnte dich als Sturm umrasen:
Um dich, mein Kind, vor mir in Furcht zu sehen!
Dich, dich, mein Kind! O weh! *)
Guitarre ohne Saiten
Wie klänge die, o weh!
O weh, o weh, o weh!
Der Guckuck, er hol' ihr den Vater, die Mutter,
Die Muhme, die Schwester, o weh!

Der angebissene Apfel. **)

(Neapel.)

Den angebissenen Apfel warfst du herüber,
Und ich gab dir dafür mein Herz, so treu und rein,
Ich gab es dir versilbert über und über,
Auch standen mitten drin zwei schöne Sprüchelein,
Das eine sagte: „Dich hab' ich geliebet!“
Das andre sagt': „ich sterb' in eifersücht'ger Pein!“
Was thut es, daß du dich mir abgewendet;
Bist doch zum Herzen hier das Schlüsselein.

Die Nacht ist so lieblich.

(Venedig.)

Die Nacht ist so lieblich,
Geschwinde Ninette:
Laß in der Barkette
Uns athmen das Kühl!
Süßeinsames Flüstern!
Es leuchtet uns Luna,
Es wogt die Laguna:
O wonnig Gefühl!

Dem Toni befahl ich
Den Vorhang zu heben,
Daß Labung uns geben
Die Hauche vom Meer!
Laß ruhen den Fächer;
Schon ziehn um die Wette,
Dich fächelnd Ninette,
Zephyre daher!

Wenn auch unter ihnen
Ein loser, ein freier
Dir rückte am Schleier
Der athmenden Brust,
Ach gar um die Kniee
Dir schlüge mit Flügeln
Und ließ' sich nicht zügeln
In stürmender Lust:

Laß, laß ihn gewähren:
Wir sind ja alleine
Und Toni der kleine

*) Die Saite der Guitarre ist dem leidenschaftlichen Sänger zersprungen, deshalb verwünscht er das Instrument und, ächt volksthümlich, auch dessen ganze Sippschaft.

**) Eine benaschte Frucht ist ein Liebeszeichen.

Denkt nur an die Fahrt:
Er sieht nicht, er hört nicht,
Kaum thut er das Seine,
Ist dumm wie von Steine
Und täppischer Art!

Liebesgespräch.

(Albano.)

„Komm, Betti, ohne Sorgen,
Herab und bange nicht;
Denn dieses ist ein Morgen,
Wo Liebe lieblich spricht."

„O komm herab, dein treuer
Verehrer wartet dein:
Komm', auserwählte Schöne,
Vermehr' nicht meine Pein!" —

„„Nein, als ein ehrbar Mädchen,
Wag' ich das Kommen nicht:
Ich kann am Fenster hören,
Was Einer zu mir spricht.""

„„Zu dir hinunter kommen,
Das darf ich nicht, nein, nein!
Es könnte meine Mutter
Hier in der Nähe seyn.""

„Ach, deine Mutter sah' ich
So eben da am Meer:
Sie geht mit einer Fisch'rin
Am Strande hin und her.

„Sie athmet dort die Kühle,
Die Seeluft weht sie an,
Sie geht da um die Thürme,
Du zweifle nicht daran." —

„„O, o, welch' ein Begehren,
Du willst befehlen mir?!
Ich bin noch eine Jungfer,
Laß mich zufrieden hier!""

„„Und komm' ich nicht hinunter,
So wirst du mich verstehn:
Die Mutter hat's verboten,
Darf nicht hinunter gehn.""

„„Die Hand auf dein Gewissen,
Das nimmer lügen kann:
Zu schmeicheln und zu täuschen
Kommst du, du falscher Mann?""

„O nein, ich bin kein Schmeichler,
Kein falscher Mann, o nein!
Ich liebe dich in Treue
Und dich, nur dich allein." —

„„Und willst du mich denn lieben,
So höre wohl mich an:
Ich muß zurück ins Zimmer;
Weil Jemand kommen kann:""

„„Doch morgen sollst du haben,
Ein Briefchen klein und fein;
Ich hoffe, du wirst schweigen,
Und klug und artig seyn!""

Ein eigenthümliches Fischmährchen ist der neapolitanische „Gesang zur Tarantella," jedoch zu lang, als daß wir ihn hier mittheilen könnten. Statt seiner lassen wir zum Schluß zwei Balladen folgen, die man von jenseits der Alpen herüber verpflanzt glauben müßte, wenn nicht Menschenherz und Menschenschicksal am Ende in allen Ländern dieselben wären:

Die schöne Mariolin.

(Rom.)

„Mariolin, schöne Mariolin,
Was hast begangen du am Wege dorten?
O wie die Leute sich verwundern allerorten!"

„Mariolin, schöne Mariolin,
Du hattest ja ein Kind, wo ist's geblieben?" —
„„Ach! liebe Mutter, in die Tiber warf ich's drüben!""

„„Mütterchen, leise, leise sprich!
Ja leise, leise: wenn man horchen käme;
Daß das Gericht nicht komm' und mich gefangen nehme!""

Das Gericht — leise, leise kommt's
Zur Thür und pocht noch vor dem Morgenrothe;
Die schöne Mariolin sinkt hin wie eine Todte!

Nahm man sie, band sie fest, ja fest,
Mit harten Banden stark, o weh! und stärker!
Die schöne Mariolin geht in den dunkeln Kerker.

„„Mutter mein, gib das Silber hin,
Gib all dein Silber hin und Gold, o wehe!
Daß ich aus diesem tief' und dunkeln Kerker gehe!""

„Tochter mein, Silber hab' ich nicht,
Hab' Silber nicht, nicht Gold, um dich zu retten!
Wer Böses that, der bleibt im Kerker und in Ketten!"

„„Mutter mein, bring' zu trinken mir,
Ja bring' zu trinken mir und auch zu essen;
Daß ich der Traurigkeit ein wenig mag vergessen!""

„„Mutter mein, bring' zu trinken mir,
Bring' mir zu trinken und zu essen, wehe!
Daß mir das Herzeleid ein wenig nur vergehe!""

„Leite mich, Freund, geleite mich
Und laß mich schauen die da sitzt gefangen,
Die, wie die Welt sagt, so von Schönheit soll erprangen."

Aber wer hat dieß Lied erdacht? —
Die schöne Mariolin mit traur'gem Herzen,
Am Feiertag, die Kett' am Fuß, das Haupt voll Schmerzen!

Die schöne Margarethe.

(Italien.)

„Wer klopft an meiner Thüre,
Wer klopft an meinem Thor?
„„Ich, Herr der Meeresschiffe,
Dein Diener bin davor!““

„Nennst du dich meinen Diener,
So öffn' ich dir geschwind:“ —
Im Hemdchen, husch! entriegelt
Die Thür das schöne Kind.

„„Sagt mir, mein schönes Weibchen,
Wo weilt jetzt Euer Mann?““ —
„Ich weiß, daß er aus Frankreich
Nie wiederkehren kann.“ —

„„Sagt mir mein schönes Weibchen,
Hört er nicht Euch etwann?““
Das Weibchen blickt in Schrecken...
Da kennt sie ihren Mann.

Auf ihren Knieen weinend
Sie ihn um Gnade fleht.
„Ich habe keine Gnade
Für die, die mich verräth.“

Da griff er zu dem Schwerte,
Und hieb den Kopf ihr ab,
Der Kopf fiel laut zu Boden
Und rollt das Haus hinab.

Inmitten ihrer Kammer,
Da keimt ein Blümelein,
Die Margarethenblume
Sie starb in Liebespein.

Nun läutet alle Glocken,
Denn todt ist Margareth,
Sie ruht nach Liebesschmerzen,
Wo jene Blume steht. A.

Frankenstein, oder der moderne Prometheus.

(Fortsetzung.)

Wie er in der Stadt umherrannte, fand er plötzlich, ganz unverhofft, seinen geliebten Jugendfreund, Henry Clerval, der so eben angekommen war. Diese Freude, zusammen mit dem immer noch fortdauernden Entsetzen und der Angst vor dem Ungethüm, überwältigte ihn so, daß er bald in eine gefährliche, langwierige Krankheit verfiel, in welcher er meist von dem Ungethüm phantasirte. Unter Clervals zärtlicher Pflege endlich wieder genesen, fand er einen liebevollen Brief seiner Elisabeth, der ihm die ganze, fast verschwundene Anhänglichkeit an die Seinigen und an die Heimath wieder erweckte und den er sofort beantwortete. Noch ein Jahr verfloß bis zu dem Termin seiner Abreise von Ingolstadt und seiner Rückkehr nach Genf. Er hatte sich allmählich von seinen Gemüthsbewegungen erholt und seine bisher betriebenen Studien mit dem Studium der orientalischen Sprachen und Poesie, in Gemeinschaft mit seinem Freunde Clerval vertauscht; er hatte mit diesem Freund im Monat Mai einen Ausflug gemacht, um die Reize des Frühlings und der Landschaft zu genießen, und war sehr gestärkt und heiter zurückgekehrt, als er in Ingolstadt einen Brief seines Vaters antraf, mit der Aufforderung, ohne Verzug heimzukommen, und mit der entsetzlichen Nachricht, daß sein jüngster Bruder William, ein schöner Knabe, auf einem Spaziergang, wo er sich von der übrigen Gesellschaft entfernt hatte, ermordet worden sey. An seinem Hals habe man die deutlichen Spuren der Erwürgung gefunden. Elisabeth klage sich der Schuld an seinem Tode an, weil sie ihm auf sein Bitten ein Bild der Mutter, kostbar gefaßt, um den Hals gehängt, das wahrscheinlich die Begierde des Mörders auf sich gezogen habe. Am Schlusse des Briefs bat ihn der Vater, mit einem Herzen voll Liebe gegen seine trauernde Familie und ohne Haß und Rachsucht gegen den Mörder zu kommen.

Unverzüglich trat Viktor Frankenstein seine traurige Reise an, und erst als er sich der Heimath näherte, hemmte er seine Eile. „Furcht überfiel mich; ich wagte nicht weiter zu reisen, bang vor tausend namenlosen Uebeln, welche mich zittern machten, obgleich ich mir keine Rechenschaft davon zu geben wußte. Zwei Tage blieb ich in Lausanne in dieser fürchterlichen Gemüthsstimmung. Ich betrachtete den See; die Wasser waren glatt und friedlich, Alles umher war ruhig, und die Schneeberge, die Paläste der Natur, waren unverändert. Allmählich stärkte und erheiterte mich die ruhige, himmlische Scene, und ich setzte meine Reise fort. Die Straße lief neben dem See hin, der immer schmäler wurde, je mehr ich mich meiner Vaterstadt näherte. Immer deutlicher entdeckte ich die schwarzen Wände des Jura und den glänzenden Gipfel des Montblanc. Ich weinte wie ein Kind. „Theure Berge! Mein schöner See! wie bewillkommt ihr den Reisenden? Eure Gipfel sind klar; der Himmel und der See sind heiter und friedlich. Soll mir dieß eine Vorbedeutung des Friedens seyn, oder ein Spott über mein Unglück?“ Als ich aber der Heimath näher kam, ergriffen mich wieder Kummer und Angst. Die Nacht brach herein, und als ich kaum mehr die dunkeln Gebirge sehen konnte, ward mir noch düstrer zu Muthe. Dunkel ahnte ich, daß ich bestimmt sey, der Elendeste der Menschen zu werden.“

Die Thore Genfs waren schon geschlossen; er trieb sich während der Nacht unter Regen und Gewitter im Freien um. „Ich wandelte umher, obgleich Dunkel und Gewitter jede Minute überhand nahmen, und der Donner mit furchtbarem Krachen über meinem Haupt rollte. Es widerhallte von Saleve, vom Juragebirg und den Savoyeralpen; lebhaft zuckende Blitze blendeten mein Auge und erleuchteten den See, der wie eine ungeheure Feuerfläche erschien; dann erschien einen Augenblick

Alles pechschwarz, bis das Auge sich wieder von dem Eindenck des heftigen Lichts erholte. Das Gewitter zeigte sich, wie das oft in der Schweiz der Fall ist, an verschiedenen Himmelsgegenden zumal. Das heftigste Gewitter war nördlich von der Stadt aufgezogen, über dem Theile des Sees, der zwischen dem Vorgebirg Belrive und Coppet liegt. Ein andres Gewitter erleuchtete mit schwächern Blitzen den Jura und ein drittes verdunkelte und entschleierte wieder den Mole, einen spitzen Berg auf der östlichen Seite des Sees. Während ich das eben so schöne als furchtbare Gewitter beobachtete, ging ich mit hastigen Schritten umher. Dieser prachtvolle Krieg am Himmel hob meinen Geist; ich faltete die Hände und rief laut: William, holder Engel, das ist dein Leichengesang, dein Grablied! — Wie ich diese Worte aussprach, nahm ich im Dunkeln eine Gestalt wahr, die sich hinter einer Masse von Bäumen hervor mir näherte. Ich stand wie angenagelt und schaute festen Blicks nach ihr; ich konnte mich nicht irren. Ein Blitz beleuchtete den Gegenstand und ließ mich seine Gestalt ganz deutlich sehen; der riesenhafte Wuchs und die Abscheulichkeit der ganzen Erscheinung, häßlicher als irgend etwas Menschliches, überzeugten mich, daß es drr Elende, der schnöde Dämon war, dem ich das Leben gegeben hatte. Was machte er hier? War er vielleicht (ich schauderte bei dem Gedanken), der Mörder meines Bruders? Sobald nur dieser Gedanke durch die Seele zuckte, war ich auch von seiner Wahrheit überzeugt; meine Zähne klapperten und ich mußte mich an einen Baum lehnen. Die Gestalt schritt rasch an mir vorbei und ich verlor sie im Dunkel aus dem Gesicht. Kein wahrhaft menschliches Wesen konnte den schönen Knaben umgebracht haben. Er war der Mörder. Ich konnte nicht daran zweifeln. Ich dachte daran, den Teufel zu verfolgen; aber es wäre vergeblich gewesen; ein neuer Blitzstrahl zeigte mir ihn an den Felsen eines beinahe senkrechten Berges hinankletternd. Bald erreichte er den Gipfel und verschwand. Ich blieb regungslos. Ich bewegte in meiner Seele wieder die Ereignisse, die ich bisher zu vergessen gesucht; mein Schöpfungsgeschäft, die Erscheinung des Ungethüms vor meinem Bette, sein Verschwinden. Zwei Jahre beinahe waren verflossen seit der Nacht, wo er das Leben empfangen; und war dieß sein erstes Verbrechen? Ach! ich hatte in die Welt einen abscheulichen Elenden losgelassen, dessen Lust Mord und Verbrechen war; hatte er nicht meinen Bruder ermordet?"

Trüb und schmerzlich war Frankensteins Empfang zu Hause; Vater, Bruder, Elisabeth waren in tiefer Trauer; und was ihn noch ärger entsetzte, war die Nachricht, die er aus dem Munde Elisabethens hörte, daß Justine Moritz, ein liebenswürdiges aber armes Mädchen, eine vieljährige Hausgenossin, ja eine Freundin Elisabeths, dadurch, daß man in ihrer Tasche jenes Bild gefunden hatte, sich des Mordes im höchsten Grade verdächtig gemacht, so sehr auch eine solche That im Widerspruch stand mit ihrem tadellosen Charakter und Lebenswandel. Frankenstein war in Verzweiflung; er betheuerte gegen Elisabeth ihre Unschuld, aber er fand nicht den Muth in sich, ihr seinen Verdacht mitzutheilen und ihr eine Geschichte zu erzählen, die ihm Niemand geglaubt, die ihn nur als Wahnsinnigen hätte erscheinen lassen. Der Tag des Gerichts brach an; die schwersten Anzeigen lagen gegen die arme Justine vor; sie vertheidigte sich mit dem Muth der Unschuld, was man ihr aber als verstockte Frechheit auslegte; sie vermochte die schwersten Indicien gegen sie nicht befriedigend zu erklären; vergebens sprach Elisabeth zu ihren Gunsten; sie wurde zum Tode verurtheilt. Weil ihr Beichtvater ihr die Absolution verweigerte, bekannte sie sich der That schuldig; aber in riner letzten Unterredung mit Elisabeth, wobei diese von Frankenstein begleitet wurde, widerrief sie feierlich ihr abgedrungenes Geständniß, und starb, da alle Versuche, die Richter zu erweichen und von ihrer Unschuld zu überzeugen, vergeblich blirben, auf dem Schaffot.

„Nichts ist peinlicher für das menschliche Gemüth, als, nachdem die Gefühle durch eine rasche Aufeinanderfolge von Ereignissen heftig aufgeregt wurden, die darauf folgende Ruhe der Unthätigkeit und Gewißheit, welche der Seele keine Hoffnung und keine Furcht übrig läßt. Justine starb, sie ruhte, und ich lebte noch. Das Blut rollte frei in meinen Adern, aber eine Last von Verzweiflung und Reue lag drückend auf meinem Herzen und nichts vermochte sie abzuwälzen. Der Schlaf floh mein Auge; ich wanderte umher wie ein böser Geist, denn ich hatte über alle Beschreibung gräßliche Unthaten begangen und ärgere waren noch zurück. Und doch floß mein Herz über von Wohlwollen und von Liebe zur Tugend. Ich war ins Leben getreten mit den menschenfreundlichsten Absichten. Jetzt war all mein Hoffen zerstört; statt der Heiterkeit des Gewissens, die mich hätte mit Selbstzufriedenheit auf die Vergangenheit zurückblicken lassen und mir neue Hoffnungen für die Zukunft geboten hätte, war ich jetzt ergriffen von Reue und Schuldbewußtseyn, die mich in eine Hölle von Qualen schleuderten, wie sie keine Zunge schildern kann. Oft ruderte ich mitten in den See hinein, überließ das Boot den Wellen und mich meinen trübseligen Gedanken. Oft war ich in Versuchung, wenn Alles um mich her in tiefem Frieden lag, und ich das einzige rastlose Wesen war, das sich in so himmlisch schöner Umgebung friedelos umtrieb, mich in drn stillen See zu stürzen, damit seine Wasser sich für immer über mir und meinem Jammer schlössen. Aber ich ward zurückgehalten durch den Gedanken an die heroisch duldende Elisabeth, die ich zärtlich liebte, und deren Daseyn mit dem meinigen verwoben war. Ich dachte auch an meinen Vater und Bruder; sollte ich sie der Bosheit des Feindes preisgeben, den ich unter sie losgelassen? In solchen Augenblicken weinte ich bitterlich und ich wünschte mir, daß der Friede wieder in meiner Seele einkehren möchte, damit ich Jenen Trost und Glück bringen könnte. Aber das konnte nicht seyn. Gewissensqualen erstickten jede Hoffnung. Ich war der Urheber all jenes Elends, und ich hatte immer zu fürchten, so lange mir noch Jemand blieb, den ich lieb hatte. Mein Haß und meine Rachsucht gegen den Feind, dem ich so gedankenlos das Leben gegeben, überstiegen alles Maß. Gern wäre ich gepilgert bis zu dem höchsten Gipfel der Anden, hätte ich ihn von dort herabstürzen können."

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 38.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

2 Mai 1838.

Neugriechische Wiegenlieder.

1.

Süß Liebchen, nun kommt die Mutter bald
Vom Lorbeerbache zurück nach Haus,
Und bringt dir von dem süßen Quell
Gar allerliebste Blümchen mit,
Blümchen, wie sie nur wachsen dort,
Rosen und Nelken der schönsten Art,
Süß Liebchen, bringt sie dir mit.

2.

Eia Popeia, mein süßes Kind!
Schlafe, mein Söhnchen, schlaf!
Gar schöne Sachen hab' ich für dich:
Zum Zucker Alexandria
Und zum Reis Kairo,
Und Konstantinopel,
Drei Jahre dort zu leben.
Dann hab' ich drei Dörfer
Für dich, und drei Klöster:
Die Dörfer und Felder,
Zu gehn dort spazieren;
Und in die drei Klöster
Sollst beten du gehn.
Eia Popeia, mein süßes Kind:
Schlafe, mein Söhnchen, schlaf!

3.

Heil'ge Marina, wieg' ein das Kind,
Heil'ge Sophia, du sing' es ein,
Nimm' es in Arm und trag' es herum,
Daß es sehe die Bäume blühn,
Und singen höre die Vögelein.
Doch komm bald zurück und bring' es mir,
Daß Papa nicht muß suchen sein Kind,
Und daß er nicht schelte die Diener aus;
Daß Mama nicht muß suchen ihr Kind,
Daß sie nicht weine und gräme sich,
Und daß ihr die Milch nicht sauer werd'.

Th. Kind.

Frankenstein, oder der moderne Prometheus.

(Fortsetzung.)

„Unser Haus war das Haus der Trauer. Meines Vaters Gesundheit war heftig erschüttert; Elisabeth war trüb und niedergeschlagen, sie hatte keine Freude mehr an ihren gewohnten Beschäftigungen; jedes Vergnügen schien ihr ein Frevel gegen die Todten. Wenn ich, sagte sie zu mir, über den jammervollen Tod Justinens nachdenke, so erscheint mir die Welt und Alles was in ihr geschieht, ganz verändert gegen früher. Sonst betrachtete ich die Erzählungen von Sünden und Unrecht die ich in Büchern las, oder von Andern hörte, als Geschichten aus alten Tagen oder als eingebildete Uebel; wenigstens standen sie mir entfernt und waren mehr nur für den Verstand als für die Einbildungskraft vorhanden; jetzt aber hat das Elend bei uns selbst eingekehrt und die Menschen erscheinen mir als Ungeheuer, die eines nach des andern Blute dürsten. Mir ist, als wandelte ich am Rande eines Abgrunds, gegen welchen sich Tausende hindrängen und mich in die Tiefe hinabzustoßen suchen." Als sie sah, wie ihre Worte mich ergriffen, der ich mich als Urheber des Jammers fühlte, suchte sie mich wieder zu trösten und aufzurichten. Sie sagte: haben wir denn die Macht verloren, dich glücklich zu machen? Ach! so lange wir uns lieben — so lange wir einander treu sind, können wir hier, in diesem Lande des Friedens und der Schönheit, jedes ruhige Glück ernten — was könnte unsern Frieden stören? — Aber nicht die Zärtlichkeit der Freundschaft, nicht die Schönheit des Landes oder des Himmels konnte meine Seele vom Jammer erlösen; selbst die süßen Laute der Liebe blieben ohne Wirkung. Ich war eingeschlossen von einer Wolke, die kein wohlthätiger Ein-

flug durchdringen konnte. Der verwundete Hirsch, der seine erschöpften Glieder in ein unbetretenes Dickicht schleppt, um hier nach dem Pfeil zu sehen der ihn durchbohrte — das war das Bild meines Zustandes."

„Manchmal rang ich mit der düstern Verzweiflung die mich erfaßte; manchmal suchte ich die Einsamkeit, um mich selbst und meinen Kummer zu vergessen. Meine Wanderungen richteten sich auch einmal ins Chamouny-Thal, das ich als Knabe oft besucht hatte. Das Wetter war schön, es war Mitte August, zwei Jahre nach Justinens Tod. Ich hatte mir ein sicheres Maulthier gemiethet. Die Last, die auf meinen Geist drückte, war merklich erleichtert, als ich tiefer in die Schlucht, welche die Arve bildet, hineindrang. Die ungeheuern Berge und Felsblöcke, welche zu beiden Seiten über mich hereinragten, das Getöse des zwischen den Felsen daherbrausenden Flusses, und das Rauschen der Wasserfälle ringsumher zeugte von einer Kraft, gewaltig wie die Allmacht, und ich hörte auf zu fürchten oder mich zu beugen vor einem Wesen, minder mächtig als das, welches die Elemente schuf und beherrschte, die sich hier in ihrer furchtbarsten Großartigkeit darstellten. Wie ich höher emporstieg, nahm das Thal einen noch prachtvollern und Staunen erregenderen Charakter an. Zerstörte Burgen hängen an den steilen Abhängen von Fichtenbergen; die ungestüme Arve und da und dort hinter den Bäumen hervorlugende Hütten bildeten eine Scene von ausnehmender Schönheit. Gesteigert und noch erhabener gemacht wurde diese durch die mächtigen Alpen, deren weiße und schimmernde Pyramiden und Kegel Alles überragten, wie einer andern Welt angehörig, wie Wohnungen einer andern Gattung von Wesen. Bald nachher erreichte ich das wunderbare Chamouny-Thal, das erhabener, aber nicht so schön und malerisch ist wie das Servax-Thal, das ich zuvor durchwandert. Ungeheure Gletscher näherten sich der Straße; ich hörte den grollenden Donner der fallenden Lawine und sah den Dampf aufsteigen, wo sie hinzog. Montblanc, der prachtvolle, fürchterliche Montblanc, erhob sich über die umgebenden Bergspitzen und sein ehrfurchtgebietender Gipfel überschaute das Thal. Ein langeverlorenes, süßes Wohlbehagen kam manchmal über mich während dieser Reise. Manche Wendung der Straße, mancher plötzlich wieder erkannte Gegenstand erinnerte mich wieder an vergangene Tage und weckten das Andenken an harmlose Fröhlichkeit des Knaben. Die Winde selbst flüsterten in tröstlichen Tönen mir zu und die mütterliche Natur hieß mich nicht mehr weinen. Dann aber hörte auch wieder plötzlich dieser besänftigende Einfluß auf, wirksam zu seyn — ich fand mich wieder an den Gram angeschmiedet und all meinen jammervollen Gedanken zum Raube. Dann spornte ich mein Thier, trachtend so die Welt, meine Sorgen und vor Allem mich selbst zu vergessen — oder, in noch verzweifelterer Stimmung sprang ich ab und warf mich auf das Gras nieder, übermannt von Grauen und Verzweiflung. Endlich erreichte ich das Dorf Chamouny. Erschöpfung folgte auf die übermäßige Anstrengung des Körpers und der Seele. Eine kurze Zeit blieb ich am Fenster, und beobachtete die bleichen Blitze, welche um den Montblanc zuckten, und lauschte dem Brausen der Arve, welche unten ihren geräuschvollen Lauf fortsetzte. Die Einförmigkeit dieses Rauschens wirkte wie ein Schlummerlied auf meine aufgeregten Empfindungen; als ich mein Haupt auf das Kissen legte, beschlich mich der Schlummer; ich fühlte wie er herannahte und ich segnete den Spender der Vergessenheit."

„Den folgenden Tag brachte ich mit Herumstreifen in dem Thale zu. Ich stand an den Quellen des Arveiron, welcher in einem Gletscher entspringt, der mit langsamem Schritt von den Gipfeln der Berge herabrückt, das Thal zu verbarikadiren. Die steilen Wände ungeheurer Berge standen vor mir; die Eiswand des Gletschers hing über mir; einige zerschmetterte Fichten waren rings herum zerstreut; und das hehre Schweigen in diesem herrlichen Prachtsaal der erhaben waltenden Natur war nur unterbrochen von den brausenden Wogen, oder dem Sturz eines gewaltigen Felsstücks, dem Donnergetön der Lawine oder dem Gekrach des da und dort zerberstenden Eises. Diese erhabenen und prachtvollen Scenen gewährten mir den besten Trost, dessen ich fähig war. Sie erhoben mich über kleine Gefühle und Gedanken; und obgleich sie meinen Kummer nicht entfernten, beschwichtigten und beruhigten sie ihn doch. Einigermaßen lenkten sie auch meinen Geist ab von den Gedanken, worüber er in den letzten Monaten gebrütet hatte. Ich suchte des Nachts die Ruhe; und der Schlaf wurde mir gleichsam zugeführt durch die Versammlung der großen Bilder und Gestalten, die ich den Tag über angeschaut hatte. Sie schaarten sich alle um mich; der unbefleckte, schneeweiße Berggipfel, die schimmernden Eiszacken, die Fichtenwälder und die wilde, nackte Schlucht; der Adler unter Wolken sich hinschwingend — sie alle sammelten sich um mich und luden mich zur Ruhe."

„Wo waren sie hin, als ich am andern Morgen erwachte? Alles was meine Seele mit Kraft und Muth erfüllte, floh mit dem Schlaf und dunkle Schwermuth umwölkte alle meine Gedanken. Der Regen floß stromweise herab und dicke Nebel umhüllten die Gipfel der Berge, so daß ich nicht einmal die Angesichter dieser gewaltigen Freunde sah. Dennoch wollte ich ihren Nebelschleier durchdringen und sie in ihren heimlichen Wolkensitzen aufsuchen. Was waren für mich Regen und Sturm. Ich beschloß den Gipfel des Montanvert zu besteigen und zwar ohne Führer, denn ich war mit dem Weg gut bekannt und die Gegenwart eines Andern hätte mir die einsame Großartigkeit der Scene gestört. — Es war beinahe Mittag, als ich den Gipfel erreichte. Eine Weile saß ich auf dem Fels, der das Meer von Eis überschaut. Ein Nebel bedeckte dieß und die umliegenden Berge. Bald zerstreute ein Windstoß den Nebel und ich betrat den Gletscher. Von der Seite wo ich stand hatte ich den Montanvert gerade mir gegenüber und darüber erhob sich in Ehrfurcht gebietender Majestät der Montblanc. Die eisigen, schimmernden Spitzen der Berge erglühten im Sommerlicht über den Wolken. Mein Herz, vorher so kummervoll, schwoll von einer der Freude ähnlichen Empfindung; ich rief aus: „Ihr umherschweifenden Geister, wenn Ihr wirklich umherschweift und nicht in Euern engen Lagern ruhen bleibt, gönnt mir dieß schwache Glück, oder nehmt mich, Euren Genossen, weg von den Freuden des Lebens!"

„Wie ich dieß sagte, ward ich plötzlich der Gestalt eines Mannes ansichtig, der in einiger Entfernung mit übermenschlicher Eile auf mich zuschritt. Er sprang weg über die Spalten im Eis, wo ich nur mit Vorsicht wandelte; auch schien mir, wie er sich näherte, sein Wuchs über den menschlichen hinaus zu gehen. Ich war bestürzt; ein Nebel kam über meine Augen und ich fühlte mich von einer Ohnmacht bedroht; aber bald brachte mich die kalte Luft der Berge wieder zur Besinnung. Ich entdeckte, als die Gestalt (ein furchtbarer, verabscheuter Anblick!) näher kam, daß es der Elende war, den ich geschaffen. Ich zitterte vor Wuth und Abscheu, beschloß seine Annäherung abzuwarten und dann in tödtlichem Kampfe mit ihm zu ringen. Er näherte sich; sein Angesicht trug den Ausdruck bitterer Seelenangst, verbunden mit Hohn und Bosheit, während seine unirdische Häßlichkeit seinen Anblick beinahe unerträglich für ein menschliches Auge machte. Aber darauf achtete ich kaum; Wuth und Haß hatten mich zuerst der Sprache beraubt und sobald ich nur wieder meiner selbst mächtig war, überhäufte ich ihn mit Worten, welche die wüthendste Verachtung und Verabscheuung aussprachen. — Teufel! rief ich aus, du wagst dich mir zu nähern, und fürchtest nicht die grimmige Rache meines Arms, der sich über deinem verruchten Haupt erhebt? Fort, schnöder Wurm! oder vielmehr, bleib, daß ich dich zu Staub zertrete! und o! daß ich durch die Vernichtung deines erbärmlichen Daseyns die Opfer wieder erwecken könnte, die du so teuflisch ermordet hast! — Ich war auf einen solchen Empfang gefaßt, versetzte der Dämon, alle Menschen hassen den Elenden; und wie muß nun ich gehaßt werden, der ich elender bin als alle menschlichen Wesen! aber du, mein Schöpfer, verabscheust und höhnst mich, dein Geschöpf, an welches du durch Bande gekettet bist, die nur durch die Vernichtung des Einen von uns sich auflösen. Du hast im Sinne mich zu tödten. Wie darfst du dir herausnehmen, so mit dem Leben zu spielen? Erfülle du deine Pflicht gegen mich, so will ich die meinige gegen dich und gegen die übrige Menschheit erfüllen. Wenn du meine Bedingungen mir bewilligst, will ich sie und dich im Frieden lassen; wenn du dich aber dessen weigerst, so will ich den Rachen des Todes mit Opfern füllen, bis er gesättigt ist vom Blute deiner noch übrigen Freunde. — Abscheuliches Ungeheuer; versetzte ich; höllischer Feind! die Qualen der Hölle sind noch zu mild, deine Verbrechen zu bestrafen. Elender Teufel! du wirfst mir deine Erschaffung vor; so komm denn her, daß ich den Funken wieder auslösche, den ich so leichtsinnig in dir anfachte! — Meine Wuth war gränzenlos; ich sprang auf ihn los gespornt von all den Gefühlen, welche den Arm eines Wesens gegen das Daseyn eines Andern waffnen können. Er erwehrte sich meiner mit Leichtigkeit und sagte: Bleib' ruhig! Ich bitte dich, höre mich an, ehe du deinem Hasse den Lauf lässest. Hab' ich nicht genug gelitten, daß du mein Elend noch zu erhöhen trachtest? Das Leben, obgleich es nur eine Zusammenhäufung von Qualen seyn mag, ist mir lieb und ich will mich darum wehren. Bedenke, du hast mich stärker und gewaltiger gemacht als du selbst bist, aber ich will mich nicht verführen lassen, mich im Kampfe mit dir zu messen. Ich bin dein Geschöpf und mild und gelehrig will ich seyn gegen meinen natürlichen Herrn und König, wenn du auch gegen mich erfüllen willst, was du mir schuldig bist. Oh, Frankenstein, der du gerecht und billig bist gegen Jeden sonst, tritt nicht mich allein mit Füßen, der auf deine Gerechtigkeit, ja auf deine Güte und Zärtlichkeit die größten Ansprüche hat! Bedenke, daß ich dein Geschöpf bin: ich sollte dein Adam seyn; aber vielmehr bin ich der gefallene Engel, den du, ohne eine Missethat, aus dem Gebiet der Freude jagst. Ueberall sehe ich Glück und Heil, wovon ich allein unwiderruflich ausgeschlossen bin. Ich war wohlwollend und gut; nur das Elend machte mich zum Feind. Mache du mich glücklich und ich werde wieder tugendhaft seyn! — Fort! antwortete ich, ich will dich nicht anhören. Zwischen dir und mir kann keine Gemeinschaft seyn; wir sind Feinde. Fort; oder laß uns unsere Stärke aneinander versuchen in einem Kampf, darin Einer fallen muß! — Wie kann ich dich rühren? versetzte das Ungethüm. Werden keine Bitten dich vermögen, ein huldvolles Auge zu richten auf dein Geschöpf, das zu deiner Güte und deinem Erbarmen fleht? Glaube mir, Frankenstein! ich war wohlwollend; meine Seele glühte von Liebe und Menschenfreundlichkeit; aber bin ich nicht allein, unselig allein? du, mein Schöpfer, verabscheust mich; welche Hoffnung kann ich auf deine Mitmenschen setzen, die mir nichts schuldig sind? sie verhöhnen und hassen mich. Die öden Berge, die kahlen Gletscher sind meine Zuflucht. Hier wandre ich seit vielen Tagen umher; die Höhlen von Eis, die ich allein nicht fürchte, sind eine Wohnung für mich, und die einzige, welche mir die Menschen nicht mißgönnen. Soll ich die nicht hassen, die mich verabscheuen? Ich bin elend und sie sollen meine Unseligkeit mit mir theilen. Aber in deiner Macht steht es, mich zu versöhnen und sie von einem Uebel zu befreien, das leicht so groß werden könnte, daß nicht nur du und deine Familie, daß Tausende von ihm verschlungen werden dürften. Laß dich zum Mitleiden erweichen und verachte mich nicht. Höre meine Geschichte; wenn du mich angehört hast, dann verlaß mich oder erbarme dich meiner, wie dir scheinen wird, daß ich verdiene. Aber höre mich, Frankenstein. Du klagst mich eines Mordes an; und doch würdest du mit ganz unbeschwertem Gewissen dein eigenes Geschöpf vernichten. Oh! Preis und Ehre der ewigen Gerechtigkeitsliebe des Menschen! Aber ich flehe dich nicht an, meiner zu schonen. Höre mich nur; und dann, wenn du kannst und willst, zerstöre das Werk deiner Hände!

So groß mein Widerwille war, so daß ich den Tag seiner Entstehung, daß ich meine eigenen Hände, womit ich ihn gebildet hatte, verfluchte, überredete er mich doch am Ende durch sein klägliches Bitten, ihm in seine Hütte auf dem Berge zu folgen und seine Geschichte anzuhören. Zum Theil bewog mich dazu die Neugier, zum Theil wirkte auch das Mitleid zu meinem Entschlusse mit. Nachdem wir die Hütte erreicht, zündete mein häßlicher Gesellschafter ein Feuer an und begann seine Erzählung."

Diese Erzählung des Dämons umfaßt alle seine Schicksale und Ergebnisse, seit durch Frankensteins Kunst der Funke der Seele und des Bewußtseyns in ihm geweckt worden war. Er beschreibt, wie die Sinnesempfindungen, anfänglich verworren,

in ihm rege wurden, wie sie sich dann sonderten und klärten, wie er sie unterscheiden lernte. Das plötzlich auf ihn einströmende Licht that ihm wehe; er suchte Schatten und fand ihn in einem Walde bei Ingolstadt; da schlief er bis Hunger und Durst ihn weckten und quälten. Er aß Waldbeere und trank aus einem Bach; schlief dann wieder und erwachte bei Nacht; er empfand Angst und Kälte, da er sich in der Kammer, wo er belebt worden, nur mit einigen wenigen Kleidungsstücken Frankensteins, von einem dunkeln Instinkt getrieben, bedeckt hatte. Der am Himmel aufgehende Mond erregte seine Bewunderung. In einem Mantel, den er zufällig fand, hüllte er sich ein und schlief wieder. So vergingen einige Tage, während welcher Zeit sich seine Sinne stärkten und er einige Erfahrungen sammelte. Der Gesang der Vögel gefiel ihm und er suchte ihn nachzuahmen, vermochte es jedoch nicht. Er suchte seine Empfindungen auf eigenthümliche Weise zu äußern, brachte aber nur rohe, unartikulirte Töne hervor, vor welchen er selbst erschrak und wieder verstummte. Zufällig kam er an ein Feuer, an welchem Bettler gekocht hatten und lernte allmählich dessen Wirkungen und Nutzen kennen. Der Mangel an Nahrung, an Beeren und Wurzeln, zwang ihn seinen Aufenthaltsort zu verändern. Er gelangte auf seiner Wanderung nach einigen Tagen an eine Schäferhütte; ein alter Mann saß darin an einem Feuer. Diesem näherte er sich; aber der Mann, erschrocken über diese Erscheinung, entfloh mit größter Eile. Der Neugeschaffene ließ es sich in der Hütte behagen, wo er Feuer und Essen fand und zog dann weiter in ein Dorf, das sein höchstes Staunen hervorrief. Aber als man ihn nach den Nahrungsmitteln langen sah, welche seinen Appetit reizten, fielen Alle über ihn her, mit Steinen und Waffen und verjagten ihn. Geängstet und beschädigt floh er wieder aufs Feld und fand eine ärmliche Unterkunft in einem Schuppen neben oder vielmehr hinter einer Hütte, welche bewohnt schien. Er verstopfte die Spalten und Ritzen mit Steinen und Holz, daß man ihn nicht entdecken konnte. Hier blieb er längere Zeit, bei Nacht sich seine Nahrung suchend, bei Tag die Bewohner der Hütte durch eine kleine Oeffnung beobachtend. Als er bemerkte, daß die Bewohner für ihr Feuer Holz brauchten, schaffte er es ihnen bei nächtlicher Weile unbemerkt herbei, worüber sie sich sehr verwunderten und von einem guten Geist sprachen.

(Fortsetzung folgt.)

Paul de Kock.

Dieß ist unstreitig einer der Schriftsteller, denen ein guter Theil der in Paris immer mehr zunehmenden Gemeinheit und Sittenlosigkeit unter den jungen Leuten, besonders unter den Studenten des Rechts und der Medizin vorgeworfen werden muß. Was soll man nun gar von Deutschen denken, die seine schmutzigen Romane übersetzen und sich aus den Händen reißen? Hat man einen Kock'schen Roman gelesen, so kennt man alle, wir möchten sogar seine künftigen, noch ungedachten und ungeschriebenen damit meinen. Seine Einbildungskraft ist in dem engen Kreis ihrer Bewegung sehr fruchtbar, geht aber nie darüber hinaus. Immer sind es kleine und unbedeutende Ereignisse nicht bloß aus dem gemeinen Leben, sondern aus dem Leben der Gemeinheit in den untern Klassen; dieß Thema variirt er ins Unendliche und alle seine Variationen gleichen sich auf ein Haar. Hier und da stößt man wohl auf Einzelnheiten voll Wahrheit, aber sie haben weder Zweck noch Verbindung. Kock gleicht einem Landschaftsmaler, der alle Mühe daran setzt, mit der kleinlichsten Genauigkeit einen Misthaufen vor einem alten eingefallenen Haus darzustellen, ohne sich weiter um das Gemälde zu bekümmern oder um die Wirkung des Ensemble. Flotte Mädchen, Medizin- und Rechtsstudenten, kleine Pariser Spießbürger und dergleichen bilden die Sphäre, wo Kock seine Personen holt. Möchte er sie wenigstens nicht übertreiben! Dieß thut er aber oft arg, um sie noch lächerlicher zu machen, als sie schon in der Wirklichkeit sind. Galante Abentheuer und entschiedene Liederlichkeiten spielen in seinen Romanen eine eben so große Rolle wie bei Pigault-Lebrun, den Kock fleißig kopirt, nur mit weniger Geist; immer wird vom Laster und den in Familien so traurigen Unsittlichkeiten mit Leichtsinn gesprochen, immer gelacht und plaisantirt, auch über das Würdigste; überall werden Keime des Verderbens ausgestreut, die bei ungebildeten oder charakterlosen Lesern nur zu schnell Früchte tragen, denn für dergleichen sind Kock's Romane geschrieben, auch seine neuesten: Tourtourou und die Mœurs Parisiennes. In Paris heißt Tourtourou ein Conscribirter, der noch nicht trocken hinter den Ohren ist. Wer könnte von diesen Sächelchen eine Analyse machen? Bestehen sie doch nur aus abgerissenen, unzusammenhängenden Conversationen, aus wortreichen, geschwätzigen Beschreibungen, woraus jeder andere Schriftsteller nur kaum eine drei Seiten lange Erzählung machen könnte. Ueberdieß ist die Sprache in eine Menge kurzer, unzusammenhängender Sätze zerhackt.

In der Mœurs Parisiennes sind mehrere Erzählungen enthalten: der Heirathslustige, die bürgerliche Abendgesellschaft, die Lustfahrt, der kostumirte Ball, das Fest in der Umgegend von Paris, ein Grisettenball. Manches davon ist schon einzeln in Journalen erschienen, z. B. das Fest in der Umgegend von Paris, was auch wohl unter diesen Erzählungen die beste ist. In dergleichen Gegenständen gefällt sich Kock besonders, denn gewisse groteske Scenen aus dem gemeinen Leben sprechen ihn vor allem an.

Seine affektirt abgerissene und zerhackte Erzählungsweise wäre für längere Darstellungen ganz unerträglich und schon bei diesen kleinen Sachen kann man die Langmuth und Nachsicht der Franzosen nicht begreifen, die sonst nur allzuviel auf Styl und gute Form hielten.

Mr.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 39.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

5 Mai 1838.

Spanien unter Ferdinand VII.

Vom dem Marquis de Custine.

Paris Ladvokat 1838. 2 Bde.

Dieß Werk, von welchem noch zwei weitere Bände versprochen sind, enthält in Briefen an verschiedene Personen, an Miß Bowies, an Lamartine, an Bertin, Viktor Hugo, an den Marquis Dreux-Brezé, an Chateaubriand, Jules Janin, die Herzogin von Abrantes und Frau von Varnhagen van Ense (Rahel) und mehrere andere eine Mischung von Schilderungen und religiösen Betrachtungen, hervorgerufen durch eine Reise nach Spanien im Jahr 1831.

Der Verfasser spricht in der Einleitung seine religiös-politische Ueberzeugung, im Gegensatz zu andern Tendenzen und Doktrinen der Zeit, aus, und das Wesentliche seiner Ueberzeugung findet man in folgenden Worten: „Die Kirche, reformirt nicht durch den menschlichen Stolz, sondern durch das Wirken der Zeit, wird auf gesetzliche Weise, in Uebereinstimmung mit ihrem rechtmäßigen, sichtbaren Oberhaupt, die in ihrer Verfassung eingetretnen Aenderungen bestimmen; Aenderungen die, ohne den geheimnißvollen Schatz, der bis auf uns herabgekommen ist durch das Auflegen der göttlichen Hände auf das Haupt des Petrus und seiner Nachfolger, der katholischen Priester, zu beeinträchtigen, ohne das Wesen der ewigen und unveränderlichen Wahrheit zu berühren, die neuen Bedürfnisse der neuen Völker befriedigen werden. Das Priesterthum allein kann das Priesterthum reformiren, denn nie wird den Mißbräuchen einer Gewalt abgeholfen ohne die Mitwirkung der Menschen, welche selbst diese Gewalt ausgeübt haben; die Natur und die Vorsehung sträuben sich gegen die Vertilgung; sie modificiren Alles, sie vernichten Nichts; der Mensch dagegen zerstört, selbst wenn er aufbauen will, weil er immer mit Leidenschaft handelt. Deßwegen ziehe ich es vor, das Werk Gottes auf der Erde zu beschauen, statt daß ich mich in den Strudel der gährenden Massen hineinstürzte. So viele belagern die Bühne, daß ich es nicht für unpassend halten kann, im Saale zu bleiben; das Beispiel ist nicht ansteckend; überdieß bin ich Katholik nach Geburt und Ueberzeugung und der Katholicismus duldet beschauliche Geister. Solche Seelen, geboren für die Zurückgezogenheit, sind lebendige Beweise von dem andern Daseyn, welches der menschlichen Natur verheißen ist, und an welchem wir endlich zweifeln müßten, wenn dieß jetzige allen Menschen genügte... Alle gehorchen, aber nicht Alle gehorchen demselben Gebot. Ich bin einer der Geister, die nicht geboren sind fürs Leben, wenn man unter Leben die falsche Thätigkeit der Welt versteht."

Der Verfasser unterscheidet zwei Arten von Geistern: die Zweifelnden und die Glaubenden; er rechnet sich selbst zu den Letztern, die er für die Glücklicheren hält und sagt in Beziehung auf seine Reise nach Spanien: „Ich hatte schon lange Spanien und Frankreich als die beiden Länder betrachtet, welche die beiden von mir charakterisirten Arten von Geistern repräsentiren. Deßwegen habe ich Spanien besuchen wollen. Ich bin enttäuscht worden, schon durch meine Reise selbst und dann durch die seit meiner Rückkehr eingetretenen Ereignisse. Aber beim Antritt meiner Reise sagte ich bei mir selbst: Welch schöner Gegenstand für eine Vergleichung, diese beiden, so sehr von einander verschiedenen Nachbarländer! In dem einen die Ideen noch unveränderlicher als die Verhältnisse, im andern die Verhältnisse noch beweglicher als die Gedanken! Es mußte sich da Stoff zu interessanten Parallelen ergeben. Ein Land verlassen, wo man Alles in Frage stellt, um Völker zu besuchen, die sich keine Erörterung gestatten; Bürger verlassen, die sich zu erniedrigen glaubten, wenn sie den Hut vor ihrem Könige abzögen, um zu Menschen zu gehen, welche einen Theil ihres Tages auf den Knieen vor ihren geistlichen oder weltlichen Herren zubringen; sich entfernen aus dem Reich des Unglaubens, des Sarkasmus, der Anschwärzung und wandern in das des Glaubens, der Ehrfurcht, der Begeisterung; weggehen aus einer Gesellschaft, die nur am Skandal Freude hat, sich nur für Persönlichkeiten interessirt, um ein Land zu durchreisen, wo der Anstand die Regel des

Lebens ist; der allgemeinsten Oeffentlichkeit entsagen und das Geheimniß aufsuchen; die europäische Mode vergessen, um in einem Staat zu leben, der den fremden Einfluß fürchtet und sich gegen den Geist der Nachahmung sträubt, von welchem das moderne Europa beherrscht ist; mit Einem Wort: von Frankreich nach Spanien gehen, das schien mir beinahe den Planeten vertauschen. Ich hoffte auf den kastilischen Stolz, um Ruhe zu finden vor der europäischen Eitelkeit. Das Mittelalter noch in Kraft, den Geist des Ritterthums noch lebendig, kraftvolle Menschen, eine poetische, religiöse, kriegerische Nation, dramatische Sitten, romantische Frauen, eine seltsame, erhabene Natur, Gegenden, wo die Erde bemüht scheint, sich außer alles Verhältniß mit dem Menschen zu setzen, kurz, die vergessene Geschichte, die verlorene Religion, die bei uns verspottete Wunderwelt zu finden — die wirkliche Romantik statt der nachgemachten zu bewundern — diese Freuden versprach ich mir bei meiner Abreise nach Spanien. Und ich muß sagen, ich fand auf dieser wunderbaren Reise beinahe Alles was ich suchte. Wenn ich manchmal meine Erwartungen getäuscht fand, so wurden sie doch öfter übertroffen. Andalusien ist weniger schön, aber außerordentlicher, als ich mir vorgestellt hatte." Den scheinbaren Widerspruch, der in diesen letzten Bemerkungen mit den weiter oben ausgesprochenen Ansichten liegt, klärt Folgendes auf: „Wenn Spanien, so wie es vor sechs Jahren war, meine Hoffnungen übertraf, so hat dagegen die seitdem in jenem Lande ausgebrochene Revolution meine Voraussicht getäuscht." „Es ist heutzutage etwas Verhängnißvolles mit den Schicksalen der Reisenden; kaum haben sie den Fuß aus einem Land gesetzt, so sinkt der Boden, auf welchem sie wandelten, hinter ihnen ein."

Wir theilen aus diesen Briefen Einiges, auf den Geist der spanischen Nation, auf ihre Bildung und Literatur Bezügliches um so lieber mit, als der Verfasser, der im Anfang seines Werks den sehr richtigen Grundsatz aufstellt: der Reisende müsse zuerst sehen und dann malen, was er gesehen; es genüge aber nicht, nur anzugeben was überall vorhanden sey; sondern man müsse die interessante Seite der Dinge herauszuschauen verstehen — als der Verfasser, sagen wir, in der That diese Kunst des Sehens in einem Grade zu besitzen scheint, wie man bei vielen seiner, hauptsächlich nur mit sich selbst und ihren Gedanken und Ansichten beschäftigten Landsleute sie vergebens sucht.

VII. Brief. „In Spanien ist das Leben etwas Ernsthaftes; Alles, worauf das Auge fällt, ist streng; das tiefe Gefühl für das Schickliche herrscht selbst im Leben der Niedrigsten des Volks; die Gewohnheit der Ehrfurcht hat die Geister unter diese sociale Zucht gebeugt, während bei uns die Gleichheitswuth sie starr und herb macht bis zur Derbheit und Grobheit. Eine Art von religiöser Scheue und Umsicht ist die Regel für alle Handlungen der Spanier; aber diese moralische Etikette wird ohne Zwang geübt; in Madrid ist der gute Ton keine Heuchelei. Die Würde liegt hier in der Luft die man athmet; nie vereinigte ein Volk so viel Anstand mit so viel Immoralität. Das Aeußere der Stadt, der Mangel an Zierrathen an den Gebäuden, die edle Einfachheit der Spaziergänge, die Physiognomien, die Gespräche, die Stille auf den Straßen, Alles zeugt von einer Nation, deren charakteristischer Zug der Stolz ohne Anmaßung ist; denn dieß ist in der That der Grund des spanischen Charakters. Der kastilische Bauer hat so viele Achtung vor sich selbst, wie vor dem König. Diese völlige moralische Gleichheit, entspringend aus den religiösen Gewöhnungen der Seele, schließt die wahre Höflichkeit nicht aus; sie herrscht nirgends so allgemein wie in Spanien. Sie verleiht einem einförmigen, beinahe mönchischen Leben Reiz, und entschädigt wie es scheint die Menschen für viele Entbehrungen, weil sie sie das verschmähen macht, was wir seit vierzig Jahren Freiheit nennen. Bei uns ist die Liebe zur Gleichheit nur ein versteckstes Bedürfniß zu herrschen; die französischen Philanthropen ertheilen ihre guten Räthe, wie Souveräne ihre Befehle."

„Der Unterschied zwischen den beiden Völkern erstreckt sich auf alle Gewohnheiten des Lebens. In Frankreich beschäftigt und unterhält man sich immer; Paris ist der Ort, wo man am meisten Angst vor Langerweile hat. In Spanien fehlt das, was man bei uns Vergnügen nennt — aber dafür hat man dort das Glück, und dieß ist am Ende doch das sicherste Mittel gegen die Langeweile. Die Triumphe eines gemeinen und anmaßlichen Wissens über die Einfalt des Volks sind in Spanien unbekannt; Bescheidenheit und Demuth finden sich dort mit der Unwissenheit gepaart; der Geist schlummert häufig; aber der Ersatz für diese Unthätigkeit ist die Fülle der Seele — eine Befriedigung, die wir verloren haben, wir Genossen einer Welt von Literatur und Kaufleuten, oder eigentlich von Kaufleuten allein, denn der Gedanke und das Wort sind bei uns und unsern Mustervölkern auch zu Capitalien geworden. Man dürfte ganz Schottland und die Vereinigten Staaten durchreisen, ohne Menschen von so glücklicher Gemüthsstimmung zu finden, wie die Bewohner Castiliens. Jeder wahrheitsliebende Reisende muß dieß bezeugen; je vollkommner die Regierungen, nach den Modetheoretikern, werden, desto trübseliger werden die Menschen."

„Zu den Spaniern hat sich die romantische, leidenschaftliche Liebe geflüchtet. In Frankreich besteht die Liebe in Intriken, in Conversation, in Eitelkeit... in Spanien ist sie das Glück. Für die, welche sie in Spanien kennen lernen, ist die Liebe das Leben selbst."

XII. Brief. „Das moderne spanische Theater hat nicht die Originalität, die man von einem Volk von so stolzem Naturell erwartet. Seit Philipp V hat das Drama seinen Charakter geändert, und blasse Nachahmungen vom Französischen sind an die Stelle der lebendigen Schöpfungen eines Calderon, Lope de Vega, Moreta, Molino und vieler Anderer getreten. Selten sieht man heutiges Tages in Spanien ein Stück aufführen, das nicht eine Nachahmung aus dem Französischen wäre. Ich ärgere mich über diese Armuth an Erfindung; Scribe amusirt mich nur in Paris. Gestern jedoch gab man Cristina, eine Komödie des alten Theaters; sie hat mich sehr ergötzt! es ist ein vortrefflich gezeichnetes Sittengemälde. Ein altes Weib gilt

für eine Zauberin, aber ihr eigentliches Gewerbe besteht darin, daß sie allen im Stück auftretenden Personen Gelegenheit macht sich zu sehen. Indem sie sich so mit dem Glücke Anderer beschäftigt, wird sie endlich selbst das Opfer ihrer eigennützigen Gefälligkeit und verstrickt sich in ihren eigenen Netzen. Die originelle und dramatische Entwicklung geht aus dem Innersten des Vorwurfs hervor und schildert auf bewundernswerthe Weise eine Gesellschaft, die nirgends als in Spanien je existirte. Ein Kammerdiener, wüthend über die Streiche die ihm die Alte gespielt, gibt sie bei der Inquisition als Zauberin an. Und diese Unglückliche, um der sie bedrohenden Gefahr zu entgehen, gibt in einem Augenblick die Listen und Ränke ihres ganzen Lebens preis. In dem Augenblick wo sie verhaftet wird enthüllt sie die Geheimnisse, welche während der fünf Akte die Neugier des Zuschauers in gespannter Erwartung gehalten hatten. Sie sträubt sich plötzlich gegen die Beschuldigung, sich mit Magie befaßt zu haben, mit eben so großer Hitze, als sie zuvor immer Geschicklichkeit und List aufgeboten hatte, um für eine Zauberin zu gelten; und indem sie ihres Seelenheils willen ihre mit vieler Mühe gewonnene diabolische Reputation aufopfert, tödtet sie sich, um Jedermann zu beweisen, daß sie gelogen und daß, was man für wunderbar gehalten, ganz natürlich gewesen. Diese tragikomische Entwicklung führt eine Reihe von sehr belustigenden und aus dem Gegenstand selbst entspringenden Theater-Coups herbei. Das Spiel der spanischen Schauspieler ist von überraschender Wahrheit. Je dramatischer die Völker im Leben sind, um so natürlicher wird ihr Deklamationssystem; und deswegen ist das erste Auftreten der englischen Schauspieler das schwerfälligste und schwülstigste von allen. Eine Schattirung zwischen dem Theater und der Welt ist erforderlich; bei starren und frostigen Nationen erreicht man diese Differenz durch Uebertreibung; die leidenschaftlichen Völker dagegen suchen sie in der Einfachheit."

Der Verfasser ist empört über die Anwesenheit der Spanierinnen bei dem grausamen und blutigen Schauspiel der Stierhetzen, für welche er selbst gestehen muß, Geschmack gewonnen zu haben: „Wünschen möchte ich nur, daß die Frauen von einem einem solchen Schauspiel ausgeschlossen blieben. Diese Entbehrung würde ihnen selbst zum Vortheil ausschlagen; es scheint mir unmöglich, daß ein Mann wirklich liebe diese wilden Schönheiten, welche mit mir dorthin gingen um sich mit mir an Blut und Gräueln zu weiden. Diese Mitschuldigen meines Vergnügens erscheinen mir häßlich, wenn ich ihre reizenden Gesichter beseelt sehe von Leidenschaften, die sie nie hätten kennen lernen sollen. Die Frauen können es sich nicht oft genug wiederholen, daß der größte Theil ihrer verführerischen Reize mit dem zusammenhängt, was sie daran erinnert, wie verschieden ihr Wesen vom unsern ist; diejenigen welche die Gleichstellung der Geschlechter verlangen, wissen nicht, wie viel sie verlören, wenn sie dieselbe erlangten. Ich bin vielleicht ungerecht gegen die Spanierinnen, aber seit dem Stiergefecht haben sie in meinen Augen an Reiz verloren. Sie erscheinen mir mehr als die Rivalinnen der Männer, denn als ihre Lebensgefährtinnen. Die spanischen Frauen haben im Allgemeinen große Charaktere, aber es fehlt ihnen die Zartheit; sie sind verführerisch, mißbrauchen aber ihre Reize, um Jedermann zu gefallen; sie haben wenig Adel, weil sie viel Koketterie haben und der Adel sich besonders an dem offenbart, was man verschmäht. Sie haben keine Ruhe, keine Milde, keine Harmlosigkeit; von der Natur bestimmt, in Extremen zu leben, betrachten sie überspannte Leidenschaften als ihr Element; der Fanatismus der Liebe und der Religion — das ist ihr Leben. Sie sind die der Freundschaft unfähigsten Wesen die ich kenne. Welcher Mann vermöchte die vollendetste Schönheit an sein Herz drücken, wenn er denken muß, daß am Morgen die Blicke dieser Frau sich an blutigen Schauspielen geweidet haben. Fürchten denn diese Tigerinnen nicht, daß am Abend das Wort Liebe, entweiht von ihrem wilden Mund, bei ihrem empö ten Geliebten ein sardonisches Lächeln und kränkende Worte hervorrufe? Noch einmal, die Frauen sollten wählen zwischen der Liebe und der Grausamkeit!"

(Schluß folgt.)

Frankenstein, oder der moderne Prometheus.

(Fortsetzung.)

Der Neugeschaffene faßte eine große Zuneigung zu seinen „Beschützern," wie er sie nannte, obgleich sie von dem Schützling entfernt nichts ahnten. Es war eine liebenswürdige Familie, ein ehrwürdiger, blinder Greis, sein Sohn Felix und seine Tochter Agathe. Sie waren einst in glücklichen Umständen gewesen, hatten aber in Folge seltsamer Ereignisse Alles verloren und hatten aus Paris in diese ländliche Einsamkeit flüchten müssen. Der Greis spielte auf der Guitarre und sang dazu, was dem „Ungethüm" ein unendliches Wohlbehagen machte; Agathe besorgte die häuslichen Arbeiten und Felix bebaute den Garten oder arbeitete im Walde oder für Taglohn. Der Neugeschaffene hielt sie für sehr glücklich und reich, da er aus ihren Geberden merkte, daß sie einander zärtlich liebten, und ihre Schönheit gefiel ihm außerordentlich. Was sie sprachen, verstand er anfänglich gar nicht, lernte es aber nach und nach verstehen, besonders seitdem eine merkwürdige Veränderung im Schooße der edeln Familie vorgegangen war. Eine außerordentlich schöne und junge Araberin war angekommen, zur Freude der Familie und am meisten des Sohns Felix, dessen frühere Traurigkeit ganz verschwand und dem Ausdruck des größten Glücks Raum machte. Er hatte den Vater dieser Araberin, einen Moslem, in Paris, wo er zum Tode verurtheilt worden, befreit und gerettet, aber dadurch sich und die Seinigen in die größte Gefahr und in die äußerste Armuth gestürzt. Der undankbare Vater, welcher dem jungen Mann seine Tochter, das Kind einer christlichen Mutter, zur Gattin verheißen hatte, wollte sein Versprechen nicht halten; aber sie suchte und fand den Geliebten, und nun herrschte Glück und Freude und Wohl-

stand in der kleinen Familie. Felix unterrichtete seine Geliebte in seiner Muttersprache und im Lesen und Schreiben, und der unbemerkte Lauscher nahm an diesem Unterricht Antheil, so wie er durch seine Aufmerksamkeit und seinen Eifer sich nach und nach mancherlei Kenntnisse und Geschicklichkeiten erwarb. Aber nicht bloß seine intellektuellen Fähigkeiten wurden auf solche Weise geweckt und entwickelt, auch die gemüthlichen Bedürfnisse der Liebe und Zärtlichkeit wurden in seiner Seele stärker, genährt von dem beständigen Anblick häuslichen Glückes und inniger Liebe. Seine Neigung, sein Vertrauen zu seinen Beschützern stieg mit jedem Tage. Als er des Lesens mächtig geworden, erfuhr er aus einigen beschriebenen Blättern, die er in den mitgenommenen Kleidern Frankensteins fand, das schauderhafte Geheimniß seiner Entstehung, worüber er aufs heftigste erschrack und sich betrübte. Er verfluchte den Tag, wo er zum Leben erwachte, und seinen Schöpfer, der ihn so häßlich gebildet, der ihn grausam hinausgestoßen hatte in trostlose Einsamkeit. „Dieß waren," sagte er, „meine Gedanken in den Stunden der Niedergeschlagenheit, aber wenn ich die Tugenden der Hüttenbewohner bedachte, ihre liebevollen und wohlwollenden Gemüther, so beredete ich mich selbst, sie würden, wenn sie erführen, wie sehr ich ihre Tugend bewundere, mit mir Erbarmen haben und meine Häßlichkeit übersehen. Konnten sie von ihrer Thüre abweisen ein Wesen, das, wenn auch häßlich und ungestalt, um ihr Mitleid und ihre Freundschaft flehte? Ich beschloß endlich, nicht zu verzweifeln, sondern mich auf jede mögliche Weise zu einer Besprechung vorzubereiten, welche über mein Schicksal entscheiden sollte. Ich verschob den Versuch noch um einige Monate, denn die Wichtigkeit des Erfolgs flößte mir die Furcht ein, er möchte fehlschlagen. Die Vermehrung meiner Kenntnisse zeigte mir nur immer deutlicher, welch ein jämmerlich verstoßener Elender ich war. Zwar hegte ich Hoffnung; aber diese schwand, wenn ich meine Gestalt sich im Wasser abspiegeln oder meinen Schatten beim Mondschein sah. Ich strebte meine Befürchtungen zu ersticken und mich zu stärken für den zu wagenden Versuch; manchmal ließ ich meine Gedanken, ungezügelt von dem berechnenden Verstand, sich in den Fluren des Paradieses ergehen und wagte davon zu träumen, daß liebenswürdige und freundliche Wesen wohlwollend meine Gefühle theilen und erwiedern und mich in meiner Betrübniß trösten würden; ihre engelhaften Angesichter umspielte das Lächeln des Trostes. Aber es war Alles ein Traum; keine Eva tröstete mich in meinem Kummer oder theilte meine Gefühle; ich war allein. Ich dachte an Adams Bitte zu seinem Schöpfer. Aber wo war der meinige? Er hatte mich verlassen, und ich in der Erbitterung meines Herzens, fluchte ihm. So verging der Herbst. Ich sah mit Erstaunen und Leidwesen die Blätter welken und fallen, und die Natur wieder das traurige und öde Aussehen annehmen, das sie gehabt, als ich sie zuerst sah. Das rauhe Wetter bekümmerte mich nicht; ich konnte die Kälte gut ertragen. Aber meine Hauptfreuden waren die Blumen, die Vögel und all der Schmuck und die Pracht des Sommers. Als ich darauf verzichten mußte, wandte ich mich mit um so größerem Interesse den Bewohnern der Hütte zu. Ihr Glück erfuhr keine Verminderung durch das Scheiden des Sommers. Sie liebten sich und theilten ihre Empfindungen mit einander, und diese Freuden erlitten keine Veränderung durch äußere Wechsel. Je mehr ich sie sah, desto höher stieg mein Verlangen, sie um ihren Schutz und ihr Wohlwollen zu bitten; mein Herz dürstete darnach, von diesen liebenswürdigen Wesen gekannt und geliebt zu seyn; ihre sanften Blicke freundlich sich gegen mich wenden zu sehen, war das höchste Ziel meines Ehrgeizes. Ich mochte dem Gedanken nicht Raum geben, daß sie mich mit Verachtung und Abscheu abweisen würden. Ich war scharfsichtig genug, einzusehen, daß meine unnatürliche Häßlichkeit hauptsächlich das Entsetzen derjenigen verursacht hatte, welche mich früher sahen. Deßwegen beschloß ich eine Gelegenheit abzuwarten, wo ich den blinden Vater allein in der Hütte fände; denn meine Stimme, obwohl rauh, hatte nichts Furchtbares, und durch die Vermittlung des Greises, der meine Häßlichkeit nicht sah, hoffte ich die Duldung der jungen Leute zu gewinnen."

Er erzählt nun weiter wie er an einem schönen Herbsttag, wo der Alte allein in der Hütte saß und lieblicher und wehmüthiger als je zur Guitarre sang, in die Hütte trat und dem ehrwürdigen Greise allmählich sein Anliegen vortragen wollte. Aber er zögerte etwas zu lange; eben als er weinend und schluchzend die Hand des alten Mannes faßte und dieser Worte des überraschten Staunens ausstieß, kehrten die jungen Leute zurück. Die Frauen wurden vom heftigsten Entsetzen ergriffen; Felix riß den Ungestalten, der des Vaters Kniee umfaßt hielt, von ihm weg, stürzte ihn zu Boden und schlug auf ihn los; „Ich hätte ihn," sagt er „Stück für Stück zerreißen können, wie der Löwe die Antilope zerreißt. Aber mein Herz sank in mir zusammen vor bitterem Weh und ich zügelte meine Leidenschaft. Ich sah Felix im Begriff seinen Schlag zu wiederholen, als ich, übermannt von Qualen und Jammer die Hütte verließ, und in dem allgemeinen Aufruhr unbeachtet in meinen Schuppen entfloh." — Als die Nacht kam, rannte er in den Wald; er sammelte seine Gedanken; er dachte daran, noch einen Versuch zu machen; aber als er zurückkehrte, fand er die Hütte verlassen und die Bewohner kehrten nicht zurück. Er zündete sie an, verwüstete den Garten und suchte Zuflucht in den Wäldern.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 40 u. 41.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

9 Mai 1838.

Russische Dichtungen.

Mitgetheilt von Tiez.

Der Talisman.

Von Puschkin.

Da, wo am nackten Felsgestein
Das Meer dumpf murmelnd schäumet,
Wo bei des Mondes gold'nem Schein
Der Moslem üppig träumet. —
Empfing ich von der Zauberin
Den Talisman der Liebe. —
Erinn'rungsreich schwelgt noch mein Sinn
Im seligsten der Triebe.

„Den Talisman“ — so sagt' sie mir —
„Den schätze und behüte,
„Denn heiße Liebe gab ihn dir,
„Ein Herz, das für dich glühte. —
„Doch schützt er dich nicht vor dem Tod,
„Vor Stürmen nicht, vor Wogen,
„Nicht, wenn dich Mißgeschick bedroht,
„Wenn Unglück dich umzogen.

„Auch wirst du nicht vom Talisman
„Des Orients Gold erringen,
„Auch hilft er dir nicht den Osman
„Mit deinem Schwert bezwingen,
„Auch führt er nicht vom fremden Strand,
„Wo dir kein Freund geworden,
„Dich in das theure Vaterland,
„Von Süden nach dem Norden!

„Doch wenn dich Augen, arglistvoll
„Mit süßem Netz umweben,
„Wenn Lippen dir der Liebe Zoll,
„Doch ohne Liebe geben. —
„Dann schützt mein Talisman dein Herz
„Vor des Verraths Gefahren,
„Schützt dich vor neuer Liebe Schmerz,
„Wird dich vor Arglist wahren!“

Spanien unter Ferdinand VII.

(Schluß.)

XIV. Brief. „Ich habe hier einige Freunde, Leute von Geist und Geschmack; Einer derselben warf mir gestern vor, daß ich Spanien und seine Bewohner nur mit der Einbildungskraft betrachte; ich behaupte, ein Mensch, dem es an Einbildungskraft fehlt, ist nothwendigerweise ungerecht. Freilich ist die Einbildungskraft die Quelle vieler Täuschungen, aber sie ist auch ein Gegengift gegen Vorurtheile, weil sie den Geist größer macht, so wie das Gefühl das Herz erweitert. Mit dem Gefühl setzen wir uns an die Stelle der Leidenden; mit der Einbildungskraft aber stellen wir uns auf den Gesichtspunkt Anderer, was mir unerläßlich scheint, wenn man gerecht seyn will; das Gefühl klärt die Vernunft auf, die Einbildungskraft weckt den Gedanken; sie erweicht und schmeidigt die Intelligenz; die Eigenliebe, aufs Aeußerste getrieben, könnte grausam werden; durch die Einbildungskraft wird sie entwaffnet; die Einbildungskraft ist das Gefühl des Geistes. Ich schicke diese einleitenden Bemerkungen voran, um Ihnen zu sagen, daß ich die Spanier poetisch finde, weil ich die Einbildungskraft bei ihrer Schilderung zu Rathe ziehe, während meine Freunde, die von ihr nichts wissen wollen, dieselben bloß unwissend und roh finden. Sie behaupten, es sey in der That mehr Poesie im englischen Volk, als im spanischen. Mich aber will nichts desto weniger bedünken, daß, wenn es auch mehr Poeten in England gibt als in Spanien, doch jenes Land weniger Poesie besitzt. Nicht das was es spricht, was es schreibt, macht ein Volk poe-

tisch, sondern das was es ist, was es treibt, was es fühlt; ein Volk von lauter Schriftstellern wäre vielleicht die unpoetischste Gesellschaft von der Welt. — Die Spanier, ich gesteh' es, sind halbe Wilde; sie kennen und prüfen sich selbst nicht, aber ihr Leben ist lauter Leidenschaft — das heißt so viel als: Poesie. Ist nicht die Leidenschaft das poetische Element? In Spanien trennt eine Welt die lebendige Natur von der Literatur; daraus ergibt sich die Folge, daß letztere unter der unseligen steht. In Frankreich ist in den Büchern noch viel bewegtes Leben; die heutzutage auf der Halbinsel erscheinenden haben dessen weniger, und doch ist die Lebensweise unsrer ersten Dichter weniger poetisch, weniger pittoresk, weniger bewegt als das des geringsten Castiliers. Unsre Bücher sind besser als die ihrigen; ihr Daseyn hat den Vorzug vor dem unsrigen. Ich glaube nicht, daß selbst Viktor Hugo oder Lamartine, wenn sie die Anwendung ihrer Stunden während eines Monats in Paris angeben wollten, ein poetisches Gemälde liefern würden, das von ferne sich messen dürfte mit der entsprechenden, getreuen Erzählung eines Kanonikus in Madrid. Und doch besitzt Spanien heutiges Tages keinen Dichter, der sich mit Einem jener Beiden, in Prosa oder Versen, messen könnte. In Spanien ist die Poesie überall, nur nicht in den tödtlich korrekten Phrasen der Verskünstler und in den Büchern der Literaten. Sonst sagt man im Schreiben mehr als man empfindet; hier verhehlt man dem Publikum einen Theil dessen was man innerlich spürt, so überfließend ist die Quelle des Lebens. Bei uns und ganz besonders in England muß man die Poesie in den Gedichten aufsuchen; hier findet man sie auf der Straße und selbst im Salon; was thut es, daß dieß Volk nichts weiß, wenn es doch denen, die Etwas wissen, Stoff zum Denken gibt? Die Unwissenheit ist eine Art von Reichthum, die täglich seltner wird; sie ist der Schatz der Einbildungskraft. Aber es bedarf auch der Einbildungskraft, um diesen Schatz zu entdecken. So lange mir die Menschen mehr Interesse einflößen werden als die Bücher, die Handlungen mehr als die Erzählungen, die Gefühle mehr als die Worte, so lange wird die Betrachtung Spaniens meine Aufmerksamkeit stärker fesseln als die eines übercivilisirten Landes, wie Frankreich oder England. Es bliebe übrigens noch zu bestimmen, wie es sich mit der sogenannten Unwissenheit der Spanier verhält. Was werden Sie von dem banalen Vorwurf halten, den man ihrem Erziehungssystem macht, wenn ich Ihnen sage, daß mir öfters begegnete, wenn ich in die Wohnungen von armen Leuten eintrat und zufällig die Bücher des Sohnes vom Hause durchstöberte, alle lateinischen Klassiker, lateinische Abhandlungen über Philosophie und einige frommme Bücher zu finden?"

„Mit den spanischen Romanzen, die dem Maurischen nachgeahmt sind, ist es wie mit der Architektur des Landes; eine Mischung, analog dem Geschmack der beiden feindlichen Völker, so daß man ebenso, wenn man die Bauwerke Spaniens betrachtet, wie wenn man die spanischen Dichter liest, nicht weiß, welches der beiden Völker das andere überwunden hat. Ich ertappe mich oft auf dem Bedauern über die Abwesenheit der Mauern in Spanien. Die Literatur, halb arabisch, halb spanisch, zeigt gerade dieselben Mängel und Schönheiten, wie die maurische Architektur in Andalusien. In der einen wie in der andern findet man Eleganz, Gesuchtes, Seltsames, sorgfältige und feine Arbeit. Ueberrascht aber wird man von einer Art von Affektation, welche zuerst die Empfindung schwächt. Bedenkt man aber, daß, was uns heutzutage als gemacht und erkünstelt erscheint, das Natürliche war bei einer ritterlichen und theatralischen Nation, so gibt man sich gerne den Eindrücken hin, welchen man sich anfänglich verschließen wollte, und man wundert sich nicht mehr über die Seltsamkeit der Sprache eines Volks, dessen eigentliche Wohnungen Theaterdekorationen, dessen verborgene Leidenschaften Theatervorwürfe sind."

Anziehend ist die Schilderung des Eskurial:

„Glauben Sie mir nur, daß Sie sich durchaus keine Vorstellung machen können vom Eskurial. Alles, was man von dieser Schöpfung Philipps II liest, ist ungenau, oder so unvollständig, daß die Phantasie nur dann der Wirklichkeit sich nähern kann, wenn sie sich von den bekannten Beschreibungen entfernt. Was ich Ihnen schreiben will, wird Ihnen auch keine genügendere Vorstellung beibringen; es ist alles Mögliche im Eskurial und diese Verbindung von Ungleichartigem läßt sich mit keinem Namen bezeichnen. Er ist zugleich Palast, Kloster, Festung und Katakombe. Ganz Spanien ist darin, das Spanien Philipps II. Es ist als spukte hier noch der Geist des Stifters dieses mönchischen Palastes, dieses in seiner Art einzigen Bauwerks in der Welt, weil es das Produkt ist von dem Glauben eines Christen und von der Tyrannei eines Königs. Er steht da um zu zeugen von der Macht der katholischen Kirche, welche sich erhoben über den Trümmern des maurischen Ritterthums. Die Religion dient hier als geheimes Band für diese beiden entgegengesetzten Elemente, und in diesem geheiligten Gefängniß leiht die königliche Majestät der heiligen Polizei ihren Purpurmantel. Der Geist Philipps II herrscht noch über Spanien; noch heute setzen seine Nachfolger nur sein Werk fort. Wenn man hinabgestiegen ist in die unterirdischen Gemächer des Eskurial und vor dem Grabe dieses so dramatischen Königs steht, so kann man nicht glauben, daß er hier eingeschlossen seyn soll, er, dessen Geist noch immer die Politik seines Landes lenkt. Er glaubte an seine Macht wie an die Macht Gottes; der Stolz diente seinem Glauben als Fundament und der Glaube nährte seinen Hochmuth. Gott hat er diesen Palast der Könige von Spanien geweiht. Der Eskurial ist zugleich ein Kerker und ein Kloster. Aber was für ein Kloster! Ich fordre den kaltblütigsten Mann heraus, ob er ohne Entsetzen und ohne Ehrfurcht eintreten kann in dieß königliche Gefängniß; es ist die Festung Gottes, bewacht von seinem Stellvertreter, dem König. Die Idee Gottes ist hier so innig vermählt, vermählt mit der Idee der Gewalt, daß sie mehr erschreckt als tröstet; man glaubt, aber mit Zittern; man berührt beinahe entschwundene Zeiten, wo das Christenthum nur erst ein fernes Traumgesicht war. Man hört den Donner des Gesetzgebers der Juden, und die Wehklagen ihrer Propheten; hier hat man Assien, Jerusalem, den Tempel, die Bibel, die Bauten von Ninive, den Festsaal

Belsazars, das ganze alte Testament. Es sind hier die Fiktionen des Malers Martin realisirt. Wer träte ein in dieß prophetische Heiligthum und würfe sich nicht nieder vor der höchsten Einheit, die sich auf die königliche Machtfülle stützt? Gott in dem König! das ist der Eskurial, das ist das ganze alte Spanien — ein symbolisches Königreich, wenn es je eines auf Erden gab.

Ich glaube nicht, daß man je ein staunenswürdigeres Gebäude aufgeführt hat, als dieß königliche Kloster; es ist poetischer Stein, die einzige Bezeichnungsweise, die für einen Bau paßt, der ohne Vorbild und ohne Nachahmung dasteht; hier haben die Felsen einer Leyer gehorcht, mächtiger als die des Amphion — der Harfe Davids. In diesen dunkeln Ringmauern erscheint alles unveränderlich, übernatürlich, wie das Gesetz und der Staat der Juden; man glaubt unter jeder Wölbung die Stimme Jehovahs ertönen zu hören, man glaubt auf jedem Pfeiler seinen Namen eingegraben zu lesen, mit den Worten: dieß ist der Palast des Ewigen. — Wenigstens ist er das Sinnbild seiner Herrlichkeit; hier haben seine Priester gesiegt, der Eskurial war das Kapitolium der Inquisition. — Die Stiftung der religiösen Congregation im Eskurial ist eine in ihrer Art einzige Thatsache; sie zeugt zugleich von der ganzen Kraft und der ganzen Schwäche des katholischen Königs. Drei hundert Hieronymiten, von ihm mit glänzenderen Wohnungen versehen als Fürsten, sind verbunden, sechs Monate des Jahres hindurch Jeder Messen zu lesen für die Ruhe seiner Seele; die übrige Zeit gibt ihnen dieser vor bald dreihundert Jahren verstorbene König frei, um zu beten für diejenigen, die sie lieben. Ich kann gar nicht sagen, welche seltsame Mischung von Ehrfurcht, Beklommenheit, selbst Bewunderung mir der Anblick dieses Volks von Leviten verursacht hat, welche beschäftigt sind mit der Befreiung einer Seele, schwer belastet mit Verbrechen und Irrthümern, aber deren irdische Macht nur dazu angewendet wurde, sich die Gunst des Himmels zu sichern. Das Heil des Souveräns, gegründet auf die Buße einer so großen Anzahl seiner armen Unterthanen, erscheint mir als der aristokratischste Glaubensakt, wovon die Welt je Zeuge war. Die Seelen der Hieronymiten im Eskurial sind wie eine Heerschaar von Knechten und Sklaven, dazu verurtheilt, in der andern Welt die Seele des Königs aller Hispanien zu bedienen."

Zum Beschluß eine Anekdote:

„Diesen Morgen, auf der Straße von Toledo nach Aranjuez, in einem einsamen und so von Räubern beunruhigten Thal, daß man an nichts als an Diebsgeschichten denken konnte, erzählte man mir folgende: Apollinario, ein berüchtigter Missethäter, verheerte das Gebiet von Andalusien, wo er sich durch Mord und Raubthaten einen Namen gemacht hatte. Er schonte Niemand; eines Tages legte er sogar Hand an einen Jünger des heiligen Franziskus. Dieser Mönch, ein zweiter Cyrill, erhielt in dem Augenblick, wo er beraubt und vielleicht erwürgt werden sollte, eine Eingebung vom Himmel. Er fing an, dem Räuber mit solcher brünstigen Beredsamkeit und Liebe zu predigen, daß er ihn wirklich erweichte, und als er den gemachten Eindruck wahrnahm, verdoppelte er seine Bemühungen. Endlich schwor er bei seinem Krucifix, Alles zu thun was erforderlich sey, um vom König die Begnadigung des Räubers zu erlangen, wenn dieser sich zu bekehren verspräche. Der Räuber, Thränen vergießend, fiel seinem triumphirenden Opfer zu Füßen, und legte ihm sofort auf offener Heerstraße die aufrichtigste Beichte ab, als ein plötzlich von der Gnade des Himmels gerührter Sünder. Der Räuber und der Mönch trennten sich mit einer Umarmung und dem Schwur, beiderseits ihr Versprechen zu erfüllen; diese Geschichte, würdig der frühesten Kirche, begab sich vor drei Jahren!"

Frankenstein, oder der moderne Prometheus.

(Schluß.)

Aus den Papieren Frankensteins hatte er erfahren, daß sein Schöpfer von Genf gebürtig sey. Dahin richtete er jetzt seine Schritte, unter unendlichen Beschwerden, Mühseligkeiten und Entbehrungen; nur bei Nacht reisend, um nicht von Menschen gesehen zu werden. Nur erst als er in dicke Wälder kam, getraute er sich, auch bei Tage zu reisen; und die schönen Frühlingstage, welche begonnen, strömten ihm wieder einige Freude und Hoffnung ins Herz. Thränen rannen ihm über die Wangen und dankend erhob er die feuchten Augen gegen die gütige Sonne. Er sah ein Mädchen am abschüssigen Rande eines Bergstromes hinlaufen; sie glitt aus und stürzte in das reißende Wasser. Er sprang aus seinem Versteck hervor, stürzte sich in das Wasser, rettete das Mädchen und zog sie ans Land. Sie war bewußtlos; er suchte sie, so gut er nur vermochte, wieder ins Leben zu rufen; in diesem Geschäft wurde er unterbrochen von einem Landmann, mit welchem sich das Mädchen spielend herumgejagt hatte. Dieser riß dem Retter das Kind aus den Armen und rannte damit davon. Jener eilte ihm nach; aber der Landmann legte eine Flinte auf ihn an, zerschmetterte ihm durch eine Kugel den Arm und floh dann weiter. Gräßliche Wuth und Rachsucht erwachten in der Seele des für seine Menschenfreundlichkeit so schnöde Belohnten. Langsam heilte seine schmerzhafte Wunde. Nach zwei Monaten erreichte er die Umgegend von Genf, wo er seinen Schöpfer zu finden hoffte. Als er vom Schlaf in einem Gehölz erwachte, sah er einen schönen Knaben in seiner Nähe spielen. Da kam ihm der Gedanke, dieß Kind werde an seiner Mißgestalt keinen Anstoß nehmen; er sehnte sich, an ihm einen Gesellschafter und Freund zu gewinnen; er ergriff den Knaben und zog ihn an sich. Dieser fing, sobald er ihn ansah, zu schreien an und verbarg sich das Angesicht mit den Händen. Der Mißgeschaffene suchte ihn durch Schmeicheln zu begütigen, aber der Knabe überhäufte ihn mit Scheltworten und Schmähungen, sträubte sich, und drohte ihm mit der Rache seines Vaters — Frankenstein. Da flammte der Zorn und die Rachsucht des Wilden gegen seinen Schöpfer und Feind auf; „du sollst mein erstes Opfer seyn!" rief er und erwürgte den Knaben. Er nahm ihm das Bild ab, welches ihn

wunderbar besänftigte durch seinen Ausdruck von Güte und Milde. Bald aber kehrte seine Wuth zurück, wenn er bedachte, daß er keine Ansprüche habe auf die zärtlichen Gefühle solcher reitzender Wesen. Er übernachtete in einer leeren Hütte; ebendahin kam ein Mädchen, dem er, mit berechnender Bosheit, jenes Bild in die Tasche schob, während er schlief. „Einige Tage," so schloß er, „schweifte ich in der Gegend herum, wo dieß vorgefallen war. Bald wünschte ich, dich zu finden und zu sprechen, bald beschloß ich die Welt und ihren Jammer für immer zu verlassen. Endlich wanderte ich diesen Gebirgen zu und trieb mich in ihren unermeßlichen Schluchten umher, verzehrt von einer brennenden Leidenschaft, von der du allein mir heilen kannst. Wir dürfen uns nicht trennen, als bis du mir versprochen hast, mir mein Verlangen zu erfüllen. Ich bin allein und elend; die Menschen verschmähen meine Gesellschaft; aber ein ebenso mißgestaltetes und abscheuliches Wesen, wie ich, würde sich mir nicht versagen. Meine Genossin muß von derselben Gattung seyn wie ich, und dieselben Mängel haben. Dieß Wesen — mußt du erschaffen!"

Frankenstein gab, verwirrt und entsetzt, auf diesen Vorschlag lange keine Antwort; der Dämon erneuerte seine Bitte, als ein Recht, das er gegenüber seinem Erschaffer habe. Dieser schlug zuerst, in heftiger Wuth, die Bitte rund ab; der Andere aber versuchte es, nach den entsetzlichsten Drohungen, mit gütlichem Zureden und sagte: „Ich bin boshaft, weil ich allein bin. Bin ich nicht geflohen und gehaßt von allen Menschenkindern! Du, mein Schöpfer, würdest mich mit Jubel und Triumph in Stücke reißen; bedenke das und sage mir, warum ich mehr Erbarmen haben sollte mit den Menschen als sie mit mir? Wenn Ein Wesen wohlwollende Gefühle gegen mich hegte, so wollte ich sie hundertfach erwiedern; um dieses Einen Geschöpfs willen würde ich Frieden schließen mit der ganzen Menschheit. Aber ich ergebe mich da in Träumen, welche sich nie erfüllen können. Was ich von dir verlange, ist mäßig und vernünftig; ich verlange ein Wesen von anderem Geschlecht, aber eben so häßlich als ich; die Gewährung dieser Bitte ist klein, aber es ist Alles was ich annehmen kann und sie wird mich zufrieden stellen. Zwar werden wir Ungeheuer seyn, abgeschnitten von aller Welt; aber dafür werden wir uns um so fester an einander anschließen. Unser Leben wird kein glückliches, aber es wird harmlos seyn und frei von dem Elend, das jetzt auf mir lastet. O mein Schöpfer, mache mich glücklich; laß mich dir zum Danke verpflichtet seyn für Eine Wohlthat! Beweise mir, daß ich das Mitgefühl Eines lebendigen Wesens erwecke; schlage mir meine Bitte nicht ab!"

Unter der Bedingung, daß sie in von Menschen unbewohnte Gegenden, nach Südamerika, fliehen sollten, willigte Frankenstein in das Ansinnen des Ungethüms, das mit dem Schwur ihn verließ: Frankenstein solle ihn, wenn er ihm sein Versprechen halte, nie mehr sehen.

Unter dieser Erzählung war der Tag vergangen; Frankenstein kehrte mit dem Morgen in das Dorf Chamouny, und von da unverzüglich nach Genf zurück; „ich stellte mich sogleich meiner Familie dar; mein düsteres, verwildertes Aussehen beunruhigte Alle; aber ich sprach nicht und beantwortete kaum eine Frage. Es war mir, als wäre ich unter einem Zauberbann, als hätte ich kein Recht mehr auf ihre Neigung, als könnte ich nie mehr vertrauten Umgang mit ihnen pflegen. Und doch liebte ich sie bis zur Anbetung, und um sie zu retten, beschloß ich, mich dem grausigen Geschäft zu unterziehen. Die Aussicht auf eine solche Arbeit machte, daß alle anderen Lebensverhältnisse und Gegenstände wie Traum an mir vorübergingen; und nur dieser Eine Gedanke hatte für mich die Realität des Lebens. Tag um Tag, Woche um Woche verstrichen nach meiner Rückkehr, und ich konnte immer nicht den Muth zum Anfangen meines Werkes finden. Ich fürchtete die Rache des Feindes, wenn ich ihn täuschte, und doch war es mir unmöglich, den Widerwillen gegen die mich erwartende Arbeit zu überwinden."

Eine Reise nach England war erforderlich, um das neue Werk zu Stande zu bringen, weil er die Entdeckungen eines Engländers benützen wollte; aber er zögerte lange, diese Reise anzutreten. Mittlerweile besserte sich seine Stimmung und Gesundheit wieder in etwas, und sein Vater, um vielleicht seine Schwermuth ganz zu entwurzeln, befragte ihn, ob er etwa eine verborgene Liebe habe, die er zu bekennen um Elisabeths willen sich scheue? Viktor betheuerte, daß eine Verbindung mit Elisabeth sein höchster und heißester Wunsch sey, erklärte ihm aber zugleich, daß er beabsichtige, vorher auf kurze Zeit, höchstens ein Jahr, nach England zu reisen, worein der Vater willigte. Henry Clerval, sein Jugendfreund, sollte ihn, auf Betreiben seines Vaters begleiten; die Vermählung mit Elisabeth sollte unmittelbar nach seiner Rückkehr statt finden. Es quälte ihn jetzt nur der Gedanke, daß er die Seinigen der Bosheit des Dämons preis gegeben, zurücklasse; aber er glaubte doch eher annehmen zu dürfen, daß derselbe vielmehr ihm folgen werde, wie er sich früher geäußert hatte. Mit all seinen chemischen Instrumenten, die er zusammenpacken ließ, reiste er ab.

Er reiste über Straßburg, den Rhein hinab nach Rotterdam, glücklich in seines Freundes Gesellschaft und im Genuß der schönen Gegenden. Von Rotterdam ging es nach London, wo sie mehrere Monate blieben, Clerval den Umgang ausgezeichneter Männer aufsuchend, Frankenstein bedacht, die Mittel zur Lösung seines Versprechens zusammenzubringen; „hätte diese Reise statt gefunden während der glücklichen Zeit meiner Studien, sie hätte mir unaussprechliches Vergnügen gewährt. Aber der Mehlthau war auf die Blüthe meines Lebens gefallen, und ich suchte nur die Männer der Wissenschaft auf, um von ihnen Aufschlüsse und Belehrungen über einen Gegenstand zu bekommen, welcher für mich ein so furchtbar tiefes Interesse hatte. Die Gesellschaft war mir lästig; war ich allein, so konnte ich meinen Geist anfüllen mit Traumgesichten von Himmel und Erde; die Stimme Henry's tröstete, und ich konnte mich so in eine vorübergehende Ruhe einlullen. Aber geschäftige, uninteressante, freudige Gesichter brachten mir wieder die Verzweiflung ins Herz. Ich sah eine unübersteigliche Schranke zwischen mir und meinen Mitmenschen sich erheben; diese Schranke war

besiegelt mit Williams und Justinens Blut; und das Nachdenken über die mit diesen Namen zusammenhängenden Ereignisse erfüllte mich mit Qual und Angst."

Die beiden Freunde reisten nach einigen Monaten nach Oxford und Edinburgh; eine Tour durch Schottland wollte Frankenstein allein machen, um in irgend einer einsamen Gegend an sein grauses Geschäft zu gehen und sich seines Versprechens zu entledigen. Eine der Orkney-Inseln erlas er sich zu seinem Vorhaben; er miethete eine elende Hütte und machte sich ans Werk.

„Den Morgen widmete ich der Arbeit; Abends aber, wenn es die Witterung gestattete, wandelte ich an dem steinigen Meeresstrand auf und ab und hörte den Wellen zu, wie sie zu meinen Füßen brandeten und tosten. Es war ein einförmiger und doch immer wechselnder Anblick. Ich dachte oft an die Schweiz; dort war es etwas ganz Anderes, als diese düstere, einsame Landschaft. So theilte ich zuerst meinen Tag ein; aber je weiter ich in meiner Arbeit vorrückte, um so grausenhafter und widriger wurde sie mir von Tag zu Tag. Manchmal konnte ich mich Tage lang nicht überwinden, in mein Laboratorium zu treten; dann arbeitete ich wieder Tag und Nacht fort, um eher zum Ende zu kommen. Es war in der That ein widriger Prozeß, mit dem ich beschäftigt war. Bei dem ersten Versuch hatte eine Art von schwärmerischem Wahnsinn mich gegen das Grausenhafte des Unternehmens verblendet; mein Geist war heftig gespannt auf die Vollendung meines Werks und meine Augen schlossen sich zu gegen das Gräßliche des Beginnens. Aber jetzt ging ich daran mit kaltem Blut und oft verzagte mein Herz bei dem Werke meiner Hände. In solcher Lage, über einem verabscheuten Geschäft, versunken in einer Einsamkeit, wo nichts auch nur für einen Augenblick meine Aufmerksamkeit von meinem Haupttrachten abzog, wurde meine Stimmung ungleich; ich wurde unruhig und meine Nerven angegriffen. Jeden Augenblick fürchtete ich meinem Verfolger zu begegnen. Manchmal saß ich da, mit auf den Boden gehefteten Augen, fürchtend sie aufzuschlagen, damit sie nicht auf das Wesen fielen, das ich so sehr fürchtete erblicken zu müssen. Mittlerweile arbeitete ich immerfort und mein Werk war schon ansehnlich vorgerückt. Ich sah seiner Vollendung mit bebender, ängstlicher Hoffnung entgegen, die ich mir selbst nicht zu deuten wagte, aber welche gemischt war mit dunkeln Ahnungen von Unheil, die mir das Herz in der Brust zagen machten.

„Eines Abends saß ich in meinem Laboratorium; die Sonne war unter und der Mond stieg eben aus dem Meer empor; ich hatte nicht mehr Licht genug für meine Arbeit und so blieb ich müßig, versunken in Nachdenken darüber, ob ich meine Arbeit für diese Nacht aussetzen, oder ihr Ende durch rastlosen Fleiß beschleunigen sollte. Wie ich so da saß, führten mich meine Gedanken auf die Erwägung der Wirkungen, welche mein Werk haben konnte. Vor drei Jahren war ich mit demselben Unternehmen beschäftigt gewesen und hatte mir einen höllischen Feind erschaffen, dessen Barbarei ohne Gleichen mein Herz verödet und es für immer mit der bittersten Reue erfüllt hatte. Jetzt wollte ich ein neues Wesen bilden, über dessen Gemüthsart ich ebenso im Ungewissen war; das Weib konnte noch tausendmal boshafter werden als der Mann, und an Mord und Verbrechen um ihrer selbst willen Gefallen finden. Er hatte geschworen, die Nachbarschaft der Menschen zu meiden; aber mußte sie sich durch dieß Versprechen gebunden halten? Sie konnten auch einander hassen; das bis jetzt lebende Geschöpf hatte schon Abscheu vor seiner eigenen Mißgestalt, und konnte es nicht einen noch größern Widerwillen dagegen fassen, wenn sie ihm in weiblicher Gestalt entgegen trat? Oder auch: aus ihrer Verbindung könnten Kinder entspringen, ein Geschlecht von Teufeln, das sich zum Entsetzen der Menschheit fortpflanzte. Ich schauderte bei dem Gedanken, daß künftige Geschlechter mir als dem Urheber einer solchen Pest fluchen könnten; ich zitterte und mein Herz zagte in mir; da, als ich aufschaute, sah ich beim Licht des Mondes den Dämon am Fenster. Ein schauerliches Grinsen zuckte um seinen Mund, als er mich anstarrte, der ich dasaß vor dem Werke, dessen Vollendung ich ihm hatte zusagen müssen. Ja! er war mir auf meinen Reisen gefolgt; er hatte sich in Wäldern aufgehalten, sich in Höhlen oder auf wilden wüsten Haiden verborgen, und jetzt kam er, um zu sehen, wie weit ich vorgerückt. Als ich ihn ansah, drückte sein Gesicht die höchste Bosheit und Verrätherei aus. Mit einer Empfindung wie Wahnsinn dachte ich an mein Versprechen, noch ein Wesen seiner Art zu schaffen, und zitternd vor Leidenschaft riß ich den Körper, mit dem ich beschäftigt war, in Stücke. Der Elende sah mich die Kreatur zertrümmern, von deren künftiger Belebung er das Glück seines Daseyns hoffte, und entfernte sich mit einem Geheule teuflischer Verzweiflung und Rachsucht. Ich verließ das Zimmer, verschloß die Thüre und that in meinem Herzen ein feierliches Gelübde, nie wieder diese Arbeiten aufzunehmen; und dann eilte ich mit zitternden Schritten in mein Gemach. Ich war allein; Niemand war um mich, meine Schwermuth zu zerstreuen und mich aus den furchtbarsten Träumereien herauszureißen. — Bald trat das Ungethüm zu mir herein — es suchte mich zu bewegen, von neuem ans Werk zu gehen; ich blieb fest und trotzte ihm; er gerieth in fürchterliche, verzweifelte Wuth, stieß die gräßlichsten Drohungen aus und schied endlich mit den Worten: Bedenke ich werde zu dir kommen in deiner Hochzeitnacht!"

Entsetzt blieb Frankenstein allein. Er schauderte bei dem Gedanken, wer wohl das nächste Opfer der Rache des Dämons seyn würde, und bei der Aussicht, in der Hochzeitnacht von demselben ermordet zu werden, was er für fast unvermeidlich ansah. Er dachte an den endlosen Jammer seiner Elisabeth und vergoß bittere Thränen. Der Tag verging ihm unter den wechselnden Gefühlen trostloser Verzweiflung und wieder vergleichungsweiser Fassung. Abends erhielt er einen Brief von Clerval, der ihn bat, bald wieder zurückzukehren. Dazu entschloß er sich, zuvor aber packte er das angefangene und wieder zerstörte Machwerk in einen Korb und fuhr nach Mitternacht damit ins Meer hinaus, wo er denselben versenkte. Mit diesem Geschäft, das ihm

beinahe die Empfindung eines Verbeechens machte, fertig, steckte er sich in seinem Boot nieder und schlief. Als er erwachte, hatte sich der Wind gedreht und ihn weit aufs Meer hinaus getrieben. Trotz seines Elends erwachte jetzt doch wieder die Lebenslust in ihm und erfüllte ihn die Aussicht, Hungers steeben oder ertrinken zu müssen, mit Schauder. Endlich aber trieb ihn doch der Wind an eine Küste, und er wurde beim Aussteigen von mehreren Menschen mit Erstaunen und Mißtrauen betrachtet. Er machte einige Fragen; er eefuhr, daß er auf irischem Boden sey; zu seinem Erstaunen führte man ihn zum Friedensrichter, einem alten, ehewürdigen Mann, und er erfuhr, daß man ihn eines Tags zuvor begangenen Mordes zeihe. Mehrere Zeugenaussagen lauteten gegen ihn; man führte ihn zu der Leiche — und er fand seinen Freund Clerval — mit den Spuren der Erwüegung am Halse! er warf sich auf die Leiche, unter wahnsinnigen Ausrufen und Selbstanklagen. Eine schweee Krankheit warf ihn nieder; nach vielen Wochen erwachte er wieder zur Besinnung im Gefängniß, wo ihn seine Wärterin als Möeder behandelte; inzwischen war sein Vater, auf die Nachrichten des Friedensrichters hin, angekommen, der auf ihm lastende Verdacht wuede durch die Nachweisung eines Alibi gehoben und er veeließ, zu einem Skelett abgezehrt, mit heftigem Fieber, in Gesellschaft seines Vaters Irland, um heimzukehren: „Mein Vater suchte in mir die Gefühle der Zärtlichkeit zu erwecken. Er redete von Genf, das ich bald wieder sehen sollte — von Elisabeth und Ernst; aber diese Namen preßten mir nur tiefes Stöhnen aus. Zwar empfand ich zuweilen ein Verlangen nach Glück, und dachte mit wehmüthiger Feeude an meine Geliebte; oder ich sehnte mich, von verzehrendem Heimweh eegeiffen, wieder den blauen See und die reißende Rhone zu schauen, die mir in dee Kindheit so theuer gewesen; aber mein gewöhnlicher Zustand war eine gleichgültige Starrsucht, worin mir ein Kerker ein so willkommener Aufenthalt war, als die göttlichsten Scenen der Natur.“

Auf der Reise befremdeten den Vater oft die Selbstanklagen des Sohns; aber dieser gab ihm nie eine genügende Eeklärung und Jener nahm sie als Aeußerungen des Dilirums. Ein Beief von Elisabeth, worin sie ihn aufs zärtlichste bat, ihr offen zu sagen, ob er aus irgend einem Geunde ihre Verbindung nicht wünsche, rührte Viktor tief und paradiesische Träume von Liebe und Freude stahlen sich in sein kummervolles Herz: dann dachte er an die Drohungen des Dämons, beschloß aber, sich dadurch nicht abschrecken zu lassen, versicherte Elisabeth seiner unwandelbaeen Liebe und erklärte ihr, daß er ein schreckliches Geheimniß auf der Seele habe, das er ihr am Tage nach ihrer Veemählung eröffnen wolle. In Genf angekommen, bereitete sich Frankenstein für den Hochzeittag als für seinen Todestag vor, veegaß jedoch nicht, alle möglichen Vertheidigungsmaßregeln zu treffen und sich mit Waffen zu versehen. Unmittelbar nach der Vermählung reisten sie zu Wasser, auf dem Genfersee, ab; in Evian sollten sie übernachten; die Fahrt auf dem schönen See am lieblichsten Tage waren die letzten glücklichen Stunden ihres Lebens. Um acht Uhr landeten sie; der Himmel überzog sich, ein Gewitter brach aus; Frankenstein ward unheimlich zu Muthe; er bat Elisabeth ihn eine Weile allein zu lassen; er wollte in dem Gasthause überall nach seinem Feinde spähen — plötzlich hört er aus Elisabethens Zimmer einen Schrei — er war wie versteinert — einen zweiten — er stüezt in das Zimmer — erwürgt lag Elisabeth auf dem Bette! Außen am Fenster grinste das boshafte, entsetzliche Gesicht des Mörders; Frankenstein schoß nach ihm, aber er wich aus, sprang hinab und stürzte sich in den See.

Der alte Vater starb vor Kummer. Frankenstein ward wahnsinnig und eingesperrt; als er wieder in Freiheit gesetzt war, zeigte er der Obrigkeit Alles an, was er von dem Möeder wußte; zuerst betrachtete man seine Aussagen als Phantasien eines Verrückten, aber er brachte die Beweise vor. Seither jagte er, wie von den Geisteen der Eemordeten getrieben, dem Mörder nach, der ihm noch einmal sich zeigte: „Ich knieete bei den Geäbern der Todten; ihre Geister schienen mich zu umschweben, und einen Schatten um das Haupt des Teauernden zu werfen. Der tiefe Kummer wich der Wuth und Verzweiflung. Sie waren todt und ich lebte; der Mörder lebte auch noch, und um ihn zu vernichten, mußte ich mein trauriges Daseyn fortschleppen. Ich kniete auf den Rasen, küßte die Eede und rief mit bebenden Lippen: Bei der heiligen Eede auf der ich kniee, bei den Schatten die mich umschweben, bei dem tiefen, ewigen Leid das ich empfinde, schwöre ich, und bei dir, o Nacht und den Geistern die in dir walten: den Dämon zu verfolgen, der diesen Jammer gestiftet, bis er oder ich im tödtlichen Kampfe gefallen. Für diesen Zweck allein will ich leben. — Ein lautes, höllisches Gelächter antwortete meinem Schwur in der Stille der Nacht; und als dieses Gelächter verhallte, flüsterte eine mir wohlbekannte, verhaßte Stimme mir hörbae ins Ohr: „Ich bin befriedigt! jämmerlicher Elender! du bist entschlossen zu leben und ich bin befriedigt!“

Seitdem verlor Frankenstein nie mehr seine Spur, aber nie erreichte er ihn; einmal schiffte er sich mit ihm auf demselben Schiff ein, aber konnte ihn nicht entdecken. Bis auf diese Eisflächen des Meeres war er ihm gefolgt und seine Hoffnung war, daß durch das Aufgehen des Eises der höllische Feind vernichtet worden sey.

Zum Schlusse bat Frankenstein Walton, wenn er sterben sollte, ehe er sein Rachewerk vollbracht, an seiner Stelle den Möeder zu strafen, falls er ihn je zu Gesicht bekäme und sich nicht durch seine beredten Worte täuschen zu lassen.

Frankenstein wurde immer schwächer; aber in seiner Schwachheit erhob er sich einmal, um der Schiffsmannschaft, die bei den großen Mühseligkeiten und Gefahren des Vorrückens umzukehren verlangte, dringende Vorstellungen zu machen, welche nicht ohne Wirkung blieben. Zuletzt aber mußte sich doch Walton zur Umkehr entschließen, und Frankenstein starb. In der Nacht nach seinem Tode hörte man vor dem Cabinet, worin die Leiche lag, ein entsetzliches Aechzen und Stöhnen — Walton ging hin und fand den Dämon über die Leiche gebeugt — ein entsetz-

liches riesenhaftes Wesen, mit langem struppigem Haar und der Gesichtsfarbe einer Mumie. Bei Waltons Annäherung sprang er ans Fenster, aber Jener hieß ihn bleiben. Das Ungethüm stieß jetzt Worte der schmerzlichsten Reue und Verzweiflung aus, und seine Klagen über das Elend, das er seit seinen Unthaten erfahren, waren so aufrichtig und herzzerreißend, daß Walton nicht daran denken konnte, ihm ein Leid zu thun. Nachdem er sich im Jammern erschöpft, sprang er zum Cajütenfenster hinaus auf eine Eisscholle. Die Fluthen rissen ihn fort und er verlor sich in Dunkelheit und Ferne.

Diese Erzählung, von der wir einen Auszug gaben, hat im Original, wo die psychologischen so wie die Naturschilderungen viel detaillirter sind, noch weit mehr Anziehendes, und gewiß ist sie merkwürdig schon als das Product einer Frau. In Manchem verläugnet sich allerdings die weibliche Verfasserin nicht; man spürt wohl, daß vielfache fremde Einflüsse auf sie gewirkt haben; die Studien und die Geistesrichtung ihres Gemahls (Shelley schrieb einen entfesselten Prometheus und war ein außerordentlich eifriger Chemiker), und der Umgang und Gespräche mit Byron machen sich vielfach bemerklich; diese aneignende Empfänglichkeit ist aber vergesellschaftet mit einer ausgezeichneten Spontaneität, Kühnheit und Sicherheit des Geistes. Wenn man auch bedauern mag, daß die Verfasserin ihr Talent einem solchen fabelhaften Thema zuwendete, so muß man ihr doch zugeben, daß sie die Eindrücke des unheimlichen Schauders, der Angst und des Entsetzens sehr glücklich hervorruft; und sind auch die Motive der Gemüthszustände ganz willkürlich und fabelhaft, so bleiben doch die psychologischen Darstellungen wahr und ergreifend. Ueber die Hoffmann'schen und ähnliche Spukgeschichten erhebt sich diese Erzählung durch eine, wenn auch nicht klar bewußte, doch hier und dort durchschimmernde philosophische Tendenz, welche ihr einige Verwandtschaft mit der Faustidee gibt. Oder ist nicht darin, daß das Werk der Menschenhand, das Werk Eines der edelsten und weisesten Sterblichen, etwas so entsetzlich Häßliches und Mißgestaltetes wird, die Anerkennung ausgesprochen von der unerreichbaren Weisheit und Güte der in der schaffenden Natur waltenden Macht, deren Bewußtseyn dem menschlichen Geiste dann am lebhaftesten sich aufdringt, wenn er mit ihr wetteifern zu wollen in thörichter Vermessenheit unternimmt? In den Erlebnissen und Gemüthszuständen Frankensteins ist die Schilderung der Reue, der Gewissensangst, der Selbstanklage, ohne eine eigentliche Schuld, bei reinster und wohlwollendster Gesinnung, enthalten — eine allerdings neue Combination, welche die Verfasserin trefflich benutzt, und auf dem Fundament des Unnatürlichen und Unmöglichen mit großer Kühnheit und Wahrheit fortgebaut hat. Die Wechsel in seiner Gemüthsverfassung, die Uebergänge von Angst und Schwermuth zu Hoffnung und Lebensfreude und umgekehrt, unter dem Einflusse theils äußerer Ereignisse, theils der Naturscenen, sind vortrefflich dargestellt.

Das Ungethüm, das Geschöpf des neuen Prometheus, gibt der Verfasserin Gelegenheit, die geistige Entwickelung und Bildung eines menschenartigen Wesens, das aber schon als erwachsen und körperlich ausgebildet ins Leben tritt, von dem ersten Augenblick des Daseyns an, welcher bei ihm nahezu mit dem Erwachen des Bewußtseyns zusammenfällt, zu schildern. Dieß erinnert einigermaßen an die Constructionen der menschlichen Sinnes- und Geistesthätigkeiten bei den französischen Philosophen gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts. Hier läßt sich nicht läugnen, daß die Verfasserin große Sprünge und arge Unwahrscheinlichkeiten sich erlaubt hat und daß sie das Ungethüm mit übermenschlicher Fassungskraft ausstattete. Dabei aber beurkundet sie doch eine außerordentliche Feinheit der Beobachtung und Schärfe der Reflexion, und es ist bemerkenswerth, daß sie, welche hier es unternahm, die Entwicklung des Bewußtseyns eines von Menschenhand geschaffenen, freilich monströsen, Adams zu veranschaulichen, später eine Erzählung dichtete, welche den Titel hat: der letzte Mensch.

Eine Literatur, in welcher phantastische Productionen solcher Art auftauchen, mag allerdings über die Epoche der eigentlich gesunden, kräftigen poetischen Reife hinaus seyn; die gesundeste poetische Kraft läßt sich am Natürlichen genügen und greift nur in außerordentlichen Fällen, von einem geheimen Instinct getrieben, zum Uebernatürlichen, um davon einen symbolischen, mithin doch auf Wahrheit und Realität hinweisenden Gebrauch zu machen. Darum aber darf man doch solche Productionen nicht verwerfen — man muß sich ihrer freuen, in Vergleichung mit so manchen glänzenden Schaumblasen der Tagesliteratur, welche die Phantasie und den Geist ganz nur zum Behufe müßiger und frivoler Unterhaltungslust anstrengen und keine Anregung zum Nachdenken, keine gemüthlichen Eindrücke zurücklassen, was man doch dieser phantastischen und excentrischen Erzählung nachsagen muß.

Zukunft der französischen Literatur.

Ueber diesen schweren und mißlichen Gegenstand, über eine Frage die so verschieden beantwortet werden kann, hat Julien Travers eine interessante kleine Schrift herausgegeben. Es gehört allerdings Muth, ich möchte sagen Verwegenheit dazu, sich entschieden über die Zukunft einer Nationalliteratur zu erklären und ihr das Horoskop zu stellen, denn dabei genügt es nicht, aus der Vergangenheit auf die Zukunft zu schließen. In der Literatur noch mehr, wie in der politischen Geschichte, braucht nur ein großer Mann, ein entschiedenes Genie aufzutreten, um alle Geister mächtig mit sich fortzureißen und ihnen eine neue, unvermuthete, allgemeine Richtung zu geben. Der Verfasser nimmt aber diesen außerordentlichen und seltenen Fall nicht an, sondern denkt nur an die gewöhnliche Wahrscheinlichkeit.

Zuerst skizzirt er schnell und flüchtig die französische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, er hält sich jedoch immer an der Oberfläche auf und bemüht sich nicht darzuthun, wie dieß literarische Jahrhundert mit dem siebenzehnten zusammenhing.

Gar leicht und oberflächlich erklärt er, daß die Schriftsteller keine Revolutionen machen und nie gemacht haben, denn er hätte bedenken sollen, daß hienieden Alles zusammen hängt, und daß zwar Schriftsteller und ihre Bücher materiell nicht von heute auf morgen die Welt ändern, aber nach und nach mächtig auf die öffentliche Meinung wirken, wiewohl diese Schriftsteller wieder unter dem Einfluß des herrschenden Zeitgeistes stehen. Es ist also hier eine Wechselwirkung, bei der die Bücher Zwischenträger sind. Vielleicht spricht der Verfasser jenen Grundsatz nur deßhalb aus, weil er bei aller Anerkennung der Fortschritte und der erfreulichen Reformbewegung der Gemüther am Ende des achtzehnten Jahrhunderts doch aller Revolutionen und der von ihnen ausgegangenen neuen Theorien entschiedener Feind ist. Sein Abscheu vor den Excessen der französischen Revolution ist so groß, daß er darüber einen wichtigen Umstand vergißt. Diese Excesse waren das unvermeidliche Ergebniß des raschen Uebergangs eines von seinen Regierungen seit Jahrhunderten in der Unwissenheit gehaltenen Volks, seines schnellen Uebergangs von der Unterdrückung und Sklaverei zur Freiheit. Er wiederholt eine Phrase der Frau von Staël, die eher brillant als wahr ist, nämlich daß die Literatur immer der Ausdruck der Gesellschaft sey, und bedenkt nicht, daß gerade in jener Schreckenszeit, von 1792 bis 1794, als die Guillotine in unausgesetzter Thätigkeit war, die Literatur mehr denn je der Tugend treu und hingegeben schien; daß gerade damals das Theater von Worten des Edelmuths und der Großmuth wiederhallte, daß damals die Poesie nichts kannte als redliche, milde, ja sanfte Gefühle und damit zur Idylle übergehen zu wollen schien. Jener Kontrast ist gerade das Umgekehrte von heute; die französische Literatur trieft jetzt von Blut und Schauder, die Staatssitten sind aber im Aeußern und Oeffentlichen milder als damals, es wird an besserer Volkserziehung, an Reform der Gefängnisse und Abschaffung der Todesstrafe gearbeitet. Allerdings zeigt die Literatur in ihrem Geist und ihren Tendenzen ein bald mehr bald minder verwandtes Bild des gesellschaftlichen Zustandes, aber von dieser Aehnlichkeit bis zum getreuen Ausdruck ist ein großer Schritt. So gewahren wir jetzt in ihr den Ausdruck jener peinlichen Ungewißheit, des Zweifels über die Dauer des Bestehenden, des Kampfes zwischen Gestern, Heute und Morgen, in dem Alle in Frankreich als Schauspieler oder Zuschauer befangen sind.

Aber gerade dieser Kampf ist vielleicht ein Zeichen von Leben und Kraft und berechtigt wohl zu guten Hoffnungen für die Zukunft. So denkt der Verfasser, so denken auch wir, wiewohl wir gewiß nicht mit vorschneller Gunst die französische Literatur und ihre Erscheinungen betrachten. Die irrigen und schlecht geleiteten, fieberhaften Anstrengungen kecker Neuerer tragen wohl künftig gute Früchte, und wenn bisher aus ihnen nichts hervorging als eine Art Chaos, wo die Geschmacklosigkeit als einziges Gesetz zu herrschen scheint, so braucht man darum noch nicht zu glauben, die ganze Literatur werde untergehen. Alles ist vielleicht nur ein Gährungsübergang, aus dem ein mächtiger Genius hervorgehen und dem geistvollen Volk den neuen, von nun an zu befolgenden Weg zeigen wird.

Der Verfasser schließt seine Schrift auf die allein richtige und passende Weise, indem er die Nothwendigkeit darthut, die Literatur Frankreichs müsse endlich aufhören, nur in der Nachahmung und Entlehnung fremden Geistes zu leben und zu weben, wie dieß jetzt von talentvollen Männern geschieht. Allerdings ist Eigenthümlichkeit und Volksthümlichkeit das erste und vorzüglichste Verdienst jeder Literatur, sie ist das Lebensprinzip, welches sie vor allem gefährlichen Erkranken und Absterben bewahrt. Wahr und schön ist, was der Verfasser sagt: „Seit in Frankreich Korn gebaut wird, sind die Meinungen über den Erfolg nicht so verschieden gewesen. Einige denken, die Pflugschar werde nur auf der Oberfläche bleiben und nicht tief genug gehen, um den Boden zum Fruchttragen zu bringen; Andere fürchten, es werde sich aus dem Pflügen bösartige Gase entwickeln und den Landbauern Schaden bringen; noch Andere hingegen und wir mit ihnen, denken, die ungeheure Fläche frischen, kräftigen, unerschöpften Bodens werde reiche Ernte hervorbringen. In der Zukunft allein liegt das Geheimniß dieser Entwicklung. Wäre man über die Wohlthaten der Kultur in Ungewißheit, so hieße dieß ja an den Wohlthaten des Himmels zweifeln. Was würdet ihr denken von einem ungeschickten und faulen Ackersmann, der sein Feld nicht anbauen und nicht besäen wollte, aus Furcht ein Ungewitter werde ihm um den Lohn seiner Arbeit bringen? Wie wären dieser Ackersmann, wenn einige Wolken am Horizont uns vom Arbeiten abhielten. O nein! Das Licht soll nicht unter den Schäffel gestellt werden, weil es unsere Dächer anzünden könnte. Mit Klugheit wollen wir es von unsern Scheunen und Magazinen fern halten und auf eine Anhöhe stellen, auf daß es alle Völker sehen und mit mehr Eifer arbeiten. Bei seinem wohlthätigen Schein werden sie sich als Brüder erkennen und sich gegenseitig um Verzeihung bitten, daß sie sich damals als Feinde bekämpften, als sie noch Dunkel und Finsterniß umfing." Dieser frohen Hoffnung sind auch wir.

Dr. Müller.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 42.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

12 Mai 1838.

Die Weissagung des Dante.

Von Byron.

Mein Spätroth des Lebens strahlt mystische Kunde,
Und Schatten voraus wirft die kommende Stunde.
Campbell.

Lord Byron schrieb dieses Gedicht im Sommer des Jahres 1819 zu Ravenna, nach dem Wunsche der schönen Gräfin Guiccioli, welche sein „Klagelied Tasso's" gelesen, und nun etwas Aehnliches über Dante's Exil verlangte, der bekanntlich in Ravenna begraben liegt. „So entstanden," sagt der Dichter in der Vorrede, „folgende vier Gesänge. Finden sie Beifall, so bin ich gesonnen, das Gedicht bis zu seinem natürlichen Schlusse im gegenwärtigen Jahrhundert fortzuführen (was nicht geschehen ist). Der Leser denke sich Dante zu ihm sprechend in der Zwischenzeit zwischen der Vollendung seiner göttlichen Komödie und seinem Tode, und zwar kurz vor dem Eintritt des letzteren. Er sagt die Schiksale Italiens in den folgenden Zeiten voraus. Bei Entwerfung dieses Plans hatte ich Lykophrons Kassandra, die Prophezeyung des Nereus bei Horaz, so wie auch die Weissagungen der heiligen Schrift vor Augen. Das gewählte Versmaß ist die Terzine, die bis jetzt in der englischen Sprache, meines Wissens, noch nirgends angewandt worden ist, so daß man dieses Gedicht als einen metrischen Versuch betrachten kann."

Widmung.

Wenn für das Land, das kalte, nebelgraue,
Wo anfing, doch nicht ende meine Bahn,
Ich Deines Welschlands hohem Dichter-Ahn
Nachahmend hier die Terza Rima baue,

Von Südens Harmonieen diese rauhe
Abschrift in Runen: — Du gabst mir den Wahn
Ins Herz, und hab' ich wagend fehlgethan,
Ist's, Herrin! Deine Huld, der ich vertraue.

Du sprachst, in Reiz- und Jugendstolz gewöhnet
Zu sprechen und gehorchen Dir zu sehn;
O sonn'ger Süden, der so klangreich tönet

Und der so schöne Formen sieht entstehn;
So süßer Laut durch solchen Mund verschönet,
An welche Arbeit hieß' er uns nicht gehn!

Ravenna, 21 Jun. 1819.

Erster Gesang.

Nochmals zur schwachen Menschenwelt hernieder,
Der ich entrückt für immer mich geglaubt,
Und Staubgewicht der Erde fühl' ich wieder! —
Zu bald des ewigen Gesichts beraubt,
Das, heil von Schmerz, zu Gott mich hob empor
Vom Abgrund, der sonst Rückkehr nicht erlaubt,
Wo hoffnungslos Verdammte mir das Ohr
Erfüllten; — auch vom Ort der Qual, die kleiner,
Draus gluthgeläutert geht der Mensch hervor,
Sich Engeln anzureihn, als deren einer
Mich meine Beatrice, überschwenglich
Mit ihrem Licht beseligend, zu Deiner
Thronstufe führte, Gott! du uranfänglich,
Dreieinig, einzig, ewig, unerfaßt —
Mich, den von aller Glorie unversenglich
Von Stern zu Stern gestiegnen Erdengast,
Bis ich zum Thron der Allmacht vorgerückt.
Du, deren schöne Glieder lang' die Last
Der Scholle und des kalten Steins gedrückt,
O Beatrice, Seraph, einz'ge, reine,
Früherste Liebe! die mich so entzückt,
Daß meinen Busen sonst bewegte keine,
Und die Begegnung deiner Seele drüben
Die war des Wesens, ohne das die meine
Wie Noah's Taube sich hätt' umgetrieben,
Ruhlos, bis sie dich fand, und unvollkommen
Wär' ohne dich mein Paradies geblieben.

Seit mir die zehnte Frühlingssonn' entglommen,
Warst du mein Leben, Denken, schon geliebt,
Eh' ich den Namen Liebe noch vernommen;
Noch herrlich leuchtend jetzt, ist auch getrübt
Mein Aug' von Jahren, Krieg, Exil und Thränen
Um dich, die sonst kein Weh' mir eingeübt.
Denn meines Geists Natur ist nicht von denen,
Die Tyrannei und Pöbellärm bezwingt,
Und, spannt' umsonst der lange Kampf die Sehnen,
Und werd' ich niemals (wenn nicht leichtbeschwingt
Mein innres Aug' die Wolk' am Apennin
Bis nach Florenz, deß Ruhm ich war, durchdringt)
Die Heimath wieder sehen, wär's, darin
Zu sterben nur, ist dem vertriebnen Alten
Der ernste hohe Geist doch nicht dahin.
Doch sinkt die Sonn', ob lange klar erhalten; —
Ich greist' in Thaten, Denken, Zeit und trat,
Stirn gegen Stirn, zerstörenden Gewalten
Auf allen ihren Wegen in den Pfad.
Mich ließ die Welt, wie sie mich funden, rein,
Und erntet' ich nicht ihres Lobes Saat,
Sucht' ich's auch nicht durch Lockung, die gemein.
Der Mensch thut Unrecht, doch es rächt die Zeit;
Kein dunkles Denkmal wird mein Name seyn,
War auch mein Ehrgeiz nicht die Eitelkeit,
Zu seyn von den ruhmsüchtigen Gesellen,
Die großthun in des Rufes Kleinlichkeit,
Mit schwachem Menschenhauch ihr Segel schwellen,
Und denen es die höchste Glorie scheint,
Sich in der blut'gen Chronik aufzustellen
Bei dem Erobrer und dem Tugendfeind.
Florenz, Florenz! frei wollt' ich dich und groß;
Du aber, wie Jerusalem, beweint
Vom Heiland einst, du wolltest nicht dieß Loos.
Wie's Vöglein mit den Flügeln deckt die Jungen,
Hätt' ich geheget dich im Vaterschooß,
Wär' ungehört dir nicht mein Ruf verklungen;
Du aber spritztest Gift dem Busen zu,
Taubwilde Viper, der dich hielt umrungen,
Zerstörtest meines Glückes stille Ruh
Und diesen Leib verdammtest du zum Feuer. *)
O Fluch des Vaterlands, wie herb bist du
Dem, der gern stürbe für sein Land, ein Treuer,
Doch nicht verdient, durch es den Tod zu finden,
Und dem 's doch lieb, im Zorn noch lieb und theuer!
Wohl kommt ein Tag, da wird sein Irrthum schwinden,
Wohl kommt ein Tag, da 's auf den Staub stolz wäre,
Den jetzt es zu verstreu'n befiehlt den Winden;
Da 's überträge gern des Grabes Ehre
Deß, dem 's die Heimath nahm; — doch so nicht soll's! —
Mein Staub lieg', wo er fällt von Ungefähre.
Das Land, das mich gebar, doch hart und stolz
Ausstieß, zu athmen an dem Wanderstab,
Soll drum noch nicht mich haben, weil 's des Grolls
Und der Verdammung launisch sich begab.
Nein, es hat mir, was mein, versagt — den Herd,
Es habe nicht, was sein nicht ist — mein Grab.
Zu lange hat 's kriegskräftig abgewehrt
Die Brust, die ihm bereit mit ihrem Blute,
Den Geist, der in Versuchungen bewährt,
Den Mann, der focht, der reiste, der nie ruhte
In Bürgerpflicht, und dem 's den Lohn gebracht,
Zu schauen, wie im Arglist-Uebermuthe
Der Gueif die Bosheit zum Gesetz gemacht.
Dieß alles sind nicht Dinge zum Vergessen,
Eh' sinkt Florenz in des Vergessens Nacht.
Die Wund' ist noch zu frisch, zu tief gefressen
Hat 's Unrecht und der Schmerz ist noch zu neu,
Als daß Verzeih'n und Schuld sich sühnt' indessen,
Kam ihm auch endlich, wenn auch spät, die Reu' —
Doch, doch! mein Leib wird sanfter wegen seiner,
Und du, Beatrix, weckst mir heil'ge Scheu,
Am Boden mich zu rächen der einst meiner,
Und noch geheiligt ist durch dein Gebein,
Zur Mörder-Freistatt, hehr genug mit Einer
Graburne tausend Feinden Schutz zu leihn.
Mag 's mir wie Marius in Minturnä's Sumpfe
Und auf Karthago's Schutt zu Muthe seyn,
Mag ich die Todeszuckungen am Rumpfe
Manch schnöden Feinds im Traum sich winden sehn,
Und überwölbt die Hoffnung auf Triumphe
Die Stirne mir — mag das vorübergehn!
Es sind die letzten Schwächen im Gefühle,
Derer, die trugen mehr als Erdenweh'n,
Und, irdisch noch, nur auf der Rache Pfühle
Ruh finden — sie, die schlafend träumt von Blut,
Und wachend lechzt, daß Rades-Umschwung kühle
Des Durstes ew'ge, oftgetäuschte Gluth,
Auf daß, wer trat, sink' unter unsern Tritten,
Und Tod und Ate nun dem Uebermuth
Komm' über niedrig Haupt und Rumpf geschritten —
Gott! nimm von mir solch Denken, solches Bild!
In Deine Hand geb' ich was ich gelitten;
Der Allmacht Ruthe räch' es. Sey mein Schild,
Wie Du es warst in Fahr, in schweren Tagen,
In stürmischen Städten, auf dem Zeltgefild,
In Noth und Mühsal für Florenz getragen
Umsonst — Von ihm geh' ich an Dein Gericht,
Du jüngst in Herrlichkeit Erschauter! klagen —
Erschauter in dem strahlenden Gesicht,
Das sehn und leben Keinem ist gewähret,
Und mir hast Du 's gewährt und Andern nicht.

*) „Ut si quis prædictorum ullo tempore in fortiam dicti communis pervenerit, talis perveniens igni comburatur, sic quod moriatur" — so lautete der zweite Urtheilsspruch der Florentiner gegen Dante und die vierzehn Mitangeschuldigten. Das Latein ist des Urtheilsspruchs würdig.

Mit welchem Druck auf meine Stirn rückkehret
  Gefühl der Erd' und ird'scher Dinge Zank!
  Schwerdumpfer Sinn und Leidenschaft, die gähret,
Des Herzens Krampf auf geist'ger Folterbank;
  Tag lang, Nacht leidig; Rückblick auf ein trüb
  Und blutig halb Jahrhundert, das versank,
Und was an wen'gen schwachen Jahren blieb,
  Grau, trostlos; doch zu tragen minder hart,
  Da ich zu früh' ans öd' Gestade trieb,
An der Verzweiflung Riff geschleudert ward,
  Als daß ich noch aufs schnelle Segel schaute,
  Das diesen Fels umfliegt mit sichrer Fahrt.
Ich rufe nicht; wem läg' am Wehelaute?
  Nicht diesem Volk gehör' ich, dieser Zeit:
  Doch was ich sang, das Denkmal, das ich baute,
Wird sie erretten von Vergessenheit,
  Wann längst kein Aug' mehr ihren wirren Jahren
  Nachspürte und dem wüth'gen Bürgerstreit,
Würd' nicht mein Reim so manche That bewahren
  Werthlos an sich, wie er, der sie gethan.
  Fluch ist's, den Geister meiner Art erfahren:
Gestumpft, gefoltert seine Lebensbahn
  Hinzehrt der Dichter, und er stirbt alleine;
  Dann treten Tausend' an sein Grab heran,
Pilger der Fremde suchen sein Gebeine,
  Gelockt vom Namen — er nur noch ein Hall —
  Huld'gung verschwendend überm stummen Steine,
Verbreiten nun sie dessen Ruhmesschall,
  Der nicht mehr hört; — und theuer kommt mir meiner!
  Der Tod ist nichts; doch solche Art Verfall,
Herniederbeugen meinen Geist von seiner
  Unendlichkeit, seyn eine Alltagsschau
  Für Alltagsaug', beengt im Kreise Kleiner,
Irr wandernd — hat der Fuchs doch seinen Bau! —
  Von Freunden, Heimath, Allem weggerissen,
  Was süß Gemeinschaft macht, Schmerz minder rauh,
In Einsamkeit gleich Königen mich wissen,
  Doch bar der Macht, die leichtert Kronenlast,
  Der Taube Nest und Schwinge neidend missen,
Zu fliegen, wo der Apenninenast
  Zum Arno schaut, vielleicht da schwebt sie nieder
  In meine harte Vaterstadt zur Rast,
Die meine Kinder zählt als ihre Glieder
  Und sie, das Weib, verhängnißvoll und kalt,
  Deß Mitgift Unheil war: *) — dieß immer wieder
Sehn, fühlen unveränderter Gestalt,
  Die Lehr' ist bitter; — frei doch bleib' ich immer;
  Nie sucht' und fand ich, was für niedrig galt,
Verbannter ward ich, aber Sklave nimmer.

Altenhöfer.

*) Dante's Gattin hieß Gemma, und stammte aus einem der mächtigsten Guelfengeschlechter, dem der Donati; Corso Donati war der Hauptgegner der Ghibelinen. Sie wird bei Giannozzo Manetti geschildert als „admodum morosa, ut de Xanthippe Socratis philosophi conjuge scriptum esse legimus."

Prometheus.

Von Edgar Quinet.

Bei der Herausgabe seines letzten Werkes: Napoleon, verwies E. Quinet, um sich gegen den Verdacht von Mangel an religiöser Gesinnung zu schützen, auf ein Gedicht, welches später folgen und die Trilogie ergänzen sollte, die nunmehr, aus Ahasverus, Napoleon und Prometheus bestehend, vollständig dem Publikum vorliegt. Der Verfasser hat jedoch in der Vorrede zu seinem neuesten Werke das Verhältniß desselben zu den früheren nicht festgestellt, und wir übergehen deßhalb diesen Punkt um so mehr, als das vor uns liegende Gedicht für sich genommen, Stoff genug für unsere Reflexion darbietet.

Wir begrüßen dieß lyrisch-dramatische Gedicht als eine willkommene und glückbedeutende Erscheinung in der französischen Literatur aus mehr als Einem Grunde. Edgar Quinet gehörte, trotz den phantastischen Ueberschwänglichkeiten, welche wir bei der Anzeige seines Ahasverus und zum Theil auch seines Napoleon bemerklich gemacht haben und von welchen wir auch vorliegendes Gedicht nicht ganz frei sprechen können, doch zu der kleinen Zahl der ernsten und keuschen französischen Dichter, die aus der Poesie wirklich einen Kultus machen, die nicht daran verzweifeln, die Geister und Herzen für die Poesie zu gewinnen und zu erwärmen, dadurch, daß sie nach Inhalt und Form sie zu erheben und zu adeln trachten, — während so Viele kein Bedenken tragen, sie zu erniedrigen und zu entwürdigen, um durch solche Opfer den Beifall der profanen und frivolen Masse zu erkaufen; zu der Klasse der Dichter, welche sich als Priester und Herolde von dauernden, großen und wichtigen Ideen, nicht als Lakaien des Zeitgeschmacks, der Mode, als Einschläferer der blasirten Langweile betrachten. Seine Poesie ist, mit einem Wort, verwandt mit der Philosophie, der Wissenschaft des Ewigwahren, während ein so großer Theil der poetischen Literatur Frankreichs den Interessen, den Tendenzen und Skandalen des Tags sich zuwendet und huldigt; und augenblickliche Unterhaltung und Spannung des Publikums, ein augenblickliches Aufsehen als höchstes Ziel ihres Strebens beabsichtigt. Wir behaupten gar nicht, daß die ächte und höchste Poesie eine Tochter der Philosophie oder Speculation sey; im Gegentheil glauben wir, daß der reinsten Entfaltung der Poesie die Abhängigkeit von der Philosophie eher nachtheilig werden muß; aber wenn einmal der Quell der Poesie nicht mehr in jugendlicher Fülle und Frische in einem Volke sprudelt; wenn die Dichtung nicht mehr hauptsächlich das Produkt der mächtigen Naturkraft, sondern in höherem oder geringerem Grade auch das der Bildung ist: dann glauben wir ist es von großer Wichtigkeit und von gedeihlichster Wirkung, wenn die Dichter, versteht sich neben dem Studium der lebendigen Welt, der Natur und der Geschichte, der Erforschung der höchsten religiösen und metaphysischen Ideen und der Entwicklung derselben in der Geschichte der Menschheit sich widmen, wenn sie durch solche Betrachtung des Ewigen ihren Geist sammeln und koncentriren, statt sich, wie die Lieblinge und Helden der Modeliteratur, in taumelndem Genuß, im Haschen nach den Interessen des Tages

zu zerstreuen und zu verflachen; wenn sie, statt das Frivole, Nichtige und Gemeine mit künstlichen Reizen aufzustutzen, die Wahrheit im reinen Gewande und in den keuschen Formen des Schönen dem Auge näher bringen. Die ausgezeichnetsten neuesten Dichter Deutschlands und Englands können als Zeugen für unsere Ansicht genannt werden; vor allen Schiller, welcher sich der Philosophie fast mit eben solchem Eifer widmete, wie der Poesie selbst, und der deßhalb nicht minder populär wurde, ja der vielleicht seinen großen Einfluß auf sein Volk großentheils seiner philosophischen Geistesrichtung verdankt, die seinen Productionen ihre ideale Weihe verlieh. Cultivirte Goethe die Philosophie minder systematisch, so blieben ihm doch ihre Probleme nichts weniger als gleichgültig; auf seine Art eignete er sich die Resultate der verschiedenen Philosophien an; auf seine Art beantwortete er sich die großen Fragen der Spekulation, welcher er, neben manchen Gedichten, in seinem Faust seinen Tribut auf eine so glänzende, in der Geschichte der Poesie epochemachende Weise abtrug. Jean Paul, Tieck, Novalis — Alle standen unter dem mächtigen Einfluß der Philosophie. Von Engländern wollen wir als philosophische Dichter nur erwähnen: Coleridge, Wordsworth, Shelley. In Frankreich ist die philosophische Poesie einigermaßen vertreten von Lamartine, welchem sich Edgar Quinet zugesellt. Dieser Letztgenannte hat sich auch in seinem Vaterland durch die Uebersetzung von Herders Ideen zu einer Geschichte der Menschheit ein Verdienst und einen Namen erworben, und seine poetischen sowohl als seine sonstigen Arbeiten geben Zeugniß von der Empfänglichkeit und dem Eifer, womit er, der auch in einer deutschen Stadt seinen längern Aufenthalt genommen, die Schätze des deutschen Geistes und der deutschen Poesie in sich aufnimmt und verarbeitet. Wenn die Ergebnisse eines solchen Strebens, das Beste und Gediegenste fremder Bildung und Poesie sich anzueignen und gleichsam zu nationalisiren, auch nicht gerade vollendete poetische Meisterwerke sind, so ist doch schon die ernste und würdige Tendenz als ein erfreuliches Zeichen anzuerkennen, und wenn auch diese Werke selbst noch keine tiefe Wurzeln im französischen Geist zu schlagen im Stande seyn sollten, dienen sie doch gewiß, den Geschmack für tiefere Poesie vorzubereiten und zu kräftigen. Die erste Vermählung des deutschen Geistes mit dem französischen im Romanticismus war etwas hastig und übereilt; manches wilde Reis wurde aufgepfropft und verdorrte wieder oder blieb ohne Früchte; jetzt scheint Frankreich, obgleich im Gebiet der schönen Literatur eine Stockung eingetreten ist, doch in der Stille mit größerem Fleiß und tieferer Gründlichkeit die geistigen Schätze Deutschlands, besonders in den Fächern der Philosophie und Geschichte, in Saft und Blut verwandeln, und mehr durch tüchtige Benützung der gemachten Studien, als durch oberflächliche Entlehnung und Nachahmung einen dauernden Rapport herstellen zu wollen. Nachdem wir hiemit kurz den Gesichtspunkt angedeutet, von welchem aus dieß neue Gedicht uns vorzüglich interessant ist, gehen wir zu dessen Analyse und Beurtheilung über.

Das lyrische Drama Prometheus zerfällt in drei Theile: Prometheus der Feuererfinder, der gefesselte Prometheus, der befreite Prometheus. In dieser Behandlung und Eintheilung schließt sich Edgar Quinet, wie man sieht, ganz an die Trilogie des Aeschylus an, von der jedoch nur das mittlere Stück, der gefesselte Prometheus, uns erhalten ist. Kein Einsichtsvoller wird dem Verfasser einen Vorwurf daraus machen oder zum voraus das Verdienst seines Gedichts geringer anschlagen, weil er einen schon behandelten Stoff gewählt und in der Anlage seines Werks dem großen Griechen gefolgt ist. Die wahre Poesie und Kunst geht nicht so sehr auf Neuheit des Stoffes aus wie z. B. der Roman oder die Novelle, welche vom Neuen den Namen trägt; die alten Tragiker der Griechen selbst behandelten vielfach einen und denselben Stoff, wobei dann, innerhalb eines gegebenen Kreises, die produktive Kraft des Dichters sich nur um so mehr angespornt fühlte, in Variirung der Anlage im Einzelnen, in den Motiven und in der Nuancirung der Charaktere das Höchste und Vollendetste zu leisten. Je entwickelter der poetische und Kunst-Sinn ist, um so mehr verschwindet das nur stoffartige Interesse, um so weniger verlangt man Ueberraschung durch Neues. Schon bei mehr historischen Thematen ist, wie die Erfahrung zeigt, eine große Mannichfaltigkeit der poetischen Behandlungsweise möglich, noch mehr aber ist dieß der Fall bei solchen Vorwürfen, welche mehr in die Sphäre des Ideellen fallen, wo das Faktische, die Tradition mehr nur den Werth von etwas Symbolischem hat, das jeder Bearbeiter dann wieder auf seine Weise faßt und interpretirt. Jedoch hat E. Quinet nicht bloß den Aeschylus zum Vorgänger; die Idee des Prometheus hatte auch Goethe einmal aufgefaßt und das kurze Fragment, das er bearbeitete, ist durch philosophische Streitigkeiten, welche darüber ausbrachen, berühmt geworden. Byron und Shelley haben, jener in einer Ode, dieser in einem lyrischen Drama das Thema behandelt. „Jeder dieser Dichter," sagt E. Quinet, der sie auch anführt und ihnen noch Calderon und Beethoven zugesellt, „konnte doch auf seine Weise originell seyn, da dieser Gegenstand zu den wenigen gehört, welche von vorn herein alle Fragen umfassen, die auf den Menschen Bezug haben, und gewissermaßen nur von der gesammten Menschheit selbst erschöpft werden können." — Prometheus ist in dieser Hinsicht dem Faustthema ähnlich; er ist der Träger und Repräsentant einer umfassenden Idee, welche auf die mannichfachste Weise sich modificiren läßt.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 43.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

16 Mai 1838.

Prometheus.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser glaubt sich aber nun weiter rechtfertigen zu müssen, daß er, nicht nur etwas schon Dagewesenes neu behandelte, sondern daß er in das griechische Alterthum und dessen Mythologie zurückgriff. „Wie kann man wagen," sagt er, „in einer Zeit, wo die dem Alterthum entlehnten Vorwürfe beinahe in allgemeiner Mißachtung stehen, einsichtsvollen und geschmackvollen Lesern die verbrauchten Götter des Olymps wieder vorzuführen? Heißt das nicht sich selbst muthwillig zur gerechten Vernachlässigung verurtheilen? Ich könnte hierauf entgegnen, daß, sofern die Kenntniß der alten Völker durch mannichfache Entdeckungen oder tiefere Forschungen eine ganz andere Gestalt bekommen hat, sich der Einbildungskraft unserer Zeitgenossen gewissermaßen das Alterthum ganz neu darstellt. Die Vergangenheit dehnt sich ins Gränzenlose aus. Alle Geschichten werden umgeschaffen; alle Jahrhunderte werden erforscht oder erscheinen in verändertem Lichte. Soll die Poesie allein ihren Gegenstand mehr und mehr einschränken? Soll die Gestalt der Menschheit, die mit jedem Tag in der Geschichte sich mehr vervollständigt und ergänzt, sich in der Kunst immer nur fragmentarisch zeigen?" Außer diesem allgemeinen Grund für seine Wahl hat aber E. Quinet noch einen specielleren; „Wenn es," sagt er, „den Neuern wirklich gestattet ist, antike Gegenstände zu behandeln, so gilt dieß ganz gewiß vorzugsweise dann, wenn diese Gegenstände ihre wahrhafte Entwicklung und Lösung nur in den Umwälzungen und in dem Geist der Völker der neuern Zeit gefunden haben. Nun gibt es mehrere dieser Art, und Prometheus ist das schlagendste Beispiel. Man darf sich nur an die Hauptzüge der Sage vom Kaukasus erinnern, so wird man sich überzeugen, daß dieß eines der Räthsel der heidnischen Poesie ist, die erst durch den Geist des Christenthums sind gelöst worden. Prometheus hat sich gegen die Macht der herrschenden Götter empört; er hat ihnen zum Trotz die Menschheit erschaffen; er hat ihnen das heilige Feuer entwendet. Die heidnischen Götter fesseln ihn, ohne ihn zu unterwerfen. Auf dem Kaukasus prophezeyt er ihren Sturz; er erwartet den neuen Gott, der, sie stürzend, ihn befreien soll. Andrerseits schwört Jupiter im Namen des bedrohten Kultus, der Lästerer und Frevler solle ewig an dem Felsen angeschmiedet bleiben. Welche Versöhnung bot das Heidenthum dar zwischen diesen sich entgegenstehenden Schwüren, zwischen dem Propheten der Zukunft und dem Gott der Vergangenheit? Keine. So lange das Geschlecht der Olympier nicht gestürzt ist, woher sollte das Heil kommen für den der sich dagegen auflehnt? Daß Prometheus befreit würde, dazu wäre erforderlich, daß er seine Prophezeyung abschwüre, oder daß Zeus seiner Gottheit etwas vergäbe — das heißt, daß der eine oder der andere dieser Charaktere aufhörte zu seyn, was er seinem Wesen nach ist. So lange der neue Gott nicht erscheint, ist kein genügender Grund vorhanden, daß die Marter des Kaukasus aufhöre; Christus, dem Reich des Zeus ein Ende machend, ist der einzig mögliche Erlöser des Prometheus. — Von der Nothwendigkeit gedrängt, der Sage einen Schluß zu geben, hatten allerdings auch schon die Alten den Titanen befreit. Aeschylus, Sophokles und wahrscheinlich auch Euripides hatten den Vorwurf dramatisch behandelt. Niemand bezweifelt, daß diese Werke den Stempel des Genius dieser großen Meister an der Stirne trugen. Sie bemeisterten durch ihren Willen die Widersprüche, welche in Menge aus der Fabel selbst sich hervorthaten. Aus einer Tragödie, die im System des Heidenthums unauflöslich blieb, ließen sie Wunder der Kunst entspringen. Aber diese Wunder selbst konnten die Natur der Sache nicht ändern. Der Dichter triumphirte über den Vorwurf, aber der Vorwurf selbst blieb was er war — unvollständig, räthselhaft. Will man sich noch genauer von der Schwierigkeit überzeugen, welche ich hier andeute? Man betrachte die Basreliefs, in welchen dieser Theil der Fabel behandelt ist. Prometheus wird wirklich von Herkules befreit; aber dieser Prometheus, bereuend, entmuthigt, sich selbst verläugnend, trägt für immer an Händen und Füßen ein Stück Fels vom Kaukasus mit sich. Durch dieß Auskunftsmittel kam

man über alle Widersprüche hinaus. War nicht der Schwur des Zeus buchstäblich erfüllt? Wenn auch der Titane wieder im Himmel erschien, er war nicht losgekettet von dem Felsen, von dem er ein Stück an sich trug. Dieß in die Kunst übergetragene Sophisma, so ganz widersprechend der sonstigen griechischen Einfachheit, ist wohl der sprechendste Beweis von der Unfähigkeit des Heidenthums, für dieß Gedicht eine ernste passende Lösung zu finden. Dagegen wenn man mittelst des Christenthums die Sage von Prometheus ergänzt, befindet man sich ganz in Uebereinstimmung mit der natürlichen Folge der religiösen Revolutionen; man vollendet diese göttliche Tragödie nach demselben Plan, der in der Geschichte von der Vorsehung bezeichnet und in der That von der Menschheit selbst ausgeführt worden ist. So wird das Gedicht das Bild der Wirklichkeit selbst. Uebrigens begegnet man mit dieser Idee den Vorstellungen mehrerer Kirchenväter. Lange vor mir hat ein alter Kommentator des Aeschylus, der Engländer Stanley, die Bemerkung gemacht, daß die ersten Begründer des Christenthums sich haben angelegen seyn lassen, die Gestalt des Prometheus auf diese Weise zu deuten." E. Quinet führt nun mehrere allerdings beachtenswerthe Aeußerungen von Kirchenvätern an, welche im Prometheus einen Typus, eine Art von Vorläufer Christi erblickten, und fährt fort: „Prometheus ist der Prophet von Christus im Schooße des griechischen Alterthums, den Gott, welchen die hebräischen Seher dem Orient predigten, weissagte er dem Occident. Dasselbe Christenthum, das sich später durch die Verbindung des Evangeliums und Platons entwickeln sollte, offenbart sich zuerst im hohen Alterthum durch den Mund der Propheten und des Prometheus; der Titane trifft hier mit den Patriarchen zusammen. Prometheus ist die Darstellung der Menschheit nach ihrer religiösen Seite. Aber er hat nicht bloß diesen historischen Charakter; er schließt in sich das innerliche Drama Gottes und des Menschen, des Glaubens und des Zweifels, des Schöpfers und Geschöpfs; und deßwegen schließt sich diese Sage allen Zeitaltern an und wird dieß Drama nie einen Schluß haben. Mag man immer den darin enthaltenen Ideen zu entfliehen suchen; unter einer oder der andern Gestalt werden sie unaufhörlich wiederkehren und sind, so zu sagen, das ewig fortbestehende Element aller Poesie." — „Wenn Prometheus, wie sein Name andeutet, der ewige Prophet ist, so folgt daraus, daß jedes Zeitalter der Menschheit dem Titanen neue Orakel in den Mund legen darf." —

Erster Theil. Prometheus der Feuererfinder. I. Die Erde steigt eben noch feucht aus den Fluthen empor. Prometheus bildet am Meeresufer, aus dem Urschlamm Menschen von allen Lebensaltern. Rings um ihn her liegen die noch unbeseelten Menschenleiber aus Lehm; er, von einer Wolke umgeben, ist allein auf der Erde und vollendet eben die Gestalt einer Riesin. Er spricht sich selbst Muth ein zur Fortsetzung seines Werks: „Muth, Muth! Das Werk schreitet vor! im Angesicht des Himmels werden diese Gebilde von Lehm leben, so gut wie die Götter; ich fühle wie es unter meinen Händen gährt und sich belebt; mit meinen Titanenthränen habe ich zweimal schon den Schlamm befeuchtet, woraus Menschen werden sollen; zweimal zerbrach das angelegte Menschenbild in meinen Händen, und die künftige Welt rollt noch im Staube..." Er klagt den engherzigen Neid der Götter an, die mit Geschöpfen niederer Art zwar die Erde bevölkert haben, „aber in einen Körper von Thon einen unsterblichen Geist, eine Seele, welche ein Strahl ihres eigenen Himmels belebte, die sie wie ich nach ihren Namen kennen, sie lieben, hassen, vielleicht übertreffen könnte — nein, nie werden die großen Götter, die Schöpfer von Zwergen eine solche Seele mit ihren kargen Händen schaffen. Denn dann würde unter der Wolke, welche sie umhüllt, ein Zeuge sie begleiten mit dem Auge seines Gedankens; sie wären nicht mehr allein; sie könnten nicht mehr in den Armen des Müssiggangs der olympischen Trunkenheit fröhnen; sie müßten, unter ihrem Purpur immer gebunden, von Gesetzen die Stimmen der zu ihnen flehenden Welten hören." — „Was werden sie nun bald sagen, wenn sie von ihren Wolken herab die Kinder meiner Hände werden erwachen sehen? ... Der unbärtige Jupiter mit seinem jungen Scepter wird glauben, diese Seelen beugen zu können wie Gras. Die großen Götter können Alles, aber vergebens würden sie sich bemühen in den Geschöpfen aus Lehm den Hauch meiner Brust zu ersticken." — Mittlerweile hat Prometheus den Körper der Riesin vollendet und haucht ihr nun seine Seele ein: „alle meine Güter sind dein! Freiheit, Bewußtseyn, beharrliche Erinnerung, Thränen, blinde Hoffnung und unendliche Wünsche, welchen das Weltall Schranken setzt. Besitze den Himmel und die Hölle! Meine Titanenseele wohnt in deiner Brust!" — Hesione erwacht zum Leben; überrascht und geblendet zuerst von der sie umgebenden Welt, lernt sie bald sich von den andern Gegenständen unterscheiden; sie kommt zum Selbstbewußtseyn; sie hört mit trunkenem Entzücken die Stimme des unter der Wolke verborgenen Prometheus, der sich alsbald auch ihrem Auge darstellt. Ein gränzenloser Wissenstrieb legt ihr eine Menge Fragen in den Mund, und bald kommt sie darauf, den Prometheus über das Wesen der Götter zu befragen. Prometheus erklärt ihr, die Götter seyen seine Nebenbuhler, seine Sieger, seine Feinde und auch die ihrigen, wenn sie sich entschließe zu leben. Er läßt ihr nämlich die Wahl, wieder ins Nichts zurückzukehren, oder das Geschenk des Lebens mit all seinen Bürden und Schmerzen, die er ihr schildert, zu behalten. Er verschweigt ihr nicht die Mühen, die Leiden, den Gram, die Thränen, die ihrer im Leben warten, und die Pein des Todes: „Nie wird der süße Schlaf der Taube dir die Augen schließen; in deiner langen Nacht werden die schwer keuchenden Träume, welche der Kummer und die Reue anführen, die schwarzen Ahnungen, die Erstgebornen der Finsterniß werden sich neben dir auf Leichenstühlen niedersetzen. Hinter dem vom Stachel gedrängten Stier dreingehend wirst du dein Brod essen in der rauhen Furche des Feldes. Frei in der Welt, aber Sklavin deiner selbst wirst du zwischen dem Himmel und mir, zwischen dem Altar und der Lästerung schwebend, deine Götter wählen. Höre weiter! deine eigenen Söhne werden deinen Schooß verfluchen; vor der Geburt schon sind sie dem Grabe geweiht. Das Spielzeug der Halbgötter, denen sie es werden gleichthun wollen, zu stolz zu gehorchen und zu schwach zu kämpfen, werden sie

einen ehernen Himmel über ihrem Haupte lasten fühlen ... Immer betrogene Hoffnungen, Täuschungen, Lügen — dieß wartet deiner, und nun sage mir — die Götter sind deine Feinde. Prometheus ist für dich — nimmst du trotz der gegen dich verbündeten Götter das Geschenk des Lebens an, oder willst du sogleich wieder in die ewige Nacht zurückkehren?" — Hesione verwirft, berauscht und entzückt von dem frisch gekosteten Leben, den Gedanken an eine Rückkehr ins Nichts; sie athmet lauter Wonne; „Alles liebt mich, Alles gefällt mir und wird mich immer lieben! Gruß dir, balsamischer Himmel, der mir zulächelt!" Prometheus warnt sie nun auch vor dem Fluche des Himmels und vor dem Truge des Meeres, aber sie achtet darauf nicht. „Die Erde bleibt mir doch hold!" ruft sie aus und begrüßt mit kindlicher Freude Berge, Thäler, Quellen, Grotten, Blumen.

II. Der Vulkan auf Lemnos. Prometheus steigt auf der erkälteten Lava hinab in den Vulkan. Zwei Lavaströme brechen aus dem Krater. Der Chor der Cyklopen erscheint auf dem Gipfel mitten unter den Flammen. Die Cyklopen schildern in einem lebendigkräftigen Chorgesang ihre Arbeit und das Toben und Wüthen ihres Feuer speienden Berges. Sie sind beschäftigt mit einem großen Werk: „Schmieden wir den Panzer der Götter! Harter Stahl soll sie umschließen, daß an ihnen erlahmend scheitere die Drohung einer unbesiegbaren Zukunft. Für Götter ohne Waffenrüstungen ist jeder Streich eine Wunde; schaffen wir ihnen die stählernen Gewande! die Götter fürchten sich vor dem Tod!" — Prometheus kommt näher, die Götter der Zukunft anrufend, daß sie ihn mit ihrem Schatten als mit einer Aegide bedecken und ihn mit ihrem Geiste leiten möchten. Seinem Werke fehlt noch das Feuer, das Geheimniß des Allmächtigen und das Symbol der Seele. „Schon seh' ich das funkelnde Auge der Cyklopen; aber umsonst daß unter ihren Streichen die Erde erbebt und schwankt wie ein von den Beeren des Bacchus trunkner Thyrsusschwinger. Die zornigen Dämonen erschrecken mich nicht mehr. Sehen wir zu, wenn der Grimm des Chaos sich wieder entzündet, wer zuerst des Kampfes müde wird: Prometheus oder der Abgrund? Der Unmöglichkeit trotzen und den Himmel herausfordern, meine Seele messen mit der Seele der Götter, das Verhängniß erschüttern auf seinem alten Fundament, kämpfen ohne Hoffnung, verachten den der mich zermalmt — das ist meine höchste Wonne. Der Gesang der Cyklopen dauert fort; die Rüstung ist gefertigt; sie rufen einander zu, leise zu sprechen, die Götter schlafen. Prometheus nähert sich immer mehr, der Ohnmacht der Götter und ihres traurigen Schicksals spottend. Die Cyklopen lassen die schweren Hämmer auf den Ambos niedersinken; das Getöse verstummt — sie schlafen ein. Prometheus tritt in die Esse, betrachtet Alles, hebt einen Hammer auf und bedenkt bei sich selbst, wie es wäre, wenn er damit eine neue Welt schmiedete? Zuletzt schöpft er von dem Feuer in ein goldnes Gefäß und entfernt sich, triumphirend über seinen herrlichen Raub, mit welchem er gleichsam die Seele der Welt, das Prinzip des Lebens in seine Gewalt bekommen hat: „Ich besitze die Quelle, aus der die Tage sich gestalten und die göttliche Liebe der künftigen Himmel. Fort eile ich mit der durch einen Frevel gewonnenen Flamme, und sollte sie auch, sich ausbreitend, mich selbst verzehren!"

(Fortsetzung folgt.)

Nisard über Chateaubriand's Uebersetzung*) von Miltons verlornem Paradies ins Französische.

„Das System der buchstäblich wortgetreuen Uebersetzung ist unausführbar. Man tödtet dadurch den Dichter, den man übersetzt und die Sprache, in der man übersetzt. Ich erlaube mir sogar zu glauben, daß die Interlinearversion, ausführbar zwar, weil sie gar keine Ansprüche mehr macht, irgend eine Sprache zu seyn, oft dem Original weit ferner steht, obgleich sie sich an dasselbe zu halten scheint wie der Schatten an den Körper, als eine dem Anschein nach paraphrasirende Uebertragung. Sie hellt keine Schwierigkeiten auf und macht oft ganz verständliche Stellen dunkel. Analogien übersetzen oft besser als dem Wortlaut nach Aequivalentes; eine Uebersetzung dem Sinn nach ist oft genauer als eine sklavisch wortgetreue. In jeder Sprache und bei den ausgezeichnetsten Schriftstellern in jeder Sprach gibt es eine gewisse Anzahl von Ausdrücken und Wendungen, die ganz nur an Ort und Zeit gebunden sind und eine andere Zeit, ein anderes Land nicht interessiren; gewisse Schmarotzerworte — besonders häufig in den Poesieen des Nordens — Nachgiebigkeiten gegen den Ton und Wohllaut — kurz einen gewissen äußerlichen Styl; eine vergängliche Hülle aller derjenigen Ideen, die nicht an sich und ewig wahr sind. Suche man nun Aequivalente für Sachen, die keinen Sinn mehr haben, lebendige Worte für todte Dinge! Gebe man grillenhaften Einfällen Tiefe und einem zufälligen Epitheton eine genaue Bedeutung — so wird man die Sprache der Väter, die Sprache des eigenen Genius zertrümmern, um, sich selbst täuschend, sich abzuquälen mit Stellen, über deren ängstliche Behandlung der übersetzte Dichter selbst bedauernd lächeln würde. Ich habe englische Literaten gesprochen, die im Milton Manches preis gaben, wofür sich Chateaubriand aufs hitzigste verficht. Vielleicht gibt es keinen Dichter, der bei einer wörtlichen Uebersetzung mehr verliert als Milton. Ohne Zweifel hat er Begeisterung, aber er ist ein gelehrter und strenger Dichter; ein Logiker aus dem Lande des Duns Skotus, sein Styl, voll Erfindung und Schwung, ist auch voll Kunst. Er ist nichts weniger als naiv, wenn man das Ganze, die Struktur im Allgemeinen betrachtet, aber es gibt nichts Naiveres als die meisten der großartigen Züge im Einzelnen. Was paßt nun für einen gelehrten und kräftigen Styl, voll Inversionen, oft symmetrisch, immer sehr gegliedert, weniger als eine wörtliche Uebersetzung mit ihrer falschen Naivetät, ihrem Mangel an Gliederung, mit Sätzen, wo die Interpunktion ungewiß hin und her schwankt, mit trivialen Aus-

*) Chateaubriand's Uebersetzung, in Prosa, ist sehr wortgetreu, womit Nisard keineswegs zufrieden ist.

drücken mitten unter den poetischen Bildern und keckſten Zügen, und endlich der unerträglichen Mischung der direkten und indirekten Redeweise? Herr von Chateaubriand hatte vielleicht das Recht, diese und tausend andere noch stärkere Bizarrerien zu wagen, die am Ende doch nur entstelltes Französisch sind. Aber ist er nicht zu weit gegangen, wenn er dem Milton nicht nur die französische Satzbildung, wenn er ihm die Sprache selbst aufopferte, der er Wörter aufdrang wie: Emparadisé, fragrance, frigidité, deshonorable, un Dieu qui incréerait, hirsute? Eine solche barbarische Uebersetzung setzt an die Stelle von kühnen Ausdrücken — unverständliche und tödtet den Gedanken, dessen ganze Kraft sie wieder geben will. Die Aufgabe: Milton zu übertragen, ihn verständlich zu machen, wird so ganz verfehlt. Wir können den Uebersetzer bewundern, der seinem Vorgänger sein Genie, seinen Ruhm, Alles was sein ist, opfert; aber wie empören uns, wenn er das, was nicht ihm, was Allen gehört, was mehr ist und gilt als er — wenn er die Sprache ihm zum Opfer bringen will, die sich nur bereichern soll durch fremde Ideen, durch Ideen, die ihrem Genius gemäß sind. Für die Menschheit sind nur das große, geniale Männer, deren Gedanken keine Uebersetzung ersticken kann und die auch nach der unvermeidlichen Verstümmlung ihres Genie's, auch ohne ihre Sprache ohne ihren Styl fortleben. Retten wir die Gedanken — das Eigenthum der Menschheit, das, was bei den großen Dichtern aller Nationen universell ist, aber bilden wir nicht, um das Wohlgefallen an den Gedanken und am Styl zu verbinden, eine kosmopolitische Sprache durch Zusammenschleppungen von Bestandtheilen aus allen Sprachen; wenn wir bei fremden Schriftstellern Alles erfassen wollen, werden wir uns am Ende selbst nicht mehr verstehen. Ich weiß, daß man der französischen Sprache vorwirft, widerspenstig zu seyn gegen Uebertragungen aus andern Sprachen, ja daß man sie überhaupt als die allerärmste bezeichnet; dieser Vorwurf rührt von unsern jetztlebenden Dichtern her, deren Genie offenbar über diese und über alle Hülfssprachen womit sie ihre eigene bereichern, hinausstrebt. Immerhin würde ich mich eher damit einverstanden erklären, daß eine Uebersetzung, was alle Leute von Geschmack darunter verstehen, nicht sklavisch getreu aber genau, nicht buchstäblich, sondern mit Einsicht und Sinn, wiedergebend die Gedanken und so viel möglich auch die einzelnen Wendungen, nicht eben unausführbar ist und daß es auch Beispiele davon wirklich gibt. Die angeblich so arme französische Sprache ist nicht so ungeschmeidig und einförmig als man behauptet. Die Sprache Montesquieu's dürfte der des Tacitus sehr nahe kommen, die Sprache Fenelons der des Cicero, die Sprache Bossuets jeder Sprache. Aber wenn es wahr seyn sollte, daß das Französische sich nicht zur Uebertragung aller und jeder fremden Feinheiten eignet und daß dieß ein Feld ist, wo selbst unsre genialen Männer nicht reussiren, so will ich mich darein ganz gern ergeben; denn ich erblicke darin nur einen Beweis mehr von der Vortrefflichkeit dieser Sprache, die sich nur allgemein gültige Gedanken und nur solche Schönheiten aneignen kann, welche sich allen Geistern, zu allen Zeiten und bei allen Völkern aufdrängen und offenbaren, wie die Wahrheit selbst. Ich überzeuge mich dadurch, daß wir von der Vorsehung die Bestimmung haben, zu sammeln und aufzunehmen Alles das, was in den Werken der Einzelnen Allen angehört, und daß, wenn es uns versagt ist, genaue Copieen von den Werken aller partikulären Geister zu liefern, wir auch vielleicht allein das, unter der Maske einer anscheinenden Unfähigkeit auftretende Vorrecht haben: nur das zu reproduciren, was Allen zusagt und in Wahrheit im Besitz des ächten, allgemein menschlichen Geistes zu seyn!" —

Wir bescheiden uns gerne, irgend etwas gegen das Urtheil Nisards über die Chateaubriand'sche Uebersetzung des verlornen Paradieses einzuwenden, da einem Fremden keine Stimme gebührt bei der Frage um eine Versündigung und ein Majestätsverbrechen gegen den Genius der Sprache. Auch mögen die Bemerkungen über die Vorzüge und Nachtheile der verschiedenen Uebersetzungsarten, besonders vom Standpunkt der französischen Sprache, und auch mit Modificationen, überhaupt, ihre Richtigkeit haben; aber der Trost, den er sich und seinen Landsleuten über die Widerspenstigkeit und Ungelehrigkeit ihrer Sprache bei Aneignung von Fremdem gibt, erinnert einen unwillkürlich an den Fuchs in der Fabel, dem die Trauben zu sauer sind, welche er nicht erschnappen kann. Die französische Sprache hat ganz unbestreitbare Vorzüge, — ihre lichtvolle Klarheit, ihre überraschende Präcision — aber warum ihre Gebrechen bemänteln? Nach dem philosophischen Terminus läuft der von Nisard gerühmte Vorzug der Universalität seiner Sprache darauf hinaus: daß sie das Abstraktere sich anzueignen vermag, am Concreteren dagegen erliegt und scheitert. Das Skelett fremder Werke, fremder Poesie wird in die französische Sprache übertreten, aber das Fleisch bleibt zurück; dafür wird nun das Knochengerüst dem Genius der französischen Sprache gemäß neu inkarnirt, verliert aber dadurch auch in hohem Grad seine Eigenthümlichkeit und wird ein sonderbares Zwitterding. Der eifersüchtige französische Sprachgenius verlangt, daß sich jeder Fremdling sofort ganz naturalisire, um geduldet zu werden; der deutsche dagegen, liberaler, verlangt nicht, daß das Produkt einer fremden Sprache in der Uebersetzung seinen ausländischen Accent, seine Eigenthümlichkeit und fremde Manier abschwöre; und übersieht lächelnd kleine Polizeivergehen, die sich dasselbe zu Schulden kommen läßt. — Aber vielleicht sind wir auf der andern Seite zu nachgiebig gegen Fremdes und gestatten demselben einen Einfluß auf unsere Sprache, der dann nachtheilig werden dürfte, wenn über die Zulassung fremder Wendungen und Ausdrucksweisen nicht mehr das klare Bewußtseyn von der Natur unserer Sprache, von ihren starken und schwachen Seiten, ihrer Ueberlegenheit und ihren Bedürfnissen, sondern eine vornehmthuende, wirklich ignorante, oder das Heimathliche ignorirende Affektation die Stimme abgibt und die Entscheidung fällt.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 44.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

19 Mai 1838.

Zwei englische Romanschreiber aus den untern Volksklassen.

Das literarische und poetische Contagium scheint in England weit kräftiger ,und allgemeiner zu wirken als dieß z. B. in Deutschland der Fall ist, und zwar ebenso, wie aufwärts bis in die höchsten Sphären der Gesellschaft, auch nach unten bis zu den auf den tiefsten Stufen der gesellschaftlichen Leiter Stehenden. Früher machten wir unsere Leser auf englische Minister und Staatsmänner aufmerksam, die sich mit Poesie und Theologie beschäftigen; hier lenken wir ihre Aufmerksamkeit auf ein paar Männer aus dem Volke, welche sich zu Romandichtern aufgeschwungen haben. Der Fall daß ein gemeiner Mann einen Vers macht, daß er, was ihm einmal gelang, wiederholt nud es bis zu einer, durch den Gead seines Talents bedingten Fertigkeit im poetischen Aussprechen seiner Empfindungen und Gedanken bringt, kommt häufiger vor, und sofern die lyrische Poesie eine nur potenzirte Kundgebung von Naturlauten ist, scheint es weniger zu verwundern, wenn sich das Talent dazu bei Menschen ohne gelehete, ja fast ohne alle Bildung, hie und da vorfindet. Dagegen erheischt die Prosa, der Roman doch immer mehr oder weniger Ausbildung und ist diese Art der Produktion bei Männern, welche keine sorgfältige Erziehung empfangen, um so merkwürdiger.

Das Athenäum zeigt in einer neuern Nummer an: Royston Gower, oder die Zeiten des Königs Johann. Ein historischer Roman von Thomas Müller, 3 Bde., und: Erzählungen und Skizzen der schottischen Bauerschaft, von Alexander Bethuney Bauer. Das genannte Blatt sagt darüber: Obgleich es schwer wäee, zwei Werke der Fiktion zusammenzubringen, die einander sowohl im Gegenstand als im Styl unähnlicher wären, als der farbenreiche, raschvorschreitende Roman von alten Zeiten, und die schmucklosen, einfachen „Annalen des Armen," neben welchem er steht, so können sie doch ganz passend neben einander betrachtet werden, da das Gemeinsame und Verbindende der Glückzustand und die Lage der beiderseitigen Verfasser ist. Beide gehören der Klasse an, bei welcher eine Erziehung durch fortdauernde Leiden und Entbehrungen, abwechselnd mit nur wenigen, sparsam dazwischen gestrenten Genüssen, die Stelle eines bequemen, förmlichen Lehekursus mit Hülfe der Bücher vertritt. Nun beweist Jeder, der in solchen Verhältnissen geboren ist, der sich durchs Leben durchkämpfen und mit seiner Hände Arbeit sich seinen Lebensunterhalt im Schweiß seines Angesichts erwerben muß, schon durch den bloßen Versuch zur Schrifistellerei, daß ihm in einem gewissen Grade Genius innewohnt. Und einen solchen Mann wird man nie ganz ohne Bildung finden. Wenn ihn sein Schicksal aufs Land geworfen hat, so lernt er „Freiheit von den Bergen, deren Gipfel die Wolken spalten; Friede von dem harmlosen Bach, der die grünen Felder mit melodischem Gemurmel erfüllt; Liebe von der Sonne, deren glänzendem Auge Myriaden erwachender Blumen treu sind; Mitleid vom Thau, und den Glauben, in welchem die Seele nach andern glänzenderen Welten als diese dürstet, von den hohen Sternen, deren tausend Feuer über dem bodenlosen Abgrund des Himmels schweben;" und bei seiner Vertrautheit mit der Natur lernt er auch Mitgefühl mit dem Menschen. Wenn ein strengeres Geschick seine strebenden Gedanken dazu verurtheilte, sich ans Licht zu kämpfen unter den feuchten Vebeln, in den schmutzigen, engen Gäßchen einer Stadt — wie viel Erfahrung und Menschenkenntniß hat nicht sein Auge, trotz allem seinem Mißmuth, fast unbewußt eingesammelt im Verlauf seiner tagtäglichen Mühen und Beschwerden — in den rohen und armseligen Lustbarkeiten, in deren Strudel er nur allzuleicht geneigt seyn mag sich zu stürzen, um Zerstreuung und Vergessenheit zu suchen. Jedoch weder der Korbmacher von Elliott's Row, noch der schottische sind ganz in der zuletzt bezeichneten unglücklichen Lage gewesen. Der Eine lernte das Meiste von seinem Wissen von den Blättern der Wälder des lustigen Nottinghamshire, von den darüber sich lagernden und hinziehenden Wolken und von den, in den malerischen Schluchten daselbst ihre Feuer anzündenden Zigeunern; und sobald er sich nur die nothdürftige

mechanische und grammatische Fertigkeit erworben, finden wir ihn instinktmäßig an die Legenden und Sagen von Robin Hood, von Will Scarlett und Miller von Mansfield sich halten, als die für seine Phantasie geeignetsten Personen. Mr. Bethune andererseits, als Steinbrecher arbeitend, hatte Zeit gehabt im Verlauf seines auf einen kleinen, engen Kreis eingeschränkten Tagwerks, sich die kleineren Züge der Natur scharf einzuprägen — die öde Haide mit ihrer Oase von wenigen Bäumen — den von einer Hecke beschatteten Pfad — die schwellenden Matten mit sanft ansteigender Höhe am blauen Horizont — und dieß Alles in Verbindung zu bringen mit den zarteren, rührenderen Sorgen und Anfechtungen des bäuerlichen Lebens; und so finden wir ihn, wie er, aus der Fülle erlebter Erfahrungen, aufs einfachste ein paar rührende Begebenheiten und einige wenige alltägliche Gestalten sich merkt und auszeichnet und diese vereinigt in Geschichten, deren Ruhe und Wahrheit für uns einen großen und in dieser Zeit ungewöhnlichen Reiz haben.

In Betracht der Lebensverhältnisse des Verfassers ist Royston Gower ein außerordentliches Buch zu nennen. Ein Roman in dem ehrlichen, altmodischen Sinne des Worts; wir stoßen in diesen Blättern auf Ritter und Turniere — Damen, welche durch die Fenstergitter küssen — finstre Freier, welche durch die handgreiflichen Mittel der Wegführung und Einsperrung zu ihrem Zweck zu gelangen trachten — einen getreuen Pagen — einen lustigen Bader — ein räthselhaftes Zauberweib — die lustigen Männer von Sherwood — und den Hof des falschen, schwachen englischen Königs. Von den Ueberraschungen und Hemmungen der Entwicklung wollen wir nichts sagen. Es muß jedoch bemerkt werden, daß mit Ausnahme des Juden und seiner herrlichen Tochter, und Löwenherzens mit seiner starken Rechten und seinem milden königlichen Gemüth, die Charaktere beinahe insgesammt identisch sind mit denen von Ivanhoe; auch einige Scenen sind geradezu Umschreibungen der bewundertsten Stellen von W. Scotts Roman. Des Grafen Eithams Mahlzeit, zum Beispiel, mit dem Arzt, in seinem Waldhaus, ist entlehnt von dem nächtlichen Angriff des schwarzen Ritters auf des heiligen Mannes von Copmanhurst Flaschenkeller und Pasteten; ja auch ganze Reden sind, so gut wie Scenen, herüberverpflanzt; Edith antwortet ihrem Entführer, dem Constable von Chester, mit denselben Worten, deren sich Rebekka, angefaßt von Bois Guilbert auf den Zinnen von Torquilstone, bedient; de Marchmont weist seinen Falken mit denselben Worten zurück, wie Cedric seinen Hund Balder zu Anfang der Scene in Rotherwood, „weil er nicht in der Laune zu närrischer Kurzweil ist.“ Das sind nur zwei von hundert Fällen. Aber troß diesen offenbaren Plagiaten, troß manchen Geschmacksfehlern, unvermeidlich bei einem solchen Gegenstand, behandelt von solcher Hand, hat doch Mr. Miller einen weit zusammenhängenderen, weit interessanteren Roman geschaffen, als man irgend erwarten konnte, ja eines der besten Werke in der Manier Scotts, die uns je zu Gesicht gekommen. — Indem wir Mr. Miller verlassen, um zu seinem minder hochstrebenden Genossen überzugehen, können wir ihm nur noch empfehlen, bei einer folgenden Novelle sich keck seiner Zeit und seiner eigenen Erfahrung zu überlassen, statt seiner Einbildungskraft, wenn es die Wahl eines Gegenstandes gilt. Er hat hier eine Probe abgelegt von einer Kraft der Schöpfung und Darstellung, welche für viele Fiktionen hinreichen muß.

(Schluß folgt.)

Prometheus.

(Fortsetzung.)

III. Prometheus und Hesione. Die letztere fragt, was er da bringe, gefangen in seinen Händen, ob es ein Gott sey? durch welchen Zauber er ihn gezwungen von der Höhe des Himmels herabzusteigen u. s. w. Prometheus erklärt ihr das Wesen des Feuers. „Sieh hier deiner Arbeiten und Mühen stummen Genossen, den göttlichen Sklaven der Kinder des Staubs. Ob nun die Nacht, die in der Hütte die einsame Lampe anzündend, für dich ihre geheimnißvollen Stunden abspinne, oder ob in den Wäldern die Feuersbrunst, ein unbesiegbarer Strom, in langen Wogen sich eilig verbreite — den fruchtbaren Funken des Himmels besitzest du; deine Söhne werden die Gestalt der Erde zu verwandeln im Stande seyn; die Tage, die aus dem Schooße des Chaos steigen, werden von Morgen an alle ein neues Antlitz zeigen. Die Ewigkeit, stehend auf ihrem Wagen von Licht, beginnt für dich ihren flüchtigen Lauf.“

Jetzt beruft Prometheus zu einem herrlichen Feste die von ihm geschaffenen Menschen herbei, die, noch schlummernd im lebendigen Thon, nur noch auf die befreiende Flamme warten, um in die Welt herauszutreten. Aus Thälern, Grotten, Bergen, Wäldern kommen nun, noch stumm, das Auge nur halbgeöffnet, die Menschen herbei, welche auf die Frage Hesione's: woher sie kommen und wohin sie gehen, murmelnd Antwort geben; sie wüßten dieß so wenig, als woher die Sterne, das Haidekraut komme, wohin der Staub gehe; und Prometheus erklärt ihr, daß die Sprache der Menschen, noch in ehernen Ketten gefesselt, kaum zu stammeln vermöge und dem Gedanken noch den vollen Dienst versage; ohne Vergangenheit, ohne Gedächtniß haben sie noch alle miteinander nur Einen Namen. Hesione redet den Chor der Frauen, welche Kinder auf den Armen tragen, an, und erbietet sich gegen sie, wenn die Flamme des Herdes ihre Seelen nicht zu erwärmen vermöge, wolle sie mit dem Feuer in ihrer Brust ihnen zu Hülfe kommen, da sie schon Worte wisse, die mit göttlichem Feuer die Geister entzünden.

Chor der Frauen.

Der zuckende Funke
Durchdringt den Lehm schon.
Wir fühlen den Himmel.
Das Kind — es erwacht!
Sein rosiges Mündchen
Saugt gierig den Honig
Der Biene, der jungen.
O ewige Lust!
An nimmt es die Brüste
Und stillt seinen Hunger

Mit fließender Milch.
Es tränkt sich mit Thränen
Vom Becher, vom neuen;
Fest fangt es sich an.
Und plötzlich erbebt es,
Das Echo hallt wieder
Sein erstes Geschrei.
Doch sieh da: die Schwalbe
Berührt's mit dem Fittig;
Die Thräne versiegt.
Schon lallt seine Zunge.
Sein Schatten erstreckt es.
Ein Schilfrohr entzückt es, —
Der Mensch hat gelacht!

Es kommen nun herbei und besingen ihren Beruf die Könige und die Propheten. Der Morgen bricht an, der ganze Chor der Menschen spricht:

Wohin vor dem Gluthstrahl
Der Sonne uns flüchten?
Zu schließen das Aug' wir
Und suchen den Schlaf.
Der Himmel bedroht uns;
Keine Spur hinterlassend,
Lischt aus unser Schatten,
Der flücht'ge, mit Seufzen,
Im röthlichen Licht.
Die Schaalen der Früchte
Der Erde sind bitter,
Die Natter, die kalte,
Lacht unter dem Gras.
Gewiß birgt die Zukunft
Ein tropfenweis fallendes
Tödtliches Gift.

Hesione beruhigt die Zagenden und reicht ihnen den Becher mit den Worten:

Aus diesem Honigkelch berauscht mit Liebe Euch!
Oh! wie der Himmel ist die Erde segenreich.
Die blassen Hände reckt her zu des Herdes Flammen;
Sie lachen, seht, sie lohn, ein Düftemeer, zusammen!
Rühre an den goldenen Zweig, er scheucht die Trauer fort.
Mit mir verlaßt das Nichts, der Schrecken finstern Ort.

Prometheus redet sie auch an und fordert sie auf ihm zu antworten, was ihnen jetzt noch fehle, nachdem er ihnen Alles gegeben, die weite Unermeßlichkeit, das Feuer, den Vater der Künste und den Sohn der Freiheit, die ewigen Festtage der immer neu geborenen Sonnen, seinen Lebensodem in ihrer Seele, den Himmel über ihren Häuptern, Hesione zur Schwester, die Titanen zu Stammvätern — die Menschen antworten: Ach, gib uns Götter!

IV. Die Cyklopen, auf dem Gipfel des Vulkans von Lemnos erwachend, entdecken den von Prometheus begangenen Feuerdiebstahl und sprechen aus, daß in Folge dieser That eine neue Welt sich gestalten werde: „Die Erde besitzt jetzt den Himmel; ein neues Universum offenbart sich; in der Seele ist der Funken aufgelodert, aus welchem neue Tage keimen werden.“ Sie schildern in großen Zügen das Entstehen der Nationen und Staaten, die sich erhebenden Städte und Kriege, die kühnen Bestrebungen des unermüdlich forschenden und kämpfenden Menschengeists, der am Ende auch das Joch der alten Götter abschütteln werde.

Zweiter Theil. Der gefesselte Prometheus hat in seiner Anlage und Entwicklung viele Aehnlichkeit mit dem gleichnamigen Stücke des Aeschylus. I. Die Cyklopen schleppen den Prometheus auf den Gipfel des Kaukasus, und schmieden ihn hier, geleitet von den Befehlen der Nemesis, an den Felsen an. Die Cyklopen verrichten ihr Geschäft nur mit Widerstreben und erklären der Nemesis, welche von Prometheus das Schlimmste fürchtet und die ihn deßwegen am liebsten vernichtet sähe, daß sie nicht mehr zu thun im Stande seyen, als ihn mit ihren Ketten und Nägeln und Klammern an den Felsen zu binden; daß ihre Kette so lange halten werde als Jupiters Reich; für mehr aber könnten sie nicht stehen.

Nemesis.

Wer aber wird den Stolz des Riesen zähmen?
Welches metallne Band zwingt diese Seele?
Sagt mir Cyklopen, für den Geist — in welcher
Gluthesse schmiedet ihr die stahlnen Fesseln?
Mit welcher Kunst hemmt man in ihrer Freiheit
Die Hoffnung mit der goldnen Stirn, begleitet
Von Träumen, die erhabnen Lügen von
Gedanken an die Zukunft, die Erinnrung,
Die Wünsche, die nie schlummern, und die Sehnsucht
Die über Bergeshöhn betrüglich fliegt?
In welches Joch beugt Ihr den hohen Geist —
In dem Titanen heißt er Vorsehung —
Welcher, des neuen Himmels Flamme schürend,
Den Pfeiler schon der alten Welt erschüttert?

Der Cyklope.

Sieh! an den Kaukasus geschmiedet haben
Den Gott wir; Lemnos Hämmern darfst du traun,
Daß seinen Leib festhält der Bande Wucht.
Doch diese Seele anzunageln, sie
Zu kreuz'gen, daran denke nicht! der Geist
Macht frei durch eigne Kraft sich; seine stolzen
Gedanken machen stumpf und lahm das Erz.

Nemesis.

Mit Demantknoten binde seine Stirn.

Der Cyklope.

Leicht löst sie auf der Geist, der kettenlose.
Umsonst daß goldne Bande, an den Fels
Geknüpft, die Zunge des Titanen hielten
In Haft; denn seine strebenden Gedanken
Wie ein rebellisches Dämonenheer,
Schwängen sich frei über der Berge Gipfel.
Sprachlos, bevölkerte sein Geist die Weite.
Sein stolzer Traum machte die Wolke schwellen.

Nemesis.

Das grad' ist meine Furcht, mein einz'ges Leid.
So lang in seines Herzens Falten lebt
Ein einziger Gedanke nur, so lang'
Eine Erinn'rung wohnt in seiner Brust,
Aufrecht, treu dir, ob seinem Falle stehend:
So lang' steht der Himmel noch nicht fest,
So lang' fürcht' ich die Zukunft. Kannst du nicht
Eine Erinn'rung wenigstens zerstören?

Der Cyklope.

Eh könnt' ich rücken aus dem Gleis die Welt.

Nemesis.

O große Kunst von Lemnos' weisen Meistern!

Der Cyklope.

Das Gold, das Erz, das Kupfer kann ich biegen,
Doch eine Seele biegen kann ich nicht.

Der Cyklope gedenkt mit bedauernder Sehnsucht der Tage Saturns; die Nemesis heißt ihn unter einer neuen Herrschaft auf neue Gedanken und Gesinnungen kommen und die Beute des Besiegten theilen, was er unwillig verwirft. Nemesis spottet über die „Tugend des goldenen Zeitalters," und der Cyklope entsetzt sich über die frevelhaften Grundsätze der neuen Zeit. Die Erde schlingt die Cyklopen ein, und Nemesis, den Geier herbeirufend, verläßt den Prometheus unter bitterem Hohn:

Dich aber, dem die Brust von Zukunft schwillt,
Hemmt nicht die allzuenge Gegenwart.
Hirt goldner Träume, Gott der Eintagwesen,
Versammle der Chimären Heer um dich!
Auf deinem Dreifuß, der den Himmel stützt,
Weissage goldne Milch- und Honig-Tage.
Schwell' deine Brust mit Stolz; beut lachend Trotz
Dem, der dich unterdrückt! verjünge dich
Unter dem Geier, den der Abgrund sendet;
Und wenn du willst, dich zu befrei'n, berufe
Die blassen Menschen all zu deinem Beistand.

II. Prometheus allein. In ähnlicher Weise wie der Aeschyleische Prometheus ruft er die Elemente zu Zeugen auf, dessen was er leide. Er betrachtet sich als das Opfer, Jupiter als den tyrannischen Opferer. Aber er ist zufrieden; er hat erreicht was er gewollt; er verhöhnt die Götter, im stolzen Bewußtseyn, eine Menschenwelt geschaffen zu haben, die ihn liebt. „Ich bin zufrieden," ruft er, „und erkenne in diesen Banden das Zeichen der Olympier. O ewige Pein! Ewigkeit des Lebens! o Schmerz, o Wonne, um welche mich der Geier beneidet!"

III. Prometheus und Oceanus. Der letztere spricht gegen den ersteren sein Mitleid aus und sucht ihn zu trösten. Prometheus verlangt, daß er ihm von den Menschen erzähle, nach welchen sich sein Herz sehnt, ihr Leben und Treiben und Glück nur einen einzigen Tag zu sehen. Oceanus meldet ihm, daß die Menschen seinen Namen an den Altären, ja selbst am Herde vergessen haben, und ihn verläugnen, daß sie den Göttern, seinen Feinden opfern und mit solchem Undank ihm seine gränzenlose Liebe vergelten. Bitter empfindet dieß Prometheus; er fragt nach den Göttern, ob etwa Vorzeichen ihren nahen Fall verkünden. Oceanus preist ihre Unveränderlichkeit und wandellose Seligkeit, in deren Genuß sie ihn, den jammervollen Dulder, verspotten. „Was hoffst denn du," fragt er, „von der blinden Zukunft? Die Götter besitzen ja Alles!" — „Nur nicht das Unbekannte!" erwiedert Prometheus. Der Meergott ermahnt von seinem Trotz abzulassen und zu den Göttern zu beten, aber Prometheus verwirft dieß, was er wohl in frühern Zeiten der Täuschung gethan, jetzt als seiner unwürdig; ja er bezweifle oft überhaupt die Existenz jener Götter. Ob auch die ganze Welt sich ihnen unterwerfe — er bleibe fest in seinem Widerstand.

Ich kenn' die Güter, welche Jupiter
Für sich allein in Anspruch nimmt; vom Thron
Der Schmerzen herrsch' ich über meine Seele.
Unter des Geiers Krallen noch berauscht
Von Hoffnung, mach' ich meine Zukunft mir
Nach freier Willkür, und vernichte sie.
Indeß das Weltall lächelnd wird zum Sklaven,
Bleib' ich allein der Freie; dieser Bande
Von Erz entledigt sich mein Geist und sieht
Die Welt, die sich vor künft'gen Göttern beugt.
Die Gegenwart tret' ich mit Füßen, die
Mir trotzt; von dieser öden Kuppe schwingt
Sich meine Seele fessellos empor
Und mißt sich mit der Unermeßlichkeit.
Ohne auf Wind zu horchen oder Wolke,
Find' ich in meiner Brust lebendige
Orakel. Dieß mein Glück. Hast du ein gleiches? — — —

Oceanus.

Willst ändern du der ganzen Welt Gesetz?
Lebwohl, du bleibst allein.

Prometheus.

Es bleibt bei mir
Das Recht.

Oceanus.

Das Recht bleibt immer bei dem Sieger;
Schuld und Verbrechen ist die Niederlage.

Prometheus.

Und wo denn ist die Niederlage jetzt?

Oceanus.

Wo ist denn nun, so frage ich, das Opfer?

Prometheus.

Das Opfer ist geschmückt; es schlürft den Nektar;
Der Adler, ihm zu Füßen, weckt's zu spät,
Die Augenblicke zählend, die ihm noch
Zu leben übrig sind, berauscht das Opfer
Im Becher sich, den Hebe ihm kredenzt;
Einsaugt's den Dampf des letzten Weihrauchkornes.
Das Opfer ist im Himmel. Sprich, kennst du's?

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 45.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

23 Mai 1838.

Zwei englische Romanschreiber aus den untern Volksklassen.

(Schluß.)

Die vollendete Schicklichkeit seines Geschmacks ebenso wie die innige Vertrautheit mit den anspruchlosen von ihm behandelten Gegenständen ist es, was in unsern Augen dem kleinen Buch Mr. Bethune's einen großen Reiz gewährt. Da er selbst, wie er in der Vorrede sagt, „im Wachsthum verkrüppelt," und „in seinen körperlichen Kräften geschwächt" ist — die Folgen harter Arbeit bei einer schwachen Leibesbeschaffenheit — wußte er wohl was er that, wenn er sich hinsetzte, die Empfindungen eines „Ungestalten" zu schildern, eines Quasimodo in Bauerngestalt, mit all seiner natürlichen Herzensgüte, doch ohne die übermenschlichen Thaten und Züge des Glöckners von Notre-Dame. Tausendmal, das darf man sicher annehmen, hat er den grünen Platz durchschritten, den er mit so ruhiger Anschaulichkeit in folgendem Abschnitt schildert:

„Nethertown, wohin die Scene der folgenden Herzensgeschichte verlegt ist, besteht aus einer Pachtniederlassung von mäßigem Umfang, mit ungefähr zwanzig niedrigen, schlecht gebauten, altväterischen Häusern, die meist nach Norden zu stehen. Von dem Pachthaus selbst ist nicht nöthig zu sprechen; ein hübsches Haus, Scheune und Ställe, vor wenigen Jahren erbaut und mit blauem Schiefer gedeckt, nehmen sich ziemlich modern aus. Aber in dem Aeußern der übrigen Häuser drängt sich Einem noch die ländliche Einfachheit und die rohe Architektur einer früheren Zeit auf. Nach all den Neuerungen und Verbesserungen, welche die ersten dreißig Jahre des neunzehnten Jahrhunderts hervorriefen, standen sie noch da mit ihren niedrigen Mauern, hin und wieder mit Lehm statt mit Mörtel gebaut — die Dächer abwechselnd aus Lagen von Stroh und von Rasen bestehend — Kamine mit einem Seil von geflochtenem Stroh umwunden, um sie zusammenzuhalten, und Thüren so nieder, daß die Einwohner sich bucken mußten, ehe sie hineintraten. Ein anderer an verschwundene Zeiten mahnender Zug waren die kleinen Gärten, worin in bescheidner Menge Kohl und Kartoffeln gepflanzt wurden, umgeben von Etwas, das dem Auge eines Fremden, oder eigentlich Jedem, eher wie ein Nesseldamm als wie eine Mauer vorkommen muß. Die Häuser standen in keiner regelmäßigen Ordnung, sondern in Gruppen von zwei und drei bei einander, meist auf den niedrigsten Stellen eines wellenförmigen Bodens, während die höher gelegenen Stellen in der schon geschilderten Weise als Gärten angelegt waren. Schmale kleine Gäßchen bildeten die einzige Verbindung zwischen ihnen — manchmal gerade, manchmal krumm, wie es eben die Laune unserer Ahnen war.

„Oestlich von Nethertown ist das Land offen und in der Fernsicht wechseln mit einander ab Waldstrecken, Gebüsch, Pachthäuser und kleine Hügel, westlich aber schließt eine Fortsetzung von Hochland, das in nicht großer Entfernung aufzusteigen beginnt und mit einem ziemlich steilen Berge endigt, die Aussicht in dieser Richtung. Diese Hügel charakterisirt die schroffe Scenerie, welche die Gränze der Ochills auszeichnet. Auf einem dieser Hügel ist eine tiefe Schlucht, oder eine Oeffnung, durch welche sich ein erhöhter Weg hinzieht, wo zu gewissen Jahreszeiten die untergehende Sonne, zwischen den beinahe senkrechten Wänden zu beiden Seiten herabprallend, einen langen Streifen von Kornfeld, Bach und See mit Licht überströmt, während das Land ringsumher in Schatten gehüllt ist.

„Am Ende der Schlucht, wo ein Dörfchen lächelt, ist ein gurgelnder Bach, der sich durch einen Hohlweg hinzieht, das Loch genannt. Hier bildeten der immer blühende Ginster, die wilden Blumen, die in aller Ueppigkeit einer unangebauten Natur wuchernd aufschossen, und der Bach mit seinem kämpfenden Wasser, mehr als halb verborgen von dem dicht verflochtenen Gras, das seine Krümmungen säumte, eine Scene, die ganz im Einklang stand mit den Wohnungen oben.

„Weiter unten ist ein ebener Platz, das Grün genannt, wo die Wasser des Bachs in einer Anzahl von kleinen Deichen gesammelt wurden, zum Behuf des Bleichens. Und hier sieht

man oft, an einem Sommerabend, während die Sonne ihre letzten rothen Strahlen ausgießt, eine Schaar lachender Mädchen von den obenstehenden Häusern mit nackten Füßen mit der Leichtigkeit des Rehs, die Arme entblößt beinahe bis zur Schulter – die Halstücher nachlässig auf die Seite geworfen, oder so gezogen, daß sie die Weiße von Hals und Busen sehen lassen, welche die heiße Mittagssonne nicht hatte schauen dürfen — die Augen glänzend vom Strahl der Jugend, und die Haare mit größter Sorgfalt geflochten — ihre Leinwand zusammenholen, welche den Tag über war ausgespannt gewesen, um zu bleichen oder zu trocknen."

Dieß ist die Einleitung von dem: Schicksal der Schönsten, einer Anekdote, die durch die Art und Weise der Erzählung uns gar sehr an die Erzählungen Daminien's erinnert. Zwei weitere Erzählungen sind lustigerer Natur; und in dem Grab des Covenanters versetzt sich der Schotte eben so natürlich in die malerischen und pathetischen Zeiten des „armen Bergvolks" zurück, als der Engländer sich der lustigen Waldabenteuer Robin Hood's und der Maid Marian bemächtigte. Außer den Erzählungen enthält das Bändchen auch Gedichte, welche weit über dem Mittelmäßigen stehen. Hier zur Probe einige Strophen aus einem größern lyrischen Gedicht: die Stimme des Windes.

O du Stimme des Winterwinds
Was sagst den Jungen du?
Von vielerlei erzählst du ihnen,
Doch hören sie nicht zu.

Du sagst vom Lenze, der dahin,
Vom Sommer der verblich,
Und wie der kranke Herbst zuletzt
Begrub im Winter sich;

Von herzloser Zerstörung Bann,
Entlaubten Wäldern und Blumen,
Von Vögeln, die zitternd im kahlen Busch
Bei Dezemberfrost verstummen.

Sagst ihnen wie des Menschen Seyn
So ähnlich des Jahres Zeiten;
Doch ab von der Vielgeschäftigen Herz
Deine Freundesworte gleiten.

Auf thun der Jugend heißem Aug'
Sich lange, dämmernde Bahnen;
In stolzer Hoffnung glüh'ndem Muth
Verachten sie dein Mahnen.

O du Stimme des Winterwinds,
Was sagst du zu den Alten,
Wenn auf dem Weg vor deinem Hauch
Sie kaum sich aufrecht halten?

Eine lange, trübe Mähr sagst du
Von entschwundener Freud' und Trauer,
Von Freundschaften die erkaltet sind,
Und von Liebe ohne Dauer;

Von Kindern, welchen sie gemußt
Im stillen Grabe betten;
Daß sie ihnen bald folgen, die sie gern
Erkauft mit dem Leben hätten;

Von ihrer Schwäche sagst du auch,
Wenn du anhauchst ihre Wangen;
Von Muskeln und Sehnen, welche steif
Und deren Kraft zergangen;

Sagst ihnen, und sie seufzen dazu:
Daß vorbei der Tag ihrer Kraft;
Daß Gesundheit, Reichthum, Ehre sind
Von ihnen weggerafft.

Sie horchen deiner trüben Mähr',
Wenn sausend du rennst vorbei,
Und seufzen, daß bald doch die letzte Ruh,
Die längste, gegönnt ihnen sey.

Stimme du des Winterwinds,
Was hast du mir zu sagen,
Vorüber an Stadt und Thurm und Baum
Eilend in stürm'schem Jagen?

Von stolzen Gebäuden sagst du mir,
Von der Phantasie gethürmt,
Von Luftgebilden, längst in der Zeit
Abgrund hinabgestürmt.

Prometheus.

(Fortsetzung.)

IV. Hesione erscheint im Grund des Theaters; sie sucht vergebens die Felsen zu übersteigen, die sie von Prometheus trennen, und bleibt erschöpft in einer Schlucht stehen. Prometheus vernimmt ihr Jammern, wie die Stimme eines sterbenden Schwans. Er erkennt, daß es eine menschliche Stimme ist und beklagt, daß die Freude der Lebenden so schnell vorübergeht; „ach nur zu bekannte Stimme! Echo meines Gedankens, das in meiner Brust den Dämon der Reue weckt! Das ist der erste Todesgesang der Söhne des Staubes!" Hesione ruft ihn in einem Klagliede um Hülfe an, um ein Mittel gegen den Tod:

Wohin mein Fuß tritt, seh ich Alles neu
Erstehen mit der jungen Morgenröthe.
Der Lampe Licht, stets zu erlöschen drohend,
Sah unter meinem Hauch ich neu aufflammen.

Wenn mir der Krug vertrocknete am Herde
Füllt' ich mit frischer Fluth den Marmorbauch;
Und jetzt im Krug des Tods versiegt mein Leben.
Und in der Brust erlischt die Hoffnung mir.
O komm herab! mit heil'ger Fluth erfülle,
Erfülle meine Seele! meines Geistes
Erstorbne Flamme fache wieder an.
Fleh' ich umsonst zu dir, Feuererfinder?

Prometheus.

Nicht kann ich wieder deine Seel' anfachen |
In deiner Brust. Des Grabes Weisheit ist
Wohl größer als die meine; ihm mag's glücken.

Hesione.

Doch warum schufst du mich, wenn ich muß sterben?
Warum mit dem wahnsinn'gen Traum mich täuschen?
So gib mir jetzt das Glück zurück, das ich
Verloren, gib zurück den Erdenschlaf
Im Grund des Chaos, und den ew'gen Frieden
In dem zerbrechlichen Gefäß. Die Hoffnung
Schlief damals sanft im Schatten eingesargt!

* * * * * * *

Und wenn das Grab denn seines Raubes harrt,
Wenn ich zuerst die traur'ge Bahn muß wandeln,
So lehre meinen Geist des Grabs Geheimniß.
Was werd' ich auf des Todes Schwellen schauen
Wenn ich hinunter ohne Fackel komme?
Sprich, welcher Wirth empfängt im düstern Haus mich?
Zu welchem kargen Mahl setzt sich mein Schatten?

Prometheus.

Voll Eifersucht wacht über seinem Dunkel
Das Grab und seine Heimlichkeit behält
Es streng für sich. Ich kenne nichts davon.

Hesione.

O du der mich mit einem einz'gen Wort
Entriß der Erde, sag' mir, wer ich bin?

Prometheus.

Mir selber bist du ein Geheimniß worden

Hesione.

Doch weißt du, wo ich hergekommen; sag' mir
Wohin ich gehe?

Prometheus.

Das Orakel kündet
Mir davon nichts. Befrage nur dich selbst.

Hesione.

Wenn stumm der Abgrund ist, befrag' die Wolke;
Noch steh' ich bange deiner Antwort harrend.

Prometheus.

Hoffe!

Hesione.

Zu spät; nichts frommen Worte mehr.
Nimm diesen kalten Staub zurück,

Prometheus.

Er ist
Jetzt nicht mehr mein.

(Hesione stirbt.)

V. Prometheus in Wechselrede mit dem Chor der Sibyllen. Sie wenden sich an ihn, den „Gottpropheten," mit der bangen Frage, die sie im Namen der zagenden, bekümmerten Welt thun: was das in seinen Leiden verborgene Geheimniß sey und ob er bessere Tage voraussehe? Prometheus seinerseits setzt seine Hoffnung auf sie, die Töchter der Zukunft, und begehrt von ihnen zu wissen, was die Nationen treiben? Wen die Geschlechter der Menschen anbeten? Was man in dem Herzen lese? Die Sibyllen antworten:

Wenn du's verlangst, so sagen wir dir an
Des Winds Vorzeichen, von den Wüsten Memnons
Die Gräber die sich rühren, vom Grünspecht
Der aus Dodona's Waldesschatten floh,
Und von der sibyllinischen Höhle, wo verstummt
Ist das Orakel; aber wie berichten,
Was in dem Grund der Herzen man erblickt?
Unheilbare Bekümmerniß, Orakel
Von Schmerzen, Martern, arge Traumgesichte
Und ewige Chimären — Wer vermöchte
So viele neue Räthsel zu entwirren?
Wie du von Liebe oder Haß verzehrt
Hat seinen Kaukasus, nährt seinen Geier
Jedweder Mensch. Im Augenblick, wo sich
Das Herz zu lächeln müht, wird insgeheim
Vom Vogel es zerfleischt, der Nemesis.
Verwandelt in der Brust, die deine Hand
Gebildet, ist das Herz, und im unreinen
Schlamm ist versiegt die Quelle des Gebets
Ab von den Hymnen fiel der Götterthau.
Und die entsetzten Todten wollen nichts
Mehr wissen von Elysium. Kennst du
Auf diesem Fels den blassen, hagern Zweifel,
Der sich von Schlangen nährend, blind hin rennend,
Auf einen Würfel setzt das Glück der Welt?
Kennst du das Nichts, das auf ein Wort sich gründet,
Die Täuschung, die vom Wissen untergraben,
Das bange Harren mit den ehrnen Augen,
An dessen Stelle bald Verzweiflung tritt?
Ich weiß noch mehr. Nachts hört man Völker seufzen,
Auf goldnem Thron sah ich die Kön'ge weinen;
Sah neue Himmel in dem Blick der Frau'n.
Wirst du es glauben? Nicht mehr nährt das Brod
Die Seelen. Aber fern vom fruchtbar'n Feld
Wo Saaten reifen, sucht die Seele sich
In Wüsten andre Nahrung auf. Der Geist,
Ein neuer Götze, wankend tief im Grund,
Stürzt lästernd hin auf den zermalmten Menschen.
Man weiß nicht was man sucht, man drängt sich, stöhnt,

Der Himmel selbst dröhnt wie ein ehrnes Grab.
Bejaht, verneint in Einem Augenblick
Wird Alles; vor dem Höllengeist das Feld
Zu räumen scheint der Gott. Verschwendrisch ist
Und geizig doch die Zeit; das Haupt im Himmel
Mangelt der Glaube dem Idol, der Weihrauch
Fehlt dem Altar. Weißt du was diese Zeichen
Bedeuten wollen?

Prometheus deutet hin auf den bevorstehenden Tod der Götter. Die Sibyllen fragen, seit wann die Götter sterblich seyen? und erhalten zur Antwort: seit sie auf Erden von Altären leben. Der Chor entsetzt sich über die Gottlosigkeit des Prometheus, aber dieser weiht die Sibyllen noch tiefer ein in seine Weisheit und Kunde der Zukunft. Er behauptet fest, daß alle Götter sterben müssen, daß Jupiter selbst durch die „vergoldeten Ränke seiner Bosheit" seinen Thron verlieren werde. Der Chor der Sibyllen sträubt sich noch immer des Prometheus Weissagungen zu glauben; da ruft er aus:

Macht aus dem Scepter eine ehrne Schlange!
Neuen Propheten zeig' ich ihre Bahn.
Chaldäa's Seher schürzen ihre Gürtel;
Des Himmels Weissagung ist ihre Nahrung.
Ich seh' sie... In der Wüste welchen Gott
Gehn sie zu suchen? Aus dem Felsen hat
Der Stab die Wasserquelle springen machen!
Was zuckt im feur'gen Busch für eine Flamme?
Ein zahllos Hirtenvolk, das Rauchfaß in
Der Hand, drängt sich zum Feuer, angeschürt
Von dem Gottriesen der sich drüben beugt.

Der Chor der Sibyllen wird zweifelhaft; Prometheus fährt fort:

Wollt Ihr mir's glauben? meinen Augen zeigt sich
Ein andrer Kaukasus! Streut, Jungfrau'n, Blumen
Auf eines Gottes Grab! o neue Marter!
O ungeheure Quelle du von Thränen!
Wer von den Gästen hat die große Schaale
Gefüllt mit Wermuth? Was sind meine Leiden,
Ach, neben jenen Qualen, die ich sehe?
Wer ist der andere Prometheus dort
Mit Götterzügen auf dem heil'gen Hügel?
Hat ihn die Welt dem Jupiter geopfert?
Wer ist sein Vater? Was ist seine Schuld?
Ist er ein Titan in des Knechts Gestalt,
Ein Gott, den man gekreuzigt? O des Wunders!
Die Welt, die ihn mißhandelt, segnet er!
Der Himmel sinkt ihm huldigend zu Füßen,
Und tief erbebt der heil'gen Berge Grund.
* * * * * * *
Von ihm wird bald mir die Erlösung kommen;
Der Zukunft Bogen schießt ans Ziel den Pfeil
Der Hoffnung; nah ist, nah der Gott der Götter;
Er kommt in seiner stolzen Herrlichkeit.
Thut auf, thut auf die Herzen; er pocht an,
Bereitet einen Balsampfühl ihm zu.
Laß trocknen, Erde, deine Thränen! laß
O Schmerz verschwinden alle deine Spuren!
Zerstreu' Sibylle, deines Busens Schatz!
Wend' um des heiligen Buches goldnes Blatt!

Die Sibyllen antworten: „Auf den Flügeln deines Gedankens hatte sich meine Seele, glaubig wider meinen Willen, emporgeschwungen und prophezeyte mit dir. Schon liebkoste ich meine flüchtigen Träume, als die Wirklichkeit, meinen Einbildungen entgegentretend, plötzlich meine Götter anhauchte und vernichtete. Jupiter ist nicht todt; entsage der Hoffnung; in dem dichten Gewölk das über uns schwebt, sehe ich einen Bewohner des Himmels."

VI. Dieser Gott ist Merkur, welcher mit befehlendem Trotz, im Auftrage Jupiters, von Prometheus das Geheimniß der Zukunft erpressen will. Prometheus bleibt unerschütterlich bei seiner Behauptung von dem nahe bevorstehenden Sturz der Götter und bei seiner Weigerung mehr zu sagen:

Ich tausche nicht die Leiden die ich dulde
Um deine Knechtschaft, deinen schnöden Stab.
Viel lieber will ich (frei sag' ich es dir,)
Dem Fels gehorchen, dem ich angekettet,
Als des Gewalt'gen stolzer Bote seyn.
Fort! Ihr seyd die nicht, die Ihr scheinen möchtet!
Jupiters Aar zerfleischt auch seinen Herrn;
Und wenn die Erde schmäht und höhnt den Himmel,
Wird vom Olymp der Kaukasus beneidet.
Der überjährten Götter Todeskampf
O wie beklag' ich ihn.

Endlich ist des Hermes Beredsamkeit an dem Starrsinn des gefesselten Titanen erschöpft, und er scheidet mit den Worten: Prometheus habe sich nun alle künftigen Uebel allein zuzuschreiben. Der Chor bezeugt, daß die Drohung sich erfülle; die Welt wanke, der Himmel verrücke sich; kreischend fliegen die Adler vom Olymp; der König der Stürme erhebe sich aus der Unterwelt, der Abgrund zucke, die Blitze fliegen; Alles steht in Flammen und die zwölf großen Götter stürzen sich auf ihre Beute, Prometheus.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 46 u. 47.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

26 Mai 1838.

William Wordsworth.

Eine unlängst in vier Bänden erschienene neue Ausgabe der poetischen Werke von William Wordsworth gab dem Quarterly Review Veranlassung zu einem größern Artikel über diesen Dichter, wovon wir hier, nebst einigen übersetzten Proben, das Wichtigste unsern Lesern mittheilen.

Der Artikel beschäftigt sich zuerst mit dem Einfluß von Wordsworths Beispiel und Theorie auf die poetische Sprache: „Die Theorien welche er in seinen Vorreden aufstellt, sind lange Jahre hindurch sattsam durchgesprochen und bestritten worden; und es scheint die Zeit gekommen zu seyn, wo man eine Ansicht über die Ergebnisse des Streites aussprechen darf. In der allgemeinen Meinung war hinsichtlich der poetischen Diktion das Ergebniß: ein ziemlich unbestrittenes Zugeständniß, daß die Poesie keine wahrhafte Erhebung, keinen Schwung bekomme durch die Benützung von Ausdrücken, die in keiner andern Hinsicht poetisch sind, als sofern sie nicht in der Prosa gebraucht werden. In der Praxis wäre das Resultat vielleicht eben so entschieden gewesen, wenn man nicht zur gleichen Zeit gewisse Ergebnisse von ganz verschiedener Art anderswoher hätte geltend machen wollen. Indessen sind doch einige Reformen bewirkt worden. Das poetische Wörterbuch, das früher im Gebrauche gewesen, ist gereinigt worden; die Poesie hat in Manchem eine einfachere Sprache angenommen als sie früher pflegte, und manche Dinge werden jetzt mit ihrem rechten Namen benannt, welche man sonst dem poetischen Leser unter andern Bezeichnungen glaubte vorführen zu müssen, als die ihnen im wirklichen Leben zukommen. So wird jetzt der unter dem Namen Nachtigall bekannte Vogel in der Poesie auch wirklich so genannt, während vor Wordsworths Zeit kein Dichter sich begnügte, ihm einen minder poetischen Namen zu geben als etwa: „Philomele," oder „gesangreicher Vogel der Nacht;" und das Himmelslicht, das man sonst mit Titulaturen beehrte, wie: „Leuchten der Phöbus" oder „Apollo's goldnes Feuer," findet man jetzt in einem Band Gedichte mit demselben Namen bezeichnet, den es im Kalender führt. In so weit thaten die Vorreden ihre Wirkung; aber kaum war dieß erreicht, als eine neue Saat von Mißbräuchen aufschoß; und während ein Theil davon ihren Vorgängern sehr ähnlich war, schienen andere, obwohl in demselben Boden wurzelnd, noch gefährlicher auf die Corruption des Styls hinzuzielen, sofern sie mehr verdeckter und einschmeichelnder Art waren. Ein kahler Unname, wie Philomele oder Bülbül, Albion oder Erin wird gewiß bald aus der Sprache ausgereutet, der er nicht angehört; aber in unserer Zeit gibt es Mittel und Wege ächt englische Worte zu fälschen für angeblich poetische Zwecke, die mehr zu fürchten sind, weil sie nicht bloß eine Verwirrung der Sprachen sondern der Ideen einführen, und oft auch weil sie wirklich eine Empfindung anregen, ihrer Anmaßung, einen wirklichen Sinn zu enthalten, einigen Schein geben.

Wenn wir einen Band beliebter Poesien durchlaufen, um eines der Wörter zu finden, welche heutzutage für ausnehmend poetisch zu gelten scheinen — das Abjektiv wild zum Beispiel — und es genau erwägen in den verschiedenen Verbindungen, worin es uns begegnet, so werden wir finden, daß es im Allgemeinen gebraucht wird, nicht um irgend einen, bestimmten oder unbestimmten, Sinn auszudrücken, was man doch rechtmäßiger Weise erwarten könnte, sondern um gewisse Vorstellungen und Erinnerungen heraufzubeschwören, die sich ziemlich zufällig damit verbinden. Es ist ein solches Wort vielleicht ursprünglich ganz schicklich und passend gebraucht worden, und hat vielleicht außerordentlichen Beifall gefunden, in Stellen, welche gedichtet worden in gleicher Gemüthsstimmung und berechnet auf die gleichen Wirkungen, wornach die späteren Dichter streben, welche sich desselben bedienen; das Wort nimmt gleichsam die Farbe dieser ursprünglichen Stellen an; es wird ein stehender Ausdruck bei denen, die mehr im Allgemeinen poetischen Sinn, als Urtheil und Gewandtheit im Gebrauch der Sprache besitzen, und wird hinfort angewendet in einem immer mehr abnehmenden Grad von Angemessenheit zu seiner eigentlichen Bedeutung. Man könnte die Adjektive bright, dark, lonely, die Substantive light,

dream, halo und fünfzig andere Wörter namhaft machen, welche meist nur so aufs Gerathewohl, mit einer Art von empfindungsreicher Sinnlosigkeit in unsern flüchtigen Poesien herum verstreut sind, und in dem geistesverwandten Leser wohl die Empfindung erwecken, deren Symbole sie seyn sollen, ihm aber nie einen bestimmten Sinn geben oder ihn auf den Mangel eines solchen aufmerksam machen. *)

Solche Verirrungen werden, wenn sie alt und lästig geworden, wahrscheinlich auch Abschied nehmen, wie die ihnen vorangegangenen, und einerseits neueren Modefehlern, andererseits einer erneuerten Anwendung von Wordsworths Grundsätzen Platz machen. Der natürliche Menschenverstand und der gesunde Geschmack werden immer am Ende siegen, obgleich sie auch immer gegen neue Welten des Irrthums werden zu kämpfen haben; und Wordsworths Grundsätze werden ihre feste dauernde Grundlage haben auf dem natürlichen Geschmack und Verstand, wenn man sie mit den aus der Diskussion darüber entsprungenen Modificationen annimmt. Dann würden sie den Dichter anleiten, seine Sprache nicht ausschließlich von der des gemeinen Lebens zu entlehnen, und auch, in manchen Arten der Poesie, einen höheren Schwung und gewähltere Kunst der Sprache nicht zu verwerfen; im Allgemeinen aber sich derselben Sprache zu bedienen, welche man in den Schriften und Gesprächen anderer Menschen trifft, wenn sie schreiben und reden, so gut es ihnen möglich ist — Worte zu vermeiden, die man in guter Prosa nicht dulden würde, besonders aber den Gebrauch von Worten in einem Sinn, welchen sie in der Prosa nicht haben. Je mehr man diese Regeln beobachtet, um so mehr Vortheil wird daraus für Verfasser und Leser von Gedichten erwachsen; wenigstens für solche Schriftsteller, welche sich mit klaren Ideen zu befassen vermögen, und für solche Leser, deren Geisteskräfte so weit geübt und ausgebildet sind, daß sie auch in der Poesie einen klaren Sinn verlangen.

Vielleicht ist der Sieg von Wordsworth Grundsätzen mehr noch durch seine Gedichte selbst als durch seine Theorien gefördert worden; denn während die Erwägung und Erörterung letzterer sich nur auf eine kleine Zahl von Schülern und Gelehrten beschränkte, haben die Gedichte besonders seit den letzten zehn Jahren reißende Fortschritte in ihrer Popularität gemacht. Man kann einen auffallenden Wechsel im Ton derjenigen bemerken, welche oben auf dem Strome der Gesellschaft schwimmen und sich zum Organ ihrer Ansichten machen. Wir erinnern uns wohl noch der Zeit, wo die Erwähnung von Wordsworths Namen von jedem dieser Herren mit einem herrlichen Spaß und Witz über Peter Bell oder den einfältigen Knaben wäre erwiedert worden; aber dieser Witzeleien sind die Leute nachgerade überdrüßig geworden, und es gibt jetzt wenige Kreise, wo man nicht über Solche, die noch dergleichen aussprächen, urtheilte: sie seyen in diesen Dingen ein wenig hinter der Zeit zurückgeblieben.

Wir können nicht umhin, es theilweise für Wordsworths eigene Schuld zu halten, daß er so spät erst das Ohr des größern Publikums für sich gewann. Er gab sich selbst wissentlich und muthwillig dem Gespötte preis zu einer Zeit, wo die Kritik angesteckt war von einem Geiste des Sarkasmus, der, obwohl unwissend und seicht, doch nicht übel darauf berechnet war, dem großen Haufen zu gefallen, darum auch ausgezeichnetes Glück machte und das Wachsthum und Gedeihen alles Großen und Edeln wie mit einem giftigen Mehlthau hemmte. Kritik und Poesie, welche miteinander blühen sollten, als Glieder derselben Familie, standen damals selten auf einem freundschaftlichen Fuß; im Gegentheil wuchs die erstere neben der letztern auf wie eine verbrannte Aehre und steckte die gesunde Schwester an. Um jene Zeit foderte Wordsworth gleichsam mit absichtlichem Trotz den im Schwunge gehenden schlimmen Geist heraus und ließ von Zeit zu Zeit beharrlich solche Produkte erscheinen, die, wie er wohl wußte, diesem schlimmen Geist die willkommenste Nahrung für seine boshaften Gelüsten waren. Er schien der Verachtung der Kinder dieser Welt zu trotzen und eine Freude daran zu haben, den Hohn ihrer blinden Führer herauszufordern. Wir wissen nicht, warum er dieß that oder welchen Ersatz er sich versprach für den Nachtheil, als welcher es doch ohne Frage jedem Dichter erscheinen muß, wenn sein Einfluß — in diesem Falle ein reinigender, befruchtender und veredelnder Einfluß — so lange gehemmt und zurückgedrängt wurde; denn dadurch wurde er, wenn auch am Ende nicht weniger berühmt, so doch gewiß für seine Zeitgenossen weniger segensreich.

Wenn wir von Wordsworths enthusiastischen Verehrern aufgefordert werden sollten, Beispiele namhaft zu machen, wo der Dichter muthwillig sich dem Spotte der Buffoni der Kritik preis gab, so würden wir antworten, daß wir, trotz der Achtung, die wir für Wordsworth als den größten Dichter und Philosophen seiner Zeit (!) hegen, uns doch nicht weigern, ein solches Zeugniß gegen ihn abzulegen, und wir nennen daher das gewöhnlich angeführte Beispiel von dem „einfältigen Knaben,“ und fügen diesem noch bei, daß die Ankündigung eines ernsthaften moralischen Zwecks in diesem Gedichte, nämlich: „die Inbrunst der mütterlichen Zärtlichkeit in manchen ihrer zartesten und geheimsten Windungen zu verfolgen,“ und die Wahl der Begebenheiten, mittelst welcher dieser Zweck erreicht werden sollte — die Krankheit der Susanne Gale — die Noth, welche Betty Foy hat, Jemand aufzutreiben, der nach dem Arzt geht — ihr Entschluß, ihren eignen Sohn, den einfältigen Knaben auf einem kleinen Pferd abzuschicken — sein Verirren — Betty's jammervolles Suchen nach ihm, und das endliche Finden — wir sagen, daß dieser Zweck nicht konnte angekündigt, diese Mittel nicht aufgeboten werden, ohne einen solchen Contrast hervorzubringen, der nothwendig zu lächerlichen und spöttischen Gedanken führen und dem Bestreben Vorschub leisten mußte, auf den Verfasser selbst ein lächerliches Licht zu werfen. Menschlicher Scharfsinn und Erfindungskraft kann nicht jene Mischung von Trivialem und Ernstem, von Phantasievollem und Gewöhnlichem und Rüh-

*) Wir mochten diese auf die poetische Sprache und den Styl bezüglichen Sätze nicht weglassen, da sie ebenso wie auf die englische, auch auf die deutsche Poesie ihre treffende Anwendung finden. Es ist sehr leicht an die Stelle der angeführten englischen Wörter ebensoviele deutsche zu setzen.

rendem zuwege bringen, wodurch Einartigkeit der Wirkung einer solchen Erzählung verleihen könnte, wie sie ernsthaft erzählt und mit all den Details vorgetragen wird, deren treue Schilderung Wordsworth unternahm. Wird man etwa sagen, die Erzählung soll komisch seyn — eine komische Erzählung, die nur so viel ernste Gedanken enthalte, als in jeder Wahrheit verborgen liege, wenn man sie mit philosophischem Geiste betrachte? Aber wenn das Gedicht so sollte angesehen werden, dann müßte man von dem komischen Effect, der hauptsächlich daraus entspringt, daß ganz alltägliche Vorfälle in Versen erzählt werden, urtheilen: daß es ihm an Lebhaftigkeit, Einheit und Kraft fehle.

Um nicht der hergebrachten poetischen Phraseologie zu verfallen, verirrte sich Wordsworth, besonders früher, manchmal in ernsthafter Poesie in eine Ausdrucksweise, die nicht bloß einfach, sondern alltäglich war; er bediente sich solcher Ausdrücke, die nicht nur frei waren von zufällig sich daran knüpfenden poetischen Erinnerungen, sondern Vorstellungen gerade entgegengesetzter Art erweckten. Man muß immer sich gegenwärtig halten, daß die Einfachheit in der Poesie das Ergebniß der Kunst ist und daß die ars celare artem ein Haupterforderniß eines gefälligen Styls bleibt. In nachstehendem Gedicht ist, wie uns bedünkt, mit glücklichstem Erfolg die Kunst in Ausübung gebracht, die Sprache der Poesie zu vereinfachen. Ein alter Mann, von fröhlichem Temperament, liegt an einem Sommertage mit dem Dichter an einer Quelle, und antwortet auf die Aufforderung, eines seiner muntern Lieder zu singen, in einer Anwandlung vorübergehender Traurigkeit, wie sie oft durch die Aufforderung zur Heiterkeit geweckt wird:

Dieß Wasser eilt hinab zu Thal;
Wie munter ist sein Gang!
Wie jetzt, so fließt und murmelt's wohl
Noch tausend Jahre lang.

Und hier faßt der Gedanke mich,
An diesem heitern Tag
Wie oft an dieses Baches Rand,
Ein kräft'ger Mann, ich lag.

Des Kindes Thräne trübt mein Aug',
Halb Lust im Herz, halb Gram;
Derselbe Laut rauscht mir im Ohr
Den damals ich vernahm.

Es bleibt sich gleich, wir gehn dahin;
Doch trau'rt ein weis Gemüth
Minder um was das Alter nimmt,
Als was es läßt — verblüht!

Die Amsel auf dem Sommerbaum,
Die Lerche leert die Brust
Die liederreiche — und verstummt,
Wenn sie gebüßt die Lust.

Sie leben thöricht sie im Streit
Mit der Natur; sie sehn
Die Jugend glücklich, und es bleibt
Ihr Alter frei und schön.

Uns aber drückt ein schwer Gesetz;
Oft sind wir nicht mehr froh,
Und freudig scheint das Antlitz noch,
Weil einst das Herz war so.

Ist Einer der aussprechen wohl
Der Todten Mitleid kann,
Der Herzen, die einst waren sein:
So ist's der lust'ge Mann!

(Fortsetzung folgt.)

Die Weissagung des Dante.

Von Byron.

Zweiter Gesang.

Der Geist der glüh'nden Tage alter Zeiten,
Der hell hinblitzte durch der Zukunft Nacht,
Deß Wort erfüllet ward von Wirklichkeiten,
Wann ferner Enkel Loos er kundgemacht;
Der, nach dem dunkeln Abgrund hingewendet,
Ins Chaos blickte, in der Dinge Schacht,
Wo die Gestalten liegen halbvollendet,
Eh' sie im Erdenkleide sind geboren; —
Der Geist, den Sehern Israels gespendet,
Ruht auch auf mir; — und hören keine Ohren
Im Lärm des Tages den Kassandra-Ton,
Und geht mein Wüsterruf für sie verloren,
Ist's ihre Schuld, und mein Gefühl mein Lohn,
Mein einz'ger, da mir Menschen keinen gaben.
Italien, viel geblutet hast du schon,
Und blut'st noch mehr! — Vorausgesehn zu haben
Dein Weh beim düstern Todtenlichte, heißt
Mich meins in deinem unheilbar'n vergraben.
Ein Vaterland nur gibt's, und meines weist
Zu dir mich heim. Dein Schooß wird mein Gebeine,
Und deine Sprache tragen meinen Geist,
Die mit dem Scepter Roms einst allgemeine.
Doch eine zweite schaff' ich dir hinfort,
Wie sie erhaben, aber süß wie keine,
Für jeden Stoff den lautersten Akkord,
Kampfinst wie Liebesseufzer wiedergebend,
Mild glänzend wie dein Himmel jedes Wort;
Sie mache dich, den kühnsten Traum belebend,
Zur Nachtigall Europa's im Gesang,
Dich über der Waldvögel Schrei'n erhebend
Mit Melodien, daß jeder Zunge Klang
Bekenne seine Barbarei vor ihnen.
Dem Tuskerbarden danke dieß, dem lang'
Gekränkten und verbannten Ghibellinen —
Weh, weh! es reißt der Zukunft Schleierflor,
Und tausend Jahre, die zu schlafen schienen
Wie Wellen, eh' der Wind sie wogt empor,
Dumpf rollend, — kommen, düsterer Entfaltung,
Vom Strand der Ewigkeit dem Auge vor.

Noch ruht der Sturm, die Wolken fester Haltung,
Noch liegt im Schooße des Erdbebens Bruch,
Das blut'ge Chaos harrt noch der Gestaltung;
Doch Alles schickt sich an zum Urtheilsspruch,
Die Elemente warten auf die Loosung:
„Nacht werd' es!“ — und dich deckt ein Grabestuch.
Ach! du, so schön, wirst fühlen Kriegserboßung;
Schön, daß in dir des Paradieses Thal
Dem Adamssohn neu blüht nach der Verstoßung; —
Ach, daß er es verliert zum zweitenmal!
Italien, du, deß immer goldnes Feld
Seyn könnte, nur gepflügt vom Sonnenstrahl,
Der Welt Kornkammer; — dem das Himmelszelt
Sich blauer, sternenheller zugeneiget,
Du, wo ein ew'ger Lenz Lustlager hält;
Du Wieg', in der das Weltreich groß gesäuget
Die ew'ge Stadt geschmückt mit Spolien-Ruhm
Von Kön'gen, die ein freies Volk gebeuget;
Du Heldenstammhaus, Heil'ger Heiligthum,
Das ird'sche Glorie, ew'ge nahm zum Sitze;
Du Alles — daß, nimmt reichsten Schmuck sie um,
Die Phantasie vor deinem Farbenblitze
Erbleicht, wenn alpenhoch der Wandrer steht
Auf Klipp' und Schnee, wo die smaragdne Spitze
Der gern einsamen Ficht' im Sturme weht,
Und träumerisch hin über deine Auen,
Und wehemüthig, sich sein Blick ergeht,
Dein sonnig Feld, Italien, zu beschauen
Nah, näher, — näher stets und theurer auch,
Am theuersten, wenn's wären freie Gauen:
D u debst nun jegliches Tyrannen Hauch!
Da war der Goth' — Frank', Hunne nahet schon,
Und, stolz auf der Barbaren wüsten Brauch,
Sitzt auf des kaiserlichen Hügels Thron
Z e r st ö r u n g, harrt der neuen Frevelwuth
Und blickt auf Rom vom Palatin mit Hohn,
Wie es zu ihren Füßen liegt in Blut,
Gewonnen und verloren; wie von Leichen
Dickvoll der Tiber safrangelbe Fluth
Roth wird, die blaue Luft verqualmt zur bleichen
Von Menschenopferdunst; die Priesterschaar,
Die gottgeweihte Tochter muß entweichen,
Hülflos, verödet lassend den Altar.
Sie fassen ihre Beute, dort und hie,
Lombard, Iberier, Deutscher, Wolf und Aar,
Und menschlicher als jene sind noch d i e;
Nur Todter Fleisch und Blut ist sein Begehr,
Dann geht das Thier des Weges fort; doch sie,
Die Menschenwilden, schleppen Foltern her
Qualschöpferisch, und unersättlich brüllen
Mit Ugolino-Hunger sie nach mehr.
Neun Monde werden solche Scenen füllen. *)
Die führerlose Heerschaar, die dem Wort
Verrätherischen Fürstens jüngst zu Willen,
Ließ seines Führers Staub vorm Thore dort.
Hätt' überlebt der fürstliche Rebell,
Wohl dir vielleicht! — sein Fall riß dich mit fort.
O Rom, Raub Frankreichs oder Raubgesell,
Vom Brennus bis zum Bourbon, — deiner Mauer
Naht kein fremd Banner, ohne daß auch schnell
Die Tiber für dich wird ein Fluß der Trauer.
Oh! kommt der Fremdling über Alp' und Po,
Begrabt ihn, Fels und Strom, auf ew'ge Dauer!
Was schlafen müssig die Lawinen so,
Um auf des Pilgers einsam Haupt zu fallen?
Was wälzt der Po die Wirbel, schadenfroh
Des Landmanns Ernte nur zu überschwallen?
Wär' euch nicht beff're Ernte der Barbar?
Das Meer rollt' über Pharao sammt allen
Den Tausenden, und um Kambyses' Schaar
Hat's Wüstenmeer die sand'ge Fluth geschlagen;
Und, Berg und Strom, ihr bleibt Verdienstes bar?
Und Männer, Römer ihr! ihr todeszagen!
Ihr Söhne jener Helden, deren Muth
Das Volk erlag, dem Xerxes' Heer' erlagen
Dort, wo der Staub der ew'gen Todten ruht!
Sind als Thermopylä die Alpen hier
Ein leichtrer Paß wohl, eine schwächre Hut
Vorm Eindringling? — sind sie es oder ihr,
Die's Bergthor öffnen jedem Feindestrosse
Und frei hin lassen ziehen sein Panier?
O die Natur selbst hemmt des Siegers Rosse,
Hat euch ein fast unnahbar Land gewährt;
Allein zwar kämpft sie nicht, doch Kampfgenosse
Ist sie dem Krieger, der den Namen ehrt,
Da wo die Mütter Männer noch gebären.
Nicht so ist's, wo die Seelen wenig werth;
Kein festes Schloß kann diesen Schutz gewähren.
Ein von des Wurmes Stich vertheidigt Loch
Ist sichrer als demantne Festungswehren,
Sind Männer drin mit feigem Herzgepoch.
Bist du nicht tapfer? Ja, Tyrannenzwange
Könnt' stehn mit Herzen, Händen, Waffen noch
Ausonien; doch eitle Müh', so lange
Unheil und Schwäche sä't der Zwietracht Hand,
Und dann der Fremdling kommt zum Beutefange.
O mein so tief gebeugtes schönes Land!
So lang' das Grab der Hoffnung deiner Kinder!
Und Eins nur fehlt, so fiel' das Sklavenband.
Noch hält der Rächer ein, noch, noch! — und blinder
Argwohn und Zwietracht trennt euch und verdingt
Die eigne Kraft d e r eurer Ueberwinder.
Was fehlt, daß ihr die Freiheit euch erringt?
Italia's Schönheit strahlt verherrlicht jung?
Ungangbar macht die Alpen; — es gelingt
Mit einer einz'gen That, mit — Einigung!

A l t e n h ö f e r.

*) S. „Sacco di Roma“ bei Guicciardini.

Prometheus.

(Schluß.)

VII. Prometheus und die Sibyllen. Prometheus fühlt sich von neuen Qualen bedrängt, so daß er selbst an sich zu zweifeln anfängt:

Nicht mehr der Gei'r ist's, der am Frevler zehrt,
Ich selbst, ich ganz allein nag' an mir selber.
O Graus! mein Herz ist leer — ich hab's verschlungen;
Die Zukunft zog sich ganz von mir zurück.
O Himmel! wie mit Recht hast du verlacht
Den Zeichendeuter! Meine Eingeweide
In meinem eignen Leib hab' ich befragt,
Und was darin gefunden? Hoffnung! Nichts!
Du Stimme, die du murmelnd in der Brust
Mich immer schaltest! Qual, in die sich immer
Der Ueberfluß und das Entzücken mischte,
Aar mit gekröntem Haupt, der mir die Leber
Zerfraß, du Nektar der geweihten Thränen —
Was ward aus Euch? Ich such' mich selbst in mir
Und finde mich nicht mehr. Schmerz, dem die Lind'rung
Des Stolzes fehlt! o Elend, tiefes Elend!
Den Erdenwurm beneidet jetzt der Gott!
Verzehrender Gedanke! ew'ge Qual!
Die Welt verwirft mich, mein Geschenk mißkennend.
In seinen goldnen Träumen, fern der Welt
Der Wirklichkeit, hat den Altar zu weit
Hinaus mein Geist gerückt. Ja, mein Gedanke
Bewohnt zu stolze Höh'n; als falsch verlacht
Die Welt zu meinen Füßen den Propheten.

Immer zweifelnder und verzagter wied Prometheus: „Wie, wenn ich mich wirklich selbst getäuscht, wenn mein Geist mit einem nichtigen Traum sich getragen hätte! Wenn ich meine Wünsche und Ahnungen auf falsche Altäre gesetzt hätte! Wenn Ihr, große Götter, wirklich unsterblich wäret?" Der Chor der Sibyllen aber baut mehr auf seine frübeeen Weissagungen als daß er sich von seinen jetzigen Zweifeln irre machen ließe; er sucht den Prometheus zu stärken und entsagt dem Glauben an die bisherigen Götter. Prometheus:

Gibt's einen weisern Gott, so naht er spät!
Erwartet er, um zu befrei'n mein Herz
Von der Erinn'rung Banden, bis die Winde
Verjagen meinen Staub? bis ihm mein Schatten
Mit schwanken Füßen darbringt mein Gebet?
Und weiß ich denn, wo er sein Haupt verbirgt?
Berührten meine Finger ihn, daß ich
Versichern kann sein Daseyn? Wo und wie,
Wann und in welches Vorzugs Kraft ernannte
Er zum Mitwisser mich von seiner Allmacht?
Sah ihn mein Aug' und nicht allein mein Geist?
Welche Dämonen forschten aus für mich
Des Himmels Unergründlichkeit? Die Götter
Verriethen alle mich, nachdem zur Würde
Der Götter sie gelangt; was Anderes,
Sollt' ich erwarten von dem neuen Gott?
Das Bild, so lang' gehegt in meinem Herzen,
Ist auch vielleicht, wie sie, Dampf, Schatten, Dunst.
Warum nicht? Soll man jeder Ahnung trauen?
Was hab' ich mehr, das mich zum Seher machte?
Und auch, in meinen Busen — welche Hand
Gab das Orakel mir? wo hat die Zukunft
Mich unterrichtet über ihre Plane?
Ich, ich allein wirkt' alles, aus mir selbst
Schöpft' Alles ich, und meine Himmel waren
Nur eine glänzend prächt'ge Lästerung.
Jungfrau'n die Ihr mich hört, verlaßt den Dreifuß!
Leer sind die Himmel! ich hab' sie geschaut.
O glaubt mir! kein Prophet ist als das Nichts!
Er weiß viel mehr als wir, die wir sein Fest
Begehn; von ihm kommt jeder Lobgesang;
Ein jeder Tempel ist sein Aufenthalt.
Er liebt den Weihrauch, der im Licht aufdampft.
O Wollust! wie mein Herz bei jedem Worte
Auflacht, wenn ich, aus der zerriss'nen Brust
Den Götzen reiße!

Der Chor.

Wie an des Athos Fuß das finstre Meer
Stürzt der Verzweiflung Fluth hin über dich.
Selbst schleuderst Du aus deiner Brust das Wunder,
Und, weil der Dämon fern, der dich begeistert,
Verlachst du das Orakel deines Mundes.
Mein Herz jedoch, wie ein Altargefäß,
Hat deiner heil'gen Reden Duft und Salz
Bewahrt. Ich kann auf dich den vollen Kelch
Der Zukunftspsalmen, der schmerzstillenden,
Ausgießen, und du selbst erprobe jetzt
Der wohllautströmenden Gesänge Tugend.

Prometheus bittet den Chor, die schmerzenstillenden Gesänge anzustimmen, um damit den Zweifel zu beschwichtigen, der jetzt, quälender als der Geier, an ihm nage.

VIII. Der Gesang der Sibyllen. Er weissagt den Fall der Götter, die Unsterblichkeit, den neuen Gott, seinen Kultus, seine Macht als Fürst des Friedens und Trostes, und schließt mit einem Gebet an den neuen Gott, zu dessen Empfang die ganze Welt sich vorbereite.*) Dieß ist das Ende des zweiten Theiles.

Dritter Theil. Der beseelte Prometheus. I. Die Erzengel Michael und Raphael schweben am Morgen, bei Sonnenaufgang, vom Himmel herab. Sie besprechen sich von den in allen Creaturen laut weedenden Stimmen, welche der Erscheinung eines neuen Herrn und Gottes warten; über das Wesen des Ewigen und seines Sohnes. Sie betreten den Kaukasus und weeden des Prometheus ansichtig, den sie für einen gefallenen Engel ansehen, dessen Schuld sie aber nicht kennen.

II. Michael befeagt den Gefesselten, wer er sey und was sein Schicksal? Prometheus bricht in Entzücken aus, als er die Worte des Engels veenimmt:

*) Wir beabsichtigen diesen Chorgesang, der zu den schönsten Abschnitten des Gedichts gehört, unsern Lesern später in metrisch treuer Nachbildung abgesondert mitzutheilen.

O heilige Sprache einer frühern Welt!
Du süßer, ernster Wiederhall von einer
Vergeßnen Hymne, welche zu erkennen
Ich glaube, die mir neues Leben schenkt!
Wo hab' ich doch gehört schon diese Stimme?
In einer bessern Welt... Ja, sonst vielleicht
Unter den goldnen Leyern, die, als Kind
Ich aufhing an der Stirne heil'ger Träume!

Prometheus erzählt den jugendlichen Engeln seine ganze Lebensgeschichte und wir geben hier diesen Abschnitt, weil daraus am besten die eigentliche Bedeutung von Prometheus Charakter erhellt:

Für's erste, fragt nicht welche Brust mich tränkte,
Nicht, welcher Ries' im Götterarm mich trug,
Nicht, wie ich eintrat in das Licht der Welt,
Auch nicht nach meiner Mutter trautem Dache.
Ob Erd' ob Himmel meine Wiege war,
Ob eine Bind' ich um die Augen trug:
Wie Ihr; weiß ich das nicht; vielleicht noch wen'ger.
Unwissend: Wie, von wem ich's Leben hatte,
Rief lange Zeit ich nur: mein Vater! und
Mein Vater! wiederhallten alle Himmel.
Am lichten Tag, mit meinen Augen, sah
Ich nie sein Antlitz, doch in meiner Wiege,
Sagt man, hat mich mit Himmelsmohn sein Bild
In Schlaf gewiegt. Auf einer Silbersaite
Ertönte beim Erwachen mir entgegen
Der milden Sterne nächtliche Musik.
Ein holder Genius bog sich über mich.
Früh mit dem Morgen betete die Schöpfung,
Und oft erscholl im Aether eine Stimme,
Der Eueigen verwandt; Himmel und Erde
Schauten mit Lächeln eines Gottes Kindheit.
In dem Gefild des Vaters rollten Wagen,
Gehorsam, donnernd, über goldnen Wolken,
Und sammelten den Schatz glanzvoller Tage.
Unsichtbar gegenwärtig auf dem Thron
Der Herrlichkeit, beherrschte mit dem Scepter
Von Elfenbein mein Vater hoch im Himmel
Der Geister heil'ge Legion und füllte
Mit Schöpfungswerken seine Tage aus.
Mit jedem Sommer wuchs um meine Stirn
Der goldne Schimmer; ohne ihn zu sehen
Vernahm ich deutlich doch sein Wort in mir;
In einem Zauberbuch las ich sein Wohlthun;
Ich spürt' ihn überall, berührt' ihn nie.
Süß war mir seine Liebe; in der Wiege
Lernte Loblieder singen ihm mein Mund;
Sorglos, ihn besser zu erkennen, glaubte
Ich allwärts ihn zu haben und zu hören;
Ihn pries mein Mund; ich küßte selbst sein Schwert.
Da war ich glücklich... War das nicht ein Traum?

Doch als ich älter ward, ward Alles anders.
Nicht Fried' und Freude mehr und Liebeshymnen;
Der Sturm brach meiner Götterträume Flügel,
Wie, aus dem elterlichen Horst gefallen,
Ein junger Adler, zufluchtlos, verwaist,
Durchirrte schweifend ich die weite Welt.
Da fing ich an die Hölle anzubeten.
Bald schwand mir das Gedächtniß meines Vaters,
An den umsonst mich Silberlilien mahnten.
Gedankenlos einst, fern vom Himmel schweifend,
Begegnet' ich auf einem Berge Göttern;
Hochmüthig, stolz, auf würzeduft'gen Pfühlen
Schlürften sie Weihrauch, labten sich am Rauch.
Im Purpur stieg ich mit auf ihren Wagen.
Ich theilte ihren Pfühl, trank ihren Nektar;
Kaum aber war mein lust'ger Becher voll,
So ward mein Herz von bitterer Hefe trunken.
Was war dieß Gold und diese üpp'ge Lust,
Und die Jahrhunderte, im Glanz verlebt?
Die Augenblicke eines Schattenwesens.
Nur Langeweile ohne Majestät.
Ach Alles, der Altar selbst, Eitelkeit!
Auch ich hätt' können, zum Idol mich schnitzend,
Zur Götterwürde zugelassen, mich
Mit ihrem Wein berauschen und in Erz
Oder in Marmor mich ausprägend athmen.
Einmal versucht' ich's: klägliche Erinnrung!
Meinen Altar erbaut' ich mir. Doch sogleich
Ergriff des Steines Kälte mir die Seele.
Ich kostete das eitle Glück des Nichts.
Mit lautem Lachen schied ich von den Göttern.

Das Reich der Tiefe bald durchwandert' ich.
Die Welt war öd', der Mensch noch nicht geboren.
Nur über meinem Haupt, geweiht den Thränen,
Schwebte der Adler schon, indeß den Wolken,
Erwacht, ein schwarzes Kranichheer entschwebte.
Die Zeit erstand, ein tauber, welker Greis.
Sofort ging auch des Grabs geschäft'ger Wurm
An sein Geschäft, wie eine Spinnerin;
Im Stein noch harrte das Idol des Bildners.
* * * * * * *
Wie viele Tage flossen hin in Schweigen!
Ich war allein in einer leeren Welt,
Mein hungrig Herz verzehrte sich in Sehnen.
Mein Geist befragte, rathlos, nur sich selbst.
So rann mein Leben — wenn dieß Leben war.
An einem Abend (jene düstre Stunde
Nagt stets an mir) sah ich im Meer sich spiegeln
Des Mondes bleich Gestirn; der ew'ge Sturm
Grollte in mir allein; sonst Alles schlief;
Und ich beneidete des Schilfes Träume
Und meinen Schatten, schlummernd auch im Wasser.
Zum erstenmal da blitzte ein Gedanke
Mir auf, (woher kam mir dieß hohe Licht?)
Am Rand der Tiefe, aus gemeinem, schwarzen

Lehm, aufgegriffen auf gut Glück, schuf einen
Halbgott ich, ein zerbrechlich Kind der Kunst,
Gestreift vom Flügel des olymp'schen Aars,
Fehlt' ihm die Seele noch. Ich gab ihm meine.
Das ist nicht Alles; in die Unterwelt
Begab ich seinetwillen mich und machte
Das Feuer dienstbar ihm, den Geist der Welt.
In meinem Becher ließ ich im Entstehn
Ihn seinen Gram ertränken und ich ließ
Ihn kosten die Verheißungen der Zukunft.
Los band ich seine Zunge, seine Leyer
Weckt' ich und unterwies ihn in der Macht
Der neugebornen Melodienmaße.
Ich, ich zeigt' ihm in seines Herzens Nacht
Zuerst die Freiheit, die dem Schicksal trotzt.
Da kam die Zeit in Gang; der Staat entstand,
Die stumme Welt erkannte einen Herrn.
Ihre Geheimnisse hab' ich entrissen
Den goldenen Gestirnen, in den Tiefen
Der Wälder ging ich den Vorzeichen nach.
Erforscht hab' ich der unterirdischen
Metalle Eingeweide. Spiel und Eh', Gesetz,
Festmahl und Leichenfeier, Mast und Segel
Des schwarzen Schiffs, des Wagens Roßbespannung,
Alle Gebräuch' und Künste lehrt' ich sie.
Bald zog ich auch der goldenen Buchstaben
Unauslöschbare Spuren in den Sand.
Doch nichts hatt' ich gethan. Trotz meiner Liebe
War nur ein Schatten erst der Mensch; er lebte
Nur einen Tag. Zu spät in seine Seele
Goß ich die Weisheit und die ew'ge Jugend
Der himmlischen Gesetze. Seine Stirne,
Nackt wie die Wahrheit, duftete von Balsam
Jetzt der Unsterblichkeit. Die heiße Unruh
Der Wissenschaft, von Einsamkeit genährt,
Barg ich in seiner Brust. Alles zu wissen
Verlangt' er; mit stets offnem Auge suchte
Er in sich selber eine neue Welt.
Weil schon an seines Daseyns Pforten ihm
Erlosch die Fackel, taucht' er in sein Herz
Und konnte doch sich selbst nicht recht erkennen.
Einst, eines Abends, auf ein Grab gebeugt,
Fand er das Nichts in einem leeren Schädel.
Die Asche haucht' ich an und ließ die Seele
Ihn spüren, wie man auf erloschnem Herd
Die Flamm' entdeckt. Die sibyllin'schen Bücher,
Die glühendheißen Fragen, in der Nacht
Geschrieben auf die Stirne der Nationen,
Des Todes Räthsel und des Lebens Räthsel,
Die Freiheit, der allein ich jetzt noch opfre —
Wer hat vom Himmel dieß geholt als ich?
Der Götter Nichtigkeit lehrt' ich den Menschen.
Geliebt hab' ich zu viel und thu' es noch.
Und darum, darum nagt der Gei'r an mir,
Darum bin ich auf diesem Berg, zweimal
Vergöttert von Jupiters Hand gekreuzigt.

Die Engel wundern sich, wie er immer von den „Theatergöttern“ rede, und verkündigen ihm, daß Jupiter von seinem Götzenthron gestürzt sey; „der Ewige hat den Himmel wieder eingenommen; sein Geist ist eingekehrt in den Aufenthaltsort der Götter.“ Prometheus, halb zweifelnd, halb hoffend, fragt sie um den Namen ihres Gottes.

Michael.

Jehovah ist sein Nam', die Welt sein Bild,
Die Unermeßlichkeit ist seine Wohnung,
Die Ewigkeit ist seiner Tage Maß.
Allwärts ist gegenwärtig er; und selbst
In deiner Brust in diesem Augenblick
Erfüllt er seiner Weisheit ew'gen Plan.
Deinem geringsten Wort leiht er sein Ohr,
Des Waldes Odem lauscht er in dem Himmel.
Mit einem Blicke lenkt er die Geschlechter,
Legt goldne Scepter in der Völker Hand.

Prometheus hat aber noch immer Zweifel, ob nicht dieser Gott, zur Herrschaft gelangt, sein Wesen ändern und die Menschen vergessen oder unterdrücken werde, sein Zweifel an der Macht und Güte desselben wird endlich dadurch überwunden, daß der Erzengel Raphael ihm seine Befreiung ankündigt, worauf seine Ketten von selbst zerspringen. Michael erlegt mit einem Pfeile den Geier.

Prometheus.

Woher kommt jetzt mir dieser neue Friede,
Den ich in meiner Wiege selbst nicht kannte?
Auf thut mein Aug' sich; mein betäubter Geist
Vernimmt den Wohllaut einer innern Welt.
Ists wahr, daß in mein Herz der Himmel sinkt?
Wird nicht die blasse Verzweiflung wieder kehren?

III. Die aus dem Himmel verjagten Götter kommen, und flehen Prometheus und die Erzengel um Hülfe und Mitleid; nicht mehr herrschen, nur leben möchten sie; aber Prometheus erklärt ihnen; daß es zu spät, daß ihre Zeit vorbei, ihre Stunde gekommen sey. Raphael verweist sie in das Königreich des Nichts.

IV. Sich zerstreuend singen die Götter ihr Abschiedslied.

V. Prometheus und die Erzengel. Prometheus besorgt, der Gesang der Götter könnte doch noch fortdauern; die Engel belehren ihn, daß die Leyern der Seraphim ihn übertönen werden und heißen ihn sie begleiten, ehe neue Zweifel ihn überwältigen.

Prometheus.

Ist aber nicht Euch bang, daß in den Himmel
Mit mir der Schmerz rückkehre, der mit Galle
Sich tränkt? Wenn der Erinn'rung Woge schwillt,
Das Bett meiner Gedanken überströmend,
Kann leicht ein Tropfen, meinem Kelch entfallend,
Der himmelblau'n Gewänder Glanz Euch trüben.
Denn überall erzeugt der Schmerz den Schmerz.
Umsonst, daß auf die Geister reine Fluthen
Ausgießend, die Befleckung Eures Himmels

Ihr auszulöschen wähntet. Jeden Tag
Würd' unter Eurer Hand die Makel wachsen.
Ein Baum der Hölle wüchse groß der Zweifel.
Und ich, beiseit, in seinem Schatten ruhend,
Ich säh' in Eurem tiefen Leib mein Werk.
Den Kaukasus im Himmel wieder findend,
Würde die Taube selbst in ihrem Nest
Den Gei'r ausbrüten.

Die Engel führen den Prometheus mit sich himmelwärts. Auf seine Frage, wohin ihr Flug gehe und ob sie sich nicht verirren, antworten sie: „Wir eilen mit sicherem Fluge dahin, wohin Alles strebt, in den Schoos Jehovahs."

VI. Ein Chorgesang der Seraphim, welcher den Segen der neuen Religion verherrlicht, schließt das Ganze.

Dieß Gedicht, von dem wir hier nur eine Skizze und einzelne Auszüge gegeben, wird gewiß in Frankreich wie in Deutschland Viele überraschen, aber auch Viele erfreuen, als die Frucht einer tieferen Geistesrichtung, die freilich der seichten Oberflächlichkeit und dem durch Monstrositäten verwöhnten Geschmack, entweder schwärmerisch und eitel phantastisch, oder trocken und transscendent erscheinen wird. Noch ist uns kein französisches Urtheil darüber zu Gesicht gekommen, mit Ausnahme einer kurzen Bemerkung in der Revue des deux Mondes, wo es heißt: „Diese dramatische Trilogie verbindet mit dem Schwung, der schon Ahasverus und Napoleon auszeichnete, eine größere Schärfe des Ausdrucks, einen durchsichtigeren Styl und bezeichnet gewiß einen wirklichen Fortschritt des Verfassers als Denker und als Künstler." Diesem Urtheil treten wir gerne bei und suchen es durch genauere Erörterung sowohl des poetischen oder künstlerischen Werthes als des Ideengehalts dieser Dichtung zu begründen.

Ahasverus entsprach den Forderungen der Kunst in keiner Weise; Quinet schrieb jenes Werk in Prosa und zwar in einer so schwunghaften Prosa, daß allerdings die Poesie daran hätte verzweifeln müssen, diese seltsame gährende Massen in ihre Formen aufzunehmen. Aber auch die Composition ist im höchsten Grade formlos; es ist ein wahres Chaos von Ideen und deßwegen keine wahre Idee darin.

Im Napoleon hat sich Quinet schon mehr den Anforderungen der Kunstform bequemt; er hat dem Metrum gehuldigt; er ist mehr auf den Boden der Realität getreten, er hat den Geist der Poesie durch den Geist der Nationalität zu nähren und zu stärken gesucht und hat Ideen, welche die reale, politische, sociale und moralische Welt berühren und bewegen, darin behandelt, als da sind: Freiheit, Ruhm, Ehre, Vaterland, Nemesis. Aber er hat doch mehr nur eine Reihe von poetischen Bildern verschiedenen Verdienstes gegeben, zusammenhängend allerdings durch die allen gemeinschaftliche Beziehung auf seinen Helden, als ein großes Gesammtgedicht, dessen Einheit und Idee dem Leser deutlich geworden wäre; E. Quinet war in seinem Napoleon in historischer und nationaler Hinsicht nicht frei genug, nicht genug Meister seines Stoffs, sondern vielmehr von seinem Stoff hingerissen und bemeistert. Mochte die Leidenschaft, womit er seinen Helden und sein Volk, dessen Ruhm er mit jenem identificirt, einzelne Partien seines Gedichts mit ergreifender Gluth und Innigkeit färben, so schadete sie der Composition des Ganzen. Um etwas Vollendeteres zu liefern, mußte Quinet kälter und freier werden. Dieß scheint er uns wirklich geworden zu seyn in seinem Prometheus; er hat hier eine bestimmte Idee aufgefaßt und poetisch entwickelt, und wenn wir sagen, er zeige sich kälter, so soll dieß keinen Tadel enthalten, sondern nur aussprechen, daß wir hier nicht mehr jene fast krankhafte und fieberische Hitze finden, welche die Klarheit des Gedankens und die Reinheit der Phantasie beeinträchtigt.

Vielleicht ist an diesem Gedicht den Romantikern die Form, (weil zurückgreifend auf das griechische Alterthum,) und den Klassikern der Inhalt, die Idee, als zu phantastisch und visionär, nicht genehm; aber wir glauben, daß man den philosophischen Dichter, welcher neu, wenigstens relativ neue Ideen behandelt, am wenigsten mit den Forderungen der Kunstform in der Art chikaniren darf, daß man ihm zur Pflicht macht, den hervorgebrachten Regeln sich zu unterwerfen. Neue Geister müssen sich auch neue Körper schaffen, und von strengeren dramatischen Gesetzen kann ohnehin bei einem solchen Gedicht nicht die Rede seyn. Dramatisch ist dieß Gedicht eigentlich kaum im zweiten Theil, wo Quinet den Spuren des Aeschylus folgt; im Ganzen überwiegt das Geschehen bei weitem das Handeln, von welchem das Drama den Namen hat; Prometheus ist nach Quinet's Auffassung mehr nur Prophet und Zeuge der eintretenden religiösen Revolution als ihr Urheber; doch davon später.

Die poetische Behandlung im Einzelnen ist vielfach zu loben; besonders gut gelingt dem Verfasser der dithyrambische Schwung in den Gesängen der Sibyllen und dergleichen. Die Schilderung des Feuers, seines Wesens und seiner Segnungen ist sehr lebendig und anschaulich, und manche dem Prometheus in den Mund gelegte Rede verbindet tiefe Empfindung mit edeln und großen Gedanken. Tadeln müssen wir aber eine nicht selten sich findende, besonders aus gesuchten und zu weit verfolgten Bildern, aus gemachten Personificationen und Metaphern entspringende Unklarheit; wir vermissen an Prometheus selbst die bestimmte Individualität, welche der griechische Tragiker so schön gezeichnet hat; die philosophischen Ideen sind nicht durchaus zur Poesie erwärmt und verklärt; der Dialog ist ziemlich spärlich berücksichtigt; bisweilen sinkt der Dichter, was einem Franzosen freilich, nach der Empfindung des Deutschen, öfters begegnet, aus der Poesie in die Prosa herab, wie z. B. wenn der Engel zu Prometheus sagt: „Was er denn von all den Theatergöttern spreche!" Dieß paßte doch wohl nur in eine Komödie! E. Quinet hat sich in seiner poetischen Sprache eine gewisse Manier angewöhnt (vielleicht eine Nachahmung), welche einen Kreis von stereotypen Bilden durchläuft. Möglich daß dieß in Frankreich, wo in der Poesie so Vieles konventionell und fest ist, weniger auffällt; aber uns scheint durch die häufige Wiederholung derselben Bilder, Bezüge, Anspielungen die Poesie einen ihrer Hauptvorzüge: ihre Freiheit, zu verlieren oder wenigstens zu gefährden; wir wollen nur erinnern, welche große Rolle bei E. Quinet die Vögel spielen; im Prometheus kommen außer dem Geier, der freilich hier nicht fehlen darf, und Jupiters Adler, gewiß zwanzigerlei Gattungen vor. Dergleichen verräth eine gewisse Eintönigkeit und Armuth der Phantasie. Manches, was über den poetischen Werth dieses Gedichts im Ganzen zu sagen ist, hängt jedoch mit der Würdigung der philosophischen Idee desselben zusammen, welche wir später, damit die Dichtungen des Aeschylus, Goethe's, Byron's, Shelley's vergleichend, besprechen werden.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 48.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

30 Mai 1838.

William Wordsworth.

(Fortsetzung.)

Noch Anderes ist der Popularität Wordsworths im Wege gestanden. Selbst tüchtige Männer und fleißige Gelehrte haben sich angerühmt die Meinung auszusprechen, daß Wordsworth in eminenterem Sinn ein großer Denker als ein großer Dichter sey und man hat den Glauben ausgestreut: man müsse nothwendigerweise die Höhen eines neuen philosophischen Systems erklimmen, um im Stande zu seyn, Wordsworths Poesie zu würdigen und Geschmack daran zu finden. Uns scheint, daß diejenigen, von welchen diese Meinung ausging, Männer waren, die vermöge der Art ihrer Studien und ihrer Geistesrichtung leichter auffassen was geistig, als was poetisch ist, und in dem was sie lesen alle Gedanken, aber nicht alle Poesie herausfinden. Ohne Zweifel ist Wordsworth ein Philosoph; aber diejenigen, die sich von seinen Schriften zurückgestoßen fühlen durch diese Erwägung, hätten sich sollen klar machen in welchem Sinne er es ist; wir versuchen dieß mit einigen Sätzen.

Wordsworth ist nach unserm Dafürhalten allerdings ein philosophischer Dichter in dem Sinne, wie Jeder es seyn soll, der im Schreiben den Eingebungen eines gewaltigen und umfassenden Geistes folgt, der daran gewohnt ist zu beobachten, zu analysiren, zu generalisiren. Insofern war auch Shakspeare ein Philosoph. Aber daraus folgt nicht, daß man von ihm annehmen müßte, er habe ein eigenes ethisches oder methaphysisches System erfunden, oder neue Grundsätze entdeckt, auf welche ein solches neues System könnte gegründet werden. Was an ihm als philosophischem Denker neu und eigenthümlich ist, das ist nicht seine Ansicht von den ersten Prinzipien psychologischer Philosophie, auch nicht die Schlußfolgerungen, durch welche er zu den sekundären und abgeleiteten Principien herabsteigt; es besteht nicht sowohl im schließenden Denken als im Urtheilen, nicht sowohl in der Darlegung abstrakter Wahrheiten, als in seiner eigenthümlichen Art und Weise, die Einzelnheiten des Lebens zu betrachten, wie sie nacheinander sich darbieten, und daraus diese oder jene allgemeine Wahrheit zu abstrahiren, je nachdem diese oder jene seiner moralischen Stimmung und seinen Lieblingsgefühlen entspricht.

Wenn ein Dichter je eine ihm eigenthümliche Philosophie besitzt, so ist dieß der Fall hauptsächlich vermöge dieser Modifikation des Urtheils durch das individuelle Temperament; die Verwandtschaften eines solchen Temperaments ziehen gewisse Wahrheiten vorzugsweise an und verleihen ihnen einen vorwiegenden Einfluß, während andere nur der Vernunft wegen nicht verworfen werden. Man darf auch nicht voraussetzen, ein so modificirtes Urtheil und eine Philosophie, auf welche das Gefühl solchen Einfluß übt, seyen deßwegen falsch. Eine solche Voraussetzung wird von denen gehegt werden, die sich mit dem Wahn von einer gleichzeitigen Erkenntniß aller geistigen Wahrheit tragen. Da jedoch die wahre Sachlage die ist, daß die Wahrheit nur stückweise in ihren einzelnen Bestandtheilen aufgezeigt werden kann, und die Poesie jedenfalls nicht mehr zu leisten vermag, als einzelne Lichter darauf werfen, so wird der Philosophie keines Menschen, vielweniger seiner poetischen Philosophie zu nahe getreten mit der Behauptung, daß sie, insoweit sie dem Individuum eigenthümlich, dieß in so fern ist, als sie beruht auf dem Theile der Wahrheit, von welchem er vermöge seiner Individualität das lebendigste Bewußtseyn hat. Vermöge seiner Individualität haben Wordsworths philosophische Auffassungen der Wahrheit, so mannichfaltig und zusammengesetzt sie sind, eine gewisse Einheit, welche seinen Schriften den Stempel aufprägt, als spräche sich darin ein eigenthümliches philosophisches System aus. Wir machen vielleicht unsre Ansicht, was eigentlich diese Philosophie ist, am klarsten durch einen Commentar zu einigen Stellen, worin sie zu Tage kommt. Die Verse auf eine Ruhebank unter einem Eibenbaum schließen, nachdem sie dieß Leben voll Kränkungen geschildert, das ein verkannter und vernachlässigter Mann von Genie führt:

> Der mit des Stolzes Nahrung seine Seele
> Nährt' in der Einsamkeit! — —

mit folgender Moral:

> Bist Einer du, deß Herz die heil'gen Bilder

Der jungen Phantasie noch rein erhielten,
Fremdling, so sey gewarnt, und wiß, daß Stolz,
Wie sehr sich auch in seine Würd' und Größe
Vermummend, Kleinheit ist; daß, wer Verachtung
Fühlt gegen ein belebtes Wesen nur,
In sich noch ungeübte Kräfte hegt;
Daß der Gedank', ein Kind, in ihm noch schlummert.
Der Mann, deß Aug je auf ihm selbst verweilt,
Beschaut Ein Wesen, der geringsten eines
Von der Natur Geschöpfen — eines, das
Den Weisen bringen kann zu der Verachtung,
Die stets als unerlaubt der Weisheit galt.
O sey du weiser! Merke dir die Lehre,
Daß ächte Wissenschaft zur Liebe führt,
Und ächte Würde dem nur inwohnt, der
In stillen Stunden heimlicher Gedanken,
Sich selbst mißtrau'n und selbst sich achten kann
In Herzensdemuth.

Setzt man voraus, daß der in dieser Stelle angeredete Fremdling ein andrer Wordsworth, auch ein philosophischer Dichter, oder noch besser ein Anfänger sey, mit den Anlagen ein solcher zu werden, dann sind die gegebenen Anweisungen vortrefflich geeignet, ihr auf den für ihn passenden Weg zu leiten, obwohl sich nachweisen lassen dürfte, daß Andere sie sich nur mit Einschränkungen aneignen könnten. Die Art dieser Einschränkungen wird uns zugleich einen Schlüssel darbieten für einige Eigenthümlichkeiten von Wordsworths moralischen Ansichten.

Ohne Zweifel soll jeder Mann, nicht nur der Philosoph, sondern der moralisch gediegene Charakter das kleinste Atom von Stolz, das er in seiner Natur entdeckt, als etwas ansehen, was seiner Würde Abbruch thut, insofern sich darin ein Mangel an Unabhängigkeit und natürlicher Kraft beurkundet. Wenn Burns in heftige Ausdrücke der Verachtung gegen die Reichen und Großen ausbricht, so erkennen wir zwar den Mann von Genius, aber nicht den Mann von wahrer innrer Unabhängigkeit. Wäre er seinem wirklichen Gefühl und Bewußtseyn nach unabhängig gewesen von den Reichen und Großen, so hätte er sie ja ihres Weges gehen lassen können und er wäre des seinigen gegangen und wir hätten nichts von seinem Zorn und seiner Verachtung gehört. Jene Ausbrüche waren eingegeben nicht, wie sie dafür wollten angesehen seyn, von einem Geist der Unabhängigkeit, sondern von dem, was, wo einmal vorhanden, entweder zur Niedergeschlagenheit oder zur Abhängigkeit führt — von Stolz. Ein lebhaftes Verlangen groß zu seyn in den Augen Anderer, eine krankhafte Scheue vor Demüthigung, dieß sind die Bestandtheile des Stolzes, und obgleich er sich in verschiedenen Gestalten offenbaren und einen Mann vielleicht veranlassen mag, die praktische Abhängigkeit von Andern zu vermeiden und sogar den Verkehr mit den Menschen abzubrechen — so sind doch auch diese Schritte Zeichen von Schwäche; denn wer nicht in einer ungebührlichen Abhängigkeit von der Meinung Andrer gelebt hat, der kann sich nicht bewogen finden, um seiner Gemüthsruhe willen die Zurückgezogenheit zu suchen; im Gegentheil, er würde durch die Welt wandeln, gebend und nehmend, frei in dem Bewußtseyn, daß, so lang er in Verkehr mit seinen Mitmenschen seinem eigenen Gewissen genügt, er immer gewiß seyn dürfe, von ihnen die gebührende Achtung zu genießen. Die ersten der oben angeführten Zeilen enthalten indessen noch nichts, was man als Eigenthümlichkeit von Wordsworths System ansprechen könnte; in seine eigenthümliche philosophische Sphäre treten wir erst bei den Worten: „Wer Verachtung fühlt" u. s. w. Hier müßten wir, wenn der Satz allgemein gelten sollte, Einsprache thun; denn die moralische Ordnung der Welt wie sie einmal ist, bringt auch die heftigeren Gefühle der Erbitterung, des Zorns und der Verachtung mit sich, ohne daß man dem, der solchen Empfindungen zugänglich ist, deßhalb jene Vorwürfe machen dürfte. Schreiben wir deßhalb Wordsworth eine falsche Philosophie zu? Keineswegs; wir sind weder so anmaßend, noch so unfähig seine Ansichten zu fassen. Wir begreifen recht gut, daß er hauptsächlich von jener Art der Verachtung reden will, welche unmittelbar verknüpft ist mit dem von ihm gerügten Stolz und der Eigenliebe. Aber auch abgesehen von dieser Einschränkung, den Satz ganz absolut genommen, finden wir in ihm keinen Irrthum, sondern nur eine Eigenartigkeit der Empfindungsweise, entsprungen aus einer seltenen Gemüthsart, angepaßt dieser Gemüthsart und, wenn angewendet auf Menschen von ähnlicher Gemüthsart, dann gewiß fruchtbringend. Denn nicht alle Gefühle können und sollen von Allen gleicherweise gehegt und ausgebildet werden; und nur den außerordentlich glücklich Begabten fordert ja Wordsworth auf, das Wissen zu pflegen, das zur Liebe führt, und sein Herz nicht zu entweihen durch das Gefühl der Verachtung.

Eng zusammenhängend mit seiner Verschmähung der randeren und heftigeren Empfindungen, welche Bezug haben auf den Verkehr mit Menschen, steht Wordsworths Verehrung der Schönheit in den Formen der äußern Natur. Diese Verehrung bietet Männern von großer Erregbarkeit und von leidenschaftlichem Gefühl für das Schöne, eine Zuflucht vor vielen Gefahren und Störungen. Der Hang und Trieb nach dem Schönen muß in solchen Männern genährt werden, und die menschliche Schönheit ist eine Nahrung, die zu übermäßiger Aufreizung, jedenfalls zu häufigem Wechsel rasch auseinander folgender Gefühle und aller Wahrscheinlichkeit nach zur Spannung bitterer und stürmischer Leidenschaft führt. Die Liebe und Bewunderung der Natur führt von all diesem ab, indem sie in Wahrheit der beste Ableiter für alles Uebermaß sinnlicher Aufregung ist. Die aus ihr geschöpfte Lust scheint unter allen menschlichen Freuden am meisten frei von dem Correlat der Unlust und des Schmerzens. Sie hat keine selbstgeschaffene Verbindung mit irgend einer — sinnlichen, gemüthlichen oder geistigen Unmäßigkeit. Ueberdieß bleibt dem, der sein Herz der Schönheit der Natur verpfändet hat, das ruhige Bewußtseyn, daß seine Bewunderung einem ewig dauernden Gegenstande gewidmet ist; während die Schönheit des Weibes sehr geeignet ist, in einem nachdenklichen Gemüth trübe und beunruhigende Ahnungen zu erwecken:

Denn Menschenschönheit weckt der Brust
Wohl eher Trau'r als frohe Lust;

Der Anfang ist's von einem Lied,
Deß Endreim heißt: verblüht!

In unserer Bewunderung der Formen der äußern Natur wird unser Geist befreit von diesem Bewußtseyn der Vergänglichkeit, das so oft Störung und Unruhe in den Genuß der Freude mischt, und es gibt vielleicht kein Gefühl im menschlichen Herzen, das eben so innig und dabei so ruhig und harmlos wäre. Aus diesem Grunde, neben andern, ist sie auch ganz besonders günstig für die Betrachtungen eines poetischen Philosophen und namentlich für Einen wie Wordsworth, in dessen Gedankensystem kein Zug so hervorstechend ist als die Lehre: daß der Geist solle genährt werden durch die Gefühle, und daß der Gemüthszustand, welcher die Gabe tiefer und klarer Einsicht verleiht, ebenso inniges Gefühl als innige Ruhe und Fassung ist.

(Fortsetzung folgt.)

Religiöse Anklänge aus Frankreich.

Die erfreulichste französische Literaturerscheinung der neuesten Zeit ist unstreitig ein Aufsatz Guizot's in der Revue française über la réligion dans les sociétés modernes, die Alles bestätigt, was wir bisher zerstreut in diesen Blättern tadelnd und bedauernd über Frankreichs jetzigen sittlichen und religiösen Zustand gesagt haben.

Endlich sieht man doch dort ein, daß der Mangel alles religiösen Glaubens und Gefühls eine entsetzliche Leere im Leben läßt, die nichts ausfüllen kann, nicht Glanz, nicht Genuß, nicht Reichthum, nicht Gesellschaftseffekte und Triumphe. Bewundernswürdig ist es, wie Gott die Menschen führt und leitet. In Frankreich glaubten es vor siebenzig bis achtzig Jahren einige Männer dahin gebracht zu haben, daß sie Gott entbehren könnten; dabei begnügten sie sich aber nicht, sondern schrien es laut aus und ihre Stimme wurde von allen ihren Geistes- und Sinnesverwandten der europäischen großen Welt gehört, und der jetzige jammervolle Zustand der Gemüther in Frankreich ist die Folge davon. Wenn aber auch jene Männer ohne Gott hätten leben können, so kann es doch die menschliche Gesellschaft nicht. Dieß sieht jetzt in Frankreich jeder Verständige ein, denn überall, in allen Verhältnissen spricht die Erfahrung dafür. Wenn man sich aber überzeugt, daß die menschliche Gesellschaft nicht bestehen kann ohne Religion, so ist man nahe daran einzusehen, daß man sie auch für sich selbst braucht. Jeder Einzelne leidet mehr oder weniger an demselben Uebel, das auf die Volksmassen drückt, und indem man ihm nachforscht, ihm nachdenkt und es ganz bei ihnen zu ergründen sucht, gewahrt man es nach und nach an sich selbst und kömmt darüber täglich mehr ins Klare. Auf diese Weise werden Männer von ausgezeichnetem Geist zur Religion zurückgeführt. So ist es jetzt die Irreligion der Massen, die einzelne vorzügliche Leute zur Religion zurückführt, gerade das Umgekehrte von Ehemals, wo die Irreligion einiger allzuberühmter Männer den großen Haufen zu Gleichem fortriß, um ihnen nur ähnlich zu seyn. Aber auch diese rohen, materiellen Massen werden anders werden und sich zur Religion wenden, wenn sie gleiches ernstlich Gemeintes bei denen sehen, von denen Beispiel und Leitung für sie ausgehen. Bei dieser Veränderung mögen sich die Franzosen nur vor Einem hüten, vor dem Einen, das sie immer bedroht, weil es so genau mit ihrer Natur verflochten ist: möge bei ihnen die Religion nicht zur Mode, zum Charlatanismus und Tartüffismus werden, wie dieß schon einmal der Fall war, als unter Ludwig XIV die Religionsäfferei in Versailles Mode wurde, und das œil-de-bœuf sich dem Altar zuwandte.

Athan. Coquerel, einer der Pfarrer an der protestantischen Kirche in Paris, hat wieder eine Sammlung seiner Predigten herausgegeben, in denen ein inniger, warmer Hauch des Evangeliums lebt und webt. Es scheint die einst so berühmte Kanzelberedsamkeit Frankreichs, die mächtige Rede der Massillon, Bossuet und Bourdalone, ist aus der katholischen Kirche Frankreichs in die protestantische geflüchtet. Als Beleg für unsere günstige Meinung mögen einige aufs Gerathewohl ausgehobene Stellen dienen. So sagt er über den Tod: „Die lange Zeit, die man oft zum Sterben braucht, und wie das Sterben schwer wird; all' die peinlichen Einzelnheiten, die sich gewöhnlich in den letzten Tagen zusammendrängen und das Sterbebett so peinlich machen; und wenn der Augenblick des Scheidens kömmt, der letzte Blick aus dem Auge, das gleich darauf nicht mehr sieht, das letzte Wort aus dem Mund, der sich nun für immer schließt, der letzte Hauch den man aufhalten möchte, der Augenblick wo nun Alles aus ist und das Herz still steht, und darauf die Kälte, die mit jeder Minute kälter wird; dieß Schweigen, diese Starrheit und Unbeweglichkeit, diese Empfindungslosigkeit, die durchaus nicht an den Schlaf erinnert, wie man oft zu sagen pflegt, und bald darauf das Leichentuch, das Grab und seine Tiefe, das lärmende Hinabfallen der Erde auf den Sarg, und wie sie immer höher steigt und das Grab ausfüllt und der Boden der nun eben wird, als wenn nichts unten wäre... Wer von uns kennt das nicht? Alle diese Erscheinungen begreifen wir nicht, sie beengen, beängstigen und erschrecken uns aber; wir schaudern darüber und noch mehr bei dem Gedanken: über kurz oder lange werde auch ich da unten liegen! Aber alle diese Erscheinungen sind nur Schein, sie führen uns irre, denn im Grund ist das Alles nicht der Tod, es ist nur Aeußeres und Zurüstung nur Zeichen und Folgen.. Sterben, sterben im eigentlichen, wahren Sinn des Wortes muß etwas ganz Anderes seyn, sowohl für den Sterbenden als für die welche lebend und weinend um sein Bett stehen und ihn scheiden sehen; für ihn ist es wohl nur ein einfacher und ruhiger Wechsel des Daseyns, eine Scheidung dessen was sich scheiden muß, der schwere und dumpfe Niederfall des Staubs zum Staube, der schnelle und herrliche Aufschwung zu dem der ruft, der letzte Moment dieses sterblichen Lebens, da wo es an das Unsterbliche gränzt..'

Ein anderes Mal spricht er von der Cholera, die so oft von der Kanzel herab für eine Strafe Gottes ausgegeben wird. „Was ist diese Geißel, die nun ruft? ist sie ein Geheimniß Gottes, das er für sich behalten will? ist sie eins der mysteriösen unerforschlichen Geheimnisse? oder eine große Prüfung für Fürsten, Völker und Familien? oder eine Strafe Gottes?.. Gegen diese letzte Meinung, gegen diese Irrlehre erhebe ich mich

mit aller Kraft meines Glaubens, ja ich behaupte, keine menschliche Gewalt, kein menschliches Ansehen, keine menschliche Hoheit hat das Recht, den Menschen bei einem allgemeinen Unglück zu sagen: das ist eine Strafe Gottes. Seyd Ihr denn Propheten? seyd Ihr inspirirt? Dann zeigt uns die Beweise Eurer göttlichen Sendung. Gebt diesen Blinden, gebt ihm das Licht der Augen zurück; da ist ein Stummer, macht daß er Euch dankend lobsingt; da liegt ein Todter und bei ihm stehen weinend seine zwei Schwestern: ruft ihm zu: stehe auf, erweckt ihn zum Leben. Geht so von Ort zu Ort und thut wundervoll Gutes, und wenn Ihr dann wieder kommt, so wollen wir Euch glauben und uns demüthigen und den Strafen unterwerfen, die ihr verkündiget. Seyd Ihr aber nicht mehr als wir Andern, seyd Ihr nicht unfehlbarer, nicht inspirirter als wir, so gebt es auf, eigenmächtig Gottesurtheile auszusprechen, hütet Euch in dem Haus der Trauer und Wehmuth zu sagen: es sey ein Haus der Strafe!.. Und welche Vorstellung sollen wir uns machen von einer Strafe so groß wie die Welt, von einer Strafe, die alle Arten, alle Geschlechter und Alter der Menschen trifft, gegen Alle gleich wüthet? Und welche Sünde, welch' Vergehn kann den Menschen einen so unbegreiflichen Zorn zugezogen haben? Will Gott alle Religionen strafen? Sie sind also Alle gleich schuldig, denn Alle mußten trauern und Todte begraben, die absurden Religionen des Orients und Asiens, der Lügenkultus des arabischen Propheten, alle Schattirungen des Christenthums bis auf unsere im Geist und in der Wahrheit einfache Religion. Oder wollte Gott die Regierungen für ihre Politik und die Völker für ihre Revolution züchtigen? Dann sehen wir Throne und Dynastien, Völker und Revolutionen gleich vom Himmel verdammt, denn die furchtbare Krankheit traf despotische Throne und Sklavenvölker, nationale Fürstendynastien und freie Nationen. Alles dieß beweist von einem Ende der Welt zum andern, daß Niemand ein Recht hat in Gottes Namen einen Fluch auszusprechen, wenn Gott selbst ihn nicht verkündet hat."

Nicht weniger ausgezeichnet sind die Chants sacrés, die so eben von Mollevant erschienenen, die aber der Verfasser selbst herausgeben mußte, weil er keinen Verleger dazu in Frankreich fand! Dieß ist ein bezeichnender Zug, denn die Gedichte sind vortrefflich und können dem Besten dieser Art, selbst J. B. Rousseau's geistlichen Oden an die Seite gesetzt werden. Hier sehen wir ein reines schönes Dichtertalent, gleich hervortretend durch reiche und edle Gedanken wie durch innige Anmuth und Harmonie im Ausdruck. Der Dichter behandelt besonders Gegenstände nach den Propheten, also aus der schönsten und reichsten Religionspoesie des Alterthums, mit Glück, denn es gelingt ihm nicht nur ihre begeisterte Sprache glücklich im Französischen wiederzugeben, sondern sich auch in dem Schwung vom Beginn bis ans Ende zu erhalten.

Dante in Frankreich.

Wer in der Napoleonischen Zeit in Paris lebte, wird sich eines von Geoffroy erregten literarischen Streits über Dante erinnern, wo der große Dichter bitter mitgenommen und ihm wie früher Shakspearen von Voltaire nicht nur alle Grazie, sondern auch alles Genie abgesprochen wurde, er war nichts weiter als einer der Barbares du moyen age. Dabei blieb es auch bis in die neuere Zeit, wo sich die Franzosen mit aller Gewalt auf die deutsche Literatur warfen. Hier mußten sie alle Augenblicke auf diesen Dichter, und unsere Begeisterung für ihn und auf treffliche deutsche Uebersetzungen stoßen. Dieß brachte sie wenn nicht auf anderes Gefühl, doch auf andere Gedanken. Nun wurde Dante in Frankreich im Original gelesen, aber nur selten verstanden, wie dieß auch nicht wohl anders dort seyn kann. Alle Uebersetzungsversuche fielen jämmerlich aus. Die erste leidliche Uebersetzung ist erst vor kurzem von A. Ledreuille erschienen. Vorerst das inferno. Der Verfasser sagt, er habe nicht nur Dante's Gedanken, sondern auch die Form seiner Dichtung wiederzugeben versucht, habe so zu sagen Vers auf Vers mit ihm und gegen alle Schwierigkeiten einer solchen Arbeit gekämpft. Er hat sich freier, unbestimmter Verse bedient, weil sie ihm mehr Leichtigkeit ließen, der Uebersetzung die Gedrängtheit und die eigenthümliche Wendung des Originals zu geben. So hat er sich auch keck eine Menge Inversionen erlaubt, die im Französischen ungebräuchlich sind, und Licenzen, bei denen manche Puristen schaudern werden. Das möchte seyn, wenn Ledreuille nur immer im Geist des Originals übersetzt und des Dichters Sinn gefaßt und wiedergegeben hätte. Wie wenig ihm dieß gelungen, zeigt schon die Uebersetzung der berühmten Hölleninschrift Inferno III, 1 — 9, die folgendermaßen französirt ist:

Par moi l'on va dans la cité maudite.
Par moi l'on va dans l'éternel malheur,
Par moi l'on va chez la race proscrite.
Une haute justice inspira mon auteur:
Ouvrage qu'accomplit la divine puissance,
La suprême sagesse et le premier amour,
L'Eternel seul était à ma naissance;
Je n'aurai pas de dernier jour.
Vous qui entrez, laissez toute espérance.

Ein flüchtiger Blick auf die herrlichen Worte des Originals zeigen, wie nichts sagend, irrig und entschieden falsch Ledreuille Vieles in diesen neun Zeilen übersetzt hat, z. B. das schöne città dolente, das eterno dolore, das perduta gente ist ganz unrichtig wiedergegeben; das dinanzi a me non fur cose create, Se non eterne ist ganz ausgelassen und dafür etwas gesetzt worden, woran Dante gar nicht gedacht hat; das mächtige, fürchterliche ed io eterno duro ist in das unklare Je n'aurai pas de dernier jour verwässert, damit sich jour auf amour reimen könne. Zu solchen Gewaltthaten führt der unglückliche Gedanke metrischer gereimter Uebersetzungen, die dadurch häufig ungereimt werden.

Mit mehr Glück und mehr Treue hat der Verfasser die liebliche Erzählung von Francesca von Rimini und die fürchterliche von Ugolino wiedergegeben.

Mr.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 49.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

2 Junius 1838.

Dramatische Poesie in Frankreich.

Alfred de Vigny.

Unter den Autoren des heutigen Frankreichs, welche der Literatur den romantischen Impuls geben halfen, sich aber von dessen Ausschweifungen nicht mit fortreißen ließen und von den die neueste Literatur so häufig entstellenden Verzerrungen sich meist rein erhielten, nimmt Alfred de Vigny eine der ausgezeichnetsten Stellen ein. Er hat sich auf verschiednen Gebieten der Literatur versucht; in der lyrischen und erzählenden Poesie, im Roman und im Drama; besonders im Roman hat sein Cinq-Mars, auf welchen wir auch bald zu sprechen kommen werden, außerordentliches Aufsehen gemacht, und dem historischen Roman in Frankreich mit Bahn brechen helfen. A. de Vigny ist, so viel man aus seinen Schriften abnehmen kann — und unsers Erachtens spiegeln die Schriften eines Mannes fast immer wo nicht seinen empirischen, so doch seinen ursprünglichen und idealen Charakter ziemlich getreu ab — ein feiner, gewandter und edler, das Gemeine verschmähender, ein im guten Sinne vornehmer Geist, voll ernsten Sinnes für Poesie, für Geschichte, für die höchsten Interessen der Menschheit. In neuester Zeit hat A. de Vigny nicht viel producirt; er treibt — und dieß dürfte ein Hauptvorzug an einem französischen Autor seyn, die literarische Produktion nicht gewerbsmäßig, sondern aus Liebe zur Sache; er scheint die Stunde einer innern Inspiration abzuwarten.

Wir wollen zunächst unsere Leser mit den dramatischen Produktionen de Vigny's bekannt machen, für welche schon der Umstand ein günstiges Vorurtheil erwecken mag, daß er es unternahm, Shakspeare's Othello ins Französische, und zwar in Alexandrinern, zu übersetzen und ihn in dieser Gestalt auf die französische Bühne zu bringen. Er selbst sagt darüber: „das Einzige, worüber ich bei diesem Unternehmen einigen Stolz fühle, ist, daß ich auf der Bühne den Namen des großen Shakspeare habe ertönen gemacht, und so einem französischen Publikum Gelegenheit gegeben, laut und öffentlich an den Tag zu legen, daß es wohl weiß, wie die Sprachen nur Mittel und Vehikel der Gedanken, wie die Ideen Gemeingut sind, wie das Genie der ganzen Menschheit angehört und sein Ruhm die gesammte Welt zum Schauplatz haben soll." Bei einem Franzosen zumal erweckt die bereitwillige Anerkennung des Ausländischen, welche doch nicht bis zur ausschweifenden Vergötterung und zur verzerrenden Uebertreibung in der Nachahmung führt, die vortheilhaftesten Begriffe, da es bekanntlich diesem Volk schwerer wird als irgend einem andern, sich seiner hergebrachten Vorurtheile und seiner oft so beschränkten Eigenliebe so weit zu entschlagen, als die gerechte Würdigung und ersprießliche Aneignung von Fremdem erheischt. Vigny bezeichnet den Zweck, den er bei dieser Uebersetzung des berühmten englischen Bühnenstücks hatte, mit folgenden Worten: „es gilt eine einfache Frage zu lösen, diese: wird sich die französische Bühne aufthun oder nicht für eine moderne Tragödie, welche in ihrer Idee ein umfassendes Gemälde des Lebens gibt, statt des beschränkten Gemäldes der bloßen Katastrophe einer Intrigue; — in ihrer Composition Charaktere, keine Rollen, ruhige Scenen ohne dramatischen Effekt, gemischt mit komischen und tragischen Scenen; in der sprachlichen Darstellung einen gewöhnlichen, komischen, tragischen und manchmal auch epischen Styl?"

Vigny bemerkt, um diese Frage zur Entscheidung zu bringen, habe er die Bearbeitung eines der anerkannt trefflichsten Dramen vorgenommen, „ein neues Stück von mir würde nur beweisen, daß ich eine gute oder schlechte Tragödie erfunden. aber unfehlbar würde sich Streit darüber erheben, ob sie ein genügendes Beispiel wäre für das zu begründende System, und dieser Streit würde unter uns kein Ende finden, da nur der Nachwelt die Entscheidung darüber gebührt. Nun aber hat die Nachwelt über dem Grabe Shakspeare's die Worte gesprochen, welche den großen Mann machen; und deßwegen ist eines seiner Werke, geschaffen nach dem System, an welches ich glaube, das einzige genügende Beispiel. Für dieß erste Mal nur die Frage des Styls im Auge habend, wollte ich eine Dichtung wählen, welche geweiht und geheiligt ist durch das Urtheil mehrerer

Jahrhunderte und bei allen Völkern. Ich gebe sie, nicht als ein Muster für unsere Zeit, sondern als die Darstellung eines fremden Werkes, das in früherer Zeit gegründet ward von der gewaltigsten Hand, die je für die Bühne schuf und nach dem System, das ich für das unserer Epoche gemäß halte; abgerechnet die Unterschiede, welche der Fortschritt des allgemeinen Geistes in der Philosophie und in den Wissenschaften unserer Zeit, in einigen Bühnengebräuchen und in der größern Keuschheit der Sprache mit sich gebracht hat."

Die Charakteristik, welche A. de Vigny bei diesem Anlaß von dem alten System der Tragödie, mit den Einheiten u. s. w. gibt, ist sehr anziehend, treffend und geistreich, und sehr mit Recht bemerkt er: es sey nicht genug, sich von den lastenden Fesseln und Hemmnissen dieses alten Systems zu befreien; man müsse auch den engherzigen Geist vertilgen, der dieselben geschaffen. Die Macht, welche die Franzosen so lange in jener konventionellen Welt festgehalten, die Muse dieser Art von Tragödie, sey die Politesse gewesen. „Ganz gewiß war sie es; sie allein vermochte die wahren Charaktere zu verdrängen, als zu plump und derb, die einfache Sprache, als trivial, die Idealität der Philosophie und der Leidenschaften als Uebertreibungen, und die Poesie als Bizarrerie. Die Politesse, obgleich die Tochter des Hofs, war und wird immer seyn: nivellirungssüchtig; sie will Alles eben machen und ausgleichen; nicht zu hoch und nicht zu niedrig ist ihr Wahlspruch. Sie versteht nicht die Natur, welche von allen Seiten dem Genius zuruft wie Macbeth: Komm, Hoch oder Niedrig! Come high or low!" — als ein richtiger, aber an vielen Poeten Frankreichs verlorner Wink muß das Wort angesehen werden; ein Nachahmer Shakspeare's in unserer Zeit wäre ebenso auf falschem Wege, als die Nachahmer des Verfassers der Athalie." Die Uebersetzung selbst ist hier nicht der Ort zu würdigen, so interessant auch diese Französirung des englischen Meisterwerks für den seyn mag, der gern den Genius zweier Sprachen vergleicht. Vigny selbst sagt, die Einen haben sich beklagt, daß er zu wörtlich und treu, die Andern, daß er zu untreu und frei übertragen habe; und vielleicht hatten Beide, nur in Betreff verschiedener Abschnitte, recht. Den englischen Vers (blank verses), den Jambus wollte oder konnte Vigny nicht adoptiren, (in neuester Zeit haben jedoch einzelne Franzosen auch diesen Versuch gemacht — mit welchem Erfolg ist uns nicht bekannt); und so mußte denn der Alexandriner nicht nur die Stelle des Jambus vertreten, sondern auch das in ungebundener Sprache Gesprochene in seine beengende und eintönige Form aufnehmen; ob nun bei dieser Metamorphose der Geist des englischen Drama's unverletzt bleiben konnte, mag sich Jeder selbst beantworten.

(Fortsetzung folgt.)

William Wordsworth.

(Fortsetzung.)

Die in der Schönheit der Natur liegende Macht, diese Verbindung des Ruhigen und des Belebten hervorzurufen, ist geschildert in den berühmten „Versen vom Jahre 1798, einige Meilen über Tintern Abb y," wo der Dichter, nachdem er seinen Erinnerungen an die damals wiederbesuchte Landschaft einen wohlthätigen Einfluß auf viele Handlungen des täglichen Lebens zugeschrieben, das Andere wofür er ihnen verpflichtet ist, so schildert:

Nicht minder hab' ich eine andre Wohlthat,
So glaub' ich, von erhabenerer Art
Ihnen zu danken; jenen Friedensmuth,
Wodurch die Bürde der Geheimnisse,
Wodurch die schwere und mühsel'ge Wucht
Von dieser Welt der Unbegreiflichkeit
Erleichtert wird; — den stillen Friedensmuth,
Wo mild uns die Gefühle vorwärts leiten —
Bis dieses körperhaften Leibes Athem,
Bis unsers Menschenbluts Bewegung selbst
Beinahe still steht, bis wir leiblich schlafen,
Lebendig aber auf die Seele wacht:
Indeß mit einem Auge, von der Macht
Der Harmonie und inn'ger Lust beruhigt,
Wir in der Wesen Leben schau'n. Wenn dieß
Auch nur ein eitler Wahn — doch, o wie oft,
Im Dunkel und in des freudlosen Tags
Gestaltenwechsel, wenn das hast'ge Treiben,
So unerquicklich, wenn der Drang der Welt
Die Schläge meines Herzens mir beengten,
Wie oft im Geiste wandt' ich mich zu dir,
O Waldfreund Wye! Du Wandrer durch die Forsten,
Wie oft hat sich mein Geist gewandt zu dir!

Wäre es möglich solche Stellen zu oft zu lesen oder zu wiederholen, so könnten wir hier abbrechen, denn wahrscheinlich sind wenige von Wordsworths Gedichten so bekannt wie dieß; aber es ist gerade so allgemein bekannt geworden, weil es im höchsten Grad charakteristisch ist, und deßwegen darf es nicht fehlen bei unserer Würdigung von Wordsworths Philosophie. Zurückkommend auf seinen ersten Besuch des Wye, der in seine frühere Jugend fällt, fährt er fort:

Die Natur.

(Nachdem der Knabentage wildre Freuden
Mit ihrer frohen Rührigkeit geschieden.)
Sie war damals mein Alles. Sagen kann ich
Nicht, was ich damals war. Der Wassersturz,
Der rauschende, erfüllte mir das Herz
Wie eine Leidenschaft; der hohe Fels,
Der Berg, der düstere und tiefe Wald,
Mit ihren Farben, Formen, waren mir
Ein Seynsbedürfniß; ein Gefühl, ein Lieben,
Das nicht nach einem andern Reiz verlangte,
Den der Gedanke leiht, deß Gegenstand
Läg' übers Aug' hinaus. Die Zeit — sie floh,
Dahin sind ihre tiefen Freuden alle,
Ihr trunkenes Entzücken. Darob nicht
Murr' oder traur' ich; andre Gaben folgten,

Die ich als reichlichen Ersatz betrachte
Für den Verlust. Ich habe die Natur
Anschaun gelernt — nicht so wie in den Stunden
Gedankenloser Jugend; nein, weil oft
Ich hör' in ihr die sanfte, traurige
Musik der Menschheit, nicht mißtönig kreischend,
Und doch zu sänft'gen und zu stillen mächtig.
Drum bin ich immer noch ein Freund der Triften,
Der Wälder und der Berge, Freund von Allem,
Was wir auf dieser grünen Erde schau'n;
Von all der reichen Welt des Augs und Ohrs,
Von dem, was sie erschaffen halb und was
Aufnehmen nur; vergnügt erkenn' ich an
In der Natur und in des Sinnes Sprache
Den Anker meiner lautersten Gedanken,
Die Amme, Führerin, Vormünderin
Von Herz und Seele — meinem geist'gen Wesen.

Diese leidenschaftliche Liebe zur Natur verbreitet sich durch Wordsworths ganzes Gedankensystem, füllt alle Zwischenräume aus, dringt in alle Falten, färbt alle Uebergänge und stützt, verbindet und macht es zusammenhängend in allen seinen Theilen. Obgleich sein Gegenstand der Mensch ist, so wird uns doch nie der Mensch vorgeführt, entkleidet von seinen Bezügen zur äußern Natur. Der Mensch ist der Text, aber immer geht diesem Text ein fortlaufender Commentar von Naturphänomenen zur Seite. „Der Geist des Menschen ist ihm," wie er selbst erklärt, „das Ziel und Hauptthema seines Gesangs," aber der menschliche Geist ist, bei Wordsworth, fast immer auch der Spiegel der Naturgegenstände und mehr oder weniger das Produkt ihrer Eindrücke.

Die Lebhaftigkeit, womit er diese Macht der seelenlosen Natur über den menschlichen Geist aufzufassen gewohnt ist, hat ihn in einzelnen Fällen zu weit geführt, nicht in seinen philosophischen Ansichten, sondern in seinen poetischen Licenzen, namentlich in denjenigen, wo seelenlosen Wesen Empfindung zugeschrieben wird. So finden wir in den Betrachtungen über Unsterblichkeit:

Der Mond sieht mit Entzücken
Sich um, wenn rings der Himmel leer.

Und in derselben Ode:

Ihr Quellen, Triften, Hügel, Haine
Denkt an die Trennung nicht von unsern Lieben.

Als eine poetische Licenz mag eine solche Uebertragung, selbst in ihrer nacktesten Gestalt, zu rechtfertigen seyn; aber der öftern Wiederholung widersetzen wir uns, wie der öftern Wiederholung jeder andern kühnen Redefigur. Zwar gibt es eine Theorie, wornach eine solche Ausdrucksweise mehr wäre, als nur ein Bild — die Theorie, daß es gar keine leblose Natur gebe und daß jeder sichtbare Theil der materiellen Welt eine Masse von beseelten Monaden sey. Es ist jedoch klar, daß diese physikalische Hypothese nicht im Sinne Wordsworths liegt.

Als ein Beispiel davon, wie die Angewöhnung, die Naturgegenstände, in ihrem Zusammenhange zu betrachten, nicht nur bewirken kann, daß die ganze Natur dem Auge des Dichters zu leben scheint, sondern daß auch der Philosoph lernt tiefer eindringen in die passiven Eigenschaften der Dinge, ihre Eigenschaften nicht bloß als wirkende Wesen, sondern als Objekte, nennen wir das Gedicht: der alte Cumberländer Bettler.

Der alte Mann
Hatt' an den breiten, glatten Stein, der über
Dem Erdwall lag, den Stab gelehnt, und zog
Aus einem Sack, ganz weiß von Mehl, das ihm
Geschenkt die Dörfnerinnen, seine Stücke
Und Brocken, einen um den andern, sie
Prüfend mit einem stäten, ernsten Blick
Müß'ger Berechnung....
Seit meiner Kindheit kannt' ich ihn, schon damals
War er so alt, nicht älter scheint er jetzt.
Fort wandert stets er der einsame Mann;
So hülflos ist sein Aufzug, daß ihm nicht
Der Reiter mit sorgloser Hand im Traben
Hin auf die Erde das Almosen wirft,
Nein, anhält, um das Geld bequem zu legen
In dieses alten Mannes Hut....
Fort wandert stets er, der einsame Mann;
Keinen Genossen hat sein Alter. Nieder
Zum Boden senkt sein Auge sich und wenn
Er weiter schreitet, schreitet es mit fort
Am Boden; statt des Anblicks, der sonst Jedem
Gegönnt, von Feldern, drauf der Landbau schafft,
Von Hügeln, Thälern und von blauem Himmel,
Ist seine Aussicht nur ein Fleckchen Erde.
Und so von Tag zu Tag, gebückt, das Auge
Stets auf dem Grund, schleppt fort er seine Wallfahrt;
Noch sieht er, und weiß selten, daß er's sieht,
Hier einen Strohhalm, dort ein dürres Blatt, —
Oder bemerkt auf einem Wege die Gleise,
Die eines Karrens oder Wagens Räder
Der weißen Straße eingeprägt, in gleichem
Abstand und Richtung bleibend. Armer Pilger:
Fort schleppt er sich am Stab — kaum stört sein Fuß
Den Sommerstaub auf; Mienen und Bewegung
Sind so ganz ruhig, daß die Landhanseltber,
Eh' durch das Thor er schreitet, sich abwenden,
Ihn anzubell'n verschmähend. Knaben, Mädchen,
Geschäft'ge, Müß'ge, Jünglinge und Jungfraun,
Und Buben in den ersten Hosen — Alle
Kommen ihm vor, ihn überholt sogar
Des mächtigen Frachtwagens träger Schritt.

Es würde schwer seyn, der Phantasie mit größerer Treue und Anschaulichkeit das Bild eines menschlichen Wesens vorzuhalten, dessen Geschäft auf Erden vollbracht, das zu nichts mehr nütze ist. Dieß würde gewiß die Folgerung eines gewöhnlichen Beobachters seyn. Eine bloße Form vom Menschen noch — würde man sagen — eine Schale oder Hülse des menschlichen Wesens, das Gleichgültigste und Nichtigste, was man sich nur denken

kann. Aber der Dichter, wenn auch unvermögend, einem solchen Daseyn einen aktiven Nutzen zuzuweisen entdeckt doch darin noch einen Schaz von passiven Eigenschaften:

Sagt nicht, er sey nur eine Last der Erde:
Gesez ist's der Natur, daß kein Erschaffnes,
Nicht das geringste, niedrigste und stumpfste
Geschöpf, das häßlichste und schädlichste,
Soll in der Welt seyn, ohne etwas Gutes,
Entblößt von einem Geist und Puls des Guten,
Von einem Leben, einer Seele, die
Untrennbar jedem Daseyn sind vermählt.
Indem er so von Thür' zu Thüre schleicht,
Wird er den Dörfnern zum Erinnrungsmal,
Das früh're Handlungen und Liebespflichten,
An die man sonst nicht dächte mehr, verknüpft;
Lebendig hält er das Wohlwollen so
In Herzen, welche sonst der Jahre Flucht
Und jene Halbweisheit, der Halberfahrung
Unächte Tochter, langsam macht zum Fühlen
Und sie zur Selbstsucht und Gleichgültigkeit
Für Andere mit sichern Schritten führt.
In Pächterhöfen und einsamen Hütten,
In Weilern und dünn ausgestreuten Dörfern,
Wohin des alten Bettlers Schritt sich lenkt,
Da treibt zu Liebeswerken der Gewohnheit
Milde Nothwendigkeit; der alte Brauch
Wirkt an der Stelle kalter Ueberlegung,
Die spätre Freude vorbereitend, welche
So wohl thut der Vernunft. So findet sich
Die Seele, die für diese süße Lust
Den Trieb nicht hatte, unvermerkt gestimmt
Zur Tugend und zur Güte. Menschen gibt's,
Durch ihre guten Werke selbst geadelt,
Erhabne Geister und beschauliche,
Schöpfer von Glück und Wonne, die da leben
Und Leben spenden bis zur Zeiten Ende;
Vielleicht daß solche Herzen in der Kindheit
Von diesem Einsamen, von einem Pilger
Von seiner Art, empfangen haben, (Etwas
Kostbareres als Alles, was die Bücher
Und was der Liebe Sorgsamkeit verleiht!)
Die erste Rührung milder Menschenliebe
In einer Welt, wo Noth und Kummer herrschen.
Der Mann, der vor der eignen Thüre sizt
Behaglich und sich, wie die Birne, die
Von grüner Mauer übers Haupt ihm hängt,
Erlabt am Sonnenschein; der kräft'ge Jüngling,
Der Reiche, der Gedankenlose, die
In sichrem Obdach leben, in dem kleinen
Garten der Ihrigen — in ihm sehn Alle
Den stillen Mahner, welcher ihrem Geist
Nothwendig einen flüchtigen Gedanken
Aufdrängt von Dankbarkeit fürs eigne Loos,
Der jedes Herz an seine Güter, seine
Freibriefe und Vergünstigungen mahnt.
Dann weiter —"

Und in Wahrheit, wir könnten mit Lust der Andeutung von den mannichfachen Diensten eines menschlichen Wesens folgen, das nichts mehr selbst zu leisten vermag, aber der Raum fehlt uns, und so gehen wir über zum Segensspruch am Ende, womit des Dichters Wohlwollen jedesmal, entweder ausdrücklich oder doch dem Geiste nach, seine Philosophie krönt:

So laßt ihn gehn! Und Segen auf sein Haupt!
Und während in der großen Einsamkeit,
Worein die Fluth des Lebens ihn verschlagen,
Er nur für sich zu athmen scheint, zu leben —
Laßt ungescholten, ungekränkt das Gute,
Das ihm auftrug des Himmels mild Gesez,
Herum ihn tragen; und so lang er athmet,
Laßt ihn die ungelehrten Dörfner mahnen
Zu Liebespflichten und zu ernstrem Denken.
So laßt ihn gehn! und Segen auf sein Haupt!
So lang' er wandern kann, laßt athmen ihn
Der Thäler frische Luft; mit Frost und Eis
Kämpfen sein Blut und mit dem Schnee des Winters;
Der Wind, der über Haiden stürmt, werf' ihm
Das graue Haar in sein verwittert Antliz.
Ehrt noch die Hoffnung, deren Lebenslust
Das lezte grüne Reis ist seines Herzens.
Mög' nie ein Haus, falsch nach dem Fleiß *) benannt,
Ihn zum Gefangnen machen! statt des Lärmens,
Statt jener Töne, die, am Leben zehrend,
Die Luft erfüllen dort, verbleibe ihm
Die Stille, die dem Alter so natürlich.
Frei bleibt er in der Berge Einsamkeit,
Und um sich hab' er, lauschend oder nicht
Darauf, die muntern Weisen der Waldvögel.
Wen'ge sind seine Freuden; ward sein Auge
So lang verdammt, zu haften an der Erde,
Daß nicht mehr ohne Anstrengung es kann
Am Horizont der Sonne Scheibe schauen,
Auf oder untergehnd, so finde doch
Zu diesem matten Auge freien Zugang
Das Licht. Laßt ihn, wo, wann er will sich lagern
Unter den Bäumen am begrasten Rain
Der Straße, mit den kleinen Vögeln theilen
Sein aufgerafftes Mahl; und endlich laßt,
Wie unterm Auge der Natur er lebte,
Auch unterm Auge der Natur ihn sterben.

(Fortsezung folgt.)

*) Industry-house, die neueingeführten oder einzuführenden Armenhäuser.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 50.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

6 Junius 1838.

Dramatische Poesie in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Wir gehen zu A. de Vigny's eignen dramatischen Schöpfungen über; diese sind: die Marschallin von Ancre und Chatterton. Das erste dieser beiden, in Prosa geschriebene Stück kann ein historisches Drama genannt werden, insofern die darin auftretenden Personen wenigstens zum größern Theil historische und ihre Charaktere der Geschichte wenigstens angenähert sind, auch die Katastrophe wirklich der Geschichte Frankreichs entnommen und das Ganze mit einer Kenntniß der Zustände Frankreichs und des Hofs entworfen ist, in welcher man leicht den genau und fleißig forschenden Verfasser von Cinq-Mars wieder erkennt. Die Zeit dieses Stücks ist die Zeit der Minderjährigkeit Louis XIII, welche, wie Vigny im Vorwort sagt, ebenso schloß wie sie begann: mit einem Meuchelmord; „Zwischen diesen beiden Verbrechen fiel die Herrschaft Concini's und der Galigai (des Marschalls und der Marschallin von Ancre); das zweite schien mir die Sühne für das erste gewesen zu seyn, und um dieß Jedem zu veranschaulichen, habe ich den Pistolenschuß Vitry's (durch welchen der Marschall getödtet wurde), an denselben Platz verlegt, wo Ravaillac seinen Messerstich (auf Heinrich IV) führte."

Der Inhalt des Stücks ist folgender. Die Italiener Concini und seine Gattin Leonora Galigai sind während Louis' XIII Minderjährigkeit die Günstlinge der Königin Mutter geworden und die Herrschaft Frankreichs liegt beinahe gänzlich in ihren Händen. Die Charaktere dieser beiden Personen gibt A. de Vigny selbst also an: „Concini, ein übermüthiger Emporkömmling; schwankend und unsicher in den Staatsgeschäften, aber tapfer, den Degen in der Faust. Ein wollüstiger und verschmitzter Italiener, beobachtet und lauert er lange auf, ehe er spricht; er glaubt überall Schlingen zu sehen, und seine Haltung ist unentschlossen und hochmüthig, wie seine Handlungsweise; sein Blick ist fein, unverschämt und vorsichtig. Die Marschallin, eine Frau von festem und männlichem Charakter, eine zärtliche Mutter und treue Freundin; berechnend und in der Verstellungskunst erfahren, in der Art der Medici, deren Zögling sie ist; edles, aber etwas heuchlerisches Benehmen; manchmal heftige Gebärden, in der Regel aber gefaßt und besonnen."

Der Geist der Marschallin ist dem ihres Gemahls weit überlegen, und wie sie es ist, die den Haupteinfluß auf die Königin Mutter ausübt — und einen nicht ungünstigen für Frankreich, wie sie meint — und nur durch sie ihr Gatte so hoch gestiegen ist; hat auch sie hauptsächlich am Hofe eine Partei um sich versammelt, welche ihrem Geist, ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit huldigt, ohne daß sie jedoch im mindesten die Treue, welche sie ihrem Gatten, dem Vater ihrer Kinder, schuldig ist, verletzte. Ihrer Partei gegenüber steht die des an sich bedeutungslosen Prinzen von Condé, dessen Verhaftung der höchste und letzte Triumph der Marschallin ist, die den Befehl dazu von der Königin ausgewirkt hat. Während aber die beiden Gatten ihres Sieges in froher Zuversicht genießen, bereitet sich eine Mine gegen sie vor, welche ihre Größe in die Luft sprengt; der mißvergnügte Adel bemächtigt sich des Vertrauens und der Autorität des schwachen, minderjährigen Königs; de Luynes, dessen junger, ehrgeiziger, herzloser und grausamer Günstling, bekommt alle Gewalt in seine Hände; der König erklärt sich für volljährig, gegen den Marschall und die Marschallin wird ein Prozeß wegen Majestätsbeleidigung, Hochverraths und — gegen letztere wegen Zauberei eingeleitet; die Marschallin wird zum Tod des Scheiterhaufen verurtheilt, der Marschall, den man in eine Provinz abgereist glaubt, der sich aber wegen eines Liebesabenteuers noch in Paris versteckt gehalten hat, wird aufgefunden und von einem Edelmann, Vitry, erschossen, der ihn, schon verwundet in einem Zweikampf, Nachts auf der Straße trifft.

Mit dieser Staatsaktion ist aber noch eine Liebesintrigue verflochten. Leonora Galigai hat in ihrer Jugend zwei Anbeter gehabt; außer Concini nämlich noch den Corsen Borgia — einen kräftigen und ursprünglich edeln Mann, aber von heftigem, rach-

süchtigem Charakter, trübsinnig und von reizbarem Gemüth. Concini hat Leonoren, welche den Borgia liebte, durch die falsche Nachricht von seinem Tode getäuscht und sie dadurch zur Gemahlin gewonnen; eine lange Reihe von Jahren ist verflossen, das Ehepaar ist hoch gestiegen; da kommt Borgia mit seiner jungen und schönen Gemahlin Isabella in Paris an. Seiner Rachsucht gegen Concini, die gleichsam seine zweite Seele ist, kommt beinahe seine Eifersucht gleich. Er hat seine junge und schöne Gattin, damit sie in dem verderbten Paris keiner Verführung ausgesetzt sey, dem habgierigen falschen Juden Samuel Montalto in Verwahrung gegeben, der in seinem künstlich eingerichteten Hause sie von allem Verkehr mit der Welt absperren soll. Borgia geht an den Hof, mischt sich unter die Anhänger der Marschallin, hört in einer Gesellschaft von Edelleuten von seiner Gemahlin, als von einer großen Schönheit sprechen, welcher die jungen galanten Männer nachstellen, fordert deßwegen Einen derselben, den jungen, liebenswürdigen Fiesque, der auch ein Verehrer der Marschallin ist, zum Zweikampf heraus und verwundet ihn, versöhnt sich aber dann mit ihm. Er ist anwesend bei der Verhaftung des Prinzen von Condé, wo ihn die Marschallin, die ihn anfangs übersehen, erkennt, und ihn auf den folgenden Tag in ihr Haus bestellt. Mittlerweile sind aber dem Juden Samuel von mehreren Seiten her Anerbietungen gemacht worden, wenn er Gelegenheit schaffen wollte, die schöne Italienerin zu sehen und zu sprechen — und Einer derjenigen, die den habgierigen und feigen Juden mit Versprechungen und Drohungen zu gewinnen und einzuschüchtern suchen, ist Concini. Samuel läßt diesen in sein Haus ein und versteckt ihn, wie Borgia zurückkommt, nachdem er Leonora, seine alte Geliebte, zum erstenmal wieder gesehen. Borgia schwankt zwischen Racheplanen gegen Concini und zwischen der Rührung der neuerwachten Liebe. Isabella kommt und befragt ihn über seine Geschäfte, seine Plane. Er sagt ihr, er habe seine Absichten bei einer großen Dame, durch welche er zu wichtigen Aemtern befördert zu werden gehofft, verfehlt und sie würden bald nach Florenz zurückkehren, was Isabella, welche Paris zu sehen, an den Hof zu kommen sich versprochen hatte, sehr bedauert. Ein Billet wird an Borgia gebracht, von der Marschallin, worin sie ihn auf vier Uhr zu sich bescheidet, um ihn allein zu sprechen. Darüber geräth Borgia in Entzücken.. er spricht bald ekstatisch mit sich selbst, bald richtet er seine Worte an Isabella, die sich diese plötzliche Veränderung ihres Gatten gar nicht zu erklären weiß, und eilt fort. Isabella weint; Samuel kommt und fragt, ob sie nicht einen seiner Freunde italienisch singen hören wolle? Sie nimmt es an auf den Abend um zehn Uhr und geht in ihr Cabinet. Concini kommt aus seinem Versteck und schöpft aus dem, was er von dem ehelichen Leben der beiden Gatten gesehen, die kühnsten Hoffnungen. Die Marschallin empfängt Borgia allein bei sich; sie fängt an über Gleichgültiges zu sprechen, bittet ihn die Vergangenheit zu vergessen, erklärt ihm, wie sie veranlaßt, ja genöthigt worden, sich mit Concini zu vermählen — sie bittet ihn, ihr zu verzeihen. Borgia aber verfällt in einen leidenschaftlichen Ton, er erinnert sie an alle Schwüre ihrer Jugend so heiß, so sehnsüchtig, daß sie ihn um Gnade bittet — Borgia fährt fort und stellt ihr vor, daß sie die Gattin eines elenden Günstlings sey. Die Marschallin verweist ihm mit Stolz eine solche Sprache, als unedel gegen einen abwesenden Feind; aber Borgia beharrt bei seinen Behauptungen — er enthüllt ihr die Handlungsweise und das Verfahren des Marschalls, wovon sie zum Theil sehr unvollkommen und falsch unterrichtet ist; er entdeckt ihr, daß Concini der Urheber der Ermordung Heinrichs IV sey und daß er den Beweis davon in Händen habe und ihn geltend zu machen gedenke — einen Brief des Marschalls an Ravaillac. Er setzt die Verblendete, die sich in Paris und beim ganzen Volke so beliebt glaubt, in Kenntniß von dem eben jetzt gegen sie aufziehenden Sturme; er meldet ihr, daß sie kaum mehr Zeit habe sich zu retten, und erbietet sich, ihr Hülfe zu leisten; sie bittet ihn, auch Concini zu schonen, was er ihr unter der Bedingung verspricht, daß sie selbst ihren Gatten für einen Ehrlosen erkläre. Die Marschallin, die Augen niederschlagend, versetzt auf diese Zumuthung: er ist mein Gatte! Sie läßt ihre Kinder kommen, nachdem sie zuvor Borgia sein Porträt, das sie bewahrt hatte, zurückgegeben und ihn gebeten, nicht mehr in dem Tone wie bisher, dem der gedoppelten Leidenschaft, der Liebe und des Hasses mit ihr zu sprechen. Die Kinder kommen; sie bittet Borgia sich ihrer anzunehmen; die Edelleute ihrer Partei kommen; sie befragt sie um Neuigkeiten; sie scherzen und bringen allerlei geringfügige Tagesneuigkeiten vor — bis man plötzlich das Getöse der gegen das Schloß anrückenden Bewaffneten und des Volks hört. Die Marschallin wird verhaftet — Borgia eilt mit den Kindern fort. Mittlerweile hat sich Concini bei Isabella als ein italienischer Musiker eingeführt und rühmt sich gegen sie auch der Kunst, das Horoskop zu stellen und Verborgenes entdecken zu können. Vermöge dieser Kunst wisse er, daß ihr Gemahl einen Brief besitze, den er sehr sorgfältig verwahre, und von dem er wissen möchte, wo er ihn zu verbergen pflege. Auf ihre Frage: warum denn dieser Brief so wichtig sey, antwortet er ihr, es sey der Brief von einer Dame, die er geliebt; so reizt er ihre Eifersucht und sie nennt ihm den Platz, wo Borgia den Brief zu verwahren pflege. Eifrig erkundigt sich jetzt Isabella nach dieser Dame, und als er sie fragt, welche Dame sie denn im Verdacht habe, nennt sie ihm Galligai! Der Marschall stutzt über diese Entdeckung; aber sein Bestreben geht jetzt darauf, Isabella zur Rachsucht zu entflammen gegen ihren ungetreuen Gatten, dessen Schuld er ihr mit den grellsten Farben ausmalt, bis sie ohnmächtig niedersinkt. Concini, der seinen Nebenbuhler in seinem eigenen Hause zu finden glaubt, nach dem was er von Isabellen erfahren, geht wüthend ab. Ducgeant, ein Anhänger der Gegenpartei, kommt in das Haus des Juden, um den Marschall zu verhaften; da man ihn nicht mehr findet, wird Isabella, als ein kostbares Werkzeug der Rache in dem Prozeß gegen die Gestürzten, abgeführt. Wirklich läßt sich Isabella als Zeugin brauchen gegen die unglückliche Marschallin und sagt aus: sie habe sie Zaubermittel anwenden sehen; sie beschwört ihre Aussage, und als man auf das Verlangen der Marschallin beide allein läßt, entdeckt diese, wer ihre Hauptanklägerin ist. Der Prozeß wird beschleunigt und die Marschallin zum Scheiterhaufen geführt. Auf der

Straße treffen sich Borgia und Concini — es ist dunkle Nacht — Borgia hat die Kinder der Marschallin an der Hand — beim Licht der Laterne, die eines der Kinder trägt und am Ton der Stimmen erkennen sie sich, ziehen beide den Dolch und packen sich einander — die Kinder entfliehen. Sie lassen sich los, stecken die Dolche ein und ziehen die Degen. Da es so dunkel ist, daß sie einander kaum sehen, verabreden sie, zu sagen, wenn Einer verwundet werde; beide werden verwundet, suchen es aber zu verheimlichen; wie sie am Boden liegen kommt Vitry und erschießt den Marschall. Beide sterben. Die Marschallin wird vorbeigeführt; sie nimmt von ihren Kindern, die man herbeigebracht Abschied, und erblickt noch vor ihrem Tode die Leiche ihres Gatten neben der Borgia's.

(Fortsetzung folgt.)

William Wordsworth.

(Fortsetzung.)

Nie war das Gemüth eines Mannes durchdrungen von einem tiefern Gefühl der Würde seines Berufs, als das ist, welches die Schriften von Wordsworth durchdringt; und nicht Wenige sind, die, obgleich bewußt, daß sie keinen ähnlichen Beruf haben, daß kein solcher Geist sich auf sie niedergelassen, dessenungeachtet durch diese Schriften mit Bestrebungen erfüllt worden sind, die sie so hoch als nach ihrem Wesen nur möglich war, über ephemeres Treiben und unwürdigen Ehrgeiz erhoben. Der heilsame Einfluß von Wordsworths Poesie macht sich — wo ein solcher Einfluß am wünschenswerthesten ist — in Naturen von vorherrschender Gefühlsweichheit kund, und er richtet sich auf das, was in solchen Naturen gewöhnlich die wunde Seite ist. Grobe Entsittlichung oder Korruption ist für solche Gemüther in der Regel nicht zu besorgen, aber es droht ihnen verweichlicht, zerstört und herabgewürdigt zu werden durch die Eitelkeiten und kleinlichen Zerstreuungen des socialen Lebens oder durch Anfälle von armseligen Liebesempfindeleien. Die Liebe zu Wordsworths Poesie bemächtigt sich eines solchen Gemüths wie eine tugendhafte Leidenschaft, macht es stark gegen manche selbstische oder sentimentale Schwäche, schneidet Aufregungen gemeiner Art ab und verbindet das leidenschaftliche Gefühl mit ernstem Studium.

In den *erzählenden* Gedichten Wordsworths (mit Ausnahme des weißen Rehs von Rylstone) sind seine Eigenthümlichkeiten hinsichtlich des Vorwurfs, der Behandlung und des Styls vielleicht noch stärker markirt, als in den im eigentlicheren Sinn philosophischen Gedichten. Unter den erzählenden Gedichten begreifen wir, ja möchten wir voranstellen, die Geschichte von *Margaret*, im ersten Buch des *Spaziergangs* und die Reihe von Geschichten im sechsten und siebenten Buch; als noch schlagendere Beispiele für unsre Behauptungen würden wir wählen das idyllische Gedicht *Michael* und die Geschichte von der *Vagabundin*. Die in diesen Gedichten erzählten Vorfälle, wenn auch nicht eben wirkliche Thatsachen (was wohl die meisten sind), sind von der Art, daß sie ebenso leicht und natürlich vorfallen könnten, wie nur irgend die Begebenheiten des wirklichen Lebens, von welchen wir gewohnt sind zu hören — wir hätten beinahe gesagt, jeden Tag zu hören; aber wenn auch nicht das, so darf man doch sagen: dergleichen Einem ganz gewiß im Laufe von ein paar Jahren vorkommen müssen, die man in der Lebenssphäre, der sie angehören, zubrächte. Es ist in ihnen nichts Romantisches. Der Dichter schreibt, voll Vertrauen auf seine Fähigkeit, den Gegenständen und Begebnissen des alltäglichen Lebens Interesse mittheilen zu können, und er leitet sein Vertrauen und seine Fähigkeit ab von dem Interesse, das er selbst daran empfindet. Es ist eine Eigenschaft einer sehr erregbaren Einbildungskraft, daß sie keiner außerordentlichen Reizmittel bedarf, und wenn sich damit Schärfe der Beobachtung und eigenthümliche Kraft der Sprache verbindet, so ist es das hohe Vorrecht des so begabten Dichters, stehen bleiben zu dürfen bei den Gegenständen des täglichen Lebens und nicht zu Anomalien seine Zuflucht nehmen zu müssen — indem er minder begabten Geistern die Darstellung seltsamer Schicksalsfügungen und einer sich von sich selbst verirrenden Natur überläßt.

Michael hatte von seinen Ahnen ein Stück Land bei Grasmere in Cumberland geerbt, und sein Beruf bestand darin, seine Heerden auf den Bergen zu weiden. Das Landstück war, als es an ihn kam, mit Schulden belastet, und erst in seinem vierzigsten Jahre war ihm durch Arbeitsamkeit und Eifer gelungen, es schuldenfrei zu machen. Sein Weib war zwanzig Jahre jünger als er. Sie erreichten, ein kinderloses Paar, das mittlere Alter —

Nicht froh vielleicht
Und munter; doch mit Hoffnungen und Zwecken,
Ein Leben angestrengten Fleißes führend.

Michael hielt sich schon für einen alten Mann, als ihm noch ein Kind geboren wurde. Dieß einzige Kind wurde der Gegenstand seiner innigsten Zärtlichkeit und wurde zum Geschäft seines Vaters herangezogen bis ins achtzehnte Jahr, wo Michael sein halbes Vermögen verlor durch das Unglück eines Neffen, für den er Bürgschaft geleistet hatte. Jetzt entschloß er sich, seinen Sohn zu einem Verwandten, einem Handelsmann in London zu schicken, damit vielleicht auf solche Weise dem Vermögen der Familie wieder aufgeholfen werden könnte; der Sohn ging mit den besten Hoffnungen und Vorsätzen; aber nachdem er einige Zeit in London zugebracht hatte, gerieth er auf schlimme Wege und suchte, um den übeln Folgen sich zu entziehen, eine Freistätte jenseits des Meeres. Nach wenigen Jahren starb der alte Mann; sein Weib überlebte ihn nicht lang, und ihr Landstück kam in die Hände eines Fremden.

Dieß die Geschichte von Michael; und wahrscheinlich hat sich noch nie ein Dichter mit einem zahmeren und anspruchsloseren Gegenstand begnügt. Es ist deßhalb wohl der Mühe werth zu untersuchen, durch welches besondere Vermögen Words-

worth in Stand gesetzt ward, mit diesem Thema die Herzen von Tausenden von Lesern zu rühren. Offenbar wäre die bloße Einfachheit der Erzählung nicht vermögend, eine solche Wirkung hervorzubringen. Das Thatsächliche ist noch nicht genug. Das menschliche Herz ist nicht so weich oder so leicht gerührt, um durch eine einfache Mittheilung von dem was Michael widerfahren, so mächtig ergriffen zu werden. Mangel an Einfachheit würde allerdings die Wirkung vereiteln, aber Einfalt der Darstellung allein würde sie auch nicht erklären.

Wir sind geneigt zu glauben, die Wirkung sey zuerst daraus zu erklären, daß der Leser in dem Gemüth und Geist des Dichters wirklich die ausgezeichnete Kraft und das Vermögen anerkenne. Thatsachen, die ihn sonst nicht eben viel interessiren würden, werden ihm interessant durch das Bewußtseyn, daß sie einen kräftigen und tiefen Geist angesprochen haben. Er wird interessirt durch die Wahrnehmung der Wirkung derselben auf diesen Geist und seine Sympathien für das Kräftige kommen seinen Sympathien für das Rührende zu Hülfe. Die Sprache des Dichters, als das Symbol seiner Energie, trägt wesentlich zur Wirkung bei. Wordsworths Sprache ist freilich nicht die Sprache der leidenschaftlichen Heftigkeit, ihre Kraft liegt in der Wahrheit und Schärfe der Gedanken und Empfindungen.

Nächstdem möchten wir als einen Hauptgrund von dem Eindruck, welchen Wordsworths Erzählungen machen, nennen: die bis ins kleinste gehende genaue Bekanntschaft mit den darin geschilderten Lebensweisen und den Gefühlen, die im Kreise dieser Lebensweisen gegründet sind. Nur durch Sympathie kann eine solche vertraute Bekanntschaft erlangt werden; was aber durch Sympathie entstanden ist, das erzeugt sie auch wieder. Wordsworths Geist, nicht nur poetisch und philosophisch, sondern auch in ausgezeichnetem Grade praktisch, befreundet sich leicht mit den Angelegenheiten und Lebensbestrebungen von Menschen in jeder Sphäre und sieht in ihr tägliches Leben hinein. Wordsworth ist in der That einer der seltenen Menschen, die, obgleich am besten an dem Orte stehend, wo sie wirklich stehen, doch auch in jeder andern Lage sich zurechtzufinden wüßten. Denn während er mit dem höchsten geistigen Vermögen im reichsten Maße begabt ist, hat er daneben noch das Glück, auch die untergeordneten Geisteskräfte, jede in gebührendem Maße zu besitzen, kurz, ein ganz vollständig und nach allen Seiten hin reich ausgestatteter Geist zu seyn. Deßwegen kann er, mag seine Phantasie ihn unter was immer für eine Menschenklasse versetzen, sich bei ihnen heimisch angewöhnen, ihr Wesen verstehen, ihr Leben theilen; daher kommt es, daß, welche Individuen ihm immer die Phantasie zur Darstellung zuführe, er die Gäste willkommen heißen und ihnen mit herzlicher Unterhaltung entgegentreten kann, bis sie gleichsam in seinem Gemüth heimisch und häuslich werden. So werden, um zu dem Gedicht Michael zurückzukehren, die Interessen und Beschäftigungen des Schäfers hier ebenso wohl geschildert als die Zärtlichkeit des Vaters:

Sein Gemüth war lebhaft.
Innig und nüchtern, tüchtig überall.
Und im Beruf als Schäfer war er eifrig
Und wachsam, mehr als sonst die Menschen sind.
So hatt' er die Bedeutung aller Winde
Und aller Töne in der Luft gelernt.
Und oft, wo Andre nicht drauf hatten Acht,
Hört' er die unterirdische Musik
Des Südwinds, wie das Dröhnen von Sackpfeifern
Auf fernem Hochlandsberg. Bei solcher Warnung
Nahm seiner Heerde rasch der Schäfer wahr
Und bei sich selbst sprach er: „die Winde
Woll'n wieder etwas mir zu schaffen geben!"
Und wirklich, jedesmal, rief ihn der Sturm,
Der Reisende ein Obdach suchen macht,
Zum Berg hinauf; allein hatt' er gestanden
Im Herzen schon von vielen tausend Nebeln,
Die auf den Höh'n ihn fanden und verließen.
So lebt' er bis er achtzig Jahr erfüllt;
Und gröblich irrt der Mann, der glauben wollte,
Die grünen Thäler, Strom, Fels seyen je
Gleichgültig für den Sinn des Schäfers worden:
Das Feld, wo er mit heiterm Muth geathmet,
Die allgemeine Luft; die Hügel, die
So oft mit rüst'gen Schritten er erstiegen,
Die eingeprägt ihm die Erinnerung
So manchen Falls von Kühnheit, Muth und Sorge,
Gewandtheit oder Mühsal; die, ein Buch,
Bewahrten das Gedächtniß von den Thieren,
Den blöden, die durch ihn gerettet worden,
Gefüttert und beschirmt — wozu die Aussicht,
Die sichre, kam auf redlichen Gewinn;
Das Feld, der Berg — wie konnt' es anders seyn? —
Hatten sich seiner Zärtlichkeit bemächtigt,
Sie gaben ihm die Wonne blinder Liebe —
Die Wonne die das Leben selber ist!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 51.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

9 Junius 1838.

Dramatische Poesie in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Dieser Doppelcharakter, eines halb historischen und halben Intriguenstücks, schadet unserm Dafürhalten nach dem Eindruck dieses Drama's. Daß der letztere vorschlägt, ist auch daraus ersichtlich, daß die beiden königlichen Personen, Louis XIII und seine Mutter nicht auf der Bühne erscheinen, was doch sehr leicht zu machen, ja gewissermaßen durch das historische Interesse geboten war, da man doch begierig seyn muß, zu erfahren, aus welchen Händen die nominelle Herrschaft Frankreichs gerissen wurde und in welche sie überging. A. de Vigny, der in seinem Cinq-Mars eine so treffliche Schilderung von Louis XIII am Gängelbande des Kardinals Richelieu gegeben, hätte wohl auch den sechzehnjährigen Monarchen in diesem Drama mit einigen ihm in den Mund gelegten Worten und Charakterzügen zu schildern vermocht, und es wäre eine gewiß nicht zu mißbilligende Erweiterung des historischen Rahmens gewesen, wenn er aus den Vorzimmern der Königin Mutter den Zuschauer und Leser zu der Fürstin selbst hineingeführt hätte. Auch in diesem Stücke fehlt das bei den Franzosen so beliebte Verstecken und Horchen nicht, und das Sich Kreuzen der beiden Italiener bei ihren beiderseitigen Gattinnen erinnert beinahe an die Komödie. Der Dialog ist sehr fließend, glücklich in einander greifend und dramatisch; die Entwicklung ist rasch und das Interesse spannend; die einzelnen Charaktere sind gut, zum Theil trefflich durchgeführt; so sind die Charaktere der französischen Edelleute, bei der Gemeinschaftlichkeit des damaligen Hoftons, doch treffend individualisirt; der hitzige, eifersüchtige und rachsüchtige Borgia ist eine sehr lebendige Person, doch ist sein Verhältniß zu seiner Gattin Isabella nicht ganz genügend erläutert und motivirt. Der Hauptcharakter, die Marschallin von Ancre, ist sehr kunstreich gehalten; man erkennt in ihr die Frau von männlichem Geist und kühnen Planen, aber dabei verläugnet sie doch keineswegs die Schwäche des Weibes. Sie, die Beherrscherin der Regentin von Frankreich, wird gleichwohl selbst beherrscht von den Wünschen und Launen eines Gatten, den sie nicht liebt, den sie eigentlich verachten muß, dem sie an Geist und Adel weit überlegen ist; sie, die ein hohes und gefährliches Spiel spielt, macht sich selbst abhängig von den Weissagungen der Karten, die sie abergläubisch bei sich führt; sie, die sich bewußt seyn muß, daß sie eine mächtige Partei gegen sich hat, wiegt sich doch in Träumen von der Liebe der Nation, welche sie durch Privatwohlthätigkeit erkauft zu haben glaubt; und sie hat in den Triumphen des vom glücklichsten Erfolg gekrönten Ehrgeizes das Gedächtniß einer alten Liebe treu bewahrt. Ihre Seelengröße tritt eigentlich erst in ihrem Unglück, in ihrem Prozeß recht klar hervor; war sie in ihrem Glück charakterisirt durch die Verblendung eines das Widrige wie absichtlich sich verhehlenden Weibes, so zeigt sie in der Nähe und Gewißheit der Gefahr und des Todes die männlichste Klarheit und Seelengröße.

Wir heben zur Probe einige Scenen aus.

Aus der ersten Scene des ersten Akts, wo sich mehrere Edelleute über den Charakter der Marschallin besprechen.

Crequi. Wann werden wir zum Degen greifen?

Themines. Wenn ich die Hand an den meinigen lege, und das wird nur geschehen auf Befehl der Königin; Ihr versteht mich, Herr von Monglat?

Monglat. Ich weiß auch, daß die Königin den Befehl nicht geben wird, als bis sie selbst den Befehl dazu wird erhalten haben von der Frau Marschallin von Ancre.

Crequi. Wißt Ihr, daß der Kopf dieses Weibes der stärkste im Königreich ist?

Fiesque. Ha — ja, ja.. das wissen wir.

Monglat. Und vielleicht ihr Herz...

Themines. Oh! was das betrifft, sie ist kühn wie ein Mann, aber sie hat nicht die zärtliche Seele eines Weibes; sie ist unfähig dessen, was wir die schöne Leidenschaft nennen.

Crequi. Nun, Fiesque, was meinst du dazu?

Fiesque. Parbleu! mache nicht den Scharfsichtigen, Crequi. Ich kann mit bestem Gewissen hier vor aller Welt ver-

sichern: es ist nicht wahr, daß sie mich geliebt hat. Ich will nicht wichtig thun und ich gestehe, daß ich ihr sechs lange Monate den Hof gemacht habe. Ihr habt mich Alle für glücklicher gehalten als ich war, denn ich war bloß der am wenigsten schlecht Aufgenommene. Zum Beispiel, ich habe das dabei gewonnen, daß ich sie zur Freundin habe und sie besser kenne als irgend Jemand. Glücklich genug, daß ich mich zurückziehen konnte ohne zu viele Beschämung, wie Beaufort, ohne linkische Mißgriffe, wie Coligny, und ohne Aufsehen und Ungnade, wie Lacheesnaye.

Monglat. Es ist ausgemacht, meine Herren, daß wir sie sehr unvollkommen und in zu großer Entfernung sehen.

Fiesque. Nun, von der Leder weg gesprochen, Monglat, was haltet Ihr von ihr?

Monglat. Ich halte sie für abergläubisch und schwach, denn sie fragt die Karten um Rath.

Fiesque. Und Ihr, Crequi?

Crequi. Ich! ich halte sie beinahe für eine Zauberin; denn sie hat aus Concini einen Marquis zu machen gewußt, aus dem Sohn eines Notars einen vornehmen Edelmann, aus einem Menschen, der nicht aufrecht zu Pferde sitzen konnte, einen großen Stallmeister, aus einem Poltron einen Marschall von Frankreich und aus uns, die wir diesen Menschen keineswegs lieben, seine Anhänger.

Fiesque. Und Ihr, d'Anville?

D'Anville. Ich halte sie für gut und großmüthig, und ich glaube, daß, wenn die Frauen des Hofs sie verabscheuen, dieß darum ist, weil sie keine Ahnen hat. Wäre sie eine geborene Montmerency, sie würden an ihr alle die Eigenschaften finden, die sie der Leonora Galigai absprechen.

Fiesque. Und Ihr, Herr Themines?

Themines. Weil Ihr denn unsere Ansicht hören wollt, ehe Ihr uns die Eurige sagt, so gesteh' ich, daß ich der Meinung d'Anville's beitrete. Ein ganzes Land, besonders das unsere, kann sich leicht in seinem Urtheil täuschen, wenn die Macht eine Person auf ihr wankendes Fußgestell erhebt. Die Macht wird immer verabscheut; und der Haß, den man gegen das Kleid hegt, wird durch dieses Kleid wie eine Pest übertragen auf den Menschen, der es trägt. Sey er so gut als er will oder kann, das macht nichts aus; ist er mächtig, so ist er lästig, er drückt auf alle Köpfe, er ärgert alle Augen. — Die Galigai war Kammerfrau der Königin, die Galigai ist Marquisin, die Galigai ist Marschallin von Frankreich; das genügt um sie boshaft, lügenhaft, ehrgeizig, habsüchtig, stolz und grausam zu nennen. Ich, ich halte sie für gut, aufrichtig, gemäßigt, großmüthig, bescheiden und wohlthätig; obwohl sie am Ende freilich nur eine Emporkömmlingin ist.

Fiesque. Emporkömmlingin, wenn man will; sie ist sehr hoch emporgekommen und man bewirkt so große Dinge nicht, ohne Seelengröße in sich zu haben. Ein gemeiner Geist brächte es nicht so weit. Wundert Euch nicht über ihre Gleichgültigkeit; in der That, das rührt daher, daß sie keinen ihrer würdigen Mann gefunden hat. Ihr trauriger Blick und ihr verächtlich hochmüthiger Mund bezeugen dieß zur Genüge.

Bargia (der finster und mit lebhaftem Interesse zugehört, bei Seite:) Sagst du die Wahrheit, leichtsinniger Franzose, sagst du die Wahrheit?

Fiesque. Unter Euch Allen, meine Herren, die Ihr ihre Farben traget, und unter allen Edelleuten des Hofs ist nicht Einer, den sie nicht kennte und den sie nicht beurtheilt hätte in kürzerer Zeit, als er braucht, sein Gesicht die gehörigen Falten zu legen und seinen Bart und Schnurrbart zu kräuseln. Ihr Blick ist sicher, ihre Ideen scharf und genau; aber trotz ihrer imposanten Haltung habe ich sie doch oft überrascht, wie sie versunken war in eine sanfte und zärtliche Traurigkeit, welche ihr sehr gut ließ. Wer von Euch bildet sich ein, sie sey der Liebe schon abgestorben? Der würde sich sehr täuschen! Ich, ich bin nicht argwöhnisch, denn, bei meinem Wort als Mann von Ehre, ich habe lang nicht ans Herz geglaubt; aber sie hat eines, und zwar ein verwittwetes, niedergedrücktes, leidendes, das sehr leicht zu rühren wäre. Was am meisten zu ihren Gunsten spricht, ist, daß ihr Mann ihr fürchterlich zuwider und langweilig ist. Sie schleppt ihn hinter sich her mit seinem Ehrgeiz, seinen Aemtern und all dem Pomp und Gepränge seiner Würden, wie sie die Schleppe ihrer langen goldenen Gewänder nachzieht. Oh, wahrlich, das ist eine Frau, die ich sehr inbrünstig geliebt hätte; aber sie hat nicht gewollt. Seitdem bin ich nur noch ein Beobachter am Hof; ich habe den Plan des Kampfes verlassen, ich sehe den galanten Kämpfen zu und zähle die Verwundeten. — — Es bedarf bei einer solchen Frau einen jener heroischen Züge, oder eine jener Großthaten von Hingebung, die auf sie wirken wie ein Liebestrank voll berauschender und betäubender Substanz, wie sie eine lange Treue einem schwachen Weiberhirne nicht einflößen kann. Weil es nun daran fehlt, liebt sie — mit Eurer Genehmhaltung, Ihr Herren, in Züchten und Ehren — ihren Gemahl. — —

(Fortsetzung folgt.)

William Wordsworth.

(Fortsetzung.)

So empfand der Schäfer; gehen wir jetzt über zu der Schilderung des Vaters:

So lebend eine lange Reih' von Jahren
Mußte der Schäfer, wenn sich selbst er liebte,
Sein Weib auch lieben. Aber Michaels Herzen
War doch noch theurer seines Alters Sohn;
Minder war's der Instinkt der Zärtlichkeit,
Der blinde Trieb, der schon im Blute liegt,
Als das, daß, mehr als jedes Gut, ein Kind
Bringt Hoffnung mit sich und Gedanken, die
Sich auf die Zukunft richten, und Gefühle
Erregten Strebens, noch zu einer Zeit,
Wo die Natur sie nicht aus sich mehr zeugt.
Mit unsagbarer Liebe hegt' er es,
Sein Herz und seines Herzens Freude; oft
Hatt' ihm der alte Michael, so lang
Es noch ein Tragkind war, Wärt'rinnen-Dienst

Geleistet, nicht zu Freud' und Kurzweil nur,
Nein mit gedulb'gem Sinn, der sich bequemt
Zum Dienst der Zärtlichkeit; geschaukelt hatt' er
Die Wieg' ihm wie mit leiser Frauenhand,
Und später, eh' der Knabe noch die Tracht
Von Knaben trug, liebt' es der alte Michael,
Obwohl er, ernsten, strengen Sinnes war,
Das Kind zu haben unter seiner Aufsicht,
Wenn er vor seiner Thür zu schaffen hatte,
Oder wenn vor ihm weideten die Schafe.
Wenn da die Beiden in dem Schatten saßen
Und Andre um sie, ernst und wohlgemuth,
Da übte Michael oft sein Herz mit Blicken
Voll mildem Tadel und Verweis, ertheilt
Dem Knaben, wenn die Schaf' er störte, sie
Am Beine fassend, oder mit Geschrei
Sie machte scheu, unter der Scheere liegend.
Doch als nun Lukas, voll zehn Jahr alt, konnte
Dem Bergwind widerstehn; als mit dem Vater
Er, keine Müh' und lange Wege scheuend,
Tagtäglich auf die Höh'n er fuhr und sie
Genossen gleichsam waren; was soll ich
Erzählen, wie dem Schäfer, was zuvor
Ihm lieb war, noch viel lieber wurde jetzt;
Wie aus des Knaben Mund Empfindungen
Und Ahnungen ausströmten — die wie Licht
Der Sonne waren, wie Musik den Lüften,
Und neugeboren schien des Alten Herz?

Dann kommt die Erzählung des Unglücks, welches Michael durch den Verlust seines halben Vermögens betraf, wodurch er in die Nothwendigkeit versetzt wurde, entweder seinen Sohn nach London zu schicken, oder sich von dem Stück Land zu trennen, das von seinen Ahnen auf ihn sich vererbt hatte. Diejenigen, welche mit der Yeomanry des nördlichen England genauer bekannt sind, wissen, wie mächtig bei ihnen das Gefühl der Lokalanhänglichkeit und die Liebe zu ihren kleinen Erbstücken ist. In dem seltsamen Produkt „der Doktor*) u. s. w.“ (ein Buch das bei all seinen muthwilligen Absurditäten reicher als irgend ein anderes unserer Zeit ist an den tüchtigsten Kenntnissen und Einsichten und an der schönsten Literatur) ist die richtige Bemerkung gemacht, daß: „diese kleinen Erbtheile durch so viele Generationen hindurch unvermindert so wie unvergrößert erhalten zu haben, ein Beweis ist von mehr Zufriedenheit, Glück und größerer Gleichmäßigkeit eines stets sittlichen Lebenswandels, als man in den stolzesten Genealogien finden könne.“ Unter dem Einfluß dieser lokalen Eigenthumsgefühle entschloß sich der Schäfer-Yeoman, seinen Sohn fortzuschicken, um sein Glück zu machen. Bei einem Bach, in einem tiefen Thal, hatte Michael einen Haufen Steine zusammengetragen, in der Absicht, hier einen Schafpferch zu bauen. Hieher nahm er seinen Sohn am Abend vor seiner Abreise mit und hieß ihn den ersten Stein zu dem Pferch legen, damit dieß eine Art von Vertrag zwischen ihnen wäre.

'S war ein Geschäft für uns; und jetzt, mein Sohn,
Ist's ein Geschäft für mich. Doch Einen Stein
Leg' du, da leg' ihn Lukas, da, statt meiner,
Mit deiner Hand. Nein, Knabe, sey getrost;
Wir können beide bess're Zeit erleben.
Mit vier und achtzig bin ich noch gesund
Und stark; du thu' das deine, ich das meine.
Manche Geschäfte nehm' ich auf mich wieder,
Die ich dir abgetreten; auf die Berge,
Unter die Stürme will ich wieder gehn
Allein und ohne dich, und Alles wieder
Verrichten wie ich sonst gethan, allein,
Eh' ich geschaut dein Angesicht.

Demgemäß unterzog sich der alte Schäfer, nachdem sein Sohn abgereist war, mannhaft wieder seinen Berufsgeschäften und arbeitete von Zeit zu Zeit an dem Bau des Schafpferchs. Eine Zeitlang ward er durch liebevolle Briefe von seinem Sohn und durch befriedigende Nachrichten über seine Aufführung erfreut. Aber bald lauteten die Nachrichten anders — er habe sich einem ungeordneten Lebenswandel hingegeben, Schimpf und Schande seyen auf ihn gefallen und endlich: er habe müssen eine Zuflucht jenseits des Meeres suchen:

Ein kräft'ger Trost liegt in der Liebe Stärke;
Sie macht erträglich das, was sonst das Hirn
Verwirren oder brechen müßt' ein Herz.
Mit mehr als Einem sprach ich, der sich wohl
Des alten Manns erinnerte, und was
Er war noch lang nach dieser schlimmen Zeitung.
Sein Körper war von jung an bis ins Alter
Von seltner Kraft gewesen. Ueber Felsen
Schritt er dahin und sah dabei empor
Zur Sonne, oder horcht' er auf den Wind.
Wie früher übernahm er alle Arbeit
In der Besorgung seiner Schafe, wie
Im Anbau seines angeerbten Landes.
Von Zeit zu Zeit begab er in die Thalschlucht
Sich auch, den Pferch zu bauen, deß die Heerde
Benöthigt war. Man hat noch nicht vergessen
Das Mitleid mit dem alten Mann, wovon
Erfüllt war jedes Herz; und Alle glauben
Daß manchen, manchen Tag er dorthin ging,
Und doch nicht aufhob einen einz'gen Stein.

Da das Gedicht Michael in reimlosen Jamben geschrieben ist, gibt es Gelegenheit zu detaillierteren Beschreibungen, als in einem gereimten Gedichte Raum fänden. Die Vagabundin ist in gereimten (Spenser'schen) Stanzen geschrieben, und wenn der Raum es gestattete, würden wir es gerne mittheilen, als eine Probe von Wordsworths erzählenden Gedichten im ganz anderer Form, bei gleicher Kraft und Wirkung. (Die hievon angeführten Bruchstücke übergehen wir.)

*) Ein humoristisches, halb novellenartiges, halb reflektirendes Werk, im Jahr 1834 in London erschienen, ohne Angabe eines Verfassers. Vieles darin ist Sterne's Tristram Shandy nachgeahmt, und neben Manchem, was in Bedlam geschrieben scheint, finden sich viele gesunde Ansichten und treffliche Schilderungen.

In der neuesten Ausgabe von Wordsworths Werken finden sich nicht weniger als 3 — 400 Sonette. Diese Produktionen unterscheiden sich von den bisher durchgangenen dadurch, daß sie wenig oder nichts an sich haben von der Gewöhnlichkeit und Nüchternheit im Gegenstand und im Styl, welche die übrigen Gedichte charakterisirt. Diese Form der Poesie, welche das Umfassende und Großartige ausschließt, das seinem charakteristischen Styl seine Wirkung sichert, hat Wordsworth veranlaßt, den Eigenschaften des Baumeisters zu entsagen und dafür die des Bildhauers anzunehmen. Es gibt wenige Kunstwerke dieser Art, die so rein wären in ihrem Material, so anmuthig in ihrer Ausführung, so fein gearbeitet und so sorgfältig gefeilt. Aber so glänzend und geschmückt manche dieser Gedichte sind, so herrscht doch auch in ihnen, so gut wie in den übrigen, eine stete Enthaltsamkeit von Antithesen und falschen Effekten. Man fühlt immer, daß die Worte gewählt sind, hauptsächlich und erstens darum, weil sie am besten den beabsichtigten Sinn ausdrücken, und zweitens erst, und in untergeordneter Berücksichtigung, weil sie dem Ohr die Töne und Klänge zuführen, die mit dem Sinn und unter einander am besten harmoniren. Kaum Eines unter diesen 3 — 400 Sonetten endigt mit einer Pointe. Unter den Sonetten an die Freiheit sind einige Strophen, die an Erhabenheit beinahe Alles übertreffen, was über historische Themata der Jetztzeit gedichtet worden ist, seit jener Athem stockt, der den schrecklichen Fluch aussprach:

Räch', räch' o Herr! deine erschlagnen Heil'gen,
Deren Gebein auf kalten Alpen bleicht!

beinahe Alles, sagen wir, denn wir dürfen Southey's „Ode, gedichtet während der Unterhandlungen mit Bonaparte im Jahr 1814," nicht vergessen; die Aufzählung von Erwürgungen in der vorletzten Strophe und von Mordthaten in der letzten, der ernste und nicht zügellose, aber zugleich unwiderstehlich gewaltige Ton, der dieselbe durchdringt, machen sie in unsern Augen beinahe zum furchtbarsten Gericht, das je im Gesang ausgesprochen ward. Wordsworths Sammlung von Sonetten an die Freiheit ging auch aus den Ereignissen hervor, die mit Napoleons Herrschaft zusammenhingen; aber er dichtete mehr im Kummer als im Zorn, während Southey, wie Milton, mehr in Zorn und Haß, als im Kummer dichtet. Wir führen hier an:

Gedanken eines Engländers bei Unterjochung der Schweiz:

Zwei Stimmen sind — die eine von der See,
Die andre von den Bergen; mächtig beide;
An beiden hatt'st du, Freiheit, deine Freude,
Lieblingsmusik waren sie dir von je.

Da — ein Tyrann kam, und mit heil'ger Gluth
Focht'st du mit ihm, doch hast umsonst gerungen,
Aus deinen Alpenfesten wardst verdrungen,
Vernimmst nicht mehr der Bäche muntre Fluth.

Dein Ohr muß Einen süßen Ton jetzt missen;
Halt fest an dem, der dir noch unentrissen!
Wär's nicht, hochherz'ge Jungfrau, dir empören
Das Herz, wenn im Gebirg das Wasser rollte
Wie früher, wenn das Meer um Felsen grollte —
Und du dürft'st beide Stimmen nicht mehr hören?

Wir haben im bisherigen absichtlich den „Spaziergang" übergangen, weil wir wohl fühlen, daß es umsonst wäre, diesen Gegenstand anders als in einem eigenen Artikel und ausführlich zu besprechen. Der Spaziergang, obgleich seiner Bedeutung nach das wichtigste und erste unter Wordsworths Gedichten, kommt doch beim Studium derselben zuletzt an die Reihe; denn man wird ihn nicht gehörig und vollständig zu würdigen vermögen, wenn nicht der Leser zuvor sich mit dem Geiste getränkt hat, worin alle Produktionen Wordsworths gedichtet sind. Diejenigen welche auf jedem Blatt, in jeder Zeile jedes Gedichts, das sie lesen, ein poetisches Funkensprühen und Aufflackern verlangen, werden in dem Spaziergang ihre Erwartungen und Forderungen vielfach getäuscht finden. Wir haben Personen gekannt, die auf einzelne Stellen hindeuteten und fragten: wo ist denn nun hier die Poesie? In solchen Fällen haben wir gewöhnlich geantwortet, dieß und jenes sey nicht, aber solle auch gar nicht seyn: poetisch. Jeder ächte Dichter weiß, daß in einem so weitläuftig angelegten Gedicht einzelne Theile vorkommen müssen, die an die Prosa gränzen, einige die durchaus prosaisch sind. Wer wollte zehn Seiten nacheinander fort lesen, wenn Alles die pure Quintessenz der Poesie wäre?

Dieß ganze Gedicht war in der That bis auf einen Grad, der in der Geschichte der englischen Literatur noch lange merkwürdig bleibt, verloren beinahe ein Vierteljahrhundert lang, und verloren für die Kritiker ebensowohl als für das lesende Publikum, das eben glaubte, was man ihm vorsagte. Die Art und Weise wie die hämischen und nichtigen Urtheile nach und nach zurücktraten und endlich ganz verschwanden, ist sehr lehrreich zu beobachten. Ja nicht bloß lehrreich, auch erbaulich ist es zu beobachten, wie der große Dichter zum Ruhme sich erhob, während die kleinen Kritiker zur Unbedeutenheit zusammenschrumpften. Machte nun Wordsworth begierig seyn nach frühem Ruhm oder nicht, sein Leben und seine Schriften zeigten eine unwandelbare Anhänglichkeit an denjenigen Ruhm, in Vergleich mit welchem die nur mit Berechnung auf die Zeitgenossen hervorgebrachten Werke und das Beginnen des Rufs um ein halb Jahrhundert früher oder später, nichts sind. So hat er sich in seinem Leben und seinen Schriften gezeigt, trotz allem Hohn und Spott. Es ist nicht leicht, sich eine musterhaftere Seelenstärke zu denken, als die war, welche ihn in Stand setzte, nicht nur sich selbst stark zu machen gegen jene Angriffe, sondern auch der Versuchung zu widerstehen, jene Popularität zu suchen, die ohne Zweifel ihm nicht gefehlt hätte, wenn er sich hätte zu diesem Behuf zu einem Mißbrauch seiner Talente verstehen wollen.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 52.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 Junius 1838.

Dramatische Poesie in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Dritter Akt, dritte Scene.

Die Marschallin sitzt in ihrem Zimmer mit einer Arbeit beschäftigt; Borgia wird zu ihr eingeführt und stellt sich vor sie hin, die sich nicht getraut ihn anzureden.

Borgia. Ich bin es.

Die Marschallin (fortarbeitend und in heftiger Aufregung). Ich schätze mich in der That sehr glücklich, Euch wieder zu sehen, Herr von Borgia. Ich versichere Euch, ich habe nichts vergessen von unsern Kinderjahren und alle meine alten Freunde sind meiner Erinnerung gegenwärtig. Wohnen die Familien Scali und Adimari noch immer in Florenz?

Borgia. Die Zeit verstreicht schnell, Madame; wir haben wenig vor uns, um so zu sprechen.

Die Marschallin (immer noch mit gesenkten Augen). Aber kann ich in einer andern Weise mit Euch sprechen? kann ich mit Euch sprechen wie vor meiner Vermählung? Die Zeit hat uns getrennt — das Verhängniß — die...

Borgia. Nein, das Alles ist es nicht, Madame. Seht mich an.

Die Marschallin. Die Nothwendigkeit, Marien von Medici zu gehorchen. Concini täuschte mich und verbreitete die Nachricht von Eurem Tod. Beinahe war dieß auch der meinige; und was jetzt uns trennt, das ist eben die Gewohnheit der Trennung — es ist die Verschiedenheit unserer Stellung, es ist ...

Borgia. Seht mich an. Wenn Ihr mich nur ein Mal ansehen wolltet, würdet Ihr anders sprechen. (Er faßt ihre Hand mit milder Traurigkeit.)

Die Marschallin (die Stirn auf die Hand stützend). Ach, ach! Michael, verzeiht mir, wenn es dieß ist, was Euch noth thut, verzeiht mir!

Borgia (mit Ironie.) Eure Schwüre, Leonora, waren leidenschaftliche Schwüre, wißt Ihr? Ich habe sie nicht vergessen, ich. Die Felder, die Flüsse, das Meer, die Kirchen, die Kreuze, die Madonnen — Alles in Florenz, Alles auf unsern Bergen war Zeuge davon. Ihr spracht sie aus mit Thränen, Ihr schriebet sie mit Blut. Alles das löscht aus, Alles das hält nicht... Ach, ach! (er lacht bitter) was fühlt man denn im Herzen, wenn es Euch gefällig ist, wenn man einen Schwur verräth? Was glaubt Ihr, Madame, daß daraus im Himmel werde, wenn er dort erhört worden ist?

Die Marschallin. Gnade! Gnade! — — — — —

Borgia. Fühlt Ihr nicht daß der Boden unter Euren Füßen schwankt? Euer Glück ist zu hoch gestiegen, Madame; es wird zusammenstürzen.

Die Marschallin. Doch ist uns bis jetzt Alles geglückt.

Borgia. Zu Eurem Unheil!

Die Marschallin. Liebt mich nicht das Volk von Paris?

Borgia. Es kennt Euch nicht.

Die Marschallin. Ich habe so viel Gutes gethan.

Borgia. Davon weiß es nichts.

Die Marschallin. Ich habe so viel Geld für es gegeben.

Borgia. Es hat es nicht bekommen.

Die Marschallin. Man hat mir gesagt, es verabscheue Luynes und die Mißvergnügten.

Borgia. Ha! Paris gehört ihnen. Wer hat Euch solche Sachen gesagt?

Die Marschallin. Wer? Der Marschall von Themines, Herr von Conti, Herr von Monglat, der Rath Deageant, der Bischof von Luçon, alle Leute am Hof.

Borgia. Sie haben Alle zuvor mit Herrn von Luynes und dem Prinzen von Condé, Euren Feinden, unterhandelt. Der Kauf ist abgeschlossen.

Die Marschallin. Welcher Kauf?

Borgia. Euer Kopf; Louis VIII unumschränkter Herr, seine Mutter verbannt.

Die Marschallin (in dumpfem Staunen). Ist das Alles im Traum?

Borgia. Nein! es ist ein Erwachen aus einem Traum.

Die Marschallin. Ach so hat man mich verblendet!

Borgia. Ach, man hat Euch als eine Königin behandelt! — Was, Concini hätte nichts vorhergesehen? Wie nun sie retten? (In lebhafter Bewegung im Zimmer auf und ab gehend.) O, verflucht die lastende Etiquette, welche alle Große von der Welt trennt; verflucht die verbrecherische Artigkeit, die auf die edelsten Angesichter die unterwürfige Schmiegsamkeit des Schmeichlers malt! Man spricht — und Ihr hört nichts! Man schreibt — Ihr leset nichts! Ihr seht nichts, wißt nichts! Eure vergoldeten Wände sind Kerkergitter!

Die Marschallin. Beruhigt Euch, beruhigt Euch!

Borgia. Und Eure Königin fällt mit Euch! Und Ihr seyd blind und verblendet die Andern. (Zornig auf sie zutretend.) Ha! in was mischte sich ein schwaches Weib? sich mit den Schicksalen eines großen Königreiches befassen wollen! Alles das, was nur eine Hand, die den Degen führt, thun kann, unternommen von einer Hand, für die die Spindel gehört! So sind nur die Frauen in Europa! Die Christen täuschen sich... ins Serail... ins Serail!

Die Marschallin. Verachtung, Michael?

Borgia. Nein, Verzweiflung! Du mußt bald sterben!

Die Marschallin (nach einigem Nachdenken mit Ruhe). In Wahrheit, Ihr täuscht Euch. Ich verstehe das besser als Ihr; Alles ist friedlich, ruhig und die Zukunft ist uns gesichert.

Borgia. Die Zukunft hat höchstens noch zwei Stunden für Euch! — —

Aus dem vierten Akt der vierten und folgenden Scenen.

Die Marschallin, verhaftet, in der Bastille, trifft auf Deageant.

Die Marschallin (lebhaft). Sind wir in Spanien? ist dieß die Inquisition, mein Herr? man bringt in mein Zimmer, man erbricht meine Briefe, man liest meine Papiere. Man macht mir den Prozeß, ich weiß nicht warum. Die Chambre ardente hält vor meiner Thür ihre Sitzungen; man wägt mein Leben und meinen Tod ab; und ich darf kein Wort in die Wagschale werfen? Und ich darf nicht einmal persönlich davor erscheinen? Das ist zu viel, zu viel! Seit heute Morgen, wo ich verhaftet worden, habt Ihr große Fortschritte gemacht und es weit gebracht, wenn gegen mich schon solche Akte Eurer Justiz in Anwendung gebracht werden. Man hat mir eben Dinge hinterbracht, so wundersam und unbegreiflich, daß ich sie nicht glauben kann. Man sagt, es seyen Zeugen meiner großen Verbrechen vorhanden. Nun, mein Herr, sagt dem Hof, ich verlange mit ihnen konfrontirt zu werden: man wird mir hoffentlich diese Gunst bewilligen.

Deageant. Madame, wenn Herr von Luynes...

Die Marschallin. Ich weiß mein Herr, daß der Günstling Herr ist und Ihr sein Rath, wie Ihr dieß gestern von der Favoritin, von mir, waret. Erspart Euch und mir die Entschuldigungen. Geht und thut was ich Euch bitte, wenn es noch nicht zu spät ist.

Deageant (mit heuchlerischer Miene). Ich will es thun, Madame; aber ich nehme hier viel auf mich. (Ab.)

Die Marschallin (zu ihren Frauen). Spart nichts, um Kundschaft von meinen Kindern, von dem Marschall und von der Königin einzuziehen. Sucht meine Wächter, die Soldaten zum Sprechen zu bringen. Nehmt alle möglichen Vorwände, spendet Gold aus. Hier habt Ihr. Ich werde Euch Eure Treue gedenken, wenn ich diese Gefangenschaft überlebe. Ihr seyd mir gefolgt und größere Damen haben mich verlassen. Geht und sucht vor Allem zu erfahren, ob Borgia meine Kinder glücklich gerettet hat. (Allein.) Ach! ich fühle, ich bin verloren; wie sehr ich auch gekämpft habe, das Verhängniß ist stärker gewesen. Ach! ich fühle es, ich bin verloren, verloren! — — — —

Die Marschallin (nachdem ihr die Anklagepunkte genannt worden). Warum habt Ihr mich nicht in der Bastille vergiften oder erdrosseln lassen? das wäre besser gewesen, Ihr Herren; so hättet Ihr doch die Jungfräulichkeit der Gesetze gerettet. Wo sind die Beweise, die Zeugen dieses unerhörten Prozesses? Die Sache verlohnte sich der Mühe wohl, meine Herren; denn wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, so ist auf das, dessen Ihr mich anklagt, der Tod durchs Feuer gesetzt. Ich habe einmal den seligen König Heinrich um den Marschall Biron weinen sehen. Bald wäre es wohl auch mit mir so. Was ist Euer Henker? Ein Mörder mit kaltem Blut, der nicht einmal die Entschuldigung der Wuth hat. Er nimmt dem Schuldigen die zur Reue und Buße erforderliche Zeit; oft trägt er diese Reue auf den Richter über und immer gibt er dem Volke das Schauspiel und den Geruch des Blutes. Und was habe ich denn gethan? Meine politischen Akte sind die der Regentin und des Königs; meine Kartenweissagungen sind die furchtsamen Verirrungen eines schwachen Weibes ohne Führer auf dem Gipfel der Macht. Und wer von Euch kennt einen Stern, der unfehlbar die rechte Bahn wiese in dem Strudel der menschlichen Dinge? der zeige sich und ich werde mich vor ihm beugen. Was sind die Namen meiner Richter? Wen sehe ich um mich her unter ihnen? Höflinge, die mir geschmeichelt haben und meine gelehrigen Kreaturen waren. Geht! es ist eine Schmach, daß Männer, nachdem sie so lange einem Weibe gehorcht, sich zu ihrem Verderben vereinigen. Gestern, meine Herren, hättet Ihr den Muth haben sollen, mir durch beide Räthe zu mißfallen, oder heute den Muth mich zu entschuldigen. (Mit dem Finger auf sie deutend) Antwortet, Herr von Bullevre, der Ihr mir den Prozeß Preuville's angerathen, werdet Ihr mich verurtheilen? Und Ihr, Herr von Mesmes, der Ihr Euch so tief gebückt habt, um Eure Präsidentenstelle, die aus meinen Händen fiel, aufzuheben, werdet Ihr mich verurtheilen? Und Ihr, Herr von Bullion, der Ihr mir gerathen zu den Ordonnanzen, betreffend

die Steuererhebung in der Picardie ohne königliche Briefe, werdet Ihr mein Richter seyn? dasselbe kann ich zu Euch sagen, Herr von Themines, den ich zum Marschall von Frankreich gemacht. und zu Euch selbst, Deageant, dem Präsidenten meiner Richter und zu Euch Allen, auf die ich der Reihe nach mit dem Finger deute, und die dieser Finger einschüchtert, als wäre dieß der Tag des jüngsten Gerichts. Der Hall Eures Namens jagt Euch Furcht ein; denn Ihr wißt, daß ich Euch kenne; ich war die Mitwisserin Eurer Niederträchtigkeiten und all Eure Geheimnisse des Ehrgeizes sind in meiner Erinnerung gesammelt. Darum laßt denn diesen Kopf fallen und verbrennt ihn, um die schmachvollen Archive des Hofs in Asche zu verwandeln.

Deageant. Die Schmähungen sind vergeblich, Madame, und Ihr vergeßt, daß Ihr Zeugen Rede stehen sollt, und besonders dieser hier! (Isabella tritt auf und betrachtet mit beleidigender Neugier die Marschallin, die sie mit Erstaunen mißt.)

Isabella (bei Seite). Wie schön sie ist! (Laut.) Alles was ich geschrieben, das behaupte ich mündlich; diese Frau ist eine Zauberin.

Die Marschallin (bei Seite). Mein Gott, es ist mir als wäre dieß ein Traum und als sprächen alle diese Leute im Fieber. (Laut.) Ich habe diese junge Frau nie gesehen und weiß nicht, woher man sie gegen mich aufgeboten hat; das ist eine blutige Gaukelei.

Isabella. Was ich gesagt, das beschwöre ich; sie ist eine Zauberin.

Die Marschallin. Ich verlange, daß man sie hierher — hierher kommen lasse, vor mich, neben mich hin, und daß sie hier, ihre Augen auf die meinigen geheftet, mir wiederhole, was Ihr sie eingelehrt.

Deageant (zu Isabella). Nähert Euch der Angeklagten.

Die Marschallin (mit Güte und huldvollem Ton). Kommt, kommt, Fräulein; woher hat man Euch herbeigeholt? Durch welche Versprechungen hat man Euch zu dem Verbrechen bewogen, das Ihr begeht, indem Ihr durch eine falsche Anklage eine Frau zu Grunde richtet, die Ihr nicht kennt und die Euch nie gesehen? Nun, was hat man Euch denn dafür geboten? Ihr müßt sehr unglücklich, oder sehr bösartig seyn! Wagt Ihr auf Euren Aussagen zu bestehen?

Isabella (mit erzwungenem Trotz). Ja, ich wiederhole und bekräftige es; ich habe sie ein Bild des Königs mit Nadeln durchstechen sehen.

Die Marschallin (auf ihrem Stuhle sich ihr nähernd). Oh, oh! das ist etwas Gräßliches! Wenn ich an Wunder glauben könnte, so müßte ich es, wenn ich Euch ansehe. (Sie genau betrachtend.) Sie ist noch ganz jung. Ich habe Uebung im Beobachten der Menschen, und ich kenne die Züge, welche Verbrechen und Laster auf den Gesichtern zurücklassen; ich finde keinen solchen in diesem Antlitz; Einfalt und Unschuld ist Alles was ich darauf lesen kann; aber zugleich auch das Gepräge einer unabänderlichen Entschlossenheit und blinder Hartnäckigkeit. Diese Entschlossenheit kommt nicht von Euch selbst, Fräulein; in Eurem Alter ist es Einem nicht natürlich, so etwas Böses zu thun; man hat Euch gegen mich aufgestiftet; was habe ich Euch gethan? sagt es laut. Wir haben uns nie gesehen und Ihr kommt um meinen Tod herbeizuführen!

Isabella (mit Wuth auf den Boden stampfend). Ha, ich habe die Wahrheit gesagt.

Die Marschallin (aufstehend). Nein, nein! Gott hat kein solches Weib geschaffen. Wenn es nicht eine Leidenschaft ist, die sie spornt und umtreibt, so ist es ein Dämon, der sie quält... Schwört es bei diesem Kruzifix!

Isabella. Ich habe es bei Christus beschworen.

Die Marschallin (lebhaft, als hätte sie eine Entdeckung gemacht). Sie ist eine Italienerin! beschwört es bei dem Bild der heil. Jungfrau!

Isabella (zögernd). Bei der Madonna? Laßt mich weggehen um das Uebrige zu schreiben; ich kann nicht mehr sprechen.

Die Marschallin. Ich wußte gewiß, daß sie dieß nicht wagen würde — ich verlange, daß man sie mit mir allein lasse. — — — (Mit Isabella allein.) Jetzt, da wir allein sind, wißt Ihr was Ihr gethan habt? Ihr seyd Schuld an meinem Tode! und was für einem Tode! wißt Ihr das? dem allergräßlichsten! In einigen Stunden werde ich das Schwefelhemd anhaben und werde auf einen Scheiterhaufen geworfen... Das habt Ihr mir gethan, wißt Ihr das? Ihr wagt nicht mir zu antworten? Oh, jetzt, wo Niemand da ist, sagt mir doch, was ich Euch gethan habe? Wenn Ihr Euch über mich zu beklagen gehabt, wahrhaftig ich weiß es nicht. Das ist das Unglück der armen Frauen, die man große Damen nennt. Ihr antwortet mir nicht, weil ich mich Eurer von selbst erinnern sollte? Das ist Euer Gedanke, nicht wahr? Ach, ich verstehe Euch — Ihr habt Recht, aber ich behaupte, wir verdienen Mitleid; man sieht so viele Leute! (mit Furcht und Zagen.) Aber glaubt dennoch nicht, daß ich Euch vergessen; ich erinnere mich Eurer recht gut; sehr, sehr gut!.. Ihr seyd zweimal gekommen, des Morgens. — Bringt mich nur einigermaßen auf die Spur, so will ich Euch Euren Namen sagen... Ihr lächelt... ich täusche mich vielleicht... Wenn Ihr von Florenz seyd, so müßt Ihr wissen, daß ich gegen die Italienerinnen immer gütig gewesen bin; wir sind ja Schwestern, alle Italienerinnen. — Woher seyd Ihr? Was wolltet Ihr hier? Schwatzen wir etwas, tretet mir näher. Immer so kalt! Mein Gott! wie arg muß ich sie beleidigt haben... man weiß nicht was man thut, wenn man in Todesangst ist. (Plötzlich mit Stolz.) Ah, Fräulein, glaubt wenigstens nicht, daß ich Euch um meinetwillen so gebeten habe... es geschah um meiner Kinder willen... weil ich weiß, daß man sie verfolgen, einkerkern, ihrer Güter und ihres Rangs berauben wird, als Kinder einer hingerichteten Verbrecherin; vielleicht werden sie in fremden Ländern ihr Brod erbetteln.. und ihr Vater, was wird aus ihm werden... was ist aus ihm geworden?

Isabella (lebhaft und bitter). Ah, ich weiß es Madame...

Die Marschallin. Ihr! o wenn Ihr menschlich seyd, sagt es mir, mein Kind!

Isabella (kalt und hart). Eine um ihren Gatten so besorgte Frau müßte sehr unglücklich seyn, wenn sie ihn liebte. Was denkt Ihr davon, Madame?

Die Marschallin. Wenn eine Frau für das Haupt ihrer Familie nur eine milde, achtungsvolle Freundschaft hegte, so wäre der Schmerz, glaubt es mir, schon groß genug.

Isabella (mit tiefer und trauriger Leidenschaft). Und was muß der Schmerz einer Frau seyn, die ihren Gatten liebt, wie man seinen Heiland, seinen Gott liebt? Einer Frau, die unter allen Menschen nur ihn allein kennt? die nichts weiß als was er sagt, die nichts begehrt, als ihn zu pflegen und zu lieben, die nur weint wenn er leidet, nur lächelt wenn sie ihn zufrieden sieht... Eine Frau die ihn so liebt und die ihn verloren hat — was muß sie leiden? sagt es mir! — — — — —

So viel psychologische Wahrheit, so viel Kunst des Dialogs und Schönheit und Eleganz der Sprache neben der raschen dramatischen Entwicklung diesem Drama zuzusprechen ist, vermißt man doch darin, wie fast in allen französischen Dramen, das innerste Mark und den feinen Duft und Hauch der Poesie, welche man so häufig bei den englischen Dramatikern findet. Die poetischen Schöpfungen der Franzosen verhalten sich häufig zu denen der Engländer wie Federzeichnungen zu Kupferstichen, oder wie Gemälde in Wasserfarben zu Oelgemälden. In Situationen, Gruppirungen und theatralischen Effekten mögen sie es noch so weit bringen — aber die poetische Wirkung wird immer schwächer bleiben.

(Schluß folgt.)

William Wordsworth.

(Schluß.)

Wordsworths Poesie ist ausgestattet mit einer Schönheit, die nicht, gleich den Flittern und Flimmern bublerischer Verse mit dem Alter bleich und trüb wird; sondern so wie sie uns in unserer Jugend erscheint, so bleibt sie, so lange das Leben und die Einsicht bleibt — ihr Einfluß wächst, je mehr wir in Jahren fortschreiten, und an die Stelle der naturgemäß sich vermindernden Erregbarkeit das Gefühl für Würde und Kraft, für gediegene geistige Bildung und malerische Läuterung setzen. — —

So weit der englische Beurtheiler. Wir werden bald auf Wordsworth, namentlich auf sein großes Gedicht: der Spaziergang, zurückkommen und unsere Ansicht von seinem Genius und seinen Produktionen aussprechen und motiviren. Wir wollen hier nur noch an das Wort Bulwers erinnern: „Wordsworths Genius ist ausgezeichnet deutsch,“ was, wenn es wirklich gegründet ist, und die angeführten Proben werden es wohl bestätigen, das Interesse des deutschen Publikums ihm in höherem Grade zuwenden muß.

Folgendes Sonett ist gegen Napoleons Unterdrückung der Geistesfreiheit gerichtet:

'S gibt eine Knechtschaft, schlimmer zu ertragen
Als die des Sklaven, welchen der Tyrann
Hält unter'm Schloß, in Kerkerhaft, im Bann,
Der trägt sie, der, in Eisen nicht geschlagen,

Frei wandelnd, angehört dem Volk, das Ketten
Im Geist muß tragen. Wer, wie rein er sey,
Bleibt unter solchem Zwang vom Vorwurf frei,
Vor dem die menschliche Natur sich retten

Dann nicht mehr kann? O bleib' uns fern das Loos
Daß je die Sonn' wir golden sähen scheinen,
Und müßten schaun, wie Geister, rein und groß,

Statt froh zu blühn, erstickte Thränen weinen,
Wie selbst die Erde schließt den fruchtbarn Schoos,
Ihr Elend dem des Menschen zu vereinen!

Märzlied.

Hell kräht der Hahn;
Der Fluß wallt die Bahn;
Das Vögelein trillert,
Der See bunt schillert,
Das grüne Feld schläft voll Sonnenscheins.

Die Alten, die Jungen
Sind von Schafflust durchdrungen;
Das Vieh hebt beim Grasen
Den Kopf nie vom Rasen,
Vierzig Stücke weiden wie Eins.

Wie ein Heer, das geschlagen,
Floh der Schnee schon mit Zagen,
Auf des Bergs nacktem Haupt
Ist ihm Rast nicht erlaubt;
Der Pflugknabe jauchzt — juchhei! juchhei!

Im Gebirg Lust und Streben,
In der Quelle ist Leben;
Kleine Wolken noch fliegen,
Doch's Himmelblau muß siegen;
Aus ist der Regen jetzt und vorbei.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 53.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

16 Junius 1838.

Lockharts Leben Sir Walter Scotts.

Die Lebensbeschreibungen von in der Literatur, namentlich als Dichter, ausgezeichneten Männern, werden immer mehr als kostbare Schätze in der Literatur der Völker und der Menschheit angesehen und geehrt, und dieß in um so höherem Grade, je mehr solche Biographien einen urkundlichen Charakter, das Gepräge großer Treue und Genauigkeit an sich tragen, und sie gewinnen ein noch erhöhtes Interesse, wenn sie der Feder des Helden selbst entflossen sind, wie jenes Epos, in welchem Goethe sich selbst und zugleich mit sich seine Zeit geschildert hat. Freilich geht, was dann an Interesse gewonnen wird, zum Theil an historischer Glaubwürdigkeit und Unparteilichkeit wieder verloren, und Goethe folgte einem richtigen Instinkt und Takt, wenn er seine Autobiographie mit dem Titel: Dichtung und Wahrheit erscheinen ließ. Dieser Erweiterung, durch welche er die strengen Gränzen der Wahrheit in Poesie verschwimmen und verschwinden läßt, hat man es vielleicht gerade zu danken, daß er Manches aufnahm und offenbarte, was er, wenn er die reine Wahrheit zu geben sich verpflichtet hätte, vielleicht zurückzuhalten für gut gefunden hätte; der Vorwurf der Eigenliebe, welchem kein Beschreiber seines eigenen Lebens entgehen kann, wird bedeutend dadurch gemildert, wenn er zum voraus auf den Anspruch, die nackte Wahrheit zu geben, verzichtet, und das Mißtrauen, mit welchem man selbst die Erzählung des scheinbar offenherzigsten und gegen sich strengsten Autobiographen aufzunehmen geneigt ist, verliert eben durch jene im Voraus gemachte Concession von seiner lauernden Wachsamkeit. Rousseau glaubte das non plus ultra rückhaltsloser Freimüthigkeit in seinen Bekenntnissen zu erreichen und gewiß gehörte viel Selbstverläugnung und Muth zu dem Entschluß, sie zu schreiben; gewiß war auch er selbst der guten Ueberzeugung, überall die lautre Wahrheit niedergeschrieben zu haben; aber wenn er an der einen Stelle vielleicht mit grausamer Selbstquälerei zu schwarz malte — hat er nicht an andern zu glänzende Farben aufgetragen? hat er überall die Erinnerung an die einzelnen Umstände seines Lebens und deren Verkettung ganz scharf und treu in der Seele bewahrt? hat sich nicht Manches in seiner lebhaften Einbildungskraft anders gestaltet und gruppirt, als es in der Wirklichkeit war? Wer eine so absolute Aufrichtigkeit und Treue zur Schau trägt, darf sich eben keinen entsprechenden absoluten Glauben an seine Bekenntnisse versprechen; Rousseau wollte eine Geschichte nicht nur seines erscheinenden Lebens, sondern seines innern Wesens schreiben, aber dieß Wesen wurde ihm selbst mitunter zum Schein und Gespenst, und indem er auf den tiefsten Grund hinabsteigen will, verirrt er sich ins Gebiet der Nacht. Dagegen ist bei Goethe Alles heiter und licht, und während Rousseau auf sich die düstersten Schatten fallen läßt, gießt Goethe ein erfreuliches Licht auf tausenderlei Gegenstände, Personen und Zustände seiner Zeit aus.

Byrons Tagebuch wurde bekanntlich von Th. Moore, auf Verlangen der Verwandten des Ersteren, angeblich vernichtet, dann aber doch ein Theil davon in ziemlich fragmentarischer Gestalt publicirt, und dient auch so vielfach zur Kenntniß seiner Persönlichkeit und seiner Stellung in und mit der Welt. Neuestens ist eine Lebensbeschreibung von Walter Scott, von seinem Schwiegersohn, dem Herausgeber des Quarterly Review, in sieben Bänden erschienen und damit ein reichhaltiger Stoff für diejenigen gegeben, welche die Details von Walter Scotts Leben, von seiner poetischen und schriftstellerischen Thätigkeit, von seinen literarischen und freundschaftlichen Verbindungen und ebenso auch die literarischen Verhältnisse Englands überhaupt genauer kennen zu lernen wünschen. Wir werden aus diesem reichen Schatze von Zeit zu Zeit Einiges unsern Lesern mittheilen und daran theils eigene Bemerkungen, theils die von englischen Beurtheilern knüpfen, die sich, je nach ihrer poetischen und literarischen Farbe, sehr verschieden, jedoch Alle das Interesse und die Bedeutung des Buchs anerkennend, aussprechen. Zuerst Einiges über die Form dieser Erscheinung aus Taits Edinburgh Magazine.

„Die Form und die Art dieses längst erwarteten Werks ist eines der schlagendsten Zeichen von einer Revolution in der

Literatur und von der demokratischen oder populären Tendenz der Publikation. Eine Lebensbeschreibung Sir Walter Scotts, geschrieben in Gemäßheit seiner letzten, feierlichen Verfügungen, von seinem Schwiegersohn, dem Herausgeber des hochtorystischen und aristokratischen Review, erscheint stückweise, in Bänden zu einer halben Guinee, und ohne Zweifel nach der umsichtigsten Berechnung der kommerziellen Klugheit eines solchen Verfahrens. Diese Thatsache ist merkwürdig. Die Bücher werden heutzutage nicht mehr für Gönner und für die Reichen herausgegeben, sondern für das Publikum; und wenn sie nicht in Allem, selbst im Preis dem Geschmack des Publikums entsprechen, werden sie gleichgültig aufgenommen. Prächtige Quartausgaben, „mit einem schönen Bächlein von Druck, das sich durch geräumige Flächen von weißem Rand hinschlängelte,“ können nicht mehr wohl aufkommen gegen einfache, leserliche, anspruchslose und voll gedruckte Bücher. Das Publikum ist der einzige Patron und Zahlmeister geworden. Der Wechsel verdient die Freude und den Beifall der Verständigen, obgleich in diesem Falle man wünschen könnte, daß dem Gedächtniß Walter Scotts nicht jene herkömmlichen Ehren glänzender Ausstattung, die er so wohl zu schätzen wußte, und welche seinen ausgezeichneten Geistesgenossen zu Theil wurden, gefehlt hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Dramatische Poesie in Frankreich.

(Schluß.)

Chatterton.

Dieß ist der Name des zweiten Drama's von Vigny, worüber wir noch in der Kürze berichten wollen. Die Persönlichkeit des unglücklichen, jugendlichen Helden dieses Stücks wurde vor kurzem in diesen Blättern besprochen. A. de Vigny hat aber das tragische Geschick des „Wunderknaben“ nicht einfach und unbefangen, als das Schicksal eines Individuums gefaßt und behandelt, sondern er hat daraus eine Art Lebensfrage der Zeit gemacht, wie man aus der vorstehenden Einleitung ersieht, welche den Titel führt: Letzte Nacht der Arbeit, vom 29 auf den 30 Junius 1834, und worin er sich über die sociale Stellung des Dichters auf eine bemerkenswerthe Weise ausspricht, ohne daß wir jedoch seiner Ansicht beistimmen könnten, die uns einigermaßen aus der Aufregung der Produktion d[illegible] kleinen Drama's hervorgegangen und hiedurch erklärlich [illegible] sagt: „Ich habe dieß düstere Werk in der Stille einer [illegible] in Nächten vollendet. Das Geräusch und der [illegible] Tage haben sie kaum unterbrochen, und unaufhaltsam flossen die Worte in die Form, welche mein Gedanke ihnen gegeben. Jetzt wo das Werk vollendet ist, betrachte ich es, noch schauernd von den Leiden, die es mir verursacht, und in einer Gemüthssammlung, heilig wie das Gebet, mit Wehmuth, und frage mich selbst, ob es fruchtlos seyn, oder ob es Gehör finden werde bei den Menschen. Meine Seele entsetzt sich für sie bei der Erwägung, wie viele Zeit die einfachste Idee eines Einzelnen braucht, um in die Herzen Aller zu dringen.“ Schon früher habe er im Stello ausgesprochen, was er in Chatterton wiederhole; man habe jenes Buch gelesen und geliebt, aber um den Inhalt, die Idee haben sich Wenige bekümmert. „Der Inhalt, die Idee ist — das ewige Martyrthum, die ewige Opferung des Dichters; das Recht, das er haben sollte, zu leben! das Brod, das man ihm nicht gewährt! der Tod, den er sich selbst zu geben gezwungen ist! Woher kommt das? Ihr hört nicht auf die Intelligenz zu rühmen und Ihr tödtet die Intelligentesten! Ihr tödtet sie, indem Ihr ihnen die Möglichkeit verweigert, nach den Bedingungen ihrer Natur zu leben. — Man sollte glauben, weil Ihr so wenig daraus macht, es sey etwas so Gewöhnliches um einen Dichter? So bedenkt doch, daß, wenn ein Volk in zehn Jahrhunderten zwei hat, es sich glücklich preist und stolz ist. Es gibt manches Volk, das keinen hat und haben wird! Woher kommt das, was geschieht, woher, daß so viele Sterne erlöschen, nachdem sie kaum zu glänzen angefangen? Ihr wißt nicht, was ein Dichter ist und ihr denkt nicht darüber nach!“

A. de Vigny unterscheidet und schildert drei Arten von Menschen auf dem geistigen Gebiete der Produktion; den Literaten (homme de lettres), der mit natürlichem Talent und vielseitiger Gewandtheit Alles zu machen versteht, was man will — nur nichts Ausgezeichnetes und Tiefes, der in der Gesellschaft beliebt, geehrt und belohnt wird — dieser bedarf keines Mitleids; zweitens den großen, wahren Schriftsteller, der sich immer Anerkennung zu erkämpfen wissen werde und auch keines Mitleids bedürftig sey; und endlich den Dichter: „Es gibt endlich noch eine dritte Natur, eine leidenschaftlichere, reinere und seltnere. Derjenige, dem sie inwohnt, ist untüchtig zu Allem, was nicht das göttliche Werk selbst ist; er kommt nur in großen Zwischenräumen auf die Welt — zum Glück für ihn, aber zum Unglück für die Menschheit. Er ist nur den Uebrigen zur Last, wenn er ganz der seltenen und gewaltigen Gattung der großen begeisterten Menschen angehört. Die innere Gemüthsaufregung ist mit ihm geboren, so tief und gewaltig, daß sie ihn von seiner Kindheit an in unwillkürliche Ertasen, in unendliche Träumereien, in stete Erfindungen versenkt. Die Phantasie beherrscht ihn über Alles: Kräftig begabt behält und beurtheilt seine Seele Alles mit einem umfassenden Gedächtniß und einem richtigen, scharfen Sinn; aber die Phantasie reißt diese Vermögen zum Himmel empor, so unwiderstehlich wie der Ballon das daran befestigte Schiff. Beim geringsten Stoß erhebt sie sich, beim leisesten Hauch fliegt sie und irrt unaufhörlich in einem Raum umher, wo keine menschliche Bahnen sind. Der erhabene Flug in unbekannte Welten wird die unbesiegbare Angewöhnung seiner Seele! — Und jetzt werden alle seine Beziehungen zu den Menschen verändert und abgebrochen. Seine Empfindlichkeit ist zu lebhaft und reizbar geworden; was Andere nur leicht verletzt, verwundet ihn bis aufs Blut; die Gefühle und Neigungen seines Lebens sind maßlos und zerstörend; sein ausschweifender Enthusiasmus reißt ihn zu Verirrungen hin; seine Sympa-

thien sind allzu wahr; diejenigen, die er beklagt, leiden weniger als er und er stirbt an den Schmerzen Anderer. — — Er schweigt, er verstummt, er zieht sich in sich selbst zurück und schließt sich wie in einem Kerker ein. So, in seinem brennenden Gehirne, entsteht und bildet sich etwas Vulkanartiges aus. Das Feuer brütet langsam und dumpf in dem Krater und läßt harmonische Lava ausströmen, die sich von selbst in die göttliche Form von Gedichten ergießt. Aber den Tag der Eruption — wer kennt ihn? — — Er geht umher wie ein Kranker und weiß nicht wohin er geht; er hat das Bedürfniß nichts zu thun, um etwas in seiner Kunst zu leisten. Er darf nichts für den Augenblick Nutzenbringendes thun, um Zeit zu haben, den Akkorden zu lauschen, die sich in seiner Seele bilden, und welche der grobe Lärm eines regelmäßigen Geschäfts unfehlbar verscheuchen würde. — Das ist der Dichter! Er ist der Zurückgestoßene, Verdrängte, so bald er sich zeigt! Alle Eure Thränen, all Euer Mitleiden für ihn! Verzeiht ihm und rettet ihn! Sucht und findet für ihn ein gesichertes Leben, denn er, sich selbst überlassen, wird nur den Tod finden! In seiner frühesten Jugend fühlt er seine Kraft sich regen, er ahnt die Zukunft seines Genie's, er umklammert mit unermeßlicher Liebe die Menschheit und die Natur; und da verhöhnt man ihn und stößt ihn zurück. Die Menge hört und versteht ihn nicht. Die Macht erklärt, daß sie nur die positiven Interessen unter ihre Obhut nehme; sie hat Recht; alle Welt hat Recht gegen ihn. Und er — hat er Unrecht? Was soll er thun? Ich weiß nicht — aber hier ist, was er thun kann; Er kann, wenn er Kraft hat, Soldat werden und sein Leben unter den Waffen zubringen; ein bewegtes, stürmisches Leben, oder die physische Thätigkeit wird die moralische Thätigkeit tödten. Er kann sich zu Rechnungs- und Zahlengeschäften verdammen, wo dann der Calcul die Illusionen tödtet. Er kann sein Herz zwingen und schreiben statt zu singen; er kann vielleicht ein großer Schriftsteller werden; aber am Ende wird das Urtheil die Phantasie und mit ihr die wahre Poesie tödten. In allen diesen Fällen wird er einen Theil seines Ichs tödten; aber zu diesen Halbselbstmorden gehört schon eine seltene Kraft; wenn ihm diese fehlt, zu was wird er greifen? Zu dem, wozu Chatterton griff: Sich ganz tödten; es bleibt ihm wenig übrig. Und dann ist er ein Verbrecher! ein Verbrecher vor Gott und den Menschen. Denn der Selbstmord ist ein religiöses und sociales Verbrechen; wer kann das läugnen? Das ist meine Ueberzeugung, wie die der ganzen Welt! — Aber ist er zu verdammen? Die Verzweiflung ist kein bloßes Gedankending; sie ist etwas Wirkliches, etwas das ein Menschenherz martert und preßt und nagt wie Folterwerkzeuge, bis er wahnsinnig wird und sich in den Tod wie in die Arme ein[illegible] wirft. Ist er der Schuldige, oder ist es die [illegible] aufs Aeußerste treibt? Die Religion und die [illegible] Ideen sind doch immer nur Ideen; und es gibt [illegible], welche zuerst die Ideen tödten und dann den Menschen — der Hunger z. B. Ich glaube mich deutlich genug ausgesprochen zu haben; das ist keine Ideologie. Man wird mir gestatten, schüchtern anzudeuten, daß es gut wäre, einen Menschen nicht bis zu diesem Grad der Verzweiflung kommen zu lassen. — Hört Ihr nicht den Knall der einsamen Pistole? Ihre Explosion ist beredter als meine schwache Stimme. Hört Ihr nicht die jungen Verzweifelnden, welche um ihr tägliches Brod bitten und deren Arbeit Niemand zahlt? Und fehlt es denn den Nationen so sehr am Ueberfluß? Können wir nicht von den Palästen und Milliarden, die wir geben, eine Dachkammer und ein Brod denen geben, die unablässig streben, ihr Volk, wider seinen Willen, zu idealisiren? Dem Gesetzgeber gebührt es, diese Wunde zu heilen, und nur für einige Jahre die Existenz eines Jeden zu sichern, der nur Eine tüchtige Probe des göttlichen Talents gegeben hätte. Er bedarf nur zweier Dinge: Leben und Träumen — Zeit und Brod!"

Wenn man auch dem Gefühl, welches hier aus de Vigny spricht, um so mehr sein Recht widerfahren lassen muß, als er nicht aus persönlichem Interesse die Sache des Dichters mit solchem Eifer verficht, so kann man ihm doch mit den Worten des Dichters zurufen:

> Wie mögt ihr Eure Rednerei
> Nur gleich so blutig übertreiben?

Offenbar hat er Obiges in einer exaltirten Stimmung geschrieben, die ihn hinriß, einen individuellen Fall auf eine unstatthafte Weise zu generalisiren. Man kann und muß ihm zugeben, daß das Schicksal Chattertons im höchsten Grade beklagenswerth gewesen, und daß diejenigen Männer, die ihm hätten helfen können und die ihn zurückstießen, den härtesten Tadel verdienen; man kann auch den Wunsch billig und edelmüthig finden, daß die Gesellschaft mehr für die geistigen Interessen sorgen, mehr Sinn und Theilnahme für die aufkeimenden Talente und Genien zeigen möchte; aber man wird sich bedenken, mit ihm es zur Aufgabe des Gesetzgebers zu machen, jungen Dichtern Muße und Brod zu schaffen; man wird, ohne läugnen zu wollen, daß die Einzelnen und die Gesellschaft ein Interesse und selbst eine Verpflichtung haben, die Keime des Genie's zu pflegen und daß von der Erfüllung oder Versäumung dieser Pflicht in manchen Fällen viel abhängen möge, doch auch an eine über dem Genie waltende Vorsehung glauben dürfen, welche aus dem tüchtigen Keim auch den fruchtbaren Baum entwickelt, selbst unter den scheinbar ungünstigsten äußern Verhältnissen; der innere Beruf und die Lebensschicksale stehen doch wahrlich nicht immer in solchem Mißverhältnisse, als Vigny uns glauben machen möchte. Er gibt selbst zu, daß große Dichter (und von solchen handelt es sich doch wohl hier?) sehr selten geboren werden — in zehn Jahrhunderten vielleicht zwei! — aber kann man dann über das Verkümmern der Dichter als über einen Mißstand der Zeit klagen? Offenbar ist Vigny unbewußt von seiner hohen Skala heruntergestiegen und hat unter den Unglücklichen, für deren Loos er in die Schranken tritt, auch manches halbe oder zweifelhafte Talent mitbegriffen, dessen Geschick immerhin Mitleiden erweckt, um dessen willen aber man doch keine Prytaneen für künftige Dichter stiften kann. Gewiß, es ist ein Unglück für die Menschheit, wenn ein großer poetischer Genius durch

physische Noth erdrückt wird, oder wenn er, seinem innersten Beruf untreu, theilweise untergeht; aber wir würden es auch für ein Unglück und für ein leichtsinniges Unrecht halten, wenn man durch lockende Verheißungen und Stiftungen (denn bei dem bloßen Brod kann es natürlich nicht bleiben), talentvolle, aber nicht eben geniale, Jünglinge verleitete, eine Bahn zu betreten, auf der sie unsterbliche Lorbeern zu ernten sich, ermuthigt und getäuscht durch einen gelungenen Wurf, einbildeten, und auf der sie, nach einer kurzen Ueberspannung vielleicht erschöpft, nichts Tüchtiges zu leisten vermöchten, und ebenso unfähig, sich in ihr zu behaupten und fortzuschreiten, als auch zu stolz und verwöhnt, um ins gewöhnliche Leben zurückzutreten, am Ende auch bei dem Ziele der Verzweiflung ankommen könnten. Diesem fügen wir noch bei, daß wir in Chatterton, troß dem außerordentlichen Talent, das wir an dem achtzehnjährigen Jüngling bewundern müssen, das aber vielleicht in noch höherem Grade ein Talent für Gelehrsamkeit als für Poesie war, doch nicht gerade den gesunden Genius ersten Rangs anzuerkennen vermögen. Vigny sagt in dieser Beziehung: „Der Dichter war für mich Alles; Chatterton war mir nur der Name eines Menschen, und ich habe absichtlich die einzelnen Umstände seines Lebens vermieden, um von seinem Geschick nur das zu entlehnen, was dasselbe zu einem ewig zu beklagenden Beispiel des Elends und Jammers eines edeln Gemüths macht."

Ueber den Plan, die Anlage des Stücks, das in Prosa, in drei Akten geschrieben ist, sagt der Verfasser: „der Stoff der Handlung ist höchst einfach, es ist die Geschichte eines Menschen, der am Morgen einen Brief geschrieben hat und bis zum Abend auf eine Antwort wartet — die Antwort kommt, und tödtet ihn. Aber die moralische Handlung ist hier Alles. Die Handlung geht vor in dieser von schwarzen Gewittern durchtobten Seele; in den Herzen einer jungen Frau und eines Greisen, welche den Sturm mit ansehen, umsonst sich mühen, den Schiffbruch zu hindern und gegen einen Himmel und ein Meer von solcher Gewalt kämpfen, daß der Hülfreiche nichts ausrichtet und selbst in das unvermeidliche Verderben hinein gezogen wird." — Chatterton nämlich bewohnt eine Kammer in dem Hause des reichen, kargen, hochmüthigen und rohen John Bell, wo er sich vor der Welt verborgen hält. Dieser John Bell hat eine junge, höchst liebenswürdige und fromme Gattin, Kitty Bell, deren Mitleid mit dem schweigsamen, armen jungen Mann, ihr selbst unbewußt, schon zur geheimen Liebe geworden ist, die er, ebenso geheim, erwiedert. Ihr Freund und Berather ist ein ehrwürdiger alter Quäcker, ein Hausfreund, welcher der schützende Genius für jene drei Personen seyn möchte, den John Bell von seiner Härte und Rohheit abmahnend, Kitty Bell beruhigend und zum Widerstand gegen ihre Leidenschaft stärkend, den Chatterton tröstend und vor einem verzweifelten Schritte warnend — aber Alles vergeblich. Chatterton findet noch einigen Trost in Kitty's Freundlichkeit; wie er aber aus ihrem veränderten Benehmen glaubt schließen zu müssen, daß sie ihn nicht liebe, sinkt sein Muth; zuletzt bekömmt er doch wieder die Ueberzeugung, daß er geliebt sey — aber jetzt erfährt er die zweifache Demüthigung, daß er in einer Zeitung für einen Betrüger ausgegeben wird, und daß ihm ein Lord, den er um Hülfe angegangen, eine Kammerdienerstelle anträgt; er nimmt Opium, und Kitty Bell stirbt neben ihm vor Jammer am gebrochenen Herzen. Das Ganze ist höchst einfach und rührend gehalten; aber vielleicht hat der Dichter seine Idee doch nicht ganz rein dargestellt, sofern er auch eine unglückliche Liebe zur Katastrophe beitragen läßt.

Hier eine Probe aus der ersten Scene des dritten Akts.

Chatterton (allein, sitzt zu den Füßen seines Betts und schreibt auf seinen Knieen). Es ist gewiß, daß sie mich nicht liebt. — Und ich — ich will nicht mehr daran denken. — Meine Hände sind eiskalt, mein Kopf brennt. — So bin ich allein mit meiner Arbeit. — Es handelt sich jetzt nicht mehr davon, zu lächeln und freundlich zu seyn, zu grüßen und sich die Hand zu drücken. Diese Komödie ist jetzt ausgespielt; ich fange eine andre mit mir selbst an. — Mein Wille muß jetzt stark genug seyn, um meine Seele zu ergreifen, und sie der Reihe nach in den wiedererweckten Leichnam der Personen zu führen, die ich anrufe, und in das Trugbild derer, die ich erfinde. Oder vielmehr vor den kranken, den frierenden, den hungernden Chatterton soll mein Wille künstlich einen andern Chatterton hinzaubern, schön geschmückt zur Unterhaltung des Publikums, und dieser soll von jenem geschildert werden; der Troubadour von dem Bettler — (Er steht auf). Steh auf Geschöpf Gottes, nach seinem Bilde gemacht, und bewundre dich noch in diesem Zustand! (Er lacht und setzt sich wieder. Eine alte Uhr schlägt eine halbe Stunde.) Nein, nein! die Stunde mahnt dich; setze dich und arbeite, Unglücklicher! Du verlierst deine Zeit mit Nachdenken; Du hast nur Eines zu bedenken, daß du arm bist. Verstehst du wohl; arm? Jede Minute der Sammlung ist ein Diebstahl, den du an dir begehst; es ist eine unfruchtbare Minute. Was kommt es auf die Idee an, großer Gott! was etwas einbringt, das ist das Wort. Es gibt Worte, die bis auf einen Schilling werth seyn können; der Gedanke hat keinen Kurs hier. O weg von mir, weg von mir, ich flehe dich, eiskalte Entmuthigung! Selbstverachtung, vernichte mich nicht vollends! Wende, wende dich von mir! denn jetzt ist mein Name und mein Aufenthalt bekannt, und wenn morgen dieß Buch nicht vollendet ist, so bin ich verloren! ja, verloren! hoffnungslos! verhaftet! verurtheilt, ins Gefängniß geworfen! Oh Entwürdigung! o schmachvolle Arbeit! (Er schreibt.) Es ist gewiß, daß diese junge Frau mich nie lieben wird. — Nun, kann ich mich denn nicht von diesem Gedanken losmachen? (Langes Schweigen.) Ich habe wenig Stolz, daß ich noch daran denke. Aber warum sollte ich denn stolz seyn? — — Der dicke Nebel! er hängt vor meinem Fenster wie ein Leichentuch; so hing er auch vor meines Vaters Fenster in der Nacht seines Todes! — —

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 54.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

20 Junius 1838.

Voltaire 1838 in Frankreich.

Der sogenannte Patriarch von Ferney, der, obgleich im höchsten Grade Materialist, doch eine kleine Kirche an diesem Orte baute, um die ächt französische Inschrift: Deo erexit Voltaire, darauf setzen zu lassen, Voltaire ist zu verschiedenen Zeiten verschieden in Frankreich beurtheilt worden, je nach der Stellung der Partien, bald mit leidenschaftlichem Enthusiasmus, bald mit gemeinem Haß und geistlichem Dünkel. Die Mode-Philosophie des vorigen Jahrhunderts, die großentheils von Voltaire und den Encyklopädisten ausging, hat ihre Zeit durchgemacht und jetzt kommt eine andere Encyklopädie, die Encyclopédie du XIX Siècle, und hält über sie Gericht, gewiß eine merkwürdige Vergeltung! Merkwürdig scharf und richtig ist was Ph. Chasles darin über Voltaires französischen Charakter und französische Literatur sagt.

„Voltaire war ein prodigiöser Mensch. Der hervortretendste Zug im französischen Charakter ist die Kunst zu sehen, sich sehen zu lassen und darzustellen. Dieß Talent hatte auch Voltaire in hohem und außerordentlichem Grade. Dieß erklärt sich aus der hinreißenden Lebhaftigkeit seines Geistes, der leicht übersah, daß jene zweideutige Kunst gebraucht wurde, um das menschliche Gemüth zu erniedrigen und in den Schmutz zu ziehen, daß sie verführerisch zu allen schlechten Leidenschaften sprach und sie aufregte, und daß sie dem damaligen allgemeinen Bedürfniß nach Irrthum schmeichelte, ja ihn hätschelte und liebkoste. Was auch Voltaire behandelt, in welchem Gener er Prosa oder Verse schreibt, wie wahr oder falsch sein Text, wie infam oder ehrenvoll sein Gegenstand ist, immer steht er in voller Hellung, in vollem Lichte. Unter seiner Hand hat die Sprache unglaubliche Klarheit. Alles istd aran leicht, ungezwungen, ungestüm, anmaßend und herrschsüchtig, kurz durchaus französisch.

Betrachten wir Voltaire zuerst als Poeten, denn als solcher that er sich am frühesten hervor, und zwar in der Epopee. Malezieu hatte gesagt: „Die Franzosen haben keinen epischen Geist." Voltaire wollte ihn durch die That Lügen strafen. Diese That aber bestätigte gerade den Satz. Die Henriade ist kein episches Gedicht, kein poème, denn darunter versteht man noch immer eine große dichterische Schöpfung. Als er sie schrieb, war Voltaire zwar noch jung und man könnte glauben, in späterem, reiferem Alter, nach gründlicherem Nachdenken in der Zurückgezogenheit, hätte er Kraft genug gehabt, einen bessern Plan zu fassen, in seinem Gedicht wahre Menschen darzustellen und Harmonie in sein Gemüth zu bringen. Dem ist aber nicht so. In jeder andern Zeit seines Lebens wäre die Henriade noch unpoetischer geworden, denn später wurde es noch komischer, zerrissener, zanksüchtiger, verachtender und dabei furchtsamer. In der Jugend war doch sein Unglauben nur kapriziös, brillant und nach Effekt haschend, auch war er seiner Imagination untergeordnet, die nach und nach erkaltete und sich für allen Aufschwung zu beengt fühlte. Die Epopee hat wesentlich religiösen Grund, sie braucht überdieß dauernde, feierliche, sittlich-fromme Begeisterung, wodurch sie Reiz und Macht erhält. Der epische Dichter muß vor Allem religiös seyn.

In der Henriade zeigt sich überall das allen Voltairischen Werken eigene Streben nach dem Materiellen. Seine kalten abstrakten Allegorien, die er dem Heidenthum entlehnt, und die wie dessen Bastarde dastehen, beweisen seine Unfähigkeit, sich zum Gott des Christenthums zu erheben. Allerdings kommt in der Henriade christliche Rhetorik und Kanzelphraseologie vor, sie ist aber noch viel unerträglicher als der Paganismus selbst. Wer könnte seinen patriotischen Aufschwung für aufrichtig halten? Schon durch die abgerissene Sprache wird er verdächtig, denn an solchen Stellen reihen sich die Verse aneinander, sie folgen sich aber nicht. Wenn man diese kurzen, abgebrochenen Phrasen liest, so sollte man glauben, bei einer langen Procession zu seyn, wo zwar sehr laut gesungen und eine Menge Blumen ausgeworfen wird, wo aber Zerstreuung und geheimnißvolles Lächeln auf den Gesichtern liegt. Wäre es nicht unbillig, so ließe sich in dieser Jugendarbeit Voltaire's gar viel Unreifes tadeln, die vielen kleinlichen Fakta, die mangelhafte Anordnung, die schwachen oder unnatürlichen, in der Regel übertriebenen Charaktere. Dieß

frühzeitige und unreife Gedicht ist nur das Versprechen, in der Folge etwas Besseres zu machen, ein Versprechen, das auch Voltaire in der Folge redlich gehalten hat. Zu bedauern ist besonders bei diesem Gedicht der Mangel alles religiösen Gefühls. Dadurch mangelt das würdigste Band zwischen den vielen einzelnen Schönheiten der Henriade. Wen erfreuten nicht in der Henriade eine Menge hervortretender Charakterschilderungen, Erzählungen voll Farbe und Wärme, glänzende Beschreibungen, ja selbst schöne Stellen über die Glaubensmysterien? Am Ende wird Einem jedoch bei diesem Gefallen des Einzelnen ganz unheimlich, denn das Ganze läßt das Gemüth eiskalt.

Ueber diesen Mangel an Zusammenhang und innigen Motiven, die nur Leere zurückläßt, wundert sich Niemand, der jenes andere epische Gedicht Voltaire's gelesen hat, worin der Spott, dieß ewige Prinzip der Spaltung, herrschend auftritt und keck die Stelle des in der Henriade geheuchelten Respekts für das Heilige, für Einheit und Liebe einnimmt.

Wir meinen la Pucelle, unstreitig die vollständigste Herzensergießung Voltaire's. Da dieß Gedicht anfangs nicht öffentlich erscheinen sollte, so that sich der Verfasser keinen Zwang an, sondern gab sich ganz seiner gehässigen, liederlichen und freigeisterischen Laune, so wie seiner Verachtung des Himmels und der Erde, alles Großen und Kleinen, seiner Freunde und Feinde, ja seiner selbst hin. Voltairen fehlt die Fülle und Anmuth Ariosts, der nichts haßte und an Alles glaubte und seinen sinnreichen, ausgelassenen Gestaltungen ein ganz kunstloses und doch unerschöpfliches Leben aufdrückte. Voltaire hingegen zerstückt, zerstreut und zerknickt alles Zarte und Reine. Zwar kömmt oft die Anmuth, um dieß grausame Unwesen wieder gut zu machen; dazu hat sie aber nichts als eine leichte, immer scherzende Philosophie, die dem Falschen wie dem Wahren gleich feindlich ist und Verständiges mit Paradoxen mischt. Zwar wundert sich Anfangs der gutdenkende und fühlende Leser einen Augenblick darüber, bald aber wendet er sich mit Unwillen und Ekel davon ab. Menschenhaß und Atheismus, die gewöhnlich zusammen sind, leben, sprechen und handeln darin unter allen Formen und stürzen des Lesers Gemüth in ein düsteres, unbestimmtes und hoffnungsloses Seyn, das am Ende gar peinlich wird. Kaum kann man sich der Verachtung gegen die ganze menschliche Natur enthalten, wenn man in Voltaire einen ausgezeichneten Geist sieht — und Geist ist ein Ausfluß der Gottheit — wie er sich triumphirend in einen Abgrund des Zweifels stürzt, und warum? um sich selbst und seine Leser zu überzeugen, daß der Mensch für nichts Besseres geboren ist. Man braucht sich wahrhaftig keine Mühe zu geben, um herauszubringen, warum Voltairen in der Epopee alle Größe fehlt, warum er z. B. die Rhapsodien der Guerre de Genève und des poème de Fontenoy gemacht hat. Sein Herz war allem Gefühl für das Ideale, Wunderbare und Unendliche abgestorben. Was aber kann Poesie seyn ohne das Gefühl?

Auch als tragischer Poet ist Voltaire ein Gegenstand philosophischen Studiums. Immer überwiegt seine Philosophie seine Poesie, denn seine Sucht Proselyten zu machen übertrifft alle Begriffe und alle Leidenschaften. Zwar ahmte er zuerst Corneille und Racine nach, aber diese beiden Männer genügten ihm lange nicht, denn Racine ging auf Rührung, Corneille aufs Raisonnement aus; Beide dachten nicht daran, die Dichtkunst lediglich zum Dogmatisiren zu gebrauchen, denn sie wollten damit nur rühren und ergreifen. Beide Männer hatten innigen Sinn für Liebe, Freundschaft und Gottesglauben. Voltaire aber war ein heftiger Skeptiker und wollte seinen Skepticismus predigen; er hing an nichts, weder physisch und materiell noch moralisch; fremd waren ihm wahrer Patriotismus, lebendige Freundschaft und selbst würdige philosophische Haltung und Richtung; oft reimte er mit Feuer über Gefühle, zu denen er sich nicht Zeit nahm. Zu seiner Zeit, in jenen Jahren voll Lebhaftigkeit und Unruhe, herrschten überall die Verstandesleidenschaften. Voltaire's leichter, flüchtiger und durchsichtiger Geist schmiegte sich leicht unter die Eindrücke jener Zeit, wie sich die Luft dem Ton, dem Licht und dem Geruch fügt und sie in sich aufnimmt; er nährte und durchdrang sich mit den laufenden und herrschenden Ideen, und da er dazu ein ausgezeichnetes Talent hatte, so verbreitete er sie mit Leichtsinn und Frivolität überall. Die abstrakten Grundsätze von Gleichheit, Freiheit und Brudersinn, die bald darauf durch die französische Revolution in blutige Werke übersetzt, Europa in seinem Grund erschüttern sollten; das Vorgefühl von dieser Erschütterung gab den ausgelassensten und tollsten Schriften jener Zeit einen gewissen mysteriösen und ergreifenden Reiz. Daher war es Voltairen möglich, mit philosophischen Gemeinsprüchen dramatisches Gewebe mit Interesse und selbst mit Leidenschaften zu machen, was früher nie mit so geringen Kosten möglich gewesen war. So kam es, daß Voltaire's dramatische Fehler, Mängel und Lücken seinem Zwecke viel besser dienten, als es Corneille's und Racines Talent gekonnt hätte. Damals fiel Gott, wie alle poetischen Gegenstände; Alles wurde in Frankreich geringer, kleiner und winziger; Voltaire wirkte dazu wesentlich mit, wie er auch darunter litt. Mit einer Kunst, die nur er kannte, bereitete er allem Sinnigen, Erhabenen und Würdigen den Verfall. So ist's nicht auffallend, daß sein Name seine Zeit ganz ausfüllte und daß sein Schatten sogar mächtig in die unsere hereinragt, die nur eine unglückliche Folge jenes unseligen Anfangs ist. Voltaire war der kühnste Chorführer und Fahnenträger; nie gab es einen geschickteren Schaefechter mit schärfer geschliffenem Schwerte, der mit so viel Natur, Leichtigkeit und Grazie sein Werk ausführte und damit die auf dergleichen Schauspiele erpichte Gesellschaft amusirte und entzückte.

(Fortsetzung folgt.)

Lockharts Leben Sir Walter Scotts.

(Fortsetzung.)

„Mr. Lockhart, der, Alles wohlerwogen, ohne Zweifel der tauglichste Mann auf der Welt war, sich der ihm von Scott übertragenen heiligen Pflicht zu entledigen, entschuldigt sich wegen der verspäteten Erscheinung des Lebens mit der glücklichen Entdeckung einer Autobiographie, die in einem alten Schrank in Abbotsford versteckt gewesen und schon ums Jahr 1808 in

Ashestiel niedergeschrieben worden war. Dieser Umstand veranlaßte ihn, die ersten Kapitel dieser Memoiren wieder umzuarbeiten.

Dieß Fragment geht von des Autors Geburt bis zum Jahr 1792, wo er seine Advokatenprüfung erstand und die Amtstracht annahm. Es ist kostbar wegen der Person von der es herrührt, und trägt viele charakteristische Züge von Scotts Scharfblick, Bescheidenheit und Leutseligkeit an sich; doch ist es im Ganzen mager und unbefriedigend, wenigstens für den heißen und neugierigen Eifer des englischen Lesers, Alles zu erfahren, was einen so ausgezeichneten Mann betrifft. Wir möchten ein so kostbares Fragment nicht missen; aber wir billigen Mr. Lockharts Urtheil, wenn er ein vollständigeres Detail vorzieht. Vollständigkeit ist durchaus nothwendig geworden, wegen der vielen apokryphischen und halbauthentischen Anekdoten aus Scotts Kindheit und Jugend, die in Umlauf gekommen."

Für die Beurtheilung der Persönlichkeit, des Charakters eines ausgezeichneten Autors oder Dichters ist die genaue und urkundliche Beschreibung seines Lebens von sehr ungleichen Folgen; in dem einen Falle tritt uns dadurch seine Gestalt freundlich näher und mit der Hochachtung und Bewunderung des großen Geistes verbindet sich auch die Liebe zum tüchtig und edel strebenden Menschen; in andern Fällen aber verliert das Bild, das man sich von dem Autor nach seinen Produkten gemacht hatte, an seinem Farbenglanz und seinem Licht durch manche Aufschlüsse, welche ihn aus der Höhe eines Lieblings der Musen in die Sphäre der gewöhnlichen Menschenkinder herabziehen, und dann geschieht es häufig, daß man den früher zu unbedingt Bewunderten die eigene Täuschung und Enttäuschung durch ein zu hastiges und strenges Urtheil entgelten läßt und erst später wieder das Urtheil über den Autor und den Menschen ins Gleichgewicht zu setzen und mit Billigkeit zu versöhnen im Stande ist. Diese Bemerkungen drängten sich uns auf bei Durchlesung eines Abschnitts in der obengenannten Zeitschrift, welche, politisch der Partei und den Grundsätzen Walter Scotts abgeneigt, über den Eindruck, oder einen Theil des Eindrucks, welchen die Biographie jenes Mannes mache, sich so äußert:

„Die Welt sollte es vielleicht mit Dank erkennen, daß, während ihr die Ilias und die Odyssee geblieben, von Homer selbst sich wenig erhalten hat als der Schatten eines Namens; und daß sie nichts sehr Zuverlässiges über das Privatleben Shakspeare's erfahren kann. Wir, die wir uns nie einfallen ließen, in unsern Ansichten mit Lord Chesterfield zusammenzutreffen, fangen jetzt auch an zu besorgen, manche große Schriftsteller möchten sich wohl am vortheilhaftesten in ihren Büchern darstellen. Ach! daß auch Scott keine Ausnahme machen soll von der betrübenden Regel, selbst wenn man ihn nach den begreiflicherweise parteiischen und einseitigen Berichten Lockharts beurtheilt! Niemand kann hinfort zur Lektüre von: das Herz von Mid-Lothian, oder Old-Mortality sich hinsetzen mit dem frischen Gefühl der glücklichen Tage der Unwissenheit. Mrs. Hemans, nachdem sie Moore's Leben Byrons gelesen, wird jede Zeile von den Dichtungen des edeln Lords als eine Befleckung. Die enthusiastische Tochter der Leier ließ sich von moralischer Entrüstung und beleidigtem Zartgefühl ebenso weit über die Gränzen des gesunden Verstandes hinreißen, als sie sich zuvor von ihrer Bewunderung nach der entgegengesetzten Seite hatte hinreißen lassen — aber man kann doch mit diesem Gefühl sympathisiren; und wenige ernstnachdenkliche Personen werden wohl, denken wir, je „des Pilgers Wandrung" oder „Don Quixote" lesen, ohne daß ihre Bewunderung sich noch steigert durch die Erinnerung an die Lebensverhältnisse, in welchen jene Werke entstanden.

Lockharts Lebensbeschreibung kann keinen Eintrag thun der unvergleichlichen Schönheit von Scotts Romanen, aber sie zerstreut zum großen Theil den Zauber, womit die Phantasie deren Verfasser umkleidete. In diesen Bänden begleiten wir Scott, wie er zwanzig Jahre im Besitz eines anständigen Vermögens und eines reichen Amtseinkommens, das zu vermehren er keine Gelegenheit versäumte, in ein beständiges, oft schmutziges Treiben pekuniärer Verlegenheit verwickelt war, welche ihren einzigen Grund in dem Streben hatte, schnell reich zu werden; nicht durch die Früchte und den Lohn seines bewundernswürdigen Genius — nicht durch rastlose Anstrengung seines Talents in seinem Beruf, sondern auf jenen dunkeln und krummen Nebenwegen, welche kein Mann der Literatur früher betreten. Mit aller Achtung gegen Mr. Lockhart gesprochen — das Gemälde, welches selbst seine parteiische Feder von den Unternehmungen und Verwicklungen seines ausgezeichneten Schwiegervaters entwirft, ist moralisch so entwürdigend, und verräth für leidenschaftlose Beobachtung oft so viel wirkliche Armseligkeit des Geistes, als die gesammten Annalen von Grub-street, von den Kämpfen Johnsons und Goldsmith's bis zu seiner eigenen apokryphischen Erzählung von einem Paar, als Preis ausgesetzten, Hosen, um welche zwei arme Autoren unter den Auspicien des großmüthigen und einsichtsvollen Gönners und Beschützers der Literatur, Mr. Constable, einen Weltlauf anstellten. Der Drang der Noth war in beiden Fällen der Sporn — wenn Elsthender Campbell mit dem andern Skribenten um jenes Kleidungsstück rannte, und wenn Scott und seine Genossen, unter dem Druck von Verlegenheiten, in welche er nie hätte gerathen sollen, den „verschmitzten" Buchhändler durch jede ersinnliche Art elender Marktkünste auf falsche Spuren zu leiten, zu schrauben und zu überlisten suchten. In den Augen der hochstehenden Männer der Literatur, deren „Seelen wie Sterne sind und einsam wohnen," ist das Prinzip dasselbe; die Zahlen, welche die Summen und den Werth bezeichnen, machen den einzigen, nicht wesentlichen Unterschied. Ja das Mitleid wendet sich eher noch den armen Teufeln zu, die durch absoluten Drang der Noth zur Niederträchtigkeit gezwungen wurden, als dem reichbedachten, von freigebigen Gönnern beschützten Autor, der die Würde seines hohen Berufs und seines persönlichen Charakters bloß gibt, nur um seiner Begierde nach einigen weitern Hufen Landes und einer kindischen Liebhaberei genug zu thun, welche darauf ging: zu sammeln, was ihm als nichtig und Kinderei hätte erscheinen sollen. Seine ursprünglichen Neigungen scheinen einfach und männlich gewesen zu seyn; sein persönliches Wesen und Beneh-

men war bewundernswerth; und dennoch, vom ersten Aufdämmern seines Erfolges an bis zum Schluß seines durch eigene Schuld mühseligen Lebens wußte er sich selbst zum Opfer eines unwürdigen Ehrgeizes und gesuchter Liebhabereien zu machen. Umsonst, daß Lockhart Jedermann außer ihm einen Tadel aufheftet und den Grund des Unglücks von Scotts Leben in den Ballantynes zu finden sich bemüht. Er hatte nie einen andern Feind, als sich selbst. Seine Laufbahn war — abgesehen von seinen eigenen falschen Berechnungen, die ihren Grund hatten in jenem Trachten nach Gold, nach den Sodomsäpfeln, das so oft sich selbst täuscht und seine eigene Strafe mit sich führt — ausnehmend glücklich. Es wird in diesen Bänden erzählt, Henry Cockburn habe einmal zu Jemand, welcher Scotts Umgangstalent herabsetzte, gesagt: er betrachte Scotts Verstand als noch größer denn sein Genius. So urtheilte lang alle Welt; und doch ist in diesen Bänden viel enthalten, was diese Thatsache sehr fraglich macht. Schlau war er in vielem Betracht; ein scharfer, wenn schon sanguinischer, Berechner; ein Mann, der nie einen weltlichen Vortheil scheint hinausgelassen zu haben, welchen die Künste eines sorgfältig gepflegten Patronats und geschickte Handelskniffe ihm gewähren konnten. Gewiß war er der gewandteste Speculant mit literarischer Reputation, in sofern als er sie sogleich in baaren Gewinn umzusetzen wußte, der je die literarische Republik verherrlichte. Die Ballantynes und Andere waren seine Werkzeuge, seine Organe. In dem geschickten Spiel des Versteckens und Coquettirens zwischen dem großen Unbekannten und dem gaffenden Publikum zog Scott alle Drähte, welche die sichtbaren Puppen regierten; und wenn sie eine selbstständige Bewegung zu machen versuchten, gab er ihnen manchen scharfen Puff — wie aus seinen Briefen ersichtlich ist. Wir bezweifeln aber, ob all diese Gewandtheit und Schlauheit wahre Klugheit, oder auch nur kommerziellen Scharfblick bezeugen? Nach Lockharts Ansicht wäre sein Unglück hauptsächlich der schlechten Wahl seiner Instrumente zuzuschreiben; die unglücklichen Ballantynes werden zu Sündenböcken seiner Irrthümer gemacht. Aber diese Wahl ist eben keine Empfehlung für seinen Verstand und die vor uns liegenden Bände enthalten reichliche Beweise, daß der Ruin, das Elend und die Niederträchtigkeit des ganzen Geschäfts hauptsächlich Scott zur Last fallen, welcher die aufstrebende Druckerei der Ballantynes und Comp. zu den unsinnigsten Spekulationen verleitete, beseelt vom Wunsche, Unternehmungen hervorzurufen und für sich eine angenehme Beschäftigung zu bekommen durch Herausgabe von Werken, die, wie sich zeigte, Niemand kaufte. Diese Anhäufung von todten oder verlornen Kapitalien, während daneben Scott Geld von ihnen zum Ankauf von Ländereien bezog, war offenbar die Ursache ihrer ersten Verlegenheiten und jenes Systems von künstlichem Kredit mit den daraus entspringenden Widerwärtigkeiten, welche den Sir Walter Scott beinahe sein ganzes Leben über nicht aus dem heißen Wasser kommen ließen, und ihm Anspruch auf das tiefste Mitleid gäben, hätten nicht alle seine sanguinischen Entwürfe ihren Grund und ihr Absehen in Planen zu seiner und seiner Familie Emporbringung gehabt. Er wollte ein großer Landeigenthümer und der Begründer einer Familie werden; patricische Anlagen in phantastischen Formen stiften, ein lilliputisches gothisches Schloß bauen und in der Art und Weise seines Lebens wetteifern mit den Gegenständen seiner Idolatrie, der alten Aristokratie des Landes; und um all dieß auszuführen, mußte er eilen reich zu werden. So säete er wie so Viele vor ihm thaten und nach ihm thun werden — den Wind, und erntete den Sturm; er warf bei Seite, was sein eigentlicher Ruhm hätte seyn sollen, oder bediente sich desselben nur als Hülfsmittel zu unedeln Zwecken. Das mag Manchen eine seltsame Art scheinen, von Walter Scott zu sprechen. Wir können nicht helfen. Die Natur hatte die Absicht, ihn zu einem ihrer großen Männer zu machen, aber er wollte Einer der angesehenen Männer der Welt werden und sich mit einer Stelle in der künstlichen Gesellschaft begnügen, die weit unter seinen wahren Ansprüchen und Werth war. Dieß glauben wir, ist das eigentliche, innerste Gefühl derjenigen, welche ihn am meisten verehrten. Washington Irving, mit schwermüthigem Bedauern zurückblickend auf seine Wallfahrt nach Abbotsford in jenen bescheideneren, frühern Tagen, wo Scotts bescheidner Ehrgeiz nur ein Landhaus im Styl einer alten englischen Pfarrwohnung sich gebaut hatte, sagt: „Ein Glück wäre es für ihn gewesen, hätte er sich mit seinem köstlichen, kleinen, von Reben bedeckten Landhaus begnügt und mit der einfachen aber anmuthenden Lebensweise, die er zur Zeit meines Besuchs führte, das große Gebäude von Abbotsfort, mit den großen Ausgaben, in die es ihn verwickelte, für Diener, Gesinde, Gäste und den ganzen baronenmäßigen Zuschnitt, erschöpfte seinen Geldbeutel, strengte seine Thätigkeit zu sehr an und war eine Last für seinen Geist, welche ihn zuletzt erdrückte.“ Wenn Irving Lockharts Leben liest, wird er einsehen, das es noch etwas Aergeres war — ein Krebs in seinem Gewissen, eine Makel auf seiner Ehre und auf einem Namen, der ebenso fleckenlos als erhaben auf die Nachwelt hätte kommen sollen!

Keines Zeitgenossen Leben ist reicher an Lehren und Warnungen nicht nur für literarische Männer, sondern für alle Menschen, die, falsche Ideen hegend, einem kläglichen Ehrgeiz sich hingeben. Und doch besaß kein Mensch ein richtigeres, feineres Gefühl für Alles, was seinem Wesen nach gut und schön ist, als er, wenn er sich nur frei geben ließ; und wir müssen weiter zu seinen Gunsten sagen, daß er, unähnlich den meisten Männern, im Privatleben, abgesehen von den unwürdigen Ränken und kleinlichen Kunstgriffen, zu welchen er sich verführen ließ, der Bewunderung viel würdiger sich zeigte, als vor dem Vorhang, wenn er mit Johny Bower und Toni Purdie scherzte, als wenn er, wie ein Fürst, in seinen baronischen Sälen die prachtliebende Mrs. Coutts und ihr Gefolge und ähnliche große und vornehme Personen bewirthete.“

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 55.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

23 Junius 1838.

Gedichte von Robert Burns.

Die Pfeife.*)

Eine Ballade.

Eine Pfeife besing' ich, ein Heiligthum,
Eine Pfeife besing' ich, des Nordens Ruhm;
Sie kam an unsrer Könige Hof, und noch lang'
Soll ganz Schottland erdröhnen von ihrem Klang.

Der Flasche Gott, Loda,*) zürnt fort und fort
Ob Fingals Sieg, und so lautet sein Wort:
Mit der Pfeife sollst du nach Schottland gehn,
Und zur Hölle sie trinken, oder nimmer mich sehn.

Wie Kämpfer gefallen, wie Kämpfer gewagt,
Ist von Dichtern gesungen, von Büchern gesagt;
Doch des großen Loda Sohn nie der Sieg verließ,
Und laut auf der Pfeif' er sein Requiem blies.

Bis Robert, der Lord von dem felsigen Land,
Den im Kampf und bei der Flasche noch Keiner bestand,
Trank nieder den Armen; das baltische Meer,
Wenn es fluthet, war niemals so voll, wie der.

So trug Robert siegreich den Kampfpreis davon,
Der lange vererbte von Vater auf Sohn,
Bis drei Häuptlinge, alle aus seinem Haus,
Von Neuem erweckten den lustigen Strauß;

Drei fröhliche Bursche, von trefflicher Art,
Craigdarroch, der Witz mit Gelehrsamkeit paart,
Glenriddel, ein wackerer Münzwardein,
Und Sir Robert, tief belesen in allem Wein.

*) „Da die urkundliche Geschichte der Pfeife," sagt Burns, „merkwürdig ist, so will ich sie hier geben. Im Gefolge Anna's von Dänemark, als sie mit unserm Jakob VI nach Schottland zog, kam auch ein dänischer Edelmann von riesenhafter Gestalt und großer Tapferkeit, der zugleich ein unvergleichlicher Kämpfer des Bacchus war, mit herüber. Er hatte eine kleine Pfeife von Ebenholz, welche er beim Anfange der Trinkgelage auf den Tisch legte, und wer zuletzt im Stande wäre, sie zu blasen, wenn Jedermann sonst durch die Macht der Flasche dazu unfähig, sollte die Pfeife als ein Siegerdenkmal davon tragen. Der Däne brachte Beglaubigungsschreiben seiner an den Höfen von Kopenhagen, Stockholm, Moskau, Warschau, und mehreren kleinen Höfen Deutschlands ohne eine einzige Niederlage erfochtenen Siege bei, und forderte die schottischen Verehrer des Bacchus zu der Nothwahl heraus, seine Tapferkeit auf die Probe zu stellen, oder sich für besiegt zu erklären. Nach vielen Niederlagen auf Seite der Schotten, trat dem Dänen Sir Robert Lawrie von Maxwelton, Ahnherr des gegenwärtigen Baronet dieses Namens, entgegen, der nach einem harten Kampfe von drei Tagen und drei Nächten den Skandinavier unter dem Tische ließ.

Und laut auf der Pfeif' er sein Requiem blies.

Sir Walter, Sohn des eben erwähnten Sir Robert, verlor nachher die Pfeife an Walter Riddel von Glenriddel, der eine Schwester von Sir Walter geheirathet hatte. Am Freitage, den 10 Oktober 1790, ward zu Friars-Carse, wie in der Ballade erzählt wird, noch einmal um die Pfeife gekämpft von dem gegenwärtigen Sir Robert Lawrie von Maxwelton, Robert Riddel, Esquire von Glenriddel, der in gerader Linie von Sir Walter abstammte, welcher die Pfeife gewann, und in dessen Familie sie fortgeerbt war, und von Alexander Fergusson, Esquire von Craigdarroch, der gleichfalls ein Nachkomme des großen Sir Robert war. Dieser letzte Gentleman trug die hartgewonnenen Ehren des Feldes davon."

Burns, der bei dem lustigen Streite gegenwärtig war, trank Flasche um Flasche mit den Kämpfern, und schien durchaus geneigt, als der Tag graute, es mit dem Sieger aufzunehmen. Die Bauern der Nachbarschaft, von dem fröhlichen Kampfe hörend, kamen in Haufen herbei, um zu fragen, wie die Sachen ständen, und alle wünschten, daß Glenriddel siegen möchte, obgleich sie beklagten, daß ein Kirchenältester sich in solche Dinge einlasse.

*) Ueber Kruthlode oder Loda verweist der Dichter auf Ossians Carricthura. Loda ist der Gott der Skandinavier. Er wohnt über den Wolken, in der heitern Luft; hier hat er eine prächtige Halle von Wolken, in welchen er sein Geschlecht, d. i. die Geister der verstorbenen Skandinavier versammelt. Hier halten sie Mahle und trinken aus Muscheln, von Wolken gebildet. Die Tapfern empfängt er mit Huld; dem Feigen ist er schrecklich.

Craigdarroch begann mit lieblichem Wort:
Her gebe Glenriddel die Beute so fort;
Wo nicht, versammle die Häupter der Clan,
Und versuche in Claret, wer der rechte Mann.

„Bei dem Gotte der Väter!“ Glenriddel spricht,
„Den herrlichen Kampfpreis lasse ich nicht,
Eh'r beschwör' ich des großen Rorie More Geist,*)
Wenn sein Horn er auch zwanzig Mal leeren heißt.“

Sir Robert als Krieger, nicht zu reden begehrt;
Doch nicht Freund noch Feind je den Rücken er kehrt.
Heraus mit der Pfeife! war sein Gebot,
Und knietief im Claret ernt' ich Sieg oder Tod.

Uns're Helden erscheinen an Glenriddels Herd,
Für Ersäufung von Kummer und Sorge so bewährt,
Doch durch freundlichen Willkommen nicht mehr bekannt,
Als durch einer süßen Frau Witz und Verstand.

Als Zeuge des Kampfs ward ein Barde erwählt,
Der den Enkeln die Thaten des Tages erzählt;
Er haßte Schwermuth und Milzsucht gar sehr,
Und wünscht', daß Parnassus ein Weinberg wär'.

Nach dem Mahle schaffen sie Claret zur Stell',
Und ein jeder neuer Kork ist ein Freudenquell,
Die alten Freund' und Vettern umschloß ein Band,
Das, je nasser es ward, um so fester sich wand.

Wie die Becher, fließt über von Jubel die Brust,
Nie war Phöbus Zeuge so weidlicher Lust;
Mit Zögern nur kann er von hinnen gehn;
Doch Cynthia spricht: wirst sie morgen noch sehn.

Sechs Flaschen ein Jeder reicht' aus für die Nacht,
Bis Sir Robert dem Kampfe ein Ende macht,
In seinen Becher eine Flasche leert,
Und daß so ihr Ahnherr gethan, beschwört.

Da der würd'ge Glenriddel, so weise und klug,
Nicht länger den gottlosen Kampf ertrug;
Ein Aelt'ster der Kirche sich wälzen im Wein!
Das läßt nur vor wenigen Frommen fein.

Der tapfre Sir Robert bis zu Ende ficht;
Doch was können Schicksal und Maaßflaschen nicht?
Doch sprach es: im Sonnenlicht sterbe der Held!
Und Phöbus' Licht glänzt, wie der Ritter fällt.

*) Ueber Rorie More verweist der Dichter auf Johnsons Reise zu den Hebriden, die dem Uebersetzer leider! nicht zu Gebote steht.

Da sprach unser Barde wie ein Bacchusprophet:
Craigdarroch, du dauerst, wenn die Schöpfung vergeht;
Doch wißst du, daß im Kinde dein Name prangt,
Komm — noch eine Flasch' — und du hast es erlangt.

Dein Geschlecht, das da theilte einst Bruce's Loos,
Sey durch Vaterlandsfreunde und Helden stets groß.
So sey dein der Lorbeer, und auch mein sey ein Reis,
Bei dem Tageslicht da! dir gebührt der Preis.

K. Bockelmann.

Voltaire 1838 in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Viele wundern sich über die Mittelmäßigkeit Voltaire's im Lustspiel. Uns scheint sie ganz natürlich, denn nur ein fühlend und wehmüthig gestimmtes Gemüth kann gute Lustspiele machen, wie denn auch fast alle ausgezeichneten Lustspieler melancholisch sind, wenn sie die Bretter verlassen. Moliere, Cervantes und manche Andere beweisen, daß gute Schauspiele nur von hochsinnigen Menschen geschrieben werden können. Voltaire's Komödien haben viel Weinerliches, weil sie nicht Natur, sondern nur Karikatur sind. Das Enfant prodigue und die Ecossaise sind eine Art von Melodramen, denn sie waren schon der Uebergang von dem alten französischen Geschmack zu dem neuen, von dem alten leichten, bequemen, rückhaltslosen Lachen aus einer Zeit, wo die Gemüther noch natürlicher und einfacher waren, zu der düstern und linkischen Traurigkeit unserer Zeit, die nicht mehr weiß, was Gott, was Glaube, was der Mensch und die Gesellschaft ist.

Wie mit und durch Voltaire die epische, tragische und komische Dichtkunst sank, so vergriff er sich auch ganz in der Ode. Sie ist der Ausdruck eines gewöhnlich stillen, in sich gekehrten Gemüths, das auf einmal mächtig aufgeregt wird, und wie ein Lichtstrahl am dunkeln Himmel hinzuckt. Wenn Boileau besingt, wie die Vestung Namur mit Sturm eingenommen wurde, so ist dieß zwar lächerlich, wenn aber Voltaire lyrischen Enthusiasmus affektirt, so bringt Einen dieß zu wirklicher Traurigkeit. Bei jeder Stelle fühlt man, wie arm und leer seine Seele ist, und wie er dieß durch den Reichthum und die Eleganz seiner Sprache zu verstecken sucht. Sein ganzes Leben ist eher brillant, als hochgestellt und ausgezeichnet, seine Thätigkeit mehr fieberartig und krankhaft, als energisch; seine religiösen, politischen und häuslichen Meinungen und Ansichten mußten zusammenwirkend allen poetischen Schwung bei ihm lähmen und sein Gemüth austrocknen. Manchmal scheint er dieß selbst zu fühlen, und daß er sich umsonst zu lyrischem Schwung anstrengt; er kann sich zu nichts Kühnem, Kindlichem, Einfachem und doch Mannichfaltigem erheben wie der wahre Dichter, dann fällt er ganz entmuthigt auf Armseligkeiten und geräth darüber ins Geschwätz, zankt sich mit einer Lehre oder einem Menschen herum, und wird endlich ganz wieder Pamphletenschreiber.

Dagegen war Voltaire im sogenannten philosophischen Gedicht glücklich, wenn dieß überhaupt ein Gedicht heißen kann;

denn es hat von diesem nur den Reim, der auch bei Voltaire hier überflüssig zu seyn scheint. In diesen Gedichten zeigt er Klarheit, Empfindung, Hinneigung zu ernsterer und redlicher Wissenschaft und entschiedenes Glück in der Beschreibung. Alles dieß finden wir in seinem poème de la loi naturelle, im Désastre de Lisbonne, und in dem Discours sur l'homme. In der Poesie aber wie in der Philosophie fehlte es ihm an etwas Wesentlichem, an dem, wodurch Beide erst lebensfähig werden. Er hatte keinen erhebenden und festen Glauben, keine edle und bleibende Leidenschaft. Darum trieb sich sein Geist immer im Leeren herum. Seine Philosophie war ganz Voltairisch. Darum enthalten auch seine übrigens so trefflich geschriebenen, graziösen Contes, worin sie entwickelt wird, keine Gedanken und Gefühle in höherer Beziehung auf die Menschheit, wie wir sie bei denen finden, welche die menschliche Natur recht ergreifen. Eine Fabel La Fontaine's, ein Kapitel aus Lesage sagen der Seele mehr als alle Erzählungen Voltaire's zusammengenommen. Sein ganzes Wesen muß von einer furchtbaren Ironie befangen seyn, da einen doch die mannichfaltigen, weichen und angenehmen Formen kalt lassen, und manchmal sogar unmuthig machen.

In der sogenannten leichten Poesie zeigt sich Voltaire's Genie mit mehr Glück, denn in diesem lebendigen und wechselvollen Genre braucht er nicht tief in sein Inneres einzugehen; ihm ist wohlgemuth, er fühlt sich ganz französisch. Mit Vergnügen und Anmuth vergißt er, was er gesagt hat, dann erinnert er sich wieder daran, und geräth ohne Leidenschaft und Anstrengung in Bewegung. Die poésies légères Voltaire's sind ein wahres Muster ihrer Art und verdienen studirt zu werden; denn in ihnen zeigt sich reicher Witz, Anmuth und Mannichfaltigkeit, sie haben entschieden literarisches Verdienst, in ihnen waltet Unabhängigkeit, Hingebung und anmuthiges Gehenlassen. In diesen Gedichten ist vorzüglich der Schlüssel zu dem Zauber zu suchen, den Voltaire über ein halbes Jahrhundert auf seine Landsleute und Tausende außerhalb Frankreichs ausgeübt hat. Er war so gefährlich und wirklich furchtbar, weil er seine Leser so leicht verführte und hinriß. Als gewandter Weltmann, wo er ganz ausgezeichnet ist, schmeichelt er mit Maß, beunruhigt auf angenehme Weise, wagt's keck einen Irrthum und selbst die Wahrheit zu sagen; mit Einem Wort erregt er eine Menge Leidenschaften und er hält sie nur bis zu dem Augenblick in Bewegung, wo er damit ermüden würde; gar anmuthig ist z. B., wenn er auf entfernte und unbestimmte Weise an große Ideen und große Gefühle erinnert, denn dann macht er aus diesem gemilderten Licht nur ein liebliches Schreckbild für seinen und seiner Leser Leichtsinn.

(Schluß folgt.)

Lockharts Leben Sir Walter Scotts.

(Fortsetzung.)

Wir wollen unsere Leser nicht weiter mit den Spekulationen Walter Scotts behelligen; aus seinen eigenen Briefen an Drucker und Verleger geht freilich hervor, daß sein Verfahren nicht sehr skrupulös war — und er hat dafür gebüßt. Seine Spekulationssucht hing aber nach dem Obigen zusammen mit seinen aristokratischen Liebhabereien und hierüber führen wir einiges Weitere aus dem genannten Magazin an:

„Niemand war dem schottischen und irischen Geburtsvortheil bis zu einem lächerlicheren Grad ergeben als Walter Scott. Es war seine auffallendste Schwäche — und doch hat er einen Sir Halbert Glendinning gezeichnet! Diese Schwäche könnte man an Sir Walter Scott verzeihen; es war sein Steckenpferd; aber Lockhart ist in derselben Richtung mit beschleunigtem Schritt weiter galoppirt. Wir wollen Sir Walter Scotts eigene Erzählung von seiner Ahnenschaft geben; es ist zugleich eine Probe der Art der Erzählung.

„Jeder Schotte (sagt Walter Scott) hat einen Stammbaum. Es ist eine so unveräußerliche Nationalprärogative, als sein Stolz und seine Armuth. Meine Geburt war weder vornehm noch auch gemein. Nach den Vorurtheilen meines Landes galt sie für anständig (gentle), weil ich, obwohl entfernt, sowohl von väterlicher als mütterlicher Seite mit alten Familien verwandt war. Meines Vaters Großvater war Walter Scott, wohl bekannt in Teviotdale unter dem Beinamen der Bärtige. Er war der zweite Sohn von Walter Scott, erstem Laird von Raeburn, welcher der dritte Sohn war von Sir William Scott und der Enkel von Walter Scott, der in der Sage gewöhnlich der alte Watt von Harden heißt. Somit stamme ich in gerader Linie ab von diesem alten Häuptling, dessen Namen ich in manchem Reim habe ertönen lassen, und von seiner schönen Dame, der Blume von Yarrow — keine üble Genealogie für einen Border-Minstrel. Der Bärtige, mein Urgroßvater, hatte seinen Zunamen von einem ehrwürdigen Bart, den er, unentweiht von Scheere und Rasirmesser, trug, zum Zeichen seines Bedauerns ob der vertriebenen Dynastie der Stuarts. Er hinterließ drei Söhne. Der zweite, Robert Scott, war mein Großvater..." Walter Scotts Vater war geboren im Jahr 1729 und bestimmte sich zum Stand eines Prokurators. Er heirathete 1758 Anne Rutherford, Tochter eines Professors der Medicin in Edinburgh, und sie bekamen zwölf Kinder, wovon sieben jung starben. Seinen Vater hat Walter Scott, und zwar nach dem Leben, in Saunders Fairford im Redgauntlet, sich selbst in der Person Alan Fairfords geschildert. In einem Alter von achtzehn Monaten verlor Walter Scott, zuvor ein gesundes kräftiges Kind, den Gebrauch seines rechten Beins, den er auch nie wieder erlangte. In seinem dritten Jahr war er schon ein ausgemachter Jakobite, und so begierig die Niederlage Washingtons zu vernehmen, wie später das Unglück Napoleons. Ueber seine jakobitische Gesinnung sagt er:

„Diese politische Gesinnung oder Neigung ward tief gegründet und bekräftigt durch die Geschichten, die man vor meinen Ohren erzählte von den Grausamkeiten, welche verübt worden bei den Exekutionen in Carlisle und in den Hochlanden nach der Schlacht von Culloden. Ein paar entfernte Verwandte von uns waren bei dieser Gelegenheit gefallen und ich erinnere mich,

daß ich gegen den Namen Cumberland einen mehr als kindischen Haß hegte. Mr. Curle, Pachter von Yetbyre, mit einer meiner Muhmen vermählt, war bei ihrem Tode anwesend gewesen, und von ihm hörte ich wahrscheinlich zuerst diese tragischen Erzählungen, die einen so tiefen Eindruck auf mich machten."

In seinem vierten Jahr wurde er nach Bath geschickt, um geheilt zu werden, und dann in die Seebäder nach Prestonpans, wo er die Bekanntschaft von George Constable machte, welcher das Original von Scotts Alterthümler ist. Er erzählt von ihm: „Mr. Constable war der erste Mensch, der mir von Falstaff und Heißsporn und andern in Shakspeare's Stücken auftretenden Personen erzählte. Welche Ideen ich damit verband, weiß ich nicht mehr, aber ich muß es doch wohl gethan haben, denn ich erinnere mich noch ganz gut, daß sie mich sehr interessirten. In der That, ich bin stark der Meinung, daß die Kinder oft mächtige und wichtige Eindrücke und Anregungen erhalten, wenn sie von Dingen hören, die sie nicht völlig verstehen können, und daß es deßhalb ein Mißgriff ist, sich in Büchern ganz zu der Fassungskraft der Kinder herabzulassen. Man bringe sie auf eine Spur und lasse sie dann sich weiter tasten!"

Man hat schon behauptet, seine Lehrer und solche, die Gelegenheit hatten, Scott in seiner frühesten Kindheit zu beobachten, haben ihn für einfältig gehalten. Er läugnet, daß man ihn je für einfältig gehalten habe, gibt aber zu, daß er für einen faulen Schlingel gegolten. Wenn wir jedoch einer von Lockhart entdeckten Urkunde unbedingten Glauben schenken wollen, muß er eines der außerordentlichsten Kinder gewesen seyn. Mrs. Cockburn, die berühmte Verfasserin der „Waldblumen," speiste einmal bei Scotts Vater zu Nacht. Am folgenden Tag schrieb sie an Douglas, den Pfarrer ihres Kirchspiels: „Ich speiste gestern bei Mr. Walter Scott. Er hat das außerordentlichste Genie von einem Knaben, das ich je sah. Er las seiner Mutter ein Gedicht vor, als ich hineintrat. Ich hieß ihn fortfahren; es war die Beschreibung eines Schiffbruchs. Seine Leidenschaft stieg mit dem Sturm; er hob seine Augen und Hände empor — „da ist der Mast jetzt hin! — krach! da stürzt er — sie werden alle untergehen!" Nachdem sich seine Bewegung gelegt, wandte er sich zu mir: „das ist zu traurig, ich will Ihnen lieber etwas Heiteres vorlesen!" — Ich befragte ihn über seine Meinung über Milton und andere Bücher, und die Antworten, die er mir gab, waren bewundernswürdig. So sagte er: „Wie seltsam ist es, daß Adam, der doch eben erst ins Leben getreten ist, doch schon Alles weiß! das muß die Phantasie des Dichters seyn." Als man ihm aber sagte: Adam sey von Gott vollkommen geschaffen worden, gab er sogleich nach. Wie er zu Bette ging, sagte er zu seiner Muhme, er habe diese Lady gern. „Welche Lady?" fragte sie. „Nun, die Mrs. Cockburn, denn ich glaube, sie ist ein Virtuoso wie ich selbst auch." — „Lieber Walter," fragte ihn die Muhme, „was ist denn ein Virtuoso?" — „Weißt du das nicht? Nun das ist ein Mensch der sich Alles wünscht und Alles wissen möchte." — —

Damals war der Virtuoso sechs Jahre drei Monate alt! Um dieselbe Zeit sagte seine Wärterin, wie sie einmal einem armen Bettler Almosen gab, zu dem Knaben: er habe Ursache gegen die Vorsehung dankbar zu seyn, daß sie ihn in so guten Umständen habe geboren werden lassen. Das Kind schaute auf mit halb nachdenklicher, halb ungläubiger Miene und sagte: „Homer war ein Bettler!" Walter hatte damals mehr vom ächten Philosophen in sich als dreißig Jahre später!

In der Schule in Edinburgh genoß er mehrere Jahre Unterricht und hatte daneben einen Hauslehrer und Hofmeister, Mitchell, den er selbst einen vollkommnen Fanatiker nennt — weil er ein Presbyterianer war. Er war ein trefflicher Mann, an dem seine Zöglinge mit großer Liebe hingen, besonders aber sein Liebling Walter, obgleich all seine kindischen Vorurtheile und Neigungen im Gegensatz zu denen seines Tutors standen; er erzählt selbst:

„Mit einem Feuerkopf für das Ritterthum war ich ein Cavalier — mein Freund war ein Rundkopf; ich war ein Tory, er ein Whig. Ich haßte die Presbyterianer und bewunderte Montrose mit seinen siegreichen Hochländern; er liebte den presbyterianischen Ulysses, den finstern, politischen Argyle; so daß es uns nie an Gegenständen zum Streiten fehlte; aber unser Streit war immer freundschaftlicher Art... Ich nahm damals meine Politik an, wie König Karl II seine Religion, in Folge der Ueberzeugung, daß der Glaube der Cavaliere der einem Gentleman gemäßere sey."

Mitchell war kein Freund von profaner Poesie; nur verstohlen konnte sein Zögling einige Bände von Shakspeare lesen. Ossian und Spenser ergriffen ihn sehr — aber den größten Eindruck machten auf ihn Percy's „Reliquien alter Poesien" — sein Lebensgang war entschieden. Er lernte nicht sehr viel — besonders im Griechischen — und hatte die Keckheit, den Ariost dem Homer vorzuziehen. Desto eifriger aber las er, namentlich während einer längern Krankheit, Poesien und Romane jeder Art.

Nach seinen Schuljahren kam Walter Scott auf fünf Jahre als Lehrling in seines Vaters Schreibstube, was ihm zwar nicht zusagte, ihm aber doch Zeit ließ, seiner Neigung zur Lektüre nachzuhängen. In Uebersetzungen hat er Tasso und Ariost kennen gelernt, und der romantische Schatz, den er darin fand, veranlaßte ihn, mit Eifer das Italienische zu erlernen und sich sehr vertraut zu machen mit ausgezeichneten italienischen Dichtern. Aus eben diesem Drang erlernte er auch die französische Sprache. „Wie ein Tiger" aber stürzte er sich auf jede Sammlung alter Gedichte oder Romane, die ihm der Zufall in den Weg warf, oder die ihm in einer alten bestaubten Leihbibliothek aufzufinden gelang.

(Fortsetzung später.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 56.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 Junius 1838.

Ein Verräther.

Aus den historischen Bildern des Mittelalters.

(Die göttliche Komödie Dante's ist für viele spätere italienische Dichter und Erzähler eine Schatzkammer von Stoffen geworden, in ähnlicher Weise wie Homer bei den Griechen. Die von ihm genannten und berührten Personen und Begebenheiten behaupteten schon dadurch ein gewisses allgemeines Interesse und so bot sich den Späteren erwünschte Gelegenheit, an etwas schon Bekanntes anzuknüpfen. So lehnt sich auch diese Erzählung von einem Verräther an Verse aus Dante's Hölle an, welche der Verfasser seiner Geschichte vorangestellt hat.)

— — Es stieß mein Fuß beim Weitergehen
Durch viele Häupter, eins ins Angesicht.
„Was trittst du mich?“ so hört' ich's heulend schmähen.
„Rächst du noch schärfer Montapert an mir?“
. . . .
„Ich lebe,“ sagt' ich. „Hättest du Verlangen
Nach Ruf, so wird er dir durch mich zu Theil,
So wirst du wohl mit Freuden mich empfangen.“
Drauf er: „ich wünsche mir das Gegentheil.
Drum packe dich — in diesen Eisesmassen
Verspricht solch Schmeichelwort ein schlechtes Heil.“
Da griff ich nieder, ihn beim Schopf zu fassen,
Und sagt' ihm: „nöthig wird's, daß du dich nennst,
Soll ich ein Haar auf deinem Kopfe lassen.“
Und er: „ob du mich zausen magst, du kennst
Mich dennoch nicht — nichts sollst du hier erkunden,
Wenn du mir tausendmal ins Antlitz rennst.“
. . . .
Er schaut' hinab, und bellte gleich den Hunden.
Da rief ein Andrer: „Bocca, nun fürwahr,
Du ließest schon genug die Kiefern klingen,
Jetzt bellst du noch? Plagt dich der Teufel gar?“
„Dich,“ rief ich, „mag ich nicht zum Reden zwingen!
Verräther du! allein zu deiner Schmach
Will ich zur Erde wahre Nachricht bringen.“

Hölle XXXII Ges.

Im Jahr Christi 1260, am 11 April, wurde eine große Glocke auf einem hölzernen Gerüste mit Rädern, von Ochsen durch die Straßen von Firenze gezogen. Und es war etwas Seltsames um die Bewegung unter dem Volk, das dem Zuge zusah und hinterdrein strömte, als die Glocke nach Mercato Nuovo geführt wurde. An jeder Straßenecke mehrte sich die Menge der Neugierigen und überall fragte man sich: Was gibts? Die Einen gingen mit dem Zuge nach Mercato, die Andern blieben stehen, um sich mit einander zu besprechen, über das, was sich begeben würde. Mittlerweile zog der Wagen und zog die Volksmasse weiter; bei dem Bogen der h. Maria hielten die Ochsen, hielt das Volk. Die Glocke wurde mittelst Tauen hinauf gezogen in die Mitte des Bogens, das Volk drängte sich im Kreise umher, und schwieg und schaute hinauf, während der Glockenwart der Stadt sie gewaltig anschlagen ließ, so daß man weithin die tönenden Klänge hörte. Endlich verstummte das Geläute, mitten unter der Volksmenge erhob ein Anziano von der Stadt Florenz drohend den Arm und sagte mit Würde: „So wird einen Monat lang das Läuten der Glocke Martinella den Sienesern verkünden, daß die Republik Firenze sich zum Krieg gegen sie rüstet!“ Darauf schreien tausend Stimmen: Krieg mit Siena! Krieg mit Siena! Ohne seine Last kehrte der Karren um, das Gewühl zerstreute sich allmählich und einen Monat lang ertönte bei Tag und bei Nacht die Glocke Martinella. Solche Tugend und Großherzigkeit lebte in jenen herrlichen Gründern der Freiheit von Firenze, daß, während heutzutage der unvorhergesehene Angriff auf den Feind als klug gepriesen wird, man dieß damals für eine tadelnswerthe Tücke gehalten hätte. Es war aber damals Firenze guelfisch gesinnt und erklärte dem ghibellinischen Siena den Krieg, weil es die

aus Firenze vertriebenen Ghibellinen aufgenommen hatte. In Siena war damals Provenzano Salvani bemüht, die Macht ganz an sich zu reißen. So lange die Martinella ertönte, schliefen nun auch die Sienesen nicht; sie schickten zum König Manfred um Hülfe und er sandte ihnen eine Schaar von hundert Deutschen. Diesen armseligen Beistand wollten zuerst die Gesandten von Siena zurückweisen, aber der aus Firenze verbannte Ghibelline Farinata degli Uberti gab dieß nicht zu und verhieß schlau, diese Schaar so zu verwenden, daß man bald stärkere Hülfe bekommen werde. Und es geschah nach Farinata's Rath. Als im nächsten Mai die Fiorentiner mit einem gewaltigen Heereszug und mit dem Banner und Fahnenwagen heranrückten, und nachdem sie mehrere Burgen genommen, ganz nahe bei der Stadt beim Kloster der h. Petronella sich lagerten, rückten bei einem der Gefechte, die während der Belagerung vorfielen, die Deutschen Manfreds, denen man auf Betrieb Farinata's tüchtig zu trinken gegeben, aus, und machten einen plötzlichen Angriff auf das Lager der Fiorentiner; diese, erschrocken, fingen an zu fliehen; nachher aber faßten und ermannten sie sich wieder, wandten sich zu kräftigem Widerstand um, hieben alle Deutsche nieder, und schleppten die denselben anvertraute Fahne Manfreds schmachvoll im Staub und Koth durchs ganze Lager. Bald darauf kehrte das florentinische Heer in großem Triumph zurück, nachdem sie auf einer Anhöhe, nahe bei Siena, einen Thurm errichtet und einen Oelbaum aufgepflanzt hatten. Die Sieneser aber und die vertriebenen Ghibellinen dachten auf Rache; letztere unterhielten Verbindungen mit den noch in Firenze gebliebenen Ghibellinen und hofften, wenn sie von Manfred stärkere Unterstützung erhielten und sonst mehr Mannschaft sammelten, die florentinischen Guelfen in einer offenen Schlacht wohl zu schlagen.

In Fiorenz, in dem Stadtviertel San Piero Scheraggio, erhob sich unter andern edeln Häusern, Burgen ähnlich, braun, am Dach mit Zinnen umgeben, mit einem Thurm auf einer Seite, der neuerlich, einem Gesetz zufolge, war abgenommen worden, das Haus von Messer Cece dei Gherardini, eines angesehenen Herrn, und eines der Häupter der Guelfenpartei. Um die Stunde des Sonnenuntergangs waren in einem der Säle dieses Hauses mehrere Personen versammelt. Da war die Gattin des Messer Cece, Margarita dei Frescobaldi, eine wegen ihrer Abkunft und ihrer häuslichen Tugenden gepriesene Matrone; da war der junge Arrigueccio, sein Sohn, kaum zehn Jahre alt, und die schöne Cecilia, seine Tochter, damals in der schönsten Blüthe der Jugend stehend. Die beiden Frauen saßen, Cecilia an einem Fenster gegen den Garten, von wo man die Aussicht bis auf das Feld vor den Mauern hatte, und ihre Mutter an der Wand des Gemaches, von ihrer Tochter getrennt, durch die ungeheure Tiefe der starken Mauern, wie man sie in jener Zeit baute. Cecilia war beschäftigt mit einer Stickerei und ihre Mutter mit dem Rocken und der Spindel.

Außer diesen saß noch in dem Zimmer neben Margarita Messer Bocca degli Abbati, ein Mann von bösartiger Miene und trüglicher Zunge, obgleich sehr schön und stattlich von Person, so wie Höflichkeit und Leutseligkeit heuchelnd; und da war auch Jacopo dei Pazzi, ein Cavalier, hoch geachtet wegen seiner Tapferkeit, obgleich noch ziemlich jung, schön aber streng von Aussehen; nüchtern in seiner Rede, aber von feiner, warmer und großmüthiger Seele. Dieser stand da, mit dem Rücken an das eiserne Geländer des Fensters gelehnt, das Auge bald auf das Angesicht der reizenden Cäcilia heftend, bald auf die Stickerei, woran sie arbeitete. — Aber Bocca degli Abbati, obgleich entfernter und dem Anschein nach sich ganz mit dem muntern und geschwätzigen Knaben unterhaltend, wandte doch auch oft den Blick auf Cecilia. Er sah sie manchmal das Auge aufschlagen und den Blicken Jacopo's begegnen; er sah die Beiden sich leidenschaftlich anblicken und dann Cecilia wieder ihre holden Augenlichter senken, während eine schöne Röthe ihre Wangen mit lebhafterem Purpur färbte. Und dann biß sich Bocca degli Abbati knirschend in die Lippen; denn ihm war die Liebe der beiden jungen Leute ein arger Verdruß, und er ergrimmte darüber, daß es von vielen Seiten hieß, in kurzem solle Jacopo Cecilien heirathen. Und wohl konnte man in dem finstern Blicke Bocca's den innersten Gedanken seines Herzens lesen, das nicht bloß von der geheimen Wuth der Liebeseifersucht bewegt war. Sein Auge, bedeckt von schwarzen, dichten Braunen, erhob sich nur selten gegen die Liebenden und senkte sich dann gleich wieder; aber dieses plötzliche Aufzucken seines lebhaften Auges glich dem Lichte des Blitzes am Wolkenhimmel, der ein Gewitter verkündigt. Die Eifersucht auf Jacopo weckte in ihm geheimen, aber gewaltigen Haß, und entzündete noch heftiger seinen zügellosen Ehrgeiz und tausend schwarze Gedanken durchkreuzten sein Gehirn.

Bocca degli Abbati stand in geringem Ansehen bei den Guelfen, wegen seines ghibellinischen Namens, und in der That gehörte er auch noch zur Partei der Ghibellinen und war verkauft an die Uberti; aber mit vieler List verbarg er seine eigentliche Gesinnung und stellte sich als Freund der Guelfen an, und Viele glaubten es, wegen seiner bekannten Vertraulichkeit mit Jacopo dei Pazzi. Und er benahm sich so theils aus Furcht vor der Verbannung und aus Streben nach Macht und Einfluß, und, was der mächtigste, aber geheime Beweggrund war, weil er sterblich verliebt war in Cecilia dei Gherardini. Er schmeichelte sich nicht eben, ihr sehr zu gefallen, denn er sah nur zu deutlich, wie sehr sie Jacopo dei Pazzi liebte; aber wenn er einerseits vor eifersüchtiger Wuth knirschte, wenn er sah, daß die Neigung seines glücklichen Freundes so erwiedert ward, so dachte er auch, um seine heftigste Leidenschaft zu befriedigen, würde hinreichen, wenn ihm, Cecilia zur Seinigen zu machen, gelänge. Aber diesem setzten sich eine Menge Hindernisse entgegen, und er wurde immer grimmiger und seine Liebe wurde heißer, je öfter er Cecilia sah, und es wurzelte immer fester in ihm der Entschluß, auf jede Weise entweder ihren Besitz zu erringen, oder wenigstens zu verhindern, daß Jacopo sie nicht gewänne.

Nach und nach nahm das Tageslicht ab, am Himmel erschienen schon einzelne Sterne und der Himmel nahm jene

nicht zu beschreibende Färbung an, welche so sehr unser Auge anlockt zur Betrachtung, und indem sie uns mit süßer schmeichelnder und wehmüthiger Ruhe erfüllt, in uns tausend Gedanken rege macht.

Wer hat um diese Stunde aufgeschaut zum Himmel, ohne ergriffen zu werden von einer tiefen Empfindung der Liebe und Andacht? Um diese Stunde mehr als in jeder andern des Tages erwacht lebhafter im menschlichen Gemüth das Gefühl der Religion. Dieser langsame und milde Uebergang des Tags in die Nacht mahnt uns an das Ende unseres Lebens, das auch eben ist wie ein hinschwindender Tag. Oft nach einem bewegten, geräuschvollen und stürmischen Tage beruhigt sich um diese Stunde das menschliche Herz, wäre es auch nur für einen Augenblick; und das friedliche Azur des Himmels und selbst das Säuseln der Abendluft scheint unser Herz zu trösten und zum Frieden den Sterblichen einzuladen. Die süßeren, die zärtlicheren Empfindungen erwachen um diese Stunde leichter in den mehr zur Liebe gestimmten Seelen. Und so waren Jacopo und Cecilia. Sie hatte die Nadel und Stickerei verlassen, sich erhoben und stand da, den Himmel zu betrachten, nach welchem auch Jacopo's Blicke sich richteten. Sie schwiegen beide, sahen sich aber oft an und verstanden wohl jene beredte Sprache zweier Herzen, die sich lieben. Und endlich begann Jacopo: „O Cecilia, wie reizend bist du! und wie glücklich bin ich, daß ich dir so nahe stehe! Schau empor zum Himmel! o, kein Stern ist so reizend wie du!" und bei diesen Worten hatte er den Blick unverwandt auf Cecilia's Antlitz, so voll Unschuld und Holdseligkeit, gerichtet. Und sie antwortete ihm zärtlich: „Jacopo, du liebst mich; wirst du mich immer lieben?" Und es enthüllte schon diese Frage die Fülle der Liebe, welche Cecilia empfand; und er erwiederte: „O Cecilia, ich werde dich lieben mein ganzes Leben lang, und ehe ich einen Augenblick aufhörte, dich zu lieben, wollte ich, daß der Himmel mir das Leben nähme." — „Sprich nicht so, Jacopo," erwiederte ihm zitternd Cecilia, und ein Blick voll Zärtlichkeit und Schmerz, dem ein liebevolles Lächeln Jacopo's begegnete, endigte ihr Gespräch, und indem sie sich fortwährend ansahen, schienen sie ihre Gedanken in entzückender Betrachtung vermählt zu haben.

Und Bocca knirschte, wie er ihnen zusah, aber doch erhob er sich nicht von seinem Sitze neben Margarita, welche schwieg, als dächte sie gar nicht daran, daß Bocca neben ihr saß und freute sich ganz nur des Anblicks des glücklichen Paares. Und Bocca betrachtete sie auch, aber mit wachsendem Ingrimm, so daß er zweimal im Begriffe stand aufzuspringen und ans Fenster zu stürzen und der Verzückung der Liebenden ein Ende zu machen, die ihn vor eifersüchtiger Wuth glühen machte; aber beidemal bezwang er sich doch, gleich als ob sein boshafter Geist nicht gewagt hätte, in jene reine Sphäre zu dringen, in welcher die unschuldigen Seelen der Liebenden sich zu ergeben schienen. Aber wie es immer dunkler wurde, ward ihm diese Ruhe, diese Verzauberung, welcher sich jene hinzugeben schienen, so lästig, daß er, den Ort, wo er war, vergessend, hingerissen von seiner aufgeregten Einbildungskraft, und im Wahne: ihr Glück sey ein unerträglicher Hohn gegen seinen Ingrimm, in ein wahnsinniges Gelächter ausbrach, das Alle zittern machte.

(Fortsetzung folgt.)

Voltaire 1838 in Frankreich.

(Schluß.)

Nach der Poésie legère, die der Prosa so nahe angehört als den Versen, ist Voltaire noch in der Geschichte bemerkenswerth. Zwar verdient er darin lange nicht volles Zutrauen, aber sein dem Enthusiasmus schwer zugänglicher Verstand ist doch für die Darstellung und Erzählung gewisser Ereignisse besonders geeignet, ungerechnet seine treffliche Sprache. Der Essai sur les mœurs ist zwar in Vielem eine große Lüge, denn in ihm läugnet der Verfasser die Vorsehung, den Gott in der Geschichte. Aber abgesehen von diesem großen Irrthum, der ein ganz vorsätzlicher ist, kann dieser Essai als eins der besten Erzeugnisse des vergangenen Jahrhunderts gelten. Voltaire entwickelt seine Ideen mit großem Talent und erinnert an ein anderes im Zweck ganz ungleichartiges Bemühen, an Bossuet, der aus dem Dunkel menschlicher Dinge göttliches Licht zu gewinnen und zu verbreiten sucht. In allen Theilen des Essai's zeigt sich das bewunderenswürdig schmiegsame Talent Voltaire's. Wenn's nützt und zu seinem Zweck führt, nimmt er jeden Ton, jede Form an. Bald stellt er sich ganz unwissend und naiv, um die kühnsten Ideen auszudrücken; bald zweifelt er da, wo er fast überzeugt ist; ein andersmal heuchelt er Glauben und feste Ueberzeugung, wo er zweifelt, oder Respekt für das, was er gerade zerstören will. So ist an ihm viel Schlaues, Gewandtes und Geistreiches, aber nichts Wahres. Er ist ein trefflicher, abgefeimter Advokat, dem alle Mittel recht sind und der sie alle meisterlich zu gebrauchen weiß. Wer es lernen will bei den Franzosen Großes herabzuziehen, in der öffentlichen Meinung zu ruiniren und sich dabei doch bis zum Vorabend eines neuen Umsturzes Ruhe zu sichern, für den ist Voltaire ein treffliches Muster. Um sich jene Ruhe zu bewahren und sich vor Angriffen zu schützen, hatte er eine Menge Mittel. In dem Essai zeigt sich oft Billigkeit, Nachsicht und Größe mit dem Zerstörungsgeist, der Einem daraus bei einigem Nachdenken entgegentritt. In den unverschämtesten Angriffen herrscht gewöhnlich große Decenz und gerade dadurch wird das Uebel noch ärger. Manchmal erwartet der Leser, Voltaire werde Ruhm und Tugend läugnen oder persifliren. Gerade umgekehrt! er nimmt sich ihrer lebhaft an. Ludwig den Heiligen stellt er auf eine Bossuets würdige Weise dar. Von Jeanne d'Arc spricht er in herrlichen Worten, die ihm überdieß, was unglaublich scheint, aus dem Herzen zu kommen scheinen. So zeigt sich in dem Essai recht, Voltaire könne bei seinem Volk im Guten wie im Bösen die erste Rolle spielen und er verdiene seinen doppelten Ruf, den eines abscheulichen Menschen und schädlichen Schriftstellers, und den eines großen Reformators und Genie's,

das alle Arten von Genie in einem Brennpunkt in sich vereinigt.

Das Siécle de Louis XIV hat Voltairen weniger Vorwürfe zugezogen. Seit er mit der Hof- und Adelsaristokratie gebrochen hatte, wiewohl er sich selbst in Ferney Monseigneur nennen ließ, war er doch der einflußreichste und gehorsamste Diener der literarischen Feudalität des XVII. Jahrhunderts geworden. Racine, der Ludwig XIV der dramatischen Kunst, der imposante und anmuthige Monarch der französischen Poesie, flößte Voltairen wahre Bewunderung, ja eine Art von Devotion ein. Bevor er die Art an das ganze Gebäude der Gesellschaft legte, that er immer, als bedauere er die Vergangenheit, wiewohl davon noch gar Vieles bestand. So bedauerte er die majestätische Einheit, welche er eben zerstören wollte, die Gesammtheit von Religion, Genie, von ernsten und doch eleganten Sitten, mit Einem Worte, das Frankreich dem seine alten Erinnerungen fast zur Last waren. Wie wohl das Siècle de Louis XIV mit der eiteln und selbstlobenden Einseitigkeit geschrieben ist, die nur Franzosen gefallen kann, weil sie darin über andere Völker gestellt werden, so versöhnt es Einen doch mit vielen Schriften Voltaire's und bringt die Ueberzeugung auf, er, der so viel umgestürzt und zerstört hat, würde vielleicht alles Bessere geschützt und aufrecht erhalten haben, wenn er außer seinem Nationalstolz, seiner Anhänglichkeit an sein Vaterland und seinem Genie auch Würde und hochherzige Unterwerfung unter das bestehende Gute gehabt hätte.

Seine Geschichte Karls XII ist ein angenehmer Roman, wie wohl der König Stanislaus von Polen behauptete, es sey wahre Geschichte. Darin herrscht viel Farbe und Leben, unglücklicher Weise aber auch ein gewisser Anekdotenton, der fast alle historische Schriften Voltaire's entstellt.

Ueber seine Geschichte Peters des Großen und seine Annalen läßt sich nichts Gutes sagen. Es waren Arbeiten, die er auf Bestellung für Fürstinnen machte, wahre Fabrikarbeit.

Auch der Précis du Siècle de Louis XV ist ein gar schwaches Werk. Ebenso seine Geschichte des Pariser Parlaments, denn die Rachsucht Voltaire's hinderte ihn sogar darin eine beredte Sprache zu führen.

Seine sogenannten philosophischen Werke konnten nur bei den Franzosen seiner Zeit, sonst aber bei keinem Volk philosophisch heißen, denn sie sind nichts als Compilationen von Spässen, Scherzen, Satyren und Sophismen. Mit seinen lettres philosophiques, seiner Bible commentée und seinem Dictionnaire philosophique hatte es dieselbe Bewandtniß; nur vor fünfzig Jahren konnte man diese Schriften in Frankreich lesen, denn auch in diesem Lande hat sich in dieser Beziehung Vieles geändert. Die aus dem religiösen Zweifel hervorgehende Trauer hat Viele überzeugt, daß man zu Ernst, Sittlichkeit und Wahrheit zurückkehren und Schriften in diesem Geist als Mittel zur Regeneration lesen müsse. Gar manche Leute ohne ausgezeichneten Verstand sehen doch jetzt klar ein, was Voltaire nicht begriff, daß unter allen socialen Theorien eine oben an steht, nämlich das Christenthum und sein Evangelium.

Voltaire mußte sein Irren theuer bezahlen. Sein mächtiges und doch unfruchtbares Genie verfehlte seine Bestimmung und entsprach keineswegs dem Bedürfniß seiner Zeit und seines Volkes. Als leichter, gewandter und brillanter Poet fehlte es ihm doch an Begeisterung. Als Geschichtschreiber brachte er es nie so weit, die Bedeutung der Geschichte zu verstehen; als Philosoph that er nichts, um den menschlichen Geist zu erheben und zu bereichern. Zwar war er in allen Genren ein glänzender Schriftsteller, aber häufig warf er nur blendende Strahlen oder selbst falsches Licht aus und verkündigte damit Kälte und allgemeine Dunkelheit. Voltaire macht sich von Gott los, aber sein seltener Geist verlor mit ihm gerade das, wodurch das Genie unsterblich wird, nämlich den menschlichen Genius in seiner höchsten, würdigsten und schönsten Bedeutung."

So weit Ph. Chasles. Aber schon früher gab es in Frankreich Leute, die Voltairen und seine Werke ganz richtig beurtheilten, z. B. Napoleon. So sagte er einmal zu Fontanes, Großmeister der Universität: „Sie lieben Voltairen.. thun aber daran sehr Unrecht, denn von ihm geht nur Unruhe, Umwälzung und Aufhetzung aus, sein Geist hat eine ganz falsche Richtung und darum macht er sich über Alles lustig... mit seinem Witz hat er alle menschliche und göttliche Autorität in ihren Grundlagen untergraben... er hat seine Zeit ganz umgekehrt.. ja die Revolution, die uns entehrt und ruinirt hat, ist von ihm ausgegangen.. Sie lächeln über meinen Eifer? gewiß wissen Sie nicht, daß unter zwanzig Offizieren meiner Armee neunzehn einen Band dieses Dämons in ihrem Mantelsack haben... Sie beziehen sich auf seine Trauerspiele... er hat aber nur Ein gutes gemacht, den Oedipus... Wollten Sie seinen Orestes und seinen Brutus in Schutz nehmen? Darf man denn Regierungs- und Dynastienveränderungen so darstellen? Hier waren doch zwei schöne Gegenstände zu behandeln... ich will mich daran machen und sie umarbeiten... diesen Sommer werde ich Zeit dazu haben... ich will die Prosa machen, Sie übernehmen die Verse." In dem bezeichneten Sommer 1808 wurde jedoch weder Prosa noch Verse gemacht, denn Napoleon hatte eine andere Tragödie vor, er hatte von den Bayonner Schlechtigkeiten an zuviel mit Spanien zu thun, um an Brutus und Orestes zu denken.

Mr.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 57.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

30 Junius 1838.

Scenen aus Bulwers neuem Schauspiel.

Die Dame von Lyon oder Liebe und Stolz.

(The Lady of Lyons or Love and Pride.)

Bulwer schrieb sein neues Stück, the Lady of Lyons, wie er selbst in der Vorrede dazu sagt, um die Behauptung einiger Kritiker zu widerlegen, „ein guter Romanschreiber könne kein vorzüglicher dramatischer Schriftsteller seyn,“ — eine Behauptung, die man in Folge des geringen Beifalls aufstellte, den Bulwers erstes Stück, die Herzogin von la Valliere, erhalten hatte. Der Hauptfehler in seiner ersten dramatischen Produktion war Breite, diese hat er nun in der Dame von Lyon ganz besonders vermieden; er hat sie einzig und allein für die Bühne geschrieben, und sein Augenmerk dabei weniger auf schöne Diction, als auf die rasche Entwicklung und zweckgemäße Durchführung der Handlung gerichtet. Daher ist es denn gekommen, daß der erste Akt fast nur eine flüchtig hingeworfene Skizze und das ganze Stück trotz seiner fünf Aufzüge sehr kurz ist. Das behandelte Sujet ist von der Art, daß es die Erwartung nicht eben bedeutend spannt, — man weiß immer den Ausgang oder kann ihn sich leicht denken, — dabei führt es jedoch zu vielen poetischen Situationen, die der Verfasser dem Zuschauer meisterhaft vor die Augen zu stellen gewußt. Eine dunkle Erinnerung, wie Bulwer in seiner Vorrede sagt, an eine kleine Erzählung „Perouse oder der Bälgenflicker,“ hat zur Entstehung des Stückes Veranlassung gegeben. Zwei reiche junge Männer, Beauséant und Glavis, die sich um die Hand der Dame von Lyon, Pauline Dechappelles, bewerben, sind abgewiesen worden, und beschließen sich zu rächen. Ein junger Gärtner, Claude Melnotte, dessen Vater früher bei Pauline's Eltern gedient, liebt die stolze Schöne ebenfalls; er wagt es, ihr seine Leidenschaft in Versen zu gestehen, sein Bote wird mißhandelt und aus dem Hause geworfen. Empört hierüber ergreift er begierig die Gelegenheit zur Rache, die Beauséant und Glavis ihm bieten. Er wird durch sie mit Equipage, feinen Kleidern und Dienern reichlich ausgestattet, der Dame von Lyon als Prinz von Como vorgestellt, und sie faßt eine heftige Leidenschaft für ihn. Melnotte war im Stande, seine Rolle gehörig durchzuführen, da er von seiner Kindheit an aus Liebe zu Pauline nichts gescheut hat, um sich eine gründliche Ausbildung zu verschaffen. Als nach der Trauung der Betrug entdeckt wird, nimmt Melnotte Militärdienste — (das Stück spielt in Lyon in den Jahren von 1795 — 1798) — und kommt nach zwei Jahren als Oberst, jedoch unter einem fremden Namen und verkleidet zurück. Nachdem er sich von Paulinens Treue überzeugt, die eben im Begriff steht, um ihren Vater vom Bankerott zu retten, dem verhaßten Beauséant ihre Hand zu reichen, gibt er sich zu erkennen, und reißt durch sein mitgebrachtes Beutegeld auch den Vater aus aller Verlegenheit. Dieß ist in kurzen Worten das von Bulwer behandelte Sujet. Außer den angeführten Personen spielen mit Herr und Madame Dechappelles, Pauline's Eltern, — Oberst Damas, Pauline's Onkel, — Gaspar, Melnotte's Freund, — Melnotte's Mutter, der Wirth vom goldnen Löwen, u. s. w. Wie in den meisten englischen Stücken ist von Einheit des Orts und der Zeit wenig die Rede, doch sind alle Charaktere scharf und treffend gezeichnet.

Vor etwa acht Wochen gab man dieß Schauspiel im Covent-Garden-Theater zum erstenmal, ohne den Namen des Verfassers zu nennen. Es fand solchen Beifall, daß man es — wie die englischen Blätter beweisen — seit jenem Abend fünfzigmal hintereinander bei stets vollem Hause aufführte. Das Exemplar, aus welchem wir nachfolgende Scenen mittheilen, gehört bereits zur dritten Auflage. Durch eine gute Uebersetzung und geschickte Nachfüllung des ersten Akts würde dieß Stück gewiß auch auf der deutschen Bühne Glück machen.

Erster Akt.

Erste Scene.

Ein Zimmer im Hause des Herrn Dechappelles zu Lyon. Pauline auf einem Sopha, neben welchem ein Tisch mit Blumen; Marianna, ihr Kammermädchen, ordnet ihr das Haar.

Madame Dechappelles auf einem Sessel. Später Beauséant.

Madame Dechappelles.

Marianna, bringe die Rose noch etwas mehr nach der rechten Seite. (Marianna thut es.) Ah — so, das sieht vornehm aus und steht dir ganz vortrefflich! Du bist doch wirklich ein ausgezeichnet schönes Kind, — ganz in meinem Genre; es wundert mich durchaus nicht, daß du so entsetzlich viel Aufsehen erregst: Jung und Alt, Reich und Arm huldigen der ersten Schönheit von Lyon. Ah — wir leben in unsern Kindern noch einmal, besonders wenn sie unsere Augen und unsern Teint haben.

Pauline (schmachtend).

Liebe Mutter, du machst deine Tochter eitel. (Bei Seite.) Wüßt ich doch, wer mir diese Blumen gesendet!

Mad. Dech.

Nein, Kind; — wenn ich dich lobe, so geschieht es nur, um den gehörigen Grad von Ambition und Selbstgefühl in dir rege zu erhalten. Du bist dazu bestimmt, eine glänzende Partie zu machen. Die Schönheit ist eine Waare, die sich — je nachdem man damit umzugehen weiß — zu einem hohen oder niedern Preise losschlagen läßt. Marianna, geh' und bestell' uns den Wagen. (Marianna ab.)

Pauline.

Wer kann es seyn, der mir jeden Tag diese schönen Blumen sendet? — Wie hold sie sind!

Ein Kammerdiener tritt ein.

Kammerdiener.

Herr Beauséant, Madame!

Mad. Dech.

Führ' ihn herein. Pauline, der kommt, um dir einen Antrag zu machen, — ich weiß es. Dein Vater sollte einen neuen Buchhalter annehmen, um alle deine Eroberungen gehörig eintragen zu lassen.

Beauséant tritt ein.

Beauséant.

Ah — meine Damen, wie glücklich bin ich, Sie zu treffen! (Bei Seite.) Wie reizend sie aussieht! — In eine Kaufmannsfamilie hinein zu heirathen ist für mich ein großes Opfer; die Leute werden mir ewig dankbar seyn. (Laut.) Madame, erlauben Sie mir ein Wort mit Ihrer schönen Tochter. — (Er naht sich Paulinen, die verdächtlich aufsteht.) Mein Fräulein, ich bin so dreist, mich Ihnen mit einem Antrage zu nahen, den Sie bestimmt längst schon erwarteten. Als Sie gestern Abend alle Schönheiten Lyons überstrahlten, haben Sie den Sieg über mein Herz vollendet. Es ist Ihnen hinreichend bekannt, daß mein Vermögen von keinem in der Provinz übertroffen wird, — und Sie wissen ebenfalls, daß ich ein Marquis wäre, wenn die Revolution nicht alle Titel abgeschafft hätte. Ich darf daher wohl hoffen, daß Sie meinen Antrag nicht zurückweisen werden, und biete Ihnen meine Hand und mein Herz.

Pauline (bei Seite).

Er hat das Ansehen eines Mannes, der eine Gunst ertheilt. (Laut.) Mein Herr, — Sie sind äußerst herablassend, — ich dank' Ihnen unterthänigst; da ich jedoch zu sehr von meinem eigenen Unwerth durchdrungen bin, so werden Sie mir erlauben, die unverdiente Ehre abzulehnen. (Verneigt sich und wendet sich ab.)

Beaus.

Abzulehnen? — Unmöglich! — Sie scherzen mein Fräulein! — Erlauben Sie mir, Madame, an Sie zu appelliren. Ich bin durchaus ein Freier, wie er sich für die Hand Ihrer Tochter schickt. Die Ehepakten sollen ihrer Schönheit und hohen Stellung angemessen seyn. Kann ich vielleicht Herrn Dechappelles meine Aufwartung machen?

Mad. Dech.

Herr Dechappelles mischt sich niemals in häusliche Angelegenheiten, — Sie sind äußerst verbindlich. Wären sie noch ein Marquis, oder hätte meine Tochter Lust, einen Bürgerlichen zu heirathen, — nun — wer weiß, — vielleicht würden wir Ihnen den Vorzug geben.

Beaus.

Einen Bürgerlichen? — wir sind jetzt in Frankreich alle bürgerlich.

Mad. Dech.

In Frankreich, ja; doch in den andern Ländern Europa's gibt es noch Adelige genug! Wir sind von Ihren guten Eigenschaften überzeugt, und zweifeln nicht, daß Sie bald ein Mädchen finden werden, dessen Ansprüchen Sie zu genügen vermögen. — Es wird uns angenehm seyn, Sie noch ferner in unserm Hause zu empfangen. Mein Kind, der Wagen muß sogleich vorfahren.

Beaus.

Ich verstehe, Madam. (Bei Seite.) Einen Korb; — und von einer Kaufmannstochter! Vor Sonnenuntergang wird ganz Lyon es wissen. Ich will mich auf mein Schloß zurückziehen, Philosophie studiren und ein Weiberfeind werden. Einen Korb! — Die Leute gehören ins Tollhaus! — (Laut.) Meine Damen, ich habe die Ehre, Ihnen einen guten Morgen zu wünschen. (Ab.)

Mad. Dech.

Was sich diese Männer einbilden! Ich denke, Kind, wir haben unserer Würde nichts vergeben. Jedes Mädchen, und wäre es noch so unerfahren, versteht einen Antrag anzunehmen; doch erfordert es viel Geschick, ihn mit der gehörigen Herablassung und Verächtlichkeit abzuweisen. Ich habe mich in der Schule oft bei meinem Tanzmeister darin geübt.

Zweite Scene.

Oberst Damas. Die Vorigen.

Damas.

Guten Morgen, Cousine! — Nun, meine schöne Nichte, haben Sie sich vom gestrigen Ball gehörig erholt? So viel Triumphe müssen ermüden. Selbst der junge Glavis seufzte auf eine höchst klägliche Weise, als Sie den Saal verließen.

Pauline.

Glavis? — Nun wahrhaftig!

Mad. Dech.

Glavis? — Als wenn meine Tochter sich jemals herablassen könnte, an den zu denken!

Damas.

Nun, nun — warum nicht? Sein Vater hinterließ ihm ein großes Vermögen, und er ist von besserer Herkunft als du, Cousine. Sie rechnen vielleicht auf Beauséant, schöne Pauline, — sein Vater war ein Marquis.

Pauline.

Auf Beauséant? — Onkel, Sie machen sich ein Vergnügen daraus, mich zu quälen.

Mad. Dech.

Hör' nicht darauf, mein Kind. — Vetter Damas, du verstehst nichts vom guten Ton der feinen Welt; in allen deinen Aeußerungen liegt etwas Rohes. Beauséant weiß bereits, daß er für meine Tochter keine Partie ist.

Damas.

Ho ho! — Es scheint in der That, als wenn du für deine Tochter einen Prinzen verlangtest!

Mad. Dech.

Und wenn ich das thäte? — was dann? — Schon mancher Prinz —

Damas (sie unterbrechend).

Mancher Prinz? — mancher Unsinn! Du solltest dich schämen, in deinen Jahren noch an solche Ungereimtheiten zu denken!

Mad. Dech.

In meinen Jahren? — das ist ein Ausdruck, den man sich nie gegen eine Dame erlauben darf, bevor sie neun und sechzig Jahre neun Monat alt ist, und auch dann hat nur der Prediger der Gemeinde das Recht dazu.

Der Kammerdiener tritt ein.

Kammerdiener.

Madame, der Wagen hält vor der Thür. (Ab.)

Mad. Dech.

Komm, mein Kind, setz' deinen Hut auf, — du siehst höchst vornehm aus, — gar nicht wie dein armer Vater. (Zärtlich.) Ach du kleine Kokette: wenn ein junges Mädchen nichts als Unheil anrichtet, ist es ein sicheres Zeichen, daß es nach seiner Mutter schlachtet.

Pauline.

Adieu, lieber Onkel; ich wünsch' Ihnen eine bessere Laune. (Kehrt zurück um die Blumen zu nehmen.) Wer kann mir diese Blumen geschickt haben?

(Fortsetzung folgt.)

Ein Verräther.

(Fortsetzung.)

Gerade in diesem Augenblick trat Cece dei Gherardini ein; Bocca faßte sich und begrüßte den Gueisen höflich; die Aufmerksamkeit der Andern lenkte sich auf den Eingetretenen. Bocca bemerkte, daß Cece in Gedanken war und befragte ihn, ob er schon von der Neuigkeit wisse? Der Gueise bejahte es, und Frau und Tochter drängten sich herbei, zu hören, ob diese Neuigkeit guter oder böser Art sey. „Ganz schlimm ist sie, wahrhaftig," versetzte Bocca und zeigte sich sehr mißvergnügt. „Ihr habt Recht, Messer," versetzte Cece; „die Sieneser sind mit einem Heere gegen Montalcino gezogen, eine Veste, die unter unsrer Herrschaft steht." — „Das heißt," fiel Bocca ein, „die Sieneser sind entschlossen, um jeden Preis den Krieg mit unserer Republik fortzusetzen." Darauf sagte Cece: „Ich glaube doch nicht, daß wir uns wegen dieser Feindseligkeit der Sieneser zu sehr beunruhigen sollten. Meine Ansicht ist, daß unsere Stadt Hülfe zur Vertheidigung nach Montalcino schicken sollte und mehr nicht." — Darauf Bocca: „Aus diesem Kriegszug werden Folgen entspringen von größerem Gewicht als Ihr glaubt. Ich glaube nicht, daß die Sieneser bei diesem Unternehmen ganz allein auf eigne Faust handeln; die aus Firenze verbannten Ghibellinen sind zahlreich und angesehen; wer weiß, was für Ränke jetzt von ihnen gesponnen werden." — „Die verbannten Ghibellinen," versetzte Jacopo dei Pazzi, „wenn sie hier von unserm Volk besiegt werden konnten, dürfen uns, entfernt, keine Besorgniß einflößen. Die Sieneser aber können nur Nachtheil haben; und ich tröste mich damit, daß der Oelbaum von Sta. Petronella noch nicht ausgerissen ist aus dem Hügel, worein wir ihn beim letzten Feldzug gepflanzt." — „Jedes Unternehmen," sagte der alte Gueise, „will mit Klugheit angegriffen seyn, und ich wiederhole, man muß wegen dieses Zuges auf Montalcino nicht die Geschicke zweier Staaten vorschnell aufs Spiel setzen." — In dieser Weise besprachen sich die Männer noch eine Weile, während den beiden Frauen das Herz sich zusammenschnürte, als sie hörten, daß die Rede von neuen Kriegsrüstungen sey. Bocca degli Abbati hatte jetzt die Ansicht des hochgeachteten Gueisen über das Unternehmen der Sieneser kennen gelernt, und da er daran verzweifelte, ihn auf eine andere Ansicht zu bringen, auch fürchtete sich selbst verdächtig zu machen, schwieg er endlich und nahm Abschied. Noch an diesem Abend horchte er in mehreren Häusern der Gueisen, was sie von der Sache dächten; denn er hatte seine geheimen Gründe, dringend zu wünschen, daß die Stadt Firenze einen großen Kriegszug unternähme.

Im August desselben Jahrs 1260 kamen in Firenze zwei Franziskaner an, mit einer geheimen Botschaft von den verbannten Ghibellinen in Siena an die Aeltesten der Stadt Florenz, wollten aber ihren Auftrag nur Wenigen und unter dem eidlichen Versprechen der Verschwiegenheit eröffnen. In der Kirche Sta. Reparata wurde im Allerheiligsten die Zusammenkunft gehalten; die Evangelien waren aufgeschlagen und sechs Kerzen angezündet. Die beiden Abgeordneten der Stadt waren Gianni Calcagni dei Varchereggia und Erboletti di Porta San Piero, ein Mann von vieler Kühnheit und Geschäftskunde, den man wegen seiner Entschlossenheit allgemein den Spedito nannte. Ehe die Franziskaner ihre Eröffnungen machten, leisteten die beiden Aeltesten den Eid der Verschwiegenheit. Eine lange Unterhandlung begann jetzt; die Franziskaner waren von den verbannten Ghibellinen in Siena beauftragt, den Florentinern zu eröffnen, sie, die Verbannten, in Verbindung mit vielen Sienesern, seyen geneigt, unter der Bedingung, daß man

ihnen zur Belohnung die Rückkehr nach Florenz gestatte und daß man ihnen zur Bestreitung der nöthigen Kosten zehntausend Goldgulden sofort zuschicke, die Stadt Siena, welche der Herrschaft des Provenzano Salvani müde sey, in die Hände der Florentiner zu liefern. Die Abgeordneten zeigten Briefe von Farinata degli Uberti; sie versprachen, es solle dem Heer der Florentiner, welches bedeutend seyn müsse, ein Thor von Siena geöffnet werden, und wußten alle Zweifel und Anstände der beiden Aeltesten und namentlich des klugen Spedito durch ihre Aufschlüsse und Zusicherungen zu zerstreuen. Das verlangte Geld wurde ihnen binnen 24 Stunden eingehändigt.

Nunmehr galt es, bei der gleich am folgenden Tage berufenen Versammlung der Großen und der Volksmänner die Stimmenmehrheit für einen großen Kriegszug zu gewinnen, und der Absicht der beiden Ältesten, welche allein den Inhalt der Botschaft von den Ghibellinen zu kennen glaubten, arbeiteten Bocca degli Abbati und einige andere versteckte Ghibellinen, welche auch davon Kunde hatten, trefflich vor.

Am 27 August war die Rathsversammlung; Alles harrte gespannt, und der Spedito, welcher sich zuerst erhob und den man am besten unterrichtet glauben durfte, schlug in einer Rede vor, das von den Sienesern angegriffene Castell Montalcino mit einem starken Heer zu unterstützen. Ein Gemurmel in verschiedenem Sinn erhob sich und ein Jeder wollte zuvor die Meinung der Andern hören, eh' er sich ausspräche. Die meisten vom Adel waren gegen diesen Krieg, aber die Volkspartei war dafür gestimmt und Bocca degli Abbati trieb sich geschäftig unter der letztern herum und schürte die kriegerischen Flammen. Viele der hitzigsten Volksmänner riefen: Man beginne Krieg mit Siena! und noch Mehrere riefen Beifall, aber Messer Tegghiaio Aldobrandi, ein edler Gueife, ein sehr einsichtsvoller Mann und von großer Tapferkeit und gewaltigem Ansehen, stand auf und schrie noch lauter: Man fange keinen Krieg an! da schwieg Alles einen Augenblick und er fuhr fort: „Ich halte es für übel gerathen, o Ihr Bürger, diesen Kriegszug zu begünstigen; darum will ich Euch aufs treulichste rathen, zu Hause zu bleiben!" Und jetzt drängten sich die edeln Guelfen beistimmend um ihn, und die Andern murrten und warteten ab, daß Einer aus ihrer Mitte das Wort ergreifen; bald trat auch einer von der Volkspartei vor und fragte den Tegghiaio, warum er gegen den Zug sey. Eine längere Erörterung der Gründe für und wider erhob sich und der Spedito, unterstützt von den Aeltesten und der Volkspartei, sprach feurig für den Krieg. Mit Mühe konnte sich am Ende Tegghiaio Gehör verschaffen; und als er rieth, wegen der 1800 Deutschen, welche bei den Sienesern seyen, den Krieg zu verschieben, bis deren dreimonatliche Dienstzeit abgelaufen sey, verhöhnte ihn der Spedito und bezüchtigte ihn der Furcht mit einem pöbelhaften Witze. Das Volk lachte, der verständige guelfische Ritter knirschte und antwortete mit stolzer Miene, sich gegen Spedito wendend: „Ihr werdet im Fall der Noth nicht das Herz haben, in der Schlacht mir dahin zu folgen, wo ich meinen Platz einnehmen werde!" und zu den ihn Verlachenden gewendet fuhr er fort: „und Viele mögen heute Lust haben zu lachen, die hernachmals weinen werden! Wehe der frechen Jugend, welche die Weisheit der Alten höhnt!" — Der Lärm ward immer ärger und die dem Zug Abgeneigten verstummten, als Messer Cece dei Gherardini das Wort verlangte, um seinen Freund Tegghiaio zu vertheidigen. Aber man wollte ihn nicht hören und er erhob immer stärker seine Stimme, und die Aeltesten wollten ihn sprechen lassen, aber die Volksmänner schrieen immer ärger. Der Spedito, übermüthig gemacht durch den Beifall des Volks, stellte endlich die Stille her und sagte: „Ihr Bürger, Messer Cece dei Gherardini will sprechen gegen den schon durchgegangenen Beschluß; man höre ihn, weil er darum bittet, aber eine Strafe von 100 Liren sey ihm auferlegt." — „Ich zahle sie," sagte Messer Cece. Noch frecher und übermüthiger als zuvor steigerte jetzt der Spedito die Strafe auf 200, und dann, als Cece auch diese zu zahlen sich bereit erklärte, auf 400 Lire, und zuletzt rief er ihm zu: „Ihr sollt es büßen mit Eurem Kopfe, wenn Ihr redet!" Da verstummte Messer Cece, und es wurde von dem hochmüthigen Volke der Beschluß gefaßt zum Kriegszug gegen Siena, und sollten alle waffenfähigen Männer daran Theil nehmen und kein Verzug eintreten.

(Fortsetzung folgt.)

Gedichte von Robert Burns.

Todessang.

Die Scene — ein Schlachtfeld; Tageszeit — Abend; die Verwundeten und Sterbenden des siegreichen Heeres vereinigen sich zu folgendem Gesange:

Leb' wohl, schöner Tag, und du grünendes Land
In der sinkenden Sonne Schein,
Leb' wohl, Lieb' und Freundschaft, du zartes Band,
Bald werden wir nicht mehr seyn.

Du grimmiger Gegner der Menschennatur,
Geh' und schrecke den feigen Wicht;
Geh', lehre ihn zittern! Doch wisse nur,
Den Tapferen schreckest du nicht.

Du berührest den Bauer — er sinket dahin,
Sein Name wird mit ihm verscharrt;
Du berührest den Helden — o reicher Gewinn!
Da seiner Unsterblichkeit harrt.

Das Schwert in der Hand — auf dem Felde der Ehr' —
Im Kampfe für König und Herd —
Und siegegekrönt fallen — o wo ist Einer, der
Bei den Tapfern zu ruhn nicht begehrt!

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 58 u. 59.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

4 Julius 1838.

Scenen aus Bulwers neuem Schauspiel.

Die Dame von Lyon oder Liebe und Stolz.

(The Lady of Lyons or Love and Pride.)

(Fortsetzung.)

In den folgenden Scenen, die in einem Dorfe dicht bei Lyon vor dem Gasthof zum goldenen Löwen spielen, erfahren Beauséant und Glavis durch den Gastwirth, da Melnotte, nachdem er so eben beim Scheibenschießen den besten Schuß gethan, als Schützenkönig mit Musik vorüber zieht, von seinem Thun und Treiben, und sie beschließen, an ihn, der mit seiner Mutter in der Nähe des Dorfes wohnt, sogleich zu schreiben, und ihn zum Werkzeug ihrer Rache zu machen. Der erste Akt schließt in Melnotte's Wohnung:

Eine geräumige Stube in Melnotte's Hause; hin und wieder Blumen; auf einem eichenen Tisch Guitarre und Schreibmappe. — über dem Kamin zwei gekreuzte Rappiere. — auf der Staffelei ein verhängtes Bild. Trotz der bescheidenen Möbels ist überall ein Streben nach Nettigkeit bemerkbar. Rechts eine Nebenthür. Melnotte's Mutter. Später Melnotte.

Musik und Geschrei hinter der Scene:

„Lang' lebe Melnotte! Lang' lebe der Prinz!"

Mutter.

Horch — da ist mein Sohn. Er hat bestimmt den Preis davon getragen, und nun wird er den Leuten auch etwas versehen wollen.

Melnotte (öffnet die Thüre und spricht hinaus).

Wie — Ihr wollt nicht eintreten, meine Freunde? Gut, so nehmt diese Kleinigkeit, und macht Euch an einem andern Orte ein Vergnügen. Gehabt Euch wohl!

Geschrei und Musik hinter der Scene.

„Hurrah!" — „Es lebe Melnotte" — „Es lebe der Prinz!"

Meln. (mit einer Büchse in der Hand eintretend).

Guten Tag, Mutter; — wünsch' mir Glück; ich habe den Preis gewonnen und keinen einzigen Fehlschuß gethan. Ist es nicht eine wunderschöne Büchse?

Mutter.

Wie viel ist sie werth?

Meln.

Werth? — Frägt der Soldat nach dem Werth des Ordens? — Werth! — Alles! der Ruhm ist unbezahlbar.

Mutter.

Ueberlaß den Ruhm den vornehmen Leuten, mein Sohn. Luftschlösser zu unterhalten kostet viel Geld! Wie wird das noch enden? Was hilft es, daß du Lateinisch lernst, und fechten, singen, malen, tanzen und die Guittarre spielen kannst? Alles recht schön, — aber was bringen diese Dinge dir ein?

Meln.

Schätze, Schätze, Mutter! — Schätze dem Gemüth, — hohe Gedanken und stolze Träume dem Herzen, — die Hoffnung auf Ruhm, und die Gewißheit, der Liebe Paulinen's immer würdiger zu werden!

Mutter.

Mein armer Sohn! — Die junge Dame denkt nicht an dich!

Meln.

Denken die Sterne an uns? Und dennoch, wenn der Gefangene sie in seinem Kerker scheinen sieht, kannst du ihm verdenken, daß er sich an ihrem Glanze weidet? So blick' auch ich aus meiner niedern Zelle zu Paulinen empor, und vergesse meine Ketten. — (Er tritt an die Staffelei und enthüllt das Gemälde.) Sieh ihr Bild, von mir aus der Erinnerung gemalt! O, wie die Farben ihr Unrecht thun! (Er nimmt den Pinsel auf und wirft ihn wieder von sich.) Ich werde nie ein Maler werden; — ich könnte nur ein Bild malen, und das ist über jegliche Kunst erhaben. Ich möchte Soldat werden, — Frankreich hat deren nöthig; doch ich kann die Luft nicht verlassen, in der sie athmet. Was ist die Uhr? — Schon so spät? — Ich will dir ein Geheimniß anvertrauen, Mutter. Du weißt, daß ich in den letztvergangenen sechs Wochen Paulinen an jedem Tage die schönsten Blumen zugeschickt habe; — sie trägt sie, — ich habe sie an ihrer Brust gesehn! Ach, — das ganze Universum schien sich

mit Wohlgeruch zu füllen! Ich bin nun kühner geworden, — ich habe meine Liebe in Versen ausgeströmt, und ihr diese mit meiner Namensunterschrift übersandt. Mein Bote sollte eigentlich um diese Zeit schon zurück seyn; ich befahl ihm auf Antwort zu warten.

Mutter.

Und was für einer Antwort siehst du entgegen?

Meln.

Derjenigen, welche die Königin von Navarra dem armen Troubadour sandte: „Ich wünsche das Orakel zu sehn, das den Völkern meine Schönheit verkündet.“ Sie wird mich zu sich bitten, — ich werde sie reden hören — in ihre Augen sehn; — auf ihren Wangen werd' ich die Gedanken lesen, die sich durch zartes Erröthen kund thun. Dann, o dann vergißt sie vielleicht, daß ich eines Bauers Sohn!

Mutter.

Du wirst sie nie zu sprechen bekommen.

Meln.

Ich sehe Alles voraus. Sie wird mir sagen, Verdienst sey der einzige Rang. Sie wird mir ein Andenken, — eine Blume — einen Handschuh — reichen, — o Entzücken! Ich trete dann in die Armee der Republik, und gewinne mir einen Namen, vor welchem sie nicht erröthen darf. Ich werde mit dem Recht zurückkehren, ihr sagen zu dürfen: „Sieh, wie die Liebe nicht das Hohe erniedrigt, sondern das Niedere empor hebt.“ O, wie schwillt mein Herz!

(Es klopft.)

Mutter.

Herein!

Gaspar, Melnotte's Freund, tritt ein.

Meln.

Willkommen, Gaspar, willkommen! Wo ist der Brief? — Warum wendest du dich ab? Wo ist die Antwort?

(Gaspar reicht ihm einen Brief.)

Dieß ist mein Brief, den ich dir zur Besorgung anvertraute; — hast du ihn nicht abgegeben?

Gaspar.

Ja, ich gab ihn ab.

Meln.

Und meine eigenen Verse bringst du zurück, sonst nichts?

Gaspar.

Es wird dich nicht erbauen, wenn ich dir erzähle, wie man deinen Boten aufgenommen. Deinethalben, Melnotte, hab' ich das ertragen, was sich kein Franzose sonst gefallen läßt, — Mißhandlung.

Meln.

Mißhandlung, Gaspar? — in der That, Mißhandlung?

Gaspar.

Ich gab deinen Brief dem Portier, und nun ging er von Bedienten zu Bedienten, bis er die Dame erreichte, an die er war.

Meln.

Sie hat ihn also erhalten, dessen bist du gewiß? — Nun?

Gaspar.

Sie erhielt ihn, und er wurde mir mit Fußtritten zurückgegeben. Hörst du, Melnotte, mit Fußtritten! Tod und Teufel! sind wir noch Sklaven, daß man sich erlaubt, so mit uns umzugehen?

Meln.

Mit Fußtritten? Nein, Gaspar, nein, — nicht mit Fußtritten!

Gaspar.

Ich könnte dir die blauen Flecke zeigen. Der Lakai, welcher deinen Brief in den Schmutz trat, schwor, nie seyen die junge Dame und ihre Mutter auf eine so grobe Weise beleidigt worden. Was enthält der unglückliche Brief?

Meln. (in den Brief sehend).

Keine Zeile, die nicht ein Leibeigner an eine Kaiserin hätte richten dürfen.

Gaspar.

Man bedroht dich mit derselben Behandlung, wenn du dort vorüber kommen solltest. Dürfen wir das leiden?

Meln.

Verzeih, Gaspar, ich bin an Allem Schuld; — du sollst gerächt werden. Die herzlose Bande!

Gaspar.

Du bist bewegt, Melnotte, denk' nicht an mich; ich würde durch Feuer und Wasser laufen, um dir zu dienen; aber ein Fußtritt! Es ist nicht der Schmerz, sondern die Schande.

Meln.

Was hab' ich ihnen gethan? — Wodurch sie beleidigt?

Gaspar.

Hast du nicht an die Tochter des reichen Kaufmanns geschrieben?

Meln.

Das hab' ich.

Gaspar.

Und bist du nicht ein Bauer? Das ist die Beleidigung, u. s. w. (Ab.)

Mutter.

Bist du jetzt geheilt, mein Sohn?

Meln. (den Brief zerreißend).

So streu' ich die Erinnerung an sie in alle Winde! Ich will sie auf offner Straße anhalten — sie beleidigen — ihre Leute prügeln, u. s. w.

Gleich darauf erhält Melnotte den Brief von Beauséant, der ihm Rache verspricht, und er begiebt sich nach dem Gasthof, um Alles mit Beauséant zu verabreden. So schließt der erste Akt.

Zweiter Akt.

Der Garten hinter Dechappelles Haus.

Beauséant und Glavis drücken in der ersten Scene ihre Freude aus, daß ihr Plan so gut gelungen und daß Melnotte, der nunmehrige Prinz von Como, sogleich Pauline's Neigung gefesselt. Beauséant hat ihm eine goldene Dose mit Brillanten, Glavis einen Diamantring geliehen.

Zweite Scene.

Melnotte als Prinz. Pauline an seinem Arme. Madame Dechappelles und Oberst Damas kommen aus dem Hause. Beauséant und Glavis treten ehrerbietig zurück.

Mel n.

Diese Gärten sind ausgezeichnet schön, Madame, — wer legte sie an?

Madame Dechappelles.

Ein Gärtner, Namens Melnotte, Ew. Hoheit, — ein ehrlicher Mann, der seine niedere Stellung nie vergaß. Von seinem Sohne kann ich das nicht rühmen, — ein anmaßender Bursche, der — hahaha! — sich herausnahm, meiner Tochter Verse — abscheuliche Knittelverse — zu übersenden.

Pauline.

Ja, denken Sie, Prinz, — wie würden Sie darüber gelacht haben, Sie, der selbst so reizende Verse schreibt.

Meln.

Dieser Melnotte muß ja ein höchst unverschämter Schlingel seyn!

Damas.

Ist er hübsch?

Mad. Dech.

Ich nehme nie Notiz von der Kanaille, — ein häßlicher, gemeinaussehender Tölpel, wenn ich mich recht erinnere.

Damas.

Dein Portier sagte mir, er sehe Sr. Hoheit auf höchst merkwürdige Weise ähnlich.

Meln. (Tabak nehmend).

Sie sind äußerst verbindlich.

Mad. Dech.

Schäm' dich, Vetter! dem Prinzen, wahrhaftig!

Pauline.

Ihnen? — Mutter, unserm schönen Prinzen? Ich spreche nie wieder ein Wort mit Ihnen, Onkel.

Meln. (bei Seite).

Rang macht schön! (Laut.) Monsieur Beauséant, kann ich Ihnen dienen? (Er reicht ihm die Dose.)

Beauséant.

Ich danke Ew. Hoheit, — dieß kleine Laster hab' ich nicht.

Meln.

Wär' es ein Laster, so hätten Sie's bestimmt.

Mad. Dech.

Welch' kostbare Dose!

Pauline.

Und welch' schöner Ring!

Meln.

Die Dose gefällt Ihnen? — Ein unbedeutendes Ding — vielleicht interessant als ein Geschenk Ludwigs XIV an meinen Urgroßvater. Erzeigen Sie mir die Ehre, sie anzunehmen.

Beauf. (ihn am Rockschoß zupfend).

Was zum Teufel — meine Dose! Sind Sie toll? Sie ist 500 Louisdor werth!

Meln. (ohne auf ihn zu achten, zu Pauline).

Und Ihnen gefällt der Ring? Ah — er hat erst ein Lüster bekommen, seit er ihre schönen Augen zurückstrahlt. (Er steckt ihn auf ihren Finger.) Von jetzt an, holde Zauberin, betrachten Sie mich als den Sklaven des Ringes.

Glavis (ihn zupfend).

Halt, halt! — was thun Sie da? Das Vermächtniß einer alten Tante — ein Diamant vom ersten Wasser! Ich bringe Sie als einen Schwindler an den Galgen!

Meln. (als hörte er nichts).

Dieser Ring hat für unsere Familie besonderes Interesse: es ist derjenige, mit welchem mein Großvater, der Doge von Venedig, dem Adriatischen Meere sich vermählte. (Mutter und Tochter besehen den Ring.)

Meln. (zu Beauf. und Glavis).

Pfui, meine Herren, — Prinzen müssen freigebig seyn. (Sich an Damas wendend, der sie genau beobachtet.) Diese guten Freunde sind so sehr auf meinen Vortheil bedacht, daß sie sich meines Eigenthums annehmen, als wär' es das ihrige.

Beauf. und Glavis (verwirrt).

Hahaha! — ein sehr guter Spaß! — hahaha! (Sie scheinen Melnotte durch Gebärden noch Gegenvorstellungen zu machen.)

Damas.

Was bedeutet all' das Geflüster? Ich bin überzeugt, hier ist Betrug im Spiel. Hängen will ich mich lassen, wenn er überhaupt ein Italiener ist. Gleich stell' ich ihn auf die Probe. Servitore umilissimo, Eccellenza. *)

Meln.

Hm — was mag er meinen?

Damas.

Godo di vedervi in buona salute. **)

Meln.

Hm — Hm!

Damas.

Fa bel tempo — che se dice di nuovo? ***)

Meln.

Nun, mein Herr, — was soll das heißen?

Damas.

Oho — nur etwas Italienisch, Ew. Hoheit. Der Prinz von Como versteht seine eigne Landessprache nicht.

Meln.

Nicht mit Ihrer Aussprache, — wer möchte das auch im Stande seyn!

Mad. Dech.

Haha, Vetter, — befaß dich nicht mit Dingen, die du nicht verstehst.

Pauline.

Hahaha, Onkel, Sie sprechen ein schönes Italienisch!

---

*) Ew. Excellenz unterthänigster Diener.

**) Ich bin erfreut, Sie wohl zu sehn.

***) Schönes Wetter heut! — was gibt's Neues?

Beauf. (zu Glavis).

Ein schlauer Fuchs, der sich zu helfen weiß.

Glavis.

Ja, mit meinem Diamantringe. Hol' den Fuchs der Teufel!

Meln.

Hahaha!

Damas.

Was! — Er mich auslachen, mich, einen Obersten in der französischen Armee? Der Mensch ist ein Betrüger, ich weiß es. Will doch einmal sehn, ob er vom Fechten eben so viel versteht, wie vom Italienischen. (Tritt zu ihm heran. Bei Seite.) Mein Herr, Sie sind ein Beutelschneider! — Verstehn Sie das?

Meln.

Nein, — niemals in Gegenwart von Damen; doch werde ich sehr glücklich seyn, von Ihnen darin eine Lektion zu bekommen, oder — Ihnen eine zu geben.

Damas.

Es wird sich Gelegenheit dazu finden, — sorgen Sie nicht. (Im Begriff zu gehn.)

Mad. Dech.

Wohin gehst du, Vetter?

Damas.

Meine italienische Aussprache zu verbessern. (Ab.)

Beauséant und Glavis folgen Damas, um ihn zu beruhigen, und da er Verdacht geschöpft hat, beschließen sie, die Vermählung des jungen Paares noch heut zu bewirken.

Mad. Dech.

Es ist sonst nicht meine Sache, junge Mädchen mit ihren Liebhabern allein zu lassen; doch würde es von wenig Lebensart zeigen, wenn man mit einem Prinzen so prüde wär! (Ab.)

Fünfte Scene.

Melnotte. Pauline.

Meln.

Sie können stolz auf die Verwandtschaft mit einem Manne seyn, der seine Stellung dem Verdienst und nicht der Geburt allein verdankt.

Pauline.

Nun — ja, aber —

Meln.

Aber was, Pauline?

Pauline.

Es liegt etwas Glorreiches in angestammter Herrschaft. Ein Mann, der Ahnen hat, ist wie ein Repräsentant der Vergangenheit.

Meln.

Schon recht, — aber wie gewöhnlich bei Repräsentanten, gehören immer von zehn solchen Männern neun zu den schweigenden Mitgliedern. Ah, Pauline, der rechte Adel blickt nicht auf die Vergangenheit, sondern auf die Zukunft.

Pauline.

Sie sagen dieß nur, um mir, die ich ohne Ahnen bin, zu schmeicheln; aber Sie, Prinz, sind sicher stolz auf ihre berühmten Vorväter.

Meln.

Nein, nein! Und wär' ich hundertmal ein Prinz, nie würde ich mich mit dem Ruhm meiner Ahnen schmücken. O Theure, könntest du mit meinen Augen sehn!

Pauline.

Ich kann mich des Stolzes nicht erwehren, wenn ich dich ansehe, und mir sage, du liebst mich. Holder Prinz, erzähl' mir noch einmal von deinem Schloß am Comosee; ich höre so gern von deinem Glanze reden, seit du mir schwurst, du könntest ohne mich seiner nicht mehr froh werden; und wenn du ihn beschreibst, so thust du es mit so spöttischer Lippe und mit so edler Verachtung, als wenn die Gewohnheit dich gelehrt hätte, deine Größe gering zu schätzen.

Meln.

Nein, Theure, nein; — soll ich die Heimath schildern,
Zu der, wenn mich die Lieb' erhören könnte,
Ich schnell dich führte, lausch': ein tiefes Thal,
Der rauhen Welt durch Alpenhöhn entzogen,
An einem See, den goldne Früch' und Myrten
Flüsternd bekränzen, — der den blauen Himmel
So wolkenlos zurückstrahlt, wie ich die
Erflehe dein Geschick.

Pauline.

Mein heiß Geliebter!

Meln.

Ein edles Schloß, das kühle Marmorwände
In ew'gen Sommer hebt aus dichtem Laub
Voll muntrer Vögel, deren süße Stimmen
Nur deinen Namen flöten. Und um Mittag,
Dann säßen wir in weinumrankter Laube,
Uns wundernd, daß es Unglück gibt auf Erden,
Da uns der Himmel Lieb' und Jugend ließ.
Wir hielten uns nur Liebende zu Freunden,
Kein Ehrgeiz fänd' in unsern Herzen Raum,
Als der, im Lieben uns zu überbieten.
Nur Liebesbücher wählten wir zum Lesen,
Um über die vergebne Müh' zu lächeln,
Die Poesie durch Worte auszudrücken,
Wie sie in Herzen gleich den unsern lebt.
Und zöge dann am stillen Abendhimmel
Die Nacht herauf, dann suchten wir den Stern,
Der einst uns aufnimmt, wenn wir heimgekehrt.
Ein mildes Licht aus Alabasterlampen
Erhellt den Saal, indeß Orangenduft
Uns süß umweht und ferne Lautentöne
Sich mit dem Plätschern der Kaskaden mischen,
Die unter Rosenbüschen munter spielen.
Geliebte, sprich, reizt dieß Gemälde dich?

Pauline.

O, wie die Bienen an der Blüthe, saug' ich
Den Honig deines süßberedten Mundes.

Bin ich nicht glücklich? Lieb' ich dich zu heiß,
Wer wollte dich nicht lieben wie Pauline?

Meln.

Den Prinzen liebst du, Falsche, nicht den Mann;
Hält' ich statt Pomp und Luxus, statt Gewalt
Dir Arbeit, Noth und Armuth vorgehalten,
Du hätt'st den Honig nicht herausgefunden.
Das ist nicht Liebe.

Pauline.

Du bist grausam, Prinz.
Ich fühl' es wohl, wer mich gewinnen wollte,
Der mußte meinem Stolze erst genügen;
Doch jetzt — o glaub' es! — fielst du von der Höh'
Und sänkst —

Meln.

So tief wie jener arme Gärtner,
Der es gewagt, zu dir hinauf zu sehn?

Pauline.

Dann wärst du mir vielleicht viel theurer noch,
Da ich alsdann zu zeigen dir vermöchte,
Was Frauenliebe heißt. Gleich dem Insekt
Sind leicht durch helles Licht wir angezogen;
Doch lockt uns, sind die Schwingen erst versengt,
Kein Stern mehr, und wir flackern um die Flamme
Des eignen Herdes uns zu Tod.

Meln. (bei Seite).

O Qual! —
Es darf nicht seyn! Jetzt schmerzt mich ihre Liebe
Mehr als ihr Haß. Ich will sogleich zu Beauséant,
Und — ha, er kommt. (Laut.) Verlaß mich, süßes Herz,
Auf einen Augenblick; mit jenen Herren
Hab' ich Geschäfte abzumachen, —
Gleich folg' ich dann.

Pauline.

Verweile nicht zu lang'. (Ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Ein Verräther.

(Fortsetzung.)

An demselben Abend saßen in dem Hause des Messer Cece, in demselben Saale wie früher Madonna Margarita und ihre Tochter Cecilia mit ihren gewohnten Arbeiten beschäftigt und sich traulich unterhaltend. Und die Mutter bemerkte, mit welcher Emsigkeit die Tochter die Nadel führte auf dem weißen Seidentuche, das sie stickte, und sie sagte zu ihr: „diese Stickerei, Cecilia, liegt dir sehr am Herzen!" Und das schöne Kind, über diese Worte erröthend, erwiederte: „Ihr wißt ja, liebe Mutter für wen dieß Band bestimmt ist." — „Ja wohl weiß ich es, für Jacopo dei Pazzi. Mache Euch Gott glücklich mit einander, meine Kinder, und schenke dir so viel Glück, als ich jederzeit mit deinem Vater genossen habe;" und eine Thräne der zärtlichen Rührung trat ihr ins Auge; und als ob ihr bisher nicht gestöretes Glück sie mit Bangigkeit in die Zukunft schauen machte, stieß sie einen leisen Seufzer aus, worauf Cecilia sagte: „Ihr seufzt, liebe Mutter, und warum? Hättet Ihr etwa ein geheimes Leid, das Euch quält? Hätte ich Euch gekränkt?" — „Nein, meine Tochter," versetzte die Mutter, „der Himmel hat mir immer unverdienterweise alles Glück geschenkt, und mein bestes Glück bist du, meine Cecilia. Ich sehe dich glücklich in deiner Liebe zu Jacopo dei Pazzi, welchem dein Vater geneigt ist, dich zur Gattin zu geben und deine Mutter freut sich dieser Krönung ihrer Wünsche. Aber jetzt ist mein Glück so groß, daß ich fürchte, es könne nicht Bestand haben. Die Zeiten werden immer wüster und stürmischer. Gott gebe, daß meine Besorgnisse nicht gegründet seyen!" — „Der unglückliche Mann, Messer Bocca degli Abbati ist es," sagte Cecilia, „der Euch solche Besorgnisse eingeflößt hat. Ich kann sein lauerndes Gesicht gar nicht ansehen. Aber glaubt ihm nicht, liebe Mutter. Mein Vater ist klüger und weiser als er und sieht die Sachen nicht in solchem trübem Licht an." — „Du liebst diesen Bocca nicht, Cecilia; es ist wahr, er hat kein sehr liebenswürdiges Wesen; aber hüte dich, irgend Jemand zu hassen. Oh! der Haß, der Haß, meine Tochter, hat Florenz nur allzuviele Thränen gekostet. Und unsere Häuser sind wegen solcher Feindschaft schon mehr als einmal aus der Heimath verbannt gewesen." — „Ich hasse Niemand, meine Mutter! ich liebe Euch, ich liebe Jacopo zu sehr, als daß in meinem Herzen Raum für den Haß gegen irgend Jemand bliebe." „Ach ja, meine theure Seele, lieben wir uns Alle, so werden wir nie Ursache zur Reue haben." — Die Tochter stand von ihrem Sitz auf und stürzte zärtlich an den Hals ihrer Mutter und sie umarmten sich innig und berauschten sich in unendlich süßer Wehmuth. Plötzlich aber hörte man das starke Läuten einer Glocke. Cecilia riß sich vom Hals ihrer Mutter los und Margarita sagte: „Es ist die Glocke Martinella, welche Sturm läutet!"

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und Cece dei Gherardini trat ein, begleitet von Jacopo und Bocca, und sprach: „Ja, die Glocke läutet Sturm, um den Krieg anzukündigen." — „So haben wir also wieder Krieg?" fragte Margarita, und ihr Gatte antwortete: „Ja, wir haben wieder Krieg, und mit Siena; so will es dieß hochmüthige und unlenksame Volk, welches den Einsichtsvollen bei Todesstrafe verbietet zu reden." — Ein Lächeln finstrer Freude zuckte einen Augenblick über das Angesicht Bocca's, verschwand aber gleich wieder und er erzählte mit erheucheltem Unwillen den Hergang der Sache.

„Werden viele Florentiner den Kriegszug mitmachen?" fragte Margarita und ihr Gatte versetzte: „Viele? Alle, welche die Waffen tragen können, und ich zuerst, trotz meines Alters; denn obgleich ich gegen dieß Unternehmen bin, das ich für unzeitgemäß halte, gereicht es mir, da einmal die entgegengesetzte Ansicht durchgedrungen, zur Ehre, so lange meine Kräfte währen, meinen Arm zum Dienst des Vaterlandes anzubieten." So sprach dieser Bürger, dessen Tugend durch das so eben von den Aeltesten und dem Volk erlittene Unrecht nicht im Geringsten war wankend gemacht worden; und bei diesen Worten war das

Herz der beiden Frauen beklemmt. Jacopo setzte hinzu: „Wer sollte nicht alles Glück hoffen für diese Stadt, deren größte Bürger so erhabene Beispiele der Großmuth geben. Mir ist es eine Freude, Messer Ceee, daß Ihr meiner Tapferkeit einen Sporn gebt. Es leben die Guelfen, es lebe Firenze!" — „Es lebe Firenze und Tod den verrätherischen Ghibellinen, welche ihm Verderben bereiten!" — wiederholte Messer Ceee, und auch Messer Bocca stimmte ein: „Es lebe Firenze!"

Ueber diesen kriegerischen Reden bekümmerte sich das Herz der Frauen und eine tiefe Betrübniß überschattete ihr Angesicht; denn Cecilia sah nur zu sehr voraus, daß sie jetzt für zwei theure Leben zu zittern haben werde, und die Madonna Margarita wollte bedünken, daß dieser Kriegszug ein Anfang von Unglück seyn werde, welches die trüben Ahnungen ihres Herzens bestätigen würde. Jacopo suchte sie zu ermuthigen und zu trösten und die beiden andern Männer besprachen sich weiter über den Kriegszug. Bocca freute sich insgeheim sehr darüber und von seiner Freude war nicht der geringste Grund der, daß er sah, dieser Zug müsse wenigstens die Liebe Jacopo's und Cecilia's stören. Beim Abschied richtete Bocca einige Worte boshaften, erheuchelten Mitleids an Cecilia, anspielend auf die Trennung von ihrem Geliebten; sie merkte seine Bosheit, aber sie gab ihm eine kurze, ernste und gefaßte Antwort. Er biß sich in die Lippen und schoß einen wüthenden Blick auf die Umstehenden, als wollte er sie zu Boden schmettern.

Mittlerweile war viel Verkehr zwischen Siena und Firenze, und die Boten von dort kamen meist zu Bocca; die Aeltesten aber, ganz mit den Rüstungen beschäftigt, hatten nicht Acht darauf. Sie sammelten ein großes Heer und Hauptmann und Bannerträger der florentinischen Ritter war Jacopo dei Pazzi, welcher, nach der Rückkehr von dem Kriege, sich mit Cecilia vermählen sollte.

In der Nacht wo Jacopo seine Schaar aus der Stadt führen sollte, begab er sich vorher in das Haus Ceee's, welcher, Hauptmann einer Compagnie Fußvolkes, auch noch in der Nacht ausrücken sollte. Sehr häufig waren in jener Zeit die kriegerischen Unternehmungen; aber deßhalb war für zwei Liebende der Schmerz der Trennung nicht weniger grausam als unter andern Umständen. Und beim Herannahen des Augenblicks eines Abschieds, welcher der letzte seyn konnte, empfand Cecilia größeren Kummer, da sie mit ihrer Mutter in der Einsamkeit und Ungewißheit über die Geschicke des Krieges zurückblieb, in welchen Vater und Geliebter zogen, während die Hoffnung auf Triumphe, die Aufregung und die täglichen Anstrengungen das Gemüth Jacopo's eher zerstreuten und abzogen von den schmerzlichen Gedanken, welche die Trennung von jedem geliebten Wesen einflößt. Das Herz Cecilia's war beklommen von unaussprechlicher Traurigkeit und viele finstre Vorgefühle quälten sie. Und Jacopo hatte sie nie so schön gesehen und ihre Sprache nie so liebenswerth gefunden; denn es läßt sich nicht aussprechen, wie viel Anmuth der Schmerz einem reizenden Wesen verleiht und um wie viel leidenschaftlicher die Angst die Sprache macht.

Es war beinahe Nacht, als Jacopo ins Haus kam. Madonna Margarita hatte sich in die Gemächer ihres Gatten zurückgezogen, um die letzten Zurüstungen zum Auszug zu machen. Die beiden Liebenden hatten tausend Gedanken und tausend überströmende Empfindungen miteinander auszutauschen. Sie standen allein an dem gewohnten Fenster, sie schauten sich an, sie besprachen sich mit unaussprechlicher Liebe. Oft erhoben sie die Blicke zu dem reinen, gestirnten Himmel und schienen in der Hingebung an ihre reinen Empfindungen in eine überirdische Sphäre entrückt; sie schienen der Gegenstände, die sie umgaben, zu vergessen und wie himmlische Geister nur von Einer mächtigen Sehnsucht ergriffen, Eines dem Zug des Andern sich ganz zu überlassen und darin allein glücklich zu seyn, uneingedenk aller andern Dinge in der Welt, indeß die seligste Rührung ihre Herzen mit der köstlichsten Wehmuth berauschte. Jacopo hatte den Blick auf Cecilia's Antlitz geheftet und fühlte sein Herz pochen in der glühenden Brust; er konnte ihres Anblicks nicht satt werden, und in dem Augenblick, wo er ihr bald Lebewohl sagen sollte, betrachtete er sie wie ein Wanderer, den unterwegs die Nacht überrascht, und der nicht müde wird, das Auge nach der Seite des Himmels zu richten, wo die Sonne untergeht. Züchtig und liebevoll erhob Cecilia die Augen zu Jacopo und dann drückte er sie mit Entzücken an seine Brust und ein Herz pochte am andern, und ihr Athem mischte sich und Jacopo war selig... er war es einen Augenblick... aber der Gedanke an den Abschied, welchen zu nehmen er gekommen war, verbitterte wieder seine reine Freude. Mit einem Seufzer sagte er: „Cecilia, mein Herz, warum währen diese Augenblicke nicht ewig?.. aber man muß sie abschneiden; nur allzu dringend ist die Nothwendigkeit, dich zu verlassen und dir das letzte Lebewohl zu sagen." — „Das letzte Lebewohl?" versetzte Cecilia und erschrack über das unglückverheißende Wort. Jacopo bemerkte ihren plötzlichen Schrecken und sagte mit erzwungenem Lächeln: „das letzte, das ich Cecilia dei Gherardini sage, denn sobald ich aus dem Krieg zurückgekehrt bin, werde ich Cecilia dei Pazzi in meine Arme schließen." Sie stand schwankend zwischen der schmeichelnden Hoffnung und der Angst, doch erwiederte sie: „Ja, ich will es hoffen;" und dann rief sie mit Inbrunst: „der Himmel schütze dich, o Jacopo, und schenke dich meinem Herzen wieder; was würde aus mir, wenn du fielest? Ach nein! du wirst siegreich zurückkehren, denn ... ich würde sterben vor Schmerz, wenn ich dich verlöre." — „Ach, meine Cecilia," antwortete Jacopo, „gib dich keinen solchen Gedanken hin! es ist nicht das erstemal, daß ich in die Schlacht ausziehe, und ich bin nicht ohne Ruhm sonst zurückgekommen. Nicht verzagt darf uns die Gefahr machen, der ich mich wieder aussetze, und stärken muß uns der Gedanke einer erfüllten Pflicht. In der Entfernung wird es mir ein unendlicher Trost seyn, zu wissen, daß du mich liebst und an deinen Jacopo denkst; und auf meinem Herzen wird der Edelstein ruhen, den du mir zum Pfand deiner Treue und deines Herzens gabst; dieser Gedanke wird meinen Muth erhöhen; wenn ich falle, wenn ich sterben muß, werde ich wohl einen mitleidigen Menschen finden, der dir den Edelstein zurückbringt, daß du ihn, wenn mein Herz zu schlagen aufgehört, auf dem deinigen tragest zum Andenken

an mich, wie ich ihn zum Andenken an dich auf dem meinigen trug." — Mit diesen Worten ließ Jacopo ihre Hand fahren, die er zuvor in der seinigen gehalten, während Cecilia, tief bewegt, die Augen zum Himmel aufhob. In diesem Augenblick zuckte eine Sternschnuppe durch die Luft, durchlief einen kleinen Raum mit großer Schnelligkeit und erlosch. Cecilia sah diesen fallenden Stern erlöschen gerade in dem Augenblick, wo Jacopo ihre Hand hatte fahren lassen. Ihr unkundiges Herz erschrack darüber und sie konnte nicht verhindern, daß nicht Jacopo ihre traurige Ahnung merkte. „Und sahst du nicht, Jacopo, jenen Stern, der sich von der Brust eines andern losriß und starb? Und eben im diesem Augenblick ließest du meine Hand los?.. Was wird daraus werden?.. Für dich zittre ich..." und auch Jacopo ahnte nichts Gutes bei diesem Phänomen, dessen Ursache er nicht kannte; und er blieb eine Weile in Gedanken vertieft. Bald aber schämte er sich seiner Schwäche und sagte: „Es wird geschehen, was Gott will, und wir dürfen nicht in Angst gerathen wegen eines Zeichens, das wir nicht recht zu deuten wissen." Jetzt kamen die Eltern und der schmerzliche Abschied mußte genommen werden.

Von dem Tag an, wo das Heer gegen Siena ausrückte, wurden in allen Kirchen von Firenze öffentliche Gebete angestellt, um von dem Himmel Glück zu erflehen für das Unternehmen. Cecilia begab sich täglich mit ihrer Mutter und einer Dienerin um die Stunde des Segensprechens nach dem Abendläuten in die Kirche St. Reparata und betete nach dem Gottesdienste noch lange brünstig vor dem Altar. Drei Tage nach dem Ausmarsch des Heeres war sie auch wieder mit der Dienerin in der Kirche; und als sie eben gehen wollte, fiel ihr ein, ihre Dienerin mit einem kostbaren Schmuck an den Sakristan zu schicken, den sie der Kirche zum Geschenk machen wollte. Während die Magd sich entfernte, trat sie in eine Capelle, wo ein Bild der heil. Jungfrau war, und wollte eben davor niederknieen, als sie Jemand gegen sich kommen sah. Sie wollte zurück, aber die Gestalt winkte ihr zu bleiben, näherte sich ihr und sagte: „Cecilia, es ist durchaus nöthig, daß ich einen Augenblick mit Euch spreche." Es war die verhaßte Stimme Bocca's degli Abbati, welche der bestürzten Cecilia ins Ohr drang. Er sollte noch in dieser Nacht zum Heer abgehen, aber zuvor wollte er noch eine geheime Unterredung mit Cecilia haben; er hatte ihre Gänge belauert und der Zufall führte sie ihm jetzt glücklich in den Weg. Das schüchterne Mädchen war über diese unerwartete und widrige Begegnung und Anrede so erschrocken, daß sie kaum Kraft hatte ihm zu antworten: „Was ist das für eine Keckheit? Allein an diesem Ort habe ich nichts mit Euch zu verkehren. Laßt mich." — Aber Bocca versetzte: „Wenn Ihr Euch weigert mich anzuhören, so wird es schlimm seyn für Jacopo dei Pazzi." — Dem Elenden gelang es, durch diese Worte eine ängstliche Neugier in ihr zu erwecken, welche sie weniger widerspenstig machte; er näherte sich ihr, die zweifelnd stehen blieb, um einen Schritt. Eine über dem Bild der Madonna brennende Lampe warf einen Strahl blassen Lichtes auf das Angesicht Bocca's, dessen Ausdruck in diesem Augenblick so furchtbar war, daß Cecilia vor Entsetzen schauderte und das Haupt senkte, wie ein Opfer unter dem Messer des Schlächters. Bocca lächelte mit wilder Freude und sprach: „Ihr liebt also gar sehr diesen Jacopo dei Pazzi; möglich, daß auch er Euch liebt; aber ich, ich liebe Euch viel heißer als er, o Cecilia. Darum habe ich ein größeres Recht auf Euern Besitz; und so vergeßt denn Jacopo, oder wehe!" Dieß letzte drohende Wort stieß er mit fast erstickter Stimme aus. „Elender," antwortete Cecilia, welcher das Abscheuliche von Bocca's Ansinnen all ihren Muth wieder gegeben hatte, „Elender, ich verachte Euch!" — „Also," erwiederte er, „wollt Ihr Jacopo in den Abgrund stürzen? Wenn ihr mich forttreibt ohne Hoffnung ... wehe ..." „O Gott! Barmherzigkeit!" rief sie seufzend, durch die geheimnißvolle Drohung Bocca's aufs neue eingeschüchtert, aber er unterbrach sie wieder: „Nein, ich habe kein Erbarmen; habt Ihr etwa Erbarmen mit mir gehabt?.. Erbarmen habe ich nur, wenn Ihr schwört, der Liebe Jacopo's zu entsagen." — „Schurke," antwortete sie jetzt, losbrechend in verachtendem Zorn, „Jacopo fürchtet einen Verräther nicht. Eher sterben, als einen Augenblick aufhören zu lieben. Und Du, Frevler, Lügner, nimm all' meine Verachtung. ..." Mit fürchterlich dumpfer Stimme aber unterbrach sie Bocca: „So werdet Ihr denn binnen kurzem Botschaft erhalten von Jacopo dei Pazzi!" damit entfloh er und Cecilia wurde von der Dienerin halb ohnmächtig heimgebracht.

(Schluß folgt.)

Gedichte von Robert Burns.

Leb wohl du Strom.

Leb' wohl, du Strom, der lieblich spielt
Rund um Elisa's Wohnung!
Erinn'rung, die im Busen wühlt,
Ich fleh' dich an um Schonung.
Zu hoffnungsloser Pein verdammt,
Muß ich geheim sie tragen;
Ich darf das Feu'r, das in mir flammt,
Nicht zu entdecken wagen.

Der Liebe Opfer, möchte ich
Mein Leiden gern verhüllen;
Die Seufzer, die verrathen mich
Auch wider meinen Willen.
Ich weiß, dahin ist meine Ruh,
Du willst mich nicht erhören.
Doch wirst, Elis', aus Mitleid du
Verzeihung mir gewähren.

Ich hörte deine Stimm', und lag,
Eh' ich's gedacht, in Ketten.
Ich sah dein Aug', und bebte; ach!
Zu spät, um mich zu retten.
So sieht der Mann, erstarrt zum Geist,
Sein Schiff vom Strudel drehen,
Bis dieser es hinunterreißt,
Und es um ihn geschehen.

Elisa.

Von dir, Elis' und von dem Land
Der Heimath trennt fortan
Mich meines Schicksals rauhe Hand
Durch einen Ocean.

Doch rauschet auch ein endlos Meer
Zwischen meiner Lieb' und mir,
So scheidet es doch nimmermehr
Mein zärtlich Herz von dir.

Leb' wohl, leb' wohl, Geliebte du!
Leb' wohl, du theure Maid!
Es flüstert mir die Ahnung zu,
'S ist für die Ewigkeit.

Allein der letzte Herzschlag soll,
Hüllt Todesnacht mich ein,
Noch meiner Liebe letzter Zoll
An dich, Elisa, seyn.

Chloris.

Sieh Chloris, wie so grün der Hain,
So schön der Primeln Schaar!
Der Balsamhauch belebet sie,
Und spielt in deinem Haar.

Die Lerche meidet den Palast
Und singet auf der Flur;
Dem König und dem Schäfer lacht
Gleich lieblich die Natur.

Der Minstrel sing' ein kunstvoll Lied
Im prächtigen Gemach;
Des Schäfers arme Flöte tönt
Der Birken Dickicht nach.

Den Tanz der Bauern mißt mit Spott
Der Fürsten reiche Lust;
Ist ihnen auch so leicht wie uns
Im grünen Hain die Brust?

Der Schäfer spricht mit Schäfers Wort
Von seinem Liebesschmerz;
Des Höflings Red' ist zierlich wohl,
Doch ist so treu sein Herz?

Die wilden Blumen pflückte ich
Für deine Brust zur Zier;
Der Höfling ziert mit edlem Stein,
Doch liebt er nicht gleich mir.

Lord Gregory.

O düster ist die Mitternacht,
Und schrecklich brüllt der Sturm!
Lord Gregory thu auf, es wacht
Ein Wandrer vor dem Thurm.

Verbannt von ihres Vaters Herd,
Weil sie gewesen dein,
Sey mind'stens Mitleid ihr gewährt,
Kann es nicht Liebe seyn.

Lord Gregory, denkst du an den Hain
An des schönen Irwine Rand;
Wo zuerst der Jungfrau Herz ward dein,
Das lange widerstand?

Daß ewig du gehörtest ihr,
Beschworst du stets aufs Neue',
Mein Herz mißtraute nimmer dir,
Da selber es so treu.

Lord Gregory, hart ist dein Herz,
Und deine Brust von Stahl,
O ende gnädig meinen Schmerz,
Du zuckender Himmelsstrahl.

Du Donner Gottes droben, sieh
Dein willig Opfer hier!
Allein verzeih, was Gregory
An Gott verbrach und mir.

Lied.

Zufrieden mit Wen'gem, und lustig mit Mehr,
Weis' ich, kommen mir Kummer und Sorg' in die Quer,
Mit kräftigem Stoß ihnen allen den Gang
Durch 'ne Kanne gut Bier und einen alten Sang.

Manchmal kratz' ich sorgend hinter'm Ohre mir;
Doch ein Kampf ist das Leben, und die Krieger sind wir,
Mit Frohsinn bin ich kein armer Wicht;
Meine Freiheit ist das Reich, das kein König anficht.

Ob lange zwölf Monde die Sorg' auf mir ruht,
Eine lustige Nacht macht Alles wieder gut,
Wer die Reise fröhlich zu Ende gebracht,
Was fragt nach dem Wege der, den er gemacht?

Mag die blinde Fortuna sich launenhaft drehn;
Sey sie günstig oder nicht, laß die Dirne gehn!
Komm' Ruh oder Arbeit, komm' Lust oder Pein,
Willkommen sollt ihr mir immer seyn.

E. Bockelmann.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 60.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

7 Julius 1838.

Scenen aus Bulwers neuem Schauspiel.

Die Dame von Lyon oder Liebe und Stolz.

(The Lady of Lyons or Love and Pride.)

(Fortsetzung.)

In den folgenden Scenen des zweiten Akts schlägt sich Melnotte mit Damas, entwaffnet ihn, behandelt ihn jedoch großmüthig und sie werden Freunde. — Beauséant gibt vor, aus Paris einen Brief erhalten zu haben, nach welchem das Direktorium im Begriff steht, Melnotte, als einen Fürsten, festnehmen zu lassen. Schnell wird daher die Trauung vollzogen, und das junge Paar reist ab — angeblich nach der Heimath des Prinzen.

Dritter Akt.

Der Gasthof zum goldnen Löwen in dem Dorfe dicht bei Lyon.

Auf Veranlassung Beauséants hat der Postillon dicht vor dem Gasthof den Wagen zerbrochen, und das junge Paar hat sich genöthigt gesehen, einzutreten. Der Racheplan ist durchgeführt, alle Rücksichten hören auf, Beauséant und Glavis haben Melnotte verhöhnt.

Melnotte — gleich darauf Pauline.

Meln. (entrüstet).

Dem Himmel sey Dank, daß ich unbewaffnet bin, sonst hätt' ich sie umgebracht. Ich Elender! was soll ich jetzt thun? Wohin mich wenden? Ueberall Hohn, — (Gelächter im Gasthofe.) selbst die Knechte in der Schenke. O Gott, wenn man ihr so eben hinter meinem Rücken Alles entdeckt hätte! Ich will zu ihr, — wir müssen fort aus diesem Hause. Ich habe meiner Mutter bereits unsere Ankunft melden lassen; dort ist sie wenigstens gegen Spott und zudringliche Neugier geschützt. Dort soll sie erfahren, welchem Elenden sie Liebe geschworen. (Als er sich umwendet, tritt ihm Pauline entgegen.)

Pauline.

Ach, Hoheit, welch ein Ort! Nie sind mir so ungezogene Leute vorgekommen. Sie starren mich mit der größten Dreistigkeit an und winken sich unter einander zu. Ich glaube, der Anblick eines Prinzen, obgleich er incognito reist, hat den armen Leuten die Köpfe verdreht. Sie sind nicht wohl — Ihr Gesicht glüht — die Hand zittert. —

Mein.

Eine vorübergehende Anwandlung; die Luft. —

Pauline.

Ist nicht der milde Hauch aus deiner Heimath.
Wie blaß du bist! Dir ist bestimmt nicht wohl.
Ist Niemand vom Gefolge hier? — Ich gehe. —

Meln.

Bleib' — mir ist wohl.

Pauline.

Ach — jetzt versteh' ich dich.
Du fürchtest, diese ungezognen Leute,
Die niedre Hütte möchten mich verstimmen,
Wie auch der saure Wein, die grobe Nahrung;
Das könnten sie, — doch dich an meiner Seite,
Vergeß' ich alles Andre.

(Der Wirth tritt ein mit mehreren seiner Leute, die ihm kichernd über die Schulter gucken.)

Wirth (spöttisch).

Ew. Hoheit —
Geruhen Ew. Excellenz vielleicht —

Meln.

Hinweg!

(Wirth lachend mit den Leuten ab.)

Pauline.

Wie hat er deinen Stand erfahren?
Doch ja, der Diener Eitelkeit ist groß;
Sie können's nicht verschweigen, müssen prahlen
Mit deinem Rang. O, sey nicht ungehalten, —

Nur wenig Tage, und wir wohnen dann
In deinem Schloß am klaren Alpensee.
Und — nein, sieh nicht so finster aus, mein Prinz;
Hast du des Lächelns Schätze schon verschwendet?

Mein.

O, deinem Blicke muß die Wüste lächeln!
Doch meiden wir die Bauern; — dicht zur Hand
Liegt eine Hütte, längst schon vorbereitet
Zu unserm Aufenthalt für diese Nacht.
Sie ist nur klein, nur ländlich und bescheiden,
Doch wird sie uns vor plumper Neugier schützen,
Die junger Liebe Tod. O Himmelsnacht:
Der stille Mond, die sanften Abendlüfte
Sie winken uns. Geliebte. willst du gehn,
So folge mir getrost, ich weiß Bescheid
In dieser Gegend.

Pauline.

Wie? — Ich glaubte, Prinz,
Du seyst ein Fremdling hier. Ei, loser Schelm,
Gewiß verlockte dich ein schönes Kind
In dieß Revier; doch jetzt bist du gebunden
Und mußt beständig seyn.

Mein.

Vertraue mir!

Pauline.

Nicht gern; — Ihr Prinzen lockt Euch die Veränderung.

Mein.

Komm, Holde, komm!

Pauline.

Soll ich nicht Jemand rufen
Der uns vorleuchtet?

Mein.

Nein, es scheint der Mond, —
Der Weg ist kurz.

Pauline.

Die Nachtluft weht so scharf.

Mein.

Ich hüll' dich sorgsam ein, — es ist nicht kalt.

Pauline.

Nicht, wenn du lächelst.

Mein, (bei Seite).

Himmel — ach, verzeih'!

(Beide ab.)

(Fortsetzung folgt.)

Ein Verräther.

(Schluß.)

Das Heer der Florentiner lagerte sich auf dem Hügel Monte Aperti, bei dem kleinen Fluß Arbia, gegen das Thor Santo Vito zu, welches die Ghibellinen verheißen hatten zu öffnen. Das Heer war wohl 30,000 Mann stark und begierig nach dem Kampf, aber diejenigen, welche den Vertrag mit den Franziskanern abgeschlossen hatten, warteten ruhig ab, bis ihnen ohne Schlacht das Thor geöffnet würde. Von den Ghibellinen im florentinischen Lager wurde aber ein gewisser Razzante insgeheim nach Siena hinein an die dortigen Ghibellinen geschickt, und Farinata degli Uberti, welchem er über die Stärke des Heeres berichtete, wies ihn an, in der Stadt Siena gerade das Gegentheil auszusprengen, weil sonst die Sieneser keine Lust zu einer Schlacht haben würden. Und so geschah es. Er sollte in die eben gehaltene Rathsversammlung die Nachricht bringen, und so setzte er sich denn einen Blumenkranz aufs Haupt, als Zeichen der Freude, und stieg zu Pferd und ritt, gefolgt von Farinata und Piero degli Uberti, von Gherardo Cieca dei Lamberti und vielen andern verbannten Ghibellinen, wie im Triumph auf den Palast der Republik zu. Das Volk und der Rath wurden für eine Schlacht gestimmt, und Alles rannte voll Ungestüm zu den Waffen, und man rückte durch das Thor Santo Vito gegen Monte Aperti. Razzante hatte schon die Nachricht ins Lager gebracht.

Am 4 September, am Tage der h. Rosalia, erwartete das florentinische Heer ruhig, ob es seinen Anführern gefalle, eine Kriegsthat anzuordnen. Aber diese, im Vertrauen auf den Vertrag, warteten immer auf eine Botschaft, die ihnen melden sollte, daß das Thor sich ihnen aufthue und rührten sich nicht. Sie standen immer beobachtend auf der Höhe von Monte Aperti und schauten nach Siena, ob sich dort keine Bewegung zeige. Plötzlich sahen sie von dort her eine große Menschenschaar sich dem Lager nähern. Die ghibellinischen Häupter, von Razzante in Kenntniß gesetzt, begaben sich jeder zu seiner Schaar; die Guelfen aber wußten nicht, was die Sache zu bedeuten habe und standen verwundert, ohne Vorkehrungen zu treffen, bis das sienesische Heer weit vorgerückt war und sie an der Spitze desselben die Deutschen des Grafen Giordano erkannten. Ueberrascht durch diese Entdeckung eilten sie jetzt, ihre Mannschaft in Schlachtordnung zu stellen.

Aber wenn anfangs nur die Aeltesten, als Anführer des Kriegszugs, erschrocken waren über das plötzliche Ausrücken des sienesischen Heers, so ergriff nun bald alle Guelfen auch Schrecken, als in dem Augenblick, wo die vertriebenen Ghibellinen und die Deutschen den Angriff begannen, eine große Schaar des florentinischen Heeres, ganz aus Ghibellinen bestehend, ihren Posten verließ, und zum Feind überging. Jetzt erkannten der Spedito und die guelfischen Häupter, daß sie doppelt verrathen waren, und wenn die Unterhändler mit den Franziskanern früher sich mit ihrem Muthe groß gemacht hatten, so benahmen sie sich jetzt erbärmlich beim Anblick der unvorhergesehenen Gefahr. Die andern Häupter der Guelfen aber, die den Zug wider Willen mitgemacht, waren nicht die Männer, die sich ohne Kampf besiegt gegeben hätten; sie ermuthigten die Schlachthaufen, stellten sie in Ordnung und feuerten sie zum Kampf an.

Jetzt ertönte die Martinella als Zeichen zum Kampf, und jeder Soldat stand des Befehls seines Hauptmanns harrend. Und da sah man unter Andern Jacopo dei Pazzi an der Spitze

der florentinischen Ritter, im Angesicht der Seinigen das Banner der Republik erheben und schwenken, und sie zur Vertheidigung desselben ermuntern. Er wußte nicht, daß noch nicht alle Verräther zu den Sienesern übergegangen waren, er wußte nicht, daß in seiner eigenen Schaar noch der boshafteste, sein schlimmster Feind, weilte. Ungestüm brachen die Deutschen auf das florentinische Heer ein. Jacopo dei Pazzi rückte ihnen, der Erste, entgegen, befahl den Seinen ihm zu folgen und rief: Es lebe Firenze! Es leben die Guelfen! Er spornte sein Roß und hinter ihm drängte die Schaar der Reiter nach; aber als sie den Feind erreicht hatten, da ritt der frevelmüthige Bocca degli Abbati, welcher dem Jacopo folgte, unversehens ihm ganz nahe und hieb ihm mit einem Schwertstreich die Hand ab, womit er das Banner hielt. Von diesem Streich fiel Jacopo, während die zahlreichen Freunde Bocca's plötzlich die Waffen gegen ihre Genossen kehrten. Die Schaar der florentinischen Reiter, angegriffen von den Deutschen und von den verrätherischen Genossen, kam in Verwirrung — bald war sie zerrissen, ein Theil ward niedergehauen, die Andern flohen. Und in jeder Schaar der Florentiner waren Verräther, die, als die Schlacht allgemein wurde, die Waffen gegen ihre Mitstreiter kehrten, so daß bald das ganze Heer in Unordnung gerieth. Nichts half den guelfischen Anführern der kühnste Heldenmuth, womit sie auch ihre Soldaten zu erfüllen suchten; ein panischer Schrecken bemächtigte sich des Heeres; flieht, rettet Euch! hörte man überall schreien; truppweise flohen die Soldaten und die Ghibellinen und Sieneser richteten ein unermeßliches Blutbad an. Ein Theil flüchtete nach Monte Aperti, aber das Castell ward bald von den Siegern genommen und die Gefangenen getödtet. Der Tag neigte sich, die Häupter der Sieger versammelten sich in Monte Aperti und man blies zur Sammlung. Farinata degli Uberti sah unterwegs einen edeln Guelfen, den alten Francesko Buondelmonte gegen zwei Deutsche sich verzweifelt wehren; beider Familien waren Todfeinde. Großmüthig rettete er den Buondelmonte von dem ihm schon drohenden Tode und sagte: „Wo so viele Feige auf der Flucht gefallen sind, da freut es mich, einem tapfern Feind das Leben zu retten. Umsonst kämpfest du weiter, Buondelmonte; unser ist schon der Sieg; nachdem Farinata volle Rache erlangt hat über dich und die Deinigen, bietet er dir für die kommende Nacht eine sichere Freistätte; morgen magst du dich dann dahin wenden, wohin du willst." — „Ich muß wohl thun," versetzte Buondelmonte, „wozu mich das den Guelfen abgünstige Glück zwingt; und meine Beschämung ist kleiner, daß ich von der Großmuth des Siegers überwunden werde." So nahm er das Anerbieten des großmüthigen Farinata an, der ihn hinten auf sein Pferd sitzen hieß und mit ihm nach Monte Aperti ritt. Aber als sie dort ankamen, da ergrimmte beim Anblick des Feindes, welchen sein Bruder freudig und triumphirend daherbrachte, der grausame und boshafte Piero degli Uberti; er erhob die Streitaxt, rief dem alten Guelfen zu: „Ha, zu rechter Zeit treffe ich dich! stirb und bezahle deine Schuld an die Uberti!" und damit führte er den Streich. Rücklings stürzte der tödtlich Getroffene vom Pferde und Farinata rief aus: „O gottloser Bruder, was für einen schönen Sieg hast du mir verdorben!" So ward durch die gränzenlose Bosheit und Grausamkeit Piero's die großmüthige Milde Farinata's vereitelt, worüber dieser sein ganzes Leben lang trauerte.

Mittlerweile brach die Nacht ein und begrub in Finsterniß den grausen Anblick eines mit Todten und Sterbenden bedeckten Schlachtfeldes. Unter den ausgestreckten Leichnamen, unter den vielen Halbtodten, die auf dem purpurgefärbten Boden von Monte Aperti dalagen, strich ein Krieger mit dem Visier über dem Gesicht herum. Nicht das Verlangen, den Verwundeten Hülfe zu bringen, auch nicht Lust nach Beute trieb ihn; jedem Todten schaute er in das blasse Angesicht und ging vorüber; über jeden Aechzenden bückte er sich nieder, besah ihn und verließ ihn dann. Schon lange war er so im Blut herumgewatet und noch schien er den Zweck seines Suchens nicht erreicht zu haben. „Dort fiel er doch!" sagte er endlich bei sich selbst und ging wieder dem bezeichneten Orte zu. Noch lange stellte er fruchtlose Nachforschungen an, als er plötzlich einen Seufzer und eine kaum artikulirte Stimme vernahm, welche um Hülfe zu flehen schien. Bei diesem Ton machte er Halt.

Es war ein Daliegender, der vielleicht dem Tode nahe war; als dieser den suchend umherschweifenden Krieger in seiner Nähe bemerkte, wandte er sich mit flehentlichen Worten an ihn. Und der Krieger, der gegen das Geschrei und die Seufzer aller Andern taub gewesen, schien endlich doch das Aechzen dieses Verwundeten erhören zu wollen. „Ach, wenn Gott dir gnädig ist," sagte der Verwundete, „wenn du weißt, was Liebe und Mitleid ist, wirst du wohl die Botschaft eines unglücklichen Sterbenden ausrichten wollen?" Ohne zu sprechen nickte der Krieger bejahend, und der Andre fuhr fort: „Ich weiß nicht, wer du bist, ob Guelfe oder Ghibelline; vielleicht schweifst du unter so vielen Gefallenen umher, um eine fromme Pflicht zu erfüllen, und ich richte jetzt Mitleid flehend an dich meine Bitte, Gewährung von dir hoffend. Sage mir, kennst du in Firenze Cere dei Gherardini?" der Andere nikte wieder. „So wirst du auch wissen, daß er eine Tochter hat, mit Namen... Cecilia." Der andere machte wieder sein bejahendes Zeichen und der Sterbende fuhr fort. „Gelobt sey der Himmel, daß er dich hierher führte. Du siehst," sagte dann nach einem Seufzer wieder der unglückselige Jacopo dei Pazzi — denn er war der Verwundete, der solche Bitten richtete an den schweigenden Krieger, welcher unbeweglich wie ein grausenhaftes Gespenst vor ihm stand und auf alle seine Worte nur mit einem Nicken des Kopfes antwortete — „du siehst, daß mir ein Arm fehlt; ein verrätherischer Freund hat mich heut so übel zugerichtet, du siehst wie viele Wunden mir noch sonst geschlagen sind . . . auf meinen linken Arm stütze ich meinen sterbenden Leib, so daß ich mich nicht rühren kann. Am Hals habe ich... o Gott.. eine Kette mit einem kostbaren Edelstein. Er war mir sonst ein Pfand der Liebe und glücklicher Hoffnungen. Wehe mir! mit dem heutigen Tage gehen für mich Ruhm, Glück und Liebe zu Ende. Oh! nimm du diese Kette ab von meinem Hals und versprich mir, sie der schönen Cecilia dei Gherardini zu bringen. Und wenn du diese Kette Cecilia geben wirst, sage ihr: Jacopo hat dich

heiß geliebt und er starb, deinen Namen im Munde und dich segnend... ich hab' es gehört." — Mit zitternder Hand, bebend am ganzen Leib hatte der stumme Krieger das Kleinod vom Halse Jacopo's abgenommen. Er hielt es in der Hand und betrachtete wieder unbeweglich den Daliegenden, als dieser wieder begann: „Ach, um Gotteswillen, antworte mir einmal wenigstens anders als nur mit Kopfnicken, damit ich vor meinem Tode erfahre, wer der Barmherzige war, der meine letzten Worte vernahm; laß mich dein Angesicht sehen, laß mich aus deinem Munde die Bestätigung deines Versprechens vernehmen." Auf diese Worte hob der Krieger sein Visier auf und schrie furchtbar lachend: „Sieh mich an und erkenne Bocca degli Abbati!" „Treuloser," versetzte mit bekümmerter Stimme Jacopo, „warum hast du uns verrathen? Warum hast du deinen Freund erschlagen?" — „Freund?" antwortete Bocca, „du thatest übel, deinen Nebenbuhler für deinen Freund zu halten. Cecilia soll deinen Edelstein haben!" — „O Frevler! triff mit deinem Blitz, o Himmel! den Frevler..." und mit diesem Schrei der Verzweiflung erlosch der Lebenshauch des unglücklichen Jacopo dei Pazzi. Bocca degli Abbati, auf seiner Flucht über Todte und Sterbende hinstampfend, eilte nach dem Castell Monte Aperti, wo sich die siegreichen Ghibellinen versammelt hatten.

Im Hof des Castells fand er sein Pferd an eine Säule gebunden. Er band es los, bestieg es, spornte es zum schnellsten Lauf, ritt die ganze Nacht hindurch und machte erst unter den Mauern von Firenze halt. Der Blick der schönen Cecilia hatte sich seit jenem Abend nicht mehr erheitert. Angstvoll hatte sie einen Boten an Jacopo gesandt, um ihn vor Bocca zu warnen, aber der Bote hatte ihn verfehlt. Voll Bangigkeit sah sie und ihre Mutter Nachrichten vom Lager entgegen. Am fünften September Morgens pochte es an ihrem Haus. Cecilia fuhr auf und sah zum Fenster hinaus; mit hoch klopfendem Herzen verkündigte sie ihrer Mutter, ein Ritter sey da, der vielleicht Nachrichten vom Lager bringe. Man ließ ihn ein, und finster und trotzig trat der bösgesinnte Bocca degli Abbati ins Zimmer. Seine Miene und sein Aufzug waren wüste und unordentlich, und Cecilia erblaßte bei dieser schrecklichen Erscheinung und setzte sich wankend nieder, mit den Händen das Antlitz bedeckend. Ihre Mutter sah dem Verräther fest und stolz ins Gesicht und schien aus seinem bösen Gesicht die bösen Gedanken seines Herzens lesen zu wollen. Einen Augenblick blieb es stille; Alle zitterten und konnten nicht sprechen. Endlich aber griff Bocca degli Abbati mit der Hand in den Busen und zog das unglückliche Kleinod Jacopo's heraus. Dann näherte er sich mit einem Schritte Cecilia; sie schlug einen Augenblick die thränenvollen Augen auf und sah und fühlte die Kette und das Kleinod, die sie ihrem Verlobten geschenkt, in ihren Schoß fallen. Sie stieß bei diesem Anblick einen hastigen Schrei aus und ward ohnmächtig, und Bocca sagte mit teuflischem Lächeln: „Jacopo, als er lebte, bekam sie von Euch; nun Jacopo todt ist, gibt Bocca degli Abbati sie Euch zurück!" Nach diesen Worten stürzte er fort, flog die Treppen hinunter, wieder in den Sattel und verließ Firenze. Die beiden Frauen blieben wie vom Donner gerührt von Entsetzen und Verzweiflung ergriffen allein.

An diesem Tag kam nun auch die Kunde an von der unglücklichen Schlacht, und eine Menge Flüchtiger erzählte, daß der Fahnenwagen und die Glocke Martinella in der Gewalt der Feinde geblieben, und es erhob sich ein Wehklagen von Männern und Frauen, das bis zum Himmel stieg. Kein Haus war in Florenz, das nicht Einen oder Mehrere zu diesem Zug hinausgesandt hatte — und die Meisten waren todt oder gefangen. Und eine solche Angst erfaßte die Guelfen, daß sie, statt auf Vertheidigung zu denken, welche in der wohlbefestigten Stadt leicht möglich war, sie freiwillig räumten, um der Rache der Sieger zu entgehen. Und ein trauriges Schauspiel war es, zu sehen, wie die Edeln und Bürger ihre Habe zusammenpackten, und Saumthiere rüsteten und Sänften bereiteten für Frauen und Kinder, und wie Alles jammernd durcheinanderlief und sich befragte, wohin man sich wenden solle. Einige Tage dauerte der Auszug der unglücklichen Guelfen, die nach einem thränenreichen Abschied von den theuern Mauern von Firenze, flüchtig in die Verbannung sich wandten.

Bald darauf zogen die Ghibellinen von Monte Aperti mit den deutschen Mannschaften ohne Kampf in Firenze ein, und Guido Novello wurde vom König Manfred zum Podestà ernannt. Darauf begannen die Einrichtungen zur Befestigung der ghibellinischen Partei und die Rachehandlungen gegen die überwundene, d. h. Verfolgungen der Person und Einziehung und Verwüstung der Güter und Häuser der Guelfen. Und es gingen die Ghibellinen sogar damit um, in blindem Parteihaß Firenze ganz als Stadt aufzuheben und zu einem Flecken zu machen; aber der edle Farinata degli Uberti widersetzte sich dem brudermörderischen Anschlag und rettete die Stadt.

Um diese Zeit versammelten sich in Lucca in der Kirche San Feldiano eines Morgens viele Menschen beiderlei Geschlechts, meist florentinische Guelfen, alle mit dem Ausdruck tiefer Trauer im Angesicht. Mitten in der Kirche stand ein Sarg mit einem dunkeln Tuche und darauf ein Kranz von Lilien. Die Priester traten ins Sanktuarium und sangen eine Todtenmesse. Bei der Absolution hörte man den Priester die Gnade des Allmächtigen anflehen für Cecilia.

Beim Herausgehen aus der Kirche begegnete Messer Tegghiaio Aldobrande dem Spedito, der durch seine Hartnäckigkeit den Beschluß des Kriegs durchgesetzt hatte. Und mit tiefer Bitterkeit bedachte Tegghiaio, daß durch die Schuld dieses Mannes die Guelfen jetzt so weit gebracht seyen. Und in seinem Herzen maß er ihm auch die Schuld vom Tode Cecilia's bei, und mit dumpfer, schmerzlicher Stimme sagte der edle Guelfe zu ihm: „dahin hast du dich und mich und die Andern, die hier sind, mit deinem Hochmuth und Starrsinn gebracht," und der Spedito versetzte mit bitterer Empfindung: „Ach, warum habt Ihr mir geglaubt?"

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 61.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

11 Julius 1838.

Beethoven und sein letztes Quartett.

Ein musikalisches Phantasiestück.

Aus dem russischen Almanach: „Nordische Blumen."

Es war im Frühlinge des Jahres 1827, als einige Musikfreunde in einem Hause einer der Vorstädte Wiens, Beethovens neuestes, so eben erschienenes Quartett spielten. Erstaunt und unwillig wurden sie über die mißgestalteten Ausbrüche des erschlafften Genie's, so auffallend hatte sich dessen Feder geändert. Von dem Reize der originellen, wahrhaft poetischen Melodien zeigte sich in diesem Musikstücke nichts; man vermißte die gewohnte, kunstvolle Durchführung und fand dafür den kleinlichen Pedantismus eines talentlosen Contrapunktisten; wo war das Feuer geblieben, das sonst seine raschen Allegros durchflammte und immer mehr auflodernd sich endlich wie die glühende Lava in vollen, großartigen Akkorden ergoß? Statt dessen schwirrte jetzt eine Reihe unverständlicher Dissonanzen durcheinander, und statt der originellen, scherzenden Themas der lustigen Menuette, waren Sprünge und Triller gegeben, die auf keinem Instrument auszuführen waren. Ueberall war ein schülerhaftes Streben nach Effekten sichtbar, wie man sie in der Musik gar nicht kennt; überall ein dunkles Gefühl, das sich selbst nicht versteht. Konnte das der Beethoven geschrieben haben, dessen Namen neben Mozart und Haydn der Deutsche mit stolzem Entzücken nennt?

Durch den Wirrwar der Composition fast zur Verzweiflung gebracht, ließen die Spielenden oft die Bogen ihrer Instrumente ruhen, und die Verwunderung, mit der sie einander ansahen, schien zu fragen: „Ist das nicht ein Spott über des Unsterblichen Werke?" — Einige wollten dieses Sinken des Genie's der Taubheit zuschreiben, an welcher Beethoven in seinen letzten Lebensjahren bekanntlich litt; Andere deuteten auf den Wahnsinn, der momentan auf ihm lastete und seinen schöpferischen Geist verdüsterte. Dann aber ergriffen sie wieder die Bogen, und gleichsam wider Willen spielten sie das unverständliche Werk fort, wie aus Achtung für den frühern Ruhm des großen Symphonie-Componisten.

Da auf einmal öffnet sich die Thüre und es tritt ein Mann herein, gekleidet in einen dunkeln Ueberrock, ohne Halstuch, die Haare verwirrt. Gluth strahlte aus seinen Augen, aber nicht die Gluth des Genie's. Die herabhängenden, scharf markirten Gränzen der Stirne gaben aber noch Zeugniß von der außergewöhnlichen Entwicklung des musikalischen Organs, das Gall, als er Mozarts Schädel erblickte, so sehr in Entzücken versetzte. — Lautlos, die Hände auf dem Rücken gekreuzt, trat er ins Zimmer und zu den Musikern, die ihm ehrerbietig Platz machten. Indem er sein Haupt von einer Seite zur andern neigte, schien es, als ob er sich Mühe gebe, die Musik zu hören. Dann aber perlten Thränen in seinen Augen; leise trat er von den Musikern zurück, und indem er sich in einen Winkel des Zimmers setzte, bedeckte er schluchzend das Gesicht mit seinen Händen. Ein Septimen-Akkord schwirrte aus den Saiten, die erste Violine gab den folgenden Ton an, und als nun in Doppeltönen aus den Instrumenten die wilde Harmonie hervorbrauste, sprang der Unglückliche plötzlich auf. — „Ich höre! ja, ich höre!" rief er, klatschte in wilder Freude in die Hände und stampfte mit den Füßen.

Da erblickte man ein junges Mädchen, das nach ihm in das Zimmer getreten war und zu ihm in begütigendem Tone sagte: „Es ist Zeit, Ludwig! daß wir nach Hause gehen. Wir stören ohnedieß hier auch nur." —

Da blickte er das Mädchen an, als ob er verstanden hätte, was sie zu ihm sprach, und ließ sich dann, ohne ein Wort zu erwiedern, wie ein folgsames Kind fortführen.

Im vierten Stockwerke eines alten, am Ende der Stadt gelegenen Hauses sehen wir ein enges Zimmer mit einem kleinen Alkoven. Das ganze Geräthe besteht aus einem Bette mit zerrissener Decke, einigen Stößen Notenpapier und einem zerbrochenen Fortepiano. Hier wohnte der unsterbliche Beethoven, und dieses enge Gemach war seine Welt. Er hatte auf dem Heimwege kein Wort gesprochen; als er nun aber in seinem Zimmer angekommen war und sich auf das Bett gesetzt hatte, ergriff er des Mädchens Hand und sprach:

„Sieh, liebe Luise! Du allein bist es, die mich versteht; du fürchtest dich auch nicht vor mir, dir allein bin ich nicht hinderlich. Glaubst du, die Herren, die meine Musik spielen, verstånden mich? O nein, nein! Sie denken, daß mein Geist erschlaffe, — ich habe auch bemerkt, daß sie spöttisch lächelten, als sie mein Quartett spielten, und sieh, Luise! das ist mir der sicherste Beweis, daß sie mich niemals verstanden, nie begriffen haben. Ich versichere dich, jetzt erst bin ich ein großer Musiker geworden, denn während wir nach Hause gingen, habe ich in meinem Kopfe eine Symphonie entworfen, die meinen Namen zu den Sternen tragen wird; die werde ich jetzt niederschreiben und alles Uebrige in die Flammen werfen. In dieser Symphonie werde ich der Harmonie neue Gesetze vorschreiben und nie geahnte Effekte aufstellen. Sie ist gegründet auf eine chromatische Melodie von zwanzig Pauken und ich werde Akkorde aufnehmen von hundert, in verschiedenen Kammertönen gestimmten Glocken. *) Denn" — flüsterte er zu dem Mädchen — „ich will es dir nur vertrauen, daß, als du mich neulich auf den Glockenthurm führtest, ich entdeckt habe, was noch Niemanden vor mir eingefallen, — nämlich, daß das harmonienreichste Instrument die Glocke ist, die man mit dem besten Erfolg in sanften Adagios benutzen kann. Das Finale werde ich einzig durch Trommeln und Flintenschüsse ausführen!" — Er sprang entzückt auf und rief dann: „Diese Symphonie werde ich hören, Luise! — Ich hoffe" — setzte er ruhig mit Lächeln hinzu — „ich hoffe, ich werde sie hören! — Erinnerst du dich liebes Mädchen, wie ich damals hier in Wien, als alle gekrönten Häupter zum Congresse anwesend waren, das Orchester dirigirte? Meinen „Wellingtons Sieg?" Damals gehorchten meinem Winke tausend Musiker, zwölf Kapellmeister; und dazu ringsum das Pelotonfeuer, der Donner der Kanonen! — Das ist bis jetzt mein bestes Werk, dem Pedanten Gottfried Weber zum Trotz, der es arg mitgenommen. — Aber jenes köstliche Werk wird verdunkelt werden durch das, was ich jetzt schreibe! — Warte, Liebe! ich will dir eine Idee davon geben!" —

Und nun setzte sich Beethoven mit ernster Miene an das alte Fortepiano, auf dem keine Saite mehr ganz war, und schlug auf die verstummten Tasten. Einförmig klappten sie auf dem dürren Holze des zerschlagenen Instruments, während Beethoven die schwersten Fugen in fünf oder sechs Stimmen, alle Geheimnisse des Contrapunkts durchgehend, executirte, und diese, wie von höherer Macht eingegeben, dem Schöpfer des Egmont und Fidelio in die Finger kamen. Man sah, wie er bemüht war, seiner Musik den stärksten Ausdruck zu geben. Plötzlich hielt er inne und bedeckte mit starker Hand die Tasten.

„Hast du ihn gehört," — fragte er Luisen — „den Akkord, den noch Niemand wagte? — Ich aber will in einem Akkorde alle Töne der chromatischen Gamme vereinigen und allen Pedanten beweisen, daß dieser Akkord richtig sey. — Und ich höre diesen Akkord nicht, Luise! ich höre ihn nicht! Kannst du das Unglück fassen, seine eigene Musik nicht zu hören? — Doch wenn ich erst alle wilden Töne in eine Melodie vereinig haben werde, dann wird sie auch in meinem Ohre wiederklingen! Je trauriger ich werde, um so mehr Noten möchte ich dem Septimenakkord hinzusetzen, den in seiner wahren Eigenthümlichkeit noch Niemand vor mir begriffen hat. — Doch ich bin ein langweiliger Mensch und langweile auch dich, Luise! Darum genug davon! — Aber für meine wunderbare Erfindung habe ich heute wohl ein Glas Wein verdient; nicht wahr, Luise?" —

*) Wem fällt hiebei nicht der, von 24 Ambossen begleitete Chor in Spontini's Alcidor, und Meyerbeer's Sturmglocken-Melodie in seinen Hugenotten, ein?

Das Mädchen weinte. Sie war die einzige von allen Schülerinnen Beethovens, die bei ihm ausgehalten, und scheinbar ihn für seinen Unterricht bezahlend, ihn größtentheils durch die Arbeit ihrer Hände ernährte und dadurch die spärliche Einnahme zu vermehren suchte, die Beethoven durch seine Compositionen bezog. Unter solchen Verhältnissen war also wohl Wein nicht vorräthig im Hause, sondern kaum einige Kreuzer, um Brot zu kaufen. Luise wandte sich von Ludwig ab, um ihre schmerzliche Verwirrung zu verbergen, in die sein Verlangen sie versetzt hatte. Dann goß sie Wasser in ein Glas und reichte es ihm mit thränendem Auge.

„Vortrefflicher Rheinwein!" rief Beethoven, indem er mit Kennermiene etwas von dem Wasser gekostet — „wahrhaft königlicher Rheinwein! Ja, ja! der ist aus dem Keller meines seligen Vaters Friedrich; — ich besinne mich sehr wohl auf diesen Wein — täglich verbessert er sich — das ist ein Zeichen, daß der Wein gut ist!" —

Und indem er so im Irrsinne gesprochen, begann er mit heiserer Stimme, aber ganz richtig, das von ihm komponirte Lied des Mephistopheles aus Goethe's Faust zu singen:

„Es war einmal ein König,
„Der hatt' einen großen Floh" —

Dann ging er aber, wie unwillkürlich, in die geheimnißvolle Melodie seines: „Kennst du das Land?" über.

(Schluß folgt.)

Scenen aus Bulwers neuem Schauspiel.

Die Dame von Lyon oder Liebe und Stolz.

(The Lady of Lyons or Love and Pride.)

(Fortsetzung.)

Dritte Scene.

Die Wohnstube in Melnotte's Hause; in der Mitte ein gedeckter Tisch — rechts eine Seitenthür.

Melnotte's Mutter. Bald darauf Melnotte und Pauline.

Mutter (das Zimmer ordnend).

So, — ich denke, es sieht jetzt hier recht nett aus. Er schickte mir eine Zeile, sie war aber so verwischt, daß ich nur mit Mühe die Nachricht seiner baldigen Ankunft daraus zu entnehmen vermochte. Sie muß ihn doch unbeschreiblich lieben, da sie seine Herkunft vergessen konnte; denn obschon er ihr in einer Verkleidung vorgestellt wurde, so ist er doch zu ehrlich, um ihr nicht den Kunstgriff, den nur die Liebe entschuldigen kann, vor der Trauung mitgetheilt zu haben. Nun, ich wundre mich nicht darüber: ist mein Sohn kein Prinz, so könnte er

doch wenigstens einer seyn, und das ist beinahe ebenso gut. (Es klopft.) Ah — da sind sie!

Melnotte und Pauline treten ein.

O mein Sohn, mein Sohn, du Stolz meines Herzens — willkommen, willkommen! Ich bitt' um Verzeihung, Madame, — aber ich lieb' ihn gar zu sehr;

Pauline.

Gute Frau, ich weiß nicht, — Prinz, was ist das? Kennt die alte Frau Sie? O, ich errathe, — Sie haben ihr Wohlthaten erzeigt; ein neuer Beweis Ihres guten Herzens. Ist es nicht so?

Meln.

Meines guten Herzens — ja!

Pauline.

Ihr kennt also den Prinzen?

Mutter.

Ob ich ihn kenne, Madame? Ah — jetzt fang' ich an zu fürchten, daß Sie ihn nicht kennen.

Pauline.

Halten Sie die alte Frau nicht für toll, mein Prinz? Können wir hier verweilen? Ich bemerke etwas Wildes, Verstörtes in ihrem Gesicht.

Meln.

Ich — ich kann es ihr nicht sagen, — meine Kniee zittern. Welch eine Memme ist ein Mann, der seine Ehre verloren! (Zu seiner Mutter.) Sprich du mit ihr; sag' ihr, daß — — o Himmel, wär' ich todt!

Pauline.

Wie verwirrt er aussieht! — dieß Zimmer — diese Frau, — was mag es bedeuten? Halb fürcht' ich — — Wer seyd Ihr, Frau? Wer seyd Ihr? — Könnt Ihr nicht antworten?

Mutter.

Du hast sie doch nicht hintergangen, Claude? O schäm' dich! — Ich glaubte, ehe du sie zum Altar geführt, hättest du ihr Alles entdeckt.

Pauline.

Alles entdeckt? — Was? Mein Blut erstarrt in den Adern!

Mutter.

O Gott! — darf ich ihr's erzählen? (Melnotte macht ein Zeichen der Zustimmung.) Sie wissen also nicht, daß dieser junge Mann der Sohn armer, wenn gleich ehrlicher Leute ist? Wissen nicht, daß Sie mit meinem Sohn, Claude Melnotte, verheirathet sind?

Pauline.

Euer Sohn? — Halt, halt — sprecht nicht weiter! — (Naht sich Melnotte und legt ihm ihre Hand auf den Arm.) Ist dieß ein Scherz? Ich weiß, es ist so. Nur ein Wort, einen Blick, ein Lächeln. Ich kann es nicht glauben! Ich, die dich so unaussprechlich liebte, kann nicht glauben, daß du so ein — — Nein, ich will dir nicht zu nahe treten.

Meln. (zur Mutter).

Verlaß uns, — habe Mitleid mit ihr und mir, — geh! —

Mutter.

O Claude, daß ich den Tag erleben mußte, dich durch Scham gebeugt zu sehn, — dich, auf den ich so stolz war!

(Durch die Seitenthüre ab.)

Vierte Scene.

Die Vorigen ohne die Mutter.

Pauline.

Ihr Sohn — ihr Sohn —

Meln.

Jetzt hör' mich an.

Pauline.

Dich hören?
Ja, sprich, — ihr Sohn! — o, haben Teufel Eltern?
Sprich, um dein Schweigen zu verfluchen, sprich!

(Wild lachend.)

Ist dieß dein Schloß, wo uns ein mattes Licht
Aus Alabasterlampen traulich schimmert?
Wo jedes Lüftchen mit Orangenduft
Und Seufzern angefüllt? — Wo Lautenklang
Und Murmeln von Kaskaden unter Rosen
Das Ohr entzücken? — Reizt dich dieß Gemälde?
Dieß ist jetzt Heimath mir, — dieß mein Tyrann.
Ich Närrin! ich Bethörte! schon vernimmt
Mein Ohr den bittern Spott der Lästerzungen.
Hast du im Herzen noch die kleinste Regung
Von Güt' und Mitleid, o — so tödte mich,
Und rette mich, dein Weib, von Raserei.
Doch nein, es kann nicht seyn, es ist nicht möglich!
Mich täuscht ein Traum, und bald werd' ich erwachen.

(Ihn anfassend.)

Bist du von Fleisch und Bein? Ein Mann? Ein Schatten,
Wie uns ein Traum ihn zeigt? Nein, es ist Wahrheit!
Was hab' ich dir gethan — wie dich beleidigt,
Daß du mich so zerschmettert? —

Meln.

Engel fielen
Vor deiner Zeit durch Stolz, — ja, dieser ist
Der einz'ge Mackel deiner reinen Seele.
Durch Stolz gewann der Geist verschmähter Liebe,
Der Geist der Rache Herrschaft über dich. —
Von meinen frühsten Kinderjahren an
War schon mein Herz von Dir allein erfüllt.
Ich sah dich unter Blumen, die ich pflegte,
Ein niedrer Knabe, kaum von dir bemerkt,
Als hätten Frohsinn, Blüth' und Jugend sich
In dir verkörpert, so erschienst du mir.
Ich sah dich, und die Leidenschaft des Mannes
Durchdrang das Herz des träumerischen Knaben;
Und was ich ewig bleibe, dein Verehrer,
Ich war's von jenem Augenblicke an. —
Es steht dir frei, mein Lieben zu verwerfen,
Und thöricht, eitel — rasend es zu nennen, —
Doch ward es mir zur Quelle süßen Hoffens
Und trieb mich zur Veredlung meiner selbst.
Es fielen mir die alten Mährchen ein,
In denen uns die Ammen vorerzählen,
Wie Königstöchter, die von Lieb' entbrannt,
Dem Herzen folgend, allem Glanz entsagen,

Und wie die Liebe, fast dem Tode gleich,
Den Rang vernichtet und den Hirtenstab
Dem Scepter kühn zur Seite wagt zu stellen.
Und so ward mir die Hütte zum Palast. —
Mein Vater starb, — ich, ein geborner Knecht,
War jetzt mein eigner Herr, und ich versuchte,
Die Fesseln meines Kerkers abzuwerfen.
Durch Schätze, wie der forschende Verstand
Sie aus des Wissens Schacht zu Tage fördert,
Sucht' ich die Kerkermeister meines Herzens,
Geschick und Herkunft, fleißig zu bestechen.
Dein Bild trieb mich zu Fleiß und Eifer an, —
Um deinetwillen saß ich Mitternachts
Und forschte in den Träumen unsrer Weisen;
Ich strebte emsig nach der Musen Gunst,
Denn sie ist mächtig, Herzen zu bezwingen;
Ich dacht' an dich — und schrieb beseelte Lieder, —
An dich — und auf der Leinwand strahlt' dein Bild;
Es war die Kunst für mich der sanfte Schatten
Des Sternenlichtes deiner hellen Augen,
Die Tag und Nacht den Liebenden verfolgten.
Man schalt mich eitel — toll, — ich ließ sie reden
Und strebte weiter; war mir doch so wohl,
Mich deiner immer würdiger zu fühlen.

Pauline.

Weiß er den Haß durch Zaubermacht zu bannen?

Mel n.

Zuletzt — in einer Unglücksstunde — wagt' ich
Mein volles Herz in Versen auszuströmen
Und sie zu übersenden, — ein Tribut,
Den Schönheit auch vom Niedern nicht verachtet.
Der Name, den mein Herz hinzugefügt,
Das lange schon den Augenblick ersehnte,
Die angehäuften Schätze dir zu zeigen, —
Der Name, dessen du dich freuen solltest,
Als einem Manne eigen, der dein Werk —
Er ward dein Spott! — Und in derselben Stunde,
Da meine Leidenschaft, in Wuth verwandelt,
Dem Hasse glich, und meine ganze Seele
Durch Hohn sich in ein Chaos umgestaltet, —
In dieser Stunde nahten die Verführer,
Und warben mich für ihre Rache an. —
Der Wurm, den du getreten, wandte sich
Und stach dich.

Pauline.

Lieb' ist ohne Stachel, — und
Was ist der Stolz des unbeschützten Mädchens,
Wenn du mit deiner Rache ihn vergleichst?
Wie liebt' ich diesen Mann! Und er, — ein Knecht. —

Meln.

Kein Knecht! — Was wäre freier als Verzweiflung?
Ich will Dir nicht von meinen Kämpfen sprechen,
Noch von der Reue, nein, es ist zu spät!
Doch will ich sühnen meine schlechte That,
Wie ichs vermag; — Pauline —

(Sich ihr mit großer Bewegung nähernd und im Begriff, ihre Hand zu nehmen.)

Pauline.

Bleib' mir fern!
Ich kenne mein Geschick. Dem Rechte nach
Bist du jetzt mein Tyrann, ich deine Magd.
Gehorsam will ich dir in Allem seyn,
Will niedre Arbeit thun, — doch bleib' mir fern.
Betrachte mich von Stund' an als geheiligt
Durch schweres Unrecht, das du mir gethan;
Rühr' mich nicht an.

Meln.

Sey außer Furcht, — gewiß,
Du kennst mich nicht. Die Rache ist zu Ende,
Mein übereilter Schwur ist nun erfüllt.
Kein Heil'genbild von Marmor ist fortan
Im Gotteshause sichrer als du hier.
Ich bin dein Gatte, nein, — entsetz' dich nicht;
Hier leg' ich meine Rechte dir zu Füßen.
Ein Band, aus Rache durch Betrug geknüpft
Und nun vollzogen, ist vor den Gesetzen
Ungültig. Schlummre diese Nacht in Frieden;
Und morgen soll dein Vater dich so rein,
Wie ich an heil'ger Stätte dich empfing,
Zurück zum heimathlichen Herd geleiten.
Bald macht ein Richterspruch dich frei, dein Herz
Dann einem Andern, Glücklichern, zu schenken.
Und wenn du endlich mir verziehen hast,
Der dich gekränkt, weil er zu heiß dich liebte,
O dann versag' ihm nicht, dir zu gestehn,
Daß ihm der Himmel eine edle Regung
Doch noch im Herzen ließ. He! — Mutter, Mutter!

(Die Mutter tritt durch eine Seitenthüre ein.)

Führ' diese Dame — (sie ist nicht mein Weib,
Ein Gast, ein ehrenvoller Gast nur, Mutter) —
In jenes Zimmer, wo noch kein Verbrecher
Es je gewagt, der Unschuld Schlaf zu stören.
Glaubst du mir jetzt? — Geh, liebe Mutter.

Mutter (zögernd).

Sie ist nicht dein Weib?

Meln.

Still, still, — begleite sie,
Und sprich nicht erst.

(Die Mutter geht nach der Seitenthür. — Pauline folgt ihr weinend, und wendet sich noch einmal nach Melnotte um.)

O, schirmet sie, ihr Engel.

(Er sinkt nieder.)

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 62.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

14 Julius 1838.

Gedichte von Robert Burns.

Menie.

Natur sieht wieder lustерfüllt
  Ihr Kleid anthun die Frühlingsau,
Ihr laubig Haar vom Windhauch schwillt,
  Und ist benetzt vom Morgenthau.

Und lieb' ich immer Menie noch,
  Blickt spöttisch auch ihr Aug dazu?
Denn es ist kohlschwarz, und ist wie ein Falk,
  Und gönnet Keinem seine Ruh.

Die Schlüsselblum' ist nicht für mich
  Für mich das Veilchen nicht erblüht,
Durch Thal und Hain ergießet sich,
  Doch nicht für mich, des Hänflings Lied.
    Und lieb' immer ich Menie noch —

Der Sämann schreitet froh einher,
  Der Pflüger spricht zu dem Gespann;
Mir ist das Leben wie ein Traum so schwer,
  Aus dem man nicht erwachen kann.
    Und lieb' ich immer Menie noch —

Das Blaßhuhn auf dem Wasser fliegt,
  Im Rohr die junge Ente schreit,
Der Schwan sich majestätisch wiegt,
  Und außer mir sich Alles freut.
    Und lieb' ich immer Menie noch —

Der Schäfer schließet sein Geheg' —
  Hört, wie er froh sein Liebchen pfeift —
Indeß mein Fuß ohne Pfad und Weg
  Auf den bethauten Hügeln schweift.
    Und lieb' ich immer Menie noch —

Wenn die Lerche, da die Nacht entweicht,
  Erwacht in blumenreichen Klee,
Und singend in die Wolken steigt,
  Gleit' ich nach Haus, ein Geist voll Weh.
    Und lieb' ich immer Menie noch. —

Komm, Winter und dein Zorngeheul,
  Und rase auf der nackten Flur;
Nur dann wird Lindrung mir zu Theil,
  Wann mit mir trauert die Natur.
    Und lieb' ich immer Menie noch.

Lied.

Kein Geistlicher bin ich, der schreibt und schreit,
Kein Staatsmann noch Krieger zu Ränken und Streit,
Kein Kaufmann, der pfiffig ist und noch mehr,
Eine dickbäuchige Flasche ist all mein Begehr.

Nicht beneid' ich den Pair, er wird höflich begrüßt;
Nicht veracht' ich den Bauer, so arm er auch ist;
Doch ein Klub guter Bursche, wie dies', um mich her,
Und 'ne Flasche, wie dies', ist mein Ruhm und Begehr.

Hier der Squire mit seinem Bruder, das ist — mit seinem Pferd;
Dort der Bürger bedacht, wie Procente er mehrt;
Doch seht ihr die Krone, wie sie wehet daher?
Dort stillt eine dickbäuchige Flasche mein Begehr.

Das Weib meines Herzens ach! nahm mir der Tod;
Doch erquickenden Trost mir die Kirche bot;
Wahr fand ich des alten Salomo Mähr:
Eine dickbäuchige Flasche heilt jedes Begehr.

Einst war ich auf Liebesbewerbung bedacht;
Doch ein Brief meiner Hoffnung ein Ende macht;
Da watschelte keichend der Gastwirth daher
Mit 'ner Flasche, und endete all mein Begehr.

„Was das Leben begehrt, ist Heil.“ *) so spricht
Der traurige Barde, wie er heißt, weiß ich nicht;
Und gern ich dem Naseweis Glauben gewähr':
Denn eine dickbäuchige Flasch' ist ein herrlich Begehr.

Eine in einer Freimaurerloge hinzugefügte Strophe.

Drum füllt einen Becher bis er überfließt,
Und mit Maurerehren sey er begrüßt;
Jedem ächten Bruder des Winkels bescheer'
Eine Flasche das Glück, wenn ihn quält ein Begehr.

E. Bockelmann.

*) Youngs Nachtgedanken.

Beethoven und sein letztes Quartett.

(Schluß.)

„Der Wein hat mich gestärkt, Luise!“ sagte er endlich, indem er ihr das Glas zurückreichte, — „dafür theile ich dir aber auch jetzt etwas mit, worüber ich schon lange mit mir gekämpft habe, ob ich es dir sagen sollte oder nicht. Ich glaube, daß es jetzt mit meinem Leben zu Ende geht, — es ist auch gut, denn was habe ich von meinem Leben, von dieser Kette unendlicher Qualen? Vor mir klaffte seit meiner Jugend der Abgrund, der den Gedanken vom Ausdruck scheidet. Nie konnte ich sagen, was meine Seele fühlte, — nie dem Papiere mittheilen, was klar und lebendig in meiner Phantasie lebte. Habe ich schon etwas componirt? Hat man es schon gespielt? Nein, nein! nicht nur nicht dasjenige, was ich gefühlt, nicht einmal das, was ich niederschrieb. — Man opfert meine Melodien auf, entweder weil ein Stümper von Handwerker nicht den Gedanken gefaßt, eine Klappe mehr anzubringen, oder weil ein jämmerlicher Waldhornist auf seinem Instrumente nicht ein paar Baßnoten hervorbringen kann. Da muß ich dann eine ganze Symphonie ändern. Dann beliebt es einem Geigenstreicher, einen durchaus nöthigen Ton in einem Akkord auszulassen, weil ihm die Finger zu steif sind, um Doppelnoten zu greifen. — Dann die Stimmen, der Gesang — diese Repetitionen der Oratorien, der Opern! — O! noch immer tönt diese Hölle in meinen Ohren! — Und doch war ich damals noch glücklich, denn ich konnte doch noch bemerken, daß von Zeit zu Zeit eine gewisse Begeisterung über die sinnlosen Ausführenden kam. Es klang durch ihre Töne eine Art von dunkeln Gedanken, der in meine Phantasie gefallen war, — o! dann war ich entzückt und schwamm auf den Wellen der von mir geschaffenen Harmonie. — Aber dann kam die trübe Zeit, wo die Nerven meines Ohres stumpfer wurden und ihnen nur das Gefühl für die Fehler der Musiker blieb, — der Schönheit aber war es verschlossen. Jetzt ist mein Ohr von einer düstern Wolke umhüllt und ich höre meine Werke nicht mehr. Luise! ich höre nichts mehr! — Eine Fülle himmlischer Harmonien, herrliche Akkorde, originelle Melodien wogen in meiner Phantasie, fahren bunt durcheinander und verschmelzen in ein geheimnißvolles, nie dagewesenes Ganze. — Da will ich es ausdrücken — Alles verschwindet in Nacht — keinen Ton gibt die widerspenstige Materialität zurück, — rohe Gefühle vernichten die lebendige Thätigkeit meiner Seele! — Gibt es etwas Entsetzlicheres, als diesen ewigen Zwiespalt der Seele mit den Gefühlen, der Seele mit der Seele? Gibt es etwas Unheilvolleres, als im Haupt ein großes Werk zu erzeugen, das in den Qualen der Geburt vergeht und stirbt? — Das ist der Tod der Seele! — Wie schrecklich, wie lebendig ist dieser Tod!“ —

„Was will dieser sinnlose Gottfried Weber von mir? Warum läßt er mich nicht in Ruhe? Warum verwickelt er mich in unnütze musikalische Streitigkeiten? Wie verlangt er von mir eine Erklärung, warum ich diese oder jene Harmonie zusammengestellt habe, diese oder andere Instrumente benutzt habe, da ich es mir doch selbst nicht zu erklären weiß? Erkennen diese Menschen denn, was die Seele eines Musikers, die Seele eines Menschen ist? Nicht wahr, ihr Leutchen glaubt, man könne die Seele zuschneiden, wie ein Handwerker, der mit Instrumenten und nach gewissen Regeln arbeitet, die das Hirn eines ausgetrockneten Theoretikers in müssiger Stunde erfunden hat? Ihr irrt! wenn der Augenblick des Entzückens mich erfüllt, dann kommt mir die feste Ueberzeugung, daß dieser verkehrte und verdrehte Zustand der Kunst nicht ewig fortdauern kann; daß die verjährten Formen zerfallen, und durch neue, frische ersetzt werden müssen; daß man alle jetzigen Instrumente verbannen und andere erfinden muß, auf denen man die Werke großer Geister in aller Vollkommenheit ins Leben treten lassen kann; und daß endlich der närrische Unterschied zwischen geschriebener und gehörter Musik enden muß. — Ich habe mit den gelehrten Herren Professoren disputirt — allein sie verstanden mich nicht; sie begriffen nicht die Kräfte, die ich besitze, wenn das Entzücken über mich kommt. Es ist ihnen nicht klar, daß dann mein Geist der Zeit voraneilt und nach den innern Gesetzen der Natur handelt, die der gewöhnliche Mensch noch nicht ergründet hat und die ich mir in andern Augenblicken selbst nicht erklären kann. — O, über die Thoren, die in müssigen Stunden in ihrem frostigen Entzücken ein Thema hervorsuchen, es bearbeiten, ausführen und dann nicht unterlassen, dasselbe in einem andern Tone zu wiederholen! die dann als bestellte Arbeit Blasinstrumente oder einen absonderlichen Akkord hineinschieben, über welchen sie grübeln und studiren, und alles so mühsam belecken und glätten! — Was verlangen sie? daß ich auch so arbeite? Ich kann es nicht! — Man hat mich mit Michel Angelo verglichen — hat man aber auch gewußt, wie der Schöpfer des Moses arbeitete? Mit kraftvollen Hammerschlägen, zornig, ja wüthend schlug er auf den todten Marmor und zwang ihn, den lebendigen Gedanken herauszugeben, der sich in der steinernen Hülle barg. — So arbeite auch ich! Ich kenne nicht das kalte Entzücken! ich bin nur entzückt, wenn sich das Weltall für mich in Harmonie verwandelt, wenn jeder meiner Gedanken, mein ganzes Gefühl zum lebendigen Tone wird; wenn alle Naturkräfte meine Werkzeuge werden, mein Blut in den Adern siedet, ein Frostschauder über meinen Leib zittert und meine Haare sich sträuben! dann —

ja, dann! — Aber Alles das ist vergebens! Meine Kräfte schwinden und mein Kopf ist krank und schwach. Woran ich auch denke — alles verwirrt sich und ist wie mit einem dunkeln Schleier verhüllt. — Sieh, Luise! ich möchte noch gerne meine letzten Gefühle und Gedanken niederschreiben, die tief in meiner Seele ruhen, damit sie nicht mit mir sterben. Doch horch! was höre ich?"

Mit einem starken Schlag stieß Beethoven das Fenster auf. Aus dem Nachbarhause schallten harmonische Klänge herüber.

„Gott! Gott! ich höre wieder!" rief Beethoven und sank auf die Kniee nieder. „Ich höre!" wiederholte er, die Hände entzückt gegen das offene Fenster ausbreitend. „Das ist die Symphonie zum Egmont! Meine Symphonie! Ja, ja! ich erkenne sie! Hörst du den Sturm der Leidenschaft, den wilden Schlachtruf? Flammend wogt er auf, — strömt mir entgegen — und nun wird alles still — noch flackert das Lämpchen — das Licht wird matter — erlischt — aber nicht auf ewig — nein, nicht auf ewig!" —

Kräftiger tönte das Trompetengeschmetter. —

„Die ganze Welt wird es durchtönen — Niemand kann es übertäuben!" —

Ohnmächtig sank Beethoven in Luisens Arme.

Einer der fremden Gesandten in Wien gab einen glänzenden Ball; die Schaar der Gäste wogte auf und ab.

„Jammerschade!" sprach ein besternter Herr. „Der Kapellmeister Beethoven ist gestorben, sehr arm. Man sagt, er habe nicht so viel hinterlassen, um beerdigt werden zu können." —

Die Stimme verhallte unbeachtet in der Menge. Man horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf das Gespräch zweier Diplomaten, die über einen skandalösen Streit sprachen, den Jemand an einem deutschen Hofe gehabt hatte.

Nachwort des deutschen Herausgebers.

Es dürfte wohl kaum nöthig seyn, zu bemerken, daß der russische Dichter dieses Phantasiestücks, in der Schilderung der letzten Lebensverhältnisse Beethovens, nur seiner Phantasie gefolgt ist. Bekanntlich starb der große Meister nicht in so dürftigen Umständen, wie sie hier geschildert worden.

Scenen aus Bulwers neuem Schauspiel.

Die Dame von Lyon oder Liebe und Stolz.

(The Lady of Lyons or Love and Pride.)

(Fortsetzung.)

Der vierte Akt enthält die von Melnotte selbst freiwillig herbeigeführte Trennung der beiden Vermählten, wobei er jedoch durch sein edles, zartes Benehmen einen tiefen Eindruck auf Pauline macht, die ihn zwar noch immer zu hassen, wenigstens nicht zu lieben, versichert, innerlich aber einigermaßen mit ihm ausgesöhnt ist. Melnotte geht mit dem Oberst Damas nach Oberitalien, um den Feldzug mitzumachen.

Fünfter Akt.

(Zwei Jahre nach den vier ersten.)

Eine Straße von Lyon.

Nach zweijähriger Abwesenheit kehrt Damas als General nach Lyon zurück und mit ihm Melnotte (unter dem angenommenen Namen Morier), der sich im italienischen Feldzug ausgezeichnet und zum Oberst emporgeschwungen. Damas trifft Beauséant auf der Straße, und erfährt von ihm, Pauline habe eingewilligt, sich von Melnotte scheiden zu lassen, und ihn — Beauséant — zu heirathen. Deschappelles kommt dazu, bestätigt es und ladet Damas ein, sich heut um 3 Uhr als Zeuge bei der Unterzeichnung des Kontrakts in seiner Wohnung einzufinden. Deschappelles und Beauséant gehen hierauf zum Notar.

Fünfte Scene.

Damas allein; dann Melnotte.

Damas.

Ein Mann, der sich auf Frauengunst verläßt,
Ist ein Chamäleon, das aus der Luft
Sich Athem, Nahrung, Farb' und Leben saugt, —
Mit jedem Winde wechselt, — das bald dürr,
Bald wohlgenährt, — bald rosig strahlt von Hoffnung,
Bald grün vor Eifersucht, blaß vor Verzweiflung,
Bald kalt, bald warm ist, je nachdem der Wind
Aus Norden oder aus dem Süden kommt.
O Weiber — Weiber! — wärt ihr rein von Sünde,
Ihr würdet noch genug zu büßen haben;
Denn ihr verleitet uns zu so viel Thorheit,
Daß aller Engel Thränen nicht vermöchten,
Euch rein zu waschen.

(Melnotte blaß und aufgeregt eintretend.)

Hast du schon gehört?

Meln.

Ich weiß das Aergste.

Damas.

Nun, so tröste dich;
Es gibt noch andre Schönen.

Meln.

Andre, sagst du?
Zertrümmert liegt die Welt zu meinen Füßen;
Sie war die Welt mir, füllte ganz mein Wesen,
Sie lächelte im Sonnenschein mich an;
Ich betete zu ihr im wilden Kampf. —
Sie war mir Zukunft und Vergangenheit,
War meines Lebens Leben; aber jetzt? —
Jetzt sinken Hoffnung und Erinnrung hin!
Pauline treulos! — O, das Universum
Ist ohne Reiz für mich.

Damas.
Verzweifle nicht.

Mein.
Wer nichts zu hoffen hat, der muß verzweifeln.
Mit meiner Liebe stirbt der Durst nach Ruhm,
Und meine einz'ge Hoffnung ist das Grab.
In diesem Herzen, wo ihr Bild einst strahlte,
Haus't jetzt der Tod.
(Nach einer Pause.)
Doch ist es auch gewiß?
Es sind vielleicht nur leere Stadtgerüchte,
Und ich — ich war zu rasch, zu ungerecht.
O, Damas, sprich, von wem hast du's gehört?

Damas.
Von ihrem Vater und von Beauséant.
Mach' dich gefaßt, die Wahrheit zu vernehmen.
Er hört mich nicht.

Mein.
Sie soll es nie erfahren,
Wie tief — wie heiß ich sie geliebt. Es bringt
Die mitleidsvolle Nacht, die oft in Träumen
Mir Trost gespendet, jetzt nur Herzeleid.
Schlaf, fahre wohl, bist du nicht Todesschlaf!
Erwachen, in die helle Sonne sehn,
Und sie an eines Andern Seite wissen —
Ich kann es nicht ertragen!

Damas.
Sey ein Mann.

Mein.
Ich bin ein Mann, — sonst hätte mich der Schlag
Bereits getödtet; doch ich leb' und leide.

Damas.
Vergiß die Falsche, sie ist dein nicht werth.

Mein.
Still — schmäh' sie nicht. Wie konnte sie dem Schwindler
Nach langer Trennung, jahrelangem Schweigen
Ein unverdientes Kleinod aufbewahren,
Ihr reines Herz? Müßt' ich sie werthlos glauben,
So könnt' es meine Leiden nur vermehren.
Nein — schmäh' sie nicht. Man sagte heute — heut'!
Wie hab' ich diesen Tag als Tag der Freude
Mir ausgemalt! — und nun? O könnt' ich doch
Die reizende Gestalt noch einmal sehn,
Die liebe Stimme einmal noch vernehmen,
Es wären dann die Trümmer meines Glücks,
Belebt durch dieses Echo, wen'ger furchtbar.

Damas.
Der Wunsch ist leicht erfüllt, — Begleite mich.
Dein Anzug, Mantel, Bart, die braune Schminke,
Die Krieg und Arbeit dem Gesicht geliehn, —
Der fremde Name, Alles, glaube mir,
Macht die Entdeckung ziemlich unwahrscheinlich,
Zumal, da man für weit entfernt dich hält.
Komm mit, — ich thät' es auch an deiner Stelle.
Es ist gewiß noch Zeit, — Paulin' ist jung, —
Sie ward vielleicht gezwungen, — liebt dich noch —
Ja, ja — so ist's!

Mein.
Nein, mach' mir keine Hoffnung.
Sollt' ich noch einmal aus dem Himmel fallen,
Es wär' mein Tod. Ein milder Sonnenstrahl, —
Das Eis zerbricht — ich sinke. Nein, mein Freund,
Du findest keinen Funken Muths in mir;
Der feigste Sklave ist mir überlegen.
Als ich zum ersten Male sie verlor,
Da trug ich's wie ein Mann: ich hatte Hoffnung;
Doch jetzt. — (Er bricht in Thränen aus.)

Damas.
Was? Alle Weiber auf der Welt,
Die jemals brave Herzen eingenommen,
Sind das nicht werth!

Mein.
Es ist vorbei, — vergiß es;
Die Wolke hat den Regen ausgeströmt.
Ich kenne ferner auf der Welt kein Uebel.

Damas.
Wie umgewandelt scheint mir sein Gesicht.
Nicht leicht war dieses Männerherz zu brechen.
Komm, Meinotte, komm, — du sollst sie wiedersehn.

Mein.
Sie wiedersehn? In diesem einz'gen Wort
Ist Leidenschaft und Macht genug enthalten,
Des Mannes Stolz und des Verstandes Kraft
In Staub zu legen.

Damas.
Komm, die Zeit enteilt, —
Es wird zu spät.

Mein.
Entsetzlich Wort — „zu spät!"
Ich folge dir; — noch einen Blick — und dann —

Damas.
Vergiß sie.

Mein.
Ja — der Tod gedenket nicht.
(Beide ab.)

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 63.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

18 Julius 1838.

Prometheus.

Von Edgar Quinet.

Zweiter Artikel.

Der älteste berühmte Bearbeiter dieses Gegenstandes ist, wenn man von dem den Mythus referirenden Hesiod absieht, der Tragiker Aeschylus, von dessen großartiger Trilogie jedoch nur das mittlere Stück: der gefesselte Prometheus, auf uns gekommen ist. Diesem Stück entspricht, wie schon gesagt, der zweite Theil der Trilogie Quinets. Aber, abgesehen noch von dem poetischen Genie, sind die Voraussetzungen, von welchen der alte Grieche und von welchen der moderne Dichter ausgehen, so wie auch die Endresultate, auf welche sie hinstreben, sehr verschieden. So große poetische Freiheiten sich Aeschylus erlaubte und von dem Buchstaben der Tradition vielfach abwich, so wurzelte doch seine Fabel ihrem innersten Wesen nach in den allbekannten Mythen, in den Göttergenealogien, welche der Geschichte der Menschen vorangingen und zum Theil damit zusammenfielen.

Prometheus, dem alten Göttergeschlecht der Titanen angehörig, hat mit seiner Mutter Themis die Sache der übermüthigen Titanen verlassen, welche auf seinen Rath nicht hören und sich auf die Seite der jüngern Götter, Zeus an ihrer Spitze, geschlagen, welche hauptsächlich durch seinen Rath den Sieg davon tragen und den Kronos stürzen, der aber im Sturz über seinen Sohn Zeus den Fluch ausspricht. Die Herrschaft der Welt wird neu vertheilt; Zeus will auch die Menschen, die die Zeit des Kronos gesehen, vernichten, und ein neues Geschlecht, ihm ganz unterwürfig, erschaffen. Prometheus tritt für sie auf, und verheißt dem Götterkönig, daß dereinst ein sterblich Weib den Helden gebären werde, welcher des Zeus Herrschaft von dem Fluch seines Vaters befreien solle. Aber dem Zeus ist der übermächtige Freund verhaßt, und er sucht Ursache an ihm, und wagt nicht, ihn ohne Grund zu strafen. Er entzieht den Sterblichen das Feuer, wodurch sie in einen traurigen Zustand herabsanken. Ihres Elends erbarmt sich Prometheus; er geht in den Lemnischen Vulkan, des Hephästos Feueresse, entwendet und bringt den Menschen das Feuer, und lehrt sie alle Kunst und Wissenschaft, wodurch erst das Daseyn zum Leben wird. Dem Vorsatz des Prometheus ist seine weise Mutter Themis entgegengetreten, welche ihn warnt, daß Zeus nur seinen Sturz wolle, und daß er drei Jahrtausende werde dulden müssen, und dann sich mit Zeus versöhnen werde. Prometheus fürchtet Zeus' Zorn nicht, er frevelt gern.*) Dieß der Inhalt des ersten Stücks. Das zweite, ganz vorhandene, zeigt den Prometheus, wie er am Kaukasus angeschmiedet wird, in welcher Lage er das ganze Stück hindurch bleibt, bis er am Ende, in einem Erdbeben, sammt seinem Felsen vom Abgrund verschlungen wird. Prometheus beklagt bald einsam sein grausames Schicksal, seine Unterdrückung durch Zeus; er ruft die Elemente an:

Seht her, was ich von Göttern dulden muß, ein Gott!
Weh, weh! um das Jetzt, um der Zukunft Qual
Wehklag' ich umsonst! Wann wird jemals
Mir der Mühsal Ende sich zeigen?
Und doch, was sag' ich? klar im voraus weiß ich ja
All meine Zukunft; nimmer unerwartet naht
Mir jede Trübsal; mein Verhängniß muß ich dann,
So leicht ich kann, ertragen, im Bewußtseyn daß
Die Gewalt des Schicksals ewig unbezwinglich ist.
Und doch verschweigen mein Geschick, verschweigen nicht —
Unmöglich ist mir beides. Weil den Menschen ich
Heil brachte, darum trag' ich qualvoll dieses Joch.

Bald bespricht er sich mit den ihm verwandten mitfühlenden Okeaniden und Okeanos selbst, welche ihm den Rath geben, seinen Trotz zu beugen, wovon er nichts hören will; bald ertheilt er der in Kuhgestalt verwandelten Jo Weissagungen, die auf ihn selbst und seine einstige Befreiung Bezug haben, die aber dunkel gehalten sind; er wiederholt dann seine Prophezeyungen von Zeus' Sturz, und antwortet auf die Vorstellungen der Okeaniden:

*) Droysen's Aeschylus II. 157 folg.

Was sollt' ich fürchten, dem zu sterben nicht verhängt?

Dann erscheint Zeus' Bote, Hermes, und sucht ihm das Geheimniß zu entreißen, dessen Offenbarung Prometheus trotzig und höhnisch verweigert.

Das dritte Stück ist der befreite Prometheus. Er ist wieder emporgehoben an das Tageslicht; er liegt nieder in einsamer Qual, vom Biß des Adlers zerfleischt; sein Trotz ist verstummt, seine Kraft gebrochen, ihn verlangt nach Frieden. Die Titanen sind längst mit Zeus versöhnt und rathen auch ihm zur Versöhnung. Seine Mutter Gaia (Erde) kommt; die Zeit ist nahe, wo Zeus, im Begriff ein Ehebündniß zu schließen, seinen eigenen Untergang herbeiführen würde, wenn Prometheus ihn nicht rettete. Zeus hat im Himmel die Worte der weisen Mutter vernommen und fühlt ganz den Sinn des furchtbaren Verhängnisses, das ihm droht. So tritt denn Herakles, Zeus' Sohn, auf, erschießt mit dem Pfeile den Adler. Prometheus erkennt „des verhaßten Vaters lieben Sohn," und daß Zeus ihn zu versöhnen suche. Eine Bedingung der Befreiung des Prometheus ist, daß ein Unsterblicher für ihn den Tod erleide; dazu erbietet sich Chiron, der von einer Pfeilwunde unsägliche Schmerzen leidet. Herakles löst den Prometheus (der nach einer Sage ein Stück des Felsens am Ring tragen muß, damit Zeus Drohung erfüllt wird) und der Titane verkündigt nun, daß wenn Zeus die Meernymphe Thetis umarmte, er einen Sohn zeugen würde, mächtiger als der Vater, der ihn vom Throne stürzen würde. Darum wird sie dem Peleus vermählt (und gebiert den Achilleus). Hermes bringt dem Prometheus freundliche Botschaft vom Göttervater; Chiron opfert sich dem Tode und Prometheus umflicht sich das Haupt, zum Zeichen der Buße und Strafe, mit einem Weidenkranz.

In diesem tiefsinnigen Gedicht sind gewiß eine Menge philosophischer Ideen zu finden, und die Symboliker und Mythologen haben eine reiche Ernte gehalten. „Aeschylus," sagt Baur, „hat in seinem Prometheus den Widerspruch aufgefaßt, in welchen die ethische Idee der Gottheit mit dem Naturbegriff von derselben gerathen muß, wenn jene, im Bewußtseyn erwacht, sich zwar von diesem abgesondert, aber noch nicht in ihrem eigenen selbstständigen Wesen ergründet hat. Die Idee des Absoluten schwebt gleichsam noch in der Mitte zwischen der Naturnothwendigkeit und der ethischen Freiheit." — „In diesem Drama stellt sich uns der Gegensatz der sinnlichen und geistigen Natur des Menschen, des höhern und niedern Selbstbewußtseyns, des menschlichen Eigenwillens und des allgemeinen Willens dar. Der Kampf des Zeus mit Prometheus ist derselbe wie mit den Titanen, nur daß der Gegensatz gegen Zeus die sinnliche Natur des Menschen ist. Der Ausgang des Kampfes, indem die Drohung des Prometheus von Zeus Sturz unerfüllt bleibt, und Prometheus sich unterwirft, ist das sich nothwendig Ergebende, wenn die gesetzmäßige Entwicklung der sittlichen Natur des Menschen nicht widernatürlich gehemmt werden sollte. Das in der Gottheit objektivirte ethische Gesetz, das dem Menschen anfänglich als willkürlich angemaßte Macht erscheint, wird im Fortgang der Entwicklung eine in sich selbst gegründete absolute Nothwendigkeit, die von dem Selbstbewußtseyn des Menschen nicht zu trennen ist."

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus Bulwers neuem Schauspiel.

Die Dame von Lyon oder Liebe und Stolz.

(The Lady of Lyons or Love and Pride.)

(Schluß.)

Ein Zimmer in Dechappelles Hause.

Pauline hat sich entschlossen, Beauséant ihre Hand zu reichen, da er sich nur unter dieser Bedingung dazu verstehen will, ihrem Vater eine Summe vorzuschießen, die ihn vom nahen Bankerott errettet. —

Dechappelles, Mad. Dechappelles, Pauline, Beauséant, Glavis und der Notar sind versammelt.

Achte Scene.

Damas und Melnotte treten ein. Die Vorigen.

Damas.

Bon jour, Cousine! Ich habe die Ehre, den Oberst Morier vorzustellen.

Mad. Dech.

Was, den berühmten Helden? (Macht einen tiefen Knix.) Viel Ehre für uns.

(Melnotte verneigt sich und bleibt im Hintergrunde.)

Damas (zu Paulinen).

Nun, schönes Nichtchen, ich gratulire dir. Was, — kein Lächeln, kein Erröthen? Du wirst in drei Minuten den lästigen Melnotte auf immer los, und dann jenen reichen Herrn heirathen. Ich dächte, da müßtest du äußerst glücklich seyn.

Pauline.

Glücklich?

Damas.

Wie blaß sie aussieht, das arme Kind. Vertraue dich mir. Zwingt man dich zu diesem Schritt?

Pauline.

Nein.

Damas.

Es geschieht also mit deiner eigenen Zustimmung?

Pauline.

Mit meiner eigenen Zustimmung, — ja.

Damas.

Dann bist du — ich will's nicht aussprechen, was du bist.

Pauline.

Sie denken schlecht von mir, — es sey; wenn Sie jedoch wüßten, —

Damas.

Hier waltet ein Geheimniß ob. Pauline, rede.

Pauline (plötzlich).

O, vielleicht können Sie mich retten! Sie sind unser Verwandter, unser Freund. Mein Vater ist dem Bankerott nah, — er bedarf noch heut' einer großen Summe, um Anforderungen zu genügen, die sich nicht zurückweisen lassen; Beauséant will diese Summe vorschießen — meine Hand ist die Bedingung der Anleihe. Retten Sie mich, wenn Sie die Mittel haben; Gott wird's vergelten!

Damas (bei Seite).

Ich widerrufe. Die Weiber sind doch nicht so schlecht wie ich glaubte. (Laut.) Mein Kind, ich kann dir nicht helfen, ich bin zu arm.

Pauline.

Das letzte Brett zerschellt, an welchem ich mich hielt.

Damas.

Dort siehst du meinen Freund Morier: Melnotte ist sein genauster Freund; er focht mit ihm in denselben Schlachten, lag mit ihm in demselben Zelt. Hast du ihm vielleicht einen Auftrag an Melnotte zu ertheilen? — etwa irgend ein Wort, um diesen Schlag zu lindern?

Pauline.

Er kennt Melnotte — wird ihn sehen; — er soll ihm meine letzten Grüße bringen. (Sich Melnotte nähernd.) Er wendet sich ab — er verachtet mich. — Ein Wort, mein Herr, ich bitte Sie.

Mein.

Diese Stimme! — Wie mich die Erinnerungen überwältigen!

Damas (zu Mad. Dechappelles).

Stör' sie nicht; er will ihr erzählen, welch' ein Schuft der Melnotte ist; der kennt ihn, verlaß dich darauf.

Mad. Dech.

Es ist sehr lobenswerth, lieber Vetter, daß du den Oberst Morier bei uns eingeführt hast.

(Damas naht sich Dechappelles, und scheint bei Seite mit ihm zu sprechen. Dechappelles zeigt ihm ein Papier, welches er durchsieht und zu sich steckt.)

Pauline.

Dreimal versucht' ich schon ihn anzureden,
Mir fehlt jedoch der Muth. Mein Herr, ich höre,
Sie sind ein Freund von Melnotte? —

Mein.

Ja, Madame.
Mir und dem Elend ist er wohlbekannt.

Pauline.

Und werden Sie ihn nächstens wiedersehn?

Mein.

Vielleicht recht bald.

Pauline.

O, dann verkünden Sie
Ihm jedes Wort, das ich ihm sagen möchte,
Da jetzt mein Herz — von ihm sich trennend — bricht.

Mein.

Er sagte mir, es stehe Ihnen frei,
Ihr Herz an einen Würdigern zu schenken;
Er hab' auf Sie verzichtet, und er werde,
Wenn Sie Ihr Recht gebrauchen, auch nicht murren.

Pauline.

Seit Jahren dacht' ich, sagen Sie ihm das,
An nichts als nur an ihn, und Tag und Nacht
Ist mein Gebet auf allen seinen Wegen
Ihm treu gefolgt. O, sagen Sie ihm auch,
Noch jetzt sey ich bereit sein Loos zu theilen,
Und wär's noch so gering. Ja, betteln wollt' ich
An seiner Seite lieber und im Lächeln
Von seinem Antlitz leben, als getrennt
Von ihm die Krone eines Königs tragen!

Mein. (bei Seite).

Bin ich von Sinnen? Flüstert Raserei
Mir diese Wort' ins Ohr? (Laut.) Sie lieben ihn,
Und können ihn verlassen?

Pauline.

Ach — ich muß!
Er würde, könnt' er in mein Herz nur sehn,
Und seine Kämpfe, seine Qualen lesen,
Gewiß den Bruch der Treue mir verzeihn.
Mein lieber Vater — jener alte Mann,
Der sich bereits am Grabesrand befindet, —
Ruft jetzt sein Kind, ihn aus der Noth zu retten.
Darf seine Tochter ihm die Hand entziehn
Und ihn versinken lassen?

Mein.

Nimmermehr!

Pauline.

Ich hoffe — bitte, sagen Sie ihm das, —
Im Himmel einst ihm wieder zu begegnen.

Mein. (bei Seite).

Die Nacht verschwindet, Freude bringt der Morgen!
(Laut.) Doch — wollen Sie mir nicht das Räthsel lösen? —
Die Noth des Vaters näher mir vertraun? —
Damit ich —

Pauline (auf Damas deutend).

Fragen Sie den Freund.

Beauséant (vom Tisch aus zu Paulinen).

Die Akten sind so weit, — wir bitten jetzt
Um Ihre Namensunterschrift und Siegel.

Mein. (Paulinen zurückhaltend).

Erlauben Sie noch eine Frage mir:
Wenn sich die Neigungen Ihres Herzens jetzt
Mit Ihren Kindespflichten auch vertrüge,
Erwählten Sie alsdann das niedre Loos
Des armen Gärtners?

Pauline (feierlich).

Ja — so wahr ich lebe!
Ach, lieber todt mit ihm, als hier geschmückt,

Ein Opfer, zum Altare hinzutreten!
Ich bin bereit.

(Meln. stürzt auf Damas zu.)

Damas.

Hier — dieß Verzeichniß nimm,
Es zeigt die Summe.

Beauf. (zu Dechappelles, dem er Wechsel zeigt).

In dem Augenblick,
Wo sie die Ehepakten unterzeichnet,
Gehört Euch dieses Geld, und nach wie vor
Seyd Ihr der erste Handelsherr Lyons.

(Der Notar ist im Begriff, Paulinen den Ehekontrakt zu überreichen, als Melnotte ihn nimmt und zerreißt.)

Beauf.

Sind Sie von Sinnen, Herr?

Dechap.

Was wollen Sie
Mit dieser gröblichen Beleid'gung sagen?

Meln.

Daß ich ein Vorrecht habe. Ruhig, Alter!
Vor Gott und Menschen nehm' ich sie in Anspruch,
Und überbiete diesen Höcker dort
Im Schacher um den köstlichen Juwel.

(Dem Dechappelles ein Paket überreichend.)

Erröthet nicht, das Doppelte der Summe,
Die Ihr bedürft, aus meiner Hand zu nehmen,
Die rechtlich es erworben.

Beauf.

Tod und Teufel.

Pauline.

Die Stimme, — ja, du bist —

Meln.

Ich bin dein Gatte.

(Pauline stürzt in seine Arme.)

Blick' auf, blick' auf, Pauline! deinen Blick
Ertrag' ich jetzt. Mein Nam' ist rein gewaschen
Wo jeder Makel, und gewonnen ist
Die Ehre wieder, die ich einst verscherzt.
O Freude — o Entzücken! Wenn am Feuer
Des Nachts ich saß, und mir den Augenblick
Des Wiedersehens dachte, sah ich dich,
So wie du hier in meinen Armen ruhst;
Und oft im heißesten Gewühl der Schlacht
War mir, als fühlt' ich deines Herzens Schläge
An meiner Brust, wie jetzt.

Beauf.

Ich bin verrathen
Und angeführt! Im Augenblick des Sieges
Den Preis noch zu verlieren! Fluch Euch Allen!
Es mögen Dornen Euch im Bette wachsen,
Und Eure Liebe wandle sich in Haß,
Wie meine Brust ihn hegt.

Damas.

Fluch' dich nur aus!
Doch merke noch das Sprüchwort auf den Weg:
„Es gleichen Flüche jungen Küchlein, die
„Gewöhnlich mit dem Abend heimwärts kehren."

Beauf.

Ich bin dem Wahnsinn nah! — nun dann, Madame,
Viel Glück zum Gärtnerssohn — hahaha! (Ab.)

Damas (zu Glavis).

Ihr Freund scheint aufgelegt, sich zu erhängen;
Mich dünkt, Sie sollten ihm Gesellschaft leisten.

Glavis.

Bin sehr verbunden für den guten Rath. (Ab.)

Pauline.

Mein Vater ist gerettet — und durch wen?
O sel'ge Stunde!

Meln.

Doch du weinst, Pauline!

Pauline.

An deiner Brust, und milde Wonnethränen.

Dechappelles (zu Meln.).

Sie haben Lieb' und Ehre sich gewonnen; —
Seyd glücklich, Kinder!

Mad. Dech.

Vetter, sag' mir doch,
Wer ist denn nun der Oberst Morier!

Damas (auf Meln. zeigend).

Der!

Meln.

Nicht länger Morier nach dem heut'gen Tag!
Ich wollte eher meines Vaters Namen
Nicht wieder führen, bis er rein gewaschen:
Es ist geschehn. — Als ich nach jeder Schlacht
Um einen Grad im Range höher stieg,
Wie hieß ich da den Kriegesruhm willkommen,
Der immer mehr von meiner Schande tilgte.

Mad. Dech.

Ein Oberst und ein Held? Nun, das ist etwas!
Viel Glück, mein Kind, und Ihnen, mein Herr Oberst.

Meln.

Dieselbe Liebe, die zur Sünde treibt,
Sie führet, wenn sie ächt ist, auch zur Buße;
Und wen Vergangenheit zur Reue mahnt,
Der strebe für die Zukunft nach der Tugend.

A. v. Tresków.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 64.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 Julius 1838.

Elegie.

(Aus dem Polnischen.)

Hirse sä't ich auf dem Acker,
Aber führte sie nicht ein;
Um ein liebes Mägdlein warb ich,
Ach sie wurde nimmer mein!
Säen ist noch keine Ernte
Und das Lieben ist nicht frein.
Ließ mich auch das liebe Mägdlein,
Muß ich dennoch gut ihr seyn.

Scharfer Hagel traf die Hirse,
Als sie grünte auf dem Feld;
Meine Liebe zu dem Mägdlein
Die verdarb die böse Welt.
Welt und Hagel haben beide
Mir die Hoffnungen zerschellt:
Ließ mich auch das liebe Mägdlein,
Sie mir immerdar gefällt.

Winter deckt die jungen Saaten
Wiederum mit kaltem Schnee.
Und mein Herz ist auch erkaltet
Von des Lebens Pein und Weh.
Der Erinn'rung Sonne schmelzet
Schnee und Trauer aus der Höh:
Meine Liebe schwindet nimmer
Bis ich hin zum Grabe geh'.

Der Traum.

(Gallizisch-Reußisch.)

Iwan reitet aus zu frohem Jagen,
Kehrt zuvor noch bei der Liebsten ein:
Will noch einmal Lebewohl ihr sagen,
Reitet in das freie Feld hinein.
Weidet hier sein Roß im weiten Raume,
Schlummert selber nach dem langen Ritt;
Und er fühlt im wunderlichen Traume
Wie das Ringlein von der Hand ihm glitt.

Iwan ob des Traumes Deutung reitet
Ungesäumt zu einer weisen Frau'n;
Und was sie erkundet und gedeutet,
Füllet ihn mit Angst und bangem Graun.

„Iwan eile, was du kannst, nach dorten,
„Hörest nimmer deiner Liebsten Ruf:“
Iwan reitet heim zu ihren Pforten
Und das Rößlein stampfet mit dem Huf.

Kommt das Mütterlein heraus gegangen:
„Sey gegrüßt, nicht mehr mein Schwiegersohn!
„Deine Liebste ist ja heimgegangen.
„Ruhet drinnen auf der Bahre schon.“

Kommst du nimmer mit den schnellen Füßen,
Reichest mir das weiße Händchen nicht?
Schwarze Aeuglein, wollt mich nimmer grüßen?
Süße Lippen, warum sprecht ihr nicht?

Der Glückliche.

(Polnisch.)

Bartel bin ich, ein Kerl wie ein Daus,
Hab' alte Groschen und vor mir 'n Strauß.
Oy da dana, ach Jemine,
Oy da dana!

Pferde hab' ich und Ochsen beiher,
Schafe hab' ich und Bienen noch mehr.
Oy da dana, ꝛc.

Hab' einen Pelz und ein Mützchen so nett,
Sophie hat sechs Pfühle und hat auch ein Bett.
Oy da dana, ꝛc.

Sie ist mein Weibchen. Sophiechen lieb' ich,
Drück' sie an's Herz und sie drücket auch mich.
Dy da dana. rc.

Abends da sitzt mein Sophiechen in Ruh,
Klimpre ich ihr die Guitare dazu.
Dy da dana, ach Jemine,
Dy da dana!

v. B.

Prometheus.

(Fortsetzung.)

Ohne Zweifel hat Baur, wenn man die gesammte Trilogie und den Schluß ins Auge faßt, Recht mit seiner Ansicht, gegenüber von Andern, W. Schlegel und Blumner, welche unter sich ziemlich übereinstimmend, die Hauptidee des Prometheus (vorzugsweise die Eine gerettete Tragödie berücksichtigend) in die Aufopferung und in den Kampf des für die Menschheit leidenden, sie vertretenden Gottes gegen eine den Menschen feindlich gesinnte höhere Macht, setzen. Mit Recht sagt Baur gegen diese Ansichten (deren Modifikationen wir übergehen), „was an Prometheus in einer Hinsicht gut und edel ist, ist in einer andern verkehrt und verwerflich. Soll die Antinomie des Reinnatürlichen und des Ethischen ihre Auflösung finden, der in Prometheus und Zeus ausgedrückte Gegensatz nicht in dem schwebenden Gleichgewicht bleiben, in welchem ihn Aeschylus im gefesselten Prometheus darstellt, auf den ja der gelöste Prometheus folgte, so muß er nothwendig dadurch ausgeglichen werden, daß jede Widersetzlichkeit gegen Zeus als ein egoistisches, nichtiges Streben gegen die höhere Ordnung der Dinge erscheint. Es ist nicht der Kampf der freien Willenskraft gegen die unerbittliche Naturkraft, oder gar des Moralischguten gegen das Böse, sondern die Empörung des menschlichen Eigenwillens gegen den höchsten ethischen Willen; und die Strafe, die Zeus über Prometheus verhängt, ist so wenig eine Tyrannei, welche die Vervollkommnung des Menschengeschlechts hindern möchte, daß vielmehr eben die Bändigung des Prometheus die Bedingung ist, unter welcher allein eine höhere Stufe der Entwicklung des menschlichen Selbstbewußtseyns herbeigeführt werden kann.“

Wenn man einmal deutet, so ist dieß gewiß die konsequenteste Deutung; aber man wird sich nicht bedenken, Droysen beizustimmen, wenn er sagt: „Man würde dem Dichter Unrecht thun, wenn man, wie häufig geschehen ist, seine Personen zu abstrakten Begriffen abklären wollte; gerade die leibhaftige Gestaltung, die vollendete Menschwerdung des Gedankens muß als der hohe Vorzug der griechischen Sage und Poesie genannt werden; solcher Gedanke ist nicht die Bedeutung, sondern der Charakter der Gestalt, ihr Thun und Leiden nicht symbolisch, sondern typisch. So der Prometheus des Aeschylus; sein Werk hat darin den größten Vorzug vor den aus demselben Sagenkreise geschöpften Gedichten des berühmten deutschen Dichters, der groß in seinen Tendenzen die Gestalten des Mythus zu Symbolen eines durchaus modernen Bewußtseyns gemacht, und in allegorischer Weise mit fremdartigen Mythen verknüpft hat. — Es macht sich an dem Mythus und den mythischen Gestalten das Recht des Faktums, Zufälligkeit in den Thatsachen, Willkür in den Personen geltend, so daß in beiden Vieles außer dem Bereich des Gedankens und der Deutung bleibt; sie sind keine Symbole.“

Doch gibt auch Droysen die Grundzüge einer Deutung an, wornach Prometheus der Urtypus des Menschengeists in seinen verschiedenen Phasen ist. Er bemerkt: „im Heroenthum ist der Gegensatz, um den Prometheus und Zeus haderten, aufgehoben und versöhnt; trotzt Zeus jetzt noch länger in seiner despotischen Gewalt, so stürzt ihn der Sohn, den zu zeugen ihm bevorsteht.“ — Dieser Auffassungsweise gemäß ist, wenn weiter gesagt wird: „die prophetische Wahrheit dieses Mythus reicht weiter, als dem Bewußtseyn des Dichters selbst offenbar ist.“

Der neuern philosophisch forschenden Zeit war es vorbehalten, die in jener Trilogie enthaltenen Ideen theils zu begreifen, theils poetisch zu reproduciren, wobei aber freilich, bei dem ganz veränderten Standpunkt der religiösen Ansichten und Ueberzeugungen bedeutende Modifikationen eintreten mußten. Wenn wir nicht irren, war Goethe der Erste, der in einem Fragmente, Prometheus betitelt, die Idee von der selbstständigen Kraft und Würde der Menschheit, die sich von dem Glauben an die Macht und Vorsehung der Götter unabhängig losreißt, poetisch behandelte — ein Gedicht, das gleich bei seiner Erscheinung den Philosophen der damaligen Zeit, Mendelssohn, Lessing, Jakobi viel zu schaffen machte. Dieß, für sich betrachtet, wunderschöne Gedicht, in welchem man häufig ein Glaubens- oder Unglaubensbekenntniß des deutschen Dichters finden wollte, leidet, wenn man den darin enthaltenen Ideen weiter nachgeht, nur daran, daß es in keiner bestimmten und wirklichen Vorstellungsweise und Weltanschauung wurzelt. Den Prometheus dieses Gedichts für den Typus des sich in seiner Selbstständigkeit erfassenden Menschengeists zu nehmen, verwehren die einzelnen individuellen und mythischen Züge: „Wer half mir wider der Titanen Uebermuth?“ und „Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bilde“ u. s. w., aber wenn der mythische Held beibehalten ist, so hätte auch sollen die mythische Theologie genauer beibehalten werden, deren Grundzüge denn doch im Aeschylus angegeben sind und wornach die Götter, Zeus namentlich, doch ganz anders erscheinen, als in dem Gedicht Goethe's:

Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn' als Euch Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät. u. s. w.

Die Theologie dieses Gedichts ist gewissermaßen die epikurische, wonach die Götter zwischenweltliche, macht- und einflußlose Wesen sind, bloße Gebilde. Andererseits aber drückt sich darin die stoische Selbstgenügsamkeit des in sich selbst gegründeten Mannes aus, der nur das eigene Schicksal anerkennt, ohne jedoch seinen Geist diesem zu unterwerfen. Ein eklektischer Synkretismus wird überhaupt selten vermieden werden, wenn moderne Dichter antike Stoffe behandeln.

Auch Byron hat dem Titanen ein schönes Gedicht gewidmet und ihn darin als einen Märtyrer der Menschheit im Kampf gegen die Tyrannei der Götter verherrlicht; er hat aber nur den Helden des zweiten Stücks der Aeschyleischen Trilogie vor Augen, den unbezwungen Trotzenden, den mißhandelten Wohlthäter der Menschen, der Feuer- und Lichtbringer, den gefürchteten Feind des Zeus, den Repräsentanten der Unbesiegbarkeit des Geistes:

— — sein Geist legt in die Wage
Sich selbst, aufwiegend jede Plage,
Und festen Willen, und ein Herz,
Das bei der Hölle heißestem Schmerz
Belohnung in sich selber findet,
Und herrlichen Triumph empfindet,
Wenn's trotzt dem Feind, der es mißhandelt
Und selbst den Tod in Sieg verwandelt.

Von einer andern Seite hat der kühne und geniale Dichter Shelley den Gegenstand angegriffen; in seinem lyrischen Drama, der entfesselte Prometheus, hat er eine Art Fortsetzung oder Ergänzung des äschyleischen gefesselten Prometheus zu geben unternommen, wobei er jedoch keineswegs streng an die griechischen Religionsideen, ja nicht einmal an die griechische Mythologie sich hielt, sondern seiner Phantasie und Philosophie die Zügel schießen ließ. Natürlich können wir hier nicht weitläuftig auf dieß merkwürdige Drama, voll der herrlichsten lyrischen Stellen, eingehen, welches in gewisser Art mit seiner in Süßigkeit fast zerfließenden Sprache, abwechselnd allerdings mit sehr kräftigen Stellen, mit der harten und gediegenen Sprache des Aeschylus, bei einiger Verwandtschaft, doch scharf kontrastirt; und müssen uns beschränken, die Hauptidee anzugeben. Der zu Anfang des Stücks an den Kaukasus geschmiedete Prometheus, der Dulder für das Wohl und den Fortschritt der Menschheit, der trotzige Besiegte des gewaltthätigen Zeus, „der Typus der höchsten Vollendung der moralischen und intellektuellen Natur, von den reinsten und wahrsten Motiven zu den besten und edelsten Strebungen getrieben," schmerzlich duldend seit langer Zeit, aber nicht mehr hassend wie damals, „ehe das Elend ihn weise gemacht," wird am Ende von Herkules von seinem Felsen losgebunden, nachdem Zeus von der Demogorgo, die sich ihm als die Ewigkeit und als sein Kind, mächtiger als er, angekündigt hat, von seinem Thron in den Abgrund der Vernichtung gestürzt worden ist, und es bricht jetzt die Epoche des Glücks, der Freiheit und der Liebe, statt der bisherigen Knechtschaft, Angst, Unterdrückung und Gewaltthat an. Demogorgo spricht zum Schluß: „dieß ist der Tag, wo durch den Zauber des Erdegebornen der leere Abgrund gähnt für den Despotismus des Himmels, und die Eroberung gefangen durch die Tiefe dahingeschleppt wird; die Liebe von ihrem hehren Throne duldender Macht im weisen Herzen, springt, nach der letzten schwindelnden Stunde tödtlichen Leidens, vom steilen Rande der Agonie auf, und breitet ihre heilenden Schwingen über die Welt aus. — Sanftmuth, Tugend, Weisheit und Duldung, das sind die Siegel der festesten Zuversicht, welche die Grube über der gewaltigen Verwüstung schließen; und wenn mit unsteter Hand die Ewigkeit, die Mutter vieler Thaten und Stunden, die Schlange frei ließe, die sich gern um sie ringelte: so sind dieß die Zauberkräfte, mit welchen man sich des entfesselten Scheusals wieder bemächtigen kann. — Wehen erdulden, welche die Hoffnung selbst für unendlich hält, Unrecht, schwärzer als der Tod oder die Nacht, vergeben; der Macht trotzen, selbst wenn sie sich als Allmacht gebärdet — lieben und tragen — hoffen, bis die Hoffnung aus ihren eignen Trümmern heraus das Wesen erschafft, das sie in ihren Gesichten sah; nicht wechseln, nicht schmeicheln, nicht bereuen — dieß, ein Bild deiner Herrlichkeit, o Titane! heißt: gut, groß und freudig, schön und frei seyn; dieß nur ist Leben, Wonne, Herrschaft und Sieg!"

Wie man sieht, hat hier Shelley seinen idealistischen, philanthropischen Atheismus, in seinem innersten Wesen verwandt mit dem Fichte'schen Idealismus, in ein phantastisches Gedicht eingekleidet; er hat den Zeus und die andern Götter, als die Träger der falschen Religion, (und bekanntlich wollte Shelley keine positive Religion gelten lassen) dem rein und edel strebenden und duldenden Menschengeist unterliegen lassen, ihre Realität vernichtet, und als Frucht ihres Sturzes, der Entsetzung von Tyrannen, die, wesenhaft oder nur eingebildet, eine unglückliche Herrschaft der Furcht über die Menschen üben, das goldene Zeitalter der Liebe und Freiheit verkündigt; Shelley's Prometheus ist nicht nur eine Weiterführung der Fabel oder der Idee des Aeschyleischen Prometheus gemäß einem später eingenommenen Standpunkt der Religion (wie bei Edgar Quinet der Fall ist), sondern er ist eine Prophezeyung, welche auch über die jetzt bestehenden Religionsformen hinausgreift. Shelley's Philosopheme haben wir anderswo erörtert; hier bemerken wir nur, daß er manche Züge der gegebenen Fabel für seine Zwecke äußerst glücklich benützt und überhaupt sehr gut daran gethan hat, seiner phantastisch-didaktischen Poesie eine festere Unterlage zu geben, durch die konkrete und bekannte Gestalt des Prometheus, als Gegengewicht gegen die phantastischen Visionen, welche er, um seine Ideen zu verkörpern, einführt.

Auch über die Sphäre des griechischen Glaubens, der griechischen Götterlehre, mit gutem Bedacht und Bewußtseyn, ist Edgar Quinet hinausgeschritten — nicht mit einer der positiven Religion überhaupt abgeneigten Gesinnung, wie Shelley, sondern in christlichem Geiste, um den Fortschritt oder die Revolution in der Religion, welche durch die christliche Offenbarung eingetreten, poetisch zu behandeln. Vor Allem wird man hier dem Dichter zugestehen müssen, was er in seiner Vorrede verlangt: nicht mit allzuängstlichem, dogmatischem Maßstab gemessen zu werden; gewiß, es wäre kleinlich, da dem Dichter Ketzereien vorrücken zu wollen, wo er im Ganzen von christlicher Begeisterung sich ergriffen zeigt; wie erfreulich ist es, daß jetzt solche Bestrebungen in Frankreich an die Stelle von Parny's leichtfertigem Gedicht: La guerre de Dieux getreten sind! Die Conception, die religiöse Revolution an Eine mythische Person zu knüpfen, deren Bewußtseyn aus einem heidnischen ein christliches, aus einem empört-trotzigen ein heilsbegieriges wird, ist gewiß gewiß ein glückliches zu nennen. Freilich ist diese Conception eigentlich mehr Erzeugniß der Reflexion, als der freien Phan-

tasie — aber dieß kann, wie schon in unsrem frühern Artikel angedeutet, kein Vorwurf für den modernen Dichter seyn. Als eigentlich poetische Conception hätte diese Idee wohl eher in den ersten Zeiten des Christenthums behandelt werden können; aber dieß geschah nicht, und zwar aus Gründen, welche ein berühmter Philosoph, Hegel, sehr wahr angegeben zu haben scheint. Er sagt: „man möchte glauben, der Uebergang in eine höhere (religiöse) Sphäre hätte von der Phantasie und Kunst ebenso als ein neuer Götterkrieg aufgefaßt werden können, wie der erste Uebergang aus den Symbolen der Naturgötter zu den geistigen Idealen der klassischen Kunst. Dieß ist jedoch keineswegs der Fall. Im Gegentheil ist dieser Uebergang auf einem ganz andern Felde, als ein bewußter Kampf der Wirklichkeit und Gegenwart selber geführt worden. Dadurch erhält die Kunst in Bezug auf den höhern Inhalt eine ganz veränderte Stellung. Das Göttliche, Gott selbst, ist Fleisch geworden, geboren, hat gelebt, gelitten, ist gestorben und auferstanden. Dieß ist ein Inhalt, den nicht die Kunst erfunden ... er wird also auch nicht durch die Conceptionen der Kunst zum Bewußtseyn gebracht, sondern ihr als ein wirkliches Geschehen von außen gegeben. Jener Uebergang durfte insofern nicht von der Kunst her seinen Ausgangspunkt nehmen, der Gegensatz des Alten und Neuen wäre zu disparat gewesen. Der Gott der geoffenbarten Religion ist der wahrhaft wirkliche Gott, dem eben damit seine Gegner bloße Wesen der Vorstellung seyn würden, welche ihm nicht auf einerlei Terrain gegenüberstehen können ... Sollte der Uebergang von den griechischen Göttern zum Gott des Christenthums von der Kunst ausgemacht werden, so wäre es mit der Darstellung eines Götterkampfs unmittelbar kein wahrer Ernst."

Diese Bemerkungen werden durch Quinet's Gedicht in mancher Beziehung bestätigt. Das Subjekt, der Held seines lyrischen Drama's ist der menschliche Geist, personificirt in dem mythischen Prometheus, dem Schöpfer, dem Wohlthäter, dem Erleuchter der Menschheit, mit welcher er wieder zusammenfällt und deren Perfektibilität mythisch gefaßt wird als ein huldvolles und segensreiches Einwirken des Titanen auf seine schwächeren Kinder oder Brüder. Durch die gewaltige Dichtung des griechischen Tragikers ist nun freilich die Gestalt des Prometheus eine so ausgeprägte und charaktervolle geworden, daß viele Grundzüge auch bei sehr veränderter Tendenz noch durchschimmern; aber doch hat das Symbolische in Quinets Prometheus so das Uebergewicht gewonnen, daß man die mythische Persönlichkeit des Helden mehr und mehr vergißt, ja daß seine Bedeutung, als Träger des menschlichen, des religiösen Bewußtseyns, manchmal ganz zurücktritt, wie z. B. in II. 8., wo die Ahnung und Sehnsucht der Menschheit von dem Chor der Sibyllen vertreten wird. Machte aber schon die Wahrung der Individualität des Titanen dem Dichter viel zu schaffen — und der Charakter ist dem Drama unerläßlich, obgleich die Forderung durch den häufig lyrischen Ton allerdings ermäßigt wird — so war eine noch viel bedenklichere Aufgabe die Behandlung der alten Fabelgötter, deren Herrschaft durch den neuen Gott gestürzt wird. Quinet läßt sogar an der Existenz dieser Götter seinen Helden zweifeln, obgleich er mit ihnen gelebt und gekämpft und gewohnt hat, obgleich sogar ein Gott, Merkur, auf dem Kaukasus zu ihm tritt; hier hat er, um die Kämpfer mehr auf gleiches, ideelles Terrain zu bringen, den gegebenen festen Grund und Boden zu sehr verlassen; und dann doch wieder durch das Auftreten der flüchtigen, gestürzten Götter am Ende, welche von den Erzengeln verflucht, mithin doch in ihrer Existenz anerkannt werden, ihnen mehr als eigentlich nöthig war, die Realität zugestanden. Dagegen ist sehr zu loben, daß der Dichter sich enthalten hat, den neuen Gott selbst auftreten zu lassen, daß er ihn nur durch die Sibyllen verkündigen und von den Engeln seine Macht und Herrlichkeit bestätigen läßt; dadurch wird angedeutet, daß er ganz anderer Natur ist, als die bisherigen Götter, und seine Würde bleibt gewahrt.

Die Voraussetzungen, den Grund der Aeschyleischen Trilogie hat Quinet, wie man sieht, so ziemlich aufgegeben; den Schluß derselben, den Sieg des Zeus, der aber für den Besiegten ebenso ehrenvoll ist, wie für den Sieger, — die Versöhnung, zu welcher Zeus insofern den ersten Schritt thut, als er seinem Sohn Herkules gestattete, den Adler zu erschießen — ignorirt der französische Dichter, welcher sich für den kühnen und trotzigen Titanen begeistert hat. Es dürfte nicht zu übersehen seyn, daß Prometheus bei Aeschylus wohl auch deßwegen das überwiegende Interesse und die Sympathie, welche sich ohnehin gern dem Leidenden zuwendet, in Anspruch nimmt, weil er allein das Wort führt und man den Zeus selbst seine Sache nicht vertheidigen hört. Man vergißt leicht, daß in Zeus sich die ruhige Herrschergröße ausspricht, welche sich durch Widerspruch und Empörung nicht aus der Fassung bringen läßt, und die mit ihrer stetigen Kraft es über die Leidenschaft davonträgt. Alle Momente wohl erwogen, hätte Quinet vielleicht nicht so apodiktisch behauptet: „Prometheus hat sich gegen die Macht der bestehenden Götter aufgelehnt; er hat ihnen zum Trotz die Menschheit geschaffen; er hat das heilige Feuer gestohlen. Die heidnischen Götter fesseln ihn, ohne ihn zu demüthigen. Auf dem Kaukasus weissagt er ihren Sturz; er harrt des neuen Gottes, der sie stürzen, der ihn befreien wird. Andrerseits schwört Zeus, der Lästrer werde ewig an den Felsen geschmiedet bleiben. Welche Versöhnung zwischen den entgegengesetzten Schwüren, zwischen dem Propheten der Zukunft und dem Gott der Vergangenheit bietet das Heidenthum dar? Keine! Zur Befreiung des Prometheus wäre erforderlich, daß er seine Prophezeyung abschwöre, oder daß Zeus seine Gottheit verläugnete; das heißt, daß einer der beiden Charaktere aufhörte das zu seyn, was er ist. So lang der neue Gott nicht erscheint, ist auch kein Grund, daß die Qual am Kaukasus aufhöre; Christus, welcher des Zeus Herrschaft stürzt, ist der einzig mögliche Erlöser des Prometheus."

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 65.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

25 Julius 1838.

Mädchenklage.

(Böhmisch.)

Ach ich bin alleine, bin allein und traurig,
So wie jene Tanne auf dem Berge schaurig;
Aber wo die Lüfte noch den Baum umringen,
Will mir Kummervollen Niemand Hoffnung bringen.
Schwerer als mit Steinen drückt es hart und wehe,
Daß ich keine Freuden auf der Welt mehr sehe;
Ach der Heißgeliebte ging von seiner Lieben
Und mein Herz ist traurig hier allein geblieben.
Ja, so lang' ich lebe, wird mich Kummer plagen,
Immer werd' ich darum schwarze Kleider tragen.
Meine schönen Tage, meine frohen Stunden,
Warum seyd ihr alle mir so schnell verschwunden?
Wie die hellen Sterne und wie Mond und Sonne
Schien des Lieben Antlitz, gab mir stille Wonne.
Soll ich Arme nimmer sein Gesicht mehr sehen,
O so muß ich traurig sterben und vergehen!
Aber Eines soll mir Hoffnung noch gewähren
Und wohl einmal wird der Liebste wiederkehren:
Denn der Hahn hat lustig sich herumgedrehet
Und zum Wiedersehen auf dem Thor gekrähet.

Die Brautwahl.

(Böhmisch.)

Bitte, rathet mir wozu ich schreite,
Weil ich groß bin und so gerne freite;
Wenn ich wüßt' — Welche Frau ich nehmen müßt'.
Stolz ist nun die Welt und widerwärtig,
Alle Mädchen kleiden sich hoffärtig:
Mag sie nicht! — Solch ein Liebchen will ich nicht.
Will ich mir die hübsche Dirne nehmen,
Ist sie faul, wird sich der Arbeit schämen:
Mag sie nicht! Solch ein Liebchen will ich nicht.
Bei der trägen Frau ist böses Leben,
Wird dem Manne nichts zu essen geben:
Mag sie nicht! — Solch ein Liebchen will ich nicht.
Keine Arbeit will der Faulen schmecken,
Alle Morgen muß der Mann sie wecken:
Mag sie nicht! — Solch ein Liebchen will ich nicht.
Soll sie fleißig seyn, so macht sie Fratzen
Und beginnt sich hinterm Ohr zu kratzen:
Mag sie nicht! — Solch ein Liebchen will ich nicht.
Sitzet sie im Garten auf den Beeten,
Hat sie Kopfweh und vergißt das Jäten:
Mag sie nicht! — Solch ein Liebchen will ich nicht.
Soll ich um die reiche Dirne schleichen?
Nimmermehr, sie will ja nur den Reichen:
Mag sie nicht! — Solch ein Liebchen will ich nicht.
Soll ich um die böse Dirne freien?
Die hat Launen und wird immer schreien:
Mag sie nicht! — Solch ein Liebchen will ich nicht.
Soll ich Jüngling mich zur Wittwe halten?
Nein, die Alte nehm' sich einen Alten:
Mag sie nicht! — Solch ein Liebchen will ich nicht:
Viele Mädchen haben große Gaben,
Schade, daß sie keine Tugend haben:
Mag sie nicht! — Solch ein Liebchen will ich nicht.
Viele, die den Eltern Kummer machen,
Bei den Leuten über Andre lachen:
Mag sie nicht! — Solch ein Liebchen will ich nicht.
Viele, die nicht nach dem Essen sehen
Und das Brot zu backen nicht verstehen:
Mag sie nicht! — Solch ein Liebchen will ich nicht.
Könnt' ich eine brave Frau bekommen,
Von den Arbeitsamen, von den Frommen:
Glaubet mir, hundert Gulden gäb' ich ihr.

v. B.

Prometheus.

(Schluß.)

Wir schließen mit dem Wunsch, daß der Dichter auf dieser ernsten Bahn einer besonnenen, maßhaltenden Poesie fortschreiten und den Sinn für das Große und Tiefe bei seinem Volke stärken möge. Zum Schluß theilen wir die zugesagte Uebertragung des Chorgesangs der Sibyllen mit, welcher die achte Scene des zweiten Stücks ausmacht.

Chor der Sibyllen.

Eine Sibylle.

Schwester der Pythia, auf deinen Dreifuß eile!
Die Furcht, die stammelnde, nicht in der Brust dir weile!
Stimm' an der Zukunft hohes Lied!
An deinem heil'gen Wort hängen die Götter zagend,
Und deinen Geist, den Flug über die Höhen wagend —
Was ist es, das zurück ihn zieht?

Zweite Sibylle.

Fern vom gemeinen Plan und vom betretnen Hügel,
Lass' meiner Seel' ich jetzt kühn schießen alle Zügel;
Zerbrochen sank der Furcht Altar.
Hin über die Natur meine Gedanken streifen,
Wie beutespähend durch die Lüfte Adler schweifen,
Eine vom Horst verstörte Schaar.

Der Chor.

Was für ein Dämon schwillt in mir wie Meereswogen?
Der Zukunft Schwert schwing' ich gewaltig, blank gezogen,
Ueber der Götter Häuptern rund.
Ich fühl' in meinem Geist den Sturm sich vorbereiten;
Wenn ich lass' durch die Hand die heil'gen Blätter gleiten,
Wankt plötzlich der Altäre Grund.

Wenn Tod die Götter rafft, werd' ich, zu langem Trauern
Verdammt, mit ihnen mich in Hades' feuchten Schauern
Der Unterwelt als Gattin weihn?
Werd' ich, in meiner Urn' bewahrend ihre Aschen,
Ihr farblos Schattenbild mit meinen Thränen waschen,
Und Priestrin der Vernichtung seyn?

Nein! ich verlass' den Tod, dem Leben mich vermählend;
Und neue Führer mir, entschloßnen Herzens, wählend
Zur wandellosen Ewigkeit;
Die Hymne schwillt und schäumt — aus ihrer Purpurschale,
Süß wie der Honigseim beim Bienenbacchanale,
Will trinken ich Unsterblichkeit.

Oh! wie die Lippe mir dürstet nach neuen Wonnen!
Wär' aller Weihrauch gleich in süßen Dampf zerronnen —
Was könnt' es meiner Sehnsucht seyn?
Des ew'gen Frühlings Thau — o werd' ich niemals fühlen
Der heißen Seele Gluth ihn niedersinkend kühlen?
Zieht Friede nie ins Herz mir ein?

So wie durch das Gebirg die Hindin irrt, die wunde,
Seh' ich entgegen mir aus meiner Seele Grunde
Die Lampe starren und den Pfeil;
Tausend Altäre schon versucht' ich, rastlos, flüchtig —
Wann wird der Seel' einmal, ihr, die so friedesüchtig,
Ruhe in meinem Gott zu Theil?

Eine Sibylle.

Mir, Schwestern, sinkt die Kraft; nicht weiß ich, was mein Sehnen;
Erschöpft den Wonnequell hab' ich der heil'gen Thränen;
Es wechseln Leben — Tod in mir.
Von meiner Stirne fühl' das Diadem ich sinken;
Oh! wer vom Lebenskelch der Liebe gibt zu trinken
Der Pflanze, die verlechzet schier?

Der ganze Chor.

Der Gott, der neue Gott, der meinen Busen schwellt!
Schneller als der Sturm von Süden
Eilet er herab vom Hügel.
Wie ein Adler stürzt auf meine
Hellerglüh'nde Stirn er sich.
Birgt mich unter seinen Schwingen;
Und er schlägt mich, daß ich schwanke,
Und er glüht im Auge mir.
Er ist's der die Stimm' mir meistert,
Der der Adern Blut begeistert;
Der den Athem mir entzündet
Dessen meine Brust ist voll,
Den ich seh' in meiner Seele,
Ja, in Allem ihn empfind' ich,
In der Rosenkelche Gluth,
In der Völker Thrän' und Blut.
Ihn vernehm' ich in dem Schweigen,
Ihn im Kreis der brüll'nden Leuen,
Ihn im hast'gen Thyrsusschwunge,
Ihn in der Bacchantin Sprunge,
Wenn sie sich zum Lustpfühl drängt;
Ihn in der ihn schmäh'nden Leier,
In des Lavaberges Feuer,
In unsel'ger Sklaven scheuer
Klag', — im Herz, das Sehnsucht sprengt.
Wohin soll ich vor ihm flüchten,
Der in meinem Geiste wohnt?
Furchtergriffen bebt der Tempel;
Ihm zu lächelt der Altar.
Zwischen tausendfachem Flüstern
Hör' ich die Grünspechte schrein,
Die, zum Trotz den alten Augurn,
Ihn ankündigen der Welt.
In dem jungfräulichen Gürtel
Ueberrascht er die Vestalin;
Unterm Triumphatorspurpur
Faßt er der Cäsaren Geist;
Und bei den olymp'schen Spielen

Läßt der älltste Sohn des Frevlers
Ihn auf seinen Wagen steigen.

Eine Sibylle.

Erfüllt hab' meinen Geist ich mit der Vorzeit Schätzen;
Wie, Schwestern, wird der Gott der Zukunft seyn?
Gleicht er von Elfenbein, Silber und Erz den Götzen?
Sammeln auch seines Ruhms zerrißne Purpurfetzen,
Die Trümmer seines Reichs wir ein?

Der Chor.

So wie die Eiche von Dodona,
Entsprießt er aus der Unterwelt,
Es wir sein Laub sich herbstlich färben,
Das ab vom Hauch des Winters fällt.
Sein Haupt jedoch mit jedem Lenze
Verjüngend seine Blüthenkränze
Wird grünen in der Ewigkeit,
In seinem Schatten sicher schlafen
Beim Sturm die Völker, wie im Hafen
Gewonnener Unsterblichkeit.

Eine Sibylle.

Wird er das Scepter eines Höhern,
Die Schwerter seiner Feinde scheu'n?

Der Chor.

Es wird, wie frischentkeimte Blumen,
Ihm unterthan das Schicksal seyn.
In seinen Worten Thaten liegen!
Er spannt den Bogen — Pfeile fliegen —
Er spricht — und der Olymp steht leer.
Und rühmen wird das Sterngewimmel:
Das ist der wahre Fürst der Himmel!
Nicht Ahnen, Kinder nicht hat Er!

Eine Sibylle.

Kennt, meine Schwestern, ihr die Wunde,
Die mich — ich nähre sie — verzehrt?
Wird Heilung mir von diesem Gotte,
Der noch als Schatten schwankt, gewährt?

Der Chor.

Die Pein der schlaflos langen Nächte,
Der Todesangst furchtbare Mächte,
Wo man den Himmel schwinden sah,
Die Reue, fruchtlos schau'nd nach gestern —
Das ist nicht fremd auch deinen Schwestern —
Ich kenne die Verzweiflung, ja!

Erfüllt von Gift war meine Seele,
Des Glaubens Born darin versiegt;
Ich starb mit jedem Athemzuge!
Nicht ferne jene Zeit mir liegt!
Doch in mein Herz, das kalte, kranke,
Goß neue Gluthen Ein Gedanke;
Ich sah den Tag in meiner Nacht.
In meiner Brust, so wie am Rande
Der Wolk' ein Stern, sprengend die Bande,
Die gränzenlose Lieb' erwacht.

Die Thränen werden, die im Stillen
Vergoßnen, süß wie Nektar seyn;
Es trifft niemals zu spät der Friede,
Das Kind der sanften Hoffnung, ein.
In der einsamen Seele Grunde
Ein tröstend Wort aus heil'gem Munde
Im Dunkeln sich vernehmen läßt.
Ueber den Stein, den Sargestruhen,
Wird segnend jene Taube ruhen,
Die hoch im Himmel hat ihr Nest.

Denn Alles lebt neu auf im Tode,
Der Welten weckt mit seinem Ruf.
Er ist's, der tiefer noch die Herzen
Als das grundlose Meer erschuf.
Des Adlers Aug', das sonnenhelle,
Tauchte noch nie in diese Quelle
Sich ein von wunderbarem Licht;
Das Scepter, das bisher gewaltet,
Das ein Gedanke biegt und spaltet,
Beherrscht den neuen Himmel nicht.

Eine Sibylle.

Ha! wie? Die ew'ge Freude sollte
Abstammen aus dem tiefen Schmerz?
Unter dem Druck des ehrnen Himmels
In Blüthe wieder steh'n mein Herz?

Der Chor.

Ja, aus so viel vergoßnen Thränen,
Aus unsrer Seelen stummem Sehnen
Geboren wird des Ew'gen Sohn.
Wo bisher war ein Born der Qualen,
Da schöpft die Wonne man mit Schaalen;
Der Sklave naht des Gottes Thron.

Eine andre Sibylle.

Wird man auch ferner stumpfe Völker
Unter dem Stachel sehn gekrümmt,
Deren blindknecht'sches Aug' zu Führern
Sich hohle Schattenbilder nimmt?

Der Chor.

Man wird empörte Völker sehen
Aus Städten, welche neu erstehen,
Ueber Cäsare schreiten hin;
Ob den Halbgöttern, die im Staube
Begraben sind mit ihrem Raube,
Werden die Roßgespanne ziehn.

Eine andere Sibylle.

Bleibt der Gerechte bis zum Tode
Wilder Gewaltthat stummer Knecht?
Wird sich mit seiner Krone brüsten
Auch fortan stets des Stärkern Recht?

Der Chor.

Bevor der Tag sich wird vollenden,
Wird Strafe mit den Rächerhänden
Eintreten in des Frevels Haus;
Die blasse Knechtschaft, aufgerüttelt,
Das Joch sich aber vom Nacken schüttelt;
Ihr ganzer Zauberschlaf ist aus.

Gebet.

So komm' o neuer Gott! Dich rufen alle Stimmen!
Komm', wie durchs Aethermeer die Schwalben eilend schwimmen,
Wenn sich das Kornfeld klärt;
Die Welt ist deine Wieg'. Was zögerst du noch immer?
Erfüllen wird vielleicht dein erstes Kindgewimmer
Den Himmel, der entleert.

O komm! mit Himmelsmilch will deinen Mund ich laben,
Säugling der Ewigkeit, dein Lager sollst du haben
Im Bau, wo haust der Leu.
Auf der Sibyllen Schoos, du zartes Kind, dann spiele!
Zu deinen Füßen schau' in wimmelndem Gewühle
Die Völker ziehn vorbei.

Lächelnd mit deiner Hand wirst du die Erde beugen;
Du wirst dich mit dem Schwert des Kriegs im Arme zeigen,
Wirst wägen Recht und Rath.
Mit deinen Thränen wirst der Menschen Weh du lindern,
Bis endlich Trost und Heil der Wüste bangen Kindern
Aus mildern Sonnen naht.

Doch, o der Zukunft Fürst, o Kind des Unsichtbaren,
Wie, wo und wann wirst du zur Erde niederfahren,
Daß dich die Menschen sehn?
Wer, huld'gend, wird zuerst sich deinem Scepter beugen?
Wo wird die Herrlichkeit des hohen Gast's sich zeigen,
Im ersten Lebenswehn?

Wirst, wie ein Königssohn im bittern Weh'n geboren,
Deß eine Purpurwieg' harrt an des Lebens Thoren,
Du kommen nackt und arm?
Wer wird das Mutterhaus des Götterkindes zieren?
Wer wird den zarten Fuß auf ebne Pfade führen?
Wer leiten es am Arm?

Oh! was auch deine Zeit, deine Mutter und dein Name,
Nach deinem Bilde spähn Welten in tiefem Grame
Empor zum Himmel fern.
Es welken, ohne dich, die Rosen der Altäre,
Es forscht, wenn er erwacht, der Stern in jeder Sphäre
Nach dir, der Wüste Stern.

Mehr aber dürstet doch, o Gott, nach deiner Feier,
In seines Herzens Drang zerreißend jeden Schleier,
Der Mensch voll Ungestüm.
Willst den erschöpften Baum mit Blüthen neu du segnen?
Deine Gerechtigkeit laß auf ihn niederregnen!
Eingieße deinen Glauben ihm!

Eine Sibylle.

Mein Haupt, das gestern noch in Jugend sich berauschte:
Gereift, gern heute schon dafür die Weisheit tauschte,
Und ew'ge Geistesgluth.
Von meinem Lager scheucht die tollen Lustgelage!
Am liebsten jezt mein Geist, horchend harmonischer Klage,
Am Saum von Gräbern ruht.

Der Chor.

O laß mit lindem Thau die Herzen, Gott, sich füllen;
Silberne Zügel leg' der Seele an, der stillen.
Lehre mich meine Bahn.
Der Quäler Zweifel, den die Eumenide tränket,
Mache der Liebe Platz, welche den Frieden schenket;
Gehört nicht dir sie an?

Komm' in die Furchen, wo kein Körnchen keimt vergebens!
Holdsel'ger Friede, du! o Himmelsbrod des Lebens!
Sproß auf den Thränenau'n!
Wann wirst durchdringen du, Balsam, von dessen Kräften
Der Seele Krankheit heilt, mit deinen Wundersäften
Die Blumen und Jungfrau'n?

Es läßt umsonst die Nacht die Leichenfackeln funkeln;
In unser zagend Herz stürze dich, mit den Dunkeln,
O Licht von oben her;
So sah den Sonnenball ich, neue Lichter sprühend,
Den schäumenden Abgrund mit seiner Flamm' umglühend,
Tauchen ins tiefe Meer.

Rein soll'n die Pfade seyn, die Häuser festlich glänzen,
Entgegen ihrem Gott, gekrönt mit Myrtenkränzen
Sollen die Völker ziehn.
Der Gast kommt endlich an; lächelt der Welt entgegen,
Und mit den Lilien ertheilt er seinen Segen,
Die ihm zu Füßen blühn.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 66 u. 67.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

28 Julius 1838.

Der Fall eines Engels.

Episode von A. de Lamartine.

Dieß neueste Gedicht des berühmten Verfassers hat, nachdem Jocelyn mit so großem Beifall aufgenommen worden ist, bedeutende Erwartungen erregt und einen, wenigstens für den ersten Augenblick sehr glänzenden Succeß gehabt; vier Auflagen verkauften sich rasch nacheinander. Wir beeilen uns, unsere Leser mit diesem neuen Produkt eines dem deutschen Geschmack ganz besonders zusagenden, dem deutschen Gemüth vielfach verwandten Dichters näher bekannt zu machen, indem wir den Inhalt desselben angeben, und die ausgezeichneteren Stellen, theils in reimlosen Jamben theils im Versmaß des Originals, in Alexandrinern übertragen. Bei einer nur fragmentarischen Uebersetzung wird man uns dieß Verfahren zu gute halten; mancher Abschnitt, wo der Ton fast zur prosaischen Erzählung, nur in sehr gewählten Worten und Wendungen herabsinkt, und wo der Franzose doch immer noch gern den Alexandriner klingeln und läuten hört, würde sich in deutschen Alexandrinern gar nicht gut ausnehmen, während andere schwungvollere, poetischere Stellen allerdings auch im Deutschen des Schmucks der Reime nicht entbehren dürfen, ohne gegen das Original wesentlich zu verlieren. Wir werden den gereimten Alexandriner hauptsächlich anwenden bei den zu gebenden Proben aus dem Urbuch (livre primitif), welches uns vielfach an die Weisheit des Brahmanen Rückerts erinnert hat — eine Aehnlichkeit, die noch durch die Gleichheit des Versmaßes bei beiden verstärkt wird.

Lamartine erklärt im Vorwort, dieß Gedicht sey auch wieder nur eine Episode des großen „langathmigen" Gedichts, von dem Jocelyn einen Theil ausmache, dessen Plan er frühe entworfen und von dem er noch einige Fragmente auszuführen gedenke; dessen Gegenstand die moralische Natur sey, wie die physische Natur der des Dichters Lukretius gewesen. „Die menschliche Seele und ihre aufeinander folgenden Phasen, durch welche Gott sie auf ihrer Bahn der Perfektibilität führt — ist dieß nicht das schönste Thema für die Gesänge des Dichters? Ich täusche mich nicht über die Unmacht meines schwachen Talents und über die Kürze des Lebens, verglichen mit einem solchen Unternehmen; aber ich mache auch keinen Anspruch, etwas zu vollenden. Die Dichtertage sind kurz, selbst im längsten Menschenleben. Die Poesie ist nur, was aus dem Kelche des Menschenlebens schäumend überläuft." Er entschuldigt sich gegen den Vorwurf, den man ihm mache, daß er nicht ganz der Poesie lebe. Bekanntlich mischt sich Lamartine auch in die politischen Angelegenheiten seines Vaterlandes; er besteigt gerne die Tribüne, um auch als Redner Lorbeeren zu ernten, und es hat verlautet, daß ein Ministerportefeuille oder ein Gesandtschaftsposten nicht außer seinen Wünschen läge. Lamartine hat sich sogar auf den ganz positiven Boden von Finanzfragen gewagt und neulich bei der Frage der Rentenkonversion einen so prosaischen und materiellen Gegenstand, wie das Geld, mit seiner poetischen Beredsamkeit einigermaßen zu beleben und zu beseelen gesucht; er hat in der That hierin das Mögliche geleistet; er hat dem Geld moralische Eigenschaften geliehen, hat von dem Patriotismus des Geldes, von seiner Dankbarkeit gesprochen und viele Bewunderung geerntet — obwohl nicht überzeugt; eine Lieblingsidee von ihm ist ferner die Abschaffung der Todesstrafe, die er schon öfters in Anregung gebracht und in Schriften erörtert hat — eine Bestrebung, die seiner Humanität große Ehre macht und auch besser für den Dichter paßt, als Finanzfragen. Lamartine erklärt nun hier: Die Poesie sey ihm nur ein zufälliger und seltner Trost; er beneide die beschaulichen Naturen, welchen Gott nur Flügel gegeben und die sich mit ihren unsterblichen Träumen fortwährend in den Aetherregionen erhalten — aber zu diesen Bevorrechteten zähle er sich nicht; und sie finden auch in unserer Zeit keinen Platz mehr; „ist unsere Epoche nicht ihrem innersten Wesen nach eine Periode der Arbeit? bereitet sich nicht eine dreifache Umgestaltung vor in der Welt der Ideen, in der Welt der Politik, in der Welt der Kunst? Der menschliche Geist, mehr als je erfüllt vom Geist Gottes, der ihn treibt — geht er nicht schwanger mit irgend einer großen religiösen Geburt? Wer zweifelt daran? Das ist

das Werk der Jahrhunderte, das ist das Werk Aller! Nur der Egoismus kann sich zurückziehen und sagen: Was geht das mich an?" — „Täuschen wir uns nicht — es ist immer Gott, was der Mensch sucht, selbst unbewußt, in den großen Anstrengungen seiner instinktartigen Thätigkeit. Alle Civilisation löst sich auf in Anbetung, wie Alles Leben in Intelligenz."

Endlich bittet der Verfasser den Leser, ihm das allzu Phantastische dieses Gedichts nicht übel zu nehmen; es sey ein nothwendiges Element in der Oekonomie desselben. Die zwei folgenden Episoden sollen, verspricht er, ansprechender und der Zeit nach näher stehend seyn, mehr an Jocelyn sich anschließen.

Das Gedicht: Der Fall eines Engels, eine Vision, beginnt mit einer Erzählung, in welcher der Dichter, in der ersten Person sprechend, berichtet, wie er auf dem Meer zuerst des Bergs Libanon ansichtig geworden. Er ist in der Gesellschaft eines himmlischen Greises, der seine Aufmerksamkeit mit den Worten: „O alter Libanon!" auf den Berg richtet und denselben in einer längern Anrede apostrophirt, der Greis schildert den Berg, wie er vor alter Zeit gewesen, in seiner Jugendfülle und Schönheit, wo seine Stirne noch nicht war wie ein gebleichter Schädel und wo die Sündfluth ihn noch nicht zerrissen und verwüstet hatte. Die jetzige Dürre und Schroffheit, die Unfruchtbarkeit dieses Berges sey nur Altersschwäche und Entkräftung; in der alten Zeit sey Alles eben so groß, aber nicht so wild und starr gewesen wie jetzt; dieß wird weitläuftig ausgeführt. — Der Dichter oder Reisende denkt, der Greis spreche, als ob er Alles selbst erlebt und gesehen, und befragt ihn darum. Der Greis bejaht dieß; er habe es gesehen, aber nicht mit dem Auge des Fleisches, sondern durch das Auge der Heiligen, welchen Gott vergönne, in seine Rathschläge zu schauen und Vergangenheit wie Zukunft zu umfassen. — Der Reisende hatte geglaubt, dergleichen Männer gebe es jetzt nicht mehr. — Der Greis belehrt ihn: es gebe in diesen dunkeln Tagen noch einen einzigen würdigen Erben jener heiligen Propheten, deren Häupter der Blitz des Ewigen erleuchtete und deren auf ungewöhnliche Weise beleheter göttlicher Verstand das Feuer auch in die menschliche Nacht zurückwarf:

Wenn diesen Mann ergreift das Himmelswehn,
Spricht aus sein Mund All was sein Auge sieht;
Beglückt wer ihn in solchen Stunden hört,
Wo Gott ihn zum Mitleber aller Zeiten,
Ihn gegenwärtig macht zu jedem Ort!
Lebend schaut er das heilige Geheimniß,
Der Erde wechselvoll Geschick mit an.
Doch muß zu diesem Heil'gen man ein Herz
Mitbringen, das voll Einfalt, reiner Sehnsucht
Und frei von allem weltlichen Gebrause!

Der Reisende, der seine Heimath, das Grab seiner Mutter verlassen, um einen Strahl reiner Wahrheit zu suchen, sehnt sich diesen Mann zu sehen. Der Greis beschreibt ihm den Aufenthalt des Propheten, zu welchem man durch die von den Maroniten bewohnten Gegenden des Libanons gelange, verspricht ihm, ihn hinzuführen, und erfüllt, nachdem sie bei dem Sidon der Alten gelandet, sein Versprechen. Die Ersteigung des Libanon wird mit der malerischen Virtuosität, welche man an Lamartine kennt und bewundert, ausführlich geschildert, die Lady Stanhope erwähnt, die Wohnplätze von Drusen, Arabern, Maroniten berührt — und endlich erreichen die Wanderer das Ziel ihrer Wallfahrt; gewaltige Cedern, alt schon zur Zeit Salomons, bezeichnen den Aufenthaltsort des Sehers:

Den letzten Tag sehn einst sie, wie den ersten;
Zu ihren Füßen hat der Eremit
Sich seinen Aufenthalt gewählt; dort ist
Die Höhle, drin er haust seit grauen Zeiten,
Wo ihn bei Tag und Nacht der Vorzeit Geist
Besuchet, wo von heil'gen Zweigen, voll
Von Bildern und von Träumen, niederschweben
Zu seinem Aug' die heiligen Gesichte;
Hier mischt sich seine mit der Erde Seele.
Einsam niemals, und immer doch allein
Verkehrt er fort und fort mit fremden Stimmen;
Er sieht, was nicht mehr ist, wie ich Euch sehe.
Sein Fleisch kennt nicht mehr der Natur Gesetz;
Nur trockne Früchte machen seine Nahrung,
Und wenn vom Kloster, welches seine Brüder
In Gott bewohnen, uns zu Füßen, einmal
Vergäß' die thät'ge Liebe ein paar Tage
Den Korb mit Datteln und mit Honig ihm
Zu bringen — einz'ge Nahrung seiner Tage —
So löst' Erschöpfung seines Lebens Faden,
Doch den der heiligen Betrachtung nicht!

Sie treten in die Höhle, in welcher der Prophet mit gekreuzten Beinen, mit geschlossenem Auge, wie eingeschlafen saß, die Hände über den Knieen festgehalten, mit fast gänzlich nacktem abgemagertem Oberleib, die Schultern an die Felswand gelehnt. Der Schädel war kahl, aber schön geformt, sein Auge war so fest geschlossen, als ob sein Augapfel nur noch in Gott den Himmel und das Licht suchte; ein innerlicher Tag schien sein unbewegliches Antlitz zu überströmen, das man mit einem süßen Gefühl betrachtete. Hätte man nicht seine Lippen sich murmelnd bewegen sehen, so konnte man glauben, bei der Unbeweglichkeit der Gestalt und der Gleichartigkeit ihrer Färbung mit dem Stein, der Mann und der Fels seyen Eine Masse. Der Seher nimmt die Eintretenden gütig auf und fordert den Reisenden auf sich ihm zu nähern. Er hat sein Kommen schon lang gewußt, hat ihn von ferne gesehen und kündigt ihm an: er komme gerade in dem Zeitpunkt, wo sein (des Sehers) Tod heranrücke:

Doch Er, deß Hand mir jetzt zum Grabe weist die Bahn —
Die große Fackel steckt er mit dem Fünkchen an.
Vom Auf- zum Niedergang die ew'gen Gluthen wandern
Von einer Seele, die auslöscht, zu einer andern.
Der Vorzeit Fackel, die fortbrennt in steter Gluth,
Dem Lebenden reicht sie, wer sich hinlegt und ruht;
Elias' Mantel muß um einen Erben wehen,
Denn seine Sprache läßt Gott niemals untergehen!
Du bist es, den sein Geist ergriffen hat im Arm,

Dem er den Weg gezeigt, vorziehend dich dem Schwarm,
Du, dem, seit dich die Brust der frommen Mutter tränkte,
Den heißen Durst nach Gott die ew'ge Gnade schenkte;
Du bist's, den er erwählt, der, welche Stimm' erscholl
In diesem Berg, dem Welt pred'gend bezeugen soll.
Jedoch beeile dich, daß vom Prophetenmunde
Der alten Wundermähr' erschöpft die große Kunde;
Denn dieß Gedächtniß, drein der güt'ge Gott sie goß —
Bewahre den kostbar'n Schatz noch eine Weile bloß.
Es stirbt in deinem Ohr die Stimm' aus meinem Munde;
So will Er, der dich führt zu meiner letzten Stunde!

Er fragt den Reisenden, wo er ihm seinen Geist aufschließen solle? Jener überläßt dieß dem göttlichen Anhauch. Der alte Seher heißt ihn die Stirne zwischen den Händen auf die Kniee stützen, wenn er den Kopf wieder erhebe, werde der Tod die Lippen des Propheten versiegelt haben. Drei Tage blieben sie zu seinen Füßen sitzen und die zweite seiner zwölf Erzählungen war der Fall eines Engels, welcher in 15 Gesichter zerfällt.

Die Geschichte fällt in die Zeiten vor der Sündfluth, „wo noch alle Wesen, den Menschen ausgenommen, dem Zeitpunkt ihrer Erschaffung näher und im Zustand der Vollkommenheit waren." Der Mond stand am Himmel wie eine große reife Goldfrucht, gewachsen auf dem höchsten Wipfel der Riesenbäume. Beim Lichte der Himmelslampe sah man eine Menge von Heerden über einen abhängigen Rasenplatz hinziehen, bewacht und begleitet von einem kleinen Hirtenstamm. Männer, Weiber, Kinder, welche in großer Einfachheit, beinahe ganz im Naturzustand lebten; den Frauen dienten ihre reichen Haare als Gewand: die Männer trugen die Felle der schönsten Leoparden. An Wuchs, an Kraft, übertrafen jene Menschen die jetzt Lebenden ebenso, wie jene Riesenbäume die hundertjährigen Eichen der jetzigen Wälder:

O Herrlichkeit von Wüste, Nacht und Himmel!
Wer sänge Euch, wie Euch mein Auge sieht?
Wenn für den Blick des Menschen Ihr noch jetzt
Nach Eurem Fall bewahrt der Gottheit Stempel,
Wenn noch die Nacht, durchschweift von Flammenkugeln,
Ihm unter dem durchsicht'gen Himmel zeigt
Die Unermeßlichkeit — wie anders war es,
Eh seine garst'ge Atmosphäre warf
Der Niederschlag der Fluth auf unsern Boden?
Wo, wenn des Tages prächt'ger Ball versunken,
Das Firmament, sich uns im Schatten nähernd,
Dem Blick, verirrt auf seinen Bahnen, wies
Sonnengewölbe hinter Sonnengewölben,
Und jenes Riesennetz, am Himmel funkelnd,
Wo jede Masche Sonnenfeuer schäumte?
Wie war dieß, als des Bösen finstrer Geist
Noch kaum gestört die Harmonie der Welt,
Als diese ird'sche Welt noch die war, wo
In voller Kraft gestrahlt Ordnung und Schönheit?
Wo Alles, frisch von Eden, noch gedachte
Des ersten Morgenroths Unsterblichkeit,
Wo jedes Wesen, jeder Ort im All
Sich jugendfreudig, gottesvoll empfanden!
Oh! störtest du so früh nicht Alles, Tod!
Man hätte nie gewußt von Gottesläugnen.

Damals war Alles belebt von einer redenden Seele; aber der Mensch verstand schon nicht mehr, seit seinem Fall, diesen tausendstimmigen Hymnus, der aus dem Wasser, dem Feld, dem Wald zu Gott emporstieg, und glaubte: die Seele fange mit und in ihm an und sterbe mit ihm. Die im Aether der Nacht schwebenden Engel aber lechzten nach diesem Hymnus mit ihrem unsinnlichen Ohr; denn die Stufenleiter von der wirklichen, sinnlichen Welt zu ihrer unsichtbaren Welt war damals noch zugänglicher und es fehlten keine Stufen darin. Die Gränze zwischen den Körpern und Geistern war noch keine so starke Schranke. Daher verstanden auch die Menschen die Geister; die immateriellen Wesen konnten willkürlich um eine Stufe herabsteigen, um mit den Sterblichen zu verkehren, ja sogar die Engel konnten sich mit den Jungfrauen vermischen, woraus seltsame Mittelwesen entstanden.

Kein Mensch, mein Sohn, begreift den wunderbaren
Zusammenhang der unsichtbaren Welt,
Der gränzenlosen, mit der Welt der Körper,
Keiner verfolgt von Theil zu Theil die Kette
Der Zeugungen der allgemeinen Seele;
Keiner entwirrt und zählt und nennt die Tropfen,
Die von dem Meer, dem ew'gen, strömen aus,
Doch zeugt davon die Welt zu unsern Füßen;
Das was man sieht, ist Bild des nicht Gesehnen;
Und wenn in der Natur schwimmt kein Atom,
Kein Stäubchen Luft, kein Körnchen Stoff, das nicht
Das Seyn, das Leben unserm Aug' enthüllt:
So sagt die Unermeßlichkeit hienieden
Uns von der Unermeßlichkeit des Himmels;
Die Ewigkeit, die ohne Grund ist, hat
Nicht dürren, unfruchtbaren Sand zum Ufer,
Und, was das All erfüllt, weiß nichts von Leere.

Die Engel waren an einem Tage mit den Menschen erschaffen und durch die Bande heiliger, brüderlicher Freundschaft mit ihnen verknüpft; unsichtbare Zeugen, theilnehmende Freunde und oft Beschützer bei ihren Schmerzen und Gefahren. Um die Stunde, wo der Lärm des Tages verstummt, und der leise Seufzer des Abends sich vernehmen läßt, schwebten einige derselben im Halbdunkel um die Wipfel der Cedern und horchten dem Gesange der Bäume des Libanon, und wiederholten mit Entzücken ihre Lobgesänge. Dann schwangen sie sich wieder in die höhern Sphären zurück.

Einer von ihnen aber konnte von dieser Scene nicht scheiden. Er sah seine Genossen entschweben und folgte ihnen nicht. Warum blieb er, in seiner Wolke verborgen, zurück? Am Fuß einer gewaltigen Ceder, vom Laube versteckt, lag im Schlummer ein Wesen, das ihn den Himmel vergessen machte, ein schönes unbekleidetes Mädchen, welches den Untergang der Sonne verschlafen hatte und nach dem Abzug ihrer Familie allein hier zu-

rückgeblieben war. Erst zwölf Jahre war sie alt! aber zwölf Jahre waren in jener Zeit für ein Mädchen so viel als heutzutage achtzehn Frühlinge. Der Mond beschien den reizenden Körper; zu ihren Füßen floß ein Wasser und Wasserlilien beugten sich über sie hin mit ihren grünen Stielen und weißen Kelchen. (Folgt eine Schilderung von drei Seiten!)

Der Engel schob, um besser sie zu sehn,
Das Laub beiseite, und, im Bilde nur,
Umfaßt' er sie mit seiner himmlischen Liebe,
So wie der Menschen Blick auf Etwas ruht,
Es nicht berührend, scheu, sich ihm zu nähern.
Daidha! sprach er, zartes Reh der Berge,
Verborgner Duft des Waldes! deine Mutter
Und deine Freundinnen suchen dich rufend
Im Forst umher; warum hab' ich vergessen
Den Himmel, hier zu wachen über dir?
So ist es jeden Tag; die andern Engel
Tauchen zurück ins Firmament und schwingen
Empor sich durch den sphärenvollen Raum;
Sie rufen mir — umsonst! ich blieb' hienieden.
Wo du nicht bist, ist mir kein Himmel mehr.
Warum, o Kind des Weibes, hat der König
Des Schicksals meine Seele an die deine
Gefesselt in der Stunde der Geburt?
Was zog er mich aus meinem sel'gen Nichts,
Als, schönes Kind, ein Kuß dir gab das Leben?
O Zwillingsschwester, der, — o grausam Spiel
Des Schicksals! — so viel Liebe mich verbindet,
Und von der die Unendlichkeit mich trennt!
Oh! seit mein Aug' entzückt dein herrlich Wachsthum,
Wie fluch' ich meinem Loos: Unsterblichkeit!
Wie oft, von heißer Zärtlichkeit ergriffen,
Brannt' ich, weil ich dich nicht erheben kann
Zu mir empor, zu dir herabzusteigen!
Dir gleich zu seyn, zu opfern meine Würde
Mit dir das Leben und den Tod zu theilen!
Wie oft in meines Himmels Einsamkeit,
Satt meines Glücks, mich sehnend nach der Erde,
Blieb dieser Liebesruf, in meiner Seele
Erschallend, auf der glühnden Lippe haften!
Gott, der sie sterblich schuf, laß mich auch sterben!
Mensch seyn, welch Loos! ja! aber auch: geliebt, —
Geliebt von ihr seyn! lieben! Seelen tauschen!
Ach! was die Lieb' ist, weiß der Engel nicht, —
Ein einsam, fehllos, selbstgenugsam Wesen!
Nein, nicht kennt er der Wonne Gipfel: suchen
Im Andern etwas Beßres als sich selbst,
Und ganz zu leben erst, im Andern lebend:
Er hat nicht, wie der Mensch, troz seinen Schmerzen,
Der menschlichen Bedürftigkeit Ersaz:
Die heil'ge Gabe, liebend zu erschaffen
Ein Wesen, seines Selbsts Bild und Ergänzung,
Ein Wesen, drin das Wesen zweier Herzen,
Welche in Eins die Liebe schmelzen macht,
In einem ihnen gleichen sich vervielfacht.
Oh! räthselhaftes, göttliches Gesez
Des Menschen, daß er seines Wesens Fülle
Nie finden kann, als außer sich, daß er
Nur lieben kann, ein Anderes verzehrend!
Wie übertrifft doch dieß Geschick das unsre,
Die Liebe, die Ein Herz nur hat zum Herd,
Die immer brennt, und die sich niemals mehrt!

Jehovah, dieser Seufzer — wär' er Lästrung?
Und ich, der ich so unglückselig mich
Und so allein mich fühle — lieb' ich denn?
Und, o mein Gott, wie sollt' ich sie nicht lieben?
Heft' ich nicht stets mein Auge niederwärts?
Und gabst du nicht zum einz'gen Schauspiel mir
Dieß Wunder über alle andre Wunder,
Zu schauen dieser jungfräulichen Seele
Entfaltung? ihre Schritte zu bewachen,
Und zu erfreu'n ihr Herz? Die leisen Triebe,
Die frühesten Gedanken, kaum gefärbt
In ihrer unschuldvollen Kinderseele,
Ihr Herz mit meinem Hauche zu bewegen,
Wie Blumen man mit einem Hauch bewegt?
Seh' ich nicht ihre Seele durch ihr Auge,
Wie unter ihrer Haut ihr strömend Blut?
Seit jener Stunde, wo zu ihren Füßen
Das Neugeborne hin die Mutter legte,
Mit stolzen Freudenthränen es betrachtend —
Bewegte diesen Mund ein einzig Wimmern,
Nur Eine Regung die erblühnde Seele,
Ein Schlag dieß Herz — daß ich nicht drum gewußt,
Nicht Alles hätte keimen, knospen sehen?
— — — — — —

Und endlich jezt — o Schauspiel, allzureich
An bittrer Lust für mein entzücktes Auge,
Das meine Seele schmilzt, den Blick mir blendet!
Zu schau'n die harmlos nackte Kindesseele
Zucken, weil sie berührt ein neu Gefühl,
Wie an des Nestes Rand des Vögleins Flügel,
Wie sie mit einem Feuer sich durchdringt
Das seine Flamme noch verbirgt, — erröthet
Beim keimenden Bewußtseyn: daß sie Weib!
Einsam und träum'risch aus in Seufzern athmet
Die Sehnsucht, welche selbst die Nacht nicht stillt;
Wie sie in eines reinen Herzens Tiefe
Zusammendrängt all ihre Zärtlichkeit,
Des Aug's, der Hand Liebkosungen zurückhält,
Und sinnt auf welches Wesen dieß Gefühl,
Der Liebe himmlisch Ahnen, sich wird lenken?
Wie sie Gestalt und Namen dafür sucht,
Es auffleischt hundertmal und wieder auslöscht,
Es findet nur im Traum und beim Erwachen
Um den Geliebten weint, den körperlosen,
Welchen verscheucht der erste Sonnenstrahl!

Zu viel, ach! ist für einen Menschen dieß,
Und selbst für einen Engel — all dieß seh' ich,
Und kann noch zweifeln, ob ich liebe? — Liebe?
Und wär' ich ohne Liebe eifersüchtig
Auf ihre Brüder, welche träumen schon
Vom Namen ihres Gatten? Gäb' ich mir
So viele Müh, wenn in Vergessen taucht
Der Schlummer ihre Sinne, einen Traum
Ihr zu gestalten, und ein Bild von mir
Mit Menschenzügen ihr darin zu zeigen?
Ein Geisterbild, deß Glanz sie zaubrisch lockt
In meiner Götterschöne einen Bruder,
Um durch dieß glühnde Bildniß ihrem Auge
Die Sterblichen, von welchen sonst ihr Herz
Könnt' träumen, zu verleiden. Und sie sieht auch
Dank jenem Leib, deß Schein ich angenommen,
Gleichgültig an die Sterblichen; ihr Herz
Fühlt Liebe nur für jenes Angesicht,
Das meine Eifersucht ihr zeigt im Schlummer!
Oh! daß kein Andrer es lösch' aus vor ihr!
Daidha! warum kann ich nicht beleben
Das Spiegelbild, worin du jede Nacht
Unter erlognen Zügen mich erblickst?
Warum nicht ihm einhauchen mein Entzücken,
Ihm eine Stimme leihn, um deinem Ohr,
O Menschenkind, zu sagen Himmelsworte,
Von Feuer, zu entflammen deine Seele!
Vergönnte Gott mir nur, indeß du schläfst
Auf meinen Liebesflügeln diesen schönen
Körper emporzuheben, dich zu wiegen
Im Himmel, in dem Aether drin ich schwimme,
Nur Sinne, um dein Angesicht zu küssen,
Zu sehn, wenn du erwachst, in deinem Auge
Den Strahl, lebend'ger als das Morgenroth,
Um anzurühren deiner Haare Netz,
Die flatternd deinen weißen Hals umwogen,
Schwärzer als eine sternenlose Nacht!
O könnt' ich nur, mit dir zu sprechen, wandelnd
Mein Wesen, nah dir einen Augenblick!!
Doch ew'ge Schmach ist's, seiner Würd' entsinken!
Gott gibt es zu, daß man hinuntersteigt,
Doch nicht, daß wieder man sich dann erhebt.
Engel, vom selben Feu'r wie ich verzehrt,
Erprobten dieß unbeugsame Gesetz;
Entlockt dem Himmel durch der Menschen Töchter
Blieben sie stets verlustig unsrer Heimath:
Für immer ausgestoßen und entsetzt
Eines Geschickes, das fast göttlich war,
Verdammt zu ewiger Geburt und Sterben,
Vermögen diese Flüchtlinge des Himmels,
Getrennt von ihren Brüdern, nur des Elends
Teilhaftig ohne den Ersatz der Hoffnung,
Nicht zu gewinnen den verlornen Rang,
Als bis sie tausend Jahr auf diesem Ball
Gewohnt, und mittelst eines langen Kreises
Fortgehnder Prüfungen allmählich wieder
Gewonnen ihres Urstands reinen Glanz;
Vom Engel Mensch geworden, müssen sie
Vom Menschen Engel werden! Schwere Rückkehr!
Schmählich Exil in dieser Thränenhölle!
Und doch um kleinre Reize thaten sie's!
Und doch hab' ich auch, wie von einer Wucht
Des Fluchs gezogen, hundertmal verwünscht
Den Himmel, meine Heimath. Wirst du nie,
Du fürchterlicher Sturm von Stolz und Liebe,
Dich friedlich legen? O du lieblich Haupt,
Das schläft und nichts von meiner Unruh ahnt
Und meiner Reue — bin ich doch dein Traum!
Und darum schlaf, o schönes Kind, schlaf zu!

(Fortsetzung folgt.)

Attila der Hunnenkönig.

Episches Gedicht von W. Herbert.

Wir entnehmen dem Athenäum einen Artikel über dieß neue Epos, worin es polemisirend gegen das Edinburgh Review auftritt, welches es sehr günstig und lobpreisend beurtheilt hatte.

„Da haben wir im Jahr der Gnade 1838 ein episches Gedicht! und da haben wir das Edinburgh Review, das, wie seit aller Zeit, den Schatten für das Wesen, das Symbol für das dadurch bezeichnete Ding nimmt; das sich über die Wiederbelebung der Formen der klassischen Poesie freut, als ob dieß eine Rechtfertigung aller seiner frühern Sünden gegen die Phantasie wäre. Aber der Kritiker hat noch andere, interessantere Punkte berührt; er macht die Bemerkung: „es macht sich irgendwo die Ueberzeugung geltend, das Zeitalter der epischen Gedichte sey vorüber" — „man sagt uns, das Epos sey das Product früherer, minder kritischer Perioden in der Geschichte einer Nation." Nun haben wir triftige Gründe zu glauben, der Kritiker habe hier gewisse in unserem Blatt, bei Beurtheilung von Jon und La Valliere, vorgetragene Ansichten im Auge, obgleich es ihm hier beliebt, die Frage in Beziehung auf epische, nicht auf dramatische Poesie zu erörtern. Was wir damals im Allgemeinen über die Frage sagten, war dieß: „Bei dem beständigen Vorwärtsschreiten eines Volks vom Zustand der Rohheit zu dem der Verfeinerung ist jede Phase seiner Gesittung für das Spiel und die Wirksamkeit einer besondern intellektuellen Ader vorzugsweise geeignet — das heißt: für die Hervorbringung einer bestimmten Art der Literatur. So, glauben wir, hatte die heroische Ballade, die Chronik, das Drama, das epische Gedicht, die Beredsamkeit, die Geschichtschreibung — jede ihre besonders für Production günstige Periode im Leben einer Nation. Wir sind nicht gemeint, unser System mit mathematischer Schärfe zu verfolgen und das Leben einer Nation in bestimmte Abschnitte zerschneidend, die Möglichkeit eines guten Werkes auch außer der ihm eigentlich zukommenden Epoche zu läugnen." Die Absicht des Kritikers ist nun, diese Ansicht zu widerlegen; er sagt: „In allen Fällen war die Erscheinung eines

großen Epos gleichzeitig mit der Periode der höchsten Geistesentwicklung und mit der männlichsten Gediegenheit des Geschmacks bei der Nation, in deren Mitte es entstand ... es gibt keine epischen Gedichte, die in den schlimmen Zeiten der Geschichte eines Volks geschaffen worden wären." — Dann fragt er: „Unter welchen Verhältnissen trat unser großes Epos ins Leben? An der Gränze jener großen Aera, welche Zeugin war von dem Glanz eines Raleigh und Hooker" u. s. w., in einer Periode, welche die ritterlichen Erinnerungen des Elisabethischen Zeitalters verband mit dem Enthusiasmus der Grundsätze und der Energie des Willens, welche die Periode des Parlaments charakterisirt;" und in dem großen Gedicht „erkennen wir den begeisternden und majestätischen Charakter dieser Periode." Und das soll unsre Behauptungen entkräften und widerlegen!

Indeß kann kein Zweifel obwalten über die Aufrichtigkeit des Kritikers, wenn man folgende Stelle gelesen hat: „Kein Mann von Genie, verbunden mit besonnener Urtheilskraft, der einen Gegenstand für seine Poesie zu wählen hätte, würde heut zu Tage zu seinem Thema wählen „jene Gesänge, die rauher Tugend lieb" mit ihren wilden Leidenschaften und entsprechender Excentricität der Charaktere und der Entwicklung, welche W. Scott mit einem so blendenden Glanz übergoß;... noch auch jene Schilderungen trübsinniger, verstörter und selbstsüchtiger Leidenschaft, die in den hinreißenden Versen eines Byron ihren, im Grund gemeinen und melodramatischen Charakter zu verlieren schienen .. noch auch würde der blühende Zustand der Bühne im jetzigen Zeitpunkt und der Erfolg mancher neuerer dramatischen Versuche so leicht den Dichter verführen, sich dieser Dichtgattung zu widmen ... die eine Gattung als erschöpft verlassend und von den Gefahren, welche die andre bedrohen, zurückgeschreckt, ist der Dichter der neuen Zeit, der nach etwas Großem strebt, gewissermaßen hingedrängt zu der Dichtgattung, die einmal als die höchste anerkannt ist, und die gerade durch ihr Alter jetzt wieder eine Art Neuheit bekommen hat; — und so hegen wir im Ganzen die feste Ueberzeugung, daß mit dem wachsenden Geschmack und der Neigung für das Geistige in der Poesie, im Gegensatz zu dem rein Leidenschaftlichen, im jetzigen Zeitpunkt ein großer Dichter im Gebiet des Epos wohl am besten seine Laufbahn beginnen würde; und daß, wenn ein solcher Dichter sich seiner Aufgabe mit völliger Hingebung widmet und auf würdige Weise die an ihn gemachten hohen Anforderungen erfüllt, er darauf zählen darf, ein tüchtiges und nicht kleines Publikum zu finden." — Es ist nicht unsre Absicht, uns in einen Streit über diesen Gegenstand einzulassen, oder die offenbaren Widersprüche in den Behauptungen des Kritikers nachzuweisen; aber entkleiden wir doch einmal seine Ansicht in diesen angeführten Sätzen ihres Wörterpomps und führen sie ganz auf die gewöhnliche Sprache zurück. Nehmen wir einmal an, daß Einer unsrer vielen „Männer von Genie" der nach einem Gegenstand suchte, womit er das stumpfe Ohr des Publikums zu kitzeln hoffen darf, diese Kritik des Edinburgers der Erwägung eines unsrer Bücher verlegenden Mäcenasse unterstellte, würde nicht der würdige Bibliopole etwa folgendergestalt antworten:

„Werther Herr — der Edinburger Kritiker hat ganz Recht — alle Zeitalter und alle Gegenstände sind, wie ich aus Erfahrung weiß, für einen Mann von Genie, verbunden mit besonnener Urtheilskraft, gleich; und gewiß, „die Gesänge, die rauher Tugend lieb," und die „Schilderungen trübsinniger, verstörter und selbstsüchtiger Leidenschaft." daß heißt Gedichte wie die von Scott und Byron, liegen völlig hinter uns, „und der Erfolg neuerer dramatischen Versuche" ist nicht eben ermuthigend. Was er unter der „Zeit für epische Gedichte" versteht, weiß ich nicht; aber so wie man sagt: die Zeit der Orangen und darunter die Zeit versteht, wo man 18 für 1 Schilling kauft, muß er, denke ich, auf eine Periode zielen, früher freilich als seit ich mein Geschäft treibe, wo die epischen Gedichte Mode und an der Tagesordnung waren. Wenn dieß, so stimme ich ihm ganz bei, daß sich in dieser Gattung eine schöne „Laufbahn" eröffnet, daß diese Gedichte jetzt wieder „eine Art von Neuheit haben mögen," und daß wir auf ein tüchtiges und nicht kleines Publikum hoffen können, worunter ich einen raschen und lohnenden Verkauf verstehe; — in der That, ich wäre nicht abgeneigt, den Versuch zu wagen und über das Verlagsrecht zu unterhandeln, unter der Bedingung, daß das Werk früh im März für die Presse fertig ist; sonst möchte die „Zeit für epische Gedichte" vorüber seyn, wie die Zeit für die „Gesänge, die rauher Tugend lieb," welche einmal von allen Damen und Kammerjungfern im Königreich gekauft wurden, obgleich sie jetzt nicht Papier und Druck mehr einbringen würden."

Aber wir müssen auf das vor uns liegende Epos selbst kommen, und so verschiedner Ansicht wir von dem Edinburger Kritiker sind, und obschon wir glauben, an dem Finger die epischen Gedichte alle herzählen zu können, welche die Welt nicht gerne untergehen ließe oder vergäße, können wir doch nicht umhin zu denken, daß Herr Herbert ein kühner Mann ist — doppelt kühn, daß er sich an einen Gegenstand machte wie Attila, dessen Charakter von allen neuern Historikern, Gibbon selbst nicht ausgenommen, mißverstanden, oder im besten Fall nicht gehörig gewürdigt worden ist. Wo der Geschichte die Auffassung dieses Charakters mißlungen, da dürfte die Poesie wohl schwerlich glücklicher seyn. Aber wir bitten Herrn Herbert um Verzeihung; er ist ja ein Historiker ebenso wie ein Poet. Gut die Hälfte des vor uns liegenden Bandes, und — seltsam, die zweite Hälfte — ist eine von ihm sogenannte „historische Abhandlung über Attila und seine Vorfahren," das heißt sicher gegangen; wenn Prosa und Poesie, wenn Geschichte und Phantasie miteinander nicht ein scharfes und treues Bild zu Stande zu bringen vermögen, wie kann man dann je darauf hoffen?

Die von H. Herbert befolgte Ordnung umkehrend, wollen wir zuerst bemerken, daß die historische Abhandlung über Attila und seine Vorfahren wenig Neues hinsichtlich der Fakta und wenig Anregendes und Ueberraschendes in Reflexionen enthält. Unstreitig ist sie ziemlich genau und treu, aber etwas matt und enthält Vieles, was ohne Bedeutung für den eigentlichen Gegenstand ist; gewiß wird man sie nie lesen mögen nach Gibbons glänzender Erzählung. Obgleich reich an Detail, bringt sie doch wenig Aufschluß über den Charakter des großen Königs, den man nicht eben so gut in populären Werken fände. Und doch hätten sich wohl Aufschlüsse und Erklärungen auffinden und vortheilhaft als Anerkennungen den betreffenden Stellen des Ge-

dichts einverleiben lassen. Wäre die historische Abhandlung so lebendig als sie leblos ist, so wäre sie doch in solcher Form und an solchem Platz kaum erträglich.

Und jetzt zu dem Epos, welches anfängt wie die meisten epischen Gedichte von der Ilias an bis auf Madoc:

Den Schrecklichen sing' ich, des Himmels Geißel,
Der, grauser Ariman, mit deinem Schwert,
Dem Heiland trotzend, seiner Scythen Fluth
Aus ihrem Bette drängte, damals als
Quirinus altes Reich in seinen Gründen
Erzitterte.

Im Vorbeigehen: Wer ist dieser Ariman? Hören wir den Historiker und Dichter: „Ares oder Areimanios, lateinisch Mars, der Gott des Kriegs." Wahrlich eine gute Art, die Identität zu beweisen! Ebenso beweist unser Dichter, daß Attila und Arthur Eine und dieselbe Person sind, daß Odin kein Andrer ist als die Geißel Gottes; daß der Hunnenkönig, der brittische Fürst und der skandinavische Priester(?) ganz identisch sind. Bei dieser Methode wäre wohl auch leicht zu zeigen, daß Zoroaster — Moses, daß Odin — Herkules, daß Muhammed — Manes war. Gewiß, diese Personen sind nicht mehr von einander verschieden, als die alte Gottheit Persiens, oder vielmehr die orientalische Personifikation des bösen Prinzips von dem Kriegsgott der Griechen. *)

Das Gedicht beginnt mit der Niederlage, welche Attila auf den Ebenen von Chalons durch die verbündeten Franken, Römer und Gothen erlitt. Aber er ist nicht entmuthigt; er entblößt sein wunderbares Schwert, das der Gott des Kriegs gefertigt und auf dem Sand Scythiens hat fallen lassen und das ganze Heer betet es an:

Am Don oft, an der Rha prachtvollem Strom
Erhob zu diesem gräßlichen Idol
Sich nächtlicher Anbetung Festgesang,
Und bei dem blut'gen Kultus scholl der Klang
Von den bewehrten Schaaren bis ans Herz
Des Kauka'us.

Es würde, glauben wir, jedem Historiker schwer fallen zu beweisen, daß die Hunnen überhaupt ein Schwert angebetet; oder daß sie bei ihrem Kult gesungen, oder daß sie ihren Gottesdienst bei Nacht gehalten. Aber wenn man diese Einwürfe fallen läßt — welches andere als ein übernatürliches Schwert würde passen für ein Wesen wie Attila, der nicht von einem Weibe geboren, nicht von einem Weibe gesäugt war? Er war an verzaubertem Orte von unbekannten Wesen aufgezogen worden, von Geistern, welche die Geschicke dieser niedern Welt beherrschen. Und damit solchem Krieger nichts mangle, hat er auch ein entsprechendes Roß:

Den stürm'schen Grana; wenn die Sage wahr,
Von andrer Zucht als die mit wildem Huf
Des Dnieppers üppig Land zerstampfen; wo
Er hintrat, da begann versengt die Erde
Mit Schwefeldampf zu rauchen; keine Blume,
Kein Gras bekleidete die dürre Spur
Von diesem schlimmen Huf.

Wenn ein solcher Mann, mit seiner dämonischen Erziehung, seinem dämonischen Schwert und dämonischen Roß nicht erhaben genug war für ein Epos, so wissen wir nicht, wo man einen geeigneten Gegenstand dafür finden sollte.

Während Attila dem abziehenden Feind zusah, zeigte sich ein „schönes Reh," nicht Wordsworths weißes Reh von Rylstone, denn, obgleich es war

Weiß wie der Schneekranz über'm Mänalus,
Worüber noch kein Jäger hinschritt,

so hatte es doch nicht die Anmuth, die Unschuld, die Harmlosigkeit jenes andern Geschöpfs. Nein, es war auch ein Dämon:

Der finstre Attila beschaut' es, wie
Ganz in der Näh' es hielt, und ohne Furcht
Mit seinem großen Aug' den Hunnenfürsten
Ansah, als ob Sehkraft für ihn allein
Es hätte. Unbewußt zog eine Röthe
Hin über seine braune Haut. Sein Blick
War wie gebannt, doch sein Gedanke war
In weiter Ferne, an des Lubans Fluthen,
In jenem Marschland, das Dämonen hüten,
Welches der Sitz seiner unholden Ahnen.

Der König entschließt sich dem Thier zu folgen und die Geheimnisse des Schicksals zu erkundigen. Das dämonische Reh flieht, der dämonische Reiter auf dem dämonischen Pferd ihm nach:

Es bäumte wüthend sich das Roß, den Schaum
Schleudert' es weg vom Maul und flog dahin
In donnerndem Galopp; der Rasengrund
Flog in die Luft, zerrissen; Funken, Flammen
Um seinen Huf: es zittert unter ihm
Der widerhall'nde Grund, bis fern und schwach
Erstarb der roll'nde Donner seines Laufes.
Sie flogen meilenweit; und Attila
Verlor die Jagd nicht aus dem Auge, wo
Weit hinter seinem Lager furchtbar sich
Der düstre Wald erstreckt. Bei einem Fels
Der in der gränzenlosen Einsamkeit
Ueber pfadlosem Dickicht sich aufthürmte,
Verschwand das Thier, vom Schatten eingeschlungen.
Zweifelnd hielt an jetzt der getäuschte Hunne.
Indeß sein unbezähmbar wildes Roß
Wiehernd den öden Grund zerscharrte, schnaubte
Und tobte, als ob Stimmen, unvernommen
Vom Menschen, und Gesichte, seltsame,
Dem Menschenaug' verborgene, sich ihm
Kund gäben. Plötzlich aus der Ferne scholl
Zur Antwort der Galopp, der donnernde
Von wohl zehntausend Hufen und Gewieher,
Bis das Gewühl zahlloser Legionen.

*) Man bekommt in der That durch eine solche Verwechslung keine großen Begriffe von der Gelehrsamkeit der hohen englischen Geistlichkeit; Herbert hat nämlich die Prädikate Hon. et Rev.

Gehört, doch ungesehen, rauscht' heran.
Die frische Morgenluft ward widerlich,
Als striche sie aus einem Beinerhaus.
Und dunkel ward es rings, als ob die Sonne
Der Strahlenkrone baar, ihr Antlitz hätte
Verschleiert mit glanzloser Nacht. Voll Schaum
Die Kiefer, starr die Augen, steif den Hals
Und ausgestreckt, wie von gegoßnem Erz,
Nicht achtend das Gebiß — so stürmte hin
Des Hunnen Pferd, anstrengend alle Sehnen,
Ueber Gestrüpp und Stein, um vorzureiten
Dem unsichtbaren Schwarm, es achtet nicht
Auf seines Reiters Wort noch auf den Zügel,
Entzündet gleichsam vom Wetteifer mit
Gebilden, welche die Natur verläugnet;
Jetzt hinter ihnen, eingeschlossen jetzt
Von dem betäubenden Gewühl, jetzt mit
Dem Vordersten wetteifernd, während laut
Und mächtig diese geisterhafte Schaar
Nachkeuchte. Endlich, plötzlich, macht es Halt,
Als wär' siegreich das Ziel erreicht. Wie lang,
Wie weit, wohin ihn dieses wilde Rennen
Getragen, wußte selbst nicht der Monarch;
In wildem Schwindel kreisten ihm die Sinne.

Hier hat man eine königliche Jagd, dergleichen kein Mensch seit den Tagen des alten Nimrod gesehen, welcher, beiläufig bemerkt, nach der Versicherung unseres Dichters kein Andrer war als Ariman, der selbst wieder kein Andrer war als Odin-Attila-Arthur.

Attila findet sich bald an einem Orte, wo

Krystallne Fluthen
Schliefen in schöner Bucht, besetzt mit Blumen
Zahllosen, welchen eine milde Luft
Abschmeichelte vermischte Wohlgerüche,
Reicher als des glückseligen Arabiens
Balsamscher Hauch und jener Würzeholzstoß,
Worauf der Phönix stirbt. Harmon'sche Töne
Säuselten über's Wasser her — so köstlich —
Es schienen Weisen eines Seraph-Chors:
Und bald entzündeten die Noten sich
Zu Liebesklagen, wollustvollen Weisen
Entzücken trunkner Hoffnung, tönend von
Unsichtbar'n Saiten und von luft'gen Harfen.
Es hätt' ihr holder Klang gerührt ein Herz
Von Diamant. Die Erde, rings mit Teppichen
Bedeckt von Blumen, lächelte; nicht fehlten
In diesem Zauberort für Aug' und Ohr,
Schöner als Alles, holde Frau'ngestalten,
Schöner als Weiber, gürtellos; in Reihe
Von allen tadellosen Reizen prangend.
Den höchsten Sitz nahm Eine ein, die andern
An Glanz weit überstrahlend; ihre Kön'gin
Wenn's Diadem auf Locken, welche nicht
Des Schmucks von Edelsteinen erst bedurften,
Fürstliche Haltung und ein Wuchs, der sie
Hob über die Genossinnen, bezeugen
Den königlichen Vorzug vor Gestalten,
Von welchen jede selbst vollkommen schien.
Ergossen über Leib und Antlitz war
Ein ew'ger Reiz und würdevolle Anmuth.
Bei ihr saß Einer, der des Mannesalters
Brennenden Sommer hatte hinter sich,
Und der ihr Vater schien. Die Jahre hatten
Ihm auf die Stirn der Sorgen Spur gezeichnet;
Doch trug den Schmuck der Kraft sie, und den Stempel
Des innern Werthes der zur Ehrfurcht zwingt.

Die Königin bewillkommt den Attila und bietet ihm den ambrosischen Becher an, aus welchem noch kein Sterblicher getrunken; aber er will nichts von ihrem Zaubergebräu; er verschmäht alle verweichlichenden Genüsse, als nur für Weiber und Kinder passend, und verlangt von ihr, sie solle „den Schleier lüften, der über Zeit und Schicksal hängt." Die Königin willigt ein; aber Einer, der offenbar über ihr steht, sagt dem Attila, er habe etwas verlangt, was sie nicht verwilligen könne und dürfe, ehe er (Attila) den unwiderruflichen Eid geschworen und den Trank gekostet habe, welcher die Nerven stähle gegen alles jetzige und künftige Uebel. Er reicht dem Hunnenkönig den Becher, welcher siedet und überschäumt; ein fürchterlicher Seufzer aus den innersten Tiefen der Natur, erschütterte die ganze Schöpfung. Aber der Hunne, furchtlos, schwor bei seinem Schwert, dem Geschenk der Hölle, den entsetzlichen Schwur und Fluch gegen den heiligen Himmel und leerte dann den Becher mit seiner dicken, bittern Hefe. Die Erde hörte es und erbebte und Finsterniß umhüllte sie.

Das Trinken hat aber keinen Einfluß auf den der getrunken hat, sondern auf die andern Anwesenden; in einem Augenblick sind die versammelten Schönheiten alle umgewandelt; die schöne Gattin ist ein häßliches Ungethüm geworden — zur Sünde in Person, und all ihre Schwestern häßlich, unrein, verzerrt und viehisch, wie sie selbst; der würdevoll aussehende Mann ist Satan und an die Stelle des ganzen reizenden Schauspiels ist ein gräuenvolles getreten. Attila steht, oder wähnt zu stehen, über die Erde erhaben; mit Staunen schaut er auf die ganze weite Schöpfung unter sich. „Von dem Gipfel des Kotopaxi," oder von den „Höhen des Himalaya," denn die Lokalität ist nicht ganz sicher zu ermitteln, sieht er in Gesichten die Vergangenheit und die Zukunft; aber der böse Feind zieht Gewölke über das grauenvolle Schauspiel und dann liegt wieder unter ihm die Erde in unermeßlicher Ausdehnung.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 68.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

1 August 1838.

Der Fall eines Engels.

(Fortsetzung.)

Während dieses Selbstgesprächs des Engels tritt aus dem Walde heraus, einen jungen Fichtenstamm als Fackel schwingend, ein riesenhafter Mann, von der männlichsten Körperschönheit, aber sein wildes trotziges Angesicht war kaum menschlich zu nennen. Er war bewaffnet mit Köcher und Keule. Sein Selbstgespräch gab zu erkennen, daß er in feindseliger Absicht die Spuren der Menschen verfolgte. Plötzlich ward der wilde Jäger der schlummernden Daldha ansichtig und begriff augenblicklich den Werth dieser Beute. Eine wilde Freude zuckte durch sein Antlitz; er klatschte mit den Händen und drehte den Kopf rückwärts, und sechs Jäger, ihm ähnlich, traten aus dem Walde hervor und umstanden die schöne Schlafende. Der zuerst Gekommene, der Anführer, beugte sich über sie und erklärte seinen Genossen (in einer Art, die freilich dem Halbmenschen sonderbar ansteht, denn er schildert die Schönheit gerade auf dieselbe Art wie Lamartine selbst, er spricht von den „Wellenlinien, in welchen sich das zarte Profil abzeichne, von der Rosenwange, welche kaum der keusche Kuß der Mutter zu berühren wagte!“ u. s. w.) die Schönheit und Kostbarkeit dieser Beute, die er zu hohem Preis zu verkaufen hoffe. Seine Genossen sprechen ihre Erwartung aus, daß er den Raub mit ihnen theile; zornig und trotzig weist er sie zurück — und im Augenblick tödten ihn sechs Keulenschläge! Daldha erwacht, schreit, springt auf, und entspringt flüchtig den Händen der wilden Ungethüme — aber Einer wirft der Fliehenden ein Netz aus Stricken und Blei nach, das sich im Wurf auseinander rollt, sie erhascht, niederdrückt und je mehr sie sich dagegen sträubt, um so stärker sie umschlingt und ihr Fleisch zerreißt. (Auch dieß ist mit peinlicher Ausführlichkeit und Genauigkeit geschildert.) Die Barbaren eilen herbei, weiden sich an ihrer Schönheit und ihrem Schmerz, und sind nur besorgt, daß sie keinen Schaden nehme, damit ihnen der hohe Preis nicht entgehe.

Von all diesem war der Engel Erdar Zeuge gewesen und hatte unnennbare Qualen empfunden, als er das geliebte Erdenkind in solchen Schmerzen, solchen Gefahren sah. Er hatte gehofft, ihre Brüder würden kommen, sie zu befreien — aber vergeblich, und als sie jetzt sich unter dem tückischen Netz zerarbeitete:

Konnte der Engel, halb besiegt von Liebe,
Nicht mehr dem Drang des Mitleids widerstehn;
Sich selbst vergessend ganz in der Geliebten,
Erlag er der Gewalt des Augenblicks;
Die eifersüchtige Verzweiflung, die
Aufschwoll in seiner Seele, hatte völlig
Vernichtet jeden andern Willen. Schon
Durch einen mächt'gen Wunsch verwandelt war
Sein Wesen, schon war er geworden, was
Er zitterte zu werden; war bekleidet
Mit einem Erdenleib und ird'schen Sinnen;
War einer anderen Natur verfallen!

Im Augenblick seiner Umwandlung fühlte er im Innern seiner Seele wie einen Schrei der Reue und des Vorwurfs; er fühlte, daß etwas Unwiderrufliches geschehen, daß er tief, tief gefallen und ein Raub des ihn immer wieder ausspeienden und wieder verschlingenden Todes geworden war — aber dieß war nur ein Augenblick! mit seinem Fall oder seiner Verwandlung verlor er alle seine frühere Herrlichkeit, seine Eigenschaften, selbst die Erinnerung. Bei seiner Verwandlung hatte aber der Engel instinktmäßig die Gestalt und das Antlitz des Traumbildes angenommen, mit welchem Daldha schon vertraut war; er war ein junger Mann dem Aeußern nach, aber sein Angesicht hatte den Ausdruck des Kindes — des begabten, aber unentwickelten Kindes. Hinter einer Ceder trat er so hervor; die Empfindung, die ihn vermocht, seinem Himmel zu entsagen, wirkte noch als Instinkt in ihm fort; er stürzte sich zwischen Daldha und die Barbaren — ohne eine Waffe. Mit gesenktem Kopf rannte er den ersten der Riesen, ihm die Brust zerschmetternd, nieder; die fünf Andern, in plötzlichem Schrecken, zogen sich etwas zurück; aber wie sie den Einen

Mann sahen, griffen sie ihn, des Sieges gewiß an. Da ergriff er, ohne zu erbleichen, den ausgestreckten Leichnam, schwang ihn über seinem Haupt und schlug damit vier der Riesen nieder; beim fünften Streich versagte ihm die Kraft, der noch übrige Riese stürzte sich auf ihn, packte und zerfleischte ihn mit den Zähnen; lange rangen sie so, zuerst stehend, dann auf der Erde liegend — und wälzten sich endlich mit einander einen Abhang hinab in das schäumende Wasser — der Riese versank — Cedar kehrte, triefend von Wasser und Blut, zu der erretteten Daidha zurück, welche „mit den Augen begleitet, mit dem Herzen unterstützt hatte die verzweifelte Anstrengung ihres Befreiers." Sie erkannte in ihm das Wesen ihrer Träume und bewies ihm auf jede Weise ihr Vertrauen und ihre Dankbarkeit. Aber während er sie losmachte, stürzten ihre Brüder und Verwandte herbei, welche beinahe den Befreier als einen Räuber getödtet hätten, hätte nicht Daidha (denn Cedar selbst vermochte nicht zu sprechen) sie sogleich belehrt. Mit Entzücken drückte vor allen die Mutter ihre wiedergefundene Tochter ans Herz.

Im Triumph hatte man zuerst den Sieger zum Lager der Horde geführt und seine Stärke bewundert: aber als zur Sprache kam, was mit ihm anzufangen sey, da fand sich unter diesen rauhen und wilden Abkömmlingen Cains, denen alle Fremde — Feinde waren, und die nur die Genossen ihrer Familie ehrten und liebten, Einer, welcher dem Haupt der Horde, dem greisen Phaor den Rath gab: den Gebräuchen gemäß den Fremdling zu tödten, denn der unheimliche Verdacht gegen ihn war dadurch erregt worden, daß er auf die Fragen Phaors nach seiner Herkunft und seinem Namen keine Antwort gab, sondern nur einen unartikulirten Ton ausstieß. Jener Rath jedoch, von Jephor, dem zweiten Sohne Phaors gegeben, erfüllte fast alle Versammelten mit Scham und Unwillen; empört schrieen alle Mütter über diesen Rath und Daidha drückte die Hand Cedars stärker und überströmte sie mit Thränen. Trotzdem, daß mehrere Andere dem grausamen Rathe nicht abgeneigt schienen, wurde doch der etwas mildere Beschluß gefaßt, Cedar zum Sklaven der Horde zu machen. Eine Art Joch, das entwürdigende Halsband der Sklaven, ward unter dem Beifall der Menge herbeigebracht, welches beinahe alle freie Bewegung hemmte; aber als zwei von Phaors Söhnen mit dem Joch sich dem Verurtheilten näherten, da begriff er, der von der Berathung nichts verstand, was man mit ihm vor hatte, packte die beiden Häuptlinge, schleuderte sie zu Boden und drückte sie unter seinem Knie zusammen. Das Volk wich scheu auseinander und Daidha schrie auf; als Cedar sie weinen sah, raffte er das Zeichen und Werkzeug der Knechtschaft vom Boden auf, legte es Daidha zu Füßen, senkte seinen Nacken vor ihr und ließ sich das Joch von ihr anlegen. Am Strick führte ihn die Jungfrau zum König und er ward an einen Baum gebunden und Eicheln waren seine Nahrung!

Am andern Tage beschlossen die Häupter der Horde, aus dieser, unsicher gewordenen Gegend wegzuziehen und führten diesen Beschluß aus. Phaor, das Oberhaupt, hatte beinahe das Alter der Eichen erreicht und hatte noch nie die menschlichen Wunderwerke gesehen, womit die Söhne Abels und ihre Nachkommen die bekannte alte Welt bedeckt hatten, und in der Einsamkeit, in den Gebirgen hatte er mit seiner Familie gelebt, die zu einer ansehnlichen Zahl herangewachsen war, obgleich der Tod schon viele Opfer daraus gefordert hatte. Die einen waren gefallen in den Kämpfen mit Tigern und Löwen; Andre waren von den Jägern aufgespürt und in die Sklaverei geschleppt worden; Andre waren in Folge von Zwietracht und Empörung geflohen; so blieben dem Greise von unzähligen Familien nur noch sieben Söhne von ungleichem Alter und deren Söhne mit ihren Frauen und Leibesfrüchten, und eine schöne Schaar von zehn Jungfrauen, ihre Töchter; sein Aug' weilte traurig auf seinem geschmälerten Stamm; sein Geist wurde schwächer; seine Macht war nur noch ein Schatten von früher; und was ihm allein noch einigen Gehorsam sicherte, war hauptsächlich nur das Recht, den Söhnen des Stammes ihre Gattinnen zu bestimmen. Vor kurzem hatte er den jüngsten und schönsten seiner Söhne zur Erde bestattet, Segor war sein Name; vor nicht einem Jahre hatte der Vater ihm eine Gattin gegeben, und die Turteltaube hatte ihre Liebe beneidet — da traf ihn der tödtliche Pfeil. Der Greis hatte, nach dem Gebrauch, die Wittwe seines Sohnes, Selma, zu seiner Gattin gemacht; sie gebar bald nach dem Tode des Vaters ein Kind, das ihm nicht mehr zulächeln konnte — und dieß Kind der Liebe und des Todes war Daidha. Seit zwölf Jahren wuchs dieß Kind, das bei seiner Geburt ein Auge voll Thränen angeschaut, heran — eine Blume der Nacht, deren Reize unter dem Thau der Thränen sich vervielfältigten. Jeder der sieben Häuptlinge hoffte sie für seinen Sohn zu gewinnen und Jeder ihrer Söhne sah, wenn er von einer Gattin träumte, Daidha's blaue Augen in seiner Seele.

Langsam zog der Hirtenstamm mit seinen Heerden den Ufern des Orontes zu; und den Horden folgten freiwillig, durch das Band der Angewöhnung und Freundschaft an die Horde geknüpft, die Schwärme der Schwäne und der Schwalben.

Sie fanden allwärts ihre Lagerplätze
Und Früchte, und so zogen jeden Tag
Sie ein'ge Stunden weit, unter Gesang.
Der Elephanten Rücken anvertrauend
Während des Zugs die Bilder ihrer Götter,
Die Frau'n und Kinder; schwere Lasten luden
Sie den Kamelen und den Eseln auf.
Sie wanden, schlangengleich, im Schatten sich
In langgestreckten Karawanen hin;
Der Bäche Felsschlucht und der Wälder Hallen
Bebten bei ihrem Schweigen, zitterten
Vor ihren Stimmen.

Cedar schleppte sich unter den Sklaven mit fort und sein Auge verfolgte immer Daidha's Spuren und suchte sie unter ihren Schwestern heraus. Neunmal neun Monde zogen sie so, bald am Meer hin, bald durch Thäler, bald den Flüssen, um sie zu überschreiten, bis an ihre Quellen nachgehend, und langten endlich an, wo der Orontes, blau wie ein Abendhimmel, zu ihren Füßen seinen strahlenden Spiegel ausbreitete. Mit Blick und Ruf begrüßte die alte Heimath, voll Erinnerungen und Geheimnissen, wo die Söhne Phaors das Tageslicht erblickt, wo die Mütter die Früchte ihrer Liebe getragen hatten, wo die

Jungfrauen ihren Namen gegen den der Frauen vertauscht, wo das Bild der Todten ihre Seelen umschwebte.

(Fortsetzung folgt.)

Attila der Hunnenkönig.

(Schluß.)

Hierauf erzählt ihm der Besucher ihre frühere Geschichte und schildert ihm ihre zukünftige; damit ist Attila zufrieden, da er erkennt, daß Rom sein werden soll, wenn er nur sich selbst treu bleibt, d. h. wenn er nur nicht abläßt in seinem Krieg gegen Religion und Menschlichkeit. Satan ist, wie man sich leicht denken kann, etwas weitschweifig, und Herr Herbert verfällt auf ein sinnreiches Mittel, seine Rede abzuschneiden — nämlich durch die Einführung des deutschen wilden Jägers:

Da, hoch und fern
Erscholl das Zauberhorn, um Mitternacht
Vernommen in des Harzes Wäldern oft,
Des Bauern Schreck — ein seltsam schriller Ton.
„Du hörst die Jagd von Einem stolzen Ahnen
Von dir," sprach dumpf und ungesehn der Geist,
„Von Nimrod, der berühmt in alter Zeit
Als mächt'ger Jäger und tyrann'scher König.
Zur stillsten Stunde stößt er jede Nacht
Ins Horn, von Jagdlust hingerissen über
Gehölz und Moos, bis ihn der eigenen
Bluthunde Schaar zerreißt, die nächtlich sich
Erhebt, den nimmersatten Schlund zu stopfen."
Er schwieg, denn näher schon erscholl das Horn
Des wilden Jägers, ein unholder Ruf, u. s. w.
* * * * * * *
Recht froh war Attila, als diese Töne
Verstummten, und er, aus dem Dunkel brechend,
Die Sonn' sah lächeln auf die thau'ge Landschaft,
Grad vorwärts schritt er durch die Ebene,
Dem ungeheuern Lager zu, in welchem
Tausende seines Willens sind gewärtig,
Zu leben oder sterben.

In der That, dieser Nimrod ist eine wunderbare Person. Wir erfahren noch weiter, daß er der Ahne Jupiters war, wodurch dieser eine etwas beschränkte Existenz bekommt; denn dieser gefeierte Gott war nur der ältere Bruder Attila's — wir sprechen im Sinne der pythagoräischen Lehre — denn dieser Jupiter, Nimrod, Satan, Ariman, Odin, Attila, Arthur und noch ein halbes Duzend Andere waren Ein und dasselbe Wesen, wie man nicht mehr bezweifeln kann, wenn man dieß Epos und die historische Abhandlung gelesen.

Von Chalons begibt sich Attila nach seinem gewaltigen festen Lager in Ungarn. Bald aber rüstet er sich zu seinem schon längst entworfenen Zug gegen Rom, und endlich überschwemmte die hunnische Fluth die Ebenen des nördlichen Italiens. Viele Festungen wurden verrathen oder bezwungen; nur Aquileja leistete kräftigen Widerstand. Die Einzelheiten der Belagerung und Einnahme sind hier mit leidlicher Genauigkeit und mit etwa ebenso viel Nutzen in Verse gebracht, als eine Versifikation der ganzen römischen Geschichte gewähren würde. Weiter zog Attila, bis der alte Bischof Leo ihm entgegen trat und zu ihm redete:

Da blieb der König, schreckgefesselt, stehn,
Und war verstummt; denn um den Gottesmann
Floß, wie er sprach, sich selber nicht bewußt
Der Herrlichkeit, womit der Himmel ihm
Die Stirn umkleidete, ein himmlisch Licht,
Und ihm zur Rechten und zur Linken standen
Gestalten zwei, dem Attila nur sichtbar,
Mit greisen Häuptern und ehrwürd'gem Wesen,
Größer und glänzender als Lebende.
Vernommen ward kein Laut, doch vor dem König
Dicht, zeigte sich, in Glanz gekleidet, Petrus,
Der einst den Märtyrtod erlitt, und Jener
Von Tarsus streckte drohend aus den Arm.
Der König fuhr entsetzt zurück.

Jetzt lichtete auch die geflügelte Pest seine Reihen und die Hunnen sanken zu Tausenden dahin, so daß der König froh war, in seinem pannonischen Waffenplatz eine Zuflucht zu finden, bis er seine Schaaren wieder ergänzt hatte, worauf er das jetzt unvollendet gelassene Werk zu vollenden gelobte. Aber, nach unseres Dichters Versicherung, gab es für ihn jetzt kein Glück mehr — die finstern Mächte, die ihm beigestanden und ihn groß gemacht, verließen ihn auf immer. Auf dem Zug über die Alpen blieb plötzlich das fahle Roß Grana, von Schauer und Zagen ergriffen und gefesselt, stehen:

Bäumend stand es da,
Aus seinen Mähnen sprühten Feuerfunken,
In seinem Auge zitterte die Angst,
Denn ihm entgegen kam auf seinem Pfad
Ein Weib von furchtbarer Gestalt, gewaffnet
Am ganzen Leib; sie ritt ein kohlschwarz Pferd,
Und eine blanke Lanze schwang sie hoch
Ob ihrem Haupt; den überird'schen Wesen,
Den herrlichen glich sie, die, nord'schen Kriegern
Sichtbar am Ziele des ruhmvollen Lebens,
Vom blut'gen Schlachtfeld die Gefallnen sammeln.
Und einen Blick voll schlimmer Vorbedeutung
Schoß auf den König sie, und schwang die Hand,
Gehüllt in Stahl ganz, und nach Süden deutend
Rief sie: „Zurück, o Attila, zurück!"
Er aber, herrisch, runzelte die Stirn
Und drängte mit der ehrnen Ferse vorwärts
Das ungefüge Roß, das seinem Willen
Doch weichen mußte. Wild sprang auf das Pferd,
Und neben dem Gespenst fiel ausgestreckt
Das mächt'ge Thier zu Boden, wie getroffen
Von jähem Streich des Todesengels. Rasch
Sprang, unverletzt, der Hunne aus dem Sattel;
Mit kummervollem Blick betrachtet' er
Seiner Gefahren, seines Ruhms Genossen,
Mitten in seinen Fahrten hingerafft;

Dann wandte er sein finster grimmig Antlitz
Der Unglück drohenden Gestalt entgegen:
„Unheilsheroldin! meine Zeit erwart' ich!“
Sprach er.

Ein Heer von Gespenstern braust vorüber; das todte Roß Grana springt auf, wiehert, schnaubt, und schließt sich der wilden Heerde an, um forthin im Harzgebirg nächtlich zu spuken.

Wenn je ein Gegenstand poetischer Ausschmückung fähig war, so ist es Attila's Tod — eine Begebenheit die in einen Schleier gehüllt ist, der freilich dem nüchternen Forscher nach sicheren Thatsachen undurchdringlich bleibt, aber darum nur um so günstiger für die Phantasie eines Dichters. Ob dieser Tod natürlich oder tragisch war — und im letzteren Falle, ob das Werk eines Hunnen oder eines Römers? das kann man freilich nie mit Sicherheit ausmachen; gewiß aber hätte die Phantasie, die Alles nach ihrem Willen schafft, etwas Natürlicheres, wir möchten sagen: etwas weniger Unmögliches auffinden können, als den von unserem Dichter angenommenen Hergang der Sache. Er hätte können den Bericht des Ammianus Marcellinus ausschmücken, welcher meldet, die That sey verübt worden von einer Beischläferin, auf Anstiften des Aëtius — oder den des Jornandes, welcher versichert, der Tod Attila's sey eine Folge von Trunkenheit gewesen und durch Erstickung herbeigeführt worden. Aber welche Ursache erfindet er? Myroltha, eine christliche Jungfrau, welche den König und seinen götzendienerischen Glauben verabscheut, ist das Werkzeug seines Todes; aber das Ereigniß wird herbeigeführt durch so seltsame, durch so unangemessene Ursachen, daß der Leser kaum wird glauben wollen, daß wir die betreffende Stelle getreulich wiedergeben. Sie ist gewaltsam mit Attila vermählt worden, dessen Eintritt in die Hochzeitkammer sie zwar mit Schauder, doch nicht ohne Hoffnung auf göttliche Hülfe erwartet:

Eine geheime Kraft, wie eingehaucht
Vom Höchsten, welcher immer nahe denen,
Die treu und glaubend im Gebete treten
Zu seinem Thron, hielt aufrecht sie; da stand sie,
So schön, so ruhig, daß sie schien ein Wesen
Zu hoch, zu heilig für die ird'sche Liebe.
Doch fern von Attila war milde Schonung
Und Zügelung seiner Leidenschaft. Entflammt
Vom Schau'n der Schönheit und vom üpp'gen Mahl
Schlug wild sein Puls, der Lust Entzücken glänzte
In seinem heißen Aug', und wie berechtigt,
Berührt' er mit unheil'ger Hand die Holde.
„Laß, großer König, laß mich!“ sprach die Jungfrau
Mit königlichem Anstand (und zugleich
Streckt' ihre schwache Hand wegdrängend sie
Aus nach des Königs Brust, von Golde starrend)
„Droben wohnt Einer, der den Wurm, auf den
Der Unterdrücker tritt, zum Fels des Falles
Für Riesen machen kann. Ob's nun sein Wille,
In weisem Zweck, daß dieser schwache Leib
Der Tempel seines Geists, entwürdigt werde
Durch deiner Lust Befleckung, oder nicht:
Ich weiß daß mein Erlöser lebt! sein Arm,
Der unbefleckt und rein vor Gott mich führt,
Kann, wenn er will, dich durch die schwache Hand
Des Weibes von dem Thron der Herrschaft stürzen.
O großer Gott, der du, wie uns erzählt
Die Sage der Hebräer, angerufen,
Beschworen von dem blinden Mann von Dan,
Ihm deine Macht gabst, der Philister Schaar
Mit ihren Götzenbildern zu zertrümmern,
O waffne mich mit deiner Kraft!“ Nach solchem
Gebet — den jugendlichen Leib gekräftigt
Von gottgesandter Hoffnung und Verzückung,
Warf sie zurück von sich den Mächtigen,
So wie der Wind das Schilfrohr beugt. O Gott!
Dein Arm war dieß! der mächtige auf Erden,
Der sich vermaß, in deinem Haus den Gräuel
Zu pflanzen, lag am Boden — eine Leiche,
Aus Nase, Mund und Ohren Blut ausschüttend;
Der rothe Quell erstickte jedes Wort.
In geisterhafter Stille hingestreckt
Ist so die Angst der Welt, der Schreckliche,
Die Völkergeißel, der vermess'ne Lästrer
Zunicht vor deines Zornes Gluth geworden.

Wenn die Kritik ebenso wie die Philosophie die Regel anerkennt, daß jede Wirkung von einer entsprechenden Ursache müsse hervorgebracht seyn — was soll man dann von dieser Erzählung denken? Was sonst, als daß der Dichter, mit der besten Absicht wollen wir zugeben, nämlich der: die Wege der Vorsehung zu rechtfertigen, sich gegen den Geschmack und gesunden Verstand seiner Leser versündigt hat?

Zum Schluß bemerken wir, daß Herr Herbert sich mit so viel würdiger Vorbereitung an seinen Gegenstand gemacht hat, daß er dafür die achtungsvollste Aufmerksamkeit verdient; daß, wie man aus den gegebenen Proben sich überzeugen wird, sein Werk durchaus hin und wieder schöne Stellen und edle Gedanken enthält; aber nicht wenige und nicht viele solche Stellen entscheiden über den Charakter eines epischen Gedichts — ein solches Werk muß als Ganzes ins Auge gefaßt werden; und als Ganzes ist Attila ein mißlungener Versuch. H. Herbert ist ein gebildeter Mann, ein Gelehrter — seine Gesinnungen sind edel und er ist von dem wohlwollendsten Eifer für das Wohl der Menschheit erwärmt; überall erkennen wir den Philanthropen, überall den Mann von gebildetem Gefühl, den großherzigen Moralisten, den aufgeklärten christlichen Geistlichen; aber ein epischer Dichter ist er nicht, mag das Edinburgh Review sagen was es will!

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 69.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

4 August 1838.

Villemain.

Wer vor einigen Jahren in Paris war, erinnert sich gewiß an Villemains geistreiche und treffliche Vorträge in der Sorbonne über die französische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts als Folge seiner gleich verdienstlichen Vorlesungen über die früheren Zeiten. Unstreitig ist Villemain der erste Gelehrte in Frankreich, der die Idee der Nationalliteratur richtig und in ihrer ganzen Ausdehnung auffaßte, in inniger Verbindung mit dem Volksleben, so wenig dessen auch in Frankreich ist. Jetzt hat er die französische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts in zwei Bänden herausgegeben. Gewöhnlich verlieren in Frankreich Vorlesungen sehr von ihrem Interesse, wenn sie gedruckt erscheinen, weil ihnen der hübsche, glänzende und durchsichtige Lack der französischen Phraseologie und Eloquenz fehlt. Dieß ist hier nicht der Fall, im Gegentheil, der gründliche Curs gewinnt noch an Interesse beim Lesen, weil man über Vieles nachdenken kann.

Der Verfasser beginnt die Literatur des achtzehnten Jahrhunderts mit den Schriften Bayle's, Fontenelle's und einiger andern Vorläufer der spöttelnden, spaßenden und leider oft gar oberflächlichen Philosophie, die sich zum Zweck und Ziel setzte, Alles zu erschüttern, zu verändern und umzugestalten, nicht allein in Frankreich, sondern fast in ganz Europa. Villemain zeigt den Uebergang zwischen den zwei großen Literaturepochen Frankreichs. Auf die ersten Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts hatte der Süden mächtigen Einfluß geäußert, im achtzehnten begann der Einfluß Englands, von dem sich in vielen Schriftstellern jener Zeit unverkennbare Spuren zeigen, besonders bei Voltaire, dem Verfasser und Sprecher jener Zeit. „Der junge und große Poet Voltaire, der Günstling der Richelieu's und Sully's, glaubte, er sey der Spielkamerade dieser Herren, wurde aber von dem Bedienten eines Vornehmen durchgeprügelt, was ihn um die Ehre brachte, die damals in Frankreich wie ein Privilegium betrachtet wurde. Da man sich vor seiner Rache fürchtete, so wurde er in die Bastille gesteckt. Nicht aus Gerechtigkeit, sondern aus Gunst wurde er wieder daraus entlassen und ging nach England, wo Alle frei waren, ungestraft Gutes und Schlimmes sagten und wo sich Niemand vor den Ministern und Maitressen des Königs zu fürchten hatte. Hier fand Voltaire 1726 unter Georg I das Parlament versammelt, mit unbeschränkter Sprechfreiheit; er fand eine ernste Literatur, die mächtigen Einfluß auf die öffentliche Meinung übte, ja mit ihr die Macht theilte. England war damals stolz auf die großen Entdeckungen Newtons, und Voltaire wohnte seinem Leichenbegängniß bei; er sah, wie die Leiche des großen Mannes von den vornehmsten Herren der englischen Aristokratie nach Westminster getragen wurde, indeß der Dichter Thompson in erhabenen und dem Volke doch ganz verständlichen Versen die Entdeckung des Weltsystems besang... Voltaire mit seiner unersättlichen Gier nach Ruhm und Witz berauschte sich an der Freiheit, Größe und Intelligenz, die damals England auszeichneten. Er lernte die Gelehrten und Dichter des Landes kennen: Clarke, Pope, Congrève und den edelhaften Young, der Verse an Voltairen richtete. Bis dahin hatte er Racinen zum Muster genommen; nun lernte er eine neue Art von Tragödie kennen, freilich ohne Ordnung und Regel, und von den damaligen schönen, Frankreich stark zugewendeten Geistern Englands nur wenig geschätzt. Er glaubte aber als junger Poet, darin eine Menge roher Diamanten zu finden, die er selbst schleifen und poliren wollte. Außerdem ergriffen ihn die Menge Sekten und Clubs und die tausend originellen Leute, mit der Freiheit Alles zu thun. Darüber wurde auch sein Spottgeist entzückt, und er satyrisirte phantastisch über die englische Unabhängigkeit wie über die französische Sklaverei unter den geistlichen Mandemens und der Censur."

So brachte also Voltaire einen Geist nach Frankreich zurück, den die Unabhängigkeit Englands ganz durchdrungen hatte, denn diese wirkte in Allem kühn, wenn auch lange nicht bleibend wohlthätig. Bei seiner großen Leichtigkeit, sich fremde Ideen anzueignen und sie glücklich zu verarbeiten, überall hervorstechende Züge herauszufinden, die Effekt machen und ihm

selbst Einfluß und Herrschaft über die Gemüther verschaffen konnte, spiegelte er bald in seinen Schriften England so ab, wie er es in seinen Gelehrten und Schriftstellern gesehen hatte. Sein durch beißenden Witz so mächtiger Geist gab dem Unglauben englischer Freidenker großen Reiz, denn er machte ihn anmuthig durch reizenden, eleganten und farbenvollen Styl, so wie durch feine, geistreiche, immer treffende, immer verwundende Ironie. Zwar hatte er Shakspeare's Genie lange nicht genau erfaßt und ergriffen, schien sich auch mehr über seine Fehler lustig zu machen und nur wenig seine Schönheiten anzuerkennen und zu bewundern, gehorchte aber dennoch und ohne es zu wollen, dem Einfluß der so eigenthümlichen und so wahren Literatur. So öffnete er zuerst dem französischen Theater einen neuen Weg und alle seine Tragödien weichen in ihrem Charakter ganz von den Racine'schen ab. Zwar waren sie in ihrer Neuerung noch lange nicht so kühn, als man wünschen konnte, immer aber hatten sie etwas von der englischen dramatischen Unabhängigkeit an sich. Villemain zeigt sehr gut, wie sehr Voltaire in der Meinung irrte, Shakspeare's rohe Diamanten schleifen und poliren zu können. An „Cäsars Tod“ zeigt er die ganze Ueberlegenheit des englischen Dichters, den man zwar nicht so rein, nicht so gleichförmig schön finden kann, als Voltairen, in dem aber mehr wahre und ausdruckvolle Kraft waltet. Villemain vergleicht Zaïee mit Othello. Voltairen hatte der bewundernswürdige Effekt ergriffen, den Shakspeare aus heftiger und eifersüchtiger Liebe zu gewinnen wußte, und er wollte einen so schönen Gegenstand auf die französische Bühne bringen. Zu diesem Zweck aber mußte er alle Züge mildern, die raffinirte Politesse der französischen Societät an die Stelle der rohen und groben Sitten in Othello setzen und das Ganze durch Uebertragung der Scene in einen Palast veredeln. Voltairen glückte es auch mit seinem vielfachen und so sehr civilisirten Geist ein Meisterstück französischer Anmuth und Gefühls, ja ein bezauberndes Stück hervorzubringen, wie es Rousseau nannte. Aber den englischen Dichter hatte er lange nicht erreicht und wiedergegeben, nicht einmal Racine im Ausdruck der Leidenschaft und in Kenntniß des menschlichen Herzens.

Diese Untersuchung des englischen Einflusses auf die französische Literatur des achtzehnten Jahrhunderts veranlaßt Villemain zu einem flüchtigen, aber charakteristischen und sehr anziehenden Gemälde von den vorzüglichen Schriftstellern, die damals in England lebten: Bolingbroke, Swift, Pope, Thompson, Addison u. s. w. *)

Ein anderer Literator von großem Ruse, nur in viel ernsterer Art als Voltaire, war Montesquieu, der auf die ersten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts hellen Glanz wirft. Er trat zuerst auf mit seinen Lettres persones, ein leichtes und doch tiefes, anmuthiges und geistreiches Werk, anscheinend nur flüchtig hingeworfen und keineswegs den Verfasser des Esprit des lois verkündigend. Dieß Werk ist unstreitig eines der wichtigsten jener Zeit. Sein Einfluß durfte für alle Zukunft dauernd seyn, weil die Ansichten des Verfassers umfassend und erhaben sind, auch hieng sich der Verfasser nicht nur an die Gegenwart, sondern stellte politische Lehren für alle Zukunft auf.

Nach Montesquieu spricht der Verf. von den Männern zweiten Ranges, die damals als Literatoren, Philosophen oder Gelehrte lebten und sich wie dienende Monde um die großen Reputationen drehten. Dann geht er zu der skeptischen Schule über, die durch Diderot, d'Alembert und andere kühnen Neuerern so großes Ansehen in Frankreich, ja in einem großen Theil von Europa erhielten. Jene Männer schritten keck mit der Axt vor und untergruben Alles im Reich des Denkens und Fühlens, besonders verwechselten sie die Religion mit den Mißbräuchen der Kirche und warfen das ganze Reich des Glaubens über den Haufen ohne sich im geringsten darum zu bekümmern, was an seine Stelle gesetzt werden könnte.

Mit Buffon und Rousseau schließen sich diese Literaturvorträge auf brillante Art. Vielleicht sind die Bemerkungen über Letzteren das Interessanteste im ganzen Buch, das bei wiederholtem Lesen gewinnt. Nur Eines ist daran auszusetzen. Der Verf. hätte seine mündlichen Vorträge vielleicht umarbeiten und ihnen die Gestalt einer eigentlichen Literaturgeschichte geben sollen. Er hat dem Werk die Form von Vorlesungen gelassen, diese aber ist manchmal vernachlässigt, mit weniger Präcision und Correktheit im Styl, woran bekanntlich in Frankreich viel gelegen ist. In dem lebendigen Fortgang eines Vortrags vor zahlreichen Zuhörern wird gar oft die Reinheit des Styls und selbst der Ideengang dem Effekt geopfert; denn der Redner möchte gern mehr oder weniger applaudirt seyn, was allerdings mit gezwungenen aber glänzenden Wendungen und Antithesen möglich ist, die mehr brillant als richtig sind.

Mr.

Der Fall eines Engels.

(Fortsetzung.)

Nachdem man abgepackt hatte, eilte Alles zu den Gräbern. Eine Frau betete zu der Seele ihres Vaters; eine Mutter redete zum Schatten ihrer Tochter:

„O Blume, mir entkeimt, sieh, Adda hier bin ich!
Es sah die Unterwelt mit Eifersucht auf dich;
Sie rief zum Schlafe dich im feuchten Grabesgrunde,
Eh meine Milch noch war trocken auf deinem Munde.
Oh, sag' mir, was für Milch labt dich an jenem Ort?
Und welche Mutter wiegt dich auf den Armen dort?
Welch süßern Namen gibt sie, süße Adda, dir?
Daß ich dich auch damit anrufe, sag' ihn mir!
Daß wenn ich in der Nacht dem Todtenhügel nah,
Du, zu antworten mir, dem Ruf folgsam bist da.
Bist du gewachsen Kind unter dem Grabesmoose?
Flechten die Kinder dir des Tod's ins Haar die Rose?
Machen ein Halsband sie dir aus des Waldes Beeren?
Ja, deinen holden Ruf wähn' ich manchmal zu hören.

*) Ueber den Einfluß der englischen Literatur auf die französische vergleiche man die betreffenden, höchst lesenswerthen Abschnitte in Schlossers Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Die Arme öffn' ich Nachts, mein Kind, um dich zu fassen!
Ach! mag an meinen Hals mein Gatte hängen lassen
Sich deine Brüder, daß ich denken soll an sie —
Dem Auge meiner Seel' erlöschest du doch nie!
Der Vogel bin ich mit den weiß- und blauen Schwingen,
Welchem der Fluß ein Kind wußt' schütteln abzuringen
Den Zweig, dran hängt das Nest, und fortschwemmt in der Fluth
Den Raub, das Erste der kaum ausgeschlüpften Brut;
Mag er die andern auch unterm Gefieder wärmen —
Ums Eine, das dahin, verzehrt ihn ewig Härmen;
Ins Wasser schaut er stets und bittre Klagen singt —
Indeß er treu der Brut doch ihre Atzung bringt."

So redeten die Frauen, die Männer mit den Todten,
Geschenke ihnen dar sie auf dem Rasen boten.
Ihr Fuß, nur ungern sich losreißend von dem Ort,
Schien, weils der Ahnen Grab, fast einzuwurzeln dort.
So groß ist auf das Herz, Gedächtniß, deine Kraft!
Der Todten Asche ist's, die's Vaterland erschafft!

Drauf wurden die Götter ausgepackt und ihnen Anbetung erwiesen; Alle wetteiferten; nur die Sklaven allein hatten keine Götter! Ihre Hand hätte die Idole entweiht; der Fluch verschloß ihnen beide Welten.

Jetzt breitete sich das Hirtenvolk friedlich aus; die Sklaven weideten die Heerden ihrer Herren und bei Nacht unterhielten sie sich über ihr trauriges Schicksal; sie suchten einander auszuforschen und zu verrathen, denn sie hatten nichts Menschliches mehr, als ein Herz, um zu hassen. Dieser Haß richtete sich vorzüglich gegen den sich von ihnen absondernden, stummen Cedar, der sein Leben in trauriger Einsamkeit zubrachte, außer, daß dann und wann Daidha als ein tröstender Engel ihm erschien, ihn lobte und ihm zulächelte. Er half ihr nach besten Kräften bei ihren hirtlichen Geschäften und schmachtete immer nach ihrem Anblick:

Er horchte oft, ob nicht des Windes Flüstern
Nachbringe einen Ton der fernen Stimme;
Und wenn dann in der Oede, welche blieb,
Wenn sie verschwunden, wieder Alles Nacht
Und Einsamkeit und Todesstille wurde,
Ward er betrübt den ganzen Tag, daß sie
Zu schnell davon geeilt und seine Seele
Lechzte voll Ungeduld nach ihrer Rückkehr.

So floß ihm zwischen Wiederkunft und Trennung,
Trennung und Wiederkunft sein Leben hin,
Der das Gefühl verlor der harten Bande,
Nur Eine Wonne, Eine Qual empfindend —
Ihm, der zur Nahrung seines innern Lebens
Ein Bild nur hatte in des Herzens Grunde,
Und von dem langen Tag nur Eine Stunde!

Cedar wuchs indeß immer herrlicher heran und flößte selbst seinen Herren Bewunderung ein, obgleich sie ihn auf jede Art zu kränken und zu demüthigen suchten. Daidha allein übte eine unbeschränkte Herrschaft über ihn aus und war sich dessen mit Stolz bewußt. Eines Tages, als sie traurig dachte, wie schön es wäre, wenn er sie verstände, hörte sie, wie eine Nachtigall ihre Jungen zwitschern und singen lehrte, und beschloß zu versuchen, ob sie nicht auch so Cedar sprechen lehren könnte. Sie eilte zu ihm; er lag am Fluße und starrte nach seinem Bilde; plötzlich sah er darin das Antlitz Daidha's und stürzte sich mit einem Freudenschrei hinein, um sie zu retten, und erst als er aus Daidha's Lachen und Weinen erkannte, wo sie war, kam er wieder heraus, und jetzt merkte Daidha, wie sie geliebt sey. Sie machte ihm die Eigenschaft des Wassers, Bilder zu spiegeln, bemerklich, und begann ihren Sprachunterricht, der natürlich die glücklichsten Fortschritte des Zöglings zur Folge hatte;

Auf Bergen und am Stromesrand erneute
Daidha jetzt tagtäglich ihr Bemühn;
Und bald empfand der Sklave, von dem Mädchen
Belehrt, wie ihm im Licht der Schönheit sich
Die Sprache löste, und er redete
Die wunderbare Sprache bald der Menschen,
Wo jedes Wort war mit dem Bild die Sache;
Wo sich das Weltall schien zu offenbaren,
Wo Sprechen wie Bezeichnen war und Malen,
Denn noch, in seinem Wahnsinn hatte nicht
Der Mensch zerkratzt den wunderbaren Spiegel,
In welchem Gott ihn hatte lesen lassen.
Er hatte nicht die Trümmer auf gut Glück
Dahin und dorthin ausgesät. — sein Wort
Dem reinen Gottes-Wort nicht aufgeklebt.

Nachdem Cedar von Daidha die Sprache gelernt, wurde ihr Verkehr lebendiger und inniger und sie theilte ihm alle ihre Kenntnisse mit; sie erklärte ihm die Naturphänomene und die Familienverhältnisse. Da fragte er sie eines Tags, ob die Sklaven keine Gattinnen bekommen, und sie mußte ihm Nein! antworten. Einmal habe ein Mädchen eine solche Schmach mit dem Tode gebüßt. Seitdem ergriff Cedar tiefe Traurigkeit.

Eines Tages nahm ihm Daidha sein Sklavenjoch ab, weil sie darin die Ursache seines Grames zu sehen glaubte und hieß ihn fliehen; er tummelte sich jauchzend im Gefühl seiner Freiheit und rannte wie ein Füllen umher und fort — bald aber kehrte er wieder zu ihren Füßen zurück, betheuernd, daß er nie von ihr weichen, nur in ihrer Nähe, selbst als Sklave glücklich, leben könne. Sie legte ihm weinend und ihn tröstend liebkosend, sein Abzeichen der Sklaverei wieder an.

Mittlerweile empfand Daidha selbst ein gewisses Gefühl der Unruhe, der Verschämtheit in seiner Nähe, nach der sie doch heimlich verlangte; sie legte ihm ungesehen Gaben von Früchten, Milch und Blumen auf einen Stein und beobachtete ihn von ferne; und es traten ihr Thränen ins Auge, die sie, wenn Cedar zu ihr sprach, mit einem Lächeln wieder trocknete. Sie achtete nicht darauf, daß die Jünglinge ihres Stammes sie bewunderten ob ihrer Schönheit und ob ihrer langen Zögerung in der Wahl eines Gatten murrten. Drei von Phayes Söhnen

machten dem Greis Vorstellungen in bildlichen Ausdrücken, deren Sinn er und Selma wohl verstanden; aber wenn sie dem Kinde selbst davon sagten, wollte diese nichts hören oder auch verzog sie den Mund, und ging an das Ufer des Flusses, um unter einer Weide zu weinen.

Die Bewerber versuchten nun selbst ihr Glück, nach dem poetischen Brauch jener Zeit, in einer symbolischen Weise. Segor führte bei Nacht das schönste seiner Kameljungen unter die Heerde der Jungfrau, und versteckte sich in der Nähe, um zu sehen, ob sie ihm mitleidig auch Milch geben würde; sie aber hielt es von den Kamelmüttern entfernt, ließ es den ganzen Tag dürsten und schreien, und Segor ging traurig und muthlos davon.

Abna stellte in der Nähe ihrer Schwelle ein Vogelnest mit Eiern, in der Hoffnung, Daidda würde sie einer Taube zum Ausbrüten unterschieben; aber die Jungfrau, als sie die Vogeleier auf dem Moos sah, stieß sie sie mit dem Fuß weg, daß sie zerbrachen — und Abna wagte nicht mehr sich ihr zu nähern.

Zebdani kam bei Nacht vor den Eingang von Phavrs Höhle, einen heiligen Platz, und prägte dem Boden seine Fußstapfen ein; wenn die Jungfrau neben diesen Spuren ihre Fußstapfen dem Boden einprägte, so war er erhört — aber die Jungfrau löschte die Spuren mit der Hand aus und warf den Staub in die Lüfte. Zebdani beweinte seine vergebliche Liebe, erröthete und floh.

Jetzt beredeten die Mütter Selma, durch eine List zu erforschen, ob und wen Daidda liebe.

Der festliche Schmuck der Jungfrauen in jener Zeit bestand in einem kunstreichen Geflechte ihres langen, üppigen Haares zu einer Art von Gewand, worein die köstlichsten, duftenden Blumen, Perlen, Korallen, Muscheln verwoben und verschlungen wurden und was viele Kunst erforderte; ein Dorn diente dabei statt der Nadel zur Anreihung. Mit diesem Schmuck war Daidda beschäftigt, als, in dem Augenblick, wo sie der größten Aufmerksamkeit bedurfte, daß ihr Werk nicht vereitelt würde, drei Schreckensbotschaften nacheinander eintrafen, von Jünglingen, welche auf verschiedene Weise der Tod hingerafft habe; Daidda erschrack wohl darüber, sie zitterte und weinte, aber doch entschlüpfte ihr nicht der Dorn oder die Haarflechte und sie fuhr in ihrer Arbeit fort — bis die Kunde erscholl: Cedar sey in Folge eines Aufstands der Sklaven entflohen! Jetzt entsank ihren Händen Dorn und Blumen und Haare — das Gewebe war vereitelt — und ihr Geheimniß entdeckt. Von allen Seiten tönte der Getäuschten Hohn und Schmach entgegen; und ihre erbitterte Mutter faßte die Aufgesprungene an einer ihrer langen Haarflechten, führte sie in die Höhle zurück, band sie damit an die Wurzeln eines Baumes und ließ sie hier wie eine vergessene Seele. Die Mutter verlangte von Phavr den Tod seines Sklaven, aber er besänftigte sie, und stellte ihr vor, daß es Cedar nicht als todeswürdiges Verbrechen könne angerechnet werden, daß Daidda eine Neigung für ihn gefaßt. Als jedoch Cedar mit den Heerden heim kam, stürzte die Menge tobend auf ihn los. Er wollte bei Selma eine Zuflucht suchen, aber die Frauen und Kinder ergoßen auch ihren feigen Hohn auf ihn; man schmähte und mißhandelte ihn auf jede Weise, warf ihn mit Steinen, riß ihn zu Boden, trat ihn mit Füßen und ließ ihn halb todt liegen.

Daidda hörte in ihrer Höhle seine Angst- und Schmerzensrufe; sie hörte, wie er mißhandelt und gequält wurde; sie wartete die Nacht unter tödtlicher Angst ab, biß dann mit den Zähnen die Haarflechte ab, die sie fesselte und ein leises Stöhnen führte sie zu dem Unglücklichen. Der Sklave glich einem Todten — aber die Stimme, die Küße Daidda's hauchten ihm wieder Leben, Bewußtseyn, Kraft ein; sie gestand ihm ihre Liebe und erklärte ihm, daß sie zu sterben bereit sey; sie gestand ihm, was sie seit lange um ihn gelitten, wie sie jetzt unwillkürlich das Geheimniß ihres Herzens verrathen habe. Wie ein himmlischer Balsam verwandelte jedes ihrer Worte seine körperlichen Schmerzen in Wollust; er fühlte keine Wunden mehr; er sprang vom Boden, neugeboren, auf, stürzte sich zu Daidda's Füßen und ließ dem Entzücken seiner Seele freien Lauf.

Thränen im Aug', ein Lächeln um den Mund,
Sah sprachlos sein Entzücken an Daidda.
Er nahm sie im Triumph in seine Arme,
Wie aus der Wieg' ihr Kind die Mutter nimmt,
Er hob sie freudeschluchzend in die Höhe,
Wie um den Sternen seinen Raub zu zeigen,
Hoch an sein Herz, und fühlte nicht die Bürde.
Stumm trug er sie tief in den Wald hinein:
„Fliehn wir!“ sprach er mit halb geschloßnen Lippen,
„Daß nicht der Mond am Himmel davon höre:
Sein Strahl scheint unsre Schritte zu belauschen,
Fliehn wir, daß er's der Mutter nicht verrathe!“
Und zitternd gab ihm seine Liebkosungen
Zurück die Jungfrau; seinen kräft'gen Hals
Umschlang mit ihren langen Flechten sie,
Und seinen Mund auf ihrem Auge fühlend,
War ihr als flöge himmelwärts ihr Geist.
„O Cedar!“ sprach sie, „wie ist stark der Tod,
Wenn man mit deiner Liebe Lauf ihm nahe!
O Cedar,“ sprach sie, „trag' wohin du willst
Die Sklavin deines Herzens, deren Kette
Dein Arm ist! Rette dich vor ihren Eisen
In dieses einz'ge Frauenherz! sey Sklave
Von Allen und der König meiner Seele!
Warum, o Cedar, hab' ich hundert Herzen,
Hundert Schönheiten nicht, um hundertmal
Mehr Glück dir zu gewähren!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 70.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

9 August 1838.

Lieder von Thomas Moore.

Lebewohl!

So leb' denn wohl, mein treues Lieb,
Da nun für unser Herz
Kein größer Leid uns mehr verblieb
Als dieser Trennungsschmerz, mein Lieb!
Als dieser Trennungsschmerz.

Ach, wenn uns nur gelächelt hier
Des Lebens Sonnenschein!
Wir könnten dann vergessen schier
Die tiefe, tiefe Pein, mein Lieb!
Die tiefe, tiefe Pein.

Doch nimmer hat ein Freudenstrahl
Auf unsern Pfad gelacht:
Es zogen Wolken ohne Zahl
Einher mit dunkler Nacht, mein Lieb!
Einher mit dunkler Nacht.

Wir haben beid' uns satt geweint;
Doch süßer für mein Herz
War jene Zeit, da wir vereint,
Als Jahre voller Scherz, mein Lieb!
Als Jahre voller Scherz.

Mit Sorgen unsre Hoffnung kam
Und Kummer zog sie auf;
Wie Wintersonne ging und nahm
Durch Thränen sie den Lauf, mein Lieb!
Durch Thränen sie den Lauf.

Die Antrittspredigt.

Es war ein kleiner Mann
Und der hatt'n kleinen Geist,
Und er sprach: kleiner Geist, seyn wir zu zu zu,
Ob uns möglich wohl wird seyn
So ein kleines Redelein,
Das wir halten, kleiner ich und kleiner du du du,
Das wir halten, kleiner ich und kleiner du.

Und der kleine Geist der brach
Aus dem Loche nun und sprach:
Ich behaupte, kleiner Mann, du bist keck keck keck;
Nimm nicht übel meine Zweifel,
Aber sage mir, zum Teufel,
Hat die kleine, kleine Red' einen Zweck Zweck Zweck,
Hat die kleine, kleine Red' einen Zweck?

Der kleine Mann darauf
Blies die Backen mächtig auf,
Und er sprach: kleiner Geist sey gescheut, scheut, scheut;
Kleiner ich und kleiner du
Sind berufen ja dazu,
Zu verdammen und belehren alle Leut', Leut', Leut',
Zu verdammen und belehren alle Leut'.

Und sie fingen beide an,
Der kleine Geist und kleine Mann,
Paukten ab ihre Rede, so klein klein klein;
Und die ganze Welt fürwahr,
Meint', das aufgeblas'ne Paar
Müßt' ein winziges Pfäffelein nur seyn seyn seyn,
Müßt' ein winziges Pfäffelein nur seyn.

An die Gattin.

Am Morgen des Lebens, wo der Kummer noch schlief
Und der Himmel sich färbte mit rosigem Saum,
Wo einzig die Freud' aus dem Schlummer uns rief,
Umflattert vom jugendlich gaukelnden Traum;

Da war es, wo Sehnen die Herzen verband
Und aus Fäden der Hoffnung den Schleier uns wob:
Doch siehe, das schimmernde Frühroth verschwand
Als die Sonne der Lieb' und der Treue sich hob.

Und möge das Frühroth der Jugend verglühn
Wie ein zitternder Glanz auf den Wagen der Zeit:
Erst dann, wenn der Hoffnungen viele verblühn
Und das Schicksal den Becher mit Wermuth uns beut,
Da wallet die Liebe noch einmal so frei
Und schmieget sich fester ans duldende Herz:
Wohl keimen in Freuden die Lieb' und die Treu,
Doch blühn sie und reifen durch Kummer und Schmerz.

Die Blumen verwelken und duften nicht mehr,
Die die ewige Sonne des Südens bescheint;
Doch spenden sie liebliche Düfte umher
Wo Zähren der wolkige Himmel auch weint.
Drum wähne du nimmer die Hoffnung entflohn,
Wie dunkel zu Zeiten der Himmel auch sey:
Es scheinet, wenn stürmende Wolken uns drohn,
Nur wärmer die Sonne der Lieb' und der Treu.

Dieß und das.

Aus dem Schottischen.

Wie traurig sind wir Mädchen dran,
Wenn ich bedenke dieß und das?
Man sieht den lieben Jüngling an
Und darf nicht sagen dieß und das.
Und dieß und das und noch etwas
Und zweimal mehr als dieß und das.
Man sieht den lieben Jüngling an
Und darf nicht sagen dieß und das.

Die Welt versteht hier keinen Scherz,
Sie tadelt uns um dieß und das;
Darum verschließt das treue Herz
Mit manchem Seufzer dieß und das.
Und dieß und das und noch etwas
Und zweimal mehr als dieß und das,
Man sieht den lieben Jüngling an
Und darf nicht sagen dieß und das.

Was kümmert mich in dieser Welt
Die Spötterei um dieß und das:
Wenn einst ein Jüngling mir gefällt,
Ich will ihm sagen dieß und das,
Und dieß und das und noch etwas,
Und zweimal mehr als dieß und das;
Wenn einst ein Jüngling mir gefällt,
Ich will ihm sagen dieß und das.

v. B.

Der Fall eines Engels.

(Fortsetzung.)

Cedar trug die Geliebte an einen abgelegenen, friedlichen Ort, voll Blumen und Vögeln, wo Alles zum Schlummer und Traum einzuladen schien.

War es ein blindes Vorgefühl der Liebe,
Das solchen Ort für solche Wonne wählte?
Fand er unwürdig den gemeinen Boden,
Sie zu berühren, der in einem Himmel
Er gern ein Lager zugerüstet hätte?
Unter den Blumen senkten seine Arme
Daibha nieder; unter dieser Bürde
Entquoll ein Strom von Wohlgeruch dem Pfühl;
Aus den geschloss'nen Kelchen träufte Balsam;
Schläfrige Vögel flogen von den Zweigen;
In den Lianen sich verwickelnd mit
Den Flügeln, machten regnen sie das Laub
Und Tropfen von den Bäumen niederfallen.
Cedar blickte sie an, die Arme kreuzend
Vor Freude, wie ein Mensch der seine Beute
Losläßt und gierig dann sie wieder faßt.
Dann ihr sich nähernd setzt' er sich zu ihr
Wie eine Mutter vor ihr schlafend Kind,
Und auf den Balsampfühl den Arm gestützt,
Auf welchen drückte das geliebte Haupt,
Vergaß er, mit den Augen seinen Schatz
Behütend, daß sein Fuß das Land der Thränen
Berührte noch — und daß der Mond am Himmel
Hinwandelte... was sie sich sagten, hörten
Die Kelche nur der Blumen und die Moose.
Die Geister, deren einzige Empfindung
Im Himmel Liebe ist, standen gefesselt
Von Neid beim Flüstern dieser Sterblichen;
Und Cedar, der in ihrem Lächeln schwelgte,
Wähnte: der Himmel sey nur diese Wonne.

Doch als die Stunden, die ihr Liebesrausch
Vergaß, am Horizont den weißen Saum
Des Tages brachten, als die goldnen Wolken
Sich um das Thor des Aufgangs lagerten,
Ins Himmelblau die Bergegipfel ragten,
Und der den Liebenden verhaßte Vogel,
Die Lerche, singend über'n Wald sich schwang:
Da ward ihr Herz beklemmt; ungläubig wies
Das widerwärt'ge Licht zurück ihr Auge.
Doch von einander mußte man sich reißen;
Cedar ließ sich mit seinen Banden wieder
Belasten; seine Ketten hundertmal
Küßte Daibha; dann verstohlen schlich
Sie durch die Eichenstämme sich zurück,
Und ehe Selma noch der Greis geweckt,
Fand sie sich wieder in der Höhle ein;
Selbst band sie wieder, ihre Mutter täuschend,

Sich mit den abgebiss'nen Flechten an,
Und ihre Götter alle rief sie an
Für ihren jungen Gatten — und im Herzen
Sah sie ihn wieder, als ihr Aug' sich schloß.

Jetzt trat Phayr seinen Sklaven an Segor ab, der ihn, um ihn von Daidha zu trennen, in einiger Entfernung seine Heerden, und zwar die magersten und schlechtesten, weiden ließ. Es war eine traurige Zeit für die Liebenden; Cedar band man, um seine Flucht zu verhindern, außer seinen Jochen noch mit dem Fuß an einen schwer nachschleppenden Palmbaum, und der Greis Phayr behielt Daidha streng unter dem Auge. Diese fühlte, daß sie Mutter werden würde, und gebar schmerzlos schöne Zwillinge, Sohn und Tochter, die sie Sadur und Hella, Freude und Schmerz, nannte. Nachdem sie sie geküßt, getränkt und mit Thränen überströmt, durchschwamm sie zweimal den Fluß und brachte die Kinder, denen, wenn man sie entdeckt hätte, der Tod drohte, dem Vater, um sie mit der Milch einer Gazelle aufzuziehen. Noch einmal reichte sie ihnen die Brust, riß sich dann von ihnen los und eilte, das Ohr sich mit der Hand zuhaltend, um nicht die geliebten Stimmen zu hören, tief bekümmert heim.

Cedar, bestürzt und entzückt über die zarten Pfleglinge, gewöhnte sofort eine Gazelle, die Kinder zu tränken, und sie gediehen fröhlich. Da kam die Zeit, wo man die Heerden überzählte. Plötzlich kam Segor mit den Seinigen und befahl Cedar, ihm seine Heerden vorzuführen — durch einen unglücklichen Zufall wurden die Säuglinge entdeckt und heimgebracht; die Weiber wollten sich ihrer mitleidig annehmen, aber Segor schalt sie und warf die Kinder, deren Herkunft man nicht wußte, unter dem Beifall der rohen Menge, ins Wasser — da stürzte sich Daidha hinein und rettete sie — jetzt erkannte man die Mutter und errieth den Vater — Daidha gestand Alles — es wurde beschlossen: Cedar solle mit seiner Gattin und den Kindern sterben. Der Sklave, den man bewußtlos auf seinen Beegen liegen fand, wurde in den brausenden Orontes gestürzt; Daidha wurde in einem Thurm eingemauert, darin zu verhungern, und die Kinder sollten den wilden Thieren preisgegeben werden. Auf die Bitten der Mutter ließ man in dem Thurm Oeffnungen, durch welche sie, so lange sie lebte, noch ihre Kinder tränken konnte — und als sie sich nicht mehr aufrecht erhielt, reichten ihr mitleidige Weiber die Säuglinge hinein, damit diese mit der Mutter stürben. Die Qualen des Hungers, der Todesangst, der verzweifelnden Mutterliebe nagten an ihr — Kraft und Besinnung begann zu schwinden; nur die Liebe war noch stark in ihr — da nahte in einer Nacht — Cedar, welcher dem Tod in den Fluthen entgangen war, dessen Bande beim Sturz sich gelöst hatten und der, vom Strome weit fortgerissen, mit dem Instinkt der Liebe den Wohnplatz Daidha's wieder aufgefunden hatte. Schon drückte Daidha die Kinder, denen sie keine Nahrung mehr gewähren konnte, in der Entschlossenheit der Verzweiflung an die Brust:

Am schwarzen Hintergrund des Himmels warf
Der schweigend düstre Thurm, bevor er noch
Ihn wahrnahm, seinen Schatten ihm entgegen.
Die Kinder, die sie eben eingewiegt,
An ihre Brust gedrückt, war Daidha
Dem letzten Seufzer nah; es färbten schon
Des Todesschlummers halb wahnsinn'ge Wolken
Die Bilder, die ihr vor den Sinnen schwankten —
Schleier, womit Natur in ihrer Milde
Den Tod dem Blick der Sterblichen entzieht;
Sie sah die Flüsse klaren Wassers rauschen,
Die bis zu ihren durst'gen Lippen stiegen;
Tausend Feldblumen, unterm Himmel blühend,
Ließen wie Bienenstöcke Honig träufen;
Cedar, im Gras den Kindern Spiele suchend,
Brach ihr die Zweige, die mit Früchten prangten;
Und als die Kleinen schrie'n vor Hunger, reichte
Sie ihre Aermchen hin ihm mit der Hand.
„Ach!" rief sie, an die leere Brust sich schlagend,
„Ach! taub ist die Natur dem schrei'nden Mund!
O Himmel konnte meine Brust versiegen,
Bevor ihr Durst gestillt! ha, sterben als
Die letzte, das heißt sterben hundertmal!
Schlagt, Kinder, diesen Busen der Euch tödtet
Und trennt! an meine Lippen dränget Euch,
Weil Nahrung Euch die Brust versagt, und trinkt,
Bilder des Gatten, in dem letzten Seufzer
Meine in Euch hinein verhauchte Seele!
Wie neidenswerth, o Cedar, ist dein Tod!
Du hauchtest nicht drei Leben aus in Einem!
Nimm, theurer Gatte, sie, — sie sterben dir:
O schließe sie, schließ' mich in deine Arme!"

Cedar, der lebende, kommt! Er erklettert den Thurm und reißt ihn mit Riesenkraft ein. Die Männer der Horde hören es, eilen herbei, greifen ihn an, aber er schleudert die Steine des Thurmes unter sie, erschlägt Mehrere, jagt sie in die Flucht, befreit Daidha und die Kinder und flieht mit ihnen. So groß ist seine Wonne, daß sich in seiner Seele das Bedürfniß regt, „sein von Wohlgerüchen überströmendes Herz vor einem Höhern auszuschütten;" er hatte den Instinkt Gottes, aber noch keine Idee von ihm. Lange setzten sie, unter herben Mühseligkeiten und Entbehrungen, ohne ein bestimmtes Ziel, ihre Reise auf gut Glück fort, nur darauf bedacht, ihren Feinden zu entfliehen. Eines Abends, als sie sich, müde, gelagert hatten, erwachte Cedar an einem Geheule — er schreit auf; das Geheule wird stärker und das Thier springt mit einem Satz auf ihn zu; er preßt es in seine gewaltigen Arme, er fühlt seine Zähne an seiner Brust und den Odem seiner Nase — aber er läßt es nicht los, bis er es erdrückt hat. Aber Morgens beim Erwachen finden sie, daß der vermeintliche Löwe — Cedars treuer Hund war, der, seines Herrn Spur gefolgt, zum Lohne seiner Treue den Tod gefunden — „und dieser Tag war für sie traurig wie der Tag eines Abschieds."

Nach zwölf Tagen gelangten sie an den Berg Carmel, der sich mit steilen Vorgebirgen ins Meer hinein erstreckte, so daß kaum möglich schien, ihn zu übersteigen. Doch wollten die Gat-

ten den Uebergang zuerst allein versuchen und verbargen ihre Kinder in einer hohlen Palme. Mit Mühe und Gefahr fanden sie einen Pfad zwischen den Felsen und dem Wasser und kehrten zurück, um ihre Kinder zu holen — aber welcher Schrecken! sie waren nicht mehr in dem Palmbaum! da entdeckte ihr Auge einen in den Lüften schwebenden Adler, der eines der Kinder in den Fängen hielt; sie sahen ihn damit in eine Felsenhöhle fliegen — sie kletterten in Todesangst und Hoffnung hinauf — oben dehnte sich eine schöne, freundliche Ebene und sie erblickten in einer geräumigen Höhle wohlbehalten die beiden Kinder, auf den Knieen eines ehrwürdigen Greises, von heiligem Ansehen, der ihnen freundlich und tröstend entgegentrat und ihnen ihre Kinder wieder schenkte. Er ermuthigte sie, er hatte inniges Wohlgefallen an dem jugendlichen Paar, er führte sie in die schönsten Gärten und verhieß ihnen, sie zu unterrichten von Gott, was allein noch ihren Herzen fehle. (Damit schließt der erste Theil.)

Der Aufenthaltsort und Garten des heiligen Alten war ein wahres Paradies und wie im Paradies fühlten sich auch die Liebenden. Sie sahen den Greis in einem großen prächtigen Buch lesen und hörten sein Gebet (ein paraphrasirtes Vaterunser). Der Einsiedler erzählt ihnen seine Geschichte, wie er in einer fernen Stadt voll Gottloser als Sklavenkind seiner Mutter entrissen worden und in dem wüsten Treiben der Welt groß gezogen worden, dann aber durch eine Fügung von seiner Mutter wieder erkannt und zu Gott zurückgeführt worden sey. Von seiner sterbenden Mutter habe er dieß göttliche Buch erhalten, das Gott einem Sterblichen in die Hand diktirt habe und in welchem der Kern aller Wahrheit enthalten sey. Er habe aus diesem Buch Kraft und Muth geschöpft, seine Mitduldenden in der „Stadt der Götter" (Baalbek) zu trösten und aufzurichten:

Um sie in ihres Elends Druck zu trösten,
Las ich aus diesem Buch oft meinen Brüdern;
Wir hüllten uns in Nacht und Heimlichkeit,
Damit nichts die Tyrannen davon ahnten.
So miteinander lernten wir verehren
Und kennen Ihn, der über unsern Göttern,
Den einz'gen Gott, den Einen Herrn der Welt.
Ab fiel mit jeder Wahrheit eine Fessel;
Frei stiegen mind'stens unsre Seufzer auf.
Entzückt zu hören dieses Gotteswort,
Erhob ihr Haupt sich mählig von der Erde.
Mit minder knecht'schen Blicken schauten sie
Jetzt ihre „Götter" an; sie fühlten, daß
Sie einen Rächer hatten in dem Himmel;
Und ein'ge unbegriffne Worte glommen
In ihrem Geist, wie Gluth in Asche, fort.

(Schluß folgt.)

Campbell über Burns.

Der poetische Genius von Robert Burns, genährt nur durch einen armseligen Unterricht und wenig Wissen, ihm eingehaucht von der Natur selbst, wird einen Text geben für den Philosophen, der über den Einfluß spekulirt, welchen Kenntnisse aus Büchern ausüben auf begabte Geister ersten Rangs. Milton steht auf der einen Seite als Beweis von den Vortheilen großer Gelehrsamkeit für den Dichter, während Shakspeare und Burns der Behauptung entgegentreten und sie widerlegen, daß geringes Wissen eine gefährliche Sache sey. Daß große Gelehrsamkeit für einen Dichter wünschenswerth sey, ist schon längst nicht mehr meine Ansicht. Schon bei der bloßen Mühe sie sich zu erwerben, verliert sein Geist viel von seiner natürlichen Kraft und Reizbarkeit; daß aber einige Gelehrsamkeit nützlich ist, davon ist Shakspeare ein Beweis, dessen Geist — ein Destillirkolben von Wohlgeruch — mehr von den wesenhaften Wohlgerüchen der klassischen Mythologie und mehr von dem Schönen der klassischen Geschichte ausschied und dem Genuß darbot, als tausend Pedanten hätten zusammenlesen können. Burns, augenscheinlich noch weit weniger gelehrt als Shakspeare, sah sich nie rückwärts um nach alterthümlicher Begeisterung, sondern war selbst ein Ahne der Poesie. Ich kann meine Vorliebe fürs Klassische nicht aufgeben, aber ich anerkenne die Wahrheit von Burns' Worten, wenn er sich lustig macht über die, „welche den Parnaß zu erklimmen vermeinen vermöge ihres Griechisch;" und seine natürlichen Geistesblitze stimmen meine Anforderung, wie viel Gelehrsamkeit für einen ächten, gebornen Dichter nöthig sey, auf ein Minimum herunter. Ich könnte in Burns' Liedern Gedanken nachweisen, ganz genau gleichend denen der schönsten griechischen Epigramme, von welchen Burns nie gehört haben kann. Hier dichtete Burns griechische Poesie, ohne auch nur griechische Buchstaben zu kennen. Wenn die Natur den Genius an der Hand nimmt, führt sie ihren Schüler immer zum Zarten und Schönen, und das auf einem kürzern Wege als dem der gelehrten Sprachen. Hätte ich Burns über einer griechischen Grammatik getroffen, so hätte ich sie ihm aus den Händen gerissen. Selden, einer der größten Gelehrten, wagte zu behaupten: nie werde ein Mensch gescheidter durch sein gelehrtes Wissen. Das ist unrichtig im strengsten Sinn, aber es ist richtig von einem allgemeinen Gesichtspunkt, denn man weiß, daß die natürliche Schwäche des Geistes nur verkrüppelter wird unter der Bürde der Gelehrsamkeit. Das beste unter Burns' Gedichten ist, meiner Meinung nach, sein Tam o' Shanter. Man hat von den vollendetsten griechischen Skulpturen gesagt, sie scheinen mehr geschmolzener als gehauener Marmor; und in ähnlicher Weise kommt es mir vor, als ob der Poet dieß Gedicht nicht geschrieben, sondern improvisirt hätte; als hätte er nie eine Linie ausgestrichen oder ein Stück daran abgeschnitten, sondern als hätte er es ohne alles Besinnen aus der Gluth seiner Phantasie hervorgeströmt.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 71.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

12 August 1838.

Der Sonnenschein.

Von Mary Howitt.

Den Sonnschein lieb' ich überall
In Höhl' und Wald und Feld,
Und in dem Stadtgewühle, das
Die Menschen gefangen hält.

Ich lieb' ihn, wenn herein er in
Des Armen Hütte strahlt,
Und auf den rothen Ziegelflur
Des Fensters Schatten malt.

Ich lieb' ihn, wenn die Kinder tief
Ins mächt'ge Gras sich kauern,
Um unter verschlungnen Wurzeln auf
Goldgrüne Käfer zu lauern.

Ich lieb' ihn, wenn auf luft'ger See
Er um Ruder und Segel schlüpft,
Indeß die Welle, wie geschmolzen Glas,
Heran zum Ufer hüpft.

Ich lieb' ihn auf des Berges Kupp',
Wenn den Schnee er taucht' in Gluth,
Und unten ein halbes Königreich
In Licht gebadet ruht.

Und wenn er auf den Waldplatz fällt,
Verborgen, grün und kühl,
Durch moosig Strauchwerk, adrig Laub —
O welches Wonnegefühl!

Wie schön ist er am kleinen Bach,
Wenn mit dem Schatten er ringt
Und Silbermaschen schürzt, indeß
Die Welle forteilend singt!

Wie schön ist er, wo flatternd schwebt
Die schlanke Wasserjungfrau,
Mit Irisflügeln von Perlenstoff,
Und dem Körper golden und blau!

Wie schön auf herbstlich reichem Hang
Den Sonnenschein liegen sehn,
Oder auf dem blassen gesichelten Feld,
Wo gelbe Stoppeln stehn!

Oh! wie ich liebe den Sonnenschein!
Wie auf des Menschen Gebärde
Ist Freude oder Freundlichkeit,
Ist Sonnenschein auf der Erde.

Auf der Erde, auf der weiten See
Und durch der Luft Krystall,
Auf Wolkenmassen: die güt'ge Sonn'
Ist herrlich überall!

Der Fall eines Engels.

(Schluß.)

Die Tyrannen wurden unruhig und fürchteten Empörung, weil sie ihre Sklaven so heiter und voll Zuversicht sahen; sie hörten von dem Buch und stellten ihm nach; sie verfolgten und tödteten die Theilnehmer der nächtlichen Zusammenkünfte, und der Greis, Adonai, entfloh, um das heilige Buch zu retten, hieher. Von Jugend auf bekannt mit allen möglichen Künsten, vervielfältigte er hier das Buch, indem er seinen Inhalt in metallene Tafeln eingrub, die er dem von ihm gezähmten Adler gab, um sie in verschiedenen Weltgegenden niederfallen zu lassen, zum Trost der Armen und Sklaven, die im

Druck der Tyrannei schmachten. Nach einiger Zeit las der Greis dem jungen Paare ein Fragment aus dem Urbuch vor:

Sagt, Menschen, nicht, wenn Ihr anbetet dieses Blatt;
Daß durch der Weisen Hand es Gott geschrieben hat.

. . . .

Das einz'ge Gottesbuch, drin sich sein Name weist,
Der immer mehr drin wächst, das ist, o Mensch, dein Geist:
Deine Vernunft ist es, des Urvernünft'gen Spiegel,
Die selbst in ihrer Nacht trägt seines Lichtes Siegel;
Ja, Sterbliche, er spricht zu uns — doch anders nicht!
Und jeder Mund von Fleisch trübt seiner Worte Licht.
Des Geistes Kraft in uns, außer uns die Natur —
So redet Gott — Betrug ist alles Andre nur!

. . . .

Des Ew'gen hat ein Theil wohl unser Aug' getrunken,
Die Wahrheit leuchtet uns, doch nur in einem Funken!

. . . .

Gott sagt zu der Vernunft: der ich bin, der bin ich!
Und von mir selbst gezeugt lebe ich nur durch mich!
Läst'rung ist jeder Nam', womit mich Menschen nennen;
Wer will, außer mir selbst all meine Namen kennen?
Mein Werk und ich wir sind nicht zweierlei, nur wie
Körper und Schatten, so sind zweifach ich und sie;
Doch wenn der Körper geht, wird auch das Bild zu nichte;
Kann trennen man den Strahl von Eos' rothem Lichte?
Die Welt — sie ist mein Blick, der sich beschaut in sich;
Und Wesen, Formen, Geist — ist nicht das Alles ich?

* * * * * * *

Wenn Eines unter Euch, meine Geschöpfe, spricht:
(Sey's Engel oder Mensch,) ich sah sein Angesicht,
Der Unsichtbare gab sich sichtbar mir zu schauen:
Mitleid und Spott für die, die solchen Worten trauen!
Hätt' offenbarend selbst der Himmel sich gespalten:
Nie war in einem Leib aus Fleische Gott enthalten!
Er der umfaßt das All in seines Wesens Fülle,
Er, steigt in Euern Geist nur in des Strahles Hülle!
Der Blick des Fleisches kann den reinen Geist nicht sehn!
Der gränzenlose Kreis, darin die Welten gehn,
Drängt sich zusammen nicht in eines Augsterns Kleinheit;
Die Stunde faßte nicht der Ewigkeiten Einheit!
Kein sterblich Auge reicht an beide Gränzen hin!
Der Himmel ist in mir und kleiner als ich bin!
Ich tret' aus jeder Zeit, aus jedem Raum heraus;
Unendlichkeit nur mißt der Gottheit Wesen aus.

* * * * * * *

Die Formen nur, worin sich offenbart sein Rath,
Der ew'ge Schwung, womit sich dreht des Himmels Rad,
Verwandeln immer sich — so ist es festgesetzt —
Der Alles schuf, nimmt's auch in sich zurück zuletzt.
Ebbe und Fluth ist das, wo immer aus und ein
In Lebenspulsen geht das unerschöpfliche Seyn,
Wo jeder Strahl zurück zum ew'gen Gluthquell eilt;
Schöpfer und Werk sind **Eins** und *scheinen* nur getheilt!
Wo, die von oben ist, in Allem lebt — die Kraft,
Zeugt, bildet und zerstört, verbindet und entrafft;
Wo Gott sich stets beschaut in dem was er gethan,
Und sein vollkommnes Werk stets fängt von Neuem an;
Wo Alles ist ein Theil und ganz der Theil erscheint;
Wo Leben so wie Tod, die Zeit, der Stoff vereint
In Wahrheit Andres nichts als Formen sind vom Geist,
Vom All beschrieben, das räthselhaft in ihm kreist,
Wo Gott sich selbst bestaunt und auseinander fließt
Im Werke, das er schafft und wieder in sich schließt.
So ist das Firmament, das in krystallner Nacht
Aus Einem großen Stück scheint unsrem Aug' gemacht,
Welches von Ost bis West getaucht in Ein Azur:
Ein unermeßnes Nichts, gränzlose Leere nur,
Wo sich die Welten stets durchkreuzen und die Sterne,
Das Blau, das uns erscheint als seine Farb' von ferne,
Ein Strahlenwirbel nur in der gemeinen Quelle
Von tausend Lichtern, die schmelzen in Eine Helle. — —

* * * * * *

Unter den sanftesten vom Weib Gebornen sind
Seelen, die nicht so eng der Sinne Netz umspinnt;
Beweglich ist ihr Herz und tief wie Meeresfluth;
Leise Berührung schon jagt Schauer in ihr Blut,
Jeder Gedanke sich in heil'gem Schwung bewegt,
Wie eine Leier, die der Finger Gottes schlägt;
In ihrem heil'gen Sinn, durchsichtig ganz und klar,
Stellt am vollkommensten des Ew'gen Bild sich dar;
Der Spiegel, drin das Bild der Gottheit farbig glüht,
Das Andern, groß und blaß verschwimmt, ist ihr Gemüth!
Sie fliehn die Menge, sie suchen die Einsamkeit
In stiller Wüsten Schoos, vom Lärmen unentweiht;
Schweifend mit irrem Fuß an Ufern, ungestört,
Vernehmen Stimmen sie, die unser Ohr nicht hört,
Verstehen was der Stern auf seinem Laufe klagt,
Der Blitz zum Firmament, der Fels zur Quelle sagt,
Was mit dem goldnen Sand die Welle, die sich bricht,
Bülbül zum Morgenroth, das Herz zum Seufzer spricht.
Hörner von Strahlen glühn ob ihrem heil'gen Haupt.
Sie beten. Ihnen als Euren Propheten glaubt!

Dann folgen eine Menge sittlich politischer Vorschriften, auch wieder mit religiösen Lehren vermischt; unter Anderm erklärt sich das Urbuch gegen die Wunder, gegen die Ewigkeit der Höllenstrafen. Es verwehrt Fleischnahrung und weist den Menschen auf den Genuß der Früchte an; es will gleiche Austheilung des Feldes und verbietet Vorräthe zu sammeln, weil Gott schon wisse, wie viel Gäste er zu ernähren habe. Es verbietet Städte zu gründen, weil diese Quellen und Sammelplätze der Laster seyen; es erklärt sich besonders gegen *alles* Blutvergießen; verbietet Opium und Wein; verbietet Könige und Richter einzusetzen, u. s. w.

Bald nach dieser Vorlesung, als das junge Paar bei dem Greise der Andacht pflog, rauscht ein Luftschiff daher und landet auf der Höhe des Felsen; wilde Männer steigen aus, welche

Adonai als Verbrecher und Rebellen anreden, ihn und das Paar packen, den Greis an einem Seil in den Abgrund hängen, und wie er nicht widerrufen will, hinunterstürzen (diese Procedur ist zu drei Seiten ausgesponnen), das Urbuch verbrennen und die Liebenden mit ihren Kindern gefesselt in ihr Luftschiff setzen, auf welchem sie wieder in ihre Heimath durch die Lüfte fahren. Diese Heimath ist die Stadt der „Götter," wo grausame, ruchlose Tyrannen unter jenem Namen über ein entwürdigtes, kaum mehr menschliches Volk, in brutaler Wollust und Freveln herrschen. Die Mörder Adonai's werden zum Dank für ihre That von den Stummen des Königs Nemphed auf des letztern Befehl umgebracht. Cedar und Daidha werden getrennt, er mit Ketten belastet in den Kerker geschleppt und seine Verstümmlung befohlen, sie in ein üppiges Gemach gebracht und der Pflege von hundert Sklavinnen empfohlen, um später die brutalen Gelüsten der „Götter" zu befriedigen. Ueber die Kinder soll in einigen Tagen entschieden werden. Ehe man wieder etwas von dem Paare erfährt, wird auf 100 Seiten die Hofhaltung, das Regiment, die Wollust und Grausamkeit der „Titanen" oder „Götter," ihre Feste und Lustbarkeiten geschildert — wozu z. B. gehörte, daß die Säulen ihrer Palasts mit lebendigen nackten Leibern, mit einem Ueberzug von **Fleisch**, überzogen waren und dergleichen unsinnige und widrige Tollheiten — ein Schauspiel von ihnen besteht darin, daß ein liebendes Paar, das, ohne es zu wissen, ihnen zur Unterhaltung dient, zur Verzweiflung getrieben, sich selbst umbringt. Wir fassen uns über diesen widrigen Abschnitt kurz. Lakmi, die einzige Vertraute des Königs, ein tiefverdorbenes Mädchen von zwölf Jahren, faßt eine Leidenschaft für Cedar, dessen Verstümmlung sie aufzuschieben weiß, und schleicht in seinen Kerker; er nimmt sie gern als Trösterin an, weist aber ihre Liebe mit Unwillen zurück. Sie weiß ihn zu besänftigen, und nachdem sie Alles zu einer Scene blutigen Verraths vorbereitet, verspricht sie dem Cedar, er solle während des Tumults in der Nacht frei werden, vor seinem Kerker Daidha finden, diese in aller Stille und Eile an einen bezeichneten Ort tragen; dort wolle sie ihn treffen und ihm seine Kinder bringen. — Das wollüstige Ungethüm Asrafiel hat eine Leidenschaft für Daidha gefaßt; Lakmi verspricht ihm die Befriedigung derselben und den Tod des Königs, der eben damit umging, bei dem bevorstehenden Fest den Asrafiel zu vergiften — und durch eine List weiß sie sich die üppigen, goldnen Haare Daidha's zu verschaffen. Das Fest beginnt, der König wird von Lakmi ermordet — ein Blutbad und Tumult folgt — Lakmi schleicht an Cedars Kerker mit Daidha's Haaren geschmückt; der Unglückliche, sie für Daidha nehmend, eilt mit ihr an den bezeichneten Ort, wo er sich seinem Entzücken über ihre Rettung und Wiedervereinigung hingibt. Am Morgen entdeckt er den Betrug und stößt Lakmi in einen Abgrund; eilt wie wahnsinnig in die Stadt zurück, ruft das Volk, im Namen der Lehren des Urbuchs, von welchem sich einzelne Blätter unter ihm verbreitet, zur Ermannung und Freiheit auf, dringt in den Palast — und kommt eben noch zur rechten Zeit an, um Daidha von der Schmach der Liebkosungen des neuen Königs Asrafiel zu retten, welcher die **Mutter** so weit gebracht durch das teuflische Mittel, ihr die Wahl zwischen diesem oder dem grausamen Tod ihrer Kinder vor ihren Augen zu lassen. Er wirft den König zu Boden und zerfleischt ihn mit den Zähnen bis aufs Herz! Das Volk verfolgt seinen Sieg und badet sich im Blut; er sucht der wilden Rache Einhalt zu thun, das bemerkt Einer der bedrohten Titanen; er erbietet sich gegen ihn, ihm und seiner Familie den Weg in ein glückseliges Land zu zeigen; Cedar nimmt das Anerbieten an; der Riese Nagor, der sich für einen Mann von anderm Stamm ausgibt, führt sie, Daidha und die Kinder auf einem Kamel sitzend, in die brennende Sandwüste mehrere Tagereisen weit hinein — und läßt sie in der Nacht, schlafend allein zurück. Verzweifelnd ziehn sie noch einige Zeit herum — das eine Kind stirbt — dann das andre vor Durst — endlich sehen sie Palmbäume; Cedar bittet Daidha aufzustehen, um das Ziel ihrer Leiden zu erreichen; aber sie ist schon vor Leiden und Kummer wahnsinnig, kennt Cedar nicht mehr, verabscheut ihn — er eilt noch einmal fort — findet Wasser — aber bis er damit zurückkehrt, ist Daidha todt! — da flucht er der Erde und dem Leben! — In der Ferne verhöhnt ihn der Verräther — da thürmt er einen Holzstoß für die Leichen seiner Lieben, und verbrennt sich selbst mit ihnen; eine Stimme vom Himmel erschallt:

„Geh, steig' hinab, du hast es ja gewollt!
Miß, o gefallner Geist, an deiner Reue
Die Größe deines Falles: werde inne,
Was der Geschmack des Lebens und des Todes!
Zum Himmel, der dich werden sah, steigst du
Nur auf der Wesenleiter hundert Stufen
Wieder empor, und jegliche wird dir
Versengen deinen Fuß beim Aufwärtsklimmen.
Dein Liebesfrevel wird nicht ausgesöhnt,
Bis diese Asche, in den Wind zerstäubend,
Vereinigt wieder in dem Lauf der Zeit
Und neu beseelt von Gott, um deinem Geist
Ein neu Gewand zu seyn, hat deinen Körper
Den Elementen wieder abgewonnen,
Und, eine neue Hülle deiner Seele,
Neunmal erneut dein Leben, deine Prüfung;
Wofern nicht die Vergebung, Fleisch geworden,
Herabsteigt selbst in dieses Erdenthal —
Die die Gerechtigkeit der Liebe ist!

Wir besorgen fast, die chute d'un ange sey zugleich die chute d'un poète. Die Erwartungen, die wir von einem neuen Gedicht Lamartine's hegen zu dürfen glaubten, sind schmerzlich getäuscht worden; nicht als ob es demselben an schönen und herrlichen Stellen fehlte — und wir haben uns bemüht, einige der nach unserer Ansicht trefflichsten zu übertragen, es ließe sich aber noch eine reiche Blumenlese halten — aber die ganze Composition und besonders fast der ganze zweite Band dünken uns verfehlt. Es sey eine Episode — sagt uns der Dichter; aber es ist schon zu bedauern, wenn ein Dichter einen Plan so groß anlegt, daß er von vorn herein darauf verzichtet, ihn ganz auszuführen; es ist schon dieß **unpoetisch**! Das Streben der

Poesie ist immer auf ein **Ganzes** gerichtet, und wenn Lamartine's Conception so umfassend ist, daß er sie nicht zu bewältigen vermag, so ist es eben schwerlich eine Conception der dichtenden Phantasie, sondern der Reflexion. Die Schilderungen der Gräuel der Titanen, des entwürdigten Volks, der Schlächtereien, der Wollust, der gräßlichen Schauspiele u. s. w., sind durchaus widerlich und fratzenhaft — der Dichter der harmonies religieuses hat hier mit einigen prosaischen Romantikern gewetteifert, die ihren Pinsel in die schmutzigsten Farben von Blut und Galle tauchen, und er läßt den Leser schmerzlich bedauern, daß so kunstreiche und volltönende Verse an solche abschreckende Gräßlichkeiten verschwendet wurden. Lamartine hat, wie die meisten seiner Landsleute, einen falschen Begriff vom Phantastischen; sie setzen dasselbe wie es scheint in eine möglichste Potenzirung des Brutalen, Gräßlichen, der rohen Lebendigkeit und wüster Träume, sie entziehen es allen Regeln des Organischen, allen Gesetzen des Geistes, Gefühls und Geschmacks. Und wie entsetzlich kontrastirt das Gräßliche des zweiten Theils mit dem Idyllischen des ersten! Dieß Gräßliche ist aber nicht tragisch, was es vielleicht nach des Dichters Intention seyn sollte; der Tod des Verschmachtens von Daidha und den Kindern, der Selbstmord Cedars haben nichts Rührendes und Versöhnendes; absichtlich, scheint es, ist jedes versöhnende Moment fern gehalten und vertilgt. Geschah dieß aber etwa, um die erste Sünde des Engels zu strafen und zu sühnen? Hier kommen wir auf die Hauptidee des Ganzen. Man erwartet nach dem Titel und nach dem Anfang des Buches die Geschichte des Falls eines Engels, durch das Verbrechen der Liebe zu einer Sterblichen, und seiner **Wiedererhebung** zu seinem frühern Zustand, wenigstens in der Perspektive, zu erfahren. Das Thema der Liebe von Engeln zu Töchtern von Sterblichen ist seinem innersten Wesen nach phantastisch, es liegen demselben Voraussetzungen zu Grunde, die sich selbst widersprechen, und daher paßt für dasselbe der religiös-sittliche Maßstab nicht, welchem Lamartine es doch unterwerfen will. Wenn das Vergehen möglich und wirklich ist nach der Phantasie des Dichters, so muß **er** es auch wieder durch seine Phantasie **aussöhnen**; das hat nun Lamartine nicht gethan; er läßt den armen Engel jammervoll zu Grunde gehen und in der Unseligkeit zappeln — denn die Prophezeyung am Ende macht nichts gut — und quält eben damit die Phantasie und das Gemüth des Lesers aufs unverantwortlichste. War es ihm um die Einschärfung des Begriffs der **Buße** zu thun? dann hätte müssen auch ein wirkliches Vergehen oder Verbrechen stattfinden — dann hätte er nicht sollen durch die Art, wie der Engel Mensch wurde, überrascht und von Mitleid hingerissen — sein Vergehen auf ein Minimum herabdrücken; er hätte sollen den sinnlichen Gelüsten — obwohl dem Begriff des Engels widersprechend — einen größern Antheil geben; er hätte sollen dem Menschgewordnen wenigstens einen Schatten von Erinnerung und Schuldbewußtseyn zurücklassen. So wie der Dichter seinen Gegenstand behandelt, sind Cedar und Daidha ein ganz unschuldiges, reines Paar, die wahrlich Proben genug durchmachen, um am Ende gerettet, oder wenigstens durch einen sanften, versöhnenden Tod dem Jammer des Lebens enthoben zu werden; Lamartine ist aber ihr grausamer und sinnreicher Henker geworden; er schildert den Tod des Verschmachtens mit einer Naturwahrheit, welche dem Reisenden im Orient und der Einbildungskraft des Dichters alle Ehre machen, aber das Gefühl des Lesers über diese willkürliche Grausamkeit empören. Wenn Cedar gesündigt hat — was hat denn Daidha begangen? Nichts! sie ist ein reines Opfer! Bloßes Leiden, aber ohne Schuld, physisches Leiden, das die Kraft überwältigt, geistiges Leiden, das in Verzweiflung endigt — ist kein Vorwurf für die Poesie!

Wollte vielleicht Lamartine in diesem Gedicht die Theorie aussprechen, daß die Menschen **alle** gefallene Engel seyen und in diesem Leben eine vorzeitliche, jenseits ihres Bewußtseyns liegende Schuld abbüßen? Wir wissen es nicht; jedenfalls wäre dieß noch eine Ketzerei mehr zu den vielen in dem **Urbuch** ausgesprochnen, welche ihm großen Tadel der katholischen Blätter Frankreichs zugezogen haben. Sie bedauerten, daß er zu einer kahlen natürlichen Religion herabgesunken sey, Offenbarung, Inspiration, Wunder u. s. w. läugne; sie warfen ihm seine politischen Ketzereien bitter vor. In der That wird sich Lamartine wenig Gunst mit diesem Gedicht erwerben; es stößt die Orthodoxen, die Gewalthabenden, das Volk vor den Kopf — und was unsers Erachtens das Schlimmste ist, es stößt in seinem zweiten Theil den Leser von Geschmack und Gefühl zurück, oder hinterläßt ihm eine bittere Stimmung gegen den Dichter. Ob die Fragmente des **Urbuchs**, welche als Fragmente, d. h. sehr weit auseinandergerückt, gedruckt sind — fast als ob das livre primitif durch die Hände eines strengen Censors gegangen wäre in dem preßfreien Frankreich — alle unter sich zusammenstimmen, und ob nicht Stellen, welche behaupten, daß das Böse, das Uebel, **Nichts** sey, nicht in schreiendem Widerspruch mit der Fabel des Buchs selbst stehen, wollen wir hier nicht untersuchen. Wir wollen nur bemerken, daß jene Hypothese von uns, daß Lamartine die Theorie habe, **alle** Menschen seyen gefallene Engel, einiges Gewicht zu gewinnen scheint, wenn man erwägt, daß er auch sonst seltsamen Theorien hold ist, wie z. B. der manichäischen, II. 83: der einzige Zweck des Daseyns sey, die Substanz in belebte Wesen umzuwandeln, durch den Prozeß der Nahrung und Zeugung! — Möchte der Dichter je eher je lieber auf die im Jocelyn betretenen Spuren zurückkommen und seine Inspirationen den Menschen statt den Engeln und phantastischen Gebilden und Karikaturen zuwenden!

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 72.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

15 August 1838.

Der Seerabe.

Von Mary Howitt.

Oh! der weiße Seerab'! der scheue Seerab'!
   Ein lustiger Vogel ist er!
Wenn er ruhig wie in der Wiege liegt
   Im Arm dem sonnigen Meer.
Die Wellen spülen ihn hin und her,
   Und schlafend der Seerabe ruht.
Wie die Fischerbarke mit gutem Wind
   Lustig hinstreicht über die Fluth.
Und die Mannschaft schaut von ferne vom Schiff,
   Das mit schwellenden Segeln fliegt,
Wie, gleich einem ruhig ankernden Boot,
   Die Fluth den Seeraben wiegt.
Das Meer ist frisch, das Meer ist schön —
   Der Himmel sonnige Glätte —
Und der Seerab' liegt auf der tiefen See,
   Wie ein König auf fürstlichem Bette.

Oh! der weiße Seerab', der kecke Seerab'!
   Ein lustiger Vogel ist er:
Wie ein König sitzt er, in stolzer Ruh
   Auf der Brust dem sich hebenden Meer!
Die Wellen tosen, es heult der Wind,
   Und die Seeraben fliegen in Schwärmen,
Und kreisen herum und kreischen wie toll
   In der See aufrührisches Lärmen.
Und brause die See auch noch so laut,
   Und pfeifen die Winde und stöhnen —
Der wilden Seeraben Freudenschrei
   Wird kreischend sie übertönen.
Denn der Seerab' ist ein kecker Vogel,
   Der gern mit dem Unwetter fährt,
Gern ringt mit der wogend empörten See,
   Und dem Sturme die Brust zukehrt.
Das Boot wird schwankend herumgedreht,
   Wie schwanke Rohre sich drehn;
Wie ein Trunkner taumelt das große Schiff,
   Wenn die tolle Windsbraut weht;
Doch der Seerabe lacht ob dem Menschenstolz,
   Und schwebt wie berauscht von Lust,
Wie die weiße Schaumwolke ruhig auf des Meers,
   Des schwarzen, zerrissener Brust.
Wie die Wellen wüthen und tobt der Sturm —
   Sein Herz ist der Angst nicht bloß!
Denn er reitet die See in zornigem Sturm
   Wie ein starker Reiter sein Roß!

O der weiße Seerab', der kecke Seerab'!
   Auf der Küste sein Nest er baut;
Und sieht sich innen im Land um, doch ist
   Mit dem Meer er am besten vertraut.
Und er fliegt vom Land, unter strudelndem Schaum
   Wohl tausend Meilen hinaus.
Was gilt Festland oder Ufer ihm?
   Die See ist sein eigentlich Haus.
Und zum Norden unter Eisfelsen streng
   Und unter gefrornen Schnee
Wagt der übermüthige Seerabe sich,
   Wo öd' und traurig die See.
Denn ihn kümmert der Frost des Winters nicht,
   Zur Oede fliegt furchtlos er hin;
Der Seerab' behält auf eisigem Meer,
   Wie auf blauer Fluth, seinen Sinn!
Auf Nordens Küsten der Wallfisch liegt,
   Seehund und Seepferd erstarrt;
Der todten Seeriesen Fleisch auf ihn,
   Ein lustiges Festmahl harrt.
Oh, der wilde Seerabe, der kühne Seerabe,
   Der so kreischt im kreisenden Flug!
Der bei Windstill und Sturm auf den Fluthen sitzt:
   Es kommt ihm Alles zu Fug!

Es kommt ihm Alles, wie's ihm behagt.
Seinem Willen Alles fröhnt;
Und er reitet auf der See wie ein König jung,
Der gestern erst ward gekrönt!

La salle d'armes.

Von Alexander Dumas. 2 B. Paris. Dumont 1838.

Es ist eine eigene Sache um die literarische Berühmtheit in Frankreich. Wer einmal hier zur rechten Stunde das Glück hatte, die schwachen Nerven oder den übersatten Magen des Pariser Publikums zu reizen, der ist ein gemachter Mann, und kann nachher so viel Unsinn, und leeres Zeug liefern als er will; sein Name genügt, die Mode tritt an die Stelle der Kritik, und leiht dem berühmten Manne den Thron, auf den vor ihm die Giraffe, und neben ihm Jacques I, der Orangoutang, saßen.

Alexander Dumas ist eine von diesen ephemeren Erscheinungen der Modeliteratur, von denen morgen kein Mensch mehr sprechen, und deren vorzeitiges Vorhandenseyn übermorgen vergessen seyn wird. Wie hießen doch die Helden der Literatur unter dem Kaiserthum, und all unsere Ritter- und Räuberromanendichter? In Paris hat unser Alexander bereits eine arge Schlappe erhalten, in seiner christlich-römischen, französisch-romantischen Harlekinade, die unter dem Namen Caligula an ihrem Geburtstage begraben wurde. Aber wie's eben mit der Mode geht, sie erhält sich noch Jahr und Tag in den Provinzen, während sie in Paris bereits durch eine andere ersetzt ist. Die dramatischen Erzeugnisse freilich, die in Paris durchfallen, kommen gar nicht bis in die Provinzen, dagegen ist es mit den Romanen nicht so gefährlich, denn die große Masse der Romanenleser und Leserinnen, die Ladendiener und Grisetten bekommen selten eine Kritik zu Gesicht, und überdieß hat die stolze Dame Kritik in Frankreich stumpfe oder gar falsche an Golddrähtchen hängende Zähne, die Niemanden beißen. Genug, ein Dramaturg, der einst einen klangreichen Namen hatte, und dessen dramatische Erzeugnisse altfränkisch werden und außer Mode kommen, kann gar nichts klügeres thun, als Romane und Novellen schreiben, und so wenigstens noch zehn Jahre von dem Fette seines ehmaligen Ruhmes leben. Daher die Novellen von Scribe und Alexander Dumas.

La salle d'armes gibt uns drei solcher Novellen, ganz leidliche Fabrikarbeit von demselben Gehalte, Stoffe, wie ihre ältern Geschwister, die Trauerspiele von Alexander Dumas. Pauline, Murat und Pascal Bruno sind die Namen dieser Erzählungen, und der tapfere Murat hat sich gar nicht zu beklagen über die Gesellschaft, in der er hier erscheint; denn wenn auch die Helden, die ihn begleiten, nicht gerade Generale, Eroberer und Könige sind, so sind sie doch sehr tapfere Straßenräuber, denen nur die Gelegenheit fehlte, eine Krone zu gewinnen.

Die Geschichte der Pauline ist sehr erbaulich und grauenerregend. Ein Herr Alfred verliebt sich in Pauline, ist aber zu arm und zu stolz, um ihr seine Hand anzubieten, und so heirathet Pauline den Grafen Horace de Beuzeval, der ein Mordkerl ist. Doch halt, nicht zu schnelle vorgerückt; Hr. Dumas geht vorsichtig zu Werke. Alfred, so lange er arm, ist ein Maler, wird bald durch eine Erbschaft reich, benützt diese, um sich zu zerstreuen, und begibt sich in ein Seedorf der Normandie, wo er zu einem halben Seemann wird. Eine Barke, der er sich anvertraut, und ein Sturm, dem er glücklich entkommt, bringen ihn in die Nähe einer Ruine, in die er, Schutz gegen Wind und Regen suchend, hineinflüchtet, und dann hier um Mitternacht eine mysteriöse Gestalt sieht, die eine Thüre öffnet und hinter derselben verschwindet. Später kommt diese Gestalt wieder, geht zur Thüre hinaus, verschließt dieselbe, geht auf einen ehemaligen Kirchhof, hebt hier einen Stein auf, und vergräbt unter denselben Etwas, worauf sie den Stein wieder an Ort und Stelle legt. Somit wäre also unsere Neugierde hinlänglich gereizt. Auch Alfred ist nicht weniger neugierig, aber vorerst beschließt er ruhig nach Hause zu gehen, und dort näher zu überlegen, was thun.

Ehe er noch zu einem Entschlusse gekommen, hört er, daß die Gräfin de Beuzeval, seine Geliebte, Pauline, von Räubern angegriffen und ermordet worden ist, was ihm viel zu schaffen macht. In seiner Liebe beschließt er aber die Todte noch einmal zu sehen, und in Ermangelung eines natürlichen Vorwandes, um diesen Plan auszuführen, erinnert er sich, daß er als Maler vor Zeiten Anatomie studirt und daß er somit bei der Todtenbesichtigung die Stelle des augenblicklich abwesenden Wundarztes versehen könne. So kommt er ins Schloß und überzeugt sich hier bald, daß die Todte nicht seine ehemalige Geliebte ist. Daraus schließt er dann, daß diese noch leben müsse, erinnert sich seines nächtlichen Abenteuers, geht andern Tages bis an die Zähne bewaffnet in die Ruine, findet unter dem Steine auf dem Kirchhofe den Schlüssel, dringt mit Hülfe desselben in eine Art Keller, wo er die arme Pauline hinter einem Gitter eingeschlossen findet. Vor ihr steht ein Glas mit Gift, das sie unglücklicher Weise hob, aber für uns und die Freunde Hrn. Dumas glücklicher Weise nicht ganz ausgetrunken hat. Pauline verlangt dann gleich, Frankreich zu verlassen, und Alfred fährt mit ihr über Havre nach London, wo er für sich und sie, die er als seine Schwester annimmt, ein kleines Häuschen miethet.

Bis dahin hat Alfred noch nicht Gelegenheit gefunden, Pauline zu fragen, wie sie in den Keller gekommen, und selbst in London dauert es noch mehrere Tage, ehe sie ihm ihre Geschichte erzählt. Hr. Alexander Dumas behandelt hier seinen Helden, wie seine Leser; er kitzelt die Neugierde, er zeigt den Hungrigen die Speise, und zieht diese dann wieder zurück, um sicher zu seyn, daß sie dieselbe am andern Tage ohne Umstände verschlucken, sobald sie ihnen dargereicht wird.

Endlich wird uns die gräßliche Geschichte aufgetragen. Ich habe es schon gesagt, der Hr. Graf Horace de Beuzeval ist ein Mordkerl. Das erste, was wir von ihm erfahren, ist, daß er einmal einen Eber niedergeschossen hat, als dieser eben im Begriffe war, einen andern Jäger, den er umgerannt, den Bauch aufzureißen. Doch war das ein wahres Kinderspiel für Hrn. Horatius, denn auf seinen Reisen in Indien hatte er einmal, um die englischen Offiziere, die seinem glatten Gesichtchen nicht viel zutrauten, eines Bessern zu belehren, eine Tigerin über

ihren Jungen angegriffen, und zwar nur mit einem Dolche bewaffnet, mit dem er ihr siebzehn, sage und schreibe dix sept coups de poignard, gab, ehe er selbst ohnmächtig auf seine Feindin niedersank. Münchhausen, was sagst du zu diesem Jagdgeschichtchen?

Es ist klar, daß sich das Fräulein Pauline nolens volens in diesen Grafen verlieben mußte, wenn man noch überdieß bedenkt, daß er einmal auf einem Balle 8000 Fr. gewonnen hatte, und diese, weil ihn der Verlierende beim Spiele zurückhalten, er aber mit Fräulein Pauline tanzen wollte, den Armen, für die eben auf dem Balle eine Art Collekte gemacht wurde, überließ. Huit mille, 8000 Fr. für einen Walzer. Ich denke, daß gegen eine solche Großmuth, bei den bekannten Jagdgeschichten, kein Herzchen und kein Köpfchen Stich halten konnte. Doch reichte das für Hr. Alexander Dumas nicht aus, und so macht er aus seinem Grafen Horace noch eine Art Don Juan, eine Art Klapperschlange, der das Täubchen Pauline, trotz eines innern Widerstrebens in den Rachen fliegen muß. Genug, sie heirathet ihn.

Der Graf hat allerlei wunderbare Gewohnheiten; legt beim Schlafengehen stets zwei geladene Pistolen auf den Nachttisch, u. s. w., noch allerlei sonstige Eigenheiten, die auf ein böses Gewissen schließen lassen. Die arme Pauline aber erklärt sich Alles das ganz natürlich, nachdem sie sich vorher etwas weniges entsetzt hatte.

Endlich — ich überschlage eine Masse höchst interessanter Einzelnheiten — macht der Hr. Graf eine Reise nach einem seiner Schlösser der Normandie, wohin er seine Frau nicht mitnehmen will, weil das Schloß nicht hinlänglich gut eingerichtet sey. Allerlei Räubergeschichten, die dann zu den Ohren Paulinens kommen, beunruhigen sie sehr, deßwegen faßt sie sich endlich ein Herz, reist mutterselig allein zu dem Schlosse ihres Gemahls, wo sie eben ankommt, als dieser mit zweien seiner Freunde, jeder ein paar geladene Pistolen neben sich, bei Tische sitzt. Die geladenen Pistolen erklärt sich Pauline dann durch die Raub- und Mordgeschichten, von denen sie gehört, und lebt ein paar Tage ziemlich ruhig mit ihrem Manne auf dem verfallenen Schlosse. Endlich ruft diesen Einer seiner beiden Freunde zu einer Jagdpartie ab, die länger dauert als recht ist; und Pauline, die nicht schlafen kann, entdeckt Nachts in der Bibliothek eine geheime Thüre, durch die sie in der folgenden Nacht in einen unterirdischen Gang, und von hier in ein Nebengebäude geräth, wo sie durch das Oberlicht einer Thüre ihren Gemahl und seine beiden Freunde lustig zechen, und nachdem sie hinlänglich getrunken, den Grafen Horace seinen Freunden eine Engländerin, die an Hand und Fuß festgeschnallt, auf dem Bette liegt, abtreten sieht und hört. Erst als der Graf an diese gefesselte Dame seine Worte richtet und sie auffordert, unter seinen beiden Gesellen zu wählen, bemerkt Pauline dieselbe. Die Engländerin aber will nicht wählen, bittet nur, sie zu tödten, und wirklich schießt Horace sie, als die beiden Gehülfen des Grafen über dieselbe in Streit gerathen, todt, worauf Pauline mit einem Schrei ohnmächtig niedersinkt, und erst in dem Keller, wo sie Alfred gefunden, wieder zu sich kommt. Die todte Engländerin aber wurde dann anstatt der Gräfin Pauline Anstands gemäß begraben.

Die Geschichte ist schon sehr alt, und hieß vor fünf-, sechshundert Jahren: Ritter Blaubart; und man kann Hr. Dumas nur loben, daß er in Ermanglung eigener Erfindungsgabe den Helden der guten alten Zeit der Romantik wieder auffrischt. Nur hätte er bescheiden seine Novelle: barbe bleu, revu, corrigé, augmenté et adapté un goût de notre temps par Alexander Dumas, nennen sollen. So ist er nichts, als ein Plagiator, und das sollte ein so berühmter Mann nicht auf sich kommen lassen.

Die Gerechtigkeit verlangt nun noch, daß der neue Blaubart stirbt, und so geschieht es. Als er eben die Schwester Alfreds heirathen will, kommt dieser an, und schießt ihn im Duell todt. Requiescat in pace.

Um der Geschichte ein Ende zu geben, stirbt auch bald nachher Pauline an dem Gifte, das sie zwei Jahre vorher genossen; doch weiß ich nicht, ob das gerade nothwendig war, und ob sie nicht eben so gut den edlen Alfred hätte heirathen können, um ihren Kindlein die gräßliche Geschichte am Kamin zu erzählen, wenn sie einen Tag lang recht artig gewesen waren.

Die zweite Geschichte Murat, der Hr. Dumas eine Art Authenticität zu geben sucht, nimmt sich gerade deßwegen gar wunderlich neben dem Grafen Horace und dem tapfern Pascal Bruno aus. Sie enthält die letzten Tage des Königs von Neapel und würde an einer andern Stelle nicht ohne allen Werth seyn.

Endlich die dritte Novelle: Pascal Bruno. Hr. Dumas führt uns zur Einleitung in den Sommerpalast einer schönen Sicilianerin, Emma oder Gemma, Prinzessin oder Gräfin de Carini, wenn ich nicht irre. Ich habe ein sehr schlechtes Namengedächtniß. Er sucht diese Gemma mit allen Farben zu schmücken, die er auf seiner Reise nach Italien und Sicilien gesammelt hat; und es gelingt ihm hier ziemlich gut, auf den ersten Augenblick sie uns als sehr reizend darzustellen. Das ist Alles, was er gewollt, denn hierin liegt das Geheimniß seiner ganzen dramatischen Kunstgabe.

Nachdem wir so in etwas Interesse an ihr genommen haben, läßt er seinen Helden erscheinen. Dieser Pascal Bruno ist der Sohn eines Mannes, der auf dem Hochgerüste gestorben, und dessen Schädel noch immer am väterlichen Schlosse der Gräfin Gemma ausgesteckt ist. Gemma's Vater hatte es nämlich versucht, die Mutter Pascals zu zwingen, ihm ihre Gunst zu schenken, wofür sich der alte Bruno an ihm vergriffen, ihn deßwegen gehenkt und seine Brüder auf die Galeere geschickt wurden, weil sie dem Frevler die Gastfreundschaft nicht aufgekündigt hatten. Pascal hat an dem Grabe seiner Mutter bei dem gebleichten Schädel seines Vaters Rache geschworen. Aber der gute Junge ist verliebt, und zwar in die Kammerjungfer der Gräfin Gemma. Gemma hat für dieselbe eine andere Wahl getroffen, und deßwegen kommt Pascal bei Nacht und Nebel in ihr Zimmer geklettert, und bittet sich die Hand seiner Teresa aus, und verspricht seine Rache zu vergessen, und sanft wie ein Lamm zu werden. Als aber Gemma seinen Namen hört, verweigert sie

ihm die Hand ihrer Kammerdienerin, und gebietet ihm, sich zu entfernen. Natürlich will er anfangs nicht, legt sich aufs Bitten, und wird erst, nachdem Gemma's Geliebter, der Vizekönig Rudolpho von Sicilien, sich ihrem Zimmer nähert, und diese um Hülfe zu rufen beginnt, wild, verschließt die Thüre und ist eben im Begriffe sie zu erdrosseln, als der Vizekönig durch eine Nebenthüre dringt, seine Pistole auf Pascal abschießt und ihn verwundet, was diesen aber nicht verhindert, sich durchs Fenster zurückzuziehen und zu verschwinden.

Somit wissen wir also nun, um was es sich handelt. Pascal hatte eine Rechnung mit der schönen Gräfin abzuschließen, auf die nach Romanenrecht und Herkommen der Tod das Siegel drücken muß.

Pascal wird von nun an ein Bandit, und was für ein Bandit! Erst kommt er trotz der Wunde, mit dem noch vom Blute bedeckten Mantel, zur Hochzeit seiner Teresa, schießt den Bräutigam maustodt, und tanzt mit der Braut, ihr die Pistole auf die Brust haltend, eine Menuett, oder wie der Tanz sonst in Italien heißen mag. Genug, trotz der Bedienten des Prinzen, trotz der ganzen Hochzeit, läßt man ihn ganz ruhig bis zum Ende tanzen, worauf er den Hut abnimmt und sich höflich bei seiner Teresa bedankt, die ihm aber nicht antwortet, da sie verrückt geworden ist. Pascal zieht sich dann gelassen zurück.

Ich habe nicht Lust seine sonstigen sehr kecken Banditenstreiche nachzuerzählen; denn sie gleichen denen aller übrigen Räubergeschichten wie ein Tropfen Wasser dem andern. Ueberdieß ist unser Schuberi oder Karl Moor, oder Abelino, oder Pascal sehr edlen Herzens, ein zweiter heiliger Crispin, der die Reichen bestiehlt, um den Armen Schuhe und sonst das Nothwendige zum Lebensunterhalte zu schenken. Hr. Alexander Dumas ist ein Demokrat, und sehr großmüthiger Natur.

Unser italienischer Schuberi hat nicht einmal eine Räuberbande nöthig, er richtet sich vier Hunde, und Ali, einen kleinen Araber, kein Pferd, sondern einen Jungen, den er irgendwo tödtlich verwundet fand, und zu sich nahm, ab, und mit ihnen begeht er alle seine Sünden und Heldenthaten.

Einmal hätte beinahe ein großes Unglück geschehen, d. h. die Geschichte fünf, sechs Bogen vor der zum Buche nöthigen Zahl ein Ende nehmen können. Die Gräfin Gemma wird nämlich bei einer Reise gezwungen, in einem abgelegenen Wirthshause einzukehren, in dem Pascal Herr und Meister war, und mit ihr machen konnte was er wollte. Hier habe ich die Erfindungsgabe Alexander's bewundert; denn am andern Morgen findet die schöne Gemma auf ihrem Tisch ein Zettelchen, auf dem ungefähr geschrieben steht: „Ich hätte mich als Bandit diese Nacht rächen können, aber ich habe vorgezogen mich prinzlich zu amüsiren. Schauen Sie in den Spiegel. Pascal Bruno." Und als die Gräfin in den Spiegel sah, bemerkte sie, daß man ihr über Nacht die Augenbraunen abrasirt hatte. Was sonst geschehen war, läßt uns Hr. Dumas errathen. Pascal hatte der Gräfin Opium in den Wein gießen lassen.

Doch mich langweilt selbst die Quintessenz dieser aus allen Räuberromanen zusammengestohlenen Scenen, und somit nur noch, daß Pascal endlich, nachdem er vorher ein Duzend Soldaten wie Fliegen niedermacht, nachdem er, wie Karl Moor, sich einen Ehrenmann gesucht, um ihm den Preis, der auf sein Haupt gesetzt ist, zukommen zu lassen, gefangen genommen, gerichtet und hingerichtet wird.

Und die Rache? Ja die kommt endlich auch hinten nachgehinkt. Der kleine Ali, abgerichtet wie ich bereits angedeutet, schneidet der schönen Gemma den Kopf ab, und als der Prinz Rudolpho sich zu ihr ins Bett legt, und sie umarmen will, bleibt ihm der Rumpf in den Armen, während der Kopf in die Stube rollt. Dieß letzte Bild gehört wohl Hr. Alexander Dumas eigenthümlich an, ich wüßte wenigstens augenblicklich nicht, wo er es, wie den Rest, sonst wo gefunden oder aufgehascht haben sollte; doch muß ich, zu meiner Schande, gestehen, daß ich die Literatur, aus der er seine Begeisterung zu schöpfen scheint, nur sehr wenig kenne, und nur aus der Gymnasiastenzeit mich noch an den einen oder andern jener Helden des Stegreifs erinnere.

Die beiden Haupterzählungen der salle d'armes sind so ganz und gar in der Art der dramatischen und literarischen Leistungen Hrn. Alexander Dumas, daß sie dieselben zur Genüge charakterisiren. Es handelt sich mit seltener Ausnahme in Allem, was Hr. Dumas geschrieben hat, nur darum von vorne herein, die Neugierde der Leser oder Zuschauer zu reizen, und diese Neugierde, wo möglich, während fünf, sechs Akten, oder einen, zwei Bände durch allen natürlichen oder unnatürlichen Kitzel gespannt zu erhalten. In den meisten sind die Helden oder die Heldinnen, für die uns der Verfasser durch eine schöne Schilderung, durch eine großmüthige That, durch eine Eber-, oder wenns Noth thut, selbst durch eine Tiger-, Löwen- oder Elephantenjagd zu interessiren sucht, der Rache des Gesetzes oder der Menschen verfallen. Wir ahnen ihr Geschick, das der Verfasser, wie ein Schwert an einem Haare über ihrem Haupte schwebend darstellt. An diesem Haare spielt er dann so lange als möglich, um uns in Athem zu halten, bis er endlich selbst des Spieles überdrüssig oder den Ueberdruß seiner Leser befürchtend, das Haar zerreißt, und das Schwert auf das Haupt des vom Geschicke Bezeichneten herabfallen läßt. Dieß ist das ganze Kunststückchen und auch die ganze Kunst des großen Dichters Alexander Dumas. Die Gazette des Tribunaux hat kein anderes Interesse, nur hat sie den Vorzug, daß ihre Helden Menschen und keine gezierten Popanze sind, daß wir in ihnen die Natur und nicht leere Hirngespinnste kennen lernen.

Wenn die Grisetten und Ladendiener wüßten, daß alle Tage die Gazette des Tribunaux ganz andere Spitzbuben-, Räuber- und Nachgeschichten enthielte, als die Romane und Dramas Hrn. Dumas, so würde es um sein Honorar bald schlecht aussehen.

Nur einmal in seinem Caligula hat Hr. Dumas es versucht, aus dem Kreise, den ihm seine Natur gezogen hat, herauszutreten, um ein Volk und eine bestimmte Periode der Geschichte zu schildern. Aber ich denke, er wird es bei diesem Versuche bewenden lassen, denn es ist nicht gerade angenehm, ausgepfiffen zu werden. Hr. Dumas aber sagte: „Unsere Zeit ist nicht im Stande mich zu begreifen." —

Selig sind die Armen im Geiste. D.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 73.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

18 August 1838.

Ethel Churchill.

Von Lätitia Elisabeth Landon.

Eine englische Zeitschrift gibt einen Auszug aus dem neuesten Romane der im Titel genannten Schriftstellerin, welche sich durch Dichtungen in Versen und Prosa einen ausgebreiteten Ruf erworben hat. Die Fruchtbarkeit ihrer Feder ist außerordentlich groß. Eine uns vorliegende Notiz über sie sagt: „Sie pflegte schon in ihrer frühesten Kindheit lange Geschichten zu erfinden und sie ihrem Bruder zu erzählen; bald nahmen diese die metrische Form an, und oft durchwandelte sie die Spaziergänge von Trevor-Park und durchwachte die halbe Nacht im Bette, indem sie laut ihre Verse hersagte. Sehr früh erschien von ihr die Improvisatorin, welche ihr jenen Ruf verschaffte, der seitdem beständig stieg. Sie brachte beinahe ihr ganzes Leben in London zu, deßwegen verweilt ihre Poesie meist bei menschlichen Leidenschaften, Wünschen und Freuden — bei den durch die Geschichte geheiligten Gegenständen und Personen, dem glänzenden Ritterthum vergangner Zeitalter und dem Untergang von Nationen, und weniger bei den sanfteren und freundlichen Gegenständen und Charakteren, welche den auf dem Land Lebenden so lieb und ehrwürdig sind. Es ist zu beklagen, daß ihre Bekanntschaft mit der Natur so gering ist, wodurch auch ihr Genius in engere Schranken eingeschlossen wurde. Indeß sind doch die Quellen ihres Ruhms zahlreich und ergiebig, und ihre Gedichte haben eine Popularität erlangt, welche kaum der eines andern brittischen Dichters nachsteht. Eine ihrer Erzählungen gibt die Geschichte ihrer eigenen Kindheit; es ist eine traurige, und sie selbst betrachtet sie als den Schatten ihres spätern Lebens. Sie selbst sagt von sich: „Ich schreibe viel leichter und schneller Poesie als Prosa. In der Prosa bleibe ich oft stecken und bin verlegen um ein Wort — in der Poesie nie. Die Poesie trägt mich immer aus mir selbst hinaus; ich vergesse Alles in der Welt, außer dem Gegenstand, der meine Phantasie angezogen hat. Es ist der feinste und einschmeichelndste Genuß — aber er ist auch, wie alle Genüsse, theuer erkauft. Es folgt jedesmal eine ausnehmende Niedergedrücktheit und ein überwältigendes Gefühl körperlicher Erschöpfung darauf. Ich habe eine von Erfolg gekrönte Laufbahn gehabt; und ich hoffe innig dankbar gewesen zu seyn für die Ermuthigung, die mir zu Theil geworden, und die Freunde die ich mir erworben, aber mein Leben hat mich überzeugt, daß eine öffentliche Laufbahn für eine Frau immer schmerzlich seyn muß. Der Neid und die Berühmtheit erzeugen eine Bitterkeit, welche alles Lob überwiegt.“

Der bezeichnete neue Roman der Miß Landon wird von dem englischen Beurtheiler für ihre gelungenste Dichtung erklärt und er sagt: die reifenden Früchte der Einsicht und Erfahrung glühen noch unter den üppigen Blüthen oder funkeln in dem frischen Thau der Phantasie und Poesie. Schilderung, Empfindung, die Flüge der Einbildungskraft und jene unaussprechliche, glänzende und leise Anmuth und Grazie, welche den Zauber von der Miß Landon jugendlicheren Produkten ausmachen, schmücken und heben auch die uns vorliegenden lebensvolleren Gemälde, obgleich jetzt untergeordnet und dienstbar bedeutenderen Motiven und Kräften. Zum erstenmal beschenkt uns die Verfasserin von Ethel Churchill mit ächten Geschöpfen der ernsten Wirklichkeit, die wir, obgleich wir ihnen noch nie begegnet, sogleich als Genossen unserer menschlichen Natur, in all ihrer Schönheit und Stärke, in ihrer Schwäche und Verirrung erkennen. Diese neuen Personen sind weder die idealen Geschöpfe reiner Erfindung, noch auch jene Charaktere historischer Romane, die unter gewöhnlichen Händen wahr sind nur in den wenigen äußern und sichtbaren Zügen, und keine scharfe Individualität zeigen. Miß Landon ist sehr wahr und glücklich gewesen da, wo sie sich nicht allzu ängstlich an die Schnur hielt. Die Kokette Lavinia Fenton, von der sie aus Büchern wenig oder nichts wissen konnte, ist zu einem wahreren Charakter ausgeprägt, als die Lady Mary Wortley, von der sie viel gelesen; und der junge Dichter Walter Maynard, ganz das Geschöpf ihrer Reflexion und Beobachtung, hat mehr vom wahren Menschen, als Pope, dessen Bild ihr aus mehr als 20 Bänden Memoiren und Briefen entgegentrat, das

sie aber aus zweiter Hand überkam und deßwegen nur so abgeschwächt, wie es geworden, wiedergab. Schriftsteller von wirklicher Schöpferkraft treffen es am besten, wenn sie nachgiebigere, elastischere Stoffe wählen, als die ihnen von der Geschichte gebotenen; wenn sie nicht dadurch triumphiren, daß sie keck ihre Aussprüche bei Seite setzen und die auftretenden historischen Personen nach ihrer eigenen Conception zeichnen. So gelten uns die historischen Scenen und Charaktere in Ethel Churchill als die schwächsten und mindest gelungenen; und wir wissen nicht, ob der Schriftsteller, der zu unserer Unterhaltung die großen oder berühmten Todten wieder erweckt, deren Bilder unserm Gedächtniß eingeprägt sind, und über die wir eine feste Ansicht haben, nicht sich selbst einen Stein des Anstoßes in den Weg wälzt, falls er nicht anders die plastische Kraft, die Meisterschaft Shakspeare's oder Scotts besitzt, das alte Idol zu erorcisiren, ehe er die Phantasie wieder mit einem Gebilde erfüllt, das man für wahrer und schöner erkennt. Das Buch hat jedoch noch andre, größere Fehler. Der Schmerz, den es Einem macht, wird nicht immer aufgewogen durch die Belehrung, die es gibt. Es ist höchst lebenswahr in Leidenschaften und Gefühlen und dabei oft unwahrscheinlich in Motiven und Ereignissen; im Ganzen ist es mehr zu betrachten als eine Probe dessen, was die Verfasserin leisten kann und wird und eines tüchtigen Fortschritts, denn als ein vollkommener Roman.

Die Geschichte fällt in Georgs II. Zeit, und wir werden zufällig und flüchtig bekannt gemacht mit den glänzendsten Schönheiten seines Hofs und den ersten Schöngeistern des zu Ende gehenden Tags einer Epoche von Englands literarischem Glanz. Die Geschichte beginnt mit einem Gespräch zwischen Lady Henriette Marchmont, — einer jugendlichen, ehrgeizigen Schönheit von kräftigem Geist und glühendem Naturell, die sich so eben vermählt hat mit einem Mann, den sie nicht liebt, und ihrem Oheim und Vormund, Sir Jasper Meredith, einem jener wohlwollenden Misanthropen, die in Romanen nicht selten vorkommen, die man aber im Leben selten findet, der sich in seiner Melancholie mit Alchymie die Zeit verkürzt und unter den Dorfbewohnern im Rufe eines großen Zauberers oder Schwarzkünstlers steht. Sir Jasper war der erhörte Liebhaber seiner Cousine, der schönen Mutter von Henriette, gewesen; von fernen Reisen zurückkehrend begegnete er dem Hochzeitzuge seines ältern Bruders und seiner treulosen Geliebten. Er floh, und kehrte nach vielen Jahren zurück, wo er dann seinen Bruder nicht mehr am Leben, die Wittwe aber sterbend fand, ihr seine Verzeihung gewährte und ihr Kind Henriette als sein Kind — sein Alles, annahm.

Wenn seine Nichte, bei gränzenloser Zärtlichkeit für ihn, nicht viel Klugheit und Grundsätze an den Tag legt, so ist daran das Schuld, daß sie eine sehr vernachlässigte Erziehung genossen. Sie stand jetzt im Begriff, eine sehr glänzende Laufbahn zu betreten, und ungeduldig hörte sie die herzlichen Abschiedsermahnungen des Misanthropen an, der ihr weissagte, es würde die Zeit kommen, wo sie bekennen müsse: so düster ihres unglücklichen Oheims Ansichten vom Leben seyen, sey doch die Wirklichkeit noch viel dunkler. Die zuversichtliche Schönheit versetzt: „Jung, hochgeboren, vermählt mit einem der reichsten und stolzesten Peers, schön, gescheidt — ist es nicht so? Morgen gehe ich ab; und welche Triumphe und Genüsse sollten mir in der Hauptstadt fehlen?" Ihr einziges Leidwesen bei ihren Hoffnungen war das Bedauern, das Haus ihrer Kindheit verlassen zu müssen, und ihren Oheim, dessen erkältetes Herz nur in ihr lebte, einsam und trübselig zurückbleiben zu sehen. Der ehrsüchtige und hochfahrende Charakter Henriettens entfaltet sich treffend bei dieser Unterredung in der Art, womit sie die prächtigen Juwelen ihrer Familie in Empfang nimmt, welche ihr jetzt Sir Jasper überreicht, und in den Gefühlen des Schmerzens, wie sie Walter Maynard begegnet, einem jungen Dichter und Schützling ihres Oheims, den sie, obwohl stolz und ehrgeizig, heimlich liebte. Und durch die Liebe hätte sie können gerettet werden; aber Walters Herz war ihrer edeln und liebenswürdigen Freundin, Ethel Churchill geweiht, welche ihrerseits die Liebe eines andern Helden, Norbourne Courtenayn, erwiederte. Henriette, nachdem sie sich von ihrem Oheim verabschiedet, begab sich in der milden Abenddämmerung in das benachbarte Landhaus von Ethels Großmutter, einer würdigen alten Dame, halbtoll von Jakobitismus und loyaler Liebe für den Prätendenten.

„Als sie sich dem Hause näherte, kam ihr der Ton von Musik zu Ohren. Ach! sagte sie, und eine schnelle Röthe überzog ihr Antlitz, also ist Walter Maynard bei ihnen! (Der Ton ihres eigenen leisen Flüsterns schien sie zu erschrecken und sie schritt weiter mit stolzem Lächeln aber mit zögernden Schritten) und ohne Zweifel Norbourne Courtenaye; — diesen letztern Namen sprach sie ohne Verlegenheit und laut aus. Im nächsten Augenblick verstummte die Musik; sie trat in die Laube, aus welcher sie erschollen und war der Mittelpunkt der kleinen Gesellschaft, die sie lebhaft bewillkommte. Sie setzte sich neben Ethel und erklärend, daß sie, vom Gehen noch außer Athem, nicht sprechen könne, verlangte sie, daß man mit der Musik fortfahre. Alle waren zu jung und zu vertraut, um viele Umstände zu machen und wieder unterbrach die Musik die Stille der Nacht. Es war eine alte englische Weise, zu welcher die Singenden die Worte eines von Walter Maynard gedichteten Liedes benützt hatten. Die Worte des Liedes waren traurig! aber was ist des jungen Dichters Melancholie Anderes als eine Prophezeyung."

Das Lied ist recht schön — so auch die Schilderung des Blumengartens in der Dämmerung süß und zierlich, aber die lebenden Wesen doch noch besser.

„Die Gesellschaft bestand aus fünf Personen; Ethel — Lavinia Fenton, bald ihre Dienerin, bald ihre Gespielin — unsere Gräfin und zwei junge Männer. Drei darunter sangen; aber die Haltung und das Benehmen der ganzen Gruppe, so sehr sie sich gehen ließ, verkündigte die Eigenthümlichkeit jedes Einzelnen vielleicht schärfer, als sie sich in Stunden größern Zwangs würde geoffenbaret haben.

Norbourne Courtenaye war ein junger Mensch von drei bis vierundzwanzig Jahren, den seine frische Gesichtsfarbe sogar noch jünger erscheinen ließ. Er besaß jene Art und Haltung, welche unserer Aristokratie so charakteristisch ist und sich beinahe mit

Worten nicht bezeichnen läßt. Er hatte jene hübschen und scharfgeschnittenen hervortretenden Züge, die mit den Jahren schöner werden, für jetzt aber hatten sie nur Einen Ausdruck. Sein Herz war in seinen Augen, und diese, auf Ethel Churchill geheftet, waren blind gegen alles Andere außer dem geliebten Antlitz. Für Norbourne zerfiel die ganze Welt in zwei Stücke — den Ort wo sie war, und wo sie nicht war!

Ethel erwiederte seinen Blick nicht; aber deßwegen war sie nicht gleichgültig dagegen. So natürlich es scheinen mag, gerade aus zu schauen, versuchte doch ihr Auge jede mögliche Richtung außer der, in welcher es dem Courtenaye's begegnet wäre. Ihr Antheil an dem Trio war fast nur ein Name; und doch schien kein Vogel im Sonnenschein je aus der Fülle eines freudigeren Herzens zu singen. Ihre Stimme, wenn man sie erlauschte, war wirklich das Echo glücklicher Empfindungen; und ein Lächeln ums andere umspielte ihrem kleinen, kindlichen Mund. Ihre Schönheit war von der Art, wie man sie dem Ideal des Cherubs zuschreibt — gerundet, unschuldsvoll, glücklich.

Lavinia, ihre Gespielin, war auch hübsch; oder vielleicht mehr was man ein gutaussehendes Mädchen nennt; und in Angesicht und Wesen, so wie in ihrer einfachen Toilette hatte sie etwas, worin man die Kokette von Natur erkennt; und die Natur leistet hier so viel wie die Gesellschaft. Ihre schöne Stimme nicht achtend, hörte sie offenbar mehr auf den Gesang ihrer Genossen als auf ihren eigenen, und es war leicht ersichtlich, daß sie Walter Maynards Aufmerksamkeit gern auf sich gezogen hätte, denn sie versäumte von Zeit zu Zeit ihre Noten, um auf die seinigen zu horchen, und wenn sie ihre klangvolle Stimme recht voll anließ, so suchte sie den Beifall in Walters Auge zu lesen.

Aber die Aufmerksamkeit, die er der Musik entziehen konnte, widmete er ganz Ethel Churchill. Wenn sich nur sein Auge ihr zuwandte, so lag in seinem Blick die ganze Anbetung des Herzens.

Und sie, die junge und glänzende Gräfin, die in königlicher Entfernung von der Gruppe saß, mußte Zeugin dieser Blicke seyn mit den bittersten Empfindungen des Neides; nicht minder bitter, obgleich sie selbst sie sich nicht gestand.

Der Mund war beinahe frauenhaft in seiner Süßigkeit, und doch war das Lächeln trüb. Zärtlich war es, aber nicht freudig, und ermangelte der Energie, welche auf der prächtigen Stirne thronte. So jung er war, war doch das Haar dünn an den Schläfen, wo die großen blauen Adern durchschimmerten; und das ganze Angesicht war ein solches, das selbst unter Vielen die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätte, das sich nicht mit gewöhnlichen verwechseln ließ. Er gehört zu den Menschen, deren feine und reizbare Organisation und angebornes Talent den Genius begründen, welcher über die gewöhnlichen Regeln sich wegsetzt und ihrer spottet. Keine Erziehung kann ihn geben — keine Umstände ihn zügeln; und selbst um ihn zu erklären, bedürfen wir mit den Alten, der Inspiration."

Dieser Jüngling war viel um ihren Oheim gewesen.

„Henriette hatte sich gewöhnt, stundenlang seinem beredten Enthusiasmus, sprühend von Poesie und Leidenschaft, zuzuhören. Stolz und ehrgeizig liebte sie doch ihn — den Armen und Abhängigen; denn in seiner hochfliegenden Phantasie lag etwas ihrer eigenen Entsprechendes. Sie war selbst zu verständig, um nicht verwandten Verstand an Andern zu schätzen; und ihr zurückgezogenes Leben ließ sie glauben an die Realisirung seiner Träume für die Zukunft, an sein Trachten nach dem Ruhm, den jedes Buch in der großen Bibliothek als so glänzend pries. Sie lasen zusammen, und sie empfand, daß er wirklich der überlegene Geist war. Ihre Eitelkeit war befriedigt durch seinen Genius. Es war eine würdige Huldigung. Die sanfteren Gefühle wurden geweckt durch jenes Interesse am Melancholischen und Romantischen, welche eine unzertrennliche Zugabe des poetischen Naturells ist. Im Anfang ihrer Bekanntschaft schien die Bewunderung eine bloße Sache des Geschmacks zu seyn; und erst die Eifersucht belehrte sie, daß sie liebe. Sie sah, daß er Ethel Churchill gränzenlos, bis zur Anbetung liebte; daß die welke Blume, welche Ethel wegwarf, für ihn ein Schatz war. Da erinnerte sie sich ihres eigenen frühern, hochmüthigen und gleichgültigen Betragens gegen ihn; daß sie höhnisch herabgesehen auf die Schüchternheit des jungen Collegiaten; und jetzt bedachte sie mit der zu spät kommenden Reue der Liebe, wie ganz verschieden hievon Ethels wohlwollende Freundlichkeit gewesen. Aber all dieß waren vergangene Geschichten. Sie hüllte sich jetzt in eine glänzende Zukunft ein. Aber doch gab es Augenblicke, wo sie fühlte, daß die Hoffnungen darauf — Eiszapfen waren."

Und nun hat der Leser die Hauptpersonen vor sich; und im Verlauf ihres längern Gesprächs entwickeln sich ihre contrastirenden Charaktere, indem Jedes, scherzweise, den liebsten Wunsch seines Herzens ausspricht. Henriette gesteht offen, daß ihr höchster Wunsch auf allgemeine Bewunderung gehe. Die Reihe kam an Walter —

„Er schwieg einen Augenblick und schaute Ethel an; es war nur Ein Blick; und tiefere Schwermuth kam über sein Angesicht. Ich, sagte er, wünsche mir Ruhm — glänzenden und dauernden Ruhm. — Und ich, rief Lavinia, wünsche mir, eine Lady zu seyn, ein gesticktes Seidekleid zu tragen und in einer Kutsche mit sechs Pferden zu fahren. Und ich, flüsterte Ethel, wünschte mir geliebt zu seyn. Und, fuhr Norbourne in seiner Reihe, fast ebenso leise flüsternd, fort, ich wünschte mir zu lieben. Ich denke, rief Lady Marchmont aus, Lavinia's Wunsch ist der vernünftigste unter allen. Nun, Mädchen, viel Glück zu der Kutsche mit sechs Pferden!"

Schon spielte die stolze Henriette eine Rolle; schon wußte sie, daß sie in der Lotterie des Lebens etwas Schlimmeres als nur eine Niete gezogen hatte, obgleich sie vergoldet war und und sie ganz ihre freie Wahl gehabt hatte; und ihr Stolz kräftigte ihr Herz, dem Verhängniß zu trotzen, das sie selbst gewählt. Aber in dieser Nacht, als sie Walter Maynard zum letztenmal sah, fühlte sie im innersten Herzen das unaussprechliche Glück, zu lieben und geliebt zu seyn:

„Die Wahrheit in ihr flüsterte, sie wäre glücklicher gewesen selbst in dem beschränkten Loose an dem Platz, über den sie erst diesen Abend gespottet hatte, mit Walter Maynard, als in einem Palast, der nicht sein war. Zum erstenmal reute sie ihre

Vermählung. Lord Marchmont hatte ihr Anlaß zu Vergleichungen gegeben. Ihr überlegener Geist entdeckte bald die Beschränktheit des seinigen; und ihr warmes Herz bebte vor der Kälte des seinigen zurück. Sie sah, daß er sie nicht liebte — daß er nie auch nur daran dachte, ob sie ihn liebe."

Aus der geheimen Neigung Henriettens ist im Verlauf der Erzählung weniger gemacht, als wir erwartet hätten; denn Henriette kreuzt nicht mehr bis zur Entwicklung die Bahn Walters. Ihr Verhältniß gibt nur Veranlassung zu Einem sehr wichtigen und ergreifenden Vorfall. Miß Landon hat mit großer Vorliebe ihr Talent auf den Charakter Walters gerichtet, den Schwärmer, den Dichter, den stummen Anbeter Ethels, den ringenden literarischen Abenteurer, der dem Publikum die reichsten Gaben des Genius bietet und nicht einmal den armen Lohn des täglichen Brodes erntet. Auf einem Kirchhof schaut in dieser lieblichen Mondscheinnacht Walter, der auch nach London geht, nach Ethels fernem Fenster, seufzt sein letztes Lebewohl und athmet seine leidenschaftlichen Wünsche nach Liebe und poetischem Ruhm aus. „Der Geist in mir behauptet sein göttliches Recht. Ich weiß wie verschieden ich bin von den Menschen, die mich umgeben. Können die Talente, deren ich mir bewußt bin, wie umsonst verliehen seyn? Es wäre eine Verläugnung der Würde des Geistes, glaubte ich nicht an meine eigene Zukunft! O wären doch die Tage noch nicht dahin, wo der Troubadour sein Schwert nahm und seine Laute! Aber es gibt noch Menschenherzen, welche noch gerührt werden von dem geflügelten Wort und dem schwungvollen Gedicht. Lebewohl süßeste Ethel! wir sehen uns vielleicht nie mehr, aber du wirst von mir hören; und die Erinnerung an die Schönheit dieses Antlitzes wird mein begeisternder Engel seyn — die süße Muse, die mein einsames Herz erleichtert!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Fluch.

Aus dem Sanskrit übersetzt von P. v. Bohlen.

Als Rama nun verbannt, der junge Held,
Und mit dem Bruder in den Wald gezogen,
Da überfiel Dasaratha den König
Ein herber Kummer um die fernen Söhne;
Und ihn, den Glänzenden, umfing ein Dunkel,
Wie wenn am Himmel sich die Sonn' verfinstert.
Sechs Tage hielt er seinen Gram zurück,
Verschloß die Trauer in der Heldenbrust;
Bis er um Mitternacht verwirrten Sinnes
An eine große Sünde sich erinnert,
Und zu der edlen Gattin also sprach:
Wenn du noch wachest Tochter Kosala's,
Vernimm was ich dir mitzutheilen habe.
Es ist nur allzuwahr, Geliebte, daß die Frucht
Von jeder That, ob gut sie war, ob böse,
Geerntet wird, wenn ihre Zeit genaht.
Wer vor der That den Ausgang nicht erwogen,
Ob sie zum Guten oder Bösen führe,
Den nennen Weise ein unmündig Kind;
Er gleichet dem, der durch Palasablüthen
Sich locken ließe aus dem Mangohain:
Er würde, wenn die Blüthenzeit vergangen,
Vergebens nach den Früchten um sich schau'n.
Ich selber bin's, der aus dem Mangogarten
Dem leeren Blumenhaine nachgezogen,
Als ich den Sohn entlassen sinnverwirrt,
Und nun mit Schmerzen ihn betrauren muß.
Denn eine arge That, die unbesonnen
In meiner Jugendzeit von mir verübt,
Gleich einem Knaben, der aus Unverstand
Und ohne Wissen tödtlich Gift getrunken:
Sie ist es, die mich jetzo hat ereilt,
Und diese Schuld, o Fürstin, muß ich büßen.

Du warst, o Edle, damals unvermählt
Und ich der Erbe noch von Reich und Krone,
Da kam heran die Zeit der Regentage,
Die Sehnsucht hauchen in des Jünglings Brust.
Nachdem die Sonne jedes Land durchglüht
Und überall den Boden ausgedörrt,
Ging sie von Süden, wo die Schatten weilen,
Und kühle Wolken zogen übers Land
Begrüßt von Wasservögeln und von Pfauen.
An allen Strömen hüpften reine Wellen
Den Wolken über Ufers Rand entgegen:
Die Erde trank des Himmels milden Segen
Und ließ den grünen Wiesenteppich schwellen.
An einem solchen Tage, edle Gattin,
Nahm ich den Bogen, hing zwei Köcher um,
Und wanderte zum Flusse Sarayu,
Um einen Büffel oder Elephanten
Zu jagen, wenn sie Nachts zum Trinken kommen.
Da hört' ich in der Dunkelheit den Ton
Von einem Wasserkruge, den man füllte,
Und, wähnend einen Elephanten schlürfen,
Legt' einen scharfen Pfeil ich auf den Bogen,
Entsandte das Geschoß von Wahn bethört.
Getroffen war das Ziel und ich vernahm
Sofort das Wimmern einer Menschenstimme:
„Weh mir, ich bin getödtet! Ach warum
„Ist auf mich Armen dieser Pfeil gefallen?
„Und wer hat grausam das Geschoß geschleudert?
„Ich kam nach Wasser her zum stillen Fluß
„Und habe keinem Menschen Leids gethan!
„Auf euch, ihr meine armen greisen Eltern,
„Die ihr im Walde euch von Früchten nährt,
„Auf euch ist doppelt dieser Pfeil gefallen:
„Ihr könnt des Sohnes Tod nicht überleben
„Und ich muß Schuld an eurem Ende seyn!
„Ich klage um das eigne Leben nicht:
„Um Vater und um Mutter muß ich jammern;
„Das blinde Greisenpaar, durch mich erhalten,
„Was wird ihr Loos seyn, wenn ich nicht mehr bin?
„Uns alle Drey, die wir unschuldig lebten,
„Hat grausam dieser Eine Pfeil getödtet."

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 74.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

22 August 1838.

Ethel Churchill.

(Fortsetzung.)

Die Scene wird jetzt nach London versetzt; Henriette geht dort als ein neuer Stern am Himmel der Fashion und Literatur auf und Walter versucht sein Glück unter den Buchhändlern; während Lavinia Fenton, die sich von ihrer gütigen Herrin heimlich weggemacht, eine geringe Anstellung auf der Bühne in elenden, kleinen Rollen sich verschafft hat; und Norbourne Courtenaye, der erklärte Liebhaber Ethels, hat, auf das leidenschaftliche Drängen seiner Mutter, um einen ihrem Ruf nachtheiligen Umstand zu verbergen, seine Cousine Constance geheirathet, eine reiche Erbin, aber von einem schönen weiblichen Charakter, die von früher Kindheit eine geheime Neigung für ihn gehegt. Ethel ist verlassen, sie weiß nicht warum, liebesiech und elend. Die zarte und sanfte Constance entdeckt zu spät, daß sie nie geliebt gewesen, und grämt und härmt sich, bis sie endlich stirbt, eine Märtyrerin der Großmuth und uneigennütziger Zärtlichkeit — womit das Hinderniß für Ethels glücklichere Neigung gehoben ist. Aber Alles dieß ist nicht das Werk eines Tags, und es ist nur die Nebenhandlung, denn Henriette und Walter sind die Personen, um welche her sich das Interesse steigert und mit welchen es schließt. Henriettes Briefe an ihren einsamen Oheim entwickeln die Lustbarkeiten des fashionabeln Londoner Lebens zu Anfang der Regierung Georgs II. Während die junge Marquisin glänzt und die fashionable Welt bezaubert, fristet Walter sein Leben von einer kleinen Summe, die ihm Sir Jasper geschenkt, und versucht die Wirkungen eines Empfehlungsbriefs bei dem Buchhändler Lintot. Er wird seiner kleinen Baarschaft beraubt von einem glatten, höflichen Taschendieb. Seine kleine, schmutzige Kammer, in die er sich scheut auch nur Ethels Bild zu bringen, hatte die Aussicht auf einen Londoner Kirchhof, und in seiner Verzweiflung hoffte er, wenigstens nicht in einer Stadt begraben zu werden. Sein freudloses Leben bildet einen scharfen Gegensatz zu seinem frühern träumerischen Leben im grünen Wald, oder am Waldbach, wo er die köstlichsten Stunden eines Dichterlebens genossen — das erste Bewußtseyn eines Vermögens, welches den Besitz des Genius verkündigt. In einem Stücke schöner poetischer Prosa redet die Verfasserin die einsame Kerze an, welche allnächtlich im Krankenzimmer brennt; aber in einer andern Scene —:

„Siehe da wieder die einsame Kerze! wie oft ist sie die Genossin und Verkünderin von Geistesarbeiten, für welche der Tag zu kurz ist — von Geistesarbeiten, welche den Glanz stehlen von dem sonnigen Haar und das Licht von dem überangestrengten Auge! Walter Maynard beugt sich über einen kleinen Tisch, während die rasche Feder nicht schnell genug ist, die ihm zuströmenden Gedanken auf Papier zu werfen. Seine Wange flammt von glühendem Eifer und die rothe Lippe ist gekrümmt von Triumph. Das stimmt nicht zu der ganzen Umgebung; aber davon ist die Seele des jungen Dichters weit, weit entfernt! Die Kammer hatte jenen trübseligen Charakter an sich, welcher schlecht eingerichteten Zimmern in London eigenthümlich ist; Städte bedürfen des Luxus, wäre es auch nur, um die Wirklichkeit zu verstecken. Auf dem Lande läßt ein offenes Fenster sogleich das lächelnde Antlitz des Himmels herein; der Sonnenschein hat seine eigenthümliche Heiterkeit; der grüne Busch wirft seinen Schatten auf den Flur, und der Geist sieht mit Einem Blick Feld und Hecke, wo der Weißdorn blüht. Nicht so in der Stadt; da dringt der Rauch zum Fenster herein; und man sieht hinaus auf die geschwärzte Mauer und die schmale Straße, wo die Atmosphäre selbst widerlich und schmutzig ist. Ihr finstrer Einfluß erstreckt sich auf Alles. Das Zimmer, worin Walter schrieb, war eines, in welchem Jeder, der einen Blick hineinwarf, sogleich das Zimmer einer Stadt erkennen mußte. Der Flur war geschwärzt, wie auch die untapezirten Wände. Die Vorhänge, dünn und schmutzig, hatten längst ihr ursprüngliches Roth mit einem schwärzlichen Braun vertauscht.... Die Luft, die der junge Autor einathmete, war dicker von dem Dunst, der sich allmählich um ihn her angesammelt. Seine Hände, klein und zart wie die einer Frau, hatten lange schon jene tödtlich weiße Farbe angenommen, welche den höchsten Grad des Frierens andeutet. Doch schrieb er immer fort. Er war

zu sehr vertieft in sein bezauberndes Geschäft, als daß er nicht auf einige Zeit unempfindlich gewesen wäre gegen alle äußeren Einflüsse; nachher vielleicht hatte er davon zu leiden, aber für jetzt war sein Geist sein Königreich, dann und wann überlief die Wangen eine tiefere Röthe und die dunkeln Augen erfüllten sich mit plötzlichem Feuer, wenn er fühlte, wie die Idee sich in Worte kleidete, welche sie verständlich und gleichsam greiflich machten für die Menge, wie ihre körperlose Gegenwart es zuvor für ihn gewesen war. Einsam, frierend und müde hing doch der junge Dichter an seinem Blatt Papier, auf welchem Leben, Kraft und Schönheit war; und unter solchen oder ähnlichen Umständen sind die Blätter geschrieben worden, welchen die Welt so viel verdankt. Eine Geschichte: wie und wo Werke der Phantasie geschaffen worden, wäre wohl merkwürdiger als die Werke selbst. Walter Maynard ist nur ein Typus seiner Klasse."

Mit mehr Autorserfahrung vielleicht — denn wer wird mit der Armuth sympathisiren? aber mit weniger Wahrheit der Schilderung hat Bulwer seinen Mann von Genius, Ernst Maltravers, weit über die Geldverlegenheiten hinaus gehoben, mit welchen in der Regel der größte Genius lange zu kämpfen hat, ehe er sich siegreich emporarbeiten kann, wenn er nicht in dem zu lange dauernden Kampf untersinkt. Er gesteht selbst, es hätte können zu ergreifenderen Situationen führen, und ein lebhafteres Interesse spannen, wenn er seinen Maltravers, den Mann von Genius, in die heftigen aber veredelnden Kämpfe mit Dürftigkeit und Armuth hineingeworfen hätte, zu welchen der Genius so oft verdammt ist — aber Reichthum und Behaglichkeit haben ihre Versuchungen so gut, wie Armuth und Mühsal. Wahr! und die Kämpfe und Versuchungen des Reichthums und Wohlbehagens erregen eine lebhaftere Sympathie bei der unermeßlichen Mehrzahl der Leser; und Bulwer kennt die Natur seines Publikums, und hat vielleicht Recht, bei einem unterhaltenden Werke kein Element, das günstigen Erfolg verspricht, zu versäumen. Mit Alter, Armuth und Häßlichkeit wagt Keiner sich zu befassen als ein de Foe und Fielding und die gemeinen Erzähler, welche das Reale interessanter zu machen suchen als das Ideale. Sir Walter Scott verstand die Geheimnisse seiner Kunst viel zu gut, als daß er einen Helden in schmutziger Armuth geschildert hätte, oder eine Heldin, die nicht eine glänzende Schönheit und überdieß weit vorn in den Zehn gewesen wäre. Mrs. Gore, welche ihre Heldinnen mit allen Arten von Leiden und Jammer überhäuft, die jedoch keinen Anstrich von Niedrigkeit haben dürfen, weiß es immer so einzurichten, daß sie „allen ihren Kummer hinter sich haben," und glücklich verheirathet sind, spätestens mit acht- oder neunundzwanzig Jahren. Unsere Sympathien mit den Freuden und Leiden dreißigjähriger Heldinnen erlöschen. Um wieder auf die Sache zu kommen — die Mühseligkeit von Walters Leben bildet einen glücklichen Kontrast mit der Ueppigkeit und Frivolität der Marquisin von Marchmont, welche sich anfänglich verwunderte, daß Paradies und London nicht gleichbedeutende Worte seyen. Eine Morgenpartie zu Wasser mit Lady Mary Wortley, dem Herzog von Wharton und Lord Hervey gibt Gelegenheit zu historischen Charakterzeichnungen. Aber der Miß Landon Originalzeichnungen sind besser. Wir lassen ihre Schilderungen von Lady Hervey, Martha Blount, Swift, Pope u. s. w. drenben, und kehren zurück zu Lavinia Fenton, die zuerst Polly hieß und dann Herzogin von Bolton wurde. Von ihr schreibt die Lady Mary: „Polly, in einem Bierhaus aufgewachsen und dann auf der Bühne auftretend, hat jetzt Reichthum und Rang gewonnen und sich Achtung und Schätzung zu verschaffen gewußt. So nützlich ist eine frühe Erfahrung!" Aber Polly besaß höhere Eigenschaften, als sie die Erfahrung des Bierhauses und der Bühne zu geben vermag, oder wenigstens hat Miß Landon dieß divinirt. Ihre Lebhaftigkeit und Keckheit und die rücksichtslose Dreistigkeit ihres Benehmens, das bis zur Frechheit fast ging, wodurch sie auch ihre Zwecke erreichte, müßte dem Leser widerlich werden, würde nicht ihre selbstische Unverschämtheit versöhnt und verschönert durch Offenheit des Charakters, größte Herzensgüte und ihre hoffnungslose Neigung für Walter Maynard. Keck und scharf mit den Liebhabern von Rang und Bedeutung, die ihr ihre Bewunderung aufdrangen, ist sie gegen ihn das sanfte, milde, nachdenkliche und ganz ergebene Weib. Lavinia begegnet uns zuerst in London in der Nacht, wo Norbourne Cortenaye seinen Freund Walter ins Theater begleitete, um Zeuge vom Schicksal seines ersten Schauspiels zu seyn. Walter war Norbourne's Gesellschaft mit der Empfindlichkeit der Armuth und des Stolzes ausgewichen; aber Courtenaye ließ sich nicht abtreiben. Die Scene ist ergreifend und wahr geschildert. Wie groß ist die Versuchungskraft des Ruhms, daß er Menschen vermag, einer solchen Probe zu trotzen:

„Walter Maynards Glück hing gänzlich vom Erfolg dieses Stücks ab. Lintot weigerte sich seine Gedichte herauszugeben, ehe das Schicksal der Tragödie entschieden sey; und er wußte wohl, daß wenn sie kein Glück machte, der vorsichtige Buchhändler die Herausgabe ganz ablehnen würde. Einige Schillinge waren Alles, was er in der Welt besaß; und doch stand er da, leichte Worte auf dem Munde und dem Anschein nach weit weniger ängstlich, als sein Freund. Der Gegenstand seines Stücks war das Schicksal des Agis, des jungen, heldenmüthigen Königs von Sparta; es war das Ideal des Patriotismus, geboben von dem zärtlichsten Kummer und von treuer Liebe. Es ist bemerkenswerth, wie sehr ein Autor sich selbst in seinen Schöpfungen abprägt; es sind seine Leidenschaften, seine Gefühle, seine Gedanken darin. Er modellirt seinen Helden, indem er sich vorstellt, was er selbst in ähnlicher Lage thun würde. Agis war Walter Maynard; tapfer, hochsinnig, ergeben und voll der edelsten Plane für sein Vaterland und sein Geschlecht; und doch mit einem gewissen Anstrich von Unentschlossenheit, welche aus Theorien entsprang, die zu fein waren, um praktisch ausgeführt zu werden."

Das Stück hatte einen vollständigen Erfolg. Der Dichter ward von seinen Freunden mit Glückwünschen überschüttet.

„Ich wünsche Ihnen Glück! versuchte Courtenaye, indem er dem glücklichen Dichter die Hand schüttelte, zu sagen; aber er fühlte, daß seine Worte unhörbar waren. Er konnte zuerst nur durch seine Mienen seine Freude ausdrücken; aber er erschrack heftig über Walters Ansehen. Die Röthe der erzwungenen Lustigkeit war verschwunden vor dieser gewaltigen Erschütterung, und

sein Angesicht war wie das Angesicht des Todes. Eine dunkle Ahnung tauchte auf in Norbourne's Gemüth und ein trübes Mitleid mischte sich mit seiner Freude. Er schien wie von einem Zauber getroffen bei den Blicken der großen glänzenden Augen, deren Licht nicht von dieser Welt war — so überirdisch, so wild war in diesem Augenblick der Ausdruck von Walters Angesicht. „Er stirbt!" tönte es wie eine Stimme in Norbourne's Ohr; er suchte abzuschütteln, was ihm als eine eitle und närrische Angst erschien; aber wie eine Vorbedeutung blieb es doch in seiner Seele haften."

Und er starb auch — aber noch nicht gleich. Ein fröhliches Mahl sollte den Erfolg des Stücks krönen. Während man den Helden, Booth, erwartet, welcher die Kleider wechselt, tritt die junge Schauspielerin auf. Courtenaye, von unwiderstehlichen Empfindungen ergriffen —

„warf einen Blick um sich herum — Niemand hatte Acht auf ihn; und in hastigem und bewegtem Tone flüsterte er ihr zu: um Gottes willen, sagen Sie mir etwas von Ethel — von Miß Churchill, meine ich! Das Mädchen sah ihn ernst und nachdenklich, sogar vorwurfsvoll an; aber in seiner unverkennbaren Bewegung war etwas, das sie rührte. Mr. Courtenaye, antwortete sie, in noch vorsichtigerem Ton als er, ich kann Ihnen nichts sagen, das Ihnen zur Befriedigung gereichen kann. Es ist eine erbärmliche Eitelkeit, die sich an der Zärtlichkeit weidet, die es nur sucht, um sie zu verrathen. Ich weiß, wie Sie bei meiner jungen Gebieterin zu gewinnen suchten. Der Himmel ist mein Zeuge, daß ich sie nicht verlassen hätte, hätte mein Bleiben irgend ein Nutzen oder ein Trost für sie seyn können. Aber Ethel Churchill ist kein Gemüth, das sich mit Worten trösten ließe. Das Ertönen der Glocke machte sie rasch wegeilen."

Aber die liebesieche Ethel und die himmlische Constance — die heimlich angebetete Geliebte und die ungeliebte, aber tief bemitleidete Gattin Courtenaye's — mit all ihren verborgenen Schmerzen und heroischen Opfern müssen wir verlassen, um einen seltenen Charakter eines Romans im Gesicht zu behalten — einen leidenden Literaten. Walter hatte jetzt seine Wohnung im Temple:

„Ich kann nicht umhin, sagte Walter, indem er nachdenklich zu einem der obern Fenster hinausschaute, mein eigenes Schicksal zu erblicken in einem dieser kleinen Boote, die jetzt vor Anker liegend schwanken, nur mit einem dem Vorübergehenden kaum sichtbaren Seil befestigt. So bin auch ich geschaukelt von der Fluth des Lebens — jetzt im Sonnenschein, jetzt im Schatten — dem Anschein nach frei, aber in der That gefesselt durch die starke, obwohl dünne Kette der Umstände. Für eine kleine Summe kann jeder Vorübergehende in dieß Boot treten und ihm seinen Lauf angeben; und da ist wieder eine Aehnlichkeit. Ich muß den Winken Anderer Folge leisten. Ich darf kaum meine eignen Gedanken denken — sie mußten in dem Kanal fließen, den ihnen der Geschmack des Publikums vorzeichnet; und das erinnert mich daran, daß ich Curl noch diese Nacht seine Flugschrift zu liefern versprach. Wie müde bin ich es doch, die Hülfsquellen der Sprache zu erschöpfen, um die vagen Gemeinplätze der Partei aufzustutzen oder Sophismen den Schein der Wahrheit zu geben, die ich selbst für falsch erkenne! Aber es muß seyn! und indem er vor sich selbst hinmurmelte:

„Um in Begeisterung ihn zu bringen
Schlug ihm die Armuth ums Haupt die Schwingen,"

rückte er seinen Tisch vor sich hin und fing an zu schreiben.

Der Schauplatz seiner Arbeiten und sein eigenes Aussehen hatten sich sehr verändert seit seinem ersten Quartier in London. Noch immer war in seinem Zimmer eine nachlässige Unbehaglichkeit zu erkennen; nichts war an seinem Platz; Bücher, Papiere und Kleider — Alles lag bunt durcheinander, und eine weibliche Maske lag neben seinem Tintenfaß. Er war nach der Mode gekleidet: aber er sah aus, als wäre er in der letzten Nacht nicht ins Bett gekommen — und so war es auch wirklich. Sein Gesicht war abgemagert und auf beiden Wangen brannte ein rother Fleck; aber selbst dadurch gewann das eingesunkene, schwere Auge kaum einiges Leben. Nach einigen Minuten, wo er zuerst geschrieben und dann das Geschriebene wieder ausgelöscht hatte, sagte er, die Feder wegwerfend: Es taugt nichts! ich bringe keinen einzigen Satz zu Stande; ach! es fehlt mir an innerer Anregung und Stoff — die bloße Nothwendigkeit der Geistesanstrengung ist nicht genug. O könnte ich träumen, wie ich einst geträumt! könnte ich noch den Ruhm für die glänzende Wirklichkeit halten, die ich um die Arbeit eines ganzen Lebens noch wohlfeil erkauft glaubte! Aber was liegt denn daran, ob ein Name steht oder nicht auf dem Grabstein, der unsere kalte Asche niederdrückt? Ach! ich versprach Marston auf morgen seine Verse. Ich verkaufe meine Meinungen — ich kann dasselbe wohl auch mit meinen Gefühlen thun. — Und er rückte wieder das Papier vor sich hin. Anfangs schrieb er mechanisch und warf einen Bogen Papier nach dem andern beiseite; er war nicht mehr der lebhafte, leidenschaftliche Dichter, der bei seinen frühern Produktionen Mangel, Kälte und Elend vergaß; nein, die Wirklichkeit hatte wie Rost seine Seele angefressen. Die Unregelmäßigkeiten der letzten Nacht hatten ihn müd und fieberisch gemacht; und doch ist unter allen Gestalten, welche die Versuchung annehmen kann, gewiß die des Erfolgs in der Gesellschaft die hinreißendste."

Das ist beinahe zu peinlich; und das Gemälde wird immer dunkler und schwärzer. Schatten um Schatten, bis wir uns zuletzt, Erholung suchend, abwenden von dem Bilde der erschöpfenden Geistesarbeiten, der erniedrigenden Mittel, das tägliche Brod zu verdienen — zu einem Besuch Curls des Buchhändlers und zu den Aufschlüssen, welche gegeben werden über die Verfertigung von Parteipamphleten unter Walpole's Regierung.

Die äußerlich glänzende Laufbahn der innerlich elenden und sich härmenden Lady Marchmont nimmt einen großen Theil des zweiten Bandes ein. Lady Mary ist auch noch auf der Bühne, und Walpole — seine Villa in Chelsea, seine rohe Lebensweise, sein gemeiner und üppiger Geschmack, seine Sinnlichkeit und Schlauheit, sind mit viel Geschick gezeichnet. Die Betrachtungen über den Charakter Walpole's und sein Zeitalter führen uns auf die angenehme Entdeckung, daß Miß Landon auch eine Art von Radikaler und eine Convertitin des Glückseligkeitsprin-

zips ist, ohne wahrscheinlich sich ihrer Jüngerschaft gegenüber von Bentham oder Godwin bewußt zu seyn.

„Die Verbindung von Philanthropie und politischer Wissenschaft gehört unserm Zeitalter an; jede Stunde gewinnt die Ueberzeugung mehr Grund, daß die Glückseligkeit der Gegenstand der Gesetzgebung, und daß die Macht als eine Verantwortlichkeit, nicht zum Genuß, ihren Inhabern gegeben sey. Macht ist eine Schuld gegen das Volk; aber noch immer gehen wir am Gängelband des Vorurtheils, das stark genug ist, unsere Schritte zu hemmen, welche es nie sollte leiten dürfen. Laßt das Kind und das Volk sich selbst tastend seinen Weg suchen; selbst die Anstöße werden beide nicht nur warnen, sondern auch ihre Kraft mehren. Unwissenheit ist die Mutter aller Laster, weit mehr noch als der Müssiggang; und wie ganz neu ist das Zugeständniß, daß Aufklärung und Einsicht Allen sollte zu Theil werden. Das Geschick der Zukunft hängt ab von einer einsichtigen Erziehung; einer Erziehung, die allgemein seyn muß, um wohlthätig zu seyn."

(Schluß folgt.)

Der Fluch.

(Fortsetzung.)

Als ich in banger Ahnung dieß vernommen,
Entsank der Bogen mir aus meiner Hand.
Ich schlich sofort der Klagestimme nach
Und sah im Bußgewande einen Jüngling
Am Wasser liegen mit dem Pfeil im Herzen.
Er sprach, als er mich Elenden erschaut,
Mit Zornesblicken, welche Feuer sprühten:
„Was that ich dir, o Krieger, daß du mich
„Den Waldbewohner, der nach Wasser kam,
„Durchbohret mit dem tödtlichen Geschoß?
„Im öden Walde harren mein die Eltern
„Mit Ungeduld, zwei blinde, schwache Greise.
„Warum sind drei Unschuldige getroffen,
„O Sündiger, durch einen einz'gen Pfeil,
„Ich, meine Mutter und der Vater auch? —
„So hab' ich denn vergebens fromm gelebt,
„Umsonst geforschet in den heil'gen Schriften,
„Da selbst der Vater meinen Tod nicht kennt!
„Doch was vermöchte auch der blinde Greis?
„Kann ja der Baum den andern Baum nicht retten,
„Den neben ihn die scharfe Axt zerspaltet!
„Geh aber schleunig meinem Vater melden,
„O Raghuide, was du mir gethan:
„Damit du nicht, mit seinem Fluch beladen,
„Vergehst wie Reisig in des Feuers Gluth.
„Es führt dich dieser Pfad zu seiner Klause;
„Versöhn' ihn schnell, damit er dir nicht fluche,
„Doch eh' du gehst, zieh mir den Pfeil heraus:
„Er dringet mir ins Herz wie Blitzesflamme,
„Nimmt mir den Odem — und ich möchte gerne,
„Von dem Geschoß befreiet, sanft verscheiden.
„Und nun sey ohne Furcht vor Priestermord:
„Es hat mich ein Brahmane zwar gezeugt,
„Doch meine Mutter ist von niederm Stamme."

So sprach zu mir des Klausners frommer Sohn.
Ich zog ihm kräftig aus der Brust das Eisen;
Er sah noch einmal zu mir auf und starb.
Mir war's, als wenn mit seinem Athemzuge
Die eigne Seelenruhe mir entschwunden;
Doch nahm ich schmerzerfüllt den Wasserkrug
Und schlich mich hin zu seines Vaters Hütte.
Dort sah ich seine armen, blinden Eltern;
Sie saßen beide alterschwach und hülflos,
So wie zwei Vögel mit gebrochnem Fittig.
Sie saßen beide traurig bei einander
Und harrten ungeduldig auf den Sohn,
Den ich Verblendeter gemordet hatte.
Der Klausner hörte meinen Tritt und sprach:
„Warum, mein Sohn, bist du so lang geblieben?
„Komm, reiche schnell mir einen Wassertrunk!
„Du hast am Ufer wohl gespielt, mein Kind?
„Und deine Mutter war in großen Sorgen.
„Wenn von uns beiden wehe dir gethan,
„So trag' es mit Geduld, mein lieber Sohn;
„Doch zögre nimmer, wenn du uns verlassen.
„Denn du bist meine Stütze und mein Stab,
„Dem Blinden bist du ja das Augenlicht,
„Mein Lebenshauch ist nur an dich gebunden. —
„Doch warum sprichst du nicht, mein Yajnadatta?"
Mir war die Brust beklemmt von vielen Thränen,
Und nur mit Mühe konnt' ich Worte stammeln,
Als mit gefaltnen Händen ich begann:
„Ich bin Dasarathas, aus Kriegerstamme,
„Und nicht bin ich dein Sohn, o frommer Greis.
„Ich kam, ehrwürd'ges Paar, weil ich unwissend
„So eben eine Frevelthat beging.
„Ich war zu jenem Flusse hingewandert,
„Um einen Büffel oder Elephanten
„Zu jagen, wenn sie Nachts zum Trinken kommen.
„Da hört' ich in der Dunkelheit den Ton
„Von einem Wasserkruge, den man füllte,
„Und, wähnend einen Elephanten schlürfend,
„Hab' ich Elender deinen Sohn getroffen.
„Erschrocken ging ich seinem Seufzen nach,
„Und fand statt eines Wildes deinen Sohn,
„Ehrwürdiger, von meinem Pfeil getroffen.
„Ich zog ihm aus der Wunde das Geschoß,
„Und als er lange noch um Euch gejammert,
„Verhauchte er zum Himmel seinen Geist.
„Es ward unwissentlich durch mich getödtet,
„O frommer Greis, dein vielgeliebter Sohn;
„Und, da ich selber wie vernichtet bin,
„So magst du deinen Zorn auf mich entladen."

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 75 u. 76.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

25 August 1838.

Walter Scotts Leben von Lockhart.

(Fortsetzung.)

Wir fahren fort, aus dem Leben des berühmten Romandichters, wie es in dem siebenbändigen Werke seines Schwiegersohns geschildert wird, weitere Mittheilungen zu geben, die unsern Lesern nicht uninteressant seyn dürften.

In seinem 19ten Jahre warf sich Scott mit Eifer auf seine juristischen Studien und blieb ihnen vier Jahre lang mit vielem Fleiße treu; er selbst und sein Biograph erkennen an, daß er kein großer Gelehrter war, und seine Fortschritte in der Gesetzeskunde mochten nicht eben außerordentlich seyn. Doch muß er, so lange die Jurisprudenz seine Hauptbeschäftigung blieb, fleißig und beharrlich gewesen seyn. Die Einbildungskraft des Dichters verrieth sich damals in der Einrichtung seines Zimmers; Jeffrey, als er ihn zum erstenmal besuchte, nachdem er durch einen Aufsatz über Balladen aufmerksam auf ihn geworden war, fand ihn in einem kleinen Loch, in seines Vaters Hause, umgeben von schmutzigen Büchern, aber im Besitz einer Lochaber Streitart, eines großen schottischen Schwerts, eines Bildes von Prinz Charlie, eines Schädels und gekreuzter Todtenknochen.

Als man eine Landung der Franzosen besorgte, wurden in England Freiwillige aufgeboten und Scott zeigte hier einen wahren militärischen Fanatismus. Er wurde von den heftigsten Symptomen jenes „Scharlachfiebers" befallen, das die rasende Epidemie der Zeiten war, die er im Alterthümler so gut schildert. Seine Lahmheit hinderte Scott, zu Fuß zu dienen; aber die Yeomanry wurde aufgeboten und zu seiner unaussprechlichen Freude schwang er sich endlich mit seinen langen Sporen und seinem blanken Schwert in den Sattel. Manche seiner vertrautesten Freunde von der Gerichtsschranke waren durchaus nicht aufgelegt, mit den damaligen Kundgebungen seines kriegerischen Enthusiasmus zu sympathisiren. So schrieb Einer dieser Herrn an einen Andern: „Wissen Sie auch, Scott ist der vollständigste Reiter geworden, der je einem trunknen Dragoner entflammte. Keine Idee kommt ihm in den Kopf und kein Wort über den Mund, das sich nicht bezöge auf irgend ein verwünschtes Montirungsstück oder eine Evolution der Kavallerie. — Zieht an den Säbel — Rottenweis aufmarschirt — links schwenkt euch — haut ein! — Uebrigens versteht er blutwenig von der Sache. Ich sah sie vor ein paar Tagen bei Leith Walk exerciren und ich kann versichern, es ging sehr unregelmäßig zu."

Scott verherrlichte die Errichtung der Edinburger Reiterei in einem ritterlichen Sang, den sein Biograph nicht mittheilt. James Hogg aber erzählt in seiner charakteristischen Weise, daß, als Walter Scott zuerst dieß sein Kriegslied von seinen Kameraden bei Tisch singen lassen, Kapitän Robinson gerufen habe: das ist ein schnackisches Lied! Singen wir lieber den Donald Macdonald! Des Schäfers patriotisches Lied wurde dann mit großem Eifer und in vollem Chorus zur vollständigen Zufriedenheit der Gesellschaft gesungen, die damals wenig Sinn für Scotts hochfliegende Vergleichung der „Saurenmilchtruppe" mit den Rittern der alten Romane hatte.

Im Herbst 1797 machte er die Bekanntschaft der Miß Carpenter, mit der er sich um Weihnachten vermählte und ein eignes Haus in Edinburg bezog. Im folgenden Sommer bezog er ein Landhaus in Laßwade, wo er mehrere Jahre während der Gerichtsferien blieb, und die Bekanntschaft der einflußreichen Familien Melville und Buccleugh machte, welchen er wohl theilweise seine Ernennung zu einem einträglichen und ziemlich mühelosen Amt verdankte. Um diese Zeit machte er die Bekanntschaft von Monk Lewis, der eben auf dem Gipfel seiner Berühmtheit stand, und fühlte sich außerordentlich geschmeichelt durch dessen Aufforderung, an den „Wundererzählungen" Theil zu nehmen. Im Jahr 1799 erschien seine Uebersetzung von Goethe's Götz von Berlichingen, nachdem er schon früher Bürgers Lenore und Wilden Jäger ins Englische übersetzt hatte. Für das Manuscript jener Uebersetzung bekam er 25 Guineen; später konnte er sich an Einem Morgen 50 erschreiben! Von diesem Zeitpunkt an legte W. Scott den Grund zu seinem Ruhm durch rasch auf einander folgende Gedichte und Erzählungen.

Nach einigen Jahren zog Scott in das einsame Landhaus Ashestiel, an den Ufern des Tweed, um seinen Amtsgeschäften

besser nachkommen zu können. Hier vollendete er das Lied des letzten Minstrel, das ihm unermeßlichen Ruhm eintrug. Etwa ums Jahr 1805 begann er Waverley zu schreiben. Seine Lebensweise um diese Zeit war folgende: Er stand um fünf Uhr auf, zündete sich selbst sein Feuer an, wenn die Jahreszeit dieß nöthig machte, rasirte und kleidete sich an mit großer Bedächtlichkeit — denn er war ein Mann, der strenge auf Toilette hielt und verabscheute selbst die weibermäßigste Stutzerhaftigkeit nicht so arg, als die leiseste Annäherung an Nachlässigkeit und Unsauberkeit, oder auch als die Schlafröcke und Pantoffeln, denen literarische Männer sich so gerne hingeben. In seinem Jagdwammms, oder welche Kleidung er gerade bis zur Mittagszeit zu tragen pflegte, saß er um sechs Uhr an seinem Schreibtisch, alle seine Papiere in der pünktlichsten Ordnung vor sich hingelegt, und die benöthigten Bücher rings auf dem Boden aufgepflanzt, während wenigstens Einer seiner Lieblingshunde jenseits des Bollwerks dalag, und jeden Blick von ihm bewachte. So hatte er bis zu der Zeit, wo die Familie sich zum Frühstück versammelte, zwischen neun und zehn Uhr, schon so viel gethan, um, wie er sich ausdrückte, dem Tagewerk den Hals zu brechen. Nach dem Frühstück widmete er wieder ein paar Stunden seinen einsamen Arbeiten, und um Mittag war er, wie er sagte, sein eigner Herr. War das Wetter schlecht, so pflegte er den ganzen Morgen ununterbrochen fort zu arbeiten; die gewöhnliche Regel aber war, spätestens um ein Uhr auf und zu Pferde zu seyn, während er bei weiteren Ausflügen gern auch schon um zehn Uhr aufbrach, da die Regentage, wo er ununterbrochen fortarbeitete, ihm einen Ueberschuß verschafften, den er an einladenden, sonnigen Tagen sich zu Nutze machte. . . .

Er hatte (damals) zwei Knaben und zwei Mädchen und bekam nie mehr. Er gehörte nicht zu denjenigen, welche an den Kindern als solchen eine außerordentliche Freude haben; aber nie widmete ein Vater einem Kindern mehr Zeit und zärtliche Sorgfalt, als er den seinigen, sobald sie das Alter erreichten, wo sie ihm zuhören und sein Gespräch verstehen konnten. Wie ihre stummen Spielgenossen, die Jagdhunde, hatten auch sie immer freien Zutritt in sein Arbeitszimmer, er sah ihr Geplauder nie als eine Störung an; sie kamen und gingen, wie es ihnen ihre Laune eingab; er war jederzeit bereit, ihre Fragen zu beantworten, und wenn sie, nicht wissend, wie sehr er beschäftigt war, ihn baten, die Feder niederzulegen und ihnen eine Geschichte zu erzählen, so pflegte er sie auf seine Kniee zu setzen, ihnen eine Ballade oder Legende zu wiederholen, sie zu küssen und wieder zu ihren Steinnüssen niederzusetzen, worauf er selbst, gleichsam erfrischt durch die Unterbrechung, wieder an seine Arbeit ging... Von der Unregelmäßigkeit seiner eigenen Erziehung sprach er mit großem Bedauern; aber seine ganze Weise bezeugte nicht, daß es ihm damit großer Ernst war; denn er zeigte nie viel Vorliebe für das, was man gewöhnlich eine systematische Erziehung nennt, in Beziehung auf seine eigene Kinder. Im Gegentheil schien es, als ob er wenig Gewicht auf alles Uebrige legte, wenn er nur sah, daß die Wißbegierde der Kinder angeregt, der Geist, durch welche Springfedern des Interesse's auch immer es seyn mochte, in Thätigkeit versetzt ward. Er verabscheute und verachtete das ganze Geschlecht der modernen Kinderschriften, in welchen man ganz genaue Begriffe von wissenschaftlichen Subtilitäten ihnen beizubringen sucht, und hatte dagegen seine herzinnige Freude an denen der frühern Zeit, die hauptsächlich an die Phantasie sich wendend, vermittelst dieser am sichersten und glücklichsten, nach seiner Ansicht, auch die ernsteren Geistesthätigkeiten in Bewegung setzen.

Am Sonntag ritt er nie aus — wenigstens nicht, als bis überhand nehmende Kränklichkeit ihm seinen Pony fast unentbehrlich machte; denn es war sein Grundsatz, daß alle Hausthiere ein volles Recht auf ihre Sabbathruhe haben; wenn er aber seine Predigt gehört oder gelesen, machte er gewöhnlich mit seiner ganzen Familie, die Hunde mit eingeschlossen, einen Spaziergang nach einem Lieblingsplatz, in ziemlicher Entfernung von dem Hause, meist nach dem in Trümmern liegenden Thurm von Elibank — und aß da mit ihnen zu Mittag in der freien Luft, aus einem Korb mit kalten Speisen, und mischte seinen Wein mit dem Wasser des Baches, neben dem sie sich auf dem Rasen gelagert hatten; und hier, oder auch zu Haus, wenn das Wetter solche Ausflüge verwehrte, bestand sein Sonntagsgespräch gerade in einer solchen Reihe von biblischen Lectionen, wie uns eine zum ewigen Gebrauch für künftige Geschlechter aufbehalten ist in seinen „Erzählungen eines Großvaters" über die frühere Geschichte Schottlands.

(Fortsetzung folgt.)

Ethel Churchill.

(Schluß.)

Anderswo macht Miß Landon eine sehr wahre Vergleichung zwischen den Reichen und Armen. Mögen Jene sich nicht täuschen mit dem salbungsvollen Wahne, das Gut und das Uebel des physischen Lebens sey gleich ausgetheilt unter die verschiedenen Klassen der Gesellschaft!

„Es scheint mir das ärgste Sophisma, wenn man behauptet, die Schicksale im Leben seyen in gleichen Wagschalen abgewogen; die Ungleichheit ist sehr groß — sie ist betrübend für den Beobachter; sie ist bitter für den darunter Leidenden! Ehe wir von der Gleichheit der Schmerzen sprechen, was, in neun Fällen unter zehn, nur eine selbstische Entschuldigung der Gleichgültigkeit und Hartherzigkeit ist, stellen wir einmal eine hohe und niedrige Lebenslage einander gegenüber. Einerseits Schutz, Belehrung, Genuß; auf der andern Vernachlässigung, Unwissenheit und Mühsal. Hier erfindet man Bedürfnisse für den Luxus; dort macht der Hunger alle in Einem niedrigen Bedürfniß verschwinden. Bei den Reichen wird Körper und Geist mit gleicher Sorgfalt gepflegt; bei den Armen überläßt man den Körper der Krankheit und Verkümmerung, und die Seele der Leerheit und dem Verfall. Das Kind des Reichen schläft in seidener Wiege; sein Schreien wird gestillt von der Wärterin, die nur für den zarten Körper zu sorgen hat. Die geringste Krankheit — und der Arzt widmet dem vornehmen Kind die Erfahrung eines ganzen Lebens. Der Knabe wird in Eton oder Westminster, Oxford oder Cambridge mit der Weisheit aller Jahrhunderte genährt; er wird ins öffentliche Leben geleitet, und Freunde

und Verwandte bieten ihm auf beiden Seiten die Hand. Er wird alt; der Lehnstuhl ist bereit; und der alte Portwein hat lang im Keller seines Landhauses auf ihn gewartet, um seine Kraft seinem Herrn mitzutheilen. Er stirbt; und noch sein Sarg ist behaglich; die Gruft seiner Ahnen nimmt ihn in ihr Gewölbe auf; eine Leichenpredigt wird ihm zu Ehren gehalten, und Wappenschild und Marmorplatte thun ihr Möglichstes, sein Gedächtniß zu erhalten. Und nun nehme man das Widerspiel hievon. Die Kindheit des Armen ist eine Kindheit voll Weinen und Schreien und oft auch voll Schläge; die natürliche Zärtlichkeit entweicht unter dem ehernen Druck der Noth. Das alte Sprüchwort: Wenn die Armuth zur Thüre herein tritt, fliegt die Liebe zum Fenster hinaus, ist in einem viel allgemeinern Sinne wahr, als in welchem es gewöhnlich verstanden wird. Sie haben den Boden zum Bett: ärmliche, elende Ueberbleibsel zur Mahlzeit; den kalten Herd, wo der Wind den Schnee aufweht; — diese physischen Leiden wirken auch aufs Moralische zurück; sie tödten und verbittern die süßesten Gefühle. Die Eltern lieben halb das Kind und halb ist es ihnen zur Last, wenn es ihnen das Brod vor dem Munde weg ißt; und das Kind sieht als Tyrannei an, was nur Elend ist. Gesetzt, das Kind wird erwachsen, gesund und unverkrüppelt — so hat es nichts als seine Kraft. Gottes beste Gaben liegen schlummernd in dem Armen; vielleicht kann er nicht einmal das heilige Buch lesen, das wenigstens die Hoffnung auf eine erträglichere Welt bietet. Er versteht nur zu arbeiten und das nicht einmal auf die für ihn ersprießlichste Art. Er legt nicht einmal, selbst wenn er kann, etwas zurück für die Zukunft; das Leben hat für ihn keine Zukunft. Vielleicht ergibt er sich dem Trunk; und es ist gar keine Kunst, mit einem halben Dutzend französischer Weine vor sich auf dem Tisch, den purpurnen Burgunder neben dem goldnen Xeres, tausend wahre und treffliche Sachen über das Verbrechen der Unmäßigkeit zu sagen. Wenn der Gentleman sich mäßig hält, so ist es in Kraft eines moralischen Zwangs, den der Arme nie sich anzuthun gelernt hat; und warum trinkt der Arme? um Kälte, Hunger, vielleicht körperliche Leiden — immer aber um körperliche Ermattung zu vergessen. Das Alter kommt heran, schwach, und oft vor der Zeit; und wenn seine Familie ihm auf einer Pritsche von Stroh eine Zuflucht gönnt, so ist dieß ein Akt römischer Tugend, eine Aufopferung aus Pflicht und Zärtlichkeit; denn selbst den Bissen des Alten müssen sie sich abdarben. Aber das Arbeitshaus ist der gewöhnliche Ruheplatz vor dem Grab; und hier zeigt sich menschliche Selbstsucht in ihrer empörendsten Gestalt; hier bleibt dem Leben keine täuschende, erheiternde Hoffnung, keine Neigung mehr; Alles ist rauh, kalt, empörend und unnatürlich. Die Ungleichheit, die mit der Wiege begann, dauert noch im Grabe fort. Der nackte Sarg, ein paar in der Eile zusammengenagelte Bretter, wird in die Erde geworfen, der Gottesdienst in aller Hast abgethan, der Boden zusammengetreten, und am nächsten Tag spielen Kinder auf dem frischen Grab, dessen Bewohner schon vergessen ist."

Haben wir nicht Ursache uns zu freuen, daß solche Ansichten sich Bahn gebrochen haben in fashionable Novellen, in die Poesie und die Taschenbücher? Daß die Begabten und Fühlenden des sanfteren Geschlechts Predigerinnen der Humanität geworden sind?

Die Scenen, worin der kalte, prachtsüchtige, leere Lord Marchmont in dramatischen Contrast gesetzt wird zu seiner stolzen und hochsinnigen Gattin, sind sehr wirksam und bereiten den Leser vor auf eine Katastophe, welche Milderung und Versöhnung erheischt. Henriette hört, daß ihr Oheim Sir Jasper auf den Tod danieder liegt und reist zu ihm, ohne Vorwissen ihres Gemahls. Dieser ist darüber sehr erzürnt, und beruhigt sich erst wieder bei dem Gedanken, daß dadurch Sir Jasper könne abgehalten werden, einen Theil seines Vermögens Fremden zu vermachen.

Sir Jasper stirbt, und der Schmerz Henriettens wird verzehnfacht durch den immer wiederkehrenden Gedanken: Jetzt habe ich Niemand mehr, der mich liebt! In dieser gedrückten Gemüthsstimmung kam ihr ein Brief ihres Gatten zu Händen:

„Seine kalte, gewöhnliche Höflichkeit empörte ihr Herz. Zürnend riß sie ihn in Stücke und warf ihn ins Feuer. Und das ist der Mann, rief sie mit bitterm Lachen aus, mit dem ich auf Lebenszeit verbunden bin — unter mir stehend in jedem Betracht — gemein, seicht, herzlos — ich verachte ihn viel zu sehr um ihn zu hassen!"

Sie bleibt wochenlang in völliger Einsamkeit, bei ihres Oheims Grab, oder in seinem Laboratorium. Eine Scene im letztern ist, wie jedes Kapitel mit Versen eingeleitet:

„Es ist ein schöner Baum der Mandelbaum!
Auf ihn streut aus der Lenz sein erst Versprechen
Von seinem ros'gen Kranz; eh' noch die Blätter,
Die grünen, sich aus ihren Knospen traun,
Bedecken diese zarten, flücht'gen Blüthen
Den winterlichen Zweig mit zarten Farben,
Herolden die der Rose gehn voran,
Deren Aurora sie wohl scheinen mögen.
Was lauscht unter dem süßen Roth hervor?
Welch dunkler Geist in diesen schönen Blüthen?
Der Tod!

„Die Nacht war ungewöhnlich trüb, als zum letztenmal Henriette dasaß, dem Winde horchend, der in wechselnden Stößen um das alte Haus heulte. Kein andrer Laut war zu hören; sie schien das einzige lebendige Wesen auf der Welt, so tief und traurig war die Stille. Die rothen Strahlen des Holzfeuers flackerten in phantastischen Bildern über das schwarze Getäfel; die langen Schatten von der Lampe fielen dunkel auf den Boden; und das Fenster, dessen Vorhänge noch nicht zugezogen waren, ließ einen Himmel erblicken, bedeckt von schweren Wolken, aus welchen der blasse, neblige Mond manchmal hervortrat, öfter aber seine Anwesenheit nur durch einen weißen Ring unter dem düstern Gewölke verrieth. Henriette bewegte sich hin und her wie ein rastloser Geist; bald betrachtete sie die mit staubigen Büchern bedeckten Bücherständer, bald die verschiedenartigen Werkzeuge, die in derselben Unordnung durcheinander lagen, wie damals, wo Sir Jasper das letztemal in seinem Laboratorium arbeitete. Auf einem kleinen Tisch lag ein offenes Buch, vor welchem Henriette in ihrem hastigen Hin- und Her-

gehen manchmal lesend stehen blieb. Es läßt sich leicht machen! murmelte sie, und ihre schönen Züge nahmen den Ausdruck finsterer Entschlossenheit an. Wieder las sie die Stelle, welche ihre Aufmerksamkeit so gefesselt; und von ihrem Sitz aufstehend, nahm sie das noch offene Buch und legte es auf eine Platte neben dem Ofen des Laboratoriums; es war eine berühmte Abhandlung über die Gifte, aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Sie zündete ein Feuer an, eilte dann in die Bibliothek und schloß die Thüre. Zurückgekehrt trat sie ans Fenster, öffnete es leise beim ersten Strahl des Mondes und stieg hinaus in das Gebüsch. Ein dünner Regen fiel eben, aber sie achtete das nicht; sie trat zu einem in der Nähe stehenden Baum und fing an die grünen Früchte zu pflücken, von welchen er bedeckt war. Wer sie so gesehen hätte, dem hätte man wohl den Glauben an übernatürliche Erscheinungen verzeihen können. Ihre schlanke Gestalt war in ein weites weißes Gewand gehüllt, und ihr langes schwarzes Haar, schon glitzernd von den Regentropfen, hing ihr bis zum Gürtel herab. Der Mondschein fiel ihr gerade ins Gesicht, dessen Züge starr schienen wie die einer Bildsäule, während die Blässe die eines Leichnams war; aber die großen, glühenden Augen, so leidenschaftlich und so wild, gehörten dem Leben an — einem Leben, gefoltert von jenen geistigen Qualen, welche nur das Leben, das Leben des Menschen kennt!

„Es war ein Mandelbaum unter dem sie stand. Vor wenigen Wochen hatten seine Zweige üppig mit rosenrothen Blüthen geprangt — vergängliche und zarte Blumen, die höchst täuschenden Verkünder der bittern Frucht. Die Mandeln waren jetzt eben in der grünen Schaale gebildet; Henriette sammelte eine Anzahl davon und trug sie im Schooß ihres Gewandes in die Bibliothek. Dann setzte sie sich ans Feuer und trennte sorgfältig den Stein von den Schaalen ab, die sie verbrannte; dann zog sie den Kern heraus, mittelst eines schweren Hammers. Darauf zerstieß sie die Kerne und stellte sie an das Feuer, um zu kochen."

Der Zauber wirkt, die Höllenbrühe wird gebraut, und von diesem Augenblick an bewegt ein unbestimmter aber gräßlicher und sündhafter Vorsatz die Brust des unglücklichen Weibes, das eben jetzt auf dem höchsten Punkte des Glanzes und der Berühmtheit stand. Ganz anders war es mit ihrem Gatten, sein Kopf war leer und sein Herz kalt. Seine liebenswürdige und vernachlässigte Gattin befand sich in der peinlichsten und gefährlichsten Lage, die es für ein Weib gibt. Nur ihre Eitelkeit ward genährt; ihr Geist hatte keine Beschäftigung und ihre Gefühle verzehrten sich."

Den Ausgang kann man leicht errathen. Aber doch kann man es kaum verzeihen, daß Henriette das Opfer eines so eiteln Stutzers und so seichten Wüstlings wird, wie Sir George Kingston ist. Er ist der schönste und fashionabelste Mann seiner Zeit, auch der Gönner von Poeten und Künstlern — der, vermöge einer kecken und glücklichen Erfindung, sich der Feder Walter Maynards bedient, seine galante Correspondenz mit der nicht genannten Lady Marchmont zu führen. Hier erwartete man, daß Henriette, die immer nach wirklicher Liebe dürstete, Eigenschaften des Verstandes und Instinct des Herzens genug gehabt hätte, um den wirklichen Charakter ihres Anbeters zu ergründen und ihre edle Natur davor zu bewahren, den Künsten eines so verworfenen und verächtlichen Geschöpfs zu unterliegen. Der Leser könnte ihre unerlaubte Leidenschaft verzeihen, aber nicht den niederträchtigen Charakter ihres Gegenstandes.

Von einem prächtigen Bankett, das Walpole der Königin gibt und wo Henriette, der Stern der Nacht, die Huldigung des armseligen Kingston annimmt, kehren wir zurück zu dem jungen Dichter, der, jetzt der Sklave der Buchhändler, seine mühselige Arbeit betreibt.

„Wie schön sie war, aber wie blaß! rief Walter Maynard aus, der in der letzten Nacht Miß Churchill im Theater gesehen; und sie ist noch unverheirathet! Ist es möglich, daß sie weiß, was es heißt, wenn das Herz sich selbst verzehrt? — was es heißt: träumen — und nicht hoffen dürfen? Hat sie den bittern Hohn und Spott dieses armseligen Lebens entdeckt, dem der Trieb nach Glück nur gegeben ist, um in Täuschung zu enden? Aber was geht das mich an? Ich muß lustig — muß witzig seyn! die Pointen sind noch nicht in dem Dialog des zweiten Akts angebracht! Ich wollte, ich erinnerte mich noch eines Theils dessen, was ich gestern Nacht sprach; aber ach, die Epigramme, die man beim Champagner macht, sind wie die Kränze, welche die Aegypter in den Nil warfen — sie schwimmen fort und nur die Götter wissen: wohin? Aber dennoch, ich muß nun einmal glänzend schreiben diesen Morgen — glänzend, mit diesem Schmerz im Kopf und dieser Last auf der Brust! Und er schob einen Bogen Papier vor sich hin. Anfangs schrieb er langsam und matt; aber was früher eine Leidenschaft gewesen, war jetzt eine Fertigkeit, und bald wurde er seines Gegenstands ganz Meister. Gluth flammte in seinen Augen, Röthe bedeckte seine Wangen, und er fing, das erste Blatt zerreißend, jetzt an, rasch und ernstlich zu schreiben."

Erschöpft wirft er endlich die Feder weg und gibt sich bitterem Bedauern und leidenschaftlicher Sehnsucht hin, bis er einschläft.

Einer der originellsten Charaktere ist Lavinia Fenton, die kokette Schauspielerin: —

„Walter hatte etwa eine halbe Stunde geschlafen, als es laut an der Thüre pochte. Dieß störte ihn nicht. Die Besuchende, welche einen ins Schloß passenden Schlüssel bei sich hatte, öffnete und trat ohne weitere Umstände ein. Es war Lavinia Fenton, munter und reich gekleidet; es war ihr gut in der Welt gegangen. Sie nahm ihre Maske ab und legte sie auf den Tisch, so wie auch einen kleinen Korb; und sich umsehend, erblickte sie Walter, auf dem Sopha schlafend. Sie beugte sich einige Minuten über ihn hin, mit einem Ausdruck von Besorgniß und Zärtlichkeit, der für den Augenblick den Ausdruck ihrer kecken aber schönen Züge ganz veränderte. Der Schlaf zeigte den Wechsel, welchen wenige Monate bewirkt hatten. Das weiche braune Haar war schlaff und feucht und der Schweiß stand auf der weißen Stirne, wo die azurblauen Adern, wie die eines Weibes, hinliefen. Man sah die Pulse klopfen an den klaren Schläfen und die Brust sich heben von dem hastigen Schlag des Herzens. Die Wange war übergossen von unnatürlicher Röthe;

aber um Mund und Augen schwebte ein leiser dunkler Schatten, das sicherste Kennzeichen der Krankheit. Auch die Hand war so weiß und abgemagert, nach innen jedoch fieberhaft blaßroth. Das Mädchen lehnte sich über ihn — eitel, kokett, selbstsüchtig; die bei ihrer Lage unvermeidliche Herabwürdigung drückte eine von Haus aus nicht sehr feine Natur noch tiefer hinunter; aber doch war noch Ein Fleck ihres Herzens edel und sogar rein. Sie liebte ihn. Wäre sie wieder geliebt worden, so hätte sich ihr ganzes Wesen geändert; seinetwillen hätte sie Alles thun, Alles werden können. Lavinia war gescheidt, sie hatte eine derbe, schlaue Art von Verstand, rasch ihren eigenen Vortheil zu begreifen und unbedenklich, ihn zu verfolgen. Sie hatte keine Zartheit, keine lebhaften Gefühle, die ihr in den Weg getreten wären. Sie hatte auf der Bühne große Fortschritte gemacht, war ein Liebling des Publikums, und wo nicht glücklich, doch oft vergnügt. Noch immer aber hing ihr Herz an Walter; sie wußte, daß er eine Andere liebte, daß der Verkehr zwischen ihnen von seiner Seite mehr geduldet als gewünscht wurde; und doch hatte sie für ihn eine uneigennützige Zärtlichkeit, welche die Hälfte ihrer Fehler gut machte; wenigstens zeigte sie, daß nicht alle Weiblichkeit und Herzensgüte in ihr erloschen war. Sie beugte sich über ihn und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Er stirbt! murmelte sie; er hat zu wenig von dieser Welt an sich, um lang in ihr es aushalten zu können! Und sie verbarg ihr Gesicht in den Händen. — Aber es war nicht Lavinia's Art, lange sich über Etwas grämen; sie war zu selbstsüchtig — vielleicht sollten wir sagen zu gedankenlos — für längere Traurigkeit. Das Leben schien ihr zu kurz, als daß man es mit fruchtlosen Sorgen vergeuden sollte. Es ist dieß der Glaube von Vielen, außer unserer jungen Schauspielerin. Sie erhob sich aus ihrer knieenden Stellung, warf das Haar zurück, das ihr ins Gesicht gefallen, wischte die Thränen ab und murmelte: Er ist eben die ganze Nacht nicht ins Bett gekommen. Dann fing sie an Zurüstungen zum Frühstück zu machen, nahm die Früchte und den Rahm aus ihrem Korbe, und bald weckte der Wohlgeruch des Kaffee's Walter aus seinem Schlaf.... Im Verlauf des Gesprächs sagte Lavinia: das Leben ist ganz wie eine Komödie, nur geht es nicht so lustig aus, aber es hat eben so viele Durchkreuzungen. Da bin jetzt ich verliebt in Sie, der Sie nur nach Miß Churchill fragen; und sie ihrerseits liebt den Mr. Courtenaye, und der liebt, so viel ich errathen kann, nur sich selbst. — Wählen Sie einen angenehmern Gegenstand zum Gespräch! rief Walter. — Oh, dann muß ich von mir selbst schwatzen; ich kann mir keinen angenehmern denken, sagte sie. Wissen Sie, daß ich eine glänzende Eroberung gemacht habe? einen Mann nach dem sich die Hälfte der schönen Londoner Damen zu Tode schmachtet? — Ich wünsche Ihnen Glück, versetzte ihr Gesellschafter.

„In diesem Augenblick hörte man einen langsamen schweren Tritt auf der Treppe. Walter bemerkte den Ton desselben früher als seine Gesellschafterin. Ums Himmels willen, flüsterte er, seyen Sie still. Das ist wieder der ewige Gläubiger. Ich werde ihn nächste Woche bezahlen, wenn dieß verwünschte Pamphlet fertig ist. Aber die Thüre ist verschlossen und die Fenster auch; wenn er nichts hört, glaubt er, ich sey nicht zu Hause. — Die Schauspielerin legte den Finger auf den Mund; und so empfänglich ist ein phantasievolles Naturell, daß für einen Augenblick Walter Alles vergaß, außer: wie hübsch diese Attitüde und ihre schlaue Miene sich auf der Bühne ausnehmen müßte. Aber ein lautes Pochen an der Thüre rief ihm wieder das volle Gefühl seiner demüthigenden Lage zurück. Die Röthe stieg ihm ins Gesicht und dann wurde er wieder todenblaß, während er den Athem zurückhielt, um sich nicht dadurch zu verrathen. Die junge Schauspielerin hatte anfänglich Lust zu lachen; aber ein Ausdruck von Elend lag in Maynards Zügen, der selbst ihre rücksichtslose Lustigkeit zügelte; einmal ums andere wurde heftig an die Thüre gepocht und jeder Schlag traf noch schwerer das Herz des Mannes, der drinnen in jammervoller Noth sich verbarg."

Lavinia hätte gern seine Schuld bezahlt, aber das erlaubt Walters Stolz nicht. Er erfährt, daß ihr neuer Anbeter Sir George Kingston ist und wünscht ihr Glück dazu, ein Herz gewonnen zu haben, nach welchem so Viele trachten —:

„Wahrhaftig, rief die junge Schauspielerin, es war von meiner Seite nie von einem Herzen die Rede; ich zweifle sehr, ob ein Mann wie Sir George Kingston eines hat. Er ist über die Maßen eitel; und da er sein ganzes Leben in der Gesellschaft zugebracht hat, so sieht er nur auf die Gesellschaft, um seine Eitelkeit zu befriedigen. Er hat nur Einen Zweck — von sich reden zu machen; deßwegen widmet er sich der herrschenden Schönheit; deßwegen reitet er die schönsten Pferde und gibt die besten Mahlzeiten; deßwegen hat er sein Haus aufs eleganteste eingerichtet und deßwegen will er mich dahin bringen, damit ich das kostbarste Stück seiner Einrichtung seyn soll — Ich habe gehört, er sey sehr gescheidt, sagte Walter. — Er ist es ganz und gar nicht, antwortete Lavinia, aber er möchte dafür gelten. Ich glaube, was ihn zuerst veranlaßte, mit mir zu sprechen, war der Wunsch, meine guten Einfälle anderswo zu wiederholen. Was das betrifft, ob er mich gern hat, so fragt er eigentlich so wenig nach mir, als ich nach diesen Korinthen — sie schüttelte, während sie sprach, solche vor sich hin — und doch werden Sie sehen, welchen Einfluß ich über ihn ausüben werde. Ein Mann von seiner Lebensweise muß nothwendig von langer Weile leiden; er wird nach Unterhaltung verlangen, und ich bin unterhaltend; es ist mein Beruf. Ueberdieß ist er eitel und ich werde ihm schmeicheln — je gröber je besser. — Ich fange an zu glauben, murmelte ihr Gesellschafter, daß, was man feine Schmeichelei nennt, eine Abgeschmacktheit ist. — Ja, erwiederte sie, man muß sie dick auftragen, wie die Farben auf den Theatercoulissen; die Masse ist's, was imponirt. Aber ich habe noch eine andere Handhabe bei Sir George; ich werde alle Arten von närrischen und unerhörten Dingen anfangen, und das wird seinem Hauptthang schmeicheln — das wird von ihm reden machen! — Lavinia! rief Maynard plötzlich und ernst aus, haben Sie noch ein Körnchen Gefühl? — Es steht Ihnen gut an, Walter, das zu fragen! antwortete das Mädchen, und ihr ganzes Gesicht veränderte sich und die heftige Bewegung erstickte ihr beinahe die Stimme."

Mittlerweile schwelgt die glühende Phantasie Henriettens in all der schwindelnden Zärtlichkeit junger schüchterner Liebe bei dem Gedanken an den liederlichen Galan, welchen die schlaue Lavinia durchschaut, zum Narren hat und verachtet.

Courtenaye bringt seinen Freund Walter zu Sir George Kingston, der ihn in Dienste zu nehmen sich erboten hat und in seiner prachtvoll eingerichteten Wohnung ganz freundlich und verbindlich empfängt; sie treffen daselbst Lavinia, welche aber aufs Theater zu gehen hat. Sie eilte fort, und der höfliche Sir George blieb allein mit seinem neuen Sekretär, den er mit Schmeicheleien überhäufte. Sir George hatte dermalen nur drei Liebeshändel; und der beschwerlichste und für seine Eitelkeit schmeichelhafteste, die grande passion für Lady Marchmont, sollte dem Sekretär anheimgegeben werden; er öffnete eine gestickte Brieftasche und nahm aus ihren durchdufteten Fächern einen Brief, den er laut zu lesen anfing. Walter bekam unwillkürlich ein Interesse daran; es herrschte in dem Brief eine ernste Trauer und eine Poesie, welche eine nicht gemeine Schreiberin verriethen. Was Walter an dieß unehrenhafte Geschäft fesselte, war Künstlerstolz. Er wußte nicht, an wen er schrieb; und die Liebebriefe wurden ihm bald reine Dichtungen. Sir George lobte seine Arbeiten; und Walter wünschte sich Glück, daß er, vor kurzem ohne Brod, jetzt eine prächtige Wohnung und einen festen Gehalt hatte. Die Wirkung dieser schönen Briefe befestigt die Macht des Sir George über die unglückliche Henriette. Endlich entdeckt Lord Marchmont seiner Gattin Correspondenz mit Kingston; er geht nach Haus, erbricht ihren Schreibtisch und liest in den Briefen des Liebhabers — da erscheint sie unter der Thüre und eine heftige Scene folgt.

Walter entleidete bald sein neuer Herr und sein Geschäft. Am Abend des Maskenballes, wo jene Entdeckung vorfiel, ward er, überdrüssig seiner selbst und der ganzen Welt, sich verwundernd, daß er je gedichtet, und überzeugt, daß er nie wieder dichten würde, aufgeschreckt durch das Eintreten Lavinia's, deren Gesellschaft er bisher sorgfältig vermieden hatte. Nach längerem Gespräch über die Mittel, es im Leben zu etwas zu bringen, über Glück und Liebe, sagte Lavinia —:

„Was macht den Sir George Kingston — so falsch, so übermüthig gegen Andere — zu einem solchen Sklaven meiner Launen? Nur das, daß ich mich nichts um ihn bekümmere; er weiß, daß ich nur dazu lachen würde, wenn er mich verließe; und es wäre ihm nicht lieb, wenn er der Erste wäre, den ich verließe; und er weiß wohl, daß ich im Stande wäre das zu thun aus der nächsten besten Grille! — Und dieser Mann, murmelte Walter, kann doch tiefe und innige Neigungen einflößen! — Er nicht; unter all den Briefen die ich besitze, ist nur Einer, der wirkliche Zärtlichkeit athmet; und seltsam genug, Sie sind es, der diese eingeflößt hat! Sie wissen den Briefwechsel, den Sie im Namen Sir George's geführet haben! — Ja wohl! sagte Walter erröthend, und schäme mich dessen von Herzen. Jetzt kenne ich ihn; ich will und muß der Sache ein Ende machen. — Sie sagt, versetzte Lavinia, in ihrem Brief: Ohne Ihre Briefe hätte ich Sie nie so gekannt und daher auch nie so geliebt, wie ich jetzt thue; — aber lesen Sie selbst — indem sie ihm den Brief hinwarf — wenn der Lady Marchmont Briefe mich sogar rühren, welchen Eindruck müssen sie auf Sie machen! — Lady Marchmont! rief Walter in der höchsten Bestürzung — an Lady Marchmont habe ich geschrieben? — Gewiß, versetzte Lavinia; wußten Sie das nicht? — Sir George, sagte er, nannte den Namen nie. — So war es nur Nachlässigkeit von ihm, fuhr Lavinia fort, denn gewiß Zartgefühl hat er in solchen Sachen keines!"

Der Entschluß Walters ist sogleich gefaßt, und Lavinia, die anfangs über seine Gemüthsbewegung empfindlich und eifersüchtig ist, liefert ihm alle Briefe der Lady Marchmont aus. Henriette ist noch in der Todesqual, worein sie die Scene mit ihrem Gatten versetzt hat, als kurz vor Mitternacht Walter ihr angemeldet wird, dessen Zulassung bewirkt worden durch einen alten Diener, der ihn noch als den Schützling von Sir Jasper kennt. Walter übergab ihr die Briefe —:

„Henriette sah sie an mit bestürztem Erstaunen; sie erkannte sie sogleich, denn sie waren nur mit einem Band zusammengebunden. Ein fürchterlicher Schrecken durchzuckte ihre Seele; war Sir George krank? hatte er ein Duell bekommen? der Gedanke einer ihn bedrohenden Gefahr war der einzige, der ihr kam. — Hat er — hat Sir George Kingston, fragte sie mit schwacher Stimme, keine Botschaft geschickt, als er diese Briefe schickte? — Er hat sie nicht geschickt, antwortete Walter. — Eine tiefe Röthe übergoß einen Augenblick ihren Nacken, Arme, Angesicht — selbst ihre Schläfe — indem sie ausrief: Wie kamen sie denn in Ihre Hände?" —

Die Situation ist eine gewaltige, ergreifende. Da stand vor der stolzen Henriette, dem getäuschten, gehöhnten, erniedrigten Weib, der, den sie wirklich geliebt hatte, blaß, ernst, mit denselben dunkeln und beredten Augen, wie damals, als sie glühten und leuchteten über den Schöpfungen der alten Dichter — und brachte ihr solche Kunde! Die furchtbaren und kräftig geschilderten Scenen, die jetzt folgen, können wir nicht aufnehmen. Folgendes genüge: die Gattin vergiftet ihren Gatten in den gedämpften Schwämmen, die er selbst in dieser schrecklichen Nacht sich zum Trost bestellt hatte, und bestellt, so spät es ist, ihren Liebhaber zu einem oft gewünschten Rendezvous. Es ist etwas Shakspearisches in den dumpf geflüsterten Worten des über dem Morde brütenden Weibes, während sie vom Balkon ihres Schlafzimmers auf den Park hinausschaut: „Wird er kommen?"

Ehe sich Sir George einfinden konnte, ja ehe er ihr Billet und den ihre Thüre öffnenden Schlüssel erhielt, hatte er noch etwas abzumachen — denn die entrüstete Erörterung Walters mit seinem übermüthigen, nichtswürdigen Herrn hatte ein Duell zur Folge, das augenblicklich im Park ausgefochten wurde. Hier drängt sich die Schauspielerin hinzu, behauptet trefflich ihren unnachahmlichen Charakter, gibt ihrem Galan sarkastisch den Abschied und führt den verwundeten Walter in ihrem Wagen fort. Schon beginnt der Tag anzubrechen, als Sir George zu Lady Marchmont eilt — während sie immer noch, die Hände zusammenballend, murmelte: wird er kommen? Diese Scene, die kunstvoll ausgeführt von der Verf., einen furchtbaren Eindruck macht, muß empörend und unmotivirt erscheinen, wenn wir nur einfach be-

richten, daß Sir George Kingston die zweite Dosis des lang verwahrten Gifts bekommt. Das ganze fashionable London ist am andern Tage in Bestürzung über die Kunde, daß Lord Marchmont todt in seinem Bette gefunden worden, und daß Sir George Kingston auf räthselhafte Weise auf dem Weg durch den Park nach seinem Hause gestorben sey. — Lady Marchmont, obwohl gepflegt und getröstet von Ethel, wird wahnsinnig und bleibt in diesem Zustand.

Die Schauspielerin ist am Bette Walters; sie ist von Geld entblößt, sie hat bei einem Pfänderleiher eine Kleinigkeit für ihre Schmucksachen erlöst und eilt damit wieder zu dem Kranken: —

„Der Regen stürzte stromweis herab, und sie war durch und durch naß, ehe sie noch die Thüre der kleinen Herberge in der Stadt erreichte, wohin sie sich begab. Ich muß mich trocknen, sagte sie, indem sie sich dem Küchenfeuer näherte, eh' ich in sein Zimmer gehe. Sie nahm ihren Mantel ab, rang sich den Regen aus ihrem langen, triefenden Haar, und während sie dieß that, erblickte sie sich selbst in einem kleinen Spiegel, der an einem Nagel hing. Ich habe vergessen, wie meine Schminke abzuwischen, murmelte sie, ich sehe artig aus mit diesen rothen Streifen. Sie nahm ihr Taschentuch und rieb die Flecken ab; da zeigte sich's, wie blaß und hohl diese Wangen waren. Sie stand eine Zeit lang am Feuer, obgleich jede Gebärde ihre Ungeduld verrieth. Als die Wirthin kam, händigte sie ihr eine kleine Geldsumme ein, die Miethe für die letzte Woche. Diese zögerte, es zu nehmen, aber sie war selbst sehr arm. Ich bin bei ihm gesessen, aber er ist diesen Abend sehr übel. — Lavinia fuhr auf — ich bin ganz trocken! rief sie und eilte in ein kleines Zimmer, wo auf einem elenden Bett Walter Maynard lag. — Das war das Ende seiner glänzenden Phantasien — seines kühnen Trachtens! die Poesie, die ihm so oft das wirkliche Leben als einen Traum hatte erscheinen lassen, war jetzt zu ihrem dunkeln Abschluß gekommen. Arm, vergessen, mit gebrochnem Herzen lag Walter Maynard im Sterben."

Die nun folgende Scene gehört zu den pathetischsten des Buchs. Walter, sich vor die Seele zurückrufend die glänzenden Hoffnungen und Träume seiner Jugend, seines Ehrgeizes und seiner Liebe — kommt auch auf Ethel zu sprechen: —

„Und noch jetzt schwebt ihr holdes Antlitz mir vor; ich glaube, ich gäbe Welten dafür, es noch einmal zu sehen, das Bild in Ewigkeit mit mir zu nehmen! — Ein ganz eigner Ausdruck zuckte durch Lavinia's Gesicht, und sie stand auf; dieß rief Walter von seiner augenblicklichen Verzückung zurück: „Sie gehen doch nicht?" fragte er, denn jetzt klammerte er sich wie ein krankes Kind an diese freundliche Pflegerin. „Ich gehe heute früher," sagte sie, „um bälder wieder hier zu seyn; die Probe wird kurz währen, und jetzt lieber Walter, ermannen und fassen Sie sich. — Sie sind sehr, sehr gütig und freundlich! stammelte er, und sie verließ das Zimmer, nachdem sie Wasser und Arzneien vor ihn hingestellt. Sie verließ das Gemach des Todes und Jammers, um die Späße einer Komödie einzustudiren.

Die großmüthige Lavinia suchte ihre Rivalin auf; sie fand Ethel, wie diese eben Walters Gedichte las. Ach! sagte Lavinia. Sie lesen seine Werke! er wird keine schönen Gedichte mehr an Sie dichten — er ist sterbend — sterbend in Noth und Elend! — Mein Gott, rief Ethel aufspringend, wir wollen zu ihm gehen. Was können wir thun? Ich will meine Großmutter suchen! — Ethel begleitete sogleich die Schauspielerin. Courtenaye hatte auch Walters Aufenthalt aufgefunden, welcher stirbt, indem er die Hand der Braut ihrem frühern Geliebten wieder verschafft. Ethel hat nämlich zuvor von der reuigen Mutter Courtenaye's selbst den Grund seines frühern Zurücktritts erfahren.

Der Artikel schließt mit den Worten: Miß Landon und Mr. Bulwer erheben in ihren neuesten Werken die Literatur und ihren Einfluß. Sie sind Apostel und machen ihrem Amt und Beruf Ehre.

Der Fluch.

(Schluß.)

Der Klausner war erstarret, als ich schwieg;
Dann sprach er, wie der Odem wiederkehrte,
Nach schweren Seufzern, zu mir Flehenden:
„Wenn du die Gräuelthat nicht selbst bekenntest,
„So wär' von meinem Fluch dein Stamm verzehrt:
„Denn Klausners Mord, wenn wissentlich verübt,
„Kann selbst den Donnerer vom Throne stürzen;
„Und siebenfach zerstiebt des Menschen Haupt.
„O Krieger, der auf gottergebne Büßer
„Mit Vorbedacht den Pfeil gerichtet hat.
„Doch weil unwissend du die That gethan,
„So magst du leben, Fürst, nebst deinem Stamme.
„Nur führe mich zu jener Stelle hin,
„Wo mein geliebtes Kind vom grimmen Pfeile
„Erschlagen liegt, er meiner Blindheit Stütze.
„Ich möcht' noch einmal meinen Sohn berühren,
„Vor meinem Tod noch einmal ihn umarmen;
„Ihn, der mit Blut bespritzt dahingestreckt
„Und dessen Geist zum Todtenrichter ging:
„Noch einmal ihn berühren mit der Gattin."
Ich führte beide nach dem Ufer hin
Und ließ sie den erschlagnen Sohn umarmen.
Und als sie, stumm von Schmerzen, ihn gestreichelt,
Da warfen beide sich auf seinen Körper
Und klagten bitterlich mit heißen Thränen.
Die Mutter küßte viel sein bleiches Antlitz
Und wimmerte, wie um ihr Kalb die Hindin:
„Ich war dir theuer wie das eigne Leben,
„Warum denn sprichst du nicht mit mir, mein Sohn,
„Da du die weite Pilgerfahrt beginnst!
„Umarme mich, mein Kind, dann magst du gehen.
„Bist du mir böse, Liebling, daß du schweigst?"
Der arme Vater drückte ihm indessen
Die Hand, und sprach zu ihm, als ob er lebe:
„Ich bin mit deiner Mutter hier, mein Sohn,
„Steh doch ein wenig auf uns zu umarmen!
„Weß süße Stimme soll mir diesen Abend
„Den frommen Segen sprechen aus der Schrift?
„Wer soll nach dem Gebet und heil'ger Waschung

„Das Feueropfer auf den Altar bringen?
„Wer soll die Füße mit der Hand mir wärmen?
„Wer aus dem Walde Frucht und Kräuter sammeln
„Für deine blinden Eltern, lieber Sohn?
„Sieh' deine greise, fromme Mutter hier.
„Wie soll ich Altersschwacher sie ernähren?
„Verweile, Liebling, gehe nicht gen Himmel,
„Du kannst ja morgen mit uns beiden gehn:
„Denn ohne Zweifel werden wir nicht lange
„Von dir getrennt verweilen, theures Kind,
„Ich will dann selber, wenn ich mit dir gehe,
„Vom Todtenrichter Heil für dich erflehn:
„Eingehen sollst du in die höhern Räume,
„Weil rein von Sünden du gemordet bist.
„In jene ew'gen Räume, die den Helden,
„Den Heiligen und Priestern angehören;
„Wohin die Büßer, so die Schrift gelesen,
„Und manche fromme Fürsten schon gegangen;
„Wohin gegangen göttergebne Gatten,
„Die gern von ihrer Habe mitgetheilt,
„Die Wahrheit sprachen und Bedrängte schützten:
„In jene Räume geh und denke mein!
„Mein Sprößling wird zur Unterwelt nicht wandeln,
„Wohl aber der, durch welchen er gefallen."

Als so der Greis geklagt, begann er traurig
Die Leiche des Geliebten abzuwaschen:
Doch siehe, da erschien im Strahlenkörper
Der Jüngling, wie auf Götterwagen schwebend,
Und rief den Eltern diese Worte zu:
„Zum Himmelssitze bin ich hingelangt,
„Weil ich für euch gesorget, euch gepflegt,
„Und bald sollt ihr denselben Ort bewohnen.
„Drum trauret nicht! der Fürst hat nicht gefehlt:
„Was mir bestimmt, hat sich erfüllen müssen."
Mit diesen Worten ging das Glanzgebilde
Zum Himmel auf, bis es dem Aug' entschwunden.
Dann sprach der Greis, wie er den Sohn gebadet,
Zu mir, der mit gefaltnen Händen stand:
„Obwohl unwissend du mein Kind getödtet,
„Muß ich dir dennoch großen Schmerz verkünden:
„Du wirst, um deinen Sohn bekümmert, sterben,
„Wie ich um diesen meinen Geist aufgebe."

Nach dieser Drohung kehrt' ich heim zur Stadt.
Es starb vor Kummer jener fromme Klausner,
Und heute wird an mir der Fluch erfüllet,
Da Sehnsucht nach dem Sohne mich ergreift.
Mein Auge dunkelt, meine Sinne schwinden,
Es eilen her zu mir des Todes Boten.
Weil Rama mich verlassen, theure Gattin,
So nagt an meinem Leben innrer Gram,
Wie Wasserfluthen an den Wurzeln nagen
Von Bäumen, die an Stromes Ufer stehn.
Ach, wenn er wiederkehrte, zu mir spräche,
Es würde mich sein Anblick neu beleben
Als wäre mir ein Nektartrank gereicht!
Doch sterben müssen, ohne ihn zu sehen,
O, das ist bitterer als das Sterben selber!
Wenn Rama nach Ayodhya wiederkehrt,
Wie Indras, der vom Himmelsthron gestiegen,
Mit schönem Antlitz wie der volle Mond
Und glänzend wie der aufgeblühte Lotus,
Dann werden Alle ihm entgegen jauchzen,
Die Glücklichen, sie werden ihn erblicken,
Und ich allein den Liebling nimmer sehn!

So jammerte der König um den Sohn,
Und seufzend rief er seinen Namen aus,
Bis ihm allmählich schwand das liebe Leben.
Am Morgen war sein großer Geist verhaucht,
Wie sich der Mond in Morgenröthe taucht.

Ein Wort Lafayette's über den historischen Fatalismus.

Bekanntlich bezeichnet man eine historische Schule des jüngern Frankreichs mit dem Beinamen der fatalistischen, und besonders ist die Geschichte der Revolution mehrfach in diesem Sinne behandelt worden. Lafayette, der Mann von tüchtigem und schlichtem Verstande, spricht in seinen Memoiren über diese Auffassung der Geschichte, wiewohl in einer früheren Periode ein unsers Bedünkens sehr treffendes Wort aus:

„Ebenso wie ehemals die Geschichte Alles auf einige wenige Menschen bezog, so ist es heutzutage Mode, Alles der Gewalt der Umstände, dem Zug und der Verkettung der Thatsachen, dem Gang der Ideen zuzuschreiben; man gesteht den Einwirkungen und dem Handeln der Individuen so wenig als nur möglich, zu. Dieß neue Extrem, auf welches Fox in dem nach seinem Tod erschienenen Werk hinweist, hat das Verdienst, der Philosophie schöne Allgemeinheiten, der Literatur glänzende Vergleichungen, und der Mittelmäßigkeit eine ausnehmend tröstliche Beruhigung zu bieten. Niemand anerkennt und schätzt besser als ich die Macht der Meinung, der moralischen Bildung und der politischen Einsicht und Gesinnung; ich glaube selbst, daß in einer wohl geordneten Gesellschaft der Staatsmann nichts als Redlichkeit und gesunden Menschenverstand braucht; aber es scheint mir unmöglich, namentlich in Zeiten der Aufregung, des Kampfes und der Reaction, den nothwendigen Zusammenhang der Ereignisse mit den hauptsächlichsten Handelnden und Bewegenden zu verkennen. Und zum Beispiel: wenn der General Lee, der nur ein unzufriedner Engländer war, den Oberbefehl erhalten hätte, der dann doch dem großen Bürger Washington gegeben wurde, so ist wahrscheinlich, daß die amerikanische Revolution sich am Ende auf einen vortheilhaften Friedensvertrag mit dem Mutterlande beschränkt hätte" u. s. w. Diese Aeußerung ist gegen die Ansicht gerichtet, daß die Umstände, der allgemeine Geist der Zeit oder eines Volks im Grunde Alles thun, und die Individuen beinahe gleichgültig seyen; dagegen aber anerkannte Lafayette doch in der Geschichte eine gewisse Nothwendigkeit oder Providenz, welche mit dem Fatum äußerlich verwandt scheint, sich aber davon doch insofern wesentlich unterscheidet, als sie nicht etwas Dunkles und Blindes, sondern Ausdruck von etwas Geistigem und Bewußtem ist und dem Bewußtseyn sich nähert und aufschließt; so sagt Lafayette selbst an einem andern Orte von demselben Washington:

Als einfacher Soldat wäre er der Tapferste gewesen, als gewöhnlicher Bürger hätten alle seine Nachbarn ihn hochgeschätzt. Mit einem Herzen so gerade wie sein Geist, beurtheilte er sich immer richtig nach den Umständen. Die Natur, ihn ausdrücklich schaffend für diese Revolution, machte sich selbst Ehre, und um ihr Werk zu zeigen, stellte sie ihn an einen solchen Ort, daß jede Eigenschaft hätte müssen unterliegen und zu Schanden werden, wenn sie nicht von allen andern wäre unterstützt und getragen worden.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 77.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

29 August 1838.

Dolorida.

Von Alfred de Vigny

Ist es die Wollust, die die Strahlen angezündet
Für Wonnen, welchen sich die Heimlichkeit verbündet?
Ihr bleicher Kerker sind die Gaze und der Krystall,
In heißer Sommerzeit der Abendlüfte Schwall
Läßt ein von maur'scher Art das Fenster am Balkone:
Es scheint, daß Mitternachts auftauch' Aurorens Krone,
Wenn Luna sich erhebt und wenn ihr Silberblick
Des rothen Feuers Gluth scheucht, abgebleicht, zurück;
Denn ihre Flamme ist neben den ird'schen Flammen,
Was reine Liebe ist, mit sündiger zusammen.
So wie ein Strom von Milch der langsam sich ergießt,
So des geräumigen Gemaches Wänd' umfließt
Das heil'ge Licht und nimmt das Auge ganz gefangen.
Der Polster blauen Sammt hält, steigend, es umfangen,
Die seidne Ottoman', auf der das Buch noch liegt,
Die Uhr, die sich an zwei goldne Gefäße schmiegt,
Der Jungfrau silbern Bild, von Rosen ganz versteckt,
Und eine Schönheit auf dem Prachtpfühl hingestreckt.

Oh! nie wird in Madrid ein Ritter edler Art
So viele Anmuth sehn mit so viel Kunst gepaart!
Nie hat für süßern Reiz beim Sternendämmerglanze
Gezittert die Guitarr', geschmachtet die Romanze;
In keiner Kirche sah man schönre Augen je
Vom Rosenkranz empor suchen des Himmels Näh';
Nicht weißre Hände sah auf des Theaters Stufen
Man dem Toreador beredten Beifall rufen,
Entgleitend, marmorweiß, schwarzer Mantille Sammt,
Auf welcher mancher Stern, von Gold gesticket, flammt.
Doch, o Ihr, die noch nicht der Blick, der stumm getauschte,
Aus dunkel glüh'ndem Aug mit Hoffnungen berauschte,
Schwarzäugige Spanier, junge Liebhaberschaar,
Wenn Eur' Idol im Schmuck des Golds sie Abends war:
Wer von Euch lechzte nicht (und sollte beim Heimkehren
Der Dolch der Rache sich in seiner Brust umkehren),
Auf diesen Marmorhals, den Busen und den Fuß,
Dem Hauch der Nacht entblößt, zu drücken seinen Kuß,
Und auf das schwarze Haar, zur Schulter niederfallend,
Dem düstern Laube gleich, der Weide Stamm umwallend?

Dolorida ist nur gehüllt in das Gewand
Welches zuerst ergreift, schamhaft, des Morgens Hand,
Und das der letzte Schutz der Schönheit, sich zu wehren
Gegen verwegnen Blicks lusttrunkenes Begehren.
Den weichsten Pfühl dem Haupt der Arm, der nackte, leiht;
Doch offen ist ihr Aug', herum ist schon viel Zeit,
Seit auf dem Zifferblatt es ist gefolgt, so bange,
In heißer Ungeduld, des Stundenzeigers Gange.
Was macht er denn, auf den so lange harrt ihr Schmerz?
Gewiß er liebt nicht mehr, das ihn so liebt, das Herz!
Des Tages kaum einmal sieht den zerstreuten Gatten
Sie drücken einen Kuß, einen gleichgültig matten,
Auf ihren durst'gen Mund; doch ihre Liebe nimmt
Nur zu und feuriger die Qual in ihr ergrimmt.

Wenn treu dein Gatte blieb, o junges Weib, es hätte
Dir leicht ein sünd'ger Wunsch gesprengt der Pflichten Kette,
Denn eines Weibes Lieb' ist ähnlich einem Kind,
Das, seines Spielzeugs satt, zerstört — unstätgesinnt,
Die Rose niedertritt, die ruhige, und dem raschen
Falter nachjagt, den es doch nicht vermag zu haschen.

Der Hammer hat indeß drei Uhr geschlagen schon;
Oh! für Verlass'ne klingt traurig der Stunden Ton!
Das Herz zückt, neu gemahnt, vor Trennungsschmerz zusammen;
Die Lampe kämpfte schwach; die nahrungslosen Flammen
Erlosch mit Flackern, gleich dem Sterbenden, deß Blick,
Der letzte, unstet fällt aufs Leben noch zurück.
Düstrer zeigt Alles sich dem Aug', dem kummerkranken,

Sie wähnt das Kruzifix bewegt zu sehen schwanken;
Ein Schauer faßt sie an; doch tiefer Jammer bricht
In Seufzer aus, Geschluchz und linde Thränen nicht;
Sie bleibt bewegungslos — nur ihre Zähne beißen
— Sie fühlt es nicht — sich ein der Hand, der marmorweißen.

Die Stille währt so lang! ein Schritt sie unterbricht;
Die Thür geht auf, er kommt; und sie — sie zittert nicht!
Sie zittert nicht, wie sie sein bleiches Antlitz schaut
Welches zu zeugen scheint von einem Unglück laut;
Ihr Gatte, der so schön, so jung — ist er erkrankt? —
Er schwankt zu ihrem Bett, wie man zum Grabe schwankt;
Der falt'ge Mantel drückt zu schwer auf seine Glieder,
Sein langes Schwert wird ihm zur Last und zieht ihn nieder;
Er sinkt aufs Knie und leis beginnt er seinen Gruß:
„Leb'wohl, sag' ich, weil ich, du siehst es, sterben muß!
Sterben, Dolorida! geheime Flammen zehren
An mir, die mir das Blut des Herzens schon zerstören;
Mein Fuß ist schwer und kalt, stumpf meines Auges Strahl,
Auf meinem Weg hieher fiel nieder ich dreimal.
Doch sehen wollt' ich dich, und als die Fieberhitze
Ueber mein Angesicht goß ihre kalten Blitze,
Sprach ich: ich sterbe, ja! doch mach' mein Tod ihr klar,
Daß ich auch fern von ihr nicht fern der Liebe war.
So ging ich, bittend nur um Frist von ein paar Stunden,
Und einigen Beistand bis dein Haus ich hab' gefunden;
Und lebenskräft'ger fühl' ich mich, knieend vor dir. —

Du lebtest ohne mich — warum denn sterben hier? —

O unerbittlich Herz! ja, du hast Recht zu klagen;
Doch fühle wie so matt in mir die Pulse schlagen;
Rühr' an die Stirne, feucht von kaltem Schweiße ganz;
In meinen Augen schau' des Todes düstern Glanz!
Gib, gib mir deine Hand! o, meinen Namen nenne!
Ein tröstend Wort, wenn nicht ein zärtliches, mir gönne!
Der Jahre Maß hab ich erreicht zur Hälfte kaum;
Von deinem Mitleid laß dem Sterbenden den Traum!
Im Angesicht des Tods Nachsicht in dir erwache!

Der Tod ist nur der Tod, doch ist er nicht die Rache.

O Himmel, noch so jung! verhärtet so ihr Herz!
Wie viel, bis so es ward, ward es gequält vom Schmerz.
O, deine Sprache ist die Zeugin meiner Sünden!
Ich ließ, o Schwache! dich die Kraft, die grause, finden.
Komm aber, höre mich, denn ich verdien' es doch,
Daß du versöhnt von mir vernehmst die Beichte noch.
Ich schwöre, sterbend wie du siehst, und ruf' zum Zeugen
Den Herrn, des Bild ich seh' sich auf dein Lager neigen,
Und wenn ich aus dem Mark nicht alle Kraft verlor,
Zu seiner Füße Blut höb' ich die Arm' empor,
Ich schwöre, daß mein Herz von sünd'gem Trieb besessen
Dein angebetet Bild, auch fern, niemals vergessen;
Selbst die Untreue war erfüllt noch stets von dir,
Ich sah dich immer stehn zwischen der Schuld und mir;
An einer fremden Brust träumt' ich von deiner Schöne,
Verklärt von meiner Schuld, verschönt durch deine Thräne,
Verführt durch solche Lust, die kurz und wandelbar,
Ward ich wohl strafbar, ach! doch hab' ich zwanzig Jahr!

Sah sie in deiner Qual heut Abend dich erblassen?

Ihre Verzweiflung war größer als du's kannst fassen.
Ja, freue dich, sie fühlt mit unsre Schmerzen tief;
Thränen vergoß sie, als ich deinen Namen rief;
Ich weiß die Krankheit nicht, die mir das Blut macht brennen,
Doch dich nur mußt' ich stets in meinen Klagen nennen;
Zu sterben Augenblicks dacht' ich, und ohne Frist
Bis durch des Sterbenden Bitten versöhnt du bist;
O sprich, mein Herz vergebt; aus meiner Pein mich reiße
Durch einen sanften Blick... Was ist der Trank, der weiße,
Den du so gierig schlürfst... hält dich der Wahnsinn fest?

Vom Gift, das gestern ich dir eingeschenkt, der Rest!

Walter Scotts Leben von Lockhart.

(Fortsetzung.)

Im Jahr 1812 zog Walter Scott nach Abbotsford, wo er viel bauen ließ und so viel als möglich Ländereien ankaufte; hier wurde er von vielen Gästen besucht und machte den gastfreundlichen Wirth. Hier eine Schilderung eines von Abbotsford aus veranstalteten Ausflugs auf die Jagd nach Newark-Hill:

Der einzige Gast, der für sich eine andere Kurzweil auserkoren hatte, war der beharrlichste Angler, Mr. Rose; aber auch er saß jetzt auf seinem kleinen Klepper, bewaffnet mit seiner Angelruthe und seinem Netz, begleitet von seinem lustigen Knappen Hinoes und von Charlie Purdie, einem Bruder von Tom (dieser war Scotts Lieblingsdiener), in jener Zeit dem berühmtesten Fischer der Gegend. Diese kleine Gruppe, die ihren Weg nach Lord Somerville's Jagdgehegen einschlug, verweilte einen Augenblick, um Zeuge zu seyn von dem Aufzug der Hauptkavalkade. Sir Walter, reitend die Sibylle, führte den stattlichen Zug an, mit einer ungeheuern Jagdpeitsche, und unter einem Dutzend fröhlicher Jünglinge und Mädchen, die aller Disciplin zu spotten geneigt schienen, zeigten sich, insgesammt zu Pferde und Alle so lebhaft wie der jüngste Jäger der Truppe, Sir Humphry Davy, Dr. Wollaston und der Patriarch der schottischen schönen Literatur, Henry Mackenzie. Der „Mann von Gefühl" (Mackenzie, der Verfasser der bekannten, so betitelten Erzählung) ließ sich jedoch, wiewohl nur mit Mühe bereden, für jetzt sein Pferd seinem treuen schwarzen Diener zu überlassen und der Lady Scott im Gesellschaftswagen Gesellschaft zu leisten, bis wir den Ort der Jagd erreichten. Laidlaw (ein Nachbar Scotts) auf einem langschweifigen, feurigen Hochländer, genannt Hobbin Grey, der ihn rasch und tüchtig trug, obgleich seine Füße beinahe den Boden berührten, machte den Adjutanten. Die malerischste Gestalt aber war der berühmte Erfinder der Sicherheitslampe

(Humphry Davy). Er war gekommen, um seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Angeln, nachzugehen, und hatte auch schon mit Rose glückliche Versuche an den zwei oder drei vorhergehenden Tagen angestellt, aber er hatte sich nicht für Ausflüge im freien Feld gerüstet, oder vielleicht hatte er in plötzlicher Laune die Truppe von Charlie Purdy verlassen, um sich Walter Scott anzuschließen — kurz sein Fischerkostüm, ein brauner Hut mit beweglichen Krempen, eingefaßt von einer Menge Darmsaiten und unzähligen Fliegenhaken — in Kanonenstiefeln, würdig eines holländischen Schmugglers, und einem Manchester-Oberrock, gefleckt von Salmenblut, bildete einen lustigen Kontrast mit den zierlichen Jacken, den weißgestreiften Beinkleidern und den blanken Jockeystiefeln der weniger ausgezeichneten Reiter um ihn her. Dr. Wollaston war schwarz gekleidet, und mit seinem Gesicht voll milder, heiterer Würde hätte er für einen jagenden Erzbischof gelten können. Mr. Mackenzie, damals in seinem sechsundsiebzigsten Jahre, mit einem weißen, grünausgeschlagenen Hut, grüner Brille, grüner Jacke und langen braunen, zugeknöpften Lederhosen, trug eine Hundepfeife um den Hals und hatte durchaus das Ansehen des leidenschaftlichsten Jagdliebhabers. Tom Purdie und seine Untergebenen waren um einige Stunden vor uns ausgezogen, mit allen Jagdhunden, die nur in Abbotsford, Darnick und Melrose aufzutreiben gewesen; nur der riesige Maida war bei seinem Herrn geblieben und sprang jetzt neben der grauen Sibylle her, vor Freuden bellend... Als wir Newark Castle erreicht, fanden wir Lady Scott, ihre älteste Tochter, und den ehrwürdigen Mackenzie, sämmtlich eifrig beschäftigt, einen Korb auszupacken, den man in ihren Wagen gestellt hatte, und das Frühstück, das er enthielt, auf den moosbewachsenen Felsen auszubreiten, welche das Bett des Yarrow umschlossen. Nachdem wer wollte von der Gesellschaft von diesen Erfrischungen zu sich genommen hatte, bestieg der „Mann von Gefühl“ wieder seinen Pony und Alle zogen den Berg hinauf, gehörig aufgestellt in gebührenden Entfernungen von einander und Sir Walter leitete die Bewegung. Davy, neben welchem ich zufällig ritt, schwang seine Peitsche um das Farrenkraut, wie ein ganz erfahrener Jäger, zugleich aber ließ er auch manchen Spaß los über seine Kanonenstiefel, und wie er den langgedehnten Schwarm der Jäger überblickte, rief er aus: Guter Himmel! sehe ich da nicht die ganze Landschaft und Scenerie aus dem Liede des letzten Minstrel vor mir? — Und dann murmelte er, während sein glänzendes Auge (das schönste und klarste, das ich je sah) die Gegend überschaute, einige der schönen Verse aus dem Schluß jenes Gedichts. Mackenzie mit seiner Brille sah den ersten Hasen auf dem Feld sitzen, gab das Zeichen, die Hunde loszulassen, und spornte sein Pferd ihnen nach wie ein Junger. Wirklich hielten sich auch alle älteren Männer ganz gut, so lang es bergauf ging, als aber der Hase bergab rannte, da machten sie Halt und verschnauften, indeß sie den jungen Leuten, die an ihnen vorbeisausten, lustig zuriefen. Die Jagd in einer solchen bergigen Gegend ist etwas ganz anderes, als über glatte englische Triften. Da gab es Schluchten zu vermeiden und Sümpfe, denen man ausweichen mußte; manches steife Pferdchen blieb stecken und mancher kecke Reiter maß die Länge seines Körpers am Boden, und Davy und noch ein Anderer, beide mit dem Terrain nicht bekannt, stürzten bis an den Hals in ein verrätherisches Wasser, das, bis sie darin plätscherten, ganz einem schönen, grünen Rasenboden gleich gesehen. Als Sir Humphry aus seinem unfreiwilligen Bade sich herausgearbeitet, seine Kleider eingefaßt von Koth, Schlamm und verworrenem Wassergras, empfing ihn Walter Scott mit einem triumphirenden Da capo! Aber der Philosoph bekam seine Genugthuung dafür; denn als Scott seine Sibylle zu einem Satz über ihr Vermögen antrieb und zu seiner Demüthigung in den Graben geworfen wurde, setzte Sir Humphry, besser beritten, glücklich hinüber. Zum Glück kam Niemand zu Schaden; aber man bedauerte nicht, daß man den Wagen am Fuße des Berges hatte stehen lassen....

W. Scott ward, wie es scheint, zu Rathe gezogen über eine zu gründende königliche Societät für Literatur und schrieb darüber an Lord Sidmouth Folgendes:

„Wenn mein Brief irgend etwas beitragen kann, um das übel entworfene Projekt zu hintertreiben, so wird er seine Absicht erreichen. Durch eine mehr als zwanzigjährige Bekanntschaft mit der literarischen Welt, während welcher Zeit ich mit allen ausgezeichneten Schriftstellern dieser Periode mehr oder minder bekannt wurde und zugleich die Neigungen und den Geschmack des lesenden Publikums kennen zu lernen Gelegenheit hatte, bin ich in Stand gesetzt, beinahe mit Gewißheit zu behaupten, daß der Plan nur zu einem sehr unbefriedigenden Resultat führen müßte. In jedem Falle sollte sich Se. Majestät desselben entschlagen; es ist Unsinn, zu sagen oder vorauszusetzen, es seyen Schritte gethan worden, die in einer solchen Angelegenheit als unwiderruflich betrachtet werden müßten. Man lasse die Männer der Literatur ihren Weg sich bahnen und ihre Sache mit dem Publikum ausfechten; und Se. Majestät möge, wie Ihr trefflicher Geschmack und Ihre Freigebigkeit es Ihr anrathen, mit Ihrer Gunst und Unterstützung in der geeignet scheinenden Weise diejenigen beehren, welche sich auszuzeichnen vermögen, und mit Ihrer Güte denjenigen zu Hülfe kommen, welche, trotz anerkannten Verdiensten, noch nicht so glücklich waren, sich Unabhängigkeit zu erkämpfen. Die unmittelbare Gunst des Fürsten ist mehr werth, als das Patronat von tausend Societäten!...

Ueber das Lesen der Jugend äußerte sich W. Scott unter Anderem dahier: Ich halte nicht so viel darauf, daß man Aufgaben gibt und Stunden festsetzt zu ernster Lektüre, als auf den Plan, daß man sucht den jungen Leuten selbst Geschmack für die Geschichte beizubringen, und ihnen vergönnt, ihn auf ihre Weise und zu der Zeit, die sie selbst wählen, zu befriedigen. Aus diesem Grunde möchte ich gar nicht so bedenklich und ängstlich seyn darüber, mit welchen Büchern sie den Anfang machen und ob sie in der Mitte oder hinten anfangen. Die Kenntnisse, welche wir mit eignem freien Willen und durch selbstständige Thätigkeit uns erwerben, sind wie Speisen, die man mit Appetit genießt — man verdaut sie gut und sie thun dem ganzen System besser als die doppelte, unmäßige Mahlzeit eines Alderman. Wenn man die Aufmerksamkeit eines Knaben im Gespräch auf einen interessanten Punkt der Geschichte lenken kann, und man bezeichnet ihm das Buch, in welchem er das Genauere in an-

muthiger, spaßlicher Weise erzählt findet, so liest er die Stelle mit so viel Vergnügen, daß er ganz gewiß zu dem Buch zurückkehrt in der ersten unbeschäftigten Stunde, um zu sehen, ob er nicht wieder einen solchen Genuß daraus schöpfen kann; und wenn einmal ein junger Bursche den Geist des Lerntriebs hat, so kommt er von selbst weiter, ohne große Mühe, außer daß man ihm die besten und angenehmsten Bücher auswählt....

Im Sommer des Jahrs 1825 machte Scott einen Besuch in Irland; er scheint überrascht worden zu seyn durch die Wärme des Empfangs, über den wahrhaft königlichen Beifall, der ihm im Theater zu Dublin zu Theil wurde, und über die Ehrenbezeugungen und Freundschaftsbeweise, die ihn in der Stadt und auf dem Lande überall begleiteten. Die Alterthümer und die landschaftlichen Schönheiten Irlands blieben nicht vergessen unter den schmeichelhaften Festlichkeiten, welche man dem Dichter zu Ehren anstellte; und einer der angenehmsten Umstände seiner irischen Festreise war, daß er mit dem Dichter der irischen Melodien in ein vertrauteres Verhältniß kam. Nach ein paar herzlichen Briefen sahen sie sich wieder in Abbotsford. Wir geben (sagt das Athenäum) einige Nachrichten über diese Zusammenkunft aus der Feder der beiden ausgezeichneten Männer; und diejenigen, welche eine Freude an Vergleichungen haben, mögen sich an den so glänzend beschriebenen Besuch erinnern, welchen Moore dem andern Haupthelden in der Literatur jener Zeit — unter so ganz andern Umgebungen — machte, und an Lord Byrons Ausruf „Zum Henker, Tom! werde nicht poetisch!" als die Beiden miteinander einem prachtvollen Sonnenuntergang in Venedig zusahen.

Am ersten Tag wo sie zusammen waren, drehte sich das Gespräch hauptsächlich um den kürzlichen Tod Byrons — von welchem Gegenstand dann Scott ungezwungen auf seine eigene literarische Geschichte überging. Moore hörte mit vielem Interesse Einzelheiten an, die jezt nicht mehr für neu gelten können, von den früheren Zeiten der Balladenjägerei, von Mat Lewis, von der Minstrelsy und den Gedichten. „Und zulezt," erzählt Moore, „nannte er zu meinem nicht geringen Erstaunen und Vergnügen die Novellen, ohne alle Zurückhaltung, als seine Schöpfungen. Er berichtete mir über die Entstehungsweise dieser außerordentlichen Werke, über die Vermuthungen und Mystifikationen, zu welchen sie Veranlassung gegeben hatten, und schloß mit den Worten: sie sind für mich eine Mine von Reichthümern gewesen — aber ich finde, sie gelingen mir jezt nicht mehr — ich kann sie nicht mehr so gut machen wie im Anfang." Diese Offenherzigkeit wurde von dem Bruder in Apollo erwiedert, wie es sich gebührte, und als er am nächsten Morgen in Scotts Zimmer trat, legte er — erzählt Moore — seine Hand mit einer Art von ernster Herzlichkeit auf meine Brust und sagte: Jezt, mein lieber Moore, sind wir Freunde auf Lebenszeit! Sie machten miteinander einen Spaziergang in den Pflanzungen um Abbotsford und unter andern Gegenständen kamen sie auch darauf zu sprechen, daß in diesen Zeiten das poetische Talent etwas so häufig Vorkommendes und Gewöhnliches sey. Kaum ein Magazin, sagte Moore, kommt heutzutage heraus, das nicht Gedichte enthielte, die vor etwa dreißig Jahren ihrem Verfasser einen Namen gemacht hätten! — Scott wandte sich gegen ihn mit seiner Miene voll gutmüthiger Schlauheit und Laune und sagte, in sich hineinlachend über sein eignes gutes Glück: Ja, wahrhaftig, wir haben es glücklich getroffen, daß wir diesen Leuten den Vortritt abgewonnen haben; dann aber sezte er, lustig seinen Stock schwingend, hinzu: wir haben sie, wie Boabdil, gelehrt, uns mit unsern eigenen Waffen schlagen! —

Aus Scotts Tagebuch wird über den Besuch Moore's Folgendes mitgetheilt: 22 November. Moore. Ich sah Moore (zum erstenmal darf ich wohl sagen) diesen Sommer. Doch hatten wir uns vor zwanzig Jahren in öffentlichen Gesellschaften schon getroffen. Er hat eine männliche Offenherzigkeit, bei vollkommener Ungezwungenheit und feiner Sitte, wodurch er in der That ein höchst angenehmer Mann ist. Nicht den geringsten Anstrich vom Poeten oder Pedanten. Ein kleiner — sehr kleiner Mann. Kleiner, glaube ich, als Lewis, und auch in seiner Gestalt ihm einigermaßen ähnlich; aber, weiß Gott! nicht in der Unterhaltung, denn Mart, obgleich ein feiner Geist, war doch ein Langweiler erster Größe. Ueberdieß sah er immer aus wie ein Schulknabe. Moore aber hat nichts von seinem unbedeutend scheinenden Wesen. Sein Gesicht ist nicht ausgezeichnet, aber der Ausdruck so belebt, besonders wenn er spricht oder singt, daß es viel interessanter ist, als es durch die schönsten Züge seyn könnte. Ich wußte, daß Byron oft, in Privatgesellschaften und in seinem Tagebuch, von Moore und mir in Einem Athem und mit gleicher Achtung gesprochen; so war ich denn neugierig zu sehen, was wir denn Beide Gemeinschaftliches und Aehnliches haben sollten, da Moore so viel in der großen, glänzenden Welt gelebt hatte, ich auf dem Lande, unter Geschäftsleuten und zuweilen auch unter Politikern; Moore ein Gelehrter war, und ich nicht; er ein Demokrat, ich ein Aristokrat, — außer vielen andern Differenzpunkten; überdieß ist er ein Irländer und ich ein Schotte, und beide halten wir ziemlich viel auf unsere Nationalität. Dennoch aber ist eine und zwar ziemlich starke Aehnlichkeit zwischen uns. Wir sind beide gutmüthige, lustige Kameraden, und haben lieber unsere Freude und unsern Genuß an dem, was sich eben in der Welt begibt, als daß wir unsere Würde, als merkwürdige Leute, zu behaupten streben; und wir haben uns beide zu viel und zu gründlich in der Welt umgesehen, um nicht im Innersten unsrer Seelen die eingebildete Wichtigkeit literarischer Männer zu verachten, die ihre Nase so hoch in den Lüften tragen, und die mich immer an den Kerl erinnern, welchen Johnson in einem Bierhause traf und der sich den Namen beilegte: der große Twalmly — Erfinder des Schleusseneisens zur Glättung der Leinwand. — Er hat seine Freude an einem fröhlichen Gespräch und Lachen, und so ich auch....

(Fortsezung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann

Nr. 78.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

1 September 1838.

Silvio Pellico.

Dieser durch sein Buch Le mie prigioni in Deutschland und in ganz Europa berühmt gewordene Mann war schon längere Zeit zuvor als dramatischer Dichter einer der Lieblinge seines Volkes. Wir haben es hier nur mit dem Poeten zu thun, und begnügen uns, an jenem so berühmt gewordenen Buche den trefflichen prosaischen Styl zu preisen, der in seiner Einfachheit und Klarheit die Gesinnungen und das Gemüth des Verfassers so durchsichtig zeigt und der so eindringlich zum Herzen spricht. Der Grundton jenes Buchs: fromme Innigkeit des Gefühls, ist auch der Grundton der meisten seiner Dichtungen; nicht leicht tragen der Mensch und der Dichter so sehr Ein Gepräge, wie dieß bei Silvio Pellico der Fall ist, und wenn man seiner Poesie gern größere Mannichfaltigkeit und reichere Phantasie wünschen möchte, so empfindet man andererseits mit wohlthuender Freude die Einheit und Wahrheit des Gemüths darin.

Ehe wir von Pellico's Poesien sprechen, theilen wir Einiges von seinen Lebensumständen und seiner Bildungsgeschichte mit. Er ist geboren in Saluzzo im Piemontesischen, als das dritte Kind angesehener und tugendhafter Eltern. Sein Vater war ein Mann von starkem, edlem Charakter und von poetischem Talent, welcher Komödien dichtete, die von seinen Söhnen ganz oder theilweise auswendig gelernt und aufgeführt, oder doch recitirt wurden. Silvio's älterer Bruder Luigi schrieb später werthvolle Komödien, und er selbst war erst zehn Jahre alt, als er sich an einer Tragödie versuchte, welche ein Ossianisches Thema behandelte. Von vielleicht noch größerem Einfluß auf Pellico's geistige Entwicklung war seine Mutter. Von ihr sagt des Dichters Freund und Biograph, Maroncelli: „Wie beflissen und sorglich war die Weisheit dieser trefflichen Mutter, die aus den geringsten Begebnissen des häuslichen Lebens Stoff der Belehrung schöpfte! Die Krone ihrer vielen Tugenden war die Art, wie sie sie ausübte; sie hatte dabei eine Einfachheit, eine Leichtigkeit, eine Bescheidenheit, daß sie durchaus nichts Lästiges und Drückendes hatten, weder für sie selbst, noch für diejenigen, gegen welche sie dieselben übte. Es waren Wohlthaten und doch schienen sie ganz zufällig aus dem gewöhnlichen Gang des Lebens zu entspringen. In solcher Schule durfte sich Silvio's Seele bilden, und Silvio's Seele ist, wenn er von seiner Mutter redet, ein leibhafter und lebendiger Lobgesang der Anbetung gegen Gott in seinen Geschöpfen. Er hatte eine schwere Kindheit. Kaum hatte er eine tödliche Krankheit überstanden, so bildete sich in seinem Körper der Keim zu einer neuen, und die Aerzte behaupteten, er würde vor dem siebenten Jahre sterben. Als diese Frist verstrichen war und sie ihn noch am Leben sahen, sagten sie: er hat das erste siebenjährige Stadium überwunden, aber das zweite wird er nicht überwinden; er wird mit vierzehn Jahren sterben. — Die vierzehn Jahre kamen und Silvio lebte noch; jetzt erklärten sie, er würde bis zum einundzwanzigsten leben und länger nicht. Zum Glück war auch die dritte Prophezeihung falsch; aber allerdings war er in seinen Jugendjahren nicht minder kränklich als in seiner Kindheit. — Da war die mütterliche Zärtlichkeit ganz in ihrem Reich. Während derresten sieben Jahre beugte sich, wenn Aerzte und Geistliche ganz an seinem Aufkommen verzweifelnd, ihn verließen, die gute Mutter über das Kopfkissen des beinahe leblosen Kindes und versuchte ihm die Brust zu reichen. Dieß fachte den fast erstorbenen Funken des Lebens wieder an und er erholte sich. Wer wollte läugnen, daß so seine Mutter zu wiederholten Malen ihm das Leben geschenkt? In diesen Lebensanfängen liegt der hinreichende und erste Erklärungsgrund seines Wesens als Mensch, als Dichter, als Sohn, als Bürger, wie er nachmals wurde. Uebrigens betrachtete er den Tod nicht nur mit Gleichgültigkeit, sondern mit Wohlgefallen; er war für ihn das Ende eines grausamen und harten Kampfes, und darum hörte man ihn, als er zu reiferen Jahren gekommen war, sagen: „der schönste Tag meines Lebens wird derjenige seyn, an dem ich sterbe."

Aus seinen Kinderjahren ist auch der Umstand anzuführen, daß er längere Zeit an einer seltsamen, zugleich physischen und geistigen Krankheit litt. In Folge einer gehabten Angst sah er

jeden Abend, wenn es zu dunkeln anfing, seltsame Gestalten um sich her schweben, und selbst wenn man die Lichter brachte, sah er sie immer noch in den von dem Lichte nicht ganz erhellten Theilen des Zimmers. Das arme Kind brach dann in klägliches, endloses Jammern aus, das Jedem, der es hörte, ins Herz schnitt und sich nicht stillen ließ.

Später kam Silvio mit seiner Familie und seinem Lehrer, Don Manavella, nach Turin; hier bemächtigte sich seines Herzens eine Leidenschaft zu einem Mädchen, mit Namen Carlotta, welche in ihrem vierzehnten Jahre starb, deren Bild aber Silvio auch in späteren Zeiten immer begleitete. — Die Vermählung seiner Schwester Rosina mit einem in Lyon ansässigen Verwandten, gab Veranlassung, daß Silvio nach Lyon ging, wo er vier Jahre blieb und sich mit der französischen Literatur bekannt machte. Aus seinen Studien ward er plötzlich aufgerüttelt; im Jahr 1806 erschien in Italien das Gedicht: die Gräber von Ugo Foscolo, und Silvio erhielt es bald von seinem Bruder Luigi zugeschickt, „dieß Gedicht war für ihn der Schild des Rinaldo;" als er es las, fühlte er, wie er Italiener und Dichter ward. De Latour berichtet darüber Folgendes:

„Umgetrieben, hingerissen von dem Gelesenen, versucht er doch wieder in die Welt zurückzukehren, aber seine Gedanken und Träume begleiten ihn auch hier. Er scheint auf jedem Munde einen unbekannten Ton zu suchen, er glaubt auf dem Titel jedes Buchs die Gräber zu lesen. Es schien als bemerkte er jetzt erst, daß unsre Sprache rauh und hart ist, daß unser Himmel nicht die durchsichtige Klarheit des italienischen Horizonts hat; Italien bemächtigt sich aller seiner Gedanken, beherrscht seine ganze Seele. Man wundert sich, man befragt ihn, woher diese ungewohnte Träumerei, dieser Trübsinn, den man nicht an ihm kennt; da erzählt er mit bewegter Stimme, es lebe jenseits der Alpen ein Dichter, dessen Verse das Heimweh einflößten. Man will diesen Dichter kennen lernen, man befragt ihn um dessen Namen, man dringt in ihn, einige Verse von ihm zu übersetzen; da öffnet der junge Mann das magische Buch und gibt in lebendiger, glühender, farbenreicher Prosa die unvorbereitete Uebersetzung eines Abschnitts von jenem Gedicht, und theilt den Seelen seiner Zuhörer den ihn beseelenden Enthusiasmus mit."

Ums Jahr 1810 kehrte Silvio Pellico in sein Vaterland zurück, nach Mailand, wo sich jetzt seine ganze Familie befand, in deren Schooß er jetzt wieder zu leben anfing. Er wurde Lehrer der französischen Sprache am Collegium für Militärwaisen, was ihn täglich eine oder zwei Stunden in Anspruch nahm; den übrigen Theil des Tages konnte er den Schöpfungen seines Geistes widmen. Mailand war damals das Athen Italiens und zwei Männer theilten sich in die Herrschaft in der Literatur, Monti und Foscolo. Silvio machte die Bekanntschaft beider, und wurde von beiden gut aufgenommen; er hatte eine schwierige Stellung zwischen den zwei sich so unähnlichen Männern — Monti, willenlos und immer im Frieden, Foscolo von kräftigem Willen und immer im Krieg. Silvio wußte, was Monti, er wußte auch was Foscolo war; er nahm nicht an ihren Fehden Theil; er gab freimüthig bald diesem, bald jenem Recht oder Unrecht, aber weiter ging seine Strenge nicht; er versuchte dann immer durch Worte und Thaten zu versöhnen. Von beiden erhielt er sich unabhängig; Monti hatte ihn öfters aufgefordert, gemeinschaftlich mit ihm alle Gedichte Byrons zu übersetzen; Silvio lehnte es ab, weil er sich dadurch seiner Freiheit begeben hätte, und ohne Zweifel hätte bei diesem Unternehmen der berühmte Name Monti's den des damals noch unbekannten Pellico's verdunkelt und verschlungen. Auch nahm Monti ihm übel, daß er zwei Tragödien hatte im Druck erscheinen lassen, ohne zuvor seinen Rath einzuholen. Dagegen ließ er sich auch von dem Urtheile Foscolo's nicht hinreißen und bestimmen. Er hatte eine Tragödie, Laodicea, gedichtet. Als zwischen 1810—12 auf einem kleinen Mailändischen Theater ein Mädchen, Carlotta Marchianni, auftrat, welche nachmals die erste italienische Schauspielerin in tragischen und komischen Rollen wurde, fühlte sich Pellico versucht, unter dem Einfluß der Begeisterung, die ihm dieß blasse und gefühlvolle Antlitz einflößte, die Liebe Franceska's und Paolo zu schildern, welche aus den stürmischen Kreisen der Dante'schen Hölle herauf die ersten Jahre jedes jungen italienischen Literaten mit süßer Schwermuth erfüllt. Silvio dichtete sein Stück und gab es dem Ugo Foscolo zu lesen. Dieser sagte am folgenden Tag zu ihm: „Höre, wirf deine Franceska ins Feuer! Wir wollen die verdammten Seelen Dante's nicht aus der Hölle herauf beschwören; sie würden den Lebenden nur Angst einjagen. Wirf es ins Feuer und bringe mir etwas Anderes!" Silvio brachte seine Laodicea; „Ah, das ist schön!" sagte Foscolo, „so fahre fort!" — Aber Silvio bewahrte sorgfältig seine Franceska und verbannte oder unterdrückte seine Laodicea. Einige Zeit nachher erschien Carlotta wieder, erwachsen und als vollendete Künstlerin auf dem Mailändischen Theater; Pellico lernte sie kennen; Franceska wurde aus dem Staub hervorgezogen, von Carlotta gegeben, in Neapel, Florenz, auf allen italienischen Theatern wiederholt — und mit immer steigendem Beifall.

Nach dem Sturz der Napoleonischen Herrschaft begab sich die Familie des Dichters wieder nach Turin, wo sein Vater eine Anstellung bekam, Silvio aber blieb in Mailand im Hause des Grafen Briche, dessen Sohn Odoardo er zu unterrichten hatte. Später kam er als Erzieher und Lehrer in das Haus des Grafen Porro, wo er in den angenehmsten Verhältnissen lebte. Ein schwerer Schlag war es für sein Herz, daß sich sein früherer hoffnungsvoller Zögling Odoardo in einem Anfall von Schwermuth erschoß.

(Fortsetzung folgt.)

Walter Scotts Leben von Lockhart.

(Fortsetzung.)

Einige Urtheile über literarische Personen:

Weil ich von Fremden spreche (schreibt Scott), so fällt mir ein: London hatte vor etwa vier oder fünf Jahren auch eines jener Geschöpfe, die im Anfang Löwen sind, aber durch die Verwandlungskraft von ein paar Saisons, dem regelmäßigen Verlauf nach, unerträglich langweilig und Einem zur Last wer-

den — Ugo Foscolo mit Namen, der sehr häufig Murray's Laden und die literarischen Gesellschaften besuchte. Häßlich wie ein Pavian und unerträglich eingebildet, polterte, sprudelte und stritt er, ohne nur die Prinzipien zu kennen, auf welche Menschen von gesunder Vernunft eine Beweisführung gründen, und kreischte dazu immerfort wie ein Schwein, das ein Messer in der Kehle stecken hat. Ein anderes solches animalaccio ist ein Unthier von einem Marquis von..., der uns neulich in Abbotsford zwei Tage lang heimsuchte. Diese Ehrenleute wissen nie, was sie am Vormittag mit sich anfangen sollen, sondern sitzen da und quälen die Frauen, Sprüchwörter mit ihnen zu spielen und solches dummes Zeug...

Ein seltsames Ding um diese Literatur oder um das Streben nach Ruhm oder Namen, das immer in ihrem Gefolge ist. Da steht jetzt Mr. Henry Mackenzie am Rande der Zeitlichkeit, und er ist doch noch so eifrig angefochten darum, als dächte er gar nicht daran, daß der Vorhang so bald über dieß und alles Andere fallen müsse. Er nennt mich seinen literarischen Gewissensrath, und gewiß ich bin recht froh, ihm die Güte vergelten zu können, die er mir vor langer Zeit erwiesen hat. Niemand kann man sich nach seinen Schriften weniger richtig vorstellen als ihn; man denkt sich ihn als einen zurückgezogenen, bescheidenen, etwas gezierten Mann, mit einem weißen Handtuch, der einen Seufzer bereit hat für jedes schöne Gefühl. Nichts dergleichen! Mackenzie ist so gewandt wie eine Schneidernadel in allen möglichen Sachen — er ist Politiker und Jäger — er schießt und fischt bis auf diesen Tag — und ist mit seinen Anekdoten und Späßen das Leben jeder Gesellschaft.

Hogg kam diesen Morgen zum Frühstück und brachte als Begleiter mit sich den Barden von Galashiels, David Thomson. Der ehrliche Murrkopf ist in seiner köstlichen Naivetät der Ansicht, die Gedichte von „Muir" (seine Aussprache von Moore) seyen gar zu süß — und Thomson stimmte mit ein, daß Moore's Ohr oder Noten — ich weiß nicht mehr — zu künstlich gespannt seyen. Ja, versetzte der vom Walde, sie sind viel zu sehr verkünstelt, denn die meinigen sind gerade recht!

Ich habe mich während der letzten paar Tage gelegentlich sehr angenehm damit unterhalten, daß ich der Lady Morgan Novelle: O'donnor, wieder las, welche einige ergreifende und schöne Situationen und Schilderungen hat, und im komischen Theile sehr reich und unterhaltend ist. Ich erinnere mich nicht, daß ich beim ersten Lesen gleiches Wohlgefallen daran gefunden hätte. Es ist ein Mangel an Begebenheiten darin, was einem Buch beim ersten Lesen immer sehr schadet — und es ist gut, wenn es zu einem zweiten Lesen auffordert. Ach, die arme Novelle! Auch wieder, und wenigstens zum drittenmale gelesen der Miß Austen sehr hübsch geschriebene Novelle: Stolz und Vorurtheil. Diese junge Dame besaß ein Talent zur Schilderung der Begebenheiten und Empfindungen und Charaktere des gewöhnlichen Lebens, das mir das wunderbarste scheint, das mir je vorgekommen. Das Massive und Grobe kann ich wohl so gut als irgend Einer heutigen Tages machen; aber der feine Anstrich, der ganz gewöhnliche Dinge und Charaktere interessant macht durch die Wahrheit der Schilderung und das feine Gefühl, ist mir versagt. Wie schade, daß ein so begabtes Wesen so frühe starb! — —

Im Winter des Jahres 1825 begann der Sturm des Mißgeschicks über Walter Scotts Haupt auszubrechen, der ihn seines Vermögens beraubte. Traurige Nachrichten aus der Hauptstadt erweckten in ihm zuerst ernstliche Besorgnisse, die er dem Papier anvertraute:

18 December. Was mich selbst betrifft, wenn die Sachen in London schlecht gehen, so wird der Zauberstab des Unbekannten ihm in der Hand zersplittern. Dann muß er wahrhaftig der Nurzugutbekannte genannt werden! Das Fest der Phantasie wird vorüber seyn mit dem Gefühl der Unabhängigkeit... Was für ein Leben ist doch das meinige gewesen! halb erzogen, beinahe ganz vernachlässigt, oder mir selbst überlassen; meinen Kopf anfüllend mit unsinnigem Zeug und von den meisten meiner Genossen eine Zeitlang zu wenig geschätzt; dann kam ich vorwärts und galt für einen kecken und gescheidten Burschen, ganz im Gegensatz zur Meinung Aller, die mich für einen Träumer gehalten hatten; zwei Jahre lang war mein Herz gebrochen; dann wurde es wieder ordentlich zusammengeflickt; aber der Riß wird bleiben bis zu meinem Tode. Vier oder fünfmal arm und reich; einmal am Rande des Ruins, und dann that sich mir wieder eine Quelle fast überfließenden Vermögens auf. Und jetzt soll ich auf dem Gipfel meiner Herrlichkeit untergehen, weil London zufällig in einem stürmischen Treiben und Unruhe ergriffen ist. Und was wird das Ende seyn? Das weiß Gott! damit endet mein Katechismus. Niemand kann doch einen Pfennig durch mich verlieren, das ist ein Trost. Die Menschen werden freilich denken: Hochmuth kommt vor dem Fall. Mögen sie selbst ihren Stolz haben und denken, mein Sturz werde sie erhöhen oder sie wenigstens zu erhöhen scheinen. Ich habe die Genugthuung mich zu erinnern, daß mein Glück Vielen zu Gute gekommen, und zu hoffen, daß Manche wenigstens meinen vorübergehenden Reichthum mir verzeihen werden, in Betracht der Harmlosigkeit meiner Gesinnungen und meiner ernstlichen Wünsche, den Armen Gutes zu thun. Betrübte Herzen in Darnick und in den Hütten von Abbotsford. Ich habe halb und halb beschlossen, den Ort nicht wieder zu sehen. Wie könnte ich mein Haus betreten mit so gedemüthigtem Haupte? Wie könnte ich da leben als ein armer verschuldeter Mann, wo ich einst der reiche, geehrte Mann war? Ich wollte am Samstag dahin gehen, um in Freude und Wohlseyn meine Freunde zu empfangen. Meine Hunde werden mich vergebens erwarten. Es ist närrisch — aber der Gedanke, von diesen vernunftlosen Geschöpfen zu scheiden, hat mich mehr erschüttert, als alle die andern schmerzlichen Betrachtungen, die ich angestellt. Die armen Geschöpfe! ich muß ihnen nur gütige Herren zu bekommen suchen! Es wird schon noch Leute geben, die, weil sie mich lieben, auch meine Hunde lieben, weil sie mein gewesen sind. Ich muß diesen düstern Ahnungen ein Ziel setzen, sonst verliere ich die Gemüthsstimmung, mit welcher Männer dem Unglück entgegen treten müssen. Ich fühle die Füße meiner Hunde an meinen Knieen. Ich höre sie wimmern und mich überall suchen. Das ist Unsinn — aber das würden sie thun, wenn sie wüßten, was

kommen kann. Ein seltsamer Gedanke durchzuckt mich — wenn ich sterbe, wird man dann das Tagebuch von diesen Tagen aus dem Ebenholzschrank in Abbotsford hervorholen und mit Staunen lesen, daß der so stattlich und wohl aussehende Baronet je vor der Möglichkeit eines solchen Glücksumschwungs gezittert hat? Oder wird man es in einem obskuren Landhaus finden, wo der heruntergekommene Sohn des Ritterthums seinen Wappenschild aufgehangen und wo ein paar alte Freunde ein ernstes Gesicht machen und einander zuflüstern werden: der arme Gentleman — ein wohlgesinnter Mann — Niemand Feind als sich selbst — meinte, es würde ihm nie ausgehen — ließ seine Familie in Armuth — schade, daß er den närrischen Titel annahm! — Wer kann diese Frage beantworten?

Nachdem die Krisis eingetreten war:

22 Januar. Ich fühle mich weder entehrt noch gelähmt durch die schlimmen — jetzt in der That schlimmen Nachrichten, die ich bekommen habe. Ich habe meinen letzten Gang gemacht durch die Besitzungen die ich angelegt und gepflanzt — ich bin zum letztenmal in den Mauern gesessen, die ich erbaut habe. Aber der Tod hätte mir das Alles genommen, wenn das Unglück es mir nicht entrissen hätte. Meine armen Leute, die ich so geliebt habe! Noch ein anderer Unstern könnte mir begegnen, bei diesem feindseligen Walten des Schicksals: wenn ich beim Herabstürzen von diesem Elephanten meinen Zauberstab zerbräche und meine Popularität mit sammt meinem Vermögen verlöre. Dann mögen Woodstock und Bony zum Papiermacher wandern und ich kann anfangen Cigarren zu rauchen und Grog zu trinken, oder fromm werden, und den Kopf auf eine andere Weise berauschen. Ich will gerne sehen, ob sie mir, einem Mann, der den völligen Ruin vor sich sieht, nur meine Richterstelle lassen. Ich glaube, ich ginge gern außer Landes und legte meine Gebeine zur Ruhe fern vom Tweed. Aber ich spüre, daß meine Augen feucht werden und das darf nicht seyn. Ich will nicht weichen, ohne mich zu wehren. Und es ist seltsam, wenn ich mich niedersetze, um zu arbeiten wie ein Hund, wie Dr. Johnson sagen würde, so bin ich gerade der Mann, der ich immer war — weder niedergeschlagen noch zerstreut. In glücklichen Zeiten habe ich manchmal meine Phantasie und meine Herrschaft über die Sprache ermatten und erlahmen fühlen, aber das Unglück ist für mich mindestens spannend und stählend; der Quell wird erweckt in seinen innersten Tiefen, als ob der Geist der Betrübniß ihn aufgewühlt hätte in seinem Vorüberschreiten.

Der arme Mr. Poler, der Harfner, ließ mir 500 oder 600 Pfd., wahrscheinlich alle seine Habe, anbieten. Es ist doch noch viel Güte in der Welt. Aber ich will keinen Freund, reich oder arm, in mein Unglück verwickeln. Meine eigene Rechte soll Alles thun — sonst — will ich untergehen.

Ja, ja — Thätigkeit — Anstrengung. Oh, Erfindungskraft, raffe dich auf! Mögen die Menschen freundlich und gütig, möge Gott gnädig seyn! Das Schlimmste ist, ich weiß nie ganz sicher, ob ich Recht oder Unrecht habe; und Ballantyne, der es einigermaßen weiß, scheut sich, es offen zu sagen. Alle meine Hoffnung steht auf der fortdauernden Nachsicht und Gunst des Publikums. Ich habe einen Einladungsbrief zum Begräbniß des Chevalier Yelin erhalten, eines Ausländers von Talent und Gelehrsamkeit, der im Royal Hotel gestorben ist. Er wünschte mit mir bekannt zu werden und sollte einen Aufsatz vor der königlichen Societät vorlesen, wo er mir sollte vorgestellt werden. Ich kam an dem Abend nicht hin und der arme Mann ward an jenem Tage krank und konnte nicht mehr ausgehen. Er legte sich zu Bette und stand nicht mehr auf; und jetzt ist sein Leichenbegängniß die erste öffentliche Gelegenheit, wo ich erscheinen soll. Er todt und ich ruinirt!..

24 Januar. Ich ging heute zum erstenmal auf den Gerichtshof und, wie der Mann mit der großen Nase, glaubte ich, Jederman denke nur an mich und mein Mißgeschick. Ohne Zweifel war das auch der Fall bei Vielen; offenbar bedauerten es Alle und Einige waren wirklich ergriffen. Es ist merkwürdig, den Unterschied im Benehmen der Menschen zu beobachten, wenn sie auf ihre Weise freundlich oder höflich seyn wollen in ihrem Verhalten gegen mich. Einige lächelten, als sie mir guten Tag boten, als wollten sie sagen: denkt nicht daran, guter Freund; wir denken auch gar nicht daran! — Andere grüßten mich mit dem gezwungenen Ernst, den man bei Leichenbegängnissen sieht und verachtet. Die von den feinsten Sitten — und Alle, glaube ich, meinten es gleich gut — schüttelten mir nur die Hand und gingen weiter. — Ein närrischer Streich ist es von den Zeitungen, daß sie Götter und Menschen anrufen, einem populären Autor beizustehen, der dem Publikum viele Tausende abgenommen, aber nicht so viel Verstand besaß, das Vermögen, das er hatte, sich zu erhalten! — Wenn ich hart gedrängt und Maßregeln gegen mich ergriffen werden, soll ich alle Mittel der gesetzlichen Vertheidigung benützen und mich in einer Eingabe um Sequestration für bankrott erklären; das ist das Verfahren, das man in gewissem Betracht einem Clienten anzuempfehlen hätte. Aber in einem Ehrengericht würde ich dafür meine Sporen zu verlieren verdienen. Nein, wenn sie es mir gestatten, will ich ihr Vasall seyn auf Lebenszeit, und im Bergwerk meiner Phantasie nach Diamanten graben (oder nach etwas, das man als solche verkaufen kann), um meine Verbindlichkeiten zu erfüllen, nicht um mich zu bereichern. Und das nicht aus Scheu und Widerwillen dagegen, Insolvent zu heißen, was ich wahrscheinlich bin, sondern weil ich den Händen meiner Gläubiger nicht die geistigen oder literarischen Hülfsquellen entziehen will, die mir noch bleiben....

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 79.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

6 September 1838.

Die Einheit der modernen Literaturen.

Von Edgar Quinet.

Unter obigem Titel hat E. Quinet, der Dichter Ahasverus', Napoleons und Prometheus', der Schüler und Verehrer Herders und Goethe's, einen Aufsatz geschrieben, welcher als Einleitung zu einem größern Werke: Philosophie und Poesie anzusehen ist. Gewiß gehört Quinet, in Folge seiner vielseitigen Bildung, seines umfassenden Wissens, zu den vorurtheilsfreiesten Franzosen, so wenig er doch dabei aufhört, von ganzem Herzen Franzose zu seyn. Einige Mittheilungen aus seinem Aufsatze dürften wohl auch das Interesse deutscher Leser erregen, und wenn schon die Idee selbst keineswegs neu ist, wird man sie doch eigenthümlich gefaßt und ausgesprochen finden.

„Die Literaturgeschichte war in Frankreich lange Zeit nichts Anderes als die Schilderung der Epochen des Perikles, des Augustus, Leo's X und Louis' XIV. Alles was unter diese Rubriken sich bringen ließ, war der natürliche und gewöhnliche Gegenstand der Kritik; Alles dagegen, was diese Classifikation nicht umfaßte, ward vernachlässigt oder vielmehr weggeschnitten und galt für falsch oder unnütz. Nach diesem Prinzip wurden die orientalische, spanische, englische, deutsche Poesie, und selbst bis auf einen gewissen Punkt die italienische vor Petrarka und die französische vor Malherbe als sonderbare Ausnahmen betrachtet, die, weil sie keinen Platz fanden in der hergebrachten Nomenklatur, in der Kunst das waren, was die Mißgeburten in der Natur. Uebrigens wurden diese wenigen auserwählten Epochen, die man richtig die großen Jahrhunderte nannte, beinahe immer unabhängig von einander ins Auge gefaßt. Keine Verbindungen, keine Traditionen verknüpften sie im Geiste der Commentatoren; die eine nach der andern, jede für sich, erschien wie eine Schöpfung aus sich selbst, die weder Vorfahren gehabt, noch Nachkömmlinge hatte.

Das Jahrhundert, an welches diese Art von Kritik sich vorzüglich machte, ist das Jahrhundert Louis' XIV. Der gewöhnliche Gegenstand der Erörterung der Schulen ist es oft unter der Feder der Schriftsteller ein Argument geworden, das Jeder zu Gunsten seines Systems oder seiner Werke wendete und deutete. Das gewöhnlichste Verfahren hiebei war, es zu isoliren, wie einen einzeln stehenden Punkt. Man bemühte sich, seine Unterschiede von Allem, was es umgab, recht hervorzuheben; dadurch glaubte man es zu verherrlichen. Indem man es von seinen natürlichen Wurzeln, von den Traditionen des Christenthums und des Feudalismus abtrennte, gab man ihm eine Stellung, verschieden von der aller andern Jahrhunderte. Es schien aus sich selbst geboren, gekrönt von eigner Hand, natürlich und nothwendig bekleidet mit einer Art von rechtmäßiger Herrschaft über alle anderen Zeitabschnitte; ein absoluter Monarch einer bestimmten Frist, die Niemand etwas schuldig, als sich selbst, Alles nur auf sich beziehend, ohne Zusammenhang mit der Vergangenheit, auf ihrem einsamen Throne, das Wort ihres Helden ändernd, hätte sagen können: Ich bin die Ewigkeit!

So war diese Epoche wie schwebend und verirrt in der Zeit; oder, was auf dasselbe hinauskommt, wenn man irgendwo nach ihren Anfängen suchte, so fand man sie alle im Zeitalter des Augustus. Vergebens, daß siebzehn Jahrhunderte sie von diesem trennten; diese Zwischenzeit erschien wie ein leerer Raum, über welchen die beiden Epochen von gleichem Geist und gleichem Schnitt, so zu sagen, ohne Schwierigkeit sich einander nähern und umarmen konnten. Der christliche Geist, welcher dem siebzehnten Jahrhundert zu Grunde lag, wurde von der Kritik vernachlässigt, welche im Gegentheil mit besonderm Vergnügen die Aehnlichkeiten in der Poesie dieser Zeit mit der heidnischen Poesie hervorhob. Durch einen Abgrund vom Geist der ausländischen Literaturen geschieden, schien die französische Epoche, nach Voltaire's Ausdruck, eigens dazu bestimmt, ein Vorwurf für alle andere zu seyn; und auf diesem Fundament brachte man fünfzig Jahre lang die Doktrinen und Namen in Kampf miteinander: Racine gegen Shakespeare, Boileau gegen Dante, Corneille gegen Calderon. Seinem socialen Charakter entfremdet, wurde das Jahrhundert Louis' XIV eine Art von alterthümlichem

Widderkopf, der unaufhörlich gegen die Bauwerke des modernen Genius im übrigen Europa anschmetterte.

(Fortsetzung folgt.)

Silvio Pellico.

(Fortsetzung.)

In dem Hause Porro machte er die Bekanntschaft vieler ausgezeichneter Reisenden: er sah und sprach Frau von Staël und Schlegel, Lord Byron und Hobhouse, H. Davis, Brougham, Thorwaldsen und viele Andere. In Verbindung mit mehreren Gleichgesinnten und Gleichstrebenden gründete Pellico ein Journal, il Conciliatore (der Versöhner) genannt. Um den Geist dieses politisch-literarischen Journals recht kennen zu lernen, sagt Maroncelli, müsse man mehr auf die Bestrebungen der Theilnehmer sein Augenmerk richten, als auf das, was es wirklich leistete. Alle Theilnehmer versammelten sich wöchentlich dreimal in dem Hause Porro; Pellico war der Sekretär der Gesellschaft, deren Hauptverdienst war, daß sie eine neue Generation von Autoren heranbildete.

Ueber dieß für die italienische Literatur merkwürdige Journal sagt derselbe: „Die Theilnehmer beabsichtigten durch dieß Mittel den Geistern eine neue literarische Richtung zu geben, oder mit andern Worten: die Literatur zu ihrer reinen und ursprünglichen Aufgabe zurückzuführen, nämlich: durch das Schöne zum Wahren zu leiten. Sie wollten die Schranken einer kleinlichen, ausschließlichen unduldsamen Kritik niederreißen, die Reichthümer der Heimath besser würdigen, die fremden besser benutzen, Schriftsteller aufmuntern, welche die Dogmen einer konventionellen und entstellten Natur verließen, um die wahre, vielgestaltige und lebendige zu studiren. So verdankt man die Tragödien Pellico's, die ich psychologische nennen möchte, die historischen Manzoni's, die erhabenen Hymnen von Jenem, die zarten Gedichte von Diesem, die Ildegonda und die Kreuzfahrer von Grossi, die Verlobten, kurz was die italienische Literatur seit 1818 Schönes hervorgebracht hat, dem damals gegebenen wohlthätigen und einsichtsvollen Anstoß. Nachdem nicht Wenige unter den auf Alfieri's Bahn Vorwärtsschreitenden schon mit Glück nach sittlichen Zwecken strebten, wie Foscolo, Pindemonte, Pacini; nachdem Andere auf den Schwingen Shakspeare's, Calderons, Schillers über die dramatische Arena sich hinaus gewagt hatten, die man mit Unrecht mit dem Namen des Aristoteles bezeichnet, war es nunmehr Zeit, daß eine neue Literatur sich erhob, genährt von großen Gedanken und Gefühlen, große Wahrheiten lehrend und zu großen Thaten begeisternd.

Monti, dieser glückliche Patriarch des guten Geschmacks, der nur glänzende und prächtige Worte als sein Eigenthum hatte, besaß ein wunderbares Geschick, einer Literatur, die er nicht erschuf, das italienische Gewand anzulegen. Er ergoß sich in leidenschaftlichen Liebgefühlen mit den Gedanken des Goethe'schen Werther; er dichtete Epopeen mit Homer und Virgil, er dichtete Tragödien und Hymnen mit der Seele der besten Tragöden und Lyriker, die ihm vorangegangen. Wenn er aber für sich selbst in eigner Person dichtete, so waren seine Produkte — Wunderwerke des Styls — meist etwas Unansehnliches, oder Plagiate oder gar Sünden. Ganz Italien empfand die Nothwendigkeit, sich rein zu waschen von der Makel der Basvilliana, als ob Monti damit auf das ganze Land einen Schimpf geladen hätte. Und das andere Uebel, die Nachahmung, hatte uns in einen Zustand tiefer Erniedrigung versetzt, aus dem wir uns erst wieder mit dem Anbruch der neuen Morgenröthe erhoben, die uns der Conciliatore brachte.

Das abhängige Italien hatte Monti zu seinem Vertreter, der sich dreißigmal beugte und krümmte, nicht vor dreißig verschiedenen Meinungen, sondern vor dreißig verschiedenen Herren; denn seine Seele war weder für die Freiheit noch für den Despotismus, noch für irgend Etwas an sich; es war eine unterthänige Seele, ergeben den Personen, nicht den Grundsätzen. Er sang nicht zu Gunsten und im Sinne der Monarchie oder der Demokratie; sondern für den Kaiser Napoleon oder für den Konsul Bonaparte, und diese beiden Personen galten ihm ganz als Eine. So vertauschte er mit größtem Gleichmuth in seinen Gedichten den Namen Napoleons mit dem Washingtons, und den Lafayette's mit Pius VI. So war er auch ein Feind des selbstständigen Schaffens; nach ihm genügte es, nachzuahmen, oder schon Geschaffenes noch einmal zu schaffen. Aber Italien hatte auch den Drang, aus seiner Abhängigkeit herauszutreten, und dieser Trieb und Uebergang ist repräsentirt in Foscolo. In der Literatur jedoch hatte Foscolo noch nicht die rechte Freiheit erkannt; diese zu erstreben hatten sich die Genossen des Conciliatore vorgesetzt.

Wie in der Bibel der Baum des Nebukadnezar in Einer Nacht Blüthen und Früchte trug, und alle Heerden des Feldes kamen, zu weiden unter seinen weitverbreiteten Aesten, so hatte der Conciliatore wie auf Einen Blitzschlag zwei große Tragöden auftreten gesehen, welche zwei große menschliche Probleme zu lösen unternahmen. Pellico, die Herzen und Nieren prüfend, wählte sich das Individuum und hatte eine ganz geistige Welt vor sich. Manzoni wählte den Collektiv-Menschen, das Volk, in seinen verschiedenen Abstufungen der Barbarei und Civilisation; so hatte er eine plastische Welt vor sich, die er wie adamitischen Lehm mit göttlichem Hauch beseelte. Während sie ihre Aufgabe erfüllten, schuf Berchet, ein wahrer italienischer Tyrtäus, eine Poesie, welche Jeden, der die Luft unserer schönen und angebeteten Halbinsel athmet, mit Fiebergluth, und ihre fernen Kinder mit Heimweh erfüllt. Unter seinen Mitarbeitern zählte der Conciliatore viele der tüchtigsten Talente Italiens in verschiedenen Fächern des Wissens."

(Fortsetzung folgt.)

Walter Scotts Leben von Lockhart.

(Schluß.)

Es ist merkwürdig, wie bald bei Walter Scott nicht nur die Stärke des Geistes, der so furchtbar erschüttert worden war, sondern auch die Heiterkeit der Stimmung wiederkehrte. Einige

seiner schriftlichen Aeußerungen aus dieser Zeit sind sehr rührend:

Man hat mir immer gesagt, meine Empfindungen von Freude und Leid, Vergnügen und Schmerz, Genuß und Entbehrung, seyen viel kälter als bei andern Leuten.

Heute nur zwei und eine halbe Seite geschrieben. Wie der Bootsmann sagte: man kann auch nicht immer tanzen. Aber wären wir nur sicher hinsichtlich der Güte des Stoffs, welche Gelegenheit und Muße zum Arbeiten gewährt uns dieß System der Zurückgezogenheit! Ich bin überzeugt, in drei Jahren könnte ich mehr arbeiten, als in den letzten zehn, wenn nur nicht, wie ich besorge, die Mine erschöpft ist. Gebt mir meine Popularität (ein schweres Postulat!) und alle meine jetzigen Bedrängnisse sollen mir in vier Tagen ein Spaß seyn; und sie ist bis jetzt wenigstens noch nicht verloren.

In der Nacht schlief ich ein und das Oel tropfte von der Lampe auf mein Manuskript. Wird diese letzte Oelung machen, daß es dem Publikum glatt eingeht?

Ja, so nichtswürdig wird die heil'ge Zeit,
Mit fader Prosa und leichtem Reim entweiht!

Ich habe auch ein Lied zu dichten und ich denke nicht daran, ich hoffe, es wird mir auf einmal kommen — es wird eine Art von glücklichem Wurf seyn. Ich ging aus, weil ich mich ein wenig überarbeitet fühlte....

Als Scott sein Haus in Edinburg aufgab, schrieb er:

Eine Menge von Sachen herausgesucht, um nach Abbotsford zu ziehen. Mit einem schmerzlichen Gefühl lasse ich eine Menge armseliger Kupferstiche und kleine Zierrathen dahinten, welche einst der Stolz von der Lady S— — Herz waren, aber die sie jetzt mit Gleichmuth zur Versteigerung ausgesetzt sieht. Dinge, die irgend einmal für mich eine Bedeutung hatten, kann ich nicht vergessen, und wären es die geringsten Kleinigkeiten. Aber ich bin froh, daß sie, bei ihrer schlimmen Gesundheit und wo so Vieles sie beunruhigt, nicht auch diese nutzlose Weise hat, solche Erinnerungen mit dieser widrigen Angelegenheit zu vermengen. Das Beste daran ist, daß ich eine Anzahl schlechte Landschaften los werde, in großen goldenen Rahmen, deren ich mich oft schämte. Sie rühren von einer Dilettantin her, die, in übeln Vermögensumständen, sie verfertigte und ihren Freunden zum Geschenk machte; ich habe acht bis zehn, die ich nicht umhin konnte, anzunehmen. Es wird viel Gelächter geben, wenn die zum Verkauf kommen. Es wäre ein guter Spaß, wenn man aussprengte, ich habe sie selbst in frühern Jahren gemacht, und wenn man sie dann als Merkwürdigkeiten kaufte... Wißt Ihr, warum Ihr all dieß geschrieben habt, Sir W..? Ihr möchtet es gern hinausschieben, an Woodstock zu schreiben, was Euch ebenso leicht fiele, als dieß Tagebuch, aber was Euch von der Pflicht und von der Klugheit geboten ist, und deßwegen seyd Ihr säumig und verdrossen anzufangen!

8 April. Wir erwarten einen Schwarm Leute, die uns diesen Morgen besuchen sollen, die wir vor unserm Mißgeschick hätten zum Essen laden müssen. Es erspart Einem Zeit, Wein und Geld, solches Mißgeschick, und ist insofern etwas gar nicht so übles. Zudem liegt eine gewisse ernste Würde darin, wenn es nur kommt wie das Podagra in seiner mildesten Gestalt, wo es dann die Berechtigung zu Diät und Zurückgezogenheit, zum Schlafrock und Pantoffeln gewährt; wenn aber das Eine bis zu Kreidestückchen und das Andere ins Gefängniß führt, dann hat es der T— — gesehen. Laidlaw's Kind, das am Mittwoch starb, soll heute begraben werden. Die Leute, die heute zu mir auf Besuch kommen, verhindern mich hinzugehen, und ich bin froh darüber. Ich bin ein Feind von Leichenbegängnissen und war es jederzeit. Es ist dabei eine solche Mischung von Mummerei mit wahrem Schmerz — die wirklich Leidtragenden vielleicht gebrochenen Herzens — und alle Uebrigen machen feierliche Gesichter und flüstern einander Bemerkungen zu über das Wetter und öffentliche Neuigkeiten, und dann und wann erlabt sich gar ein roher Bursche an den Kuchen und am Wein. Für mich ist es eine Farce von höchst tragischer Lustigkeit, und es thut mir nicht leid, sondern ist mir lieb, daß ich mein eigenes nicht sehen kann. Dieß ist eine sehr unkindliche Abneigung von mir, denn mein Vater war ein entschiedener Liebhaber von Leichenbegängnissen, und da er ein Mann von stattlichem Aeußern war und sehr gut einen Trauermann vorstellte, bat man ihn zu jeder Beerdigung von Bedeutung.... Ich habe die Beerdigung des armen Kindes von Ferne mit angesehen. Oh, die **Ferne**! Welch eine Zauberin ist sie, Scenen der Freude oder des Leides heraufzubeschwören, alle Härten auszuglätten, alles Unzusammenstimmende zu versöhnen, alles Abgeschmackte zu verschleiern, alles Rohe und Plumpe zu mildern und durch den Einfluß der Phantasie jeden Effekt zu verdoppeln. Eine schottische Hochzeit sollte man in der Ferne ansehen — die lustige Bande der Tänzer gerade noch kenntlich in der Gruppe der älteren Zuschauer — das hochgeschwungene Glas und der durch die Entfernung gedämpfte Jubel, das Alles sollte nur eine Skizze seyn, kein ausgeführtes niederländisches Gemälde. Auch schottisches Psalmensingen sollte man aus der Ferne hören. Das Grunzen und Greinen und Kreischen und Grillen würde insgesammt zu jenem tiefen, gedämpften Ton sich vereinigen, der, steigend und fallend wie die Aeolsharfe, mit einigem Recht ein Lobgesang für den Schöpfer heißen kann. So auch dieß ferne Leichenbegängniß... Die wenigen Trauerleute zu Pferde, ihren Plaid um sich geschlagen... der Vater an der Spitze des Zugs, wie sie an den Fluß kamen, und die Furt zeigend, durch welche sein Liebling auf den letzten langen Weg gebracht werden soll — keine von den untergeordneten Figuren im Widerspruch mit dem Ton des Ganzen — das ist wirklich rührend.

Als seine Gattin tödtlich krank war und starb:

6 Mai. Derselbe Zustand fast hoffnungsloser Besorgniß. Sie grüßt mich noch immer mit einem Lächeln und versichert, es sey ihr besser. Ich fürchte die Krankheit hat den Nerv des Lebens zu tief angegriffen. Ich arbeite noch an dieser Kritik, ohne Herz und Geist, sie zu beendigen. Ich bin ein ziemlicher Stoiker, aber predige mir selbst vergebens.

16 Mai. Sie starb um 9 Uhr Morgens, nachdem sie zwei Tage sehr übel, zuletzt aber ruhiger gewesen. Ich kam hier (in Abbots-

ford) gestern Nacht spät an. Anna ist erschöpft und hat Krämpfe gehabt, die bei meiner Ankunft wiederkehrten. Als sie zu sich kam, sprach sie mit Verstand, Freiheit und Seelenstärke, bis ihre Schwäche sie wieder anwandelte. Es wäre unaussprechlich ergreifend für mich gewesen als Fremden — und wie ist es dem Vater und Gatten? Ich für meine Person, ich weiß kaum wie mirs ums Herz ist — manchmal bin ich fest, wie der Baßrock (ein Felsen), bald so weich wie das Wasser, das ihn umfluthet. Im Denken und Beschließen bin ich so tüchtig als nur je in meinem Leben. Aber wenn ich vergleiche, was dieß Haus jetzt ist, mit dem was es vor nicht langer Zeit war, meine ich, das Herz wolle mir brechen. Einsam, gealtert, meiner Familie beraubt, ein verarmter und bedrängter Mann, entbehrend der Genossin meiner Gedanken und Plane, die mir immer das Herz durch ihr Zureden erleichterte bei den Befürchtungen von Unglück, welche das Herz brechen, wenn es sie allein tragen soll.

Ich habe sie gesehen. Das Antlitz, das ich sah, ist meine Charlotte und ist es auch nicht... meine dreißigjährige Lebensgefährtin! Es ist dieselbe Bildung der Züge und Gestalt, obwohl erstarrt, was einst so anmuthig beweglich war; aber diese gelbe Maske... ich will sie nicht mehr ansehen. Ich wundre mich nur, was ich mit den vielen Gedanken thun will, welche dreißig Jahre lang ihr angehörten. Ich vermuthe, sie werden ihr wenigstens noch eine lange Zeit fort angehören. Aber ich will nicht vor den Leuten in Flor und Krepp gehen, wie ein trostloser Wittwer, die affektirteste Rolle unter allen auf der Welt....

18 Mai. Wieder ein Tag, und ein heiterer für die äußere Welt, bricht uns an; die Luft mild, die Blumen lächelnd, das Laub glänzend. Aber das Alles erquickt sie nicht mehr, für welche schönes Wetter ein natürlicher Genuß war. Blei und Holz halten sie schon umschlossen; bald empfängt sie die kalte Erde. Aber es ist nicht meine Charlotte, die Gattin meiner Jugend, die Mutter meiner Kinder, welche zur Ruhe bestattet werden wird unter den Ruinen von Dryburgh, die wir so oft besucht haben in fröhlicher Kurzweile. Nein, nein! sie fühlt und kennt meine Herzensempfindungen irgendwo — irgendwie; wo? können wir nicht sagen; wie? können wir nicht sagen; aber doch würde ich in diesem Augenblick die geheimnißvolle aber zuversichtliche Hoffnung, daß ich sie in einer bessern Welt wiedersehen werde, nicht aufgeben um Alles, was mir diese Welt bieten könnte... Ich empfinde nicht jene Anfälle und Ausbrüche des Schmerzens, wie Andere bei gleicher Veranlassung. Ich kann meine Kraft anstrengen und sogar heiter sprechen mit den armen Mädchen. Aber allein, oder wenn etwas mich bewegt, dann das erstickende Gefühl! Ich bin in ihrem Zimmer gewesen; es war keine Stimme darin — nichts rührte sich; Alles war sauber und geordnet wie sie es gern hatte — aber Alles war ruhig und still — still wie der Tod. Ich erinnere mich, wie ich sie zuletzt sah; sie richtete sich im Bette auf, versuchte ihr Auge auf mich zu richten und sagte mit einer Art Lächeln: Ihr habt Alle so traurige Gesichter! Das waren die letzten Worte die ich von ihr hörte, und dann eilte ich fort, denn sie schien nicht recht zu wissen, was sie sagte — als ich zurückkehrte, lag sie in einem tiefen Schlaf. Jetzt ist er noch tiefer — das ist erst acht Tage her!

26 Mai. Oed, freudlos, trübselig ist dieser Tag gewesen. Ich wollte nicht meinen Trübsinn den Mädchen mittheilen, und blieb so in meinem Zimmer sitzend, in alten Papieren kramend, die mir so viele Stiche ins Herz gaben, als wäre es ein Nest von fünfzig Skorpionen. Dann schien mir die Einsamkeit so unermeßlich groß — meine arme Charlotte wäre zehnmal ins Zimmer gekommen, zu sehen ob das Feuer brenne und hundert freundliche Fragen an mich zu richten. Nun, das ist jetzt vorüber — und wenn es sich nicht vergessen läßt, so muß man eben die Erinnerung daran in Geduld bewahren!

Auch nach diesem Schlag raffte sich W. Scott wieder zur Thätigkeit und Heiterkeit auf.

Zum Schluß für dießmal geben wir eine merkwürdige Aeußerung W. Scotts über sein Naturell:

Ich habe gewiß etwas von angeerbter, in meinem Wesen liegender Hartnäckigkeit in mir, es ist aber eine schlummernde Eigenschaft. Man überzeuge meinen Verstand, so bin ich vollkommen nachgiebig und gelehrig; aber man reize meine Leidenschaften durch Kälte oder Unbill, so könnte der Teufel mich nicht von meinem Vorsatz abbringen. Ich habe auch gegen diese Neigung gekämpft. Als Knabe, bei Ausflügen zu Fuß, wie wir manche machten, konnte Niemand so gleichgültig seyn, welchen Weg man einschlug; und ich war mit jedem zufrieden, den irgend Einer vorschlug; aber wenn man mich einmal dazu brachte, daß ich einen Vorschlag machte und ich meine Ehre dabei betheiligt glaubte, ihn durchzusetzen, so trennte ich mich eher von der Gesellschaft, als daß ich Einem nachgegeben hätte. Die Zeit hat diesen meinen Eigensinn gemildert, aber er ist doch noch da und ich muß auf meiner Hut dagegen seyn. Es geht mir in der Politik ebenso. Im Allgemeinen kümmere ich mich wenig um die Sache, und von einem Jahr zum andern kommt mir kaum ein Gedanke daran, außer um zu lachen über die Narren, die selbst wichtige Leute zu werden meinen, wenn sie sich an den Schweif einer Partei hängen. Aber wirklich wichtige Ereignisse, oder solche, die mir wegen ihrer Nähe als solche erschienen, haben mich immer auf die Füße gebracht und bewirkt, daß ich, was ich oft bereute, mich gewaltsamer und leidenschaftlicher vorandrängte, als Andere, die ihren regelmäßigen Trab in den öffentlichen Sachen liefern. Ein Glück ist es, daß ich nicht in sehr stürmischen Zeiten gelebt habe und nicht auf der unglücklichen Seite gestanden bin, denn sonst wäre ich gewiß gehenkt worden.

Beiträge bittet man an **Gustav Pfizer** in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 80.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

8 September 1838.

Erzählung von den Pyrenäen.

Aus dem Englischen.

Horch, horch! der wirbelnden Trommel Ton!
  Der Trommeten schmetternd Kräh'n!
Eine stattliche Schaar! sie nah'n, sie nah'n
  Herab von den Pyrenä'n.

Habt ihrer Fahne Farb' ihr gesehn,
  Was stimmen sie an für Gesang?
Ihre Fahne ist die trikolore,
  Das Marseiller-Lied ihr Gesang.

„Vorwärts, Kameraden ein wenig noch!
  Zu dem großen Kloster noch!
Es sollen uns pflegen die fetten Mönch'
  Gar köstlich im alten Loch!“

Laut scholl die Glocke am Klosterthor —
  „Hollah! Hollah, Vater Abt!
Meine Bursche mögen nicht warten lang:
  Gebt her, was Ihr Gutes habt!“

Auf rauscht das Thor mit knarrendem Laut,
  Ohne Weig'rung und Widerstand;
Der spanische Abt empfing die Schaar,
  Die kam aus feindlichem Land.

„Dein Gruß war rauh,“ so sprach er, „Freund,
  Doch entschuldigt ist der Soldat;
Frei steht dir, was wir haben, all;
  Willkommen sey uns genaht!“

Die Mönche standen im Klosterhof,
  Die Kaputz im bleichen Gesicht;
Im frechen Scherz die Kriegerschaar
  Vom Nachtmahlsweine spricht.

Und lachenden Muthes eilen sie
  Zum alten Speisesaal,
Wo, labend ihres Auges Gier,
  War bereitet ein üppig Mahl.

Es saß der Abt der Erst' am Tisch,
  Der Oberst neben an;
Abwechselten, in bunter Reih',
  Kaputz und Tschako dann.

Es war im Saal ein seltsam Mahl,
  Als anhob die Zecherei;
Seltsamer doch war der Wechsel noch,
  Bevor das Gelag vorbei.

Von ihrem Gesang fast das Sparrwerk sprang;
  Es kreisten wild die Becher;
Und wenn sie erlahmten, die Mönche mahnten
  Zum Trinken wieder die Zecher.

„Einen Trinkspruch jetzt, mein edler Wirth!
  Einen Trinkspruch, Kameraden all!
Fehl' uns niemals ein Mahl wie dieß
  In Festung, Zelt und Hall'!“

Dazwischen grimmig lächelt der Abt,
  Einen Humpen gießt er voll,
Er nippt und grimmig lächelnd er spricht:
  „Wohl! wenn ich Bescheid thun soll!“

Was fährt der Oberst so auf und starrt
  Dem Nachbar ins Angesicht?
Es weckte der Wein die Strahlen nur —
  Du zitterst und bangst doch nicht?

„Laßt weiter dröhnen den Gesang,
  Wie Geschützesdonnergekrach!
Füllt den Pokal — und treffe uns
  Glück oder Leid hernach!“

Doch plötzlich drehn sich die Krieger um;
Eine Wolk' ihre Stirn umzieht;
Warum hebt an die Glocke so ernst
Das traur'ge Grabeslied?

„Einigen Bauern gilt's, die gestern sind
Gefallen im Gefecht;
Laßt kreisen das Glas! — an der Todten Platz
Stehn Tausend ein, treu und ächt!"

Und in breitern Strömen fließt der Wein,
Der Gesang wird zum Geschrei;
Der Maulthiertreiber hört staunend wohl
Solchen Lärmen von der Abtei.

Doch glühten hell die Augen auch —
Blaß ward jedes Angesicht;
Und düster fiel auf das Gelag
Herab der Fackeln Licht.

Die Stimm' ging ihnen aus zum Sang —
Am Kelch erlahmt die Hand;
Es schien die ganze Lustbarkeit
Von einem Fluch gebannt.

Und wieder lächelt grimmig der Abt,
Er ruft — und hohl es gellt:
„Nie fehle den Franken ein Mahl wie dieß,
In Festung, Hall' und Zelt!"

Dem Trinkspruch rufen Beifall sie
Mit Lippen, kaum mehr roth;
Nicht gab er ihnen Antwort drauf —
Der Abt — sie sahn ihn todt.

Ein Schauer lief von Mann zu Mann;
In Todesangst versunken,
Murmelt Einer knirschend durch die Zähn':
„Ja, Gift haben wir getrunken!"

Des Dorfs Bewohner zum Gebet
Keine Morgenglocke rief;
Stille über den grauen Mauern hing
Und Todesschweigen tief.

Das Thor erbricht man — dringt hinein
Zum alten Speisesaal;
Ein gräßlich Schauspiel, wo zuvor
War solch ein fröhlich Mahl!

Beim gelben Licht der Morgensonn',
Bei der Lampen Zitterschein
Lagen, starre Leichen, Mönch' und Soldat
Bei einander lang in Reihn.

Fast ist vom alten Klosterbau
Der letzte Stein verloren;
Doch gesegnet in Spanien die Mönche sind,
Und verflucht die Trikoloren.

W. *

Die Einheit der modernen Literaturen.

(Fortsetzung.)

Dieß war die Tendenz des achtzehnten Jahrhunderts gewesen; verfochten von Voltaire, wurde sie bald allgemein; die fremden Völker verläugneten ihre Vergangenheit, um sich der Nachahmung der Poesie von Versailles zu beugen. Es gab einen Augenblick, wo von Cadix bis Petersburg Boileau ausschließlich herrschte. Aber diese Unterwerfung dauerte nur kurz; die Reaktion ließ nicht lange auf sich warten, und an ihrer Spitze stand Lessing. Diese Revolution in der Kritik zeigte in gewissem Betracht noch größere Unduldsamkeit, als die Schule, die ihr vorangegangen war. Mit der Begeisterung, welche sich unter den Ausländern offenbarte, verbanden sich die Leiden des allzulang unterdrückten Nationalstolzes; und diese literarische Revolution hatte etwas von dem brausenden Ungestüm einer politischen oder religiösen Revolution. Mit einer Art von Wuth zerriß man das Testament des großen Jahrhunderts. Klopstock schöpfte aus seiner Erbitterung und seinem Groll einen Theil seines lyrischen Feuers. In einer berühmten Epistel entthronte Schiller vollends in Deutschland die französischen Muster, die er die „falschen Götzen" nannte. Die beiden Schlegel liehen den Leidenschaften der Dichter den Beistand der Gelehrsamkeit und der Systeme. Corneille, Racine, Boileau, Voltaire mußten jetzt Shakspeare, Dante, Calderon, Goethe weichen. Diese Reaktion beschränkte sich aber nicht bloß auf Deutschland; sie erstreckte sich auch nach England, wo sie die Walter Scott, Byron, die Seeschule hervorbrachte. Mit Frau von Staël drang sie bald auch in Frankreich ein. Wer erinnert sich nicht des Augenblicks, wo dieß Land ganz eifrig schien, sich aller seiner gewohnten Erinnerungen zu entledigen? In der Eile und Hast, die Zukunft zu umarmen, verwarf man die Vergangenheit wie ein Hinderniß oder einen Vorwurf.

In unsern Tagen fangen, weil dieß Aufgeben der französischen Tradition, dieß Hinwenden zum Einfluß der auswärtigen Muster nicht im Augenblick das hervorbrachte, was man davon zu erwarten schien, viele Geister an, in ihren Unternehmungen bedenklich zu werden; sie fragen sich, ob es nicht klug wäre, wieder zu verläugnen, was man eben noch angebetet, und sich wieder in die Vergangenheit zurückzuziehen; und die Kritik, schwankend von Lehre zu Lehre, von einer Reaktion und Unduldsamkeit zur andern, gleich unfähig zu gründen wie zu zerstören, weiß nur sich selbst zu vernichten in einer beständigen Beweglichkeit; und dieß erklärt es, warum, ungeachtet des unserer Epoche eigenthümlichen Geistes des Räsonnements, die Poesie sich doch häufiger findet, als die Kunst, richtig über sie zu urtheilen.

Goethe, Byron, Chateaubriand sind zugleich aufgetreten; aber bei dem beständigen Kampf der Schulen — welche Lehre, welche Poetik hat man aufkommen sehen? Und in allem Ernste, wo ist in Europa ein Kritiker, seit Lessing?

Um aus dieser Lage herauszukommen, bleibt, scheint es, nur Ein Mittel; und das ist: zu erwägen, ob die beiden bisher im Streit begriffenen Schulen, die keine von der andern besiegt werden kann, nicht ein gemeinsames Prinzip haben, das bei beiden gleich falsch ist. Verfolgt man diese Forschung, so entdeckt man unschwer, daß in der That die beiden entgegengesetzten Doktrinen auf derselben Idee, oder vielmehr auf derselben Hypothese beruhen, und daß sie unverträglich sind, weil sie beide an demselben Fehler leiden. Diese beiden gemeinsame Idee ist die: daß das Jahrhundert Louis' XIV der Gegenstand des ganzen Streits, ohne eine sichtbare Verbindung ist mit dem Mittelalter, ohne einen innern Bezug auf die Anfänge der modernen Humanität, daß es nicht zu derselben Familie gehört mit den vorangegangenen und den folgenden Jahrhunderten, daß seine eigentlichen Tendenzen in Kunst und Poesie sich an das Zeitalter des Augustus anschließen. Was nun die eine Partei Geist der Nachahmung, das nannte die andere: Kunstwerk. Was hier für antik, galt dort für überlebt. Der Anstand ward in Kälte, die Kenntnisse in Plagiate travestirt. Von beiden Seiten hatte man sich vereinigt, der gallischen Eiche ihre Wurzeln im Boden Europa's zu entreißen. Und durfte man sich dann wundern, daß sie so schnell dem ersten Sturm zu erliegen schien?

Mit Einem Wort: hat die Kunst des Jahrhunderts Louis' XIV ihren natürlichen Platz in der feudalistischen und christlichen Tradition? Ist sie am Herzen der Menschheit, mit den Gefühlen, die unserer Zeit eigen, die uns und den ausländischen Völkern gemeinsam, geboren worden? oder unterbricht sie, abgerissen von der Kette der Zeiten, aus sich selbst oder vom Zufall geboren, die stetige Reihe der Gestaltungen der Vergangenheit? Mit andern Worten: sind die Doktrinen dieser Epoche so ausschließlich national, daß sie nichts Gemeinschaftliches haben mit der italienischen, englischen, deutschen und spanischen Poetik? Soll und kann die Tradition der französischen Kunst sich einzig von ihrem eignen Wesen ernähren? und ist das Jahrhundert Louis' XIV ewig auf sich selbst beschränkt, ohne irgend ein fremdes Eingreifen, zu einem großartigen Ostracismus unter der modernen Menschheit verurtheilt? Die Einen sagen: es ist ein Götterbild, das man anbeten muß; die Andern: es ist eine Mumie, die man begraben muß. — Wäre es nicht richtiger, zu sagen: es ist eine lebendige Tradition, die sich ewig dem Genius der Zukunft vermählt und anschmiegt?

(Fortsetzung folgt.)

Silvio Pellico.

(Fortsetzung.)

Nach dieser, unsern Lesern vielleicht nicht uninteressanten Abschweifung, kommen wir auf die Tragödien unsers Dichters. Es sind ihrer acht; wir wollen drei davon etwas genauer erörtern: die berühmteste unter allen, Franceska von Rimini, Eufemio von Messina. und Thomas Morus.

Der Stoff der Franceska von Rimini ist, wie schon erwähnt, aus Dante's Hölle entlehnt, und eine der dem Italiener liebsten und bekanntesten Abschnitte der göttlichen Komödie. Wie die griechischen Tragiker aus ihrem Homer, so schöpfen moderne italienische Dichter aus ihrem Dante. Aber Pellico hat sich, wie man sehen wird, viel weniger streng an Dante gehalten, als die griechischen Tragiker an Homer.

Die Scene ist im herrschaftlichen Palast in Rimini; der auftretenden Personen (außer Pagen und Wachen) sind es nur vier: Lanciotto, Herr von Rimini, Paolo, sein Bruder, Guido, Herr von Ravenna, Franceska, seine Tochter und Gattin Lanciotto's.

Erster Akt. Erste Scene. Guido, auf das Verlangen seiner Tochter von Ravenna nach Rimini gekommen, umarmt seinen Schwiegersohn und erfährt von ihm zu seinem Leidwesen, daß seine Tochter voll Traurigkeit und Trübsinns sey.

Lanciotto.

Meinen Palast — wie anders siehst du heut
Ihn wieder, als da ich noch Bräutigam war.
Nicht von Gesang und Tanz mehr sind erfüllt
Die Straßen Rimini's; ich höre Niemand
Mir sagen mehr: Kein König auf der Welt
Ist glücklich wie Lanciotto! Alle Fürsten
Italiens sah'n mit neidischem Aug' auf mich;
Jetzt bin ich ihres Mitleids werth. Franceska
Hat einst mit süßer Rührung alle Herzen
Erfüllt durch ihre Schönheit und den leichten
Schleier von Schwermuth, die noch himmlischer
Ihre Erscheinung machte. Jeder schrieb sie
Auf Rechnung ihres Abschieds von der Heimath,
Auf die Verschämtheit dieses reinen Kindes,
Deß Seele sich vorm Ehebund, vorm Thron,
Vor den Bezeugungen des Beifalls scheute.
Die Zeit schien diesen Trübsinn auszulöschen;
Nicht so gesenkten Blicks mehr sah Franceska
Den Gatten an; nicht sehnte sie sich mehr
Immer allein zu seyn; mildherz'ge Sorge
Ward in ihr wach, die Klagen der Elenden
Zu hören, und oft trug sie mir sie vor
Und sprach zu mir: ich liebe dich, weil du
Gerecht bist und weil du regierst mit Milde.

Der Vater erzählt, daß sie ein fröhliches Mädchen gewesen, bis zum Tode ihres zärtlich geliebten Bruders; der Gatte fährt fort:

Trostlos beklagt sie den verlornen Bruder,
Und haßt den Mörder — diese fromme Seele,
So mild, so sanft — sie haßt, verabscheut tödtlich!
Umsonst sag' ich: Krieg führten unsre Väter;
Mein Bruder, Paolo, erschlug den deinen;
Doch war's im Krieg; getödtet ihn zu haben,

Thut leid gewiß ihm; denn das menschliche
Gemüth hat er von einem edeln Ritter.
Der Name Paolo's schreckt sie. Ich seufze.
Denn nach dem fernen Bruder fühl' ich Sehnsucht
Im Herzen; Kunde hab' ich, daß er kehrt
Ins Vaterland; das Herz schlug mir vor Freude;
Ich sagt' es meiner Gattin mit der Bitte
Ihn gütig zu empfangen. Einen Schrei
Stieß sie bei dieser Nachricht aus. Er kommt!
Rief sie mit Zittern und sank hin halbtodt.
Soll ich dir's sagen? Ach! todt wähnt' ich sie
Und wüthend schwur ich ihren Tod zu rächen.
Gethan hätt' ich's — an meinem eignen Bruder!

Guido.

Unglücklicher! Du könntest?

Lanciotto.

Gott vernichte
Den freveln Schwur! Sie wiederholte ihn
Und schauderte, streckt' aus nach mir die Hand,
Beschwor mich, ihn zu lieben! er allein
Bleibt, wenn ich nicht mehr bin (so sagt sie), dir
Als treuer Freund... Ihn lieben heißt sie mich,
Und haßt ihn selbst, die Grausame! sie will
Heim nach Ravenna gehn, um nicht den Blicken
Von ihres Bruders Mörder zu begegnen.

Er schildert dann seine gränzenlose Liebe, seine zärtliche Besorgniß um sie, wie er Alles thue, sie zu vergnügen, zu erheitern; wie sie es erkenne, es ihm sage, aber dabei weine. Der Gedanke an einen Nebenbuhler durchzuckt ihn — aber er verbannt ihn sogleich wieder.

Scene 2. Francesca kommt und begrüßt ihren Vater. Dieser schließt sie und ihren Gatten an seine Brust, segnet sie, und erinnert sie an den Tag ihrer Vermählung. Francesca besinnt sich auf ihre Ahnung an jenem Tag, daß sie ihrem Gemahl schlecht lohnen würde mit ewigen Klagen. Nur aus Gehorsam gegen den Vater habe sie sich mit Lanciotto vermählt; sie selbst würde den Schleier gewählt haben. Sie klagt, daß sie ihren großmüthigen Gatten betrübe, so lange sie lebe, daß sie ihn noch mehr betrüben würde durch ihren Tod; sie empfinde, daß sie ihn nicht stark genug liebe. Lanciotto äußert, aufmerksam gemacht durch ihre Selbstanklagen, den Verdacht, daß eine andere Liebe ihr Herz einnehme; Francesca bittet ihren Vater, sich ihres mackellosen Rufes anzunehmen, und ihrem Gemahl zu erklären, daß sie nie Anlaß zum geringsten Verdacht gegeben. Lanciotto bittet sie um Verzeihung, beruft sich aber zu seiner Entschuldigung auf einige Worte, die ihr einmal im Schmerz entfahren seyen. Francesca ist empört darüber, daß sogar ihre bewußtlosen Worte belauscht und gedeutet werden; daß man die Unglücklichen auch schuldig finden wolle. Sie sehnt sich nach dem Grab, um fern von allen Menschen zu fliehen; sie wirft ihrem Gatten vor, daß er sie von dem Grab weggeschleppt habe, das ihrer Mutter Gebeine decke. Lanciotto erlaubt ihr mit ihrem Vater nach Ravenna zurückzukehren; er verspricht ihr, sie solle ihren Gatten, den sie so liebe und den sie verabscheue, nicht mehr sehen... außer wenn sie selbst eines Tags reuevoll und mit Erbarmen zurückkehre. Francesca, tief gerührt, bittet Vater und Gemahl wegen ihrer unüberlegten, ihr im Schmerz entfallenen Worte um Verzeihung, und fleht den Himmel an, ihr Kraft zu geben, um eine treue Tochter und würdige Gattin zu seyn.

Scene 3, 4, 5. Ein Page meldet einen Ritter an; Guido entfernt sich mit Francesca. Der Page erwiedert auf Lanciotto's Frage nach dem Namen des Ankömmlings, er habe ihn nicht genannt, aber der Schild mache ihn kenntlich — es sey Paolo. Die Brüder umarmen sich zärtlich. Paolo beweint seines Vaters Tod, der ihn hier zum Abschied umarmt. Er spricht seinen Entschluß aus, hinfort nicht mehr wie bisher für Fremde zu fechten, und bricht in eine jener Apostrophen aus, die ohne Zweifel nicht wenig dazu beigetragen haben, diesem Stück eine so große Popularität und Celebrität in Italien zu verschaffen:

Paolo.

Für wen hab' ich mein Schwert gefärbt mit Blut?
Für Fremde? Hab' ich denn kein Vaterland,
Dem seiner Bürger Blut geweiht soll seyn?
Für dich, für dich, du Mutter tapfrer Söhne,
O mein Italien, fecht' ich, wenn der Haß
Dich feindlich anfällt. Bist du nicht das schönste
Von allen Ländern, die die Sonne wärmt?
Italien, du nicht aller Künste Mutter?
Dein Staub — ist es der Staub von Helden nicht?
Du gabst den Thron, die Mannheit meinen Ahnen,
Und was ich Theures habe, herbergst du!

Paolo erfährt, daß sein Bruder vermählt ist mit der himmlischsten aber unglücklichsten Frau, und erwiedert dieß mit dem Geständniß, daß auch er liebe; nun erst aber hört er, daß die Gattin seines Bruders die Tochter Guido's von Ravenna, Francesca, ist; er unterdrückt gewaltsam seine furchtbare Gemüthsbewegung; er hört weiter, daß seine Schwägerin gegen ihn, als den Mörder ihres Bruders, einen unüberwindlichen Haß hege; voll Schmerz entschließt er sich, das Haus seiner Väter auf immer zu meiden, um nicht den Frieden der Gatten zu stören; er bittet seinen Bruder, zum Andenken mit ihm das Schwert zu tauschen und vollzieht diesen Tausch. Von seiner Geliebten sagt er: der Himmel habe sie ihm entrissen, und sträubt sich, als Lanciotto ihn mit Francesca zusammen bringen will und die Hoffnung ausspricht, ihr Haß werde sich legen und sie den Bruder trösten.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 81.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

12 September 1838.

Die Einheit der modernen Literaturen.

(Fortsetzung.)

In Wahrheit hat das Jahrhundert Louis' XIV die verkünstelte, pedantische und erzwungene Miene nur in den Büchern der Commentatoren und auf der Bank der literarischen Schulen; außerdem finde ich es weit mehr übereinstimmend mit der Schilderung, die ein Correspondent der Frau v. Sevigné davon gibt: „dieß Jahrhundert ist sehr spaßhaft und angenehm. Es ist regelmäßig und unregelmäßig, fromm und gottlos, den Männern und den Frauen hingegeben, und enthält alle möglichen Lebensformen und Bilder." In der That, diese Mannichfaltigkeit von Gestalten und Typen ist sein Charakter. Statt ausschließlich Einer Idee anzugehören, ist es das Jahrhundert der Uebergänge und der Schattirungen in ausgezeichnetem Sinne. Näher dem Geschmack des Alterthums als die Menschen von heute, näher dem Genius der modernen Zeit als die Schulen aus der Zeit der Wiedergeburt der Wissenschaften, vereinigt es die Zeiten, statt sie zu theilen, und die Idee, die man sich davon zu machen hat, ist die einer harmonischen Zusammenordnung durch die Vorsehung. Gesellig durch seinen Instinkt hat es Bezüge und Verbindungen mit allen Herden und Brennpunkten der Civilisation. Wie ein Triumphthor am Ausgang der alten, am Eingang der neuen Zeiten stehend, führt es zum Alterthum mit Boileau, zum Mittelalter mit Lafontaine, zur Zukunft mit Fenelon, zum Glauben mit Bossuet, zum Zweifel mit Bayle, zum Sensualismus mit Gassendi, zur Welt mit Saint-Simon, zum Kloster mit Bourdaloue. Es stützt sich auf die Philosophie von Descartes, welche selbst auf dem unbeschränkten Zweifel ruht, so daß der Glaube dieser Epoche auf Einem Punkt mit dem Skepticismus der unsrigen sich berührt. Im übrigen ist, um es mit andern Zeiten zu verknüpfen, die Scholastik des dreizehnten Jahrhunderts noch lebendig in den Predigern, und der Geist des Ritterthums noch in den Erfindungen des Theaters. Das Stück, in welchem der französische Geist recht hervorzubrechen anfängt, der Cid, — ist es nicht recht aus dem Herzen des Mittelalters geschöpft? Weit entfernt daß der Feudalismus ganz ausgetilgt wäre aus dem Geist jener Zeit — was ist die unserer Bühne so sehr zum Vorwurf gemachte Galanterie Anderes, als das Erbe der abgeschwächten und überlebten Leidenschaften aus den Romanen von Karl dem Großen und König Artus? Die Sucht nach Abenteuern, die Liebe zu alten Thürmen und zu gewaltigen Schwertstreichen — wo malte sich dieß je besser und natürlicher ab, als in den Briefen der Frau v. Sevigné? Wo zeigte sich die Epopee der Leibeignen, die Fabel, mit mehr Unabhängigkeit, als in der halb feudalistischen, halb homerischen Sprache Lafontaine's? Glaubt man im Ernste, daß der Dichter der Athalie dem Sophokles näher stehe als dem Milton? Dieß Jahrhundert ist in seinem Wesen so zusammengesetzt, so gemischt, daß jede ihrer Personen ein paar Menschen in sich trägt. Ich glaube zu bemerken, daß in Mallebranche etwas von Plato ist und etwas von St. Paul; in Bossuet von Jesaias und vom h. Bernhard. Was die Originalität dieser Epoche ausmacht, das ist das Zusammentreffen und Sichvertragen von zwei Civilisationen, von zwei Religionen oder vielmehr von zwei Welten, die man in jedem ihrer Denkmale findet. Pascal ist der einzige Mensch, in dem sich diese beiden Genien und Stimmen nicht harmonisch vermählt und verschmolzen haben. Die Scholastik kämpft in ihm mit dem Skepticismus, St. Thomas mit Descartes, das Mittelalter mit der Wiedergeburt. Daher der stechende Charakter seiner Philosophie; es ist kein System, es ist ein Drama. So hängt das Jahrhundert Louis' XIV mit den Anfängen und den Literaturen der neuern Völker zusammen durch das Ritterthum, durch die Philosophie, durch die Religion, mit Einem Wort durch alle Bande des Gedankens und der Tradition. Nur das Außenwerk ist heidnisch; das Innere, die Seele, ist ganz christlich.

Wäre es nicht auch in der That seltsam, wenn die Einheit der modernen Civilisation in der Politik, in der Industrie, selbst im Krieg sich gezeigt hätte — in Allem, nur nicht in der Kunst? Aber im Gegentheil, diese Einheit hat sich sehr auffallend, und

um nicht mehr zu verschwinden, geoffenbart seit der Mitte des Mittelalters. Gegen das dreizehnte Jahrhundert hin hatten die mehr oder weniger entgegengesetzten Elemente im Genius der Völker sich vereinigt und in dieselbe Form gegossen. Schon hatte sich Eine Architektur, die gothische, von Andalusien an bis an die Gränzen Schwedens gebildet. In der Poesie sah man dieselbe Tendenz. Die Rittergedichte, überall auf dieselben Traditionen gegründet, haben beinahe in ganz Europa dieselbe Gestalt angenommen. Italien, Frankreich, Deutschland, Spanien übersetzten damals sich nur gegenseitig; so daß es einen Augenblick gab, wo alle modernen Völker die nämliche Architektur und die nämliche Epopöe hatten. Diese sich überall gleich bleibenden Typen waren, so zu sagen, die Grundlage einer überall sich gleichenden Organisation, welche später, je nach Maßgabe der Zeit und des Orts, der Verschiedenheit des Geschmacks, der Zierrathen, des Styls sich hingeben konnte, wodurch jedoch nur die Oberfläche der Künste Veränderungen erlitt. Dieß ist unbestreitbar; besonders von der Architektur; denn die Bauwerke sind für die Menschengeschichte dasselbe, was die fossilen Knochen für die Naturgeschichte. Aus ihnen kann man auf Einen Blick die Analogien verschiedener Epochen entnehmen, die Verschiedenheiten in der Organisation von Völkern bemessen, von welchen sonst keine andere Spur mehr übrig ist. Die gewöhnlichen Anzeichen, Gesetze, Gebräuche, Traditionen sind wechselnd oder ungewiß; diese aber sind unveränderlich, wie das Skelett der Vergangenheit. Die Völker, welche eine und dieselbe Architektur haben, machen nur Eine Familie aus, ebenso wie die Thiere von gleichem innerem Bau, trotz der Verschiedenheit im Aeußern, nur Eine Art oder Familie bilden. Es hätte genügt, die Kathedrale des Mittelalters Europa mit ihrem unveränderlichen Typus bedecken zu sehen, um mit Entschiedenheit zu behaupten, daß die modernen Völker, wie sehr auch äußerlich verschieden, derselben socialen Einheit angehören, welche früher oder später in ihren politischen Systemen und in ihren Kunsterzeugnissen sich offenbaren müsse.

Das was uns in dieser Hinsicht täuschen konnte, ist, daß man in die Kunst dieselben Leidenschaften hineingetragen hat, wie in die Religion, und daß, nach dem Beispiel der Sekten, die modernen Schulen, die sie verbindenden Punkte vergessend, nur noch die sie trennenden beachtet haben. Je mehr ich nachdenke, um so mehr überzeuge ich mich, daß wenn ein Mann des Alterthums unsere Kämpfe ansehen könnte, die entgegengesetzte Seite der Frage sich ihm hauptsächlich aufdrängen würde. „Ihr schmeichelt Euch umsonst, uns zu gleichen!" würde er zu den Einen sagen; „wir lassen Euch Euren Ruhm, aber behaltet auch Eure Fehler für Euch. Ihr habt das Fell des Löwen bekommen, aber nicht sein Herz." Zu den Andern würde er sagen: „Ihr kennt Eure Gefühle, Eure Wünsche, Eure Leidenschaften nicht mehr, weil sie zugedeckt sind mit unserm Raube. Ich sehe zum Beispiel sehr gut ein, daß die französische und die deutsche Iphigenie Schwestern sind; aber wähnet nicht, daß sie Töchter unsers Agamemnons seyen. Ich zweifle auch nicht, daß Ximene und die Geliebte Romeo's und Pauline und Desdemona von derselben Herkunft sind, wie diejenigen, denen Ihr die Namen Andromache, Hermione, Junia gelassen. Unter verschiedenen Masken finde ich bei Jeder von diesen im Grunde dasselbe unaussprechlich weiche Schmachten und die zarten Gedanken und Empfindungen, welche unsern Frauen immer unbekannt blieben. Die Verschiedenheiten des Geschmacks, des Styls, der Schulen, die Euch trennen, erscheinen Euch als ungeheuer groß; verlaßt Euch aber darauf, sie sind sehr oberflächlich, verglichen mit denen, die Euch von uns scheiden; diese beziehen sich auf das Innerste und Tiefste der Gegenstände; jene dagegen verschwinden im Eindruck eines gleichen Gefühls, das ich in allen Euren Werken entdecke, und ich glaube, daß dieser Gedanke, der gleichsam das Mark und Wesen ist, wovon Ihr Euch Alle nährt, nichts Anderes ist als Eure neue Religion. Beunruhigt uns daher nicht mehr mit Euren Streitigkeiten in diesem glücklichen Elysium, das Euer Fenelon Euch so schön geschildert hat. Der Christus, der Euch vereinigt, scheidet uns auf immer."

Im Grund ist der Krieg, welcher sich zwischen den modernen Schulen erhoben hat, nur ein Bürgerkrieg. Racine, Moliere, Shakespeare, Voltaire und Goethe, Corneille und Calderon sind Brüder. Was hat es genützt, die unverwundbaren Fechter in den Cirkus herabsteigen zu lassen? Die englische Barbarei, der spanische Schwulst, das italienische Getriller, die deutsche Dunkelheit, die französische Frivolität — diese bequemen Ausdrücke und Machtworte — sind sie nicht oft genug schon einander gegenübergestellt worden, haben sie sich nicht genug an einander zerrieben? Lange Zeit war dieß der Inbegriff aller Kritik; man kannte einander nur nach solchen einzelnen Seiten. Hat man nicht endlich klar eingesehen, wie nichtig, wie kindisch ein solcher Hader ist? Ist es nicht Zeit, sich zu entschließen, jene unsterblichen Halbgötter, die doch nie Todte auf dem Kampfplatz lassen, leben zu lassen? Erhöhen, erweitern wir unsere Theorien, um sie Alle darunter zu befassen; denn sie werden sich nie verkleinern, um des Vergnügens willen, darin zu figuriren.

Es ist gerade das Uebermaß der Analogie und Verwandtschaft, was die Modernen trennt. Je mehr man sich im Grunde gleicht, um so mehr besteht man darauf, sich im Aeußern originell und eigenartig zu zeigen.

(Schluß folgt.)

Silvio Pellico.

(Fortsetzung.)

Zweiter Akt. Erste Scene. Guido und Francesca. Die letztere erfährt von ihrem Vater, daß man Paolo von dem Haß unterrichtet, den sie gegen ihn hege, daß er sich dieß sehr zu Herzen genommen und sogleich wieder habe abreisen wollen, daß ihn aber Lanciotto zurückgehalten habe. In der höchsten Beängstigung und Herzenspein erschließt sie ihrem Vater ihr Herz so weit, daß sie ihm gesteht: Lanciotto's Verdacht sey nicht ungegründet, aber sie sey nicht schuldig; derjenige, den sie liebe —

den sie lieben müsse — aber der selbst nichts davon wisse, sey in Rimini... Hier werden sie (Scene 2) unterbrochen von Lanciotto; Guido geht ab, mit der Erklärung an seine Tochter, daß sie am folgenden Tag abreisen würden. Scene 3. Lanciotto erzählt Franceska, Paolo selbst, der in einem Haus nicht leben könne, wo er gehaßt sey, wolle abreisen und sie brauche daher nicht zu gehen. Er dringt in sie, daß sie Paolo verzeihe, und wie er die Gattin in heftiger Gemüthsbewegung sieht, winkt er dem Bruder zu kommen. Franceska wirft sich in Lanciotto's Arme; Paolo kommt. Scene 4. Paolo bittet Franceska flehentlich, ihm eine That zu verzeihen, die kein Verbrechen sey, die er in der Nothwehr gethan habe. Franceska, die von ihrem Gatten gehört, daß auch Paolo ein Opfer der Liebe geworden sey, spielt in eifersüchtiger Regung darauf an — dann besinnt sie sich: „Was sage ich? Ich Wahnsinnige! geh! ich hasse dich! ja!" Paolo sagt mit Entschlossenheit dem Lanciotto Lebewohl; Franceska wirft ihm einen unfreiwilligen Blick zu; Paolo flieht, aus Furcht sich zu verrathen. Scene 5. Lanciotto fragt seine Gattin, ob sie wirklich Mitleid mit Paolo fühle oder es nur heuchle. Er macht ihr Vorwürfe, daß sie Alle unglücklich mache und droht, ihre Launen nicht mehr länger ertragen zu wollen. Franceska ihrerseits erklärt, auch seiner ungerechten Vorwürfe müde zu seyn, und wünscht sich den Frieden, wünscht sich, die Welt nicht mehr sehen zu müssen.

Dritter Akt. Erste Scene.

Paolo (allein).

Sie sehen — ja, zum letzten Mal. Die Liebe
Macht taub der Pflicht mein Ohr. Ja, heil'ge Pflicht
Wär' es, zu gehen — sie nicht mehr zu sehn...
Ich kann's nicht. Oh! wie sie mich ansah! Schöner
Macht sie der Schmerz ja, schöner schien sie mir,
Und himmlischer. Verloren hab' ich sie?
Lanciotto hat sie mir geraubt? Oh Wahnsinn!
Oh!.. lieb' ich meinen Bruder nicht? er ist
Glücklich.. er sey es lang! doch mußt', um glücklich
Zu werden, er des Bruders Herz zerreißen?

Zweite Scene. Franceska kommt, ohne Paolo zu sehen, um ihren Vater aufzusuchen, im Gespräch mit sich selbst, sich scheltend über ihre unrechtmäßigen Gedanken, deren sie sich doch nicht entschlagen kann. Paolo tritt vor; Franzeska jammert und will fliehen; Paolo hält sie, beschwört sie, ihn nicht zu hassen, der für sie nur Segenswünsche habe. Franceska erwiedert ihm, er solle sich nicht darum kümmern, wenn sie ihn hassen und verabscheuen müsse; morgen reise sie ab; er solle dann seinen Bruder trösten, den Einzigen in Rimini, der um sie weinen werde, wenn der Kummer sie getödtet... Paolo antwortet ihr in der Leidenschaft der Liebe... sie wähnt, diese Leidenschaft gelte einer Andern... Da entdeckt ihr Paolo seine geheimgehaltene Liebe zu ihr, welche in dem Augenblick erwachte, wo er sie zum erstenmal sah, auf einer Gesandtschaft nach Ravenna:

Paolo.

Am Tage, wo ich ankam in Ravenna,
Gesandter meines Vaters, sah ich dich
Mit einem Zug durchschreiten eine Halle
Trauernder Frau'n, und stehen bliebest du
Vor einem frischen Grab, andächtig warfst du
Dich nieder, und mit stummem, tiefem Jammer
Hobst himmelwärts du die gefalteten Hände.
Wer ist das? fragt' ich Einen. — Und die Antwort
War: Guido's Tochter. — Und dieß frische Grab? —
Ist ihrer Mutter Grab. — Oh! welches Mitleid
Empfand mein Herz mit der betrübten Tochter.
Wie schlug's so unruhvoll!.. verschleiert warst du,
Franceska; deine Augen sah ich damals
Noch nicht; doch liebt' ich dich von jenem Tag.

Franceska.

Du.. weh! halt' inn'! du liebtest mich?

Paolo.

Verhehlt
Hab' ich zuerst die Flamme; eines Tages
Jedoch bedünkte mich, du hab'st gelesen
In meinem Herzen. Deine Schritte lenktest
Von deinen Mädchenzimmern du heraus
In deinen trauten Garten; und am See,
In Blumen ausgestreckt, schaut' ich in Sehnsucht
Nach deinen Zimmern und bei deinem Nahn
Erhob ich zitternd mich. Dein Auge sah,
Geheftet auf ein Buch, mich nicht; aufs Buch
Fiel eine Thräne dir... gerührt trat ich
Dir nah.. befangen waren meine Worte,
Befangen auch die deinigen. Du reichtest
Das Buch mir und wir lasen miteinander
Von Lancilotto, wie die Lieb' ihn quälte.
Allein und arglos waren wir beisammen...
Wir sahn uns Aug' in Auge... mein Gesicht
Entfärbte sich... du zittertest... und rasch
Enteiltest du.

Franceska.

O, jener Tag! das Buch
Blieb dir.

Paolo.

Auf meinem Herzen ruht es. Glücklich
Hat mich's gemacht, als fern ich war von dir;
Hier sieh es! Sieh die Blätter die wir lasen,
Sieh hier die Thräne, die aus deinem Auge
An jenem Tage drauf fiel.

Franceska beschwört ihn, zu gehen, ihren Schmerz, ihre Tugend zu achten; die Kraft zum Widerstand verlasse sie. Paolo ahnt die Wahrheit.. er dringt in sie; sie gesteht ihm daß sie ihn liebe, daß sie aus Liebe zu ihm sterbe; daß sie sich von ihm nicht geliebt geglaubt habe. Paolo schwankt zwischen Seligkeit und

Verzweiflung; es sey ihm unmöglich, sie je wieder zu verlassen; wenigstens sehen müssen sie sich jeden Tag. Francesca stellt ihm vor, daß sie sich verrathen, daß sie den Verdacht ihres Gatten erwecken und ihren Namen beflecken würden. Sie bittet ihn zu fliehen, wenn er sie liebe.

Paolo.

O unabänderliches Loos! Ha, ich
Beflecken deinen Namen? Nein, die Gattin
Bist eines Andern du. Und ich — muß sterben.
In deiner Brust lösch' mein Gedächtniß aus;
Leb' ruhig. Soll' ich deinen Frieden stören?
Verzeih! o weine nicht; o lieb' mich nicht!
O ich Unglücklicher, was sag' ich? liebe,
Ja liebe mich! beweine mein Geschick,
Das mich hinwegrafft vor der Zeit.. Ich höre
Lanciotto.. Himmel, gib mir Kraft.. Hieher,
Mein Bruder!

Dritte Scene. Guido und Lanciotto kommen. Paolo will Abschied nehmen; seine und Franceska's Leidenschaft verräth sich; letztere sinkt in Ohnmacht und wird von Guido weggetragen. Lanciotto spricht (vierte Scene) seinen Verdacht aus, der ihm durch Paolo's Reden bestätigt wird. Paolo flieht.

Fünfte Scene. Lanciotto allein:

Ist's wahr?
Sie liebt ihn! und sie heuchelte... Nein! diesen
Gedanken schickt die Hölle mir... und doch...
Nicht den Palast soll Paolo verlassen:
Ich halt' ihn mit Gewalt darin zurück!
O grauenvoller Schleier, du sollst reißen!

Vierter Akt. Erste Scene. Lanciotto hört von einem Pagen, daß Guido schnell mit Franceska abreisen will; er verlangt vorher sie noch zu sehen; er will auch Paolo sprechen.

Zweite Scene. Allein bedenkt er seines Bruders, seiner Gattin Schuld; er argwohnt, sie habe ihn vielleicht nach Rimini bestellt. Dritte Scene. Guido kommt und klärt dem Lanciotto über das Benehmen und die Unschuld seiner Gemahlin auf. Er habe, vergessend daß er ihr Vater sey, sie vor einem Heiligenbild niedergerissen und mit dem Tode bedroht, wenn sie ihm die Wahrheit verschweige; sie habe ihre Unschuld betheuert und beschworen; er habe den Dolch weggeworfen und sie an die Brust gedrückt; er sey ein unglücklicher und gekränkter Vater, aber doch immer Vater:

Du schuldest Achtung meinen grauen Haaren!
Sie retten muß ich.. du sie nicht mehr sehen.

Vierte Scene. Lanciotto und Paolo. Der letztere tritt dem Bruder mit edler Offenheit und gefaßter Zuversicht entgegen; er erkennt dessen Großmuth und Milde an; er erwiedert ihm auf die Frage: Was er (Paolo) thäte, wenn Franceska seine Gattin wäre, und ein Anderer sie seinem Herzen raubte —: er würde nicht den Schatten eines Nebenbuhlers dulden, und wenn dieser Nebenbuhler sein Bruder wäre, ihn nicht mehr als seinen Bruder betrachten. Er setzt seinem Bruder seine Leidenschaft auseinander, wie sie in ihm erwacht sey, wie er habe hoffen dürfen, daß sein Vater ihn mit Franzeska vermählt hätte; er beklagt sich, daß Lanciotto, der Franceska zuvor gar nicht gekannt, und nur aus Staatsgründen sie zur Gattin gewählt, sie ihm dem Liebenden weggenommen habe.

Lanciotto.

Hab' ich das Recht nicht, Euch zu opfern? Ich
Bin Herr: bin ein verrathener Gemahl
Und ein gekränkter Fürst. Die Sage mag
Von mir berichten, was sie will. Von Euch
Sagt sie: sie waren treulos!

Paolo.

Nein, sie sagt:
Was denn war seine Schuld, wenn Paolo
Als Jüngling nach Ravenna ward gesandt
Und für den lieblichsten der ird'schen Geister
In Lieb' entbrannte? Welches Recht auf sie
Hast du? Du hattest niemals sie gesehen;
Verlangtest sie zur Gattin nur aus Gründen
Der Staatsklugheit. Und gab nicht die Natur
Auch Fürstenkindern menschliche Gefühle?
Warum erforschtest du ihr Herz nicht, ehe
Du sie zur Deinen machtest?

Lanciotto.

Ha, du wagst es,
Hohn über Hohn zu häufen? Nein nicht länger,
Beherrsch' ich mich! (er legt die Hand ans Schwert.)

Fünfte Scene. Guido und Franceska kommen; sie hören das Waffengeklirr; Guido trennt die Kämpfenden. Franceska fordert für sich den Tod. Lanciotto erklärt ihr, nur die Achtung, die er vor ihrem Vater empfinde, schütze sie davor. Er überhäuft sie mit Vorwürfen und Schmähungen, nennt sie ehrvergessen.... Guido will ihm, aber vergebens, Einhalt thun. Franceska bittet ihren Vater sie zu tödten. Lanciotto fährt fort in seinen leidenschaftlichen Reden, in welchen sich Zorn, Liebe, Schmerz und Zärtlichkeit mischen. Paolo will sie vertheidigen; Lanciotto heißt ihn entwaffnen; Guido geht mit seiner Tochter ab, um sie ihres Gatten Wuth zu entziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 82.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

15 September 1838.

Die Einheit der modernen Literaturen.

(Schluß.)

Die Jahrhunderte können so wenig des Lebens der gegenseitigen Bezüge sich entschlagen, als die Wesen der Wirklichkeit. Diese Söhne der Unsterblichkeit sind in der That nur Eine Familie; sie erläutern, sie erhöhen sich gegenseitig. Das Licht der Einen strahlt auf die Andern zurück, und der ächte Ruhm gleicht so den Wohnungen der Ewigkeit. Dort ist Alles Friede, Heiterkeit, Haemonie; und weil wir fern davon wohnen, bilden wir uns ein, die Zwieteacht dringe auch zu den Helden des Geistes, welche dort weilen. Wenn wir sie besser verständen, wenn wir tiefer in ihr Inneres eindrängen, würden wie mit sicheeem Blick erkennen, daß sie ihrer Natue nach einander nahe verwandt, Freunde und Brüder sind. Errichten wir denn in unserem Geiste ein gewaltiges Pantheon, wo alle Gestaltungen des Schönen Zutritt erhalten. Machen wir uns zu Meistern der Eifeesüchteleien, der Feindschaften, der Antipathien der Klimate, der Zeiten, der Orte, steeben wir nach dem Geist, der allgemein und Einer ist und den begeisterten Schöpfungen jedes Volkes inwohnt. Bishee hat das menschliche Geschlecht im Krieg unter sich gelebt, und in den höchsten Regionen der Poesie, wo, so sollte man meinen, dee ewige Frieden herrschen müßte, ist dee Kampf der erbitteetste gewesen. Zu ähnlichee Täuschung hat man lange geglaubt, es gebe in dee Natur so viele verschiedene Genien, als es Berge und Thäler gebe; da wae Alles Uneinigkeit und nirgends Harmonie. Aber von der Idee dieser verschiedenen Genien hat man sich erhoben zu dee Idee Eines, überall in der Natur allgegenwärtigen Geistes; und von diesem Augenblick an schien die im Irrthum getheilte Natue zur Ordnung und zum unwandelbaren Frieden zurückzukehren. So wird man sich bei jedem unsterblichen Werke der Menschheit früher odee später zu der Idee Einer allgemeinen Inspiration, Eines Lebens erheben, das überall gegenwärtig in der Welt der Kunst wirkt; und dieselbe Muse, ich will sagen dieselbe Voesehung, welche man in den Werken der todten Natur entdeckt, wird sich auch in den Schöpfungen des Gedankens offenbaren. So geht die Kritik in die Philosophie und in die Religion zurück. Das ist vielleicht nicht die Poetik eines La Harpe oder Blale, aber gewiß die eines Aristoteles, Baco, Pascal oder Fenelon.

Wenn die Zeit, in welcher wir leben, einen Weeth hat, so ist es gewiß darum, weil sie am Ende diese Einheit des Genius bei den Modeenen in ein helles Licht setzen wied. Als noch die Kritik Alles theilte und spaltete, da veemählten die Werke selbst, klügee als jene, schon die Instinkte der Völker. Bei dem großen geselligen Bankett diente Ein Kelch Allen. Gibt es untee den Schriftstellern unserer Zeit einen einzigen, der nicht in seiner Art beigetragen hätte, dieß Bündniß zu besiegeln? Wer sieht nicht ein, was Alles Goethe — Voltaire'n und Byron dem Rousseau verdankte? Zeigt Chateaubeiand nicht die Mischung des englischen Einflusses und des französischen Geistes, die Kühnheiten Ossians und die Traditionen von Port-Royal? Hängt Frau von Stael nicht ebenso mit Genf wie mit Weimae zusammen? Hat Walter Scott seine zauberhafte Laufbahn nicht mit der Uebersetzung eines Stücks von Goethe angefangen? Wenn man den Charakter der meisten Zeitgenossen zerlegte, man würde bei Jedem ähnliche Verbindungen finden. Um nur von Ausländern zu sprechen: was ist das Drama Schillers anderes, als die leidenschaftsvolle Vermählung des Systems Shakspearr's und von Lessings kritischem Geiste? Was ist die Poesie Tiecks, als eine Abspieglung der spanischen Einbildungskraft in der Seele und im Styl eines sächsischen Troubadours? Ist es nicht augenscheinlich, daß Deutschland sich vermischt hat mit Italien in Manzoni, mit dem Orient in Rückert, mit Frankreich in Heine, mit England in Shelley, Coleridge und Wordsworth, mit Dänemark in Oehlenschläger, mit Polen in Mickiewitzsch? Die Reime Berangers widerhallen am Kaukasus, und ich habe Kantische Metaphysik am Schilfufer des Eurotas getroffen. Die philosophische, religiöse, literarische Diskussion ist nicht mehr, wie im achtzehnten Jahrhundert, eingeschlossen in den Salon einer Frau von Tencin oder du Deffant.

Sie bewegt sich zugleich zwischen Paris, London, Berlin, Petersburg und New-York. Das Wort fliegt von einem Volke zum andern; jedes von ihnen hat seine besondere Aufgabe, um die alle andern zugleich wissen. Es gibt in dem großen Körper der Erde heutzutage keine Fiber, welche erschüttert werden könnte, ohne daß alle andern zugleich mit erbebten. Die französische Revolution hat diese Einheit geweckt, die Industrie hat sie entwickelt, die Poesie ihr die Weihe gegeben. Heutzutage, wenn man ein Volk für sich ins Auge faßt, findet man nichts, Fragmente, Skizzen, Mißtöne, und der Sinn und das Streben dieses Volks selbst entgehen Einem. Dagegen wenn man das Ganze ins Auge faßt, hat Alles Einen Sinn, Ein Leben, Eine augenfällige Größe. Dieser Stand der Dinge ist ganz das Gegentheil von dem, was man im Alterthum sah. Außer den Stadtmauern war die Barbarei und der Tod. In unsern Tagen erweitert sich das Leben, weniger intensiv im Innern jedes Volks, nach außen; die Barbarei ist nirgends, überall der geordnete Staat.

Wenn nun dieß Bündniß sich immer enger und fester knüpft, so wird doch Eine Schranke fortwährend eine starke Gränzscheide zwischen den Völkern bilden, die Sprache. Aber an dem Tag, wo diese Schranke verschwände, würde auch die Verschiedenheit, welche zur Einheit erforderlich ist, um eine Organisation zu bilden, aufhören, und man hätte ein Chaos. Auch muß man einen wahrhaft socialen Instinkt anerkennen in den neuerlich gemachten Bestrebungen, jede Sprache bei ihrem ursprünglichen Genius und den ihr eigenthümlichen, natürlichen Wendungen zu erhalten. Je mehr die Geister sich vereinen, um so nothwendiger wird es, jedes Idiom der Tradition zu unterwerfen. Dieß der Nutzen der klassischen Partei in Frankreich, des Purismus in Italien, der Teutomanie in Deutschland. Nur befestigen diese Bestrebungen vielmehr das innige Bündniß der Ideen, statt daß sie eine Reaktion dagegen bezeichneten. Das Problem, das jedes Volk heutzutage zu lösen hat, ist: den Gedanken Aller auszusprechen, ohne aus sich selbst herauszugehen — eine Frage, die schon thatsächlich gelöst ist.

Hier geht der Verfasser von seinem eigentlichen Thema zur Erörterung der Frage über, zu welchen Hoffnungen für die Menschheit der neue Zustand der Dinge im Reich des Geistes berechtige. Woher es komme, daß statt freudiger Aussichten, vielmehr Verstimmung, Kleinmüthigkeit und Verzweiflung sich vielfach kund geben?

„Woher diese Zeichen des Alters mitten in der Verjüngung? Woher diese Spuren des Todes an der Brust des Lebens? Es gibt mehrere Gründe dafür; und die hauptsächlichsten sind bei den Einen das Abnehmen der Persönlichkeit der Völker, bei den Andern die Spaltung der Geister, welche auf Revolutionen folgt und beinahe bei Allen die Bethörung des Jahrhunderts selbst, welche dazu führt, es zu lästern.

Fürs erste ist es gewiß, daß die Nationalleidenschaften, abnehmend oder ihren Gegenstand vertauschend, in den Herzen eine Leere zurücklassen, die man leicht für ein Zeichen des Todes nimmt. Der alte Haß, der die Beschäftigung und Nahrung für Viele gewesen, erlischt allmählich. Die Gesellschaft erweitert sich; sie scheint zu zerbrechen, denn bei diesen Veränderungen findet wie bei allen Krisen ein offenbarer Verlust an Kraft statt. Man sieht was man verliert, aber nicht was man dafür gewinnt.

Fürs zweite, weil das politische Band eine Zeitlang zerrissen war, übt die Spaltung, die im Herzen des Staats sich gebildet, auch Einfluß auf das Urtheil über die umgebenden Gegenstände. Unter der Geißel Gottes hat sich die Seele der Völker zertheilt. In der Heftigkeit der socialen Kämpfe ist die Einheit in drei Theile zerfallen, wovon jeder nur noch die ihm zugekehrte Seite der Gegenstände ins Auge faßt. Die Aristokratie sieht die Vergangenheit, der Bürgerstand die Gegenwart, die Demokratie sieht nach der Vergangenheit. Viele nehmen auch geradezu ihr persönliches Elend für Zeichen des Elends der Welt. Ueberall begegnet man solchen Todespropheten, aber nirgends so häufig wie in Frankreich. Sie haben die Unglückszeichen gesehen, welche das bevorstehende Leichenbegängniß der Gesellschaft andeuten. Der Eine hat aufgehört, der Erste in seinem Lande zu seyn, und das Steuerruder des Staats ist ihm durch einen Mißgriff der Vorsehung entwischt. Der Andere hat seine Gedichte, oder seine Prosa, oder sein System, oder den Gott müssen fallen sehen, den er so eben erfunden. Sind das nicht sicherere Zeichen als die eines Jeremias.

Endlich gibt es Leute, die, berauscht vom Wissen ihrer Epoche, es gerade gegen sie selbst kehren. Welche Poesie ist fortan noch möglich? sagen sie: welche Kunst? welche Erfindung? welches Gemälde? welche Statue? welche Hymne? welcher Akkord? Wo bleibt noch Platz für einen Traum? Wir haben Alles berechnet, gemessen, gewogen. In dieser ganz von uns selbst ausgefüllten Unermeßlichkeit — welche Zufluchtsstätte bleibt noch der Muse? Und wozu brauchte man auch eine Egeria? Wir wissen Alles. Unsere Wissenschaft besitzt uns ganz und sättigt uns. — Fragt man aber diese Alles Wissenden nach der nächsten Gestaltung der Zukunft, nach dem Wesen ihres Gottes, nach ihrer Seele, nach dem was sie jenseits des Todes hoffen oder fürchten: so wissen sie theils davon rein nichts zu sagen, theils müssen sie anerkennen, daß ihre Väter darüber bestimmte Ueberzeugungen hatten, daß aber sie davon nichts verstehen und verstehen wollen, so daß am Ende dieß Uebermaß von Unwissenheit es ist, was sie ihre Wissenschaft nennen. Stellen wir uns noch so vornehm und tüchtig an; das Unendliche umringt uns doch und drängt uns enger als je ein! Fürchten wir nicht, daß es uns je fehle! Unser Wissen vermehrt nur unsere Unwissenheit, und das Weltall ist heute nicht minder geheimnißvoll, als in den Tagen Homers. Wir schwimmen auf einem gränzenlosen Meer; wenn wir glauben den Rand des Horizonts erreicht zu haben, so erhebt sich ein neuer Horizont und der Hafen erscheint nirgends. — Der Mensch auf Erden gleicht immer dem Robinson auf seiner wüsten Insel; Alles was er mit seinen Händen thut, hat am Ende zum Zweck, sich einen Kahn auszuhöhlen, auf dem er sie verläßt."

Silvio Pellico.

(Fortsetzung.)

Fünfter Akt. In einem matt beleuchteten Saal Guido und Franceska. Jener kommt aus den Zimmern Lanciotto's, den er zu begütigen gesucht hat.

Guido.

Er sah mich und erhob erschrocken sich
Von seinem Lager und rief aus: O Himmel!
So ist er da, der Unglückstag! Franceska
Muß ich verlieren?... Andern Sinns bin ich...
Ich kann nicht leben ohne sie!.. Indessen
Rollten ihm über's Antlitz bittre Thränen.
Bald nannt' er wüthend deinen Namen, bald
Beweint' er dich voll Liebe. Lang hielt ich
In meinen Armen ihn und weinte mit ihm.
Und ließ die Zügel schießen seinem Schmerz.
Mit sanften Worten dann beruhigt' ich ihn
Und überzeugt' ihn, besser sey's, du gehest
Ohne Abschied.

Franceska aber will nicht abreisen ohne ihn gesehen, ohne seine Verzeihung erlangt zu haben. Guido gibt ihr die Versicherung, daß Lanciotto ihr verziehen, daß er auch dem Paolo verzeihen werde; Franceska ist darüber voll Freude, doch besteht sie auf der Besprechung:

O Freude! Aber ach: nicht seinen Namen
Nenn' mir in diesem heil'gen Augenblick
Denn ganz vergessen muß ich ihn — und will's!
Schon minder stark spricht er zu meinem Herzen;
Schon redet wieder die verlorne Tugend
In mir, die Reu' und die Erinnrung
Des treuen Gatten, welchen du mir gabst,
Und den ich nicht zu lieben wußte. Sprich
Du noch einmal mit ihm. Weh! sey nicht zornig!
Wirk' aus die Gnade mir! Ich will ihm zeigen,
Wie schmerzlich meinen Undank ich empfinde,
Will mich zu seinen Füßen niederwerfen,
Ihn fleh'nd, daß er mich nicht verachte. Geh!
Sag' ihm, wenn ich ihn sehn nicht darf, sey mir
Als ob die Hoffnung mir auf die Verzeihung
Des Himmels schwände.

Guido.

Willst du es durchaus?
So bring' ich ihn hieher.

Zweite Scene. Franceska (allein).

Für immer also
Verlaß' ich dich, geliebtes Rimini;
Lebwohl, du Schicksals Stadt! Lebt wohl ihr Mauern,
Voll Leids, doch theuer mir. Geliebte Wiege
Der Fürsten... Ha? was sag' ich? ew'ger Gott!
Mein letzt Gebet — es ist für dieses Haus!
Verschließ nicht, bin ich schuldig gleich, dein Ohr!
Ich bitte nichts für mich; für diese Brüder
Bet' ich; deine allmächt'ge Hand laß ruh'n
Auf ihrem Haupt... Was seh' ich?

Dritte Scene. Paolo stürzt, ein bloßes Schwert in der Hand, wahnsinnig herein und überläßt sich den Ausbrüchen seiner Freude, Franzeska zu sehen, die er vor seinem Bruder warnt, der ihr nach dem Leben stehe. Franceska sucht ihn vergebens zu beruhigen und ihn darauf aufmerksam zu machen, wie unedel er sich gegen einen Bruder benehme, der ihm großmüthig verziehen. Sie weist ihn zurück. Paolo wird immer wilder, schwärmerischer, je fester Franceska ihren Entschluß ausspricht, nie, unter keiner Voraussetzung seine Bewerbung erhören zu wollen. Sie ruft nach ihrem Vater. Paolo verachtet die Rechte eines Vaters, der sein Kind geopfert und ruft, kein Mensch solle sie aus seinen Armen reißen. Vierte Scene. Guido und Lanciotto kommen; der Letztere glaubt sich von Beiden betrogen, zieht wüthend sein Schwert, ersticht zuerst Franceska und dann Paolo, den er aufgefordert hat, sich zu vertheidigen, der aber seine Waffe von sich wirft. Wie Lanciotto sie beide sterben sieht, will er sein Schwert gegen sich wenden. Guido hält ihn zurück; es sey schon genug Blut vergossen worden, daß die Sonne, bei ihrem Wiederaufgang, schaudern müsse. — —

Wir haben zuerst von dem Thema dieser Tragödie zu sprechen. Hier fragen wir: hatte Pellico das Recht, den Stoff seines Drama's, den er von Dante entlehnt, in dieser Weise zu behandeln, d. h. ihn wesentlich umzugestalten? Bekanntlich läßt der Dichter der göttlichen Komödie die beiden Liebenden Paolo und Franceska in der Hölle weilen, auch dort noch unzertrennlich und durch Liebe vereint, (was vielleicht ein Widerspruch ist!) Sie waren wegen schuldbelasteter Liebe von Paolo's Bruder getödtet worden und büßen nun auch im andern Leben ihre Sünde. Diese Geschichte hat Pellico ergriffen; aber so, daß er das Moment der Schuld daraus streicht, und nur die schuldlose Leidenschaft und die traurige Katastrophe in Folge eines Mißverständnisses, einer Verblendung und Uebereilung beibehält. Unsers Erachtens hat der Dichter nicht wohl daran gethan, in solcher Weise die Dante'schen Tradition, die unter allen Gebildeten Italiens eingewurzelt ist, zu verändern und zu mildern. Eher hätte er eine ganz neue Fabel erfinden, andere Namen fingiren sollen, als daß er Franceska und Paolo von dem Verbrechen, das sie nun einmal nach Dante (und in ihrer Wirklichkeit) begangen haben, freizusprechen und ihre Schuld auf ein Minimum, auf Gefühle die nicht in der Macht des Menschen stehen, zurückzuführen unternahm. Wählte er einmal Dante's Franzeska, so mußte er sie, unserer Ansicht nach, auch als Schuldige darstellen. Warum er es nicht gethan? davon können wir uns leicht den Grund denken; weil ein untreues Weib, eine Ehebrecherin nach modernen, nach christlichen Begriffen eine unwürdige Person ist und kaum mehr zur tragischen Heldin taugt. Ob das größte Dichtergenie nicht im Stande wäre, auch einen solchen Charakter noch mit Würde und Adel auszustatten und durchzuführen? wollen wir dahingestellt seyn lassen; Pellico hat wenigstens seine poetische Kraft

nicht so überschätzt, daß er jenen gewiß sehr schwierigen Versuch gewagt hätte. Dabei aber ließ er doch die traurige Katastrophe stehen, die Tödtung der beiden Liebenden durch Lanciotto — was freilich kaum gehörig motivirt erscheint, indeß immer noch besser ist, als wenn ein Kotzebue in „Menschenhaß und Reue" den verlassenen Ehemann und seine mit einem andern entlaufene, sentimentale Frau nach einiger Zeit in der Rührung wieder zusammenlaufen läßt.

Die Erinnerung an Dante hat Pellico noch dadurch verstärkt, daß er zwei Verse aus Dante wörtlich in seine Tragödie einflicht, da wo Paolo das Aufkeimen seiner Liebe erzählt; daß er auch jenes berühmte Lesen und das verführerische Buch benützt; aber was bei Dante der Katastrophe unmittelbar vorangeht, das ist bei Pellico nur der Keim und Anfang:

„An jenem Tage lasen wir nicht mehr:"

sind die letzten Worte von Franceska's Erzählung, während bei Pellico nach jenem Lesen Beide noch an der Erwiederung ihrer Liebe zweifeln.

Das Stück ist sehr kurz; und das ist gewiß ein Vorzug; der Gegenstand ist so einfach, es ist so gar keine Intrike, keine Verwicklung, daß nur eine üppige Rhetorik die Tragödie zu einem großen Umfang anzuschwellen vermöchte. Wirklich enthält auch der ganze letzte Akt nur etwa 120 Verse und die übrigen sind um nicht sehr viel größer. Dieß hängt mit dem ganzen Charakter von Pellico's Poesie zusammen; sie hat sehr wenig Dialektisches, wodurch die verschiedenen Seiten und Gesichtspunkte einer Sache veranschaulicht, einander gegenübergestellt und geltend gemacht werden und worin besonders die griechischen Tragiker ihre Stärke hatten, welche in kunstreichem Austausch von Rede und Gegenrede, Gründe für und gegen, Recht und Unrecht einer Sache entwickelten und sie gleichsam spruchreif machten; wodurch man gegen Ueberraschungen des Gefühls gesichert wird und sich ein klares Urtheil bilden kann; Pellico hat seine Stärke im Gefühlvollen und Leidenschaftlichen, und es ist an ihm rühmend anzuerkennen, daß er in dem Sichaussprechenlassen von Gefühl und Leidenschaft nicht breit und redselig wird. Hiedurch wird nun natürlich der Verlauf des Drama's sehr abgekürzt; man bekommt eigentlich nur die Hauptmomente der Aufregung zu sehen; es ist wenig von Ueberlegung, von Ueberredung und Willensbestimmung da; die verschiednen auftretenden Personen geben einander gleichsam elektrische Schläge, deren Wirkungen schwer zu berechnen sind, wiewohl sie nicht unmotivirt seyn mögen. Es verdient auch beachtet zu werden, daß Pellico seine Franceska für eine bestimmte ausgezeichnete Schauspielerin schrieb, welche in dieser Rolle glänzen und die Rolle verherrlichen sollte. Wenn es einerseits ein Fehler der deutschen dramatischen Dichter ist, daß sie größtentheils ohne Rücksicht auf die Aufführung und großentheils ohne Kenntniß der theatralischen Einrichtungen und Effekte dichten, so scheint uns andererseits auch das nicht das Wahre, daß man Dramen schreibt für bestimmte Schauspieler oder Schauspielerinnen; hier läßt man sich doch von etwas Zufälligem, von einer Persönlichkeit, mehr bestimmen, als mit der Unabhängigkeit und Würde der Poesie vereinbar ist. Das Richtige und Wünschenswerthe liegt wohl in der Mitte: daß der dramatische Dichter allerdings die Bedingungen und Gesetze der Bühne, den theatralischen Effect, die Wünsche und Bedürfnisse der Zuschauer immer gegenwärtig sich erhalte, aber nicht darauf ausgehe, einem Individuum Gelegenheit zu geben, in Bravour-Rollen zu glänzen und diese willkürlich, ohne innere Nothwendigkeit, zuschneide. Um nun die Wirkung, welche Franceska von Rimini in Italien hervorbrachte, recht zu begreifen, denke man sich ein lebhaftes, leidenschaftliches italienisches Publicum, dessen Aufmerksamkeit nirgends durch lange Dialoge oder Monologe ermüdet, vielmehr durch ein fortwährendes Sichablösen bald schmelzender bald heftiger Gefühle und Leidenschaften, durch ein Aufundabsteigen der auftretenden Charaktere zwischen Trauer und Zorn, Zärtlichkeit und Verzweiflung, immer in Athem erhalten und gespannt wird. Einem soliden Engländer, einem gründlichen Deutschen, die da gewöhnt sind an Dramen, welche einen mäßigen oder auch wohl einen starken Band füllen, mag eine Tragödie von Pellico wie eine Skizze erscheinen, wo nur die Hauptmomente angedeutet sind; dem feurigen, beweglichen Italiener genügt das gerade, und den bald in Wehmuth und Rührung zerschmelzenden, bald vor Schmerz tobenden und wüthenden, bald in Ohnmacht, bald in Wahnsinn verfallenden Personen erläßt er gern die langen Reden. Wie schon gesagt, es kann nicht behauptet werden, daß die Gemüthsbewegungen von Pellico's Personen nicht motivirt seyen; im Gegentheil, er zeigt oft viele Kunst in der Anlage und Lenkung des Dialogs auf gewisse Punkte hin; aber eine tiefere Nothwendigkeit, sowohl in dem Gang des Ganzen als in den einzelnen Charakteren vermissen wir. Daß Paolo wie wahnsinnig am Ende hervorstürzt und sich Franceska aufdringt, liegt wohl kaum in seinem Charakter, wie er vorher gezeichnet worden ist; aber freilich war es schwer, auf eine genügende Weise, ohne Verletzung der Tugend der Liebenden, die blutige Katastrophe herbeizuführen. Wenn ein anderer Dichter als ein italienischer diese Tragödie mit solchem Ausgang gedichtet hätte, und sich gegen die Einwendung der Unwahrscheinlichkeit der raschen, blutigen That Lanciotto's, auf den bekannten hitzigen, rachsüchtigen Charakter der Italiener berufen wollte, so würde man dieß vielleicht als eine nicht stichhaltige Ausrede verwerfen; nun aber ein italienischer Dichter selbst seinen Landsmann so unbesonnen und voreilig handeln läßt, müssen wir uns bescheiden, das italienische Temperament nicht besser kennen zu wollen als er, und die That Lanciotto's als psychologisch motivirt gelten lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 83.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

19 September 1838.

Gedichte von P. B. Shelley.

Herbst.

Eine Todtenklage.

Sonnenwärm' ist entflohen,
Die Sturmwinde drohen;
Seufzer wehn aus den Büschen,
Blumen sterben dazwischen;
    Und das Jahr
Liegt da, am Boden,
Auf den Blättern, den todten,
    Die bunt sich mischen.
Zieht, Monde, vorbei
Vom November bis Mai,
In trauernder Reih'!
    Folget der Bahr'
    Vom erstarrten Jahr,
Und wie Schatten stellt um sein Grab Euch dar!

Welken schütteln die Stürme;
Es kreucht das Gewürme;
Die Ströme sich breiten,
Die Donner läuten
    Um das Jahr;
Die Schwalbe flog davon,
Die Lazert' ist geflohn,
    Die sich sonnten und freuten.
Zieht, Monde, herbei
In Trauerliverei! —
Spiele Junius und Mai:
    Ihr folget der Bahr'
Vom erstarrten Jahr,
Weint am Grab, bis das Grün neu wird offenbar.

An einen Kritiker.

Wer kann vom Seidenwurm Honig holen,
    Oder Seide vom Wabenthier?
Eh gehen im Winter auf Violen,
    Als Haß geht auf in mir.

Die Betenden, die Schwätzer haff',
    Die Zänker, die gleich dir;
Zu messen dir mit gleichem Maaß
    Sind sie nicht schon gleich mir.

Such' Einen, den Gold und Macht verführt,
    Schmeichl' ihm nach Herzenslust;
Deine Liebe eh' sein Steinherz rührt,
    Als dein Haß meine Brust.

Nicht leicht man das in Stücke reißt,
    Was ganz erfüllet mich!
Ich haß' den lieblos falschen Geist —
    Doch dich — wie haßt' ich dich?

Auf ein gewelktes Veilchen.

Der Duft der Blume ist davon,
    Der an mich hauchte wie dein Kuß;
Des Blümchens Farbe ist entflohn,
    Bei welcher dein ich denken muß!

Ein leblos Ding, verschrumpft und arm,
    An meiner öden Brust es ruht;
Es spottet des Herzens, das noch warm,
    Die Blum' ohne Glanz und Blut.

Ich weine — sie beleb' ich nicht —
    Ich seufze — sie hat keinen Hauch —
Ihr stummes Loos kein Zauber bricht —
    O wär' so meines auch!

Silvio Pellico.

(Fortsetzung.)

Daß beinahe durch das ganze Stück das Pathos der leidenschaftlichen Stimmung herrscht, ist zum Theil auch wohl der Grund davon, daß die Charaktere nicht sehr scharf und prägnant gezeichnet sind. Es sind insgesammt edle Personen, deren Seele und Mund von Großmuth, Ritterlichkeit, Zärtlichkeit überfließt; deren Entschlüsse und Thaten aber weniger aus ihrer Gesinnung und ihrem Charakter, als aus der leidenschaftlichen Aufregung des Augenblicks entspringen. Alle gerathen ein oder ein paar Mal außer sich; durch Ueberraschung kommt Paolo's und Franceska's Liebe an den Tag; in einem Anfall von Wahnsinn entspringt Paolo aus seinem Zimmer und bestürmt Franceska, und in der Verblendung des Augenblicks stößt Lanciotto die Liebenden nieder. Diese plötzlichen Aufwallungen und Stürme der Leidenschaft sind nun aber gerade das Zufälligere; der Dichter zeigt uns recht gut die Zustände, die mit kurzen Entzückungen abwechselnden Qualen einer verbotenen Leidenschaft; aber das Schicksal, welches sie herbeiführt, trägt nicht das Gepräge der Nothwendigkeit, wie es die Tragödie verlangt; glücklich enden kann die unselige Leidenschaft nicht, das hat Pellico richtig eingesehen; der Tod ist für die hoffnungslos Liebenden das einzige Mittel der Erlösung von ihren Schmerzen und der Weg der Vereinigung; aber dieser Tod, ohne eigentliche Verschuldung, ist etwas übereilt herbeigeführt. Der Versuch, die Liebenden aus der Hölle, in welche der strenge Dante sie versetzte (obgleich Franceska von Polenta die Tochter seines Gönners und Wohlthäters war!), zu erlösen, durch Verklärung ihrer schuldigen Leidenschaft in ein unfreiwilliges Gefühl, eine mit der Kraft der Tugend bekämpfte Neigung, die jedoch zeitlich dieselben blutigen Folgen für sie hatte, macht dem sittlich reinen Gefühl des Dichters alle Ehre; die französischen Dramatiker der neuern Schule hätten um keinen Preis die Gelegenheit aufgegeben, die treulose Gattin mit einer Art von Heiligenschein, trotz ihrer Schuld, zu schmücken, und die Sünde selbst zu apotheosiren; — als tragischer Dichter aber hat er wohl einen Fehlgriff gethan, und statt der Nothwendigkeit dem Zufall eine zu große Herrschaft in seiner Tragödie eingeräumt.

Die zweite Tragödie, über welche wir berichten wollen, heißt Eufemio von Messina. Das Stück beginnt mit einer, unter den Mauern von Messina gelieferten Schlacht zwischen Teodoro, König von Sicilien, und Eufemio, dem Heerführer der Saracenen, welcher, ein Sicilianer, der sich durch seine Tapferkeit zum ersten Anführer aufgeschwungen, und dadurch kühn gemacht, nach der Tochter des Königs, Lodovika, sein Auge zu erheben, sie zur Gemahlin zu verlangen gewagt hatte. Er war vom König als ein mit Verrath umgehender Ehrgeiziger behandelt worden, war zu den Saracenen geflohen und kehrte jetzt, von Rachsucht und Liebe beseelt, an der Spitze eines Heeres, ein Renegat, in sein Vaterland zurück. Die Schlacht nimmt eine für die Sicilianer ungünstige Wendung; Teodoro will sich in die Stadt zurückziehen, wird aber von Almanzor, dem Unterbefehlshaber der Saracenen angegriffen, von den Seinigen verlassen, entwaffnet und gefangen. Almanzor ist im Begriff den König, der sich weigert den Propheten anzubeten, zu tödten, als Eufemio herbeikommt und dem Almanzor Einhalt thut. Er erkennt den König und überhäuft ihn mit Vorwürfen und Schmähungen, als den einzigen Urheber seines Unglücks. Er zählt seine Verdienste um das Vaterland auf und wie ihm dafür mit Undank sey gelohnt worden. Dagegen aber beschuldigt der König ihn, den Eufemio, des Undanks und verrätherischer Plane; er habe durch die Hand seiner Tochter sich den Weg zum Throne bahnen wollen. Eufemio erklärt dieß für Verleumdung und Lüge, die er jedoch dem König geglaubt zu haben verzeihen könnte, wenn er nicht seine Tochter grausam geopfert, sie dem Tyrannen von Salerno, jenem blutdürstigen Ungeheuer zur Gattin gegeben hätte. Von Teodoro erfährt Eufemio, daß Lodovika lebe, daß sie nicht mit jenem Fürsten vermählt, aber durch heilige Bande für immer von ihm geschieden, daß sie die Braut Gottes sey. Eufemio, zuerst betroffen und bestürzt, überläßt sich dann einer lebhaften Freude und der Hoffnung, daß Lodovika noch an ihn denke, ihn noch liebe. Teodoro sucht seine Hoffnungen niederzuschlagen:

Teodoro.

Gestern hat Lodovika abgelegt
Die furchtbaren Gelübde, glühend ganz
Von heil'gem Eifer. — Tochter! bat ich sie,
O kehre zu der Welt und ihren Freuden:
Zu ihren Füßen glänzten goldene
Gewänder und Juwelen. Doch umsonst
Malt' ich ihr vor die Größe einer Kön'gin,
Der Mutter Wonne, wenn die Kinder sie
Die angebeteten umarmt. Mit stolzer
Verachtung trat sie auf die Herrlichkeiten,
Ergriff den heil'gen Schleier, hüllte ganz
Darein sich, und zur Erde niedersinkend,
Schwieg lange sie — wie eine starre Leiche
Im Leichentuch. Drauf hört' ich, wie zum Himmel
Sie für mich betete — für ihren Vater
Die unglücksel'ge Tochter — und den Tod
Erbat, um Gott nicht länger zu beleid'gen.

Eufemio.

Von Aberglauben trunken, sahst mit Freuden
Du sie entführen Hymens Rosen, um
Den Leichenschleier anzuthun. Ich höre,
Ich, das Geschrei dieser unschuld'gen Seele
In dem entweihten Heiligthum. Den Himmel
Flehte sie für den schuldigsten der Väter
An um Vergebung, der das Leben ihr
Vergiftet; sie entfloh, Verzeihung schenkend
Ihrem Tyrannen — wünschte sich den Tod,
Den Tod — das einz'ge Gut, das Solchen bleibt,
Die in verzweiflungsvoller Liebe glühen
Und schweigen! Unglücksel'ge! nein, du sollst
Auf eines eifersücht'gen Gotts Altären
Nicht fallen, welcher grausam der Natur
Will rauben deine Jugend, deine Schönheit,
Dein himmlisches Gemüth, gemacht zu lieben;
Mein wirst du, Lodovika!

Teodoro.

Eh' des Grabs
Als dein! Mag zur Vertheidigung seiner Mauern
Zu schwach Messina seyn: unüberwindlich
Vertheidigen die Priester die Altäre;
Und unter frommen Flammen werden sie
Im letzten Nothfall sie verbergen.

Eufemio schickt seinen Freund Almanzor in die Stadt hinein, um zu verlangen, daß man ihm die Tochter Teodoro's herausschicke, widrigenfalls er droht, ganz Messina zu zerstören und alle seine Bewohner ohne Schonung zu opfern. Der König ruft dem Abgesandten noch nach, daß er um diese schmachvolle Bedingung Leben und Thron nicht behalten wolle.

Im zweiten Akt ist Almanzor unverrichteter Dinge aus Messina zurückgekehrt; Eufemio beschuldigt ihn, zu wenig Eifer bewiesen zu haben und gesteht ihm, daß er Lodovika bis zum Wahnsinn liebe, daß er den Tod suche, wenn er sie nicht erringen könne. Almanzor macht ihm Vorwürfe, daß er an den Seinigen und am Propheten zum Verräther werde; Eufemio ermannt sich wieder; bekennt übrigens dem Almanzor, daß er sich nicht zur Lehre des Korans hingezogen gefühlt habe:

Die Sprache
Der Heuchelei verschmäh' ich gegen dich:
Die Lehre nicht, die übermenschliche,
Des Korans machte mich zu seinem Jünger.
Der Glanz der Waffen war's, für Mahomet
Erhoben. Friede predigt immer, Friede
Dem Abendland ein Priester; schnöder Friede!
Sprach ich, der schuld dran, daß das feige Rom
Nicht mehr das Schwert der Cäsarn weiß zu schwingen!
Dagegen ruft zu Krieg und zu Triumphen
Den Orient auf Mahomet! er ist
Der Tapferen Prophet und mein Prophet!
Doch weißt du, daß auch der Gesandte Gottes
In Lieb' entbrannte; ohne Liebe kann
Der Pöbel seyn — erhabne Seelen nie!

Almanzor.

Der Pöbel fühlt die Leidenschaft; sie zügeln —
Wem anders ziemt es, als erhabnen Seelen.

Almanzor erzählt, wie er in der Stadt behandelt worden sey; wie der Priester Palomio das Volk, von dem ein Theil bereitwillig gewesen, Lodovika auszuliefern, wieder umgestimmt und zum Widerstand, zur Beharrlichkeit begeistert habe; wie er, der Abgesandte, von hundert Dolchen bedroht gewesen, aber von dem Priester geschützt und unter sicherem Geleite wieder zurückgeschickt worden sey. Eufemio tobt; er will das Rachewerk mit dem Tod Teodoro's beginnen, will Messina in Staub verwandeln; er fühlt nichts mehr als Grimm; Lodovika soll mit den übrigen Bewohnern der Stadt sterben; dann besinnt er sich wieder; nein! sie soll leben! um ihretwillen will er die Stadt schonen, will mit seinem Heer abziehen. Erstaunt fragt ihn Almanzor, ob es sein Ernst sey?

Eufemio.

Ich will es, ja!
Nicht auf thu' deinen kecken Mund! Wir ziehen!
Weit ist die Erde genug für unsre Wuth.
Ein Gott spricht mir, sträub' ich mich gleich, im Busen:
Gegen sein Vaterland darf nie den Arm
Ein Mann erheben. Ja! ich wollte dir's
Verhehlen — eine unbekannte Macht
Entreißt jetzt diese Worte meinem Munde:

(Er faßt Almanzor freundlich bei der Hand und deutet ihm auf die Stadt.)

Sieh, diese Mauern, die ich hassen möchte,
Bet' insgeheim ich an: die hehren Tempel,
Wo meine frühesten Gelübde stiegen
Zum Weltenschöpfer, schau' ich an — und fühle,
Wie ich vor Rührung bebe; ich besinne
Mich auf den Klang von diesen heil'gen Glocken,
Als ganz Sicilien seinen Befreier
Mich jubelnd nannte — oh, glücksel'ge Tage!
O meine Lodovika, wie erglänzte
Von Lieb' und Freude da dein sanftes Lächeln!

Almanzor macht ihm Vorwürfe, daß er seinen neuen Glauben lästere und droht ihm mit der Rache der Saracenen; er preist Messina glücklich, daß es dem Zorn Eufemio's entgehe. Dieß erweckt wieder des Letztern Wuth; er beschließt das Verderben der Stadt und läßt den Almanzor schwören, daß er, wenn er, Eufemio, wie ihm ahne, bald sterben werde, das Rachewerk vollziehen wolle. Teodoro wird herbeigeführt und ihm, der unerschrocken und fest bleibt, von Eufemio der Tod angekündigt, wenn er nicht Messina zum Gehorsam gegen das Verlangen des Feindes zwinge. Der König verwirft dieß Ansinnen — und schon schwingt ein Saracene den Säbel über seinem Haupt, als man das Thor Messina's sich öffnen und Lodovika durch dasselbe herausschreiten sieht. Eufemio ist vor Freude, Teodoro vor Jammer und Zorn außer sich. Eufemio eilt der schwankenden Jungfrau entgegen und faßt sie in seinen Armen auf; sie will ihren Vater umarmen — er spricht seinen Fluch über sie aus und stößt sie von sich; sie ruft: ich sterbe. Eufemio befiehlt, den König, „diesen grausamen Tiger“, wegzuführen. Er tröstet Lodovika, welche wähnt, man führe ihren Vater zum Tode; und ein mit unwillkürlicher Zärtlichkeit gesprochenes Wort der Jungfrau hebt ihn auf den Gipfel des Entzückens:

Du liebst mich, ja! deine erstickten Seufzer
Verrathen mir's. Ich Glücklicher! o komm!
Der Saracenen Heer seh' als Sultanin
An meiner Seite dich und huld'ge dir!

Im dritten Akt wird Lodovika auf ihr Verlangen zu ihrem Vater geführt, der fortfährt ihr zu fluchen, sie zu schmähen, bis sie ihn aufs flehentlichste um Barmherzigkeit bittet — da kommt ihm die Möglichkeit zu Sinne, sie könnte unschuldig seyn — sie sey vielleicht von den Bürgern aus der Stadt vertrieben worden. Sie erzählt ihm was vorgegangen. Als die Kunde von dem Einfall des Feindes die zitternden Jungfrauen erreicht, sey ihr

sogleich Eufemio in den Sinn gekommen, denn sie habe in fürchterlichen Träumen die ganze Nacht hindurch ihn unter tausend Todten kämpfen gesehen und er habe *sie* gesucht. Da habe sich Pakomio ins Heiligthum gestürzt, mit der Kunde, daß ihr Vater gefangen im Lager des Feindes sey, welcher *ihre* Auslieferung als Preis der Schonung ihres Vaters verlange. Sie habe sich verzweifelnd zu Boden geworfen, der fromme Hirte habe sie getröstet: bald würden sie alle mit den Gefallenen und mit dem König Teodoro wieder in einem bessern Leben vereinigt werden — die Mutter des Klosters aber habe sich begeistert erhoben, ihr die Hand aufs Haupt gelegt und sie an die That der *Judith* erinnert! da habe sie ein rascher Entschluß durchzuckt — der mit Jubel aufgenommen worden. Pakomio habe ihr von den im Tempel aufgehangenen Waffen einen Dolch — den sie vorzeigt — gereicht:

Du bist, so rief er, Gottes Braut; es ziemt sich,
Daß du den Hohn, der deinem Bräutigam
Geboten, rächest. Der vergänglichen
Welt glaubt' ich mich, entrückt, erhöht zum Chor
Der hohen, feur'gen Geister, die der schwachen
Tochter des Staubs des Himmels Winke brachten.
Betäubt und athemlos hab' ich gezittert
Vor'm ew'gen Tod. Gehorche, Tochter! rief
Der wilde Greis. Ja! stammelte mein Mund —
Ich wußt' es selbst nicht, aber meiner Hand
Entfiel der Dolch... Schauer versteinte mich..
Zurückziehn wollte ich mein Wort — vergebens!
Eine gewalt'ge Macht schloß mir den Mund.
Von frohem Ruf hallte der Tempel wieder;
Meine geliebten Schwestern warfen sich
Nieder vor mir: Erwählte Gottes! heil'ge
Befreierin! begrüßten sie mich brünstig;
Der Hirte selbst — o wie unwürdig war ich
Solch hoher Ehre! — sank vor mir aufs Knie:
Nicht Tochter mehr darf ich dich nennen, nein!
Mutter des Volkes Gottes ist dein Name.
So rief er, und umfaßte meine Füße....
Die Stadt durchlief die Sage von dem grausen
Beruf, den mir der Himmel anvertraut.
Halbtodt verließ das Kloster ich, Pakomio
An meiner Seite... ach! wie eine Sündrin,
Die nach der Richtstatt geht. Es betete
Weinend das Volk für mich; rings um mich her
Streute man Lilien, Rosen und die Palmen
Des Märtyrthums; und unterm Weinen stieg
Festlich ein Lobgesang der Hoffnung und
Der Lieb' aus allen Herzen. Da berauscht,
In solchem Taumel fühlt' ich mich, bekennen
Muß ich's, ich schwinge hoch den Dolch empor,
Pakomio segnet ihn. Ich eil' ans Thor..
Man öffnet es.. die Brücke überschreit' ich...
Ich Unglücksel'ge! Alles war verschwunden!
Allein... auf frisch von Blut getränktem Felde..
Der Anblick von der Saracenen Fahne
Erschreckt mich... ich will fliehn.. mich reut das kühne,
Vermess'ne Wagniß... weh! es ist zu spät;
Ein Mann verfolgt mich.:. und *er* ist's — *Eufemio*!

Sie gesteht ihrem Vater, daß sie ihn geliebt habe, ihn noch liebe! daß sie bei ihm Himmel, Altar, Vaterland — Alles vergessen könnte; sie bittet ihren Vater, sie, die nicht zur Heldin geboren sey, zu erstechen. Teodoro ist wirklich dazu versucht; aber zugleich bricht er in Thränen aus; sein Jammer und seine Vorwürfe bringen Lodovika zu dem erneuten Entschuß, durch Ausführung ihres Vorhabens die Retterin Messina's zu werden. Sie fleht den Allmächtigen an, ihr Kraft dazu zu schenken. Es wird verabredet, daß Lodovika den Eufemio im ersten Augenblick, wo sie ihn sehe, tödten, und daß der König, der nun seine Freiheit erlangt hat, sofort einen Ausfall aus der Stadt machen und die ihres Haupts beraubten Saracenen vernichten solle. So trennen sie sich. Eufemio kommt, um mit Lodovika die heiligen Gelübde auszutauschen. Eufemio preist seiner Geliebten den mahometanischen Glauben an, welcher seinen Bekennern die reine Freude der Liebe nicht verwehre; es sey ein liebreiches, heiliges Gesetz. Lodovika entsetzt sich über diese Worte; sie steht im Begriff ihn zu erdolchen, aber die Zärtlichkeit siegt über die Entrüstung; sie macht ihm ernstliche Vorstellungen, daß er von seinem Vorhaben abstehe.

Die heilige Braut Gottes bin ich: Niemand
Soll mit der Hand an diesen Schleier rühren,
Welcher gewoben aus unsichtbarn Flammen,
In Asche den verwandelt, der es wagt.
Unwürdig, ja, war ich, ihn anzulegen;
Doch von dem Augenblick an bin ich Sklavin
Von einem eifersücht'gen, mächt'gen Gott,
Der deiner Liebe, deinen hundert Schaaren
Mich wird entziehn. Ich spreche ahnungsvoll. —
Ich liebe dich... ich weine, daß ich nicht
Dein seyn kann.. und verrathe meine Pflicht
Umsonst... ich werde nicht die deine werden;
In meinem Herzen trag' ich die Gewißheit.

Sie hat nicht die Kraft ihm zu widerstehen.. sie bekennt ihm, daß sie ihn liebe, ihn anbete... sie nimmt seine Gelübde, unter Zittern und Zagen, an. Während dem erhebt sich ein Lärm; Teodoro hat einen Ausfall aus der Stadt gemacht. Lodovika wird auf Eufemios Befehl zu den Schiffen gebracht, jammernd und sich anklagend, daß sie Vater, Vaterland und Gott verrathen habe.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an *Gustav Pfizer* in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. *Cotta*'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. *Widenmann*.

Nr. 84 u. 85.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

23 September 1838.

Der französische Volksdichter Theodore Lebreton.

Zur Zeit, als die Bürger in Frankreich noch unter der gesetzlosen Alleinherrschaft eines Königs und der Willkür seines Adels lebten, machten sie dem gepreßten Herzen oft durch ein Spottlied Luft. Sie sangen, und in diesen Liedern liegt das Ei, das die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts ausbrüteten, und das neunzehnte zu einem Riesen groß zog und Journalismus hieß.

Wir sehen in unsern Tagen eine ähnliche Erscheinung, wie die jener Spottlieder, der ersten vorüberziehenden Blitze, die da das Wetter der Revolution ankündigten. Die Könige von Versailles und ihre Ritter und Grafen haben in Chateaubriand ihren Sänger gefunden, und nur die todten Helden sind den wahren Poeten anheimgefallen. Ein König des Palais royal, der ersten größten Boutique der Welt, und die Bourgeoisie haben jenes Erbe unter sich getheilt. Die Basis des Staatsbürgerthums wurde vergrößert, und an die Stelle von ein paar tausend Adeligen, die früher allein Staatsbürgerrechte hatten, traten eine halbe Million Wähler und eine Million Nationalgarden. In Bezug auf die Masse des Volks ist aber kaum eine Veränderung eingetreten, oder wenigstens nur solche, die nicht Folge der staatsrechtlichen Verhältnisse sind. Die Bourgeoisie ist der Adel des heutigen Frankreichs, und die Börse ist die Pairekammer der neuen Barone.

Und die Männer des Volks, die zum Gefühl ihrer Stellung, zu Selbstbewußtseyn gekommen sind, *singen* wieder, wie ihre Ahnen im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert. Beinahe jede Provinz Frankreichs hat einen oder den andern Arbeiter aufzuweisen, der in seinen Liedern die Leiden einer oft trostlosen Gegenwart, die Hoffnungen einer nahen oder fernen Zukunft ausspricht. Es sind diese Dichtungen zur Erkennung und Würdigung des neuen Frankreichs von der höchsten Bedeutung, und sie werden einst der Schlüssel zu zukünftigen Ereignissen seyn, die sie schon jetzt andeuten und ahnen lassen.

Aber schon an und für sich als Poesien sind sie merkwürdig genug, denn sie sind oft die lebendige Sprache der Wahrheit. Die Poeten der höhern Gesellschaft, wenn sie das Unglück, die Noth, die Leiden der Menschheit schildern wollen, sind gezwungen, eine Sprache, die nicht die ihrige ist, die Anderer, zu übersetzen. Und die Leiden, die sie meist zur Schilderung wählen, sind dann an und für sich nicht mehr und nicht weniger als Zerrbilder einer überspannten Phantasie; ihr Mangel ist nur die Folge der Uebersättigung, ihre Ermüdung nur die Laßheit der in Ueppigkeit und Nichtsthun erstarrten Glieder. Wahrlich, ich wüßte ein Mittel einen Werther, einen René und alle ihre Geistesverwandten zu heilen, und würde ihnen ruhig die Holzart in die Hand geben, und sie zwingen zu arbeiten, bis sie Schwielen in den Händen hätten. Ihr Glück ist ihr Unglück, ihr Ueberfluß ihr Mangel, ihr Reichthum ihre Armuth, und es hat noch nie ein Arbeiter den Spleen bekommen, der überdieß nur in dem Erblande der reichsten Aristokratie der Welt einheimisch, und anderswo nur eine Art Treibhauspflanze ist.

In den Poesien der französischen Arbeiter aber liegt oft eine Wahrheit, ein so tief gefühltes Unglück, daß es uns kalt überläuft, wenn wir die Kinder dem Vater die unendlich beredten Worte: nous avons faim zurufen hören. Die Thränen, die die Blätter befeuchtet haben, auf die der arbeitmüde, hungerkranke, vom Froste durchrieselte Vater seine Gedichte, seinen trostlosen Trost, niederschrieb, fallen uns kalt aufs Herz und brennen zugleich wie glühendes Eisen.

Lebreton ist unstreitig einer der ausgezeichnetsten Dichter unter den französischen Arbeitern. Selbst die Poesien, bei denen er seine Feder nicht in die Thränen seiner jammernden Kinder getaucht, sind schön und würden ihm Ruhm bringen. Doch nur die, in denen er seine Leiden schildert, haben eine höhere, eine allgemeine Bedeutung, und daher nur von ihnen hier.

Ehe ich aber etliche seiner Gedichte mittheile, muß ich Einiges aus seinem Leben anführen, denn dieß ist der Hintergrund, die Scene, auf der seine Poesien spielen, und durch die sie erst in ihrer tiefen ergreifenden Wahrheit erfaßt werden können.

In der seinen Gedichten *) vorhergehenden Lebensbeschreibung heißt es:

„Theodor Lebreton (aus Rouen) wurde bei seiner Geburt dem Gesetze des Arbeitens unterworfen, das heilig und trostreich, wenn es von Gott, der zu Allen sagte: „Arbeitet, und ihr werdet mit mir ausruhen," das strenge und mitleidlos, wenn es von der Gesellschaft, die Einigen zuruft: „Arbeitet! oder ihr werdet Hungers sterben, arbeitet! und abermals arbeitet! und ihr werdet zwischen den vier Brettern eines Sarges ausruhen!" kommt. Sein Vater war Taglöhner, seine Mutter Wäscherin, und sie arbeiteten und verdienten mit Mühe täglich das Brod des kommenden Tages. Und als ihr Sohn sieben Jahre alt war, begann auch er, schwach, gebrechlich, kränkelnd, zu arbeiten, denn er wollte leben."

„Lebreton trat 1810 in eine Katunfabrik ein und zwar als Tireur, d. h. er war während 11 Stunden täglich beschäftigt die Farbe in die Rahmen zu bringen, und zwar in einer Färberei, die Sommer und Winter bis zu 25 Grad geheizt war."

„Man weiß, welchen Leben die Industrie jene unglücklichen Kinder aussetzt, die gezwungen sind, von Jugend auf ihr zu helfen, ihre Wunder zu erzeugen. Aber wenn eine jener lebendigen Maschinen von einem höhern Verstande belebt, wenn jener Kopf, gebückt über seiner Arbeit, das Gefängniß eines Geistes ist, der denkt, einer Einbildung, die schafft, einer Seele, die fühlt — o! wer ist dann im Stande die Qualen zu beschreiben, zu der diese Seele verdammt ist! Wer kann sagen, wie mancher Geist in diesem Kampfe untergegangen ist, und welche Leiden denen aufbehalten sind, die unter so vielen vereinten Anstrengungen nicht untergehen!"

„All' das ist kein Angriff gegen die Industrie; diese ist das, was sie bei unserer Organisation seyn muß"......

„Th. Lebreton ist einer von jenen Geistern, die Alles zu ertragen im Stande sind, die das Unglück selbst stählt. Es ist eine von jenen Seelen, die über alle Lagen des Lebens erhaben sind. Sie ist frisch, rein und kräftig aus einer fünfundzwanzigjährigen Prüfung, in unsern Fabriken überstanden, hervorgegangen!"

„Als er seine schwachen Arme und seinen jungen Muth einer Fabrik überlieferte, um Brod dagegen einzutauschen, hatte er so zu sagen noch nichts gelernt. Sein Vater hatte ihn buchstabiren und mit Noth ein paar Blätter eines zerrissenen Buchs entziffern gelehrt. Das war Alles, was sein Vater wußte, und dieser war sein einziger Lehrer."

„An dem Tage, wo er seine strenge Lehre antrat, war ihm eine grausame Demüthigung vorbehalten. Der Gebrauch wollte, daß er bei seinem Eintritt in die Fabrik sich mit einem seiner Kameraden im Faustkampfe messen mußte. Man stellte ihm einen gefährlichen Gegner, und, hätte er wählen können, er würde gewiß kaum einen schwächern und furchtsamer als er selbst gefunden haben. Er wurde also niedergeworfen und durchgeschlagen. Und der arme Knabe, betrübt und kummervoll, fühlte, daß es etwas Besseres, als dieß Leben voller Elend geben müsse, und suchte seinen Trost in Gott. Er war Chorknabe in der Kirche zu St. Vincent. Er hatte ohne Beihülfe es so weit gebracht, daß er lesen lernte, und erhielt den Preis im Katechismus. Das Buch, das ihm zu Theil wurde, war die Bibel. Theodor las das Buch des Herrn, und es war dieß das einzige Buch, das er viele Jahre hindurch besaß. Er las die Bibel und las sie abermals; das war seine Erholung, seine Freude, seine Nahrung und seine Ruhe. Da wurde seine Seele größer, sein Gedanke erhob sich; die hohe und sanfte Philosophie, die ihn seit der Zeit nicht wieder verließ, stieg vom Himmel herab, um seine Begleiterin und seine Stütze zu werden, und der unglückliche und leidende Knabe wurde zum hoffenden und in sein Geschick sich ergebenden Manne."

„Nach ein paar Jahren ergriff Lebreton ein reger Wunsch, das was er fühlte auszusprechen. Er lernte schreiben. Damals besuchte er das Theater. Mit 14 Jahren war er bereits Rentreur; denn sein Verstand, der alle seine sich empörenden Fakultäten besiegte, hatte aus ihm einen ausgezeichneten Arbeiter gemacht. Die spärlichen Oekonomien des arbeitsamen Knaben wurden zu Parterrebilletten verwendet, und er ergötzte sich an den ungelenkigen und aufgedunstenen Machwerken der Kaiserzeit. So wählte er denn auch, als er die Gedanken, die sich Luft zu machen strebten, zuerst aufzuschreiben versuchte, die dramatische Form. Einmal zu diesem Entschlusse gekommen, zog er sein einziges und alleiniges Buch zu Rathe; von der Bibel forderte er seinen Gegenstand und seine Begeisterung. Durch welchen außerordentlichen Zufall, oder durch welchen sympathetischen Instinkt wurde seine Wahl bestimmt! Ich weiß es nicht, aber was sicher und bemerkenswerth, ist, daß die beiden Gegenstände, die ihn fesselten, Esther und Athalie waren."

„Er vollendete, ohne andere Leiter als sein Gefühl, und mit einer Eigenthümlichkeit der Erfindung, die man wenigstens des Plagiats nicht verdächtigen kann, den Plan dieser beiden Tragödien. Er hatte bereits den ganzen ersten Akt der Esther und einzelne Scenen der Athalie in Versen gebracht, als er eines Tages vor dem Laden eines Antiquars stehen blieb, und auf dem Titel eines beschmutzten Buches las: Chefs-d'œuvre d'éloquence. Lebreton hatte ein paar Sous in seiner Tasche, kaufte das Buch, zog sich in sein Kämmerchen zurück, um sich, ohne einen Augenblick zu versäumen, dem Genusse zu überlassen, der ihm eine neue Lektüre versprach, und stand zerstreut und zernichtet da, als ein paar der schönsten Bruchstücke der Esther und der Athalie ihm zugleich die Existenz Racine's und seiner beiden Meisterwerke verriethen."

„Es ist überflüssig zu sagen, daß Lebreton, abgeschreckt durch den Mitbewerber, dem er in seiner Unwissenheit gegenübertrat, für immer der Tragödie entsagte. Seine dramatische Manie verließ ihn übrigens noch nicht ganz; er nahm zum Lustspiele seine Zuflucht, und man muß ihm dieß verzeihen, denn noch kannte er Moliere nicht."

„1824 hatte er ein Stück in einem Akte, Ma Tante genannt, vollendet; zwei Jahre später ein zweites: Hardiesse et Timidité. 1832 hatte er die Genugthuung, mehreremale auf dem Theater de Grand-Tours ein von ihm verfaßtes Vaudeville: Le Jardin des Artistes, aufführen zu sehen. Er zahlte endlich den

*) Heures de repos d'un ouvrier par Théod. Lebreton. Rouen. Zweite Auflage. 1838.

Mißgeburten der neuern Litteratur seinen Zoll, in fünf Akten und neun Bildern eines gräßlichen Dramas: L'Amour et l'échafaud. Zu diesen dramatischen Versuchen muß man endlich noch einige Lieder, voller Lust und originell genug in zwei Heften hinzufügen, die er zu einer Zeit schrieb, als seine Ermattung und Krankheiten seinen Frohsinn und seine Laune noch nicht vernichtet hatten."

„Der gute Rath seiner Freunde,... klärten endlich Lebreton über sein eigenthümliches Talent auf. Er sagte seinen dramatischen Produktionen ab, und überließ sich mit Freuden jenen Dichtungen, in welchen der freie Rhythmus, den Eindrücken der Seelen unterthänig, ihm erlaubt, seine Schmerzen, seine Freuden, seine Hoffnungen und seine Liebe in melodiereichen und wechselnden Gesängen auszusprechen."

(Fortsetzung folgt.)

Luthers Eltern.

Dramatische Skizze von W. S. Landor.

Walter Savage Landor, ein englischer Dichter von großen Anlagen, einer glühenden Phantasie, äußerst lebhaftem, energischem Geiste, ausgebreiteter Gelehrsamkeit und vieler Menschenkenntniß, genießt troß diesen Vorzügen wenig Popularität in seinem Vaterland, obgleich einzelne Stimmen sich aufs günstigste über ihn aussprechen. Der Grund davon liegt theils in der Eigenthümlichkeit seiner Produktionen, welche gewissermaßen am Uebermaß des Guten leiden — „sie sind reich und voll bis zum Ueberströmen und man muß nur staunen über die unermeßlichen Fundgruben von Gedanken, Beobachtungen, Gefühlen, von welchen sie Proben geben" — theils in seinem persönlichen Charakter, der natürlich auch seinen Schriften sich wieder mittheilt; kein lebender Dichter dürfte, so urtheilt ein englischer Kritiker von ihm, in so hohem Grade die fiertò des Genius haben, wie er. Es ist in ihm ein seltsamer Kampf einer hochmüthigen Verachtung der Menschen mit einem von Natur wohlwollenden Gemüth. Daher auch in seiner Poesie eine sonderbare Mischung des Edeln mit dem Hochmüthigen und Höhnischen — der Zartheit mit dem Trotz und Ingrimm, heftiger Neigungen mit ebenso heftigen Abneigungen. — Der Umstand, daß in England nicht selten Männer von vornehmer Geburt und großer Unabhängigkeit nach dem Dichterlorbeer trachten (Landor gehört einer alten angesehenen Familie an) macht, daß die Charaktere der Dichter selbst hin und wieder merkwürdige sociale und psychologische Phänomene darbieten.

Die poetische Behandlung eines für den Deutschen besonders interessanten Gegenstands, an den sich auch schon deutsche Poeten versucht haben, wird unsern Lesern nicht unwillkommen seyn in einer Uebersetzung zu lesen.

Hans Luther.

In festem Schlaf verließ ich dich, Margrethe;
Du, die du immer früher warst als ich,
Hast eben keinen Schacht, dich drin zu placken,
Hast keinen Keil zu schärfen in der Schmiede.
Hast keine Picke, deren Eisen locker.
Nein, werd' nicht wieder roth! laß deine Wangen
Die Gluth abschütteln, die sie diesen Morgen
So brennend überzog, darauf noch haftend
Von dem Geständniß gestern Nacht.
Und also
In wen'gen Monden wird ein lauter Vogel
Vermehren unsrer Hütte fröhlich Schwirren?
Sag's noch einmal.

Margarethe.

Und roth bin ich geworden
In meinem Traum.

Hans Luther.

Du Faule! auch geträumt?
Nach Sonnenaufgang noch?

Margarethe.

Wahrhaftig ja!

Hans Luther.

Von mir?

Margarethe.

Nein, nicht von dir.

Hans Luther.

Nun, einerlei.
Mich dünkt ein Seraphsflügel hat gefächelt
Dieß heitre Angesicht.

Margarethe.

So dünkt mich's auch;
Und mir die Seel' erregt. — Wie konnist du gehen,
Und gabst mir kein Lebwohl und keinen Kuß?

Hans Luther.

Ich hätte dich geweckt; und leichter kann
Ich Küsse geben dir als Schlaf; so dacht' ich,
Und darum hob ich langsam meinen Arm
Von deinem Kissen auf, und als ich sah,
Daß du nicht dran erwachtest, ging ich fort.

Margarethe.

Um einen Kuß und ein Leb'wohl wär' ich
Gern aufgewacht — auch wohl um eins von beiden.

Hans Luther.

So war dein Traum wohl nicht viel werth?

Margarethe.

Die Träume
Sinds selten; doch...

Hans Luther.

Bei meiner Treu! Ich muß
Hier einen Eingriff thun ins Weiberrecht
Und widersprechen — thu' ich's sonst auch nie.
Hundertmal mehr hab' ich gehabt von Träumen,
Als der Erdboden, als das Feld, die Stadt,
Als mir der Schacht (der neid'sche Beutel, den
Ich mit der Faust bewält'ge) geben kann.

Margarethe.

Ich auch! und Jedermann wahrhaftig, wenn
Dieß wahr wird.

Hans Luther.
Und was war es denn? wenn Träume
Von guter Art erfüll'n ein wahres Herz,
So treffen sie vermuthlich ein. War es
Eine Ader Gold? ja? Silber? Kupfer? Eisen?
Blei? Schwefel? Alabaster? Kohl'? Alaun?
Schüttl' nicht die Locken, senk' nicht die Augen,
Sind sie gleich hübscher so — nein! sprich es aus!
Nun freilich, das ist dein Geschmack nicht eben.
Margarethe.
Rath' noch einmal.
Hans Luther.
Nun, Küchen von Krystall,
Spieße von Ambra, dran sich lieblich duftend
Salamander drehten, Schwäne, fett und zart,
Zu schwimmen werth im Mundwasser von Rittern;
Und Straußeneier von Korallenbäumen,
(Die Nester außen Zimmt und innen Safran,
Zur Sicherheit mit Myrrhen wohl gefüttert.)
In Farrenblättern aufgetragen, die
Grün waren vor der Sündfluth?
Margarethe.
Welche Späße!
Du wirst es nie errathen, seh' ich wohl.
Hans Luther.
Nicht? Und doch war es träumenswerth?
Margarethe.
Versuch's
Noch einmal.
Hans Luther.
Ei, du meinst es gut mit mir.
Unterird'sche Bronnen Nürenberger Biers?
Rheinwein aus churfürstlichen Kellern sprudelnd,
Und, größer als die Wannen der Seejungfraun,
Rothe Seemuscheln um ihn aufzufangen,
Musik von Orgelpfeifen von Basalt
Zum Tanze; und fünf Feen auf Einen Mann...
Margarethe.
O solche wilden Träume... sind sie harmlos?
Hans Luther.
Ich denk', ich bin dem Traum jetzt auf der Spur!
Würz'ger Sektpunsch, aus heißen Quellen schäumend...
Noch schüttelst du den Kopf? dann hast die Gicht du!
Wahrhaftig! jetzt an allem Denkbaren
Bin ich herum; mein Witz ist aus. Was meinst du?
Margarethe.
Ich habe jetzt halb Lust, dir's nicht zu sagen.
Hans Luther.
Dann ist's heraus — sonst könntest du's nicht halten.
Ein Weiberherz hat Pech an seinen Fugen.
Margarethe.
Still! noch ein Wort, so bleibt mein Mund geschlossen!
Hans Luther.
Still! noch ein Wort, mein Mund...

Margarethe.
O böser Mann.
Wie's wen'ge gibt! du gibst mir solche Reden!
Ich träumte wir bekämen einen Buben!
Hans Luther.
Ein Mädchen lieber! ein Bub wär' nicht wie du!
Margarethe.
Einen Buben sagt' ich.
Hans Luther.
Nun, so sey's ein Knabe!
Margarethe.
Mein Vater sagt', es muß ein Knabe seyn,
Und ihm nach Martin heißen, weil St. Martin
Ein tapfrer Mann war, der den Armen half.
Hans Luther.
Nun hoch St. Martin! gnug zu schaffen soll er
In diesem unserm eignen Hause haben.
Margarethe.
Jetzt lach' nicht lieber Mann! doch dieser Traum
Schien etwas mehr.
Hans Luther.
So ist's mit allen Träumen,
Eh' sie vorbei.
Margaretha.
Doch kommt mirs noch so vor.
Hans Luther.
Ey mach' aus meinen Fingern einen Korb,
Um ihn zu halten drin.
Margarethe.
Du wirst nie ernsthaft.
Hans Luther.
Ich bin's.
Margarethe.
Ich glaub', rief man dich in den Himmel,
Du spaßtest dort noch.
Hans Luther.
Daran zweifl' ich doch.
Ich glaub' ich lehne an das Thor mich an,
Von diesen ros'gen Händen mir geöffnet,
Und schaue da und dorthin, aber sehe
Mehr Himmel als Erde. Gib mir deinen Traum.
Margarethe.
Mir träumte, Mann, das Kind lag mir im Arm
Und hielt ein Schwert, das seinen Händchen ich
Nicht konnt' entreißen, und du auch nicht; dann
Träumt' ich, daß stolze, schwankende Gestalten
In purpurnen Gewändern, daran zerrten —
Es lachte!
Hans Luther.
Und du hattest Angst?
Margarethe.
Ich Angst?
O nein! des Kindes Stärke siegte; Teufel
Mit Engelsmienen drängten sich heran;

Die rothen Blumen ihm. die andern Becher,
Und ein'ge hatten unter seidenen
Gewändern Dolche.

Hans Luther.
Da bekamst du Angst doch?

Margarethe.
Er wußte Alles; ganz gewiß wußt' er's!

Hans Luther.
Ein Traum! ja wohl ein Traum! er wußt's und lachte!

Margarethe.
Er suchte seiner Mutter Brust und sah
Nicht mehr nach ihnen. Voll von Licht und Freude
Ward's ganze Zimmer.

Hans Luther.
Er wird reicher werden
Als wir; er wird das Roß besteigen, schmuck,
Mehr als sein Vater, wird der Reis'gen Einer
Des Herzogs werden.

Margarethe.
Gott verhüt's! Die leben
Unchristlich, sterben oftmals vor der Zeit.

Hans Luther.
Ein schwemmübiger Jung' soll Martin werden!

Margarethe.
So Gott will! als sein Diener! und sonst nicht.
Ich hab' so große, schöne Hoffnungen!

Hans Luther.
Als großen Mann, halb Kragen und halb Kreuz,
Mit einer Kette, stark gnug unsern Körper
Daran zu legen — so sähst du ihn gern.
Allein aus solchem Stoffe bildet gern
Der alte Satan seinen Götzen: Stolz!

Margarethe.
Wenn stolz und grausam gegen Schwache — dann
Werd' er nie groß, mit Kragen, Kreuz und Kette!
Nein, nie werd' er ein Engel, wenn, o Gott!
Am End' er ein gefallner Engel würde!

Silvio Pellico.

(Schluß.)

Im vierten Akt sieht man — es ist Nacht — in der Ferne Messina von den Flammen verzehrt; das Schlachtfeld ist bedeckt von Waffen und Todten. Lodovika irrt, von Reue, Angst und Verzweiflung gescheucht auf dem Feld umher; bald glaubt sie schon die Qualen der Hölle zu erleben, bald kommt ihr Alles wie ein Traum vor — bald erwacht sie wieder zum vollen Bewußtseyn der Wirklichkeit und ihrer Schuld; sie zieht den Dolch, sich zu ermorden, da hört sie einen Verwundeten seufzen — sie erkennt ihren Vater; dieser aber, halb betäubt daliegend und durch eine große Stirnwunde am Sehen verhindert, erkennt sie erst nach einer Weile und nachdem er ihr die Geschichte des unglücklichen Ausfalls erzählt, den er in der Voraussetzung gemacht, daß dieser neue Holofernes von einer zweiten Judith getödtet sey; er sucht tastend nach seinem Schwert, er will in die Schlacht zurück; wie er endlich seine Tochter erkennt, will er ihrer Selbstanklage nicht glauben — bis sie ihn durch ernstes Beharren davon überzeugt; er stößt sie von sich, flucht ihr; sie fleht ihn um Verzeihung an; er wird weich über ihren Wehklagen; er vergibt ihr; er tröstet sie, daß auch der Himmel ihr verzeihen werde, wenn sie sich noch entschließe, ihre Schuld gut zu machen und mit dem Dolch Vater, Vaterland und Religion zu rächen. Dadurch entziehe sie doch Sicilien und Italien der Herrschaft der Ungläubigen. Sie willigt ein; Teodoro stirbt, sie segnend. Lodovika verweilt trostlos jammernd bei dem Leichnam; nach und nach verwirren sich ihr die Sinne; sie glaubt ihres Vaters Stimme zu hören, der sie mahnt, die That auszuführen, und geht ab, Eufemio aufzusuchen.

Fünfter Akt. Almanzor mit Saracenen sucht die verschwundene Lodovika mit Fackeln. Man hört eine Stimme wüthend rufen: Stirb! Es ist die Stimme Eufemio's, welcher so eben den Saracenen Bajazeth mit dem Dolch getödtet, welchem die Bewachung Lodovika's übertragen gewesen, und der aus Plünderungsgier die Schiffe und seine Schutzempfohlene verlassen hatte. Eufemio kommt — er schmäht die Seinigen, daß sie nicht auf seinen Befehl mit Blutvergießen, Sengen und Plündern Einhalt gethan, daß sie die ihm geheiligte Stadt verwüstet haben. Almanzor macht ihm Gegenvorstellungen, wie er sich der Feinde so annehmen, den Seinigen unterm werden könne. Eufemio läßt sich zu Lästerungen gegen den Propheten hinreißen; die Saracenen wollen ihn ermorden; Almanzor beschützt ihn vor ihrer Wuth, obgleich er selbst zu sterben verlangt, nachdem Lodovika verloren ist; er befiehlt den Saracenen, den Feldherrn zu den Schiffen zu bringen, wo er sich bald von diesem Anfall von Wahnsinn erholen werde. Eufemio setzt, die Saracenen an ihre Gelübde des Gehorsams mahnend, den Almanzor zum Sultan ein; der sich dagegen sträubt:

Eufemio.
Vergebens sträubst du dich. Mein wilder Ehrgeiz
Hat keinen andern Grund gehabt, als meiner
Maßlosen Liebe Gluth; die ganze Welt
Hätt' ich durcheilt, wenn an des Weltalls Gränze
Stand Lodovika; ach! sie ist verloren.
Und meine Hoffnung, meine Kraft ist aus,
Gelöscht der Durst nach Ruhm und Menschenblut;
Erfüllt ist mein Geschick! — auch hilft es nichts,
Daß, ahnend meinen Vorsatz, du den Arm
Mitleidig mir zurückhältst...
(Almanzor nimmt ihm das Schwert aus der Hand.)
Nimmst du auch
Den Stahl mir weg, was nützt es dir? Ich bin
Zu sterben fest.

Er bricht in Lästerungen auf den Propheten aus; die Saracenen dringen auf ihn ein, ihn zu tödten; Almanzor schwingt sein Schwert und zerstreut sie; dann gebietet er ihnen, ihm zu den Schiffen zu folgen und verspricht dem Eufemio, bald wieder bei ihm zu seyn. Eufemio, allein, stellt Betrachtungen über den Umschwung seines Geschickes an:

Noch eben war ich dieser Tapfern Herrscher;
Und eine Stunde hat, ein Augenblick
Gestürzt des Halbgotts Macht, der keck schon maß
Mit dem Verwüstungsblick die höchsten Throne:
Ein Traum war meine Größe: Jeder kann
Mich jetzt verachten, gleich sich stellen mir...
Ein Sterblicher Eufemio gleich sich stellen?
Das wär' schon Grund, daß ich vom Leben schiede!
Mein Schwert! Ha, wie? geringgeschätzt? nein suchen
Im Krieg noch will ich königlichen Tod!
Noch sollen beugen sich vor mir die stolzen
Fahnen der Muselmanen!

(Er nimmt eine liegende Fackel auf und will weiter schreiten, als er plötzlich vor Teodoro's Leiche stehen bleibt.)

Welcher Anblick!
Mein König: Teodoro! Wohl erkannt
Hast meine gränzenlose Herrschsucht du,
Die sich durch kein Gesetz hätt' zügeln lassen,
Und heilig war dein Wunsch, (er kam zu spät!)
Durch meinen Tod zu wehren deines Hauses
Verderben und des Vaterlands und meines!
Ein ganzes Volk hätt' Eines Helden Tod
Gerettet vor entsetzlichem Verhängniß.
Oh, wie zum Abscheu bin ich selber mir!
Nicht Hoffnung kann ich hegen mehr auf Ruhm...
Nicht Lodovika's Namen wag' ich mehr
Nur auszusprechen...

Er wähnt, den Todten sich aufrichten zu sehen.. er wähnt zu hören, wie er ihm verbiete, noch an seine Tochter zu denken, und ihn auffordere, zu sterben. Er will gehorchen; er sucht nach einem Schwert; da erscheint im Hintergrund Lodovika, außer sich, den Dolch schwingend.. sie glaubt, Eufemio mißhandle ihres Vaters Leichnam.. sie stürzt auf ihn zu und durchbohrt ihn, „dann weicht sie in grausem Entsetzen zurück und bleibt versteinert stehen, wie eine Niobe." Eufemio richtet sterbend noch einige Worte an Lodovika: Der Tod von ihrer Hand sey ihm süß; er bittet sie ihm zu verzeihen, fragt, ob sie ihn nicht hasse... heißt sie von ihm, dem Mörder seines Volkes fliehen... Almanzor mit Soldaten kommt; Eufemio sagt, der Himmel habe ihn getroffen, Lodovika gibt sich selbst als Thäterin an... Almanzor läßt sie weg und nach den Schiffen bringen, um sie, gemäß Eufemio's letzten Worten, in ein Kloster bringen zu lassen, daß sie seiner Seele den Eingang in den Himmel öffne. — —

Das Thema dieser Tragödie ist nichts weniger als neu; die Liebe eines Mädchens zu einem Mann, der der Feind ihres Landes ist, in Collision mit ihrer Liebe zum Vater und zum Vaterland. Die Verwicklung ist auch hier sehr einfach, der Verlauf sehr rasch, und wie in dem oben beurtheilten Stück sind auch hier die Hauptmotive nicht aus der Tiefe der Charaktere, sondern aus den Impulsen und Aufwallungen der Leidenschaft geschöpft. Die wichtigsten Entschlüsse werden gefaßt, die entscheidenden Thaten gethan in einem (juridisch zu sprechen) nicht zurechnungsfähigen Seelenzustand; in einem solchen Zustand der Betäubung, der Verwirrung (der übrigens sehr schön und wahr geschildert ist) entschließt sich Lodovika, eine zweite Judith zu werden, in einem solchen Zustand tödtet sie den Geliebten — und Feind ihres Vaterlands. In einem solchen Seelenzustand entsagt Eufemio seiner Herrscherwürde und will er sich tödten. Ein beständiger Wirbelwind der Leidenschaft durchbraust das ganze Stück, so daß man nie einen Ruhepunkt zur Besinnung und Sammlung findet. Dadurch aber, daß die Personen in so hohem Grade von diesem Sturm bewegt und fortgerissen werden, daß sie fast willenlos dahin schweben, verlieren sie viel an ihrer tragischen Würde; das Toben, Jammern, Verzweifeln, Fluchen, Ermordenwollen, und dann das zärtliche Verzeihen und Umarmen macht weniger einen tragischen, als einen melodramatischen und pathologischen Effekt. Es ist Einem manchmal, als wäre ein solches Stück für eine Pantomime bestimmt, und die Worte dienten nur subsidiarisch zu einiger Aufklärung und Verdeutlichung. Darin wird man bestärkt, wenn man in den für die Schauspieler bestimmten Winken liest: „Diese Worte erbittern sie; sie fühlt sich versucht, den Frevler sogleich zu bestrafen, aber ihre Entrüstung wird vom Mitleid bekämpft," und „sie steht versteinert da wie eine Niobe." Zu einer Reinigung der Leidenschaften tragen solche Tragödien, gewiß nicht bei, so ergreifend sie dieselben im Einzelnen veranschaulichen mögen. Noch mehr als in dem ersten Stück verschlingt in diesem die Leidenschaft die Charakteristik. Keine der Personen hat eine schärfer gezeichnete Individualität; es sind so ziemlich stehende Typen; Teodoro ist der tapfere, fromme, dem Vaterland und der Religion Alles opfernde König, von dessen Weisheit und Umsicht man übrigens keine hohen Begriffe bekommt; Lodovika ist die liebende Jungfrau, leicht bestimmbar, ohne eigenen Willen; Eufemio ist der Held mit der heftigen brennenden Liebe, von dem man aber nicht einmal weiß, ob und in wie weit der Ehrgeiz ein Element seiner Natur ist, zwischen Großmuth und egoistischer Willkür schwankend; Almanzor ist der obligate großmüthige Freund. Die Sprache der verschiedenen Personen hat wenig Schattirungen, ist aber im Allgemeinen sehr schön und edel. Die Schilderung Lodovika's von der Betäubung, in der sie sich zu der Ermordung Eufemio's entschlossen, ist trefflich und von ergreifender Wahrheit.

Was die Illusion überhaupt betrifft, in welche die Tragödien Pellico's versetzen, so möchten wir behaupten, sie hätten einerseits zu wenig und andererseits zu viel von dem, was die Illusion bewirkt. Zu wenig — sofern der Dichter, ganz beschäftigt mit der Darstellung der leidenschaftlichen Kollisionen, sich zu einer ruhigen Exposition nicht Zeit nimmt, durch welche der Leser oder Zuschauer auf dem Boden der Tragödie einigermaßen orientirt und heimisch würde, und auch im Verlauf der Handlung kaum je dazu kommt, durch prägnante Züge und Winke Einem die Zeit, die Lokalität, die ganze Wirklichkeit, in welche das Gedicht hineinversetzt wird, zu veranschaulichen. Er eröffnet dem Leser oder Zuschauer keine Perspektive auf die Vergangenheit seiner Personen, daß man wüßte, was sie früher gewesen und getrieben, daß man sich ihr Bild selbst weiter ausmalte und vervollständigte; seine Personen sind bloß die Repräsentan-

ten und Träger Einer bestimmten Charakter- oder Temperaments-Eigenthümlichkeit, eines Begriffs, einer Tugend oder einer Leidenschaft; und das Uebrige an ihnen ist meist nur Draperie. Zu viel — insofern die psychologischen Zustände, die Affekte, die Rührung und Wehmuth, der Kummer, das Entsetzen, die Verzweiflung im einzelnen Falle mit ergreifender Wahrheit dargestellt (der Natur nachgeahmt) sind, und nichts anders als dem Leser und Zuschauer zu Herzen gehen können. Sollte dieß ein Fehler seyn? kann die Illusion je zu weit getrieben werden? Wir möchten es beinahe behaupten. Die künstlerische Darstellung oder Nachahmung bleibt immer von der Natur durch eine leicht zu überschreitende Gränze geschieden. Das gemalte Bild hat keine Masse, keine Tiefe — ist nur Fläche; die Marmorbüste wird nicht mit Farben angemalt; die Musik stellt in Tönen Empfindungen dar, welche stumm in der Brust der Menschen verschlossen werden; Niemand macht den Künsten diesen ihren Mangel an Treue zum Vorwurf. Aehnlich nun verhält es sich unsers Bedünkens auch mit der Poesie. Die dramatische Poesie nähert sich freilich ihrem ganzen Wesen nach am meisten der Wirklichkeit und die Bühnendarstellung geht darauf aus, den Zuschauer in eine Illusion zu versetzen, d. h. ihn für den Augenblick, für die Dauer der Vorstellung vergessen zu machen, daß er nur eine Fiktion vor Augen hat, und ihm eine Erinnerung in der Seele zurückzulassen, die etwas von den Farben des wirklich Erlebten an sich trägt: diese Illusion aber, diese Täuschung soll ihm doch etwas Anderes, als das gewöhnliche Leben mit seinen alltäglichen Ereignissen und Empfindungen vorführen; die dramatische, insbesondere die tragische Poesie soll die Gefühle und Gemüthszustände, welche die Meisten schon aus eigener Erfahrung oder doch durch eigene Anschauung kennen, nicht gerade so wieder zu geben suchen, wie sie in der gemeinen Wirklichkeit sich äußern und darstellen; zwar verdient der Dichter schon großes Lob, der mit psychologischer Treue und Naturwahrheit schmelzende oder heftige Gefühle, Affekte, Leidenschaften schildert; aber zu der Geschicklichkeit des Psychologen und Beobachters soll auch, damit das Höchste geleistet werde, die Kunst des ästhetischen, verschönernden Dichters kommen, welche der Wahrheit keinen Eintrag thut, ihr nicht widerspricht, aber mit leiser Hand sie modifizirt. Der wahrhaft große tragische Dichter wird die Stimme der verschiedenen Seelenzustände, besonders der heftigen Gefühle und der Leidenschaften, sorgsam belauschen — aber er wird sich seine poetische Darstellung derselben nicht von der Wirklichkeit in die Feder diktiren lassen; er wird die Ergießungen des Herzens bald abkürzen, wenn ein weiteres, wiewohl naturgetreues Ausspinnen, für den Leser oder Zuschauer allzu peinlich wäre, oder er wird auch den Schmerz, der in der Wirklichkeit vielleicht wortlos bliebe, in Worten sich aussprechen lassen, weil Worte, nicht Gebärden, das Material der Poesie sind; er läßt den, der über dem geheimsten Verbrechen brütet, seine Gedanken in einem lauten Selbstgespräch äußern, während keine Seele etwas von seinem Vorhaben ahnen soll — und hundert solche Unwahrscheinlichkeiten erlaubt er sich, und das mit vollstem Recht, weil er sich nicht ängstlich an die Wirklichkeit bindet, weil er neben dem Gesetz der Wahrheit auch dem der Schönheit unterthan ist, durch welches oft jenes im Einzelnen eine Beschränkung erleidet. Und ist nicht schon der Vers, in der Tragödie fast aller Völker angewendet, ein Widerspruch gegen die Wahrheit der Wirklichkeit? müßten nicht, wenn die Illusion als heiligstes und unverbrüchlichstes Gesetz gälte, alle Personen Prosa sprechen? Wenn man nun aber der Unwahrscheinlichkeit diese Konzession macht, so gehen wir noch etwas weiter und verlangen von dem wahrhaft großen tragischen Dichter: er solle seinen dramatischen Schöpfungen einen gewissen Zusatz zu geben wissen, an welchem man sie von der Wirklichkeit unterscheiden kann; er solle Empfindungen, Gedanken, Sprache in ein idealeres Element erheben, aber so, daß der Ton der Natur doch immer ununterdrückt durchklingt; er solle es verschmähen, die gewöhnlichsten Gefühle, die in jeder Brust vorhanden und darum sehr leicht anzuschlagen sind, als eine wohlfeile Thränenpumpe zu benützen, wenn er ihnen nicht auch zugleich die Weihe der Kunst zu geben vermag. Dieses Verfahrens macht sich, wie uns scheint, Pellico nicht selten schuldig; er ist überreich an rührenden Stellen, die ihm als Menschen gewiß zur Ehre gereichen, aber die ihn nicht als schöpferischen Dichter bewähren, und die uns bald und bald an jene Phrasen erinnern, die man oft von französischen Rednern hört, von dem Ruhme der französischen Fahne, von der Ehre der großen Nation u. dgl. und die, so wohlfeil sie sind, doch ihres Eindrucks fast nie verfehlen.

Die neueste Tragödie von Pellico ist, so viel uns bekannt, sein im Jahr 1833 gedichteter Thomas Morus. Ein äußerer Anlaß bewog ihn dazu: er wurde von der Marchesa Giulietta di Barolo befragt, ob er den Tod des Thomas Morus für geeignet zu einer Tragödie (tragediabile) halte. Er bejahte die Frage und suchte später den Beweis auch faktisch zu führen; seine Behauptung gründete er auf das Interesse „des Gegensatzes zwischen der gewaltigen Tyrannei des glaubensabtrünnigen Königs und der großartigen Rechtlichkeit des treuen Katholiken, seines Gegners.“ Auch in diesem Stück ist die Verwicklung sehr einfach. Thomas Morus sitzt schon ein Jahr im Gefängniß, wegen seines Widerspruchs gegen die Ehescheidung des Königs Heinrich VIII von seiner ersten Gemahlin und gegen seine Vermählung mit Anna Bolen, und wegen seiner Weigerung, die Reformation des Königs, seine Lossagung von der römischen Kirche gut zu heißen. Morus älteste Tochter Margaretha verwendet sich für ihn bei der Königin, gegen die er zwar feindlich aufgetreten, die ihm aber nicht gehässig und durch Warnungen mild und versöhnlich gestimmt ist. Die Tochter erlangt wirklich Zutritt zu ihrem eingekerkerten Vater — eine rührende, aber fast zu rührende Scene! — den sie zu bewegen sucht, er möchte sich minder hartnäckig und beharrlich zeigen, zumal da der König, ihm ehemals sehr gewogen und auch jetzt noch von dem Wunsch beseelt, ihn für sich zu gewinnen, auf Betreiben Anna's ihn vor sich bescheiden läßt; aber Morus bleibt fest — obgleich sogar die Hinrichtung seines zum Tod verurtheilten Freundes, des Bischofs von Rochester, von seiner Nachgiebigkeit oder Hartnäckigkeit abhängig gemacht wird. Die Besprechung mit dem Könige findet statt; Morus bleibt auf seiner Meinung

— der König setzt im höchsten Zoen ein Gericht nieder, dem er durch den, von Morus mit tiefster Verachtung behandelten Höfling Cromwell bedeuten läßt, daß er den Morus veeurtheilt haben wolle. Die elenden Richter sprechen auf falsche Zeugnisse hin nach dem Willen des Tyrannen das Todesurtheil; Alfred, einer derselben, ein rechtlicher aber ein schwacher Mann, erhebt seine Stimme nicht kräftig genug und zu spät für den Edeln. Seine Tochter weiß sich zu dem Verurtheilten zu drängen, der sie tröstet und stärkt. Der König kommt, nachdem man eben dem Moeus sein Todesurtheil angekündigt, fragt ihn, zu was er entschlossen sey? und erhält die Antwort: zu sterben. Der König zürnt über seinen hartnäckigen Stolz; er hätte ihn gern gerettet:

Der Stolze! Unerschrockne! der Erhabne!
Ich, der ihn tödtet, zittre; er ist ruhig.
Ha, keinen Menschen lieb' und haß' ich so!

Anna.

Deinen großmüthigen Gefühlen laß
Den Zügel! rette diesen großen Mann.
Sträubt er sich gleich.

Heinrich.

Er ist zu groß; er sollte
Mein Freund seyn — wollt' es nicht — denn muß er sterben.

Unter dem Wehklagen der Bürger wird Morus, der unterwegs noch von seiner Familie Abschied nimmt, zur Hinrichtung geführt; noch einmal läßt ihm der König Gnade anbieten, wenn er die Refoemation annehme; er weigert sich; dem darüber jubelnden Cromwell weissagt er, daß binnen kurzem die unglückliche Anna und er, Eeomwell, ihm auf das Schaffot folgen werden.

Diese Tragödie zeiʒnet sich vor den andern durch eine etwas schärfere Charakteristik und mindeees Vorwalten des Pathos vortheilhaft aus. Der Charakter des Morus selbst ist schön durchgeführt und einer der glücklichsten Würfe des Dichters hiebei ist, daß er seinen Helden sich seiner frühern Schwäche anklagen und ihn in seinem Schicksal eine zwar steenge, doch nicht ganz unverdiente Strafe sehen läßt. Anna ist ebenfalls glücklich geschildert, als eitel, schwach, aber wohlwollend und mit einem Zuge unglücklicher Ahnung um den Mund. Weniger gelungen scheint uns Heinrich VIII zu seyn, der wohl noch etwas brutaler und ungestümer, und weniger traktabel war, als Pellico ihn zeichnet. Alfred und Cromwell sind personificirte Begriffe oder Abstrakta und Margaretha hat keine schärfer ausausgeprägte Physiognomie. Bei einem in England spielenden Stück ist man freilich sogleich versucht, eine Vergleichung mit Shakspeare anzustellen; und da erscheint die Schöpfung des italienischen Dichters allerdings an Mangel an Lebensfülle, an Magerkeit leidend. Wir geben auch hievon ein paar Proben.

Morus (im Kerker allein).

Der König hat mich sehr geliebt; nicht glauben
Kann ich, daß er mich haßt. O glückt' es mir
Mit meinem kräft'gen Widerstande gegen
Sein ungerecht Verfahren tiefe Spuren
Der Scham und des Entsetzens in sein Herz
Zu prägen! O ich Glücklicher, wenn er,
Welchem so Viele', täuschend, Beifall jauchzen,
In mir, der ich allein ihm wag' zu trotzen
Erkennte seinen wahren Freund. Noch hoff' ich.
Und wenn auch jene Beifall klatschenden Lügner
Davon die Palme trügen... wenn die Dienste
Des allzu Wahrheitliebenden vergessen,
Vergessen würde sein unsträflich Leben,
Der Ruhm deß er, vielleicht zu sehr, sich freut?...
Wenn des allzu Wahrhaften Haupt in Kurzem
Vom undankbaren Heinrich überliefert
Dem Henker würde?... Nein! entfernen wir
Den grausigen Gedanken! Nein, in diesem
Gedanken muß ich mich befestigen.
Nahm leichten Sinnes ich die schwere Pflicht
Auf mich: Gott treu zu seyn, zu widerstehn
Unrechtlichen Gesetzen, Bluturtheilen?
That ich es mit der Hoffnung auf Triumphe?
Du weißt es, Herr! ich that's nach dünst'gem Beten,
Nach langer Prüfung meiner Pflicht und Kraft;
Die Kraft, die ich gefühlt — ich fühl' sie noch.
Faß' fest, mein Geist, ins Aug' dieß Bild: den Tod!...

Seine Tochter redet ihm zur Nachgiebigkeit zu:

Du hast, geliebter Vater, dich zum Spiegel
So vieler Tugenden gemacht den Menschen;
Nicht fehle dir die Eine: deinen Sinn
Verhehle öfter denen, welche Lust
Zu schaden haben und die Macht dazu.

Morus.

Meine Gesinnung hab' ich öfter schon
Verhehlt als du, o Tochter, glaubst. Befragt
Ward ich von mehr als Einem schlauen Spåher
Wegen des Supremats, den Heinrich über
Die Kirche anspricht im britann'schen Reich;
Befragt ward ich um seine Ehescheidung,
Um räuberische, blutige Gesetze;
Zweideut'ge Antwort gab ich oft, verschleiernd
Meine Gedanken halb und Frist zu reiferm
Besinnen mir erbittend. Solches Heucheln
Erschien als Klugheit mir und ohne Schuld,
Und meiner Rettung Hoffnung baut' ich drauf.
Jetzt aber gibt unwiderstehliche
Verachtung solcher Doppelzüngelei
Mein Gott ins Herz mir, und ich fürchte sehr,
Ich hab ein Aergerniß dadurch gegeben;
Drum sehn' ich jetzt mich, offener als je
Frei zu bekennen Alles, was ich denke

Auf der Tochter weiteres Drängen versetzt er

Muß ich die Stimme väterlichen Ansehns
Gegen die Tochter aus zerriß'nem Herzen
Aufbieten? O laß ab, laß ab, hörst du?
Mich zu versuchen zu Unwürdigem!
Solch schmählich Thun ziemt Morus' Tochter nicht!

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 86.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

26 September 1838.

Die literarischen Arbeiten des Grafen Röderer.

Der Geschichtschreiber der französischen Revolution, Mignet, hat dem unlängst verstorbenen Röderer die Gedächtnißrede in der Akademie der Wissenschaften gehalten und seine merkwürdige politische Laufbahn, die vor der Revolution von 1789 begann und unter der Julinsdynastie schloß, geschildert. In dieser Rede findet sich über die literarischen Arbeiten jenes Mannes Folgendes:

Unter der zweiten Restauration verurtheilte er sich zur Zurückgezogenheit, in welcher er fünfzehn Jahre verharrte. Hier öffnete sich für ihn eine neue Laufbahn. Er ging von dem bewegten Geschäftsleben und Handeln zum friedlichen Dienst der Literatur über und aus einem Staatsmann ward ein Historiker. Gerade in dem Zeitpunkt, wo die Restauration ihn nicht würdig achtete, Mitglied des Instituts zu bleiben, und ohne Zweifel, indem sie ihn von dieser Körperschaft ausschloß, beabsichtigte, seinen übrigen Ungnaden auch die im Gebiete des Geistes hinzuzufügen, erwarb sich Röderer neue Ansprüche auf literarische Berühmtheit und zeigte sich als Schriftsteller von hohem Rang und seltenem Talent.

Die Männer, die lange mit wichtigen Staatsangelegenheiten sich beschäftigt haben, lieben das Studium der Geschichte; sie versetzt sie wieder in die Gesellschaft von Ihresgleichen, sie gewährt ihnen fortdauernd die Schauspiele, an die sie gewohnt waren und ersetzt ihnen durch die Einbildungskraft einen Theil dessen, was sie verloren. Die Nationalgeschichte vor Allem zog Röderer an und er vertiefte sich mit einem leidenschaftlichen Eifer in die Zeiten, die durch Unruhe und stürmische Wechsel am meisten Aehnlichkeit mit den unsrigen hatten. Die Händel der Armagnacs und der Bourguignons, die Reformen der Generalstaaten im Jahre 1483 nach dem Tode Louis' XI, die populäre Regierung Louis' XII, die Finanzverschleuderungen und die monarchischen Einrichtungen Franz I, die Kriege zwischen dem Protestantismus und der Ligue — das waren die Gegenstände seiner Forschungen und Erörterungen. Er wählte, um seine Eindrücke und Ansichten wiederzugeben, die immer lebendig, und seine Urtheile, die nicht immer unparteiisch waren, verschiedene Formen: bald die des Drama, manchmal die der Erzählung, am häufigsten die der Abhandlung. In zwei sehr geistreichen politischen Schriften, über die Bewerbung um die Macht unter Charles VI und über die Kindheit Louis' XII, betitelt: Der Kirchenpfleger von St. Eustache und die Ruthe unserer Väter belustigte er sich über die Querstreiche der Menschen mitten unter Partei, Intriken und Hofsvorsichtigkeiten, und zeigte die komischen Seiten der Geschichte. In seinem Drama über die Bartholomäusnacht stellte er sie von ihrer tragischen Seite dar, bemüht, die Leidenschaften getreu wiederzugeben, in die Interessen einzudringen, und die Combinationen zu enthüllen, welche zu dieser argen Katastrophe führten. In seinen wichtigen und umfassenden Betrachtungen über die Regierungen von Louis XII und Franz I und in seiner lebendigen Erzählung der Protestantenkriege setzte er sich den Zweck, die Organisation des Königreichs unter diesen beiden Fürsten zur Anschauung zu bringen, ihre Verwaltung, ihre Plane, ihren Charakter... und er hatte vielleicht zu sehr den Ehrgeiz, den Ereignissen andere, neue Ursachen, den Parteien andere Motiven, den Handelnden eine andere Reputation zu geben.

Röderer ging aus einer geistreichen Schule hervor, welche große und kräftige Eigenschaften besaß, aber mehr dogmatisch als historisch war. Sie hing zu sehr an ihren Ideen, um auf die von Andern einzugehen. Sie liebte, verachtete, verwarf, billigte weit mehr, als daß sie wirklich begriffen hätte. Mit den Täuschungen und Vorurtheilen seiner Zeit verband Röderer die Streitsucht und einen gewissen kriegerischen Trieb seines Geistes. An der Gerichtsschranke hatte er die Gewohnheit angenommen, eine Sache zu verfechten, während der Revolution, eine Partei — bei politischen und ökonomischen Gegenständen, ein System zu haben; und so empfand er bei der Geschichte dasselbe Bedürfniß. Er mußte Clienten und Gegner haben; diese Bemerkung drängt sich auf bei seiner Geschichte Louis' XII und Franz I, welche zu

sehr ein Panegyrikus auf den Einen und eine Anklageakte gegen den Andern ist. Louis XII war ein gemäßigter Fürst; Röderer macht aus ihm einen vollkommenen Fürsten und geht so weit, ihm die Einführung des konstitutionellen Systems im ganzen Umfang seiner Rechte und mit der Trennung und Unterscheidung der Gewalten zuzuschreiben. Franz I war ein ausschweifender, verschwenderischer Fürst, der seine Autorität schwerer hatte empfinden lassen, weil seine Aufgabe als König schwieriger gewesen war; Röderer macht einen wahren Tyrannen aus ihm und spricht ihm sogar seine ritterlichen Neigungen, seine Kunstliebe, seine Beschützung der Wissenschaften und eine Art von Größe ab, die er in dreißigjährigem Kampf mit Karl V sich errungen. Was die Hugenottenkriege betrifft, so glaubt Röderer, weil er die Motive der Selbstsucht sich bei dem Adel mit den religiösen Gefühlen mischen sieht, sie seyen nur in aristokratischer Absicht angefangen worden und macht reine Kriege der Ehrsucht daraus. Was an dieser Ansicht Wahres ist, fordert doch den Widerspruch heraus, dadurch, daß es zu ausschließlich behauptet wird, denn es ist nicht möglich zuzugeben, daß man sich in Frankreich dreißig Jahre lang habe plündern, proscribiren, verbrennen lassen, und daß man sich vierzig Jahre geschlagen habe im Namen der Religion — ohne daß diese ein wirkliches Moment dabei gewesen wäre. Die Namen, welche die Sachen annehmen, sind die zuverlässigen Zeichen der Leidenschaften, welche die Menschen bewegten; und wenn eine Periode von religiösen Spaltungen erfüllt ist, so ist es unvernünftig, ihr nur politische Antriebe zuerkennen wollen. Man sollte nicht in solcher Weise seine eigene Zeit überallhin übertragen, aus seinen eigenen Gefühlen die Regel der Geschichte, und seine Gedanken zum Maßstab der Jahrhunderte machen. Diesen erhabenen Richterstuhl, von wo man seinen Blick wirft über die Unermeßlichkeit der Zeit, von wo man den Prozeß der Ereignisse instruirt, wo man eindringt in die Absichten der Menschen und das Leben der Völker beurtheilt — muß man besteigen mit heiterem klarem Blick, freiem Geist, festem Bewußtseyn.

Nicht als ob es Röderer an durchdringendem Scharfblick gefehlt hätte; er besaß dessen nur zu viel, und um geistreich zu seyn, begegnete es ihm oft, parador zu werden. Er hatte auch das Streben gerecht zu seyn, und ein allzuleidenschaftlicher Geschmack für das Gute entfernte ihn manchmal von der Wahrheit. Was das Talent betrifft, so fündigte er mehr durch Uebermaß als durch Mangel, indem er mit Eifer und Wärme diskutirte, wo er hätte einfach entwickeln sollen, und Geist aufbot, wo es nur gesunden Menschenverstands bedurfte. Aber seine historischen Arbeiten waren mannichfach und bedeutend, seine Ansichten geistvoll, seine Absicht redlich und seine Bücher originell.

Seine letzte Schrift war die: Ueber den Einfluß der feingebildeten Gesellschaft, welche mit der feinen Beobachtungsgabe einer Frau entworfen und mit der Einbildungskraft eines jungen Mannes geschrieben scheint. In diesem Werke von so eigenthümlichem Verdienst hat Röderer sich an etwas gemacht, was in beständigem Fluß ist, ohne je festzustehen und sich mehr errathen als erfassen läßt: das innere Wesen der Bewegung, und des Fortschritts der Gesellschaft. Er hat die Einwirkung der Sprache der Unterhaltung auf die Sitten und der großen Welt auf die Sprache anschaulich gemacht. Er ist in die geheimsten Schlupfwinkel jener Gesellschaft eingedrungen, welche die Wunder zur Zeit Louis' XIV gewirkt hat; und er hat gezeigt, wo und durch wessen Bemühung jene Blüthe der feinen Geselligkeit entknospete, deren Duft sich über das ganze große Jahrhundert verbreitet hat. Er hat die Geschichte geschrieben von jenem Hotel Rambouillet, das, weit entfernt eine Schule der Pedanterei zu seyn, das vorleuchtende Muster des guten Geschmacks war. Er hat erforscht, wie sich jene kostbare Sprache bildete, die, im Munde von Leuten von Geist, nur zierlich und anmuthig war, aber die von abgeschmackten Thoren übertrieben, nur lächerlich wurde. Er hat die Phasen dieser Reform bezeichnet, die, indem sie dem Styl mehr Maß und Feinheit gab, ihm weniger Unabhängigkeit und Freiheit ließ, und was er von seiner alten Unordnung und Plumpheit noch an sich hatte, verbesserte, auf Kosten der Kühnheit seiner Formen und der ursprünglichen Naivetät seiner Ausdrücke. Er hat das Feinste und Zarteste aus jenen Zeiten, die uns mehr noch durch die Sitten als durch die Jahre fern stehen, erfaßt; und dieser Greis, der aus Revolutionen und Staatsgeschäften hervortrat, schien gelebt zu haben in der ausgesuchten Gesellschaft, deren Erinnerung er so anschaulich wieder belebte und ein Zeitgenosse gewesen zu seyn der Frau von Sevigné und der Frau von Maintenon durch die Anmuth seines Geistes und das Natürliche seines Talents.

Der französische Volksdichter Theodore Lebreton.

(Fortsetzung.)

Nachdem der Herausgeber der Gedichte Lebreton seine Stellung mit der anderer Volksdichter verglichen hat, fährt er fort:

„Der arme normanische Poet ist der Sklave seiner Arbeit und seiner Bedürfnisse. Nicht eine Stunde, nicht ein Augenblick gehört ihm allein; die Nothwendigkeit treibt ihn an, ruft ihm unablässig zu: Wähle zwischen Arbeit und Hunger. Er ist während zwölf Stunden täglich von jedem Gedanken abgeschlossen, in einer unreinen und brennenden Atmosphäre eingekerkert, wo es der Wissenschaft und der Dichtung untersagt ist, einzudringen....

So bleibt ihm nur die Zeit übrig, während er nicht arbeitet. Nur Morgens, wenn Lebreton von Hause weg und zur Arbeit geht, sucht ihn die Poesie auf, erhebt und entführt ihn. Er sieht sie in dem Himmel, hell oder umwölkt, in den Bäumen, die an seinem Wege stehen, in den Bergen in der Ferne, in der aufgehenden Sonne oder in dem drohenden Sturm, und ganz besonders in der freien Luft, die er einathmet. Sie begleitet den Proletair und erleuchtet und verkürzt ihm den Weg. Und dann, wenn er bei seiner Fabrik anlangt, nimmt sie Abschied, und bleibt an dem Thore zurück, wie die Hoffnung am Thore der Hölle. Aber sie erwartet ihn treu hier bis zur Nacht, um ihn auf dem Rückwege abermals zu begleiten, und mit ihm

in seine kümmerliche Wohnung zu klettern, wo seine junge Frau, seine kleine Tochter und seine alte Mutter, — seine Selbstständigkeit und seine Illusionen ihn erwarten.

Es ist mir nicht erlaubt, Euch in das Innere jener Wohnung, wo die unbekannte Tugend und die heilige Scham der Familienliebe sich hinter dem Schleier der Bescheidenheit, den nur die treueste Freundschaft heben darf, verstecken, einzuführen. Aber wenn Ihr mit mir durch jene enge und niedrige Thüre, die Allen, die bis zum Dichter gelangen wollen, zwingt, sich wie zum Gruße zu bücken, treten; wenn Ihr jene dunkle und gekrümmte Treppe erklettern und vor Euch jene Mansarde sich öffnen sehen könntet, in die die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen hinein wirft, dann würdet Ihr errathen, daß Alles, was in jener bescheidenen Wohnung lebt, rein, gut, edel und gottgläubig seyn muß. Der einfache und wohlwollende Empfang der Euch von den Bewohnern derselben zu Theil wird, die bis ins Kleinliche gehende Reinlichkeit, die sinnreiche Koketterie, die ihr Kämmerlein schmücken, Alles sagt uns, daß das Glück und der Hausfriede hier unter der Nothdürftigkeit versteckt sind. Eines unter jenen Geräthen, die die unerläßlichste Nothwendigkeit allein gewählt hat, zieht die Blicke auf sich; es ist dieß eine kleine Tafel, ganz klein, auf der einige Bücher, die ganze Bibliothek Lebretons stehen."

Der Herausgeber der Poesien Lebretons sagt uns dann, daß derselbe nur sehr wenig gelesen, und glaubt, daß er dieß nicht eben gar arg zu beklagen habe. Dann hören wir von ihm, daß Lebreton nicht orthographisch schreiben kann, und er wundert sich höchlich darüber, daß der Dichter, der die Orthographie radebrecht, die Regeln der Grammatik nie verletzt. Fürwahr; das Wunder ist nicht so gar unerklärlich, wenn man weiß, daß die französische Orthographie eine Caprice, jede Grammatik aber die Logik der Sprache ist. Doch genug über den Dichter; seine Poesien sind überdieß sein Leben, die Minuten Seyns, die er der Maschine, zu der ihn ein furchtbares Geschick verdammt hat, zu entreißen im Stande ist. Sein ganzes Wesen, das tiefe Gefühl, die ergreifende Schönheit seiner einfachen und doch so würdigen Sprache enthüllten sich uns in ihrem ganzen Umfange in seinem Gedichte: „der gefangene Vogel."

„O Wunder! ich habe den sangesreichen Vogel in seinem Neste, das die Hecke stützte, aufwachsen gesehen. Er athmet reine Luft; aber welche Tyrannei! die Hand des Menschen, Unglück bringend, reißt ihn aus seiner prunklosen Wiege heraus."

„Wie ich sein Geschick beklage; er ist gefangen... Sein Bauer ist ihm das Weltall; er wird nie all den Glanz eines blauen Himmels, noch den Schatten des Gebüsches, die Blumen, die der Frühling auf seine Bahn streut, oder den unendlichen Bauer der Wälder sehen."

„Er wird sich nie der lustreichen Schaar der Seinigen, die wir sich in die Luft hinauf schwingen sehen, zugesellen, und, wenn sie die liebende Natur besingen, so wird seine melodievolle Stimme sich nicht in ihr Lustconzert mischen."

„Bald wird er sein trostloses Urtheil kennen. Sein Flügel, noch schwach, beginnt sich zu beleben; Er träumt von seinen Tönen. — Und jeder neue Tag verkündet ihm, daß Gott ihn in den Raum geworfen, um frei zu seyn und zu singen."

„Er singt und das Echo seiner Stimme, das ihm ruft, scheint ihm zu wiederholen: Fliege, nimm deinen Aufschwung! er schwingt sich in die Höhe, plötzlich glaubt sein verwegener Eifer die Klippe niederzuwerfen, aber er bricht seinen Flügel und fällt noch unfreier zurück."

„Dieser Schlag vernichtet seine Lebenskraft, er sieht sie hinwelken in der Gefangenschaft. Die Harmonie seiner Stimme ist erloschen. Er stirbt endlich, ein Sklave, und seine letzte Klage ist ein Seufzer der Freiheit."

„O! mein trübes Geschick, ich glaube dich in dem Geschicke des Vogels wiederzusehen. Sklave, wie Er, fühle ich, wie Er, in meinem Seyn, daß die Natur Lieder, die ausfliegen möchten, seufzt und schafft."

„Aber wenn täglich meine Brust durch die unreine schwere Luft, die auf meinen Sinnen lastet, gedrückt ist; wenn meine Seele unter ihrem erfrornen Flügel schmachtet, und eine geheime Qual meinen Gedanken zerdrückt, dann hat meine Stimme keinen Glanz mehr."

„Aber ruhig und ergeben unterwerfe ich mich dem Urtheile des höchsten Richters, Gebieter meines Schicksals. In meiner Unbekanntheit von Unabhängigkeit träumend, werde ich meine gebrechliche Existenz sich enden sehen. Ruhe! Freiheit im Tode!"

Es liegt in diesem schönen Lied eine so tiefe Schwermuth, eine so innige Ergebenheit in sein Geschick, daß man nur diese paar Strophen zu kennen braucht, um den armen Arbeiter, in den Fesseln der furchtbarsten moralischen Sklaverei schmachtend, und trotz ihnen von Freiheit und Glück träumend, lieb zu gewinnen, und mit ihm sein Unglück zu beklagen und zu beweinen.

Erst wenn man dieß Lied gelesen hat, ist man im Stande, die ganze Schwere des Unglücks zu ahnen, das auf einem Manne lastet, der denkt, fühlt, und so tief fühlt wie Lebreton, und der dann mit einem Herzen voll von Träumen der Freiheit, des Glückes, der Menschen- und Gottliebe, verurtheilt ist, sein tägliches Brot in einer Fabrik, durch nie rastende Arbeit zu verdienen, unter Menschen verbannt, die ihn nicht verstehen, und wenn sie ihn verstehen, oder seine höhere Natur ahnen, ihn verspotten und hassen; der, wie seine Leidensgefährten, glücklicher als er, wenn der gefühllose Stein glücklicher als der fühlende unglückliche Mensch, die Folgen der Handels- und Industriekrisen tragen muß, und dann mitunter nicht einmal das tägliche Brot verdient, nicht das tägliche Brot in furchtbar strengem Sinne des Wortes.

Doch er selbst beschreibt das Alles besser, wahrer und schöner, ja auch die Noth läßt sich mit lebendig schönen Farben malen, als es ein noch so mitfühlender Menschenfreund, der nur gesehen, was Lebreton erlebt, nie im Stande wäre. Er ist der beredte Fürsprecher einer stummen Menschenklasse, und gerade darin, daß diese Stummen allmählich beginnen zu sprechen, daß ein Wunder ihnen die Zunge gelöst hat, liegt ein Fingerzeig für die Zukunft.

Der zweite Theil der Gedichte Lebreton's heißt: die Klage des Armen. In einer Serie von Gedichten, oder besser in einem Epos, das in der Form der lyrischen Poesie das ganze Leben eines Arbeiters umfaßt, schildert er auf eine einfache aber furchtbar beredte Weise die Leiden, die er selbst erlebt hat, die Leiden von Millionen, die nicht wie er im Stande sind, wenigstens im Liede ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen.

In einer Art Einleitung zu diesem Epos, die er einfach Stances nennt, sagt er:

„An dem Tage, wo ich auf seinem dürrsten Wege in das Leben eintrat, streckte das Unglück mit Hohn seine Hand über meine Krippe aus."

„Es rief mir zu: Dein Leben soll unter steter Unruhe hinfließen, das ist das Urtheil, das der Himmel an deiner Wiege spricht."

„Trotz deiner Schwäche soll deine Jugend sich unter der Arbeit wie unter einem stählernen Hebel beugen, wenn du dem Hunger ausweichen willst.

Dann soll ein Funke in deinem jungen Verstande aufschießen; der Hauch der Noth aber wird sich erheben, um ihn zu verdunkeln."

Unter diesem furchtbaren Fluche wurde er geboren, und sein Leben, das er uns in den folgenden Gedichten schildert, trägt überall den Stempel dieser Prophezeyung. Das erste dieser Gedichte heißt: la cloche de l'utilier. Hier singt er:

„Auf Arbeitervolk! Auf! Die scharfe Stimme des Erzes zittert durch die Luft und beendigt schon deinen Schlaf. Hebe deine schweren Augenlieder, und beginne nochmals deine mühevolle Bahn mit dem Laufe der Sonne!"

„Genug der Ruhe! du mußt deine Schläfrigkeit besiegen. Auf! die Glocke tönt; sie hat gesagt: Arbeiter, die Stunde ist gekommen, wo sich die Werkstatt für dich öffnet; komme, wie ein Lastpferd, die schwere Kette und das Halsband den ganzen Tag hindurch zu schleppen."

Und das Arbeitervolk erhebt sich, und zieht der Fabrik zu.

„Dann schweigt die Glocke. Alle Sklaven haben die Schwelle jener traurigen Wohnungen überschritten. Alle brechen sich an derselben Klippe! Die Zeit muß in ihrem Laufe fünfzehn Stunden zählen, ehe sie jene Gespenster wieder aus ihrem Grabe hervorgehen sieht."

„Für dieß Volk, dessen Leben, wie ein materielles Treibwerk, sich aufzehrt, um die Macht und den Stolz des Industrieherrn zu bauen; für dieß Volk, versenkt in seine enge Sphäre, giebt es keine andern Bilder als die der Leiden und der Noth. Aber von der Hand Gottes berührt, regt sich in seinem ergebenen Herzen kein Haß. Es sagt, sich unter der Last seiner Kette beugend: Ruhe, Freiheit... adieu bis heute Abend."

Dann beschreibt er die Werkstätte und fährt fort:

„Ob der Himmel glänzend oder verdunkelt sey, Nichts ändert sich in jenem Gefängnisse. Die Sonne hat für den leidenden Arbeiter nur Schatten. Das Gift einer verpesteten Luft einathmend, sieht er seine arbeitvollen Tage sich abspinnen. Für diese traurigen Fetzen jener langen Jahre haben der Winter und der Frühling dieselben Farben, bis zu dem glücklichen Augenblicke, wo der Tod, zur Löhnung, die Erde öffnet für seinen unter dem Gewichte des Unglücks zusammenbrechenden Körper.

Ein Tag in der Woche, der Sonntag, „bon Dimanche!" erlaubt ihm seine müden Glieder auszuruhen zu lassen. Aber selbst an diesem Tage verläßt ihn das Bewußtseyn seines Unglücks nicht:

„Was! um den Händen der Industrie das tägliche Brot, das das Leben fordert, zu entreißen, habe ich Blut geschwitzt, und, stark im Leiden, habe ich wie ein Sträfling meine Arme auf die Folter gespannt, und ich könnte nicht einmal den Kindern, die Gott mir hier unten zu nähren gegeben hat, die Nahrung sichern!"

Nur einen Trost gibt es für die Mehrzahl dieser Unglücklichen. Der Arbeiter will seine Leiden auf einen Augenblick vergessen, eine Sekunde Glückes suchen.

„Wo wird er sie finden? Sein Instinkt leitet ihn zu der dampfenden Höhle der Wirthskneipe. Den Kummer, der ihm am Herzen nagt, abschüttelnd, ist es hier, in dieser Hütte, in der man die Vernunft zu Grabe trägt, wo er sein Elend in der verpesteten Luft eines unwürdigen Trankes zu betäuben sucht."

„Dann vergißt er in seinem Rausche, daß zu leiden er verdammt ist; Hoffnung umgiebt ihn; sein Kelch hat keine Hefe mehr; er fragt den Himmel nicht mehr: „„Wofür bin ich denn geboren?"" In diesem berauschenden Nebel belebt sich von neuem seine Existenz; er sieht seine Zukunft weniger dunkel, und seine Schmerzen verstecken unter der Freude ihre feinen Pfeile, gleich jenen gefährlichen Schlangen, die unter Blumen schlafen."

„Verlängere deinen schönen Traum, Sohn der Noth! denn unter deinem bescheidenen Dache erwartet dich das Elend. Schläfere in dem Opium deine innersten Leiden ein, und daß die Hand der Hoffnung dich noch einen Augenblick streichle."

„Aber bedenke, daß auf die Freuden Leiden folgen! Ja! es ist genug des Trostes; bedenke, daß deine Vernunft sich nicht aushauchen darf. Vor Allem aber hüte dich wohl, auf dem Wege, den die Großen des Tages einschlagen, zu wanken, denn, dir begegnend und durch deine Schritte aufgehalten, würde dich dieser strenge Censor in beleidigender Sprache von der Höhe seiner Verachtung herab stille beschimpfen."

„Dann um deiner Ruhe willen, bedenke noch, daß in der Stunde, wo sich das Morgenroth erhebt, der nächste Tag dich wecken muß, und daß die gebieterische Sprache deiner Arbeiten dir, deine rüstige Hand fordernd, sagen wird: Arbeiter, deine Kinder haben Brot verlangt."

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 87.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

29 September 1838.

Neue Munster-Lieder.

Wir haben vor einiger Zeit unsern Lesern, aus dem Athenäum, einige irländische Volkslieder aus neuester Zeit mitgetheilt; die genannte Zeitschrift enthielt unlängst wieder eine Nachricht über diese ächt volksthümliche Poesie. Sie bemerkt jedoch: „leider ist die Mehrheit der uns neuestens zugesandten Gesänge gedichtet unter der Aufregung einer allgemeinen Wahl und paßt daher nicht ganz für unsere Zwecke. Wir bemerkten schon früher, daß Balladen die Zeitungen von Munster und politische Ereignisse die gewöhnlichsten Veranlassungen der Begeisterung sind; jetzt können wir zur Bestätigung hievon beifügen, daß in der uns vorliegenden Sammlung nur Ein Stück ist, das nichts mit der Politik zu schaffen hat, und dieß schildert ein Treffen zwischen zwei Parteien. Wie es scheint, war ein Versuch gemacht worden, diese Parteien zu versöhnen durch eine Heirath zwischen den Familien der Häupter, und dieß gelang noch schlechter als der Versuch, Portugal durch die Vermählung Miguels mit seiner Nichte zu beruhigen. Es wird beschrieben, wie der Punsch in Eierschalen statt in Gläsern kreiste, Einige auf Bänken und noch Mehrere auf dem Boden, Braut und Bräutigam aber auf einem Strohpfühl saßen; wie dann zwei von der Partei der Braut Händel anfingen über das Vermögen der Braut, wie Stühle und Tische nun umgeworfen, Gefäße und Gläser und Beine und Arme zerschmettert wurden, bis endlich die eine Partei Sieger blieb, und nachdem die andere entflohen, das Gelag bis Tagesanbruch fortsetzte und dann mit Händeschütteln auseinander ging.

Einige Zeit vor dem Tode des Königs wurden die Munsterbarden sehr gereizt und erbittert durch die von der Armengesetz-Kommission veröffentlichten Berichte über die irische Bauerschaft, und sie begannn verschiedene ländliche Helden zu verherrlichen, als Muster von den Söhnen des grünen Eilands, die es mit Jedem unter der Sonne aufnehmen konnten. Der Achilles eines solchen ländlichen Homers gibt Nachricht von sich und seiner Familie und hat keinen Hehl eines Fleckens in seinem Wappen, welches ins Reine zu bringen dem Wappengericht schwer fallen würde:

Erzählen könnt' ich auch etwas,
Wollt' ich mit meinem Stammbaum prahlen;
Eine O' Fagan meine Mutter war,
Meinen Vater thu' ich nicht kennen;
Neunundneunzig Verwandte an Einem Ort
Hab' ich, der heißt West-Carbery;
Und Jeder setzt seinem Namen vor
Ein Mac oder tönend O.

Aber die Biographien der bäuerlichen Helden wurden am Ende ein Machwerk, wie die fashionabeln Novellen, und die Balladen-Verleger benachrichtigten die Barden, daß eine Abwechselung nöthig sey und Munster-Dichter mußten auf andere Themata denken. Einer, kühner als die Uebrigen, griff eine Begebenheit auf, die auf den ersten Blick so unpoetisch erscheint, als Tassoni's Eimer oder Boileau's Lesepult; es war einfach das Zerbrechen einiger Glasscheiben in der Kapelle von Mullinahone durch einige leichtfertige Bursche, von denen angenommen wird, daß sie der Oranienpartei angehört. Was vermag nicht der Genius? ein Munster-Dichter hat dieß Ereigniß zum Gegenstand einer mystischen Ergießung gewählt, welche Drydens Hindin und Panther zu Schanden macht. In diesem Gedicht wird die Kapelle, oder die darin gelehrte Religion — der Dichter ist hier nicht recht klar — personifizirt als die Maid von Mullinahone, und um sie her schaaren sich alle Herrlichkeiten, die nur je der katholischen Kirche zugeschrieben wurden. Nach einer lebhaften Beschreibung der der Magd durch grausame Verfolgungen zugefügten Leiden, wird der Barde prophetisch und weissagt seiner Heldin eine glänzende Laufbahn für die Zukunft. St. Patrik werde erstehen und verkündigen, daß die Zeit gekommen, die Unterdrückung zu Ende sey. Mit Kreuz, Mitra oder Kappe werde er den ersten Schlag führen, alle unter schwerer Bürde schmachtenden Herzen erleichtern und aus dem Land jagen Alle die die Maid (damsel) von Mullinahone gekränkt.

Der Tod des Königs und die Vorbereitungen zur allge-

meinen Wahl weckten den Geist der Barden. Sie ergossen sich in patriotische Lieder, um ihre Landsleute aufzuregen, und eines der frühesten war die Ankündigung eines Besuchs der Göttin der Freiheit in Erin, in Gestalt von Daniel O'Connells Tochter:

Eines Abends, als spät ich schweifte
An dem Strom mit perlendem Schaum,
Setzt' ich mich ans Ufer voll Rosen,
Wo ich bald fiel in einen Traum;
Mir träumte, ich sehe ein Mägdlein,
Wie niemals ich Eine gekannt,
Sie seufzt' ob dem Leiden der Heimath,
Wie sie schritt auf Erins grünem Strand.

Er redet sogleich die schöne Creatur an: „mein Edelstein, sagt mir Euren Namen" u. s. w.; sie antwortet: sie sey eine Fremde, und in großer Gefahr, sie kenne ihre Freunde nicht von ihren Feinden; sie sey Daniel O'Connells Tochter, kürzlich von England herübergesegelt, ihre Brüder zu wecken.

Die Erklärung der Königin und ihr Brief an Lord Mulgrave (daß sie mit seiner Amtsführung zufrieden sey), begeisterte zu einer loyalen Ergießung von geringem poetischem Verdienst, die aber solche Popularität gewann, daß drei Auflagen an Einem Tag verkauft wurden. Viktoria, Lord Mulgrave und O'Connell figuriren im Chorus neben einander.

Der Wahlkampf in Kork beschäftigte seit undenklicher Zeit die Balladensänger; bei dem neuesten waren die Barden alle einig in Unterstützung eines Brauers und Branntweinbrenners, von dem wohl auch ihre Hippokrene und Castalia ausfloß:

Dreimal jauchzt für O'Connell, denn er ist der Mann,
Mit Maurice und Morgan mit sammt dem jungen Dan,
Und Callaghan auch und Beamish — im Senat
Sollen sie vertreten Kork, die schöne Stadt.

Eines der Lieder ist ein Triumphgesang über den Erfolg der Wahlen im Ganzen, und hat eine tiefere Bedeutung, als auf den ersten Blick scheint, denn es spielt bedeutungsvoll an auf das Verhältniß der Reichen und der Armen in Irland, ein Gegenstand ernsterer Besorgnisse als die religiösen Differenzen.

Wir betrachten, sagt das Athenäum schließlich, diese Balladen nicht als bloße literarische Curiositäten, sondern als Kundgebungen des Nationalgefühls und Charakters, nicht unwerth der Aufmerksamkeit des Staatsmanns und Politikers. Unsere englischen Leser wird es vielleicht überraschen, wenn sie hören, daß unsere frühern Artikel über diese Gesänge auf dem Continent bedeutende Aufmerksamkeit erregten und daß wir von einem ausgezeichneten deutschen Gelehrten angegangen und gebeten wurden, ihm eine so vollständige Sammlung als nur möglich zu besorgen; die Wahrheit ist, daß man in Deutschland und Frankreich die Zeit noch nicht vergessen hat, wo Balladen und Lieder die Stelle von Gesetzen vertraten; in der That sind sie noch jetzt einflußreicher in Irland als Statuten, und sie müssen von Jedem studiert werden, der den Nationalgeist des Schwesterkönigreichs verstehen möchte. Irland besitzt schon lange eine Volksliteratur von Legenden, Erzählungen, Gesängen — theils gedruckt, theils in der Tradition aufbewahrt — besäße es doch auch solche enthusiastische Legendensammler, wie die Brüder Grimm, um diese Schätze der Tradition zu sammeln, die jetzt allmählich zu verschwinden anfangen und die bei einer folgenden Generation unwiederbringlich verloren seyn werden!

Der französische Volksdichter Theodore Lebreton.

(Schluß.)

Das zweite Gedicht, oder der zweite Abschnitt dieses Epos, heißt der Traum, le songe, und ist eben in seiner einfachen und natürlichen Auffassung sicher eines der furchtbar beredtsten Gedichte, die das Unglück und die Noth je einem Dichter eingegeben haben.

Seit drei Tagen hat er nichts gegessen, und schläft endlich fieberkrank ein. „Ich träumte, daß ich an einer reichbelasteten Tafel, wo man täglich freigebige Feste feiert, säße. Mein Zahn zermalmte das saftige Fleisch, das den Hunger meiner hohlen Eingeweide täuschte, ich trank, und mein Durst wurde nicht gelöscht."

„Aber die Wirklichkeit überlieferte mich von neuem meiner Qual, ein schmerzliches Schauern durchzog meine Adern, weckte meine Sinne... O! wie litt ich! Tantalus Qual, durch das Fieber geboren. Meine Zunge war es, und das Fleisch meiner Lippen, an denen ich im Traume nagte."

Täuschung (Deception) ist der Titel des folgenden Gedichtes. Mit rührender Zartheit schildert er hier seine erste Liebe. Andere Rücksichten als die Gefühle des Herzens machen sich bei Leuten, die beide gleich arm sind, und beide von ihrer Händearbeit leben, nicht geltend, und so wurde seine Geliebte bald seine Frau. Er träumte, ja er genoß in ihren Armen ein Glück, das die höhere Gesellschaft nur aus Beschreibungen kennt; er konnte sich in seinem Traum auf ein paar Tage über den Fluch, der auf ihm lastete, täuschen. Bald wurde er Vater, aber dann stellte sich in seiner Hütte ein Gespenst ein, das er beschreibt:

„In jedem ihrer Züge enthüllt sich eine Qual, ihr schwacher und hagerer Arm drückte den Leichnam eines neugebornen Kindes an die Brust."

„Ihr Leib, der nur mit Mühe sich aufrecht erhält, strauchelt und fällt bei jedem Schritte. Ihre Stimme weint, und erlöscht, und ihr stinkender Athem gleicht dem Hauche der Verwesung."

„Unter ihrem Blicke, der sie niederschmettert, wird es in dem Herzen der Gatten dunkel. O! Schrecken! Das Gespenst hat gesprochen; es hat gesagt: Ich bin das Elend!.. Das Elend!... Und die Liebe zog aus bei diesem Namen."

Das Geschick der Kinder, die aus dieser durch das Elend verfluchten Ehe hervorgehen, schildert Lebreton in dem folgenden Gedichte les enfans. Das Unglück und seine Sippschaft hegen und pflegen sie; die Mutter aber ist nicht einmal im Stande, ihnen die Milch ihrer Brust, die die Natur selbst den Jungen des Thiers nicht versagt, zu geben, „denn diese Mutter hat Hunger, und die Arbeit ruft sie weit weg vom Neste, das sie, um leben zu können, verlassen muß."

Kaum ist das Kind stark genug, allein zu gehen, so muß es den Eltern helfen, das tägliche Brod verdienen, und wird

aus der Fabrik nicht wieder erlöst, bis das Gesetz es aus den Armen seiner Eltern reißt, und ihm die Flinte in die Hand zwingt; „Armer, du gehörst mein, ruft das Vaterland, du mußt Soldat seyn, denn du hast kein Geld."

„Und die gefühlvolle Mutter, ihre Thränen an der Brust ihrer Tochter, des Trostengels ihrer Leiden, ergießend, sieht den Sohn, den sie liebte, weit vom Vaterherde wegführen, während der Reiche in seinem Palaste, wo so viel Luft glänzt, ungestört in Mitte seiner Familie lebt, indem er mit seinem Gelde all seine Freiheiten zahlt."

Der charakteristische Geist dieser Poesien enthüllt sich auch in dem Gedichte la famille (VIII) sehr klar. Ohne Arbeit, von der höchsten Noth gedrängt, seine hungernden, um Brod rufenden Kindern um sich versammelt, kommt ihm der Gedanke zu betteln.

„Aber wehe dem, dessen Seelenstolz ihm nicht erlaubt sich selbst herabzuwürdigen; vergebens, um sie (die Kinder) zu retten, klammert er sich ans Leben an. Er wird den Todeskampf der Seinigen sehen, er muß sterben, da er nicht zu betteln wagt!"

Eine milde Hand reicht endlich den Verzweifelnden eine Gabe, und rettet wenigstens die Mutter und die Kinder, aber der Vater:

„Gedrückt von dem Gewichte langer Leiden, stirbt endlich der Arme, und erlöschend, die Seele von der Hoffnung, ruft er: Mein Gott!"

In einem weitern Gedichte La Pâque, Ostern, treten die religiösen Ansichten Lebretons klarer hervor, und es ist dasselbe zu schön, um es nicht hier wenigstens großen Theils wieder zu geben.

Christ.

„Tretet zu mir, Ihr, die Ihr Ketten tragt; die Armen sind meine Geliebten, kommt, ich lindere Eure Leiden, denn ich bin hier unten der Gott der Unterdrückten. Kommt zu dem himmlischen Mahl, das das Leben wieder gibt, kommt, meine Güte ladet Euch ein; und wie meinen Auserwählten ist Euch mein Herz geöffnet. Um dieser unendlichen Wohlthat theilhaft zu werden, müßt Ihr die Prüfung der Leiden überstanden haben. Ihr Armen, antwortet: habt Ihr viel gelitten?"

Die Armen.

„Herr, unsere Noth ist groß,... unsere Seele spürt nicht mehr die Flamme des himmlischen Herdes, und die Arbeit hat unsern Leib, seine letzte Kraft abnutzend, ohne Mitleid, wie ein strenges Gesetz, um uns das dem Lohnknechte versprochene Brod zu geben, unter seinen eisernen Hebeln gebeugt."

Christ.

„Habt Ihr in dieser Zeit, wo die Buße das Herz von allem irdischen Feuer befreien soll, die Macht des Fleisches durch die Strenge der Enthaltung zu besiegen gewußt? Die Fasten des Sünders sind dem Himmel wohlgefällig."

Die Armen.

„Indem wir unser Leben der Arbeit, die es zerstört, übergeben, können wir die Kraft des Leibes, die sich aufreibt, erneuernd, nicht immer unsern Hunger stillen. Denn für uns ist das ganze Leben Ein Fasten, das oft mehr als einen Tag uns das Brod entbehren sieht."

Christ.

„Ihr, die Ihr von so vielen Uebeln heimgesucht seyd, wenn der reiche Geizige Eure Klagen zurückwies, wenn er seine Hand bei Eurem Unglücke schloß, ließ Eure großmüthige Noth ein Korn der Liebe auf den gräßlichen Hohn seiner stolzen Seele fallen!"

Die Armen.

„So oft sie sagten: Der Arme muß leiden, drängten wir, ohne unsere Stimme zu erheben, unsere Schmerzen bis in die Tiefe unserer friedevollen Herzen zurück. Ergeben, voll der Hoffnung, umringt von Qualen, vergeben wir unsern stolzen Unterdrückern ihre Ungerechtigkeit."

Christ.

„Tretet zu mir, ich reiche Euch eine mitleidvolle Hand. Arme, die das Elend niederdrückt, Ihr allein seyd meine wahren Kinder! Kommt, frei und siegreich, kommt und setzt Euch zu meinem Tische. Hier, Euch dem Grabe, in das Euch Eure langen Leiden lebendig versänkten, entreißend, will ich Euch in dem Wohlgeruch der Hoffnung begeisteren, und den Stolz Eurer Feinde beschämen."

Aber wie er auch seinen Schmerz zurückdrängt, wie er auch seine christliche Demuth zu Hülfe ruft, die Reichen, die Fabrikherren, stehen in seinen Gedichten immer den Armen, den Arbeitern gegenüber, und sind wie gesagt, deren stolze Unterdrücker. In dem folgenden Gedichte Cri de Détresses (XI), in dem er das Leben der Arbeiter unter dem Bilde vom Sturme in einer Barke hin- und hergeworfenen Seeleute darstellt, wendet er sich schließlich an die Reichen und ruft ihnen zu:

„Strecket, ihr Reichen, Eure Hand gegen unsere Barke, die dem Untergange nahe, aus: helfet dem Proletarier, denn der Himmel, Ihr Großen der Erde! wird in seinem Zorne an Euch den Armen rächen, der Hungers stirbt."

In dem letzten Abschnitte dieses Epos, l'insomnie du pauvre (die Schlaflosigkeit des Armen XII), schildert er abermals die Leiden eines Arbeiters in einer Zeit, wo die Fabriken stocken. Die Kälte und der Hunger sind die gräßlichen Schwerter, die ihn und die Seinigen zerfleischen, und selbst den Schlaf von seinem Bette wegscheuchen.

„Da erhellte auf einmal, das Dunkel der beschneiten Fenster durchdringend, ein lichtvolles Morgenroth sein stets schwarzes Kissen; denn dem Dache gegenüber, wo des Armen Lager ist, glänzte ein Hotel, das der Reiche bewohnt, ein Hotel, wo man Abends tanzt."

Mir kommt es so vor, als ob in diesem einfachen, hôtel où on danse le soir, eine Verzweiflung liege, die nicht kräftiger hätte ausgedrückt werden können, die so tief als möglich die innere Empörung des Armen schildert, der durch Hunger und Kälte vom Fieber geschüttelt, der Musik zuhört, nach der, ihm gegenüber, eine andere Welt tanzt.

Doch wieder zu Lebreton zurück, er selbst schildert seine Gefühle, und wer könnte sie schöner und kräftiger aussprechen.

„Was, ruft er, in jenem Palaste tanzt man! Hier Pracht und Ueberfluß, hier alle Freuden, alle frohe Lust. — Und dort, in jenem Chaos unreiner Luft, der Hunger, immer der Hunger

und alle seine Qualen, machen aus unsern Tagen Tage des Grauens."

„Hier, in ihrem Glanze, Luxus und Reichthum, die Shwals, das Kleid der Herzogin, Gold und Diamanten und Blumenkronen; — und dort wimmern unter Lumpen und zerrissenen Fetzen Kinder und eine trostlose Mutter, die sie mit ihren Thränen übergießt."

„Hier das Geräusch der Spiele und das berauschende Gelag, das Feuer, neues Leben gebend, die üppige Wollust, die der Stolz anlächelt; — und dort Ausgehungerte, die ihre leeren Hände zusammenkrämpfen. Hinsterbende, schwarzblaue Leichen, die dem Grabe entstiegen zu seyn scheinen."

„Er rief durch den Schmerz, der tödtet, erhitzt: Ihr Reichen, weg mit jener höhnenden Helle, die ich nicht länger sehen mag." Dann betäubte ein konvulsiver Schlag sein Haupt, bis endlich mit den Wundern und dem Glanze des Fensters seine Verzweiflung selbst aufhörte.

Es ist von diesen grellen Gegensätzen der Armuth und des Reichthums, von diesem trostlosen Unglücke, das der Dichter schildert, bis zu dem Rufe der Lyoner Arbeiter: Vivre en travaillant ou mourir en combattant, nur ein Schritt. Das fühlte Lebreton, und deßwegen schrieb er zu seinem Epos einen Epilog, der zu schön ist, um ihn zu verstümmeln:

„Verurtheilt, wie Ihr, auf dieser Erde Tage, die uns ein zu strenges Geschick zubereitet hat, zu verleben; Ihr Armen, wenn ich Euer langes Elend besungen habe, wenn im kecken Aufschwunge mein Gedicht zum Echo Eurer gedrückten Seele wurde; so hat nie mein rechtlicher Gedanke, indem er den Horizont Eures Himmels stets schwarz malte, mit unreiner Stimme Euch wie Satan Euer Leben in den Abgrund der Verzweiflung zu stürzen gesucht."

„Nein, nie, wenn ich den Blitz auf Euch herabschießen sah, wenn ich dessen unheilvolles Bild malte, nie hatte ich die Absicht, den Muth zu schwächen, der Euch hilft so viele Leiden, ohne darunter zusammenzusinken, zu tragen. Als ich den Ruf Eures Kummers unter Klagen und Thränen ertönen ließ, warf mein Herz keine Galle aus. Und als ich Euch die Schwere Eurer Kette fühlen ließ, sagte ich Euch nicht, Euren Haß dem unterdrückten Egoismus zuzuwenden."

„Ich habe Euch nicht gesagt: das ist zu viel der Knechtschaft! Wir müssen uns von der Arbeit befreien, die Gewohnheit der Arbeit verlieren, da sie uns nicht bereichern kann! Ich habe Euch nicht gesagt: Laßt uns in unserer Noth dem glücklichen Reichen seiner Schätze willen beneiden. Ich habe Euch, um Euch zu täuschen, nicht in meinen Strophen gesagt: Verlassen wir unsern Wirkungskreis, vernichten wie unter den Schlägen unseres Zornes den Mächtigen, der uns vernichten will."

„Aber aus der Tiefe des Abgrundes, in dem wir sind, stolz aus Euren Reihen hervorgegangen zu seyn, habe ich wie Ihr gerufen: „„Die Armen sind Menschen."" Um unsere Klage an das Ohr der Großen zu fesseln, ohne für meine Stirne die Blitze des Sturmes zu fürchten, habe ich wie ein unbezwungener Sklave mein Haupt erhoben; und, die Wälle des Palastes des Stolzes überschreitend, hat meine Stimme sich geltend gemacht, und hat gesagt: Ihr Reichen, senket Eure Blicke dem Strudel zu, wo der Arme leidet."

„Dann habe ich gerufen Wehe! über jene Götzen der Erde, über die vom Golde strotzende Selbstsucht, die nie eine Obole ihres Schatzes auf das Elend fallen ließ. Mit Macht, aber ohne Lästerung hat meine Stimme den Bannfluch auf die Reichen geschleudert, die ohne Mitleid in Mitten ihres Ueberflusses von der Höhe ihres Stolzes herab, die Armuth abzuweisen haben, wie ein gemeines Thier, das man mit dem Fuße zurückstößt."

„Ich habe gesagt: Wenn der Ueberfluß uns eines Tages den gräßlichsten Qualen überläßt, Armen, laßt unser Herz ihm verzeihn. Stolzer und weniger mächtig, laßt uns großmüthiger seyn. Unsere innersten Leiden aushauchend, laßt uns als edle Opfer uns zeigen; ergeben in unsere Schmerzen, wollen wir größer seyn als der Stolze, der uns wie das Gras zertreten will. Laßt uns stärker als das Unglück seyn!"

„Unsere schmutzige Schale brechend, laßt uns durch unsere Tugenden jene ganze stolze Klasse, durch die wir niedergedrückt sind, erbleichen machen. Unser Geist wende sich stets zum Guten, um eines Tages den Haß unseres mitleidslosen Richters, mit dem er uns belastet, zu entwaffnen. Der Rost soll von dem Stahle unserer Sitten weichen, auf daß man uns nicht mehr zurufe jene beleidigende Worte: Das Volk ist entartet!"

„Kein gemeines Geschrei, keine unedeln Gelage, wo der Mensch seine ganze Würde beschmutzt! Nie soll unsere Hand vom Blut sich röthen; bewaffnen wir nie unsere Rache mit blinder Wildheit; kämpfen wir durch Vernunftgründe, wenn wir unsere Rechte verlangen; von der Zeit laßt uns Gerechtigkeit erwarten, ohne mit einem Schlage das Gebäude einwerfen zu wollen, das die Hand des Gesetzes schützt."

„Bis zum Ziele unserer Bahn, bis zum Tage, der das Ende aller unserer Leiden sieht, überlassen wir uns, Arme! der Arbeit unserer Hände, unserer einzigen Nährquelle. Laßt uns arbeiten, und dann werden vielleicht, wenn die Qualen kommen, wenn unsere nothleidende Familie von der Frucht unserer Arbeit sich nicht mehr nähren kann, die Mächtigen, großmüthiger und weniger strenge, von unsern Leiden gerührt, uns die Hand reichen, um uns zu helfen."

„Brüder! Erinnert Euch, wenn meine Stimme Euch Rath ertheilt, daß sie nicht in Festen oder in feierlichen Ruhestunden das Echo Eures trüben Geschickes wurde. Um meine Gesänge zu gebähren, die das Unglück anfacht, habe ich nicht meine Seele dem berauschenden Athem des Stolzes geöffnet. Demselben Joche unablässlich unterworfen, theile ich Eure Leiden, um wie Ihr nur im Grabe Ruhe zu finden."

Mich durchfuhr ein Schauer, so oft ich dieß Gedicht las. Es war mir als hörte ich die Stimme des Propheten, der Zukünftiges verkünde, der der Vorläufer großer Ereignisse und Erscheinungen sey.

Armer Sänger, vielleicht fällt ein Korn deiner Lieder auf gesundes Land, um dir Ersatz zu geben für ein Leben voller Leiden. Deine glücklichern Nachkommen würden dann eine andere Grabschrift für dich finden, als die du dir selbst gesetzt, als du sangst:

La pensée a brisée mon ame
Le travail a brisé mon corps!

So geschehe! — Vielleicht! — Ein neuer Blitz fuhr durch die Wolken, die sich vor dem Blicke des Geistes aufthürmen. Wer sagt mir, ob das Wetter befruchten oder zerstören wird?

V.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 88.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

4 Oktober 1838.

Aus dem Neugriechischen.

Der Einarmige.

Ein Bursche haute Stein' entzwei,
und Einen Arm nur hatt' er;
Mit einem Arme haut' er sie,
nur mit dem rechten Arme.
Ein blondes Mädchen ging vorbei
und kam, um ihn zu fragen:
„So sag', wo ist dein andrer Arm,
daß du mit Einem hauest?"
„Ich küßte eine Jungfrau einst;
da hieben sie mir'n Arm ab.
Und kostet' es den andern auch,
ich möchte doch dich küssen." —
„Zum Henker auch mit deinem Wort,
das du so eben sprachest!
Weit besser ist's, sie tödten dich,
als daß dein Herz sich freue;
Weit besser ist es, daß dein Blut
gleich einem Quell hinströme,
Als daß ein Mädchen jemals hier
dir deine Lippen küsse.
Weit besser ist's fürwahr, daß dir
das Blut zu Eis gerinne,
Als daß du hier mit deinem Arm
ein Mädchen je umfassest!"

An die Geliebte.

Schon sind es nun drei Jahre,
Seitdem ich bin verwundet,
Seitdem in bittern Schmerzen
Vor Sehnsucht ich vergehe.

Schwer trafen mich zwei Sterne,
Die wie Planeten leuchten,
Verwunden, gleich den Pfeilen;
Doch — wie soll ich gesunden?

Grausame! denn du weißt es,
Du siehst's mit eignen Augen;
Doch kümmert es dich wenig,
Wie ich vor Schmerz vergehe.

Und Lüge ist die Rede,
Daß es nicht Eine gäbe,
Die wäre hart von Herzen
Und hätte Engelsangen!

An die abwesende Geliebte.

Wie viel der Stern' am Himmel sind, so oft auch
Gedenket dein mein Geist in jeder Stunde,
Und in den Träumen selber, wenn er schläfet,
Sieht er lebendig dich vor sich, wie jetzo!

O sel'ger Augenblick! o holde Stunde!
Niemals vergess' ich Dein! — Doch wo verweilt ihr,
Ihr süßen Küsse? was so lange säumt ihr,
Zu mir zu kommen aus entlegnen Fernen?

Ich wandle einsam durch die öden Berge,
Und ob die Hoffnung auch dahin mir folge,
Der ungewisse Zweifel auch verfolgt mich.

Dir gilt der Zweifel, für dich zittr' und seufz' ich;
Mit Thränen mag allein mein Herz ich nähren,
Und deinen Namen nur ruft's durch die Berge.

Th. Kind.

Perditus Mutton.

Aus dem Englischen von Douglas Jerrold.

Erstes Kapitel.

Perditus Mutton saß in seinem einsamen Zimmer und hatte seine ernsten Blicke auf die heutige Nummer der „London-Post" geheftet — es war der 5 November des Jahrs 1760.

„Eine Netzhaut von einem Kind — zu verkaufen um fünf Guineen. Man wende sich an Mariam Biedsave, Hoglane, Shoreditch."

Dieß, Leser, war die goldne Zeitung, welche plötzlich dem entzückten Auge Perditus Muttons sich darstellte. Nun muß man wissen, daß Perditus Mutton seit langer Zeit mit dem Gedanken sich trug, ein Reisender zu werden. Er hatte die Wunder von Mandeville und Purchas, von Hakluyt und Coryate gelesen; er hatte kein Weib, das ihn zurückgehalten hätte in ihren weißen Armen, keine Kinder die sich an seine Rockschöße geklammert hätten, keine Hausgötter, ihn an seinen Herd zu fesseln. Deßwegen wollte er fahren über die gefährliche See, er wollte mit eigenen Ohren hören das Singen der Seejungfrauen; er wollte, hinwandelnd über die Ebenen Asiens, mit eignem Auge die Einhörner grasen sehen. Hier war Alles langweilig, kalt, farblos — dort war Alles lustig, farbig strahlend. Perditus hatte ein argloses Gemüth, ein leichtgläubiges Herz mitgebracht zu den Erzählungen seiner Lieblingsreisenden — sie waren ihm Orakel der Wahrheit gewesen; die von ihnen berichteten Wunder waren in seinem Gehirn wie mit eisernem Griffel in Felsen geschrieben. Er hatte sich ganz zum Jünger jener Hohenpriester des Fabellandes der alten Reisenden gemacht — jenen ernsten Erzähler von unerhörter Herrlichkeit; jener Träumer (cum privilegio) rosiger Träume. Trefflicher Marko Polo! ruhmwürdiger Mendez Pinto! Autorisirte Schwarzkünstler, rechtmäßige Zauberer! harmlose Betrüger! Männer, die gesehen, wie der Phönix sich in seinem würzigen Nest verbrannte und Zeugen waren von der Geburt des verjüngten Vogels!

Ja, für Perditus Mutton war der alte Reisende die Wahrheit selbst auf der Pilgerfahrt. Perditus hatte Huldigung geschworen dem Glücklichen, welcher den Gesang der Sirenen belauscht — der Heere von Pygmäen hatte auf Kranichen reiten sehen — der wußte, daß der Strauß seine Eier durch die Gluth seiner Augen ausbrüte; der gesehen, wie ein König durch den Blick eines Basilisken getödtet wurde — und wie ein Stachelschwein mit einem geschickt geschleuderten Stachel das Herz eines brüllenden Löwen durchbohrte. Seit langer Zeit hatte Perditus beschlossen, auf Reisen zu gehen. Aber mitten in seinen hochfliegendsten Hoffnungen empfand er einen Schmerz, der ihn wieder auf die Erde zurückbrachte. England war, unglücklicherweise, eine Insel, und schwer fiel es ihm aufs Herz, wenn er an das treulose Meer dachte. Wenigstens jährlich dreimal hatte er, seit zehn Jahren, von Sturm und Schiffbruch geträumt und war aufgewacht unter dem Stöhnen und Brausen des Sturmes. „Die Netzhaut eines Kindes! fünf Guineen!" Er wollte stracks nach Hog Lane, Shoreditch, gehen, und so selbst dem Verhängniß Trotz bieten, daß er früher nie an dieß Amulet gegen das Ertrinken gedacht hatte, schien ihm jetzt mehr als bloßer Zufall. Es war offenbar, daß sein böser Genius — diesen Morgen nicht recht auf der Hut — ihn bisher ganz die erprobten, trefflichen Eigenschaften einer Netzhaut hatte übersehen lassen. Doch hatte er nunmehr über den Feind triumphirt und er wollte ohne Zeitverlust den Schatz aufsuchen.

Perditus stand auf und trat ans Fenster; der Regen fiel in Strömen von einem braunen Himmel, und obgleich Perditus vom dritten Stockwerk eines geschäftigen Barbiers auf den Strand herabsah, erblickte er doch keine Kutsche. Er drehte sich auf dem Absatz herum und mit einem Schritte stand er an dem Kamin. Er hatte seine Fahrt nach Hog Lane bis auf günstigere Witterung verschieben wollen, als sein Auge auf ein, wahrscheinlich apokryphisches Bild des Priesterkönigs Johann fiel. Mutton wähnt, er sehe den geheimnißvollen Monarchen die Stirne runzeln über den Verzug — ohne Zweifel mußten sich viele Liebhaber zu der Netzhaut finden — er schämte sich seiner Weichlichkeit — nahm seinen Hut — seinen alten Mantel — und trat hinaus in die Sündfluth.

Wir müssen nun auch einige Worte sagen zur nähern Schilderung unsers abenteuernden Helden. Er hatte keinen Verwandten auf der Welt; er erbte achtzig Pfund jährlich von einer Tante, die ihn beinahe von seinen frühsten Jahren an erzogen; und zur Zeit unserer Geschichte war er ein Junggeselle von 32 Jahren, obgleich, wegen sehr früher Kahlheit und gewisser natürlicher Scharlachstreifen in seinem Gesicht, eine Jury von Matronen ihm ohne Zweifel mehr als Vierzig gegeben hätte. Sein Gesicht sprach keine heftigeren Leidenschaften aus; in der That, als Perditus Mutton einmal seine gebogene Nase aus seinem engen Fenster auf die Straße hinausgestreckt hatte, war er von einem frechen Vorübergehenden mit einem gewaltigen welschen Hahn verglichen worden, der aus dem Hühnerstall nach seinem Futter sich umschaue.

Was sein geistiges Wesen betrifft, so zeichnete er sich hierin aus durch ausnehmende Leichtgläubigkeit und mehr als weibliche Weichheit. Nüchtern und mäßig wurde er sprüchwörtlich den Ausschweifenden und Unordentlichen als Muster vorgehalten. Oft riefen die Nachbarn der Mrs. Beard, der Frau des Nathaniel Beaud, des Barbiers, zu: „sie habe einen wahren Segen an einem solchen Miethsmann." In der That war dieß Lob nicht zu viel für ihn; man hätte in dem Hause wohl Mäuse hören können, aber nie den Mutton. Und war dieß — hören wir die Leser rufen — ein Mann für's Reisen? Dieß ein Mann, der sich unter die Menschenfresser wagen konnte? Aber wie oft begegnen Einem solche betrübende Widersprüche!

Perditus schritt mannhaft zu und betrachtete es als eine günstige Vorbedeutung, daß er, als der Regen aufhörte, kaum bis auf die Haut naß war. Fünfzig Kutschen waren jetzt da; aber nun wollte er sich trocken gehen; mit diesem Entschluß setzte er seinen Weg fort. Der Regen hätte aufgehört, aber es war November und ein tüchtiger, handgreiflicher Nebel, so dicht wie ein Wollsack, senkte sich auf die Stadt. Perditus tappte im Nebel weiter und obgleich blind und beinahe erstickt von den stinkenden Dünsten, sah er doch die Fackeln der Leuchtbuben vermöge seiner Einbildungskraft für Feuerfliegen Hindostans an und meinte die Wohlgerüche der Molukken zu athmen. Sein Herz war im Orient, während er sich nach Shoreditch durchschlug.

Mit der unüberwindlichen Rüstigkeit eines angehenden Reisenden hatte Perditus Cheapside erreicht. Er hatte für unmög-

lich gehalten, daß der Nebel noch zunehme; aber er hatte mit großer Sachunkenntniß geurtheilt. Er stand jetzt still und schnappte nach Luft. „Eine Leuchte!" schrie ein Kind mit pfeifender Stimme — „Eine Leuchte, Ihr Ehren?" und bei dem gelben Schimmer der Leuchte sah Perditus zwei rollende, schwarze Augen und den grinsenden Mund eines Knaben, der wie ein kleiner Kobold seine Lust zu haben schien an dem Koth, Qualm und Dunkel um ihn her. „Eine Leuchte, Ihr Ehren?" krähte er schrillend zum dritten Mal, machte einen Luftsprung, schwenkte seine Fackel und jolte vor Vergnügen. Perditus war ganz verblüfft über die wilde Freude des kleinen Springers.

„Mein Lieber," sagte Mutton und er hätte sich derselben Worte bedient, wenn er einen Pavian angeredet hätte — „mein Lieber," wiederholte er mit seiner Stimme von nur Einer Note — „mein Lieber" — und er hustete, bis er beinahe vor Nebel erstickte.

„Man nennt mich Pups," sagte der Knabe mit höhnischer Ungeduld über Muttons zärtliche Worte — „Pups!" und wieder machte er einen Sprung und schwenkte die Fackel.

„Weißt du den Weg nach Shoreditch, mein Lieber?" fragte Perditus.

„Hinter sich und seitwärts, wie Ihr's verlangt," sagte der bereitwillige Pups."

„Ein außerordentliches Kind!" dachte Mutton. „Geh zu, mein Lieber;" und Mutton schritt weiter, während der Knabe in kurzen Sprüngen vor ihm herüber und hinüber tanzte. „Was ist dein Vater, mein Lieber?" fragte Perditus nach einer kleinen Weile.

„Kann's nicht sagen," antwortete Pups und fing an zu pfeifen wie ein Kanarienvogel. „Kannst's nicht sagen! Nun, was ist sein Geschäft? Was treibt er? He, mein Lieber?" und Mutton sprach in ganz liebkosendem Tone. „Könnte es wahrhaftig nicht sagen," antwortete Pups. — „Warum nicht, mein Kind?" — Der Vater ist todt," versetzte Pups, und wieder begann er gewaltig zu pfeifen und mit neuer Lebhaftigkeit zu tanzen. Ein leichter Schauer durchschüttelte den zartfühlenden Perditus über der kindlichen Gleichgültigkeit des jungen Pups. „Der arme kleine Bursche! Vielleicht entbehrte er auch, wie ich, immer des Segens, einen Vater zu haben!" So groß war die Menschenfreundlichkeit unsers Helden. „Und wie verdienst du dein Brod?" — „Nun, ich verdiene es mir im Winter bei den Nebeln; aber nur gibt's jetzt keine solche Nebel mehr, wie sonst; als meine Großmutter ein Kind war, da dauerte einmal ein Nebel drei Wochen; aber manche Leute, wißt Ihr, sind eben zum Glückhaben geboren. Das war eine Zeit, sagt sie; da hätte sich jeder Gentleman geschämt, wenn er nicht davon hätte erzählen können, daß er um eine Uhr gekommen sey — so finster war es!" — Mutton fuhr instinktmäßig mit der Hand nach seiner Uhrkette und sagte dann sanft: „In der That!" — „Aber jetzt geht das Gewerbe gar nicht mehr. Und die Flotte ruinirt uns Leuchtbuden vollends," sagte Pups kleinmüthig. — „Die Flotte, mein Knabe? Wie so?" fragte Mutton. — „So viele Schiffe — machen das Pech so theuer. Und der Hanf geht auch jeden Tag mehr hinauf," klagte der Zottelbär. — „Wahrhaftig; und weißt du auch den Grund davon, mein Freund?" — „Einer meiner Freunde sagt, weil es in den Sitzungen jetzt so hitzig zugeht. Wenn die Sachen in dieser Weise fortdauern, müssen wir Wachskerzen nehmen." — „Weißt du den Weg nach Hog Lane Shoreditch, mein Lieber?" fragte Mutton. — „Ganz besonders gut zur Essenszeit," antwortete Pups, und fing wieder an zu tanzen in der Erinnerung an diese glückliche Stunde.

„Warum zur Essenszeit?" fragte Perditus. „Lebst du vielleicht dort?" — „Nein, ich nehme dort nur meine Mahlzeit ein; ich lebe im West-End. Wollt Ihr nach Hog Lane?" — „Ja das ist meine Absicht; ich hoffe, du kennst den rechten Weg." — „Wenn ich blind wäre, könnte ich ihn angeben nach dem Geruch," sagte der unfehlbare Führer und eine Pause von einigen Minuten trat ein, während welcher Mutton nachsann über das trostlose Schicksal des kleinen Pups, und der kleine Pups rückwärts schielte nach Muttons Uhrkette. — „Kennst du eine Frau in Hog Lane, welche Birdseye heißt?" fragte Mutton. — „Seit vielen Jahren," war die kurze Antwort. „Seit vielen Jahren! ei du bist ja noch nicht viele Jahre alt, mein Lieber?" — Dafür kann ich nichts — aber sie ist meine Großmutter." — „Deine Großmutter?" — „Und da ist ihr Haus," sagte der junge Pups, indem er mit Perditus Mutton stehen blieb vor einer Hütte, der Residenz von Miriam Birdseye, der Besitzerin der Netzhaut; Mutton stand im Begriff, an die Thüre zu pochen, als Pups sich davor hinstellte, und seine Fackel senkend, damit ihr Licht voll auf seine offen ausgestreckte Hand falle, Mutton bedeutungsvoll ins Gesicht sah. „Wir sehen uns vielleicht nicht wieder, Ihr Ehren,'" sagte Pups; worauf Mutton, ein Sixpencestück aus der Tasche ziehend, mit einem mitleidigen Seufzer ob der Verwahrlosung des zerlumpten, schuhelosen Zottelbärs, ihm die Münze in die Hand legte und auf dem Punkte war, die Gabe mit weisem und wohlmeinendem Rath zu begleiten, als der schlaue Junge das Silberstück mit den Zähnen faßte, sein Wohlgefallen über den metallischen Wohlgeschmack mit pfiffigem Gesicht zu erkennen gab und plötzlich verschwand. Mutton sah sich um — Alles war finster. Er krümmte die Finger um an die Thüre zu klopfen, aber er blieb mit erhobener Hand stehen, der Bewegung beraubt durch eine innen bald singende, bald predigende Stimme. Er horchte, aber er konnte keine Worte unterscheiden, und dann hörte plötzlich der Ton auf. Befand er sich an der Schwelle eines elenden alten Weibes — einer schmutzigen Hexe, die sich für den Sabbath salbte. Er hörte Tritte — nein! es war sein eigenes im Dunkel hoch pochendes Herz. Eben wollte er wieder sich in den Nebel stürzen, als er durch eine Frage aus dem Innern der Hütte an die Schwelle gebannt ward: Wer ist da? wurde gefragt — in gastlichen Tönen, wie es Mutton bedünkte, und eh' er noch antworten konnte, ging die Thüre auf.

Zweites Kapitel.

„Tretet herein," sagte ein kleines altes Weib. „So viel ich sehen kann, seht Ihr einem Gentleman gleich; tretet ein." Mutton ermuthigt durch die seiner äußern Erscheinung gezollte

Höflichkeit, trat in die elende Hütte. Ein Feuer brannte roth auf dem Herd und ein Binsenlicht flackerte in dem düstern Zimmer. „Setzt Euch, Sir," sagte das alte Weib und brachte Perditus einen Stuhl ohne Polster. Mutton setzte sich gehorsam in das Gestell und legte seinen Hut auf den Boden. Wie er saß, war sein Gesicht gerade in gleicher Linie mit dem Gesicht des vor ihm stehenden alten Weibes. Perditus sah nie rosenfarbner aus; sein Gesicht, von der Flamme beleuchtet, glühte wie die Wangen eines Apfels; das der Alten war weiß wie Mehl; und in ihrem dunkelschwarzen Auge war ein Glanz, der unsern Helden blinzen machte, als er ihm begegnete. „Sie muß bessere Tage gesehen haben," dachte Perditus, als die alte Dame wie eine Zwergkönigin ganz stattlich sich vor ihn hinpflanzte. Eine Minute lang herrschte Stillschweigen und Jedes prüfte das Aussehen des Andern. Endlich sagte Mutton, mit seinem unbehaglichen Stuhl rückend: „Ich lese die London-Post." Die Alte verließ, mit einer bedeutungsvollen Gebärde, aber ohne ein Wort zu sagen, Perditus und ging hinter einen Vorhang, der die Hütte in zwei Hälften theilte. Unser Held sah sich ängstlich um. Sollte das alte Weib nur vor sich hin gesprochen, gesungen haben? Es war nicht einmal eine Katze auf dem Herde. Das Weib kam wieder hinter dem Vorhang hervor. Sie näherte sich Perditus, legte ein kleines Päckchen in seine Hand und sagte: „Fünf Guineen." — „Ihr steht für die Aechtheit?" fragte Mutton, indem er den Schatz aus seinen vielen Umwicklungen befreite. „Es ist sehr wohlfeil," bemerkte das Weib, und gab sich die Miene, als verachte sie jeden Zweifel an der Aechtheit. Mutton wickelte seine Kostbarkeit wieder ein, steckte sie in die Tasche und zog seinen Beutel. Er zählte die Guineen der Alten in ihre magere Hand. Wie er die letzte hinzählte, vernahm man ein Pochen an der Thüre. Nach einem Augenblick trat ein großer, dürrer Mann, mit gräulichem Haar und erdfarbigem Gesicht in die Hütte.

„Wie ist's damit?" fragte der Besuch die Alte, ohne sich um Muttons Anwesenheit zu kümmern; „Wie ist's damit?" Die Alte, den Finger erhebend, verschwand hinter dem Vorhang und der Fremde folgte ihr. Perditus hörte ein Geflüster und dann, wie ihn däuchte, das Klingen von Geld. Die Beiden kamen wieder zum Vorschein. „Behaltet es im Sinn, Alles aufs Beste!" sagte die Alte, und der Mann entfernte sich wieder, mit pfiffigem Gesicht Beifall nickend. Das Weib hielt die Thüre offen und sah Perditus Mutton an; unser Held nahm seinen Hut und verließ, im Besitz der erkauften Nethaut, mit einem neuen Geist die Hütte.

Unter andern Tugenden hatte Mutton sich durch die Würde seines Gangs ausgezeichnet. Die Bildsäule des Don Guzman hatte keinen regelmäßigeren, keinen majestätischeren Schritt. Wie seltsam also mußte es ihm selbst erscheinen, daß er Hog Lane hinunterkapriolte mit der Beweglichkeit eines Tänzers, der den Mohrentanz aufführt! Es kam ihm vor, als hätte er die Herrschaft über seine Gliedmaßen verloren, denn wider Willen hüpfte er immer springend und tänzelnd die Straße hinab, mit den Fingern schnalzend, und zu seinem eigenen Erstaunen, Bruchstücke von Liedern summend, die in guter Gesellschaft durchaus nicht geduldet waren; — es war sehr — sehr seltsam; und doch lag in dieser Zügellosigkeit ein Reiz, der etwas für ihn Angenehmes hatte. Endlich fand sich Mutton in Cheapside, und der Nebel, der sich einigermaßen gelichtet hatte, zog jetzt wieder seine pestartigen Dünste zusammen. Ein Mann mit brennender Fackel trat zu unserm Helden. „Befehlen Ihr Ehren eine Leuchte?" — „Hole Euch — —!" rief Mutton und führte, zu seinem eigenen Erstaunen einen halb scherzhaften Schlag nach dem Hut des Fragenden; einen Schlag, der den Rand des Hutes auf den Hals seines Besitzers herabdrückte. Nach diesem sprang Mutton lachernd weiter, obgleich ihn ein geheimes Gefühl von der Unziemlichkeit dessen, was er gethan, beschlich. Als er St. Pauls Kirchhof betrat, wurde er ungewöhnlich ernst; mit jedem Schritt kam eine tiefere Traurigkeit über ihn. War es Bewunderung der Kathedrale, des riesigen Werkes der Baukunst? Wir glauben nicht, denn er konnte sich einiger verstohlenen Blicke nach den Fenstern eines Silberarbeiters nicht enthalten; und mehr als einmal blieb er mit einer Empfindung wie Neid neben einem Gentleman stehen, der ziemlich unklug seine goldene Tabacksdose in dem Nebel sehen ließ. Nun war Mutton jederzeit ein Feind vom Schnupfen gewesen; aber er wußte nicht wie es kam — es dünkte ihn fast, als habe er an der Dose Geschmack gefunden. Vorsichtig wie eine Katze schlich Mutton Ludgate-Hill hinab, und jeden Augenblick — vielleicht war der Nebel schuld — wurde ihm das Athmen schwerer. Als er an Old-Bailey vorbeikam, war ihm, als müßte er ganz ersticken; er eilte Fleet-street zu, und zu seinem Erstaunen, kam ihm jetzt vor, daß er mit jedem Schritt bessere Luft einathme, obgleich der Nebel immer dicker wurde. Er hatte Templebar erreicht, und nie war ihm besser zu Muth gewesen, wie der Leser abnehmen kann aus einem Vorfall, der sich hier begab. Eine hübsche kleine Knospe von Putzmacherin — eine von den tausend unaufgebrochenen Blumen, welche das Schicksal auf die Straße streut — war eben zitternd in der Stadt angekommen. Vor einer Stunde noch hätte Mutton den Hut tief abgezogen vor dem schutzlosen Geschöpf und tiefe Ehrfurcht empfunden vor ihrer Wehrlosigkeit — und jetzt — wie sollen wir solche Widersprüche vereinigen — wie solche plötzliche Frechheit erklären, entschuldigen? Der Römer hat gesagt, Niemand werde in einer Minute ein Schurke; wir wollen nicht streiten — unsere Pflicht ist jetzt nur, ganz getreulich zu berichten; und wir theilen ganz die Verwunderung, das Staunen, die Entrüstung und den Abscheu, wovon unsere Leser werden ergriffen werden, wenn wir ihnen die Ruchlosigkeit Muttons erzählen — unsere schmerzliche Pflicht ist, zu berichten, daß er seine Arme um die kleine Putzmacherin schlang und den Nebel schändlich sich zu Nutzen machend, sie heftig küßte. Das arme Mädchen kreischte laut auf und ging weiter.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 89.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

6 Oktober 1838.

Saragossa.

Von Martinez de la Rosa.

Der Verfasser gibt über dieses Gedicht in seinen 1836 zu Paris erschienenen Poesias folgende einleitende Notiz: „Dieses Gedicht wurde angefertigt in der Absicht, um den Preis zu concurriren, welchen die oberste Centraljunta bald nach der Uebergabe von Saragossa 1809 im Namen der Nation aussetzte; es kann das Publikum nicht interessiren, weder die Ursachen zu erfahren, welchen man die Zurückhaltung des Resultats der Preisbewerbung zuschreibt, noch auch die Daten, welche den Verfasser glauben machen, daß dieses Gedicht, was nun auch an ihm sey, von zwei so kompetenten Richtern wie Don Melcho Gaspar de Jovellanos und Don Manuel Jose Quintana, für preiswürdig erklärt worden wäre. So viel ist gewiß, daß, da der Termin für die Bekanntmachung des Resultats verschoben wurde, die unheilvollen Verhältnisse eintraten, welche das Vaterland in jenem Jahre heimsuchten und welche zuletzt die Invasion Andalusiens durch das feindliche Heer und die Auflösung der Regierung zur Folge hatten. Unter diesen Umständen floh der Verfasser nach Cadiz, ging von dort nach England und ließ dieses Gedicht 1811 in London zuerst drucken. Auf dieselbe Weise, wie damals, erscheint es nun auch jetzt zum zweiten Mal, da man es für angemessen hielt, das Werk ganz so zu lassen, wie es die Zeitverhältnisse eingegeben und wie es sich bei der Preisbewerbung darstellte, ungeachtet man da und dort fühlt, daß der Verfasser in früher Jugend stehen mußte und durch den engen, von der Centraljunta vergönnten Raum sich beengt fühlen mochte.“

Das ganze Gedicht besteht aus nahezu 800 reim- und assonanzlosen Zeilen, welche durchweg in monotonem Schwulst dahinlaufen, wie unsere Leser aus dem Eingang abnehmen mögen, den wir hier mittheilen.

Auf Schutt und Trümmern ruhte Saragossa
Vom heißen Schreckenskampf, der ihren Boden
Zwei lange Monden hatt' erbeben machen,
Als auf des Kriegesgottes Schauderruf
Der Pirenäus zitterte, von dessen
Erhabnen Gipfeln, schwert- und flammendrohend,
Herstürzten der Barbaren Legionen.
Umsonst, o Gott, daß ihrem wilden Toben
Des Nordwinds Brausen sich entgegenstellt,
Die Dämme reißen angeschwollne Flüsse,
Der Erde Schmuck der starre Winter raubt,
Und unbarmherziger Schnee die weiten Höhen
Des felsigen Gebirgs umkränzt.
Seht ihr, seht ihr sie nicht in Wuth erglühend
Die Berge schleifen, ebnes Land verheeren,
Dörfer verbrennen und mit rohem Lächeln
Des armen Spaniens Busen kalt zerfleischen,
Das, unbedacht, sie jüngst noch Brüder nannte.
Wer wagt, zu hemmen nun den raschen Lauf
Des wilden Stroms? Castilien ist gefallen,
Das Heer, die Fahnen lassend, ist entflohn,
Madrid beugt vor der Wuth des fremden Schwertes,
Das von dem Maiblut noch die Spuren trug,
Die goldbekrönte, nun entehrte Stirn,
Zum zweitenmale schmiegt sich nun dem Joche
Dem unbarmherzigen, der reiche Tajo,
Und, Wunder! Guadiana zog es vor,
Sich selber in die Erde zu begraben,
Um stolz der Sklavenkette zu entgehen.
Der Feinde Schaaren klatschen
Vor Jubel in die Hände, durch die Lüfte
Ertönt der Schauderfreudenschrei.... Ach, Spanien,
Unseliges Land! Wie viel Verheerung, Noth
Und Trauer und bitterer Thränen Jammer
Drückt deine Fluren, deine Himmelsschönheit!
Schon decken viele hundert Legionen
Des Ebro weitgebreitetes Gestade;
Es zittert unter ihrer schweren Wucht
Das heilige Ufer; Federn und Helmbüsche
Flattern im leisen Wehen des Zephyrs,

Es funkeln in dem klaren Licht der Sonne
Brustharnische und Feindeshelme weit.
Normannenrosse treten ungestüm
Mit schwerem Huf auf die gefrorne Erde.
Weit in die Ferne hin verlieren sich
Der Feinde Schaaren in des Staubes Wolken.
Es wächst der Lärm. und Kriegsgeschrei
Erfüllt die Lüfte, steigt zum Himmel auf.
Mit Lorbeerrosen und mit Schilf bekränzt
Tauchen den schneeigen Busen aus dem Wasser
Najaden auf, erschreckt vom Widerhall;
Doch gleich zurückgescheucht vom Kriegeslärm
Stürzen mit bangem Ruf sie in die Tiefe.
Ihr Frevler, haltet ein!
Hemmt eure unglückseligen Schaaren,
Die Tod und Unheil bringen! Sagt, wohin
Eilt ihr, in eurer furchtbaren Hand
Die glühende Fackel und den Mordstahl schwingend?
Erbarmt, erbarmt euch, Grausame!
Mitleid für Saragossa!

A. Keller.

Perditus Mutton.

(Fortsetzung.)

Ein arger Verbrecher, wie er war, hatte Mutton doch nicht alles Schamgefühl verloren. Nicht sobald hatte er den Frevel begangen, als er auch schon, von Gewissensbissen gequält, mit sich selbst ins Gericht ging. „Es war sehr unrecht — sehr unrecht!" rief Perditus, mit der Hand an seine erröthende Wange fahrend — „sehr arg unrecht, aber" — mit Bedauern müssen wir es sagen, der neugeborne Libertin tauchte wieder in ihm auf; denn ein behagliches Lächeln überzog sein Angesicht, und seinen Mantel um sich zusammenziehend, nahm er einen großen Schritt, der ihn in die City von Westminster brachte und setzte hinzu: „aber sehr angenehm!"

Nachlässig ging er den Strand hinab. Es war noch früh. Heimgehen? Pah! Er erinnerte sich zwar, daß er der Mrs. Beard versprochen, sich zu einer Tasse Chokolade zu Haus einzufinden. Chokolade! Sonderbar; zum erstenmal in seinem Leben schien ihm Chokolade ein armseliges mageres Getränk. Was sollte er thun? Wie er unschlüssig dastand, ertönte ein Schrei den Strand herauf. Dieser Schrei, der besonders beim Zustand hoher Civilisation die empfindlichsten Saiten des Menschenherzens trifft, seine schlummernde Empfindungsfähigkeit weckt, und seine Thatkraft anspannt, war, wie der einsichtsvolle Leser vielleicht schon errathen hat, der: „Haltet den Dieb!" Zu jeder andern Zeit würde Mutton bei diesem Ruf Halt gemacht und nach den Knöpfen seiner Taschen gegriffen haben. Jetzt aber erhob sich ein Heer ihm ganz neuer Gefühle in seiner Brust, als er den brüllenden Pöbel hörte und die Laternen der ehrwürdigen Stadtsoldaten sah — Männer, vor welchen er immer die tiefste Ehrfurcht gehegt hatte, aber die er jetzt — eine solche Verwandlung war mit ihm vorgegangen — in dem unklugen und unmenschenfreundlichen Lichte von natürlichen Feinden betrachtete. Er war kein blutdürstiger Mann; aber er empfand jetzt, daß er unter gewissen Umständen ganz wohl einen Sicherheitswächter umbringen könnte. Schnell entwickelten sich diese feindseligen Empfindungen, als der Haufe sich ihm näherte. Er stand am Ausgang eines Gäßchens — eine der geheimnißvollen Adern, welche um das Herz des gewaltigen Londons sich winden — und sah den heraneilenden Pöbel. Das erbarmungslos zum Dieb gebrandmarkte Individuum floh die Straße herauf; mit Luchsaugen ersah es seinen Vortheil und rannte wie ein Windhund an unserm Helden vorbei in einen Hof. Die Wächter verfolgten ihn, als Mutton, ein Mann, der selbst als Constabel Dienste geleistet hätte, von einer seltsamen Eingebung bemeistert, seinen Mantel zurückwarf und einen Wächter niederschlug; der alte Dienstmann stürzte auf den Bauch nieder und der zweite über ihn hin. Dasselbe Schicksal hatten noch Einige, während, ihre Verwirrung bemerkend, der Dieb sich in das Gäßchen flüchtete und unser Held ihm auf dem Fuß folgte. Die Wächter, wissend, daß der Hof sehr zahlreiche Ausgänge hatte, versicherten mit philosophischer Ruhe den Beraubten: weiteres Nachsetzen sey fruchtlos.

Mutton machte Halt, als er sich sicher glaubte; zugleich packte er den Dieb beim Kragen, der sich umwandte und als er sah, wer ihn hielt, auf die Kniee fiel. „Ihr seyd ein guter, freundlicher Gentleman, Sir! — o, Ihr Ehren, Sir! — Thut es nicht, Sir! — ich nahm es ja nicht, Sir!" — „Was, Pups, mein Lieber!" rief Mutton in zärtlichem Ton und lächelte freundlich den knieenden Missethäter an. „Nehmt mich nicht ins Gefängniß, Sir — thut es doch nicht!" schrie der Leuchtbube, denn es war wirklich der jugendliche Fackelträger von Hog Lane. — „Ins Gefängniß! um keine Welt, mein Edelstein!" rief Mutton, und sein Herz schien aufzugeben und sich freundlich hinzugeben dem zerlumpten Jungen, der blaß und zitternd ihm zu Füßen lag.

„Bei Eurer Seele, Sir, Ihr wollt nicht?" fragte der Knabe, halb überzeugt durch den ernsten Ton und die zärtlichen Blicke Perditus'; „Ihr wollt mir kein Leid thun?" — „Eh wollt' ich meinem eignen Fleisch und Blut etwas zu Leid thun," sagte Mutton mit zärtlicher Emphase; „aber komm heim, komm mit mir in mein Haus;" und Perditus, seinen Mantel um den barfüßigen Pups schlingend, schlug verschiedene schmale Gassen ein und pochte endlich hastig an der Thüre seiner Wohnung. „Ums Himmelswillen! Was? Seyd Ihr es? Ein solches Pochen!" rief Mrs. Beard; „seyd Ihr es Mr. Mutton?" — „Wer sollte es denn seyn?" fragte Perditus, und Mrs. Beard reckte ihre Arme gen Himmel. „Schafft etwas Branntwein!" sagte unser Held. „Rum für mich!" quäckte Pups schrillende Stimme unter seines Beschützers Mantel hervor, und Mrs. Beard stutzte, als ob aus Perditus Mutton ein Dämon spräche. „Und, Mrs. Beard, schafft mir ein Lendenstück," sagte Mutton. „Und Zwibeln," rief der epikureische Leuchtbube, jetzt sich offenbarend. „Oh, und ich möchte auch einen Becher Flip zum Schlaftrunk, Mrs. Beard," sagte Mutton. „Und, Mutter Beard," schrie Pups von der Treppe herab, „vergeßt auch nicht etwas Tabak."

Mutton trat in sein Zimmer und der kleine Pups folgte

ihm auf dem Fuß; Mrs. Beard blieb unten, ganz versteinert vor Erstaunen. Zuletzt sah sie sich jedoch durch das ungestüme Treiben ihres sonst so stillen Miethsmanns genöthigt, seinen Befehlen Folge zu leisten, so wie auch die angehängten Wünsche seines jungen Freundes zu erfüllen. Perditus, der sanfte, feinfühlende, mäßige Perditus verzehrte seine Mahlzeit — und er besann sich selbst nicht lange, wie ein solches Gelüsten ihn überkommen? — und trank sein geistiges Getränke — ihm sonst ein Gräuel — in der Gesellschaft eines jungen Vagabunden, an den er fortwährend die freundlichsten Worte und zärtlichsten Blicke verschwendete, die von dem Gegenstand seiner Liebkosungen mit höhnischer Ungläubigkeit aufgenommen wurden. Mutton war ganz vertieft in den Flip, *) die eine Hand am Becher, in der andern eine Pfeife — Genüsse, die er sich bis jetzt noch nie gestattet — er saß da, die schwimmenden Augen auf das gelbe, schmutzige Antlitz Pups heftend, der, auf einem Stuhl sitzend, aus einer langen Pfeife dampfte und seine gekreuzten Beine, die barfuß einen Fuß hoch wenigstens mit Koth überzogen waren, schwenkend, die zärtlichen Blicke seines so plötzlich erworbenen Freundes erwiederte. Pups redete und sah aus wie der schlaue, diebische, zerlumpte Asmodeus eines Londoner Gäßchens. Er drückte das eine seiner rastlos umherlaufenden Augen halb zu, und wenn er eine tüchtige Portion Rauch eingesogen, blies er ihn aus der Höhle seines Mundes in einem langen, dünnen Strom, wobei er Perditus forschend ansah. Damit fertig fragte er Mutton in mißtrauischem Ton: „Sagt mir doch, alter Kamerad, was macht es denn, daß Ihr so freundlich mit mir seyd?" — Diese Frage setzte Mutton offenbar in Verlegenheit; er schüttelte den Kopf und versetzte: „Mein artiger Kleiner, ich weiß nicht;" und wieder blickte er mit väterlicher Zärtlichkeit auf den diebischen, abschreckend aussehenden Pups — diesen Laufjungen des Teufels. „Nun, es war ein Glück für mich, daß ich auf Euch stieß; sonst säße ich jetzt schon," sagte der kleine Verworfene, „in einem steinernen Käfig." — „Nimm etwas Flip, mein Junge," sagte Mutton, erschüttert von dem Gedanken, da er merkte, daß Pups von Newgate spreche. „Nimm etwas Flip, und—wahrhaftig, dein Tabak ist aus," und so füllte er ihm wieder die leere Pfeife. „Ja, ja, im steinernen Käfig," fuhr der Balg fort, „und das nur wegen ein bißchen Mausens;" und mit diesen Worten schob Pups, mit einer verächtlichen Bewegung der Hand, die Uhr — den Preis des Mausens — auf den Tisch seinem Gönner hin. Mutton betrachtete die Uhr mit einigem Widerwillen, der jedoch augenblicklich wieder verschwand, als er voll Mitleid Pups ansah, daß ein solcher Cherub hätte sollen geopfert werden wegen ein bißchen Mausens! — „Ein schrecklicher Gedanke!" sagte Mutton, das gestohlene Gut umkehrend. „Welches Glück, daß ich in der Nähe war." — „Aber wie Ihr mich mit der Faust am Kragen packtet, da glaubte ich, es sey Alles aus mit mir. Ich glaubte, Ihr wolltet mich ausliefern; ich glaubte, Ihr wäret ein Gentleman," sagte Pups. „Du kennst mich noch nicht recht, mein Lieber," sagte Mutton, begierig alle in seinem Gast aufsteigende Besorgniß zu unterdrücken, und zugleich das gestohlene Gut in seine Tasche steckend. „Du kennst mich nicht recht." — Es pochte an der Thüre, und Pups, seine Pfeife weglegend, sah sich schlau um. War es ein Polizeibeamter? Noch ein Pochen und Mrs. Beard trat ins Zimmer. Sie hatte großen Respekt vor ihrem alten, bisher so exemplarischen Miethsmann; aber zornvoll wie eine Hexe sah sie den kleinen Pups an, der, weil es nur „Mutter Beard" sey, seine Pfeife wieder aufnahm und harmlos schmauchend die Wirthin anstierte.

„Es ist eben eilf, Mr. Mutton!" sagte sie. „Ihr seyd so gut wie eine Glocke," sagte der höfliche Pups und winkte der achtbaren Dame zu. „Elf Uhr vorbei und wir möchten das Haus schließen. Wann geht der — der junge Herr?" fragte Mrs. Beard, zitternd vor Wuth, als sie den kleinen Vagabunden immer noch gegen sie gestikuliren sah.

„Er geht gar nicht. Gehen!" rief Mutton. „Das schutzlose Geschöpf bleibt bei mir; er schläft hier." — „Was! in meinem Bett! und mit diesen Füßen?" schrie Mrs. Beard, flammende Blicke schießend auf Pups' Füße, welche über und über mit Koth bedeckt und an dem gastlichen Feuer seines Beschützers gebacken waren. „Ein Schmutzigel wie der da!" — „Ich schäme mich für Euch, Mrs. Beard," sagte der freche Pups, und nahm die Haltung eines Sittenpredigers an; „so von Schmutz sprechen! bedenkt was Ihr thut!"

Mrs. Beard stand im Begriff eine höchst rasche und beredte Antwort zu geben, als Mutton sich vom Tisch erhob, auf seine Wirthin zuschwankte, ihr die Hände auf die Schulteen legte, sie wie auf einem Zapfen herumdrehte, sie in den Gang hinausstieß und dann die Thüre schloß und riegelte. Mrs. Beard war athemlos — aber vor Erstaunen, daß Mr. Perditus Mutton, er, der nicht einmal einem Schmetterling ein Härchen am Flügel verletzt hätte — daß er, der milde, gesittete Mutton, frevelhafte Hand sollte an eine Frau gelegt haben — und daß diese Frau seine Wirthin war!

„Verlaß dich darauf, er ist betrunken," sagte Beard zu seiner Frau, als sie keuchend die Gräuelthat ihrem liebevollen Gatten erzählte, „er ist betrunken!"

„O Nikolas! ich wünschte von Herzen, es wäre das; dann, dann wäre doch noch Hoffnung. Aber er ist toll, Nick! verlaß dich darauf, Mr. Mutton ist toll!"

Das war nach reiflicher Ueberlegung die Ansicht von Muttons Wirthin; und das ist vielleicht auch die Ansicht des Lesers, wenn er noch des Charakters unsers Helden, wie wir ihn oben geschildert, sich erinnert — der freilich ganz im Widerspruch steht mit seinem neuesten Beginnen.

Mitternacht kam; und nachdem Mutton ein Lied gesungen und der musikliebende Pups einen seltsamen Reim, der gewiß kein Weihnachtsgedicht war, begaben sich Wirth und Gast zu Bette.

(Schluß folgt.)

Admiral Hosiers Geist.

Wir theilen eine Uebersetzung dieses Gedichts eines ältern englischen Dichters, Richard Glovers, gestorben im Jahr 1785, unsern Lesern mit, weil es ein ganz eigenthümliches, nationales

*) Getränke aus Ale, Branntwein und Zucker.

Gepräge hat und durch seltene Kraft und Kürze, der wir in der Uebertragung möglichst nachzustreben uns bemühten, sich auszeichnet. Ein englischer Beurtheiler sagt darüber: „Es gehört unsers Erachtens zu den schönsten und pathetischsten Balladen unserer Sprache; die Anerkennung, die der unglückliche Hosier dem glücklichen Vernon zollt, ist wohl selten, vielleicht nie übertroffen worden.“

Das Faktische, welches dem Gedicht zu Grund liegt, ergibt sich aus ihm selbst. Der Admiral Vernon eroberte mit sechs Schiffen das den Spaniern angehörende Portobello, welches früher sein Landsmann Hosier, mit einer weit größern Flotte, die dann durch Sturm und Krankheit zu Grund ging, seinen Instruktionen folgend, anzugreifen unterließ.

Wie bei Porto Bello nächtig
Auf der sanft bewegten Fluth.
Unsre Flotte, flatternd prächtig
Ihre Siegesflaggen — ruht:
Da, wie Vernon stolz, als Sieger
Ueber Spaniens Macht, sich freut,
Und der Trinkspruch lauter Krieger
Englands Flotten Grüße beut:

Da, mit Tönen heischer schrillend,
Hört man tosenden Allarm;
Jedes Herz mit Grauen erfüllend
Naht ein düstrer Geisterschwarm;
All gehüllt in graue Matten
Statt ins linnene Grabgewand,
Schau'nd mit Blicken, drin der Schatten
Sich des Grams malt, nach dem Strand.

Auf sie fällt des Mondes Flimmer,
Als der bleiche Admiral
Mustert seines Volkes Trümmer,
Das dem Meergrab sich entstahl.
Auf der hellen See hin kreist er,
Die des Burfords Flagge küßt,
Um ihn her dreitausend Geister; —
Trauernd so er Vernon grüßt:

Hört, o hört die Trauermähre!
Ich bin Hosier's Geist, gehöhnt
Vom Geschick, das Euch mit Ehre,
Wo ich unterging, gekrönt!
Ob auch sinken solchen Streitern
Porto Bello's Wehr gemußt;
Wenn Ihr denkt an unser Scheitern,
Mischt die Thrän' in Eure Lust:

Seht dort die schwermüth'gen Schemen!
Trüb die Fluth umschweben sie;
Ihre Wangen hohl von Grämen —
Englands Schiffe führten die!
Seht die Schaaren, die sich drängen!
'S war mein Schiffsvolk, tadellos,
Finster sie die Häupter hängen,
Während ich erzähl' ihr Loos.

Ich, mit zwanzig Segeln, scheute
Anzugreifen diese Stadt,
Weil verwehrt die sichre Beute
Mir der Obern Machtbrief hat;
Oh! hätt' ich den Brief verachtend
Weggeworfen in dieß Meer,
Meinem Herzen folgsam, trachtend
Zu zerschmettern Spaniens Ehr'!

Oh! der Feind — nicht straflos höhnt' er
Meiner zwanzig Schiffe Macht!
Wenn, o Vernon, glückgekrönter
Held, mit sechsen du's vollbracht!
Dann die Makel unsrer Ehre
Nicht die Bustamentos sahn!
Dann nicht hätt' die Gruft im Meere
Diese tapfre Schaar empfahn!

Spanien beugend, Silberflotten
Ihm wegführend — konnt' ich nicht,
Stolzbewußt, des Urtheils spotten,
Das mir sprach das Kriegsgericht?
Besser war's, ich starb, gepriesen,
Weil ich als ein englisch Herz
Mich erprobt — als daß ich diesen
Tod durch Reu' fand, Scham und Schmerz!

Während kein Gefühl des Neides
Grüßen wir dein Waffenglück!
Doch vergiß nicht unsers Leides!
Denk' an Hosiers Gram zurück!
Denk', wie Tausende verheerend
Dieses Klima umgebracht,
Sich in Krankheit, Pein verzehrend,
Nicht gefällt in stolzer Schlacht.

Auf mit allen meinen Schaaren
Aus dem schlamm'gen Grab der See,
Durch den trüben Schaum gefahren,
Weih' ich hier mein stetes Weh;
Seh' die Bustamentos ragen,
Unserm Leid nachsinnend stumm,
Und erneu'nd die bittern Klagen
Irren durch die Nacht wir um.

Ewig auf den Wasserwüsten
Ruhlos schweifen müssen wir,
Wenn, gekehrt zu Englands Küsten,
Meinen Wunsch nicht ehret Ihr:
Wenn zu unsrem Volk ihr sprechet,
Ihr von Siegesglanz verklärt,
Denkt dran: mich und England rächet —
England, das in mir entehrt!

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 90 u. 91.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

10 October 1838.

Nisa.

(Von A. Barbier.)

Χαρίεντα μὲν γὰρ ᾄδω.
Anakreon.

Stolz ragt ein Fichtenbaum; und drunter, lau von Fluthen,
Empfängt den frischen Quell ein Becken, das die Gluthen
Des Sonnenstrahls nicht kennt.
Dort, seit das Morgenroth der Fichte Stamm beschienen,
Hing ihre Tunika nachlässig auf im Grünen
Ein Kind von Agrigent.

Sie ruht und wiegt sich dort, nackt wie sie trat in's Leben!
Das einz'ge Frühgewand, von dem ihr Leib umgeben,
Des Wassers dünner Flor!
Sie ruht auf Moose dort und auf dem feinen Sande,
Wie eine Nymphe schier, die, ledig der Gewande,
Emportaucht aus dem Rohr.

Warum auch flöhe sie, ein Kind von vierzehn Lenzen,
Dem roth die Lippe schwillt, dem blau die Augen glänzen,
Und dessen Zähne Schmelz?
Nach ihrer Mutter Kuß, nach Tanz und Blumenpflücken,
Was könnte Nisa wohl, die Kleine, mehr beglücken,
Als Baden im Gehölz?

Sie schaukelt üppig sich; der Wind des Morgens kühlt sie;
Sie denkt an's Wasser nur, und mit dem Wasser spielt sie;
Mit ihren Händchen schlägt
Und fältelt sie die Fluth in tausendfacher Weise,
Wie Abends oft der West in ihrer Schwestern Kreise
Ihr Kleid in Falten legt.

Bald müht sie schäkernd sich, die Schwalben zu ergreifen,
Die den Krystall des Borns mit braunem Flügel streifen
Und hurtig dann entfliehn.
Bald läßt ein schwimmendes Ameischen sie entrinnen,
Läßt es den Rasensaum des Quellbassins gewinnen,
Und heißt es fürder ziehn.

Jetzt einer Rose Kelch entblättert sie mit Lachen;
Die Quelle wird ein Meer, das duft'ge Blätternachen
Befahren, Bord an Bord.
Da haucht ihr Mündchen Sturm; die Schiffe wehn zur Küste;
Nur wen'ge retten sich an ihre jungen Brüste,
Gleichwie in einen Port.

Dann lauscht sie still und ernst auf das melod'sche Fliegen
Der Biene, die sich dreist auf ihren Honigzügen
An ihr vorüber schwingt;
Und dann dem Frühgesang, dem lieblichen, der Grille,
Der Kleinen, deren Lied durch des Gehölzes Stille
Wie Lied des Himmels klingt.

Dann endlich schläft sie ein! — Auf ihren Armen liegend,
Ruht aus ihr lockig Haupt! — Halb schwimmend und halb fliegend,
Entrollt die blonde Fluth!
Dem Schwane gleicht sie so, den, unter'm Schilf verborgen,
Ein Mädchen schlummern sieht, wenn er am frühen Morgen
In seinen Federn ruht.

Auf einmal fährt sie auf! — Ein Rascheln und ein Rauschen! —
Ist es ein Menschenfuß? — Sie lauscht mit bangem Lauschen;
Ihr Köpfchen sinkt aufs Knie.
Roth wird sie, wie die Frucht des welschen Maulbeerbaumes;
Sie biegt zusammen sich, und in des Wellenschaumes
Gekräusel zittert sie.

Doch bald verstummt der Lärm; und Nisa, noch erschrocken,
Wagt es, hervorzuspähn aus ihren dichten Locken
Mit feuchtem Augenlied;
Da plötzlich lacht sie auf: — langbärtig aus den Zweigen
Schaut eines Geisbocks Haupt herab mit ernstem Neigen,
Sieht an sie und entflieht.

F. Freiligrath.

Träumen.

(Von Sainte=Beuve.)

Die Nacht! — Ein Königshaupt im Schleier,
Erhebt der Mond sich, duftumkreist.
Geräuschlos flammt der Sterne Feuer,
Und wie ein See, tief, ungeheuer,
So strahlt den Himmel ab mein Geist.

Auf des Gedankens stillem Grunde,
Des See's, der Gold im Sande führt,
Da blitzt zu dieser Feierstunde
Das Spiegelbild der Nachtrotunde,
In tausend Farben nuancirt.

Erst, in sein Anschau'n still versunken,
Betracht' ich ruhig seinen Brand;
Dann, von Begier und Sehnsucht trunken,
Nach seinen Farben, seinen Funken
Wahnsinnig streck' ich aus die Hand.

Da wird das Lichtthor jäh vergittert;
Auslischt des Glanzes farb'ge Spur!
In meiner Brust, die schwül gewittert,
Verschleiert Phöbe sich und zittert —
Fahrt wohl nun, Scharlach und Azur!

Fahrt wohl! — Doch du, o Phöbe, flüchten? —
Der Sturm vertobt, die Fluth wird stumm!
Blick auf, und sieh' den See sich schlichten!
Er wird, umblitzt von Traumgesichten,
Des Himmels Spiegel wiederum!

Stör' ich, das Bildniß zu erfassen,
Aufs neue des Gewässers Ruh'? —
Nein! nur am Ufer steh'nd gelassen,
Will ich die Mitternacht verpassen,
Will träumen, träumen immerzu!

F. Freiligrath.

Serjeant Talfourd,

der Verfechter des literarischen Eigenthums.

Ueber diesen Mann, der Rechtsgelehrter und Dichter (man vergleiche über seinen Jon diese Blätter, Jahrgang 1837 Nr. 22 flg.), als Parlamentsmitglied für die Verbesserung der Gesetzgebung in Betreff des literarischen Eigenthums kräftig auftrat, gibt eine englische Zeitschrift folgende Notizen:

Es sind mehr als 20 Jahre, daß Thomas Noon Talfourd, der damals noch nicht ganz 20 Jahre alt war, Visionen von poetischen Paradiesen vor seiner lebhaften Seele schweben sah. Die Fiktionen der Zukunft wurden von ihm mit all der Realität bekleidet, die sich von den Thatsachen der Vergangenheit entlehnen ließ. Entlegene Wüsten und Einöden, „Sandflächen und Küsten und verlassene Steppen," sprechend mit luftigen Zungen, welche die praktische Wirkung von Buchhändlersanzeigen hatten, wurden in die Zeugenloge gestellt, um Zeugniß abzulegen von den Fortschritten der Poesie; und mit dem Ohr der verzückten und vertrauten Phantasie hörte er andre Wordsworths geheimnißvolle Zwiesprach pflegen mit den Orakeln der Natur — andre Miltons, bezaubernd mit ihrer Musik Königreiche, die minder schattenhaft, aber nicht minder prachtvoll waren, als ihre eignen Schöpfungen, — und selbst andere Shakspeares, in Tönen, worin ernste Feier und Lachen sich mischten, die wunderbare Geschichte des menschlichen Herzens berichten. Er war jung und von innerlich jugendlichem Wesen. Er war voll von dem wahrhaft poetischen Glauben. „Aechte Dichter," behauptete er, „leben in dieser Welt, aber sie leben über ihr. Sie leben und athmen, erhaben über den Einfluß ihrer Kämpfe, vorwegnehmend die Freuden eines künftigen Paradieses," eines solchen, wie er sich eines ausmalte, als das zuverlässige und glänzende Ergebniß der Erweiterung der Aufklärung, des Fortschritts der Moral, und des bildenden und veredelnden Einflusses der Phantasie. „Wahrlich," ruft er aus, am Schluß einer beredten Skizze der Geschichte der Poesie, einer meisterhaften Prüfung der Ansprüche der großen Dichter der Zeit und einer glänzenden Auseinandersetzung des poetischen Talents, in einem Gemälde von den Segnungen und Genüssen, welche seine Pflege allein dem geselligen Daseyn verleihen kann — „wahrlich, schon die Hoffnung einer solchen Vollendung, wenn auch in dämmernder Ferne, ist hinreichend, um uns zurückzuhalten von der Verzweiflung an den künftigen Triumphen des Genius, und uns zu waffnen gegen die Beredsamkeit, die gern alle unsere edelsten Gefühle und Impulse lähmte, indem sie uns will glauben machen, die Welt sey zu alt, um noch romantisch zu seyn." In einem solchen Fall wie bei Talfourd ist der Knabe der Vater des Mannes. Die einst so glänzend ihm vorschwebende Herrlichkeit ist nicht vor seinem Auge verschwunden, und die Gegenwart nicht minder als die Zeit der frühen Jugend ist ihm die Stunde:

Des Glanzes an dem Gras, der Pracht im Blumenbeet.

Die Hoffnung auf die Vollendung, die er damals fromm herbeiwünschte, ist seine stärkende und kräftigende Begleiterin durchs Leben geblieben, und hat ihn, unter Beschäftigungen und Pflichten, die eher geeignet waren, ein poetisches Gemüth zu lähmen und zu erkälten, als zu nähren, begeistert, die Triumphe des Genius in unserer Zeit um eine merkwürdige Zugabe zu vermehren. In der einfachen Waffenrüstung dieser Hoffnung finden wir ihn sicher und unbeschädigt von den übeln Einflüssen der Jurisprudenz, seinen natürlichen Geschmack unbefleckt erhaltend von den verderblichen Lehren des Brodstudiums, und seine natürlichen Sympathien ungeschwächt, trotz des glänzenden Erfolgs, der seine Studien gelohnt hatte; kurz, nur inniger noch hegend und bewahrend seinen ersten Glauben, trotz aller Versuchungen ihn abzuschwören, behauptend sein kindliches Vertrauen zur Wahrheit der Fiktion, während er tagtäglich solchen Thatsachen nachjagte, welche die nothwendige Nahrung der Rechtsgelehrten sind, und immer noch, trotz der entmuthigendsten Zeugnisse der Wirklichkeit, sich sträubend gegen den Glauben, daß die Welt zu alt sey, romantisch zu seyn.

Sein eigenes Beispiel ist ein Beweis von der Wahrheit seiner Theorie. Selbst die Welt von Westminster-Hall ist nicht zu alt, um romantisch zu seyn. An ihm haben wir einen lebendigen Beweis, daß ein Mann, der sich selbst treu ist, nicht nur seinem Lebensberuf und Amt treu seyn kann, sondern auch den noch höhern Zwecken, für welche die Natur ihn bestimmte. Sich bewußt, daß er, obwohl erzogen für das Recht, doch geboren war für die Literatur, wußte er zugleich in der Welt zu leben und über ihr. Ein solcher Mann kann die Perrücke tragen, ohne seine Ansprüche an den Lorbeer aufzugeben. Er kann der Königin Serjeant und daneben Apollo's Jünger seyn. Die Sache, mit der zu thun, in welcher er zu richten hat, macht ihn nicht abgestorben für die Sache der Menschheit. Seine umfassendere Neigung und Geisteskraft kann sich auf Shakspeare erstrecken, neben Blackstone; er kann fühlen und begreifen nicht bloß die Gesetze an und für sich selbst, sondern auch die Zwecke, um deren willen sie gegeben sind, die Interessen, in welche sie eingreifen, und die menschlichen Zustände und Leidenschaften, zu deren Schutz und Ordnung sie bestimmt sind. Er kann die Dichter lesen, in einer bessern Absicht, als um eine glückliche Stelle zu einer Mausfalle zu verwandeln, oder aus ein paar Reimzeilen eine Brücke für ein lahmes Argument zu machen; und seine Ansicht kann nicht minder gesund, mit nicht geringerer Klarheit niedergeschrieben seyn, weil er im heiligsten Winkel seines Herzens eine innige Verehrung hegt für die anerkannt großen Meister des Gedankens und der Darstellung. Es ist abgeschmackt und verkehrt zu glauben: er müsse die Motive, Handlungen und Stellung eines Individuums unvollkommner verstehen, weil er alle Eigenthümlichkeiten des menschlichen Wesens klar und vollständig erfaßt; er sey weniger befähigt, das Recht eines Clienten zu wahren, weil er die Ungerechtigkeit ermißt, welche die Menschheit schon erlitten hat; er könne nicht Thatsachen abwägen, weil er Fiktionen zu würdigen versteht; oder er sey untüchtig das Unmittelbare und Nächste zu bemeistern, wegen seiner Sympathie für das Entfernte. Es ist leichter die Steine auf der Straße, als die Sterne am Himmel zu zählen, und das Auge der Phantasie, das den schwereren Triumph erringt, braucht nicht dem Werktagsverstand den Ruhm der leichteren Aufgaben und Geschäfte als Monopol zu überlassen.

Serjeant Talfourd ist geboren in Reading, der Stadt, die er jetzt im Parlament vertritt, am 26 Mai 1795. Dort waren auch seine beiden Eltern geboren. Seine Mutter war die Tochter eines dissentirenden Geistlichen, Thomas Noon, der 33 Jahre lang als Geistlicher einer Independenten-Gemeine in Reading functionirt hatte und drei Tage vor der Geburt seines Enkels starb. Sein Vater, der ein Bierbrauer in derselben Stadt war, wo er eine Familie von acht Kindern auferzog (die alle mit der Mutter noch leben), war auch dem Religionsbekenntniß von Mr. Noon zugethan, und erzog darin auch seinen ältesten Sohn, Thomas Noon Talfourd. Nachdem er die Kinderschulen durchlaufen, wo er überall irgend einen kleinen Schrittstein zur Erweiterung der Kenntnisse gefunden, ward der junge Independent in die Grammatikschule der protestantischen Dissenters in Millhill geschickt. Hier blieb er zwei Jahre und ging von da in die öffentliche Schule in Reading unter Dr. Valpy über, wo er die Lehren der englischen Kirche dem strengeren Glauben seiner Väter vorziehen lernte, und eine Liebe faßte (nicht „schwer wie der Frost," aber „so tief fast als das Leben") für jenes glänzende Produkt des menschlichen Geistes und der Phantasie, das Drama, welches in seinem elterlichen Hause als sündig geächtet war. Vielleicht eben so frühe sog er kräftige politische Gesinnungen zu Gunsten der Reformsache, und die Sehnsucht nach Freiheit ein, wie sie in der Regel dem hochsinnigen Enthusiasmus der Jugend eigen ist. Sein erster Versuch, der im Druck erschien, war, glauben wir, ein an Sir Francis Burdett gerichtetes Gedicht, bei seiner Freilassung aus dem Tower, welches gedruckt wurde in einer Abendzeitung, dem Staatsmann, herausgegeben damals von Mr. Fenwick; und demselben Blatte steuerte er nachmals noch verschiedene Ausströmungen von jugendlichem Radikalismus in Prosa und in Versen bei.

Nicht lange nach diesem, als er noch in der Schule in Reading war, wurde er von einigen Freunden, die vielleicht in ihm den Glauben bestärken wollten, daß die Welt nicht zu alt sey, um romantisch zu seyn, ermuntert, einen kleinen Band herauszugeben unter dem Titel: Gedichte über verschiedene Gegenstände, worin auch ein Gedicht über die Erziehung der Armen sich befand, eine indianische Erzählung, und die Opferung Isaaks, ein religiöses Drama gedruckt von Mr. John Valpy und verlegt von Langman; der Verfasser stand damals im 16ten Jahre. Das erste dieser Gedichte war geschrieben in Millhill, aus Veranlassung eines Besuchs, den der bekannte Joseph Lancaster in dieser Anstalt machte. Der junge Dichter spart seinen Weihrauch nicht; er hat keinen Zweifel an der Größe seines Abgottes; er bringt seine Huldigung dem Schulmeister jener Zeit dar, mit aller Freimüthigkeit und Inbrunst eines dankbaren Verehrers, und, müssen wir hinzusetzen, in Versen, die ebenso wohllautend waren, als die Gefühle, die sie ihm eingaben, warm und zuversichtlich. Howard, Newton, Chatham, Milton, sind der Reihe nach mit Begeisterung und Entzücken angeredet. — Shakspeare ist natürlich aus religiösen Rücksichten übergangen — leidenschaftlicher Bewunderungstribut ist den Helden dargebracht. Nelson z. B. „der durch sein Grab eine Nation vom Grab errettete," und viel wohllautendes Mitleid, viele zarten und edeln Gefühle sind ausgesprochen hinsichtlich des Schicksals der Millionen, welche in Unwissenheit schmachten, „die nur denken, um zu lernen, nur leben um zu sterben." In demselben Geist wie dieß Stück und auch manche Stellen jugendlicher Beredsamkeit und glücklichen Ausdrucks enthaltend, sind die Proben von einem didaktischen Gedicht über die „Einigung und Verbrüderung der Menschheit." nebst andern Gedichten, welche in des Lesers Gemüth den Gedanken an einen religiösen Rogers erwecken, und zeigen, daß, so wenig günstig seine Erziehung für die Poesie gewesen, seine Liebe zur Muse doch ebenso stark war, als seine Achtung vor der Sittlichkeit und sein Sinn für Frömmigkeit. Auch dürfen wir nicht übergehen, daß seine natürliche Bescheidenheit bei dieser Gelegenheit in nicht minder hellem Licht sich zeigte, als seine übrigen Eigenschaften; denn obgleich noch nicht 16 Jahre alt, als der Band erschien, und vielleicht viel jünger, als er die Gedichte

verfaßte, erwähnt er doch dieses Umstands in der Vorrede nicht, „er nimmt keine besondere Nachsicht in Anspruch, mittelst Berufung auf seine Jugend und Unerfahrenheit, sondern läßt es auf den innern Werth seines Büchleins ankommen, ob es stehe oder falle," und entschuldigt es nicht, „weil er glaubt, daß das, was einer Entschuldigung bedürfe, besser der Vergessenheit übergeben werde."

Im folgenden Jahr verließ er die Schule, mit der Absicht, das Recht zu studiren, und in der Hoffnung, durch den Lohn seiner literarischen Arbeiten die Kosten bestreiten zu können. Sein Gedicht über die Erziehung hatte ihm die Bekanntschaft eines Mr. Joseph Fox verschafft, eines Gentleman, der in der Sache der Erziehung mehrere große Opfer gebracht hatte, und von dem er sich einen Empfehlungsbrief an Brougham verschaffte. Die Empfehlung an diesen ausgezeichneten Mann war von glücklichem Erfolg; er ging mit großer Güte auf die Plane des jungen Dichters, Politikers und Moralisten ein, gab ihm mündlichen und schriftlichen Rath, und ermunterte ihn, bei seinem Plane zu beharren, durch literarische Arbeit sich die Mittel zu seinem Rechtsstudium zu verschaffen. Diesem einsichtsvollen Rathe folgend begab sich Talfourd im April 1813 unter die Leitung und Belehrung des Mr. Chitty, der damals in seinen besten Jahren stand, und eine ausgebreitete Praxis hatte. Die Lehrzeit sollte vier Jahre dauern.

Talfourds literarische Arbeiten hatten jetzt begonnen. In der Zwischenzeit, seit er die Schule verlassen, bis er seine Bildung unter Chitty's Anleitung anfing, verfaßte er einen Aufruf an die protestantischen Dissenters Großbritanniens, in Betreff der Katholiken, welche zu Anfang des Jahres 1813 in der ersten Nummer des „Pamphleteer's" erschien. Kaum hatte je die Emancipation einen glühenderen, oder selbst einen beredteren und scharfsinnigeren Anwalt. Viele Stellen tragen das Gepräge bündiger und gewaltiger Argumentation; andere sind nicht minder schlagende Zeugnisse von rascher und feiner Auffassung, und fast jeder Satz beurkundet das leichte Spiel einer ebenso anmuthigen als kräftigen Einbildungskraft. Wir bedenken uns nicht, diesen und andere um dieselbe Zeit geschriebene Aufsätze — wo Talfourd kaum älter als 18 Jahre war — zu den merkwürdigsten Proben großen und seltnen Talents zu zählen, womit die Jugend des Genius je die Literatur seines Landes bereicherte. Styl und Manier sind häufig die eines jugendlichen Geistes, der sich mit Freiheit und Beweglichkeit auszudrücken trachtet, zu sehr vielleicht darauf aus, das Glänzende seiner Hülfsquellen zu entfalten, und die Schätze seiner Phantasie und Bilder mit mehr Verschwendung als Beurtheilung ausstreuend; aber die eröffneten Speculationen, die dabei verfolgte Bahn der Argumentation, das klare und scharfe Verständniß einer verwickelten Frage, und die nachdrückliche Beleuchtung derselben durch einleuchtende Gründe das Alles geht oft weit über die Jahre des Verfassers hinaus. Unter diesen Arbeiten können wir neben dem Pamphlet über die katholische Frage auch nennen, eine kritische Prüfung einiger Einwendungen Cobbett's gegen die Unitarische Erleichterungsbill, worin die Furchtlosigkeit und Gewandtheit des Angriffs gegen einen so gewaltigen und geübten Politiker artig anzusehen ist; so wie ferner: „Blicke auf das Recht, in Angemessenheit, und die unterschiedslose Zuerkennung der Todesstrafe, mit Betrachtungen über das eigentliche Wesen der Gerechtigkeit und die gebührenden Gränzen der Strafgesetze" — ein weit höher greifender Versuch und noch viel bewundernswertherer Trefflichkeit, der von ausnehmendem Talent und Studium, einem edeln Sinn für die höchsten sittlichen Zwecke, einer klaren Einsicht in die Triebfedern der menschlichen Gesellschaft, vertrauter Bekanntschaft mit den Ansichten früherer Schriftsteller, nicht gewöhnlicher Geschicklichkeit in Aneignung und Combinirung derselben, und endlich von großem eigenthümlichem Talent des Denkens und der Einbildungskraft zeugt, wodurch das Ganze gekrönt wird, als ein Werk, das zu den besten Abhandlungen über diese fruchtbare und wichtige Materie gehört.

Nicht so kurz können wir die Arbeit Talfourds abmachen, deren wir im Anfang erwähnten, seiner: Würdigung der Poesie des jetzigen Zeitalters, welche er im Mai 1815, gerade in seinem 20 Jahr, erscheinen ließ. Sie betrifft einen rein literarischen Gegenstand und taugt deßhalb besser für unsere Zwecke. Bis zum Erscheinen des „Jon," war dieß das einzige Produkt, welchem der Verfasser seinen Namen vorgesetzt hatte. Er hat sich darauf bezogen in dem Lebensabriß seines Freundes Lamb; und ein Jeder von der literarischen Partei, mit welcher Lamb's Freundschaft ihn bekannt machte, — Wordsworth, Godwin, Hazlitt, Leigh Hunt, Procter, Coleridge, Knowles u. A. — hätte dürfen mit gerechtem Stolz auf seine Jugendzeit zurückweisen, wenn er auf so edle Früchte seiner knabenhaften Phantasien, Gefühle, Neigungen und Rührungen hindeuten können. Der Verfasser selbst jedoch bezieht sich höchst wahrscheinlich aus keinem andern Grund darauf, und empfindet keine andere Genugthuung darüber, als weil darin eine der ersten Anerkennungen von Wordsworth's Genius sich findet, und weil das Buch seinen Verfasser als einen der kühnsten sowohl als der frühesten Verfechter eines poetischen Supremats bezeichnet, das in späteren Zeiten allgemein, wiewohl stillschweigend, zugestanden wurde. Es wird für den Leser interessant seyn, durch das Zeugniß einiger weniger Sätze zu erfahren, nicht nur wie wahr und richtig Talfourd dachte, sondern auch wie kräftig er seine Gedanken über Wordsworth aussprach — schon beinahe vor einem Vierteljahrhundert — wie sein poetisches Gemüth, schon in sehr frühen Jahren sah, was dem ungeweihten Auge der gewöhnlichen Kritik verborgen war — und als noch das Ohr des Publikums taub war, schon die Meisterschaft der Musik pries, welche seitdem sich an tausend Herzen Bahn gebrochen hat, und noch darin haftet, lange nachdem man sie nicht mehr hört. Der junge Kritiker des poetischen Genius jener Zeit tritt zu andern Poeten zwar mit Liebe und Bewunderung hin, mit der Ehrfurcht eines Solchen, der sich bewußt ist, alles dessen, was zu ihrer göttlichen Kunst gehört, da er selbst eine poetische Verwandtschaft mit ihnen hat — aber doch einigermaßen mit dem Selbstvertrauen eines Kritikers und Richters. Er anatomirt ohne Bedenken die poetische Philosophie eines Southey und Scott, eines Byron und Moore, eines Crabbe und Campbell; aber bemerken

wir, mit welcher Miene der scheuen und doch innigen Huldigung er sich dem Portal des erhabenen Tempels nähert, in welchem Wordsworth in einfacher Einsamkeit thront.

„Der Betrachtung von Wordsworth's Erhabenheit," sagt er, „nähern wir uns mit zitternden Schritten, und fühlen, so wie wir uns dazu anschicken, daß wir auf heiligen Grund treten. Anfänglich zwar scheint er uns nur zu gewinnen und zu verlocken, auf die staunenswürdigsten Trophäen des Dichters zu verzichten, und sich bescheiden zu erfreuen unter den Schönheiten der Darstellung der süßesten und trautesten menschlichsten Gefühle. Bald aber fühlen wir, welch eine schwache Vorstellung von seinen Dichterkräften wir hatten, wenn wir ihn den anmuthigsten der schildernden und malenden Poeten beizählten, und wie untergeordnet die süße Anmuth seiner häuslichen Gemälde der Größe seiner erhabenen Ideen ist." — „Er hat die Schätze des Geistes vermehrt, und neue Trefflichkeiten in unserer Gattung entdeckt. Die forschendsten Augen bemerken in seinen Produktionen eine Gedankentiefe, die sie nicht zu ergründen vermögen — und Höhen, die so weit in phantastische Herrlichkeit emporragen, daß sie nicht bis zu ihnen durchzudringen im Stande sind. Mehr als alle Andern hat er erkannt, und verfolgt die Linie, durch welche die hohen Eigenschaften geistiger Größe innig verknüpft sind mit der edelsten Thätigkeit und mit den heiligsten Principien sittlicher Güte. Seine Erkenntniß der Wahrheit, obwohl abstammend von der Anschauung und Empfindung seines Herzens, ist klar und wolkenlos, nur daß die Schatten der riesenhaften Schöpfungen seiner Phantasie darauf fallen. Man stelle die geringsten und widrigsten Gegenstände von der Welt vor ihn hin, und er weist sogleich das Band nach, durch welches sie mit der großen Harmonie der Natur verkettet sind — er durcheilt die schönsten und rührendsten menschlichen Gefühle, um ihren geheimnißvollen Zusammenhang nachzuweisen — und setzt uns zuletzt in Stand, die Einheit und Verkettung aller Klassen belebter Wesen und das allverbreitete Wirken des Geistes einzusehen, der in ihnen allen lebt und webt." — „Seine Theorien können eher so angesehen werden, daß es Prophezeyungen seyen von dem, was in einem höhern Zustand des Seyns kommen mag, denn als Schilderungen von dem, was wir auf Erden sind. Kein fühlender Mensch durchlas die edleren seiner Gedichte zum erstenmal, ohne zu empfinden, daß er in einer reineren und erhabenern Region poetischen Entzückens athmete, als er je früher gekannt hatte. Zum erstenmal eine Verwandtschaft mit s e i n e m Geiste empfinden, heißt höhere Vermögen und Kräfte in unserem Geiste entdecken!"

Wir können nicht Raum genug auftreiben für eine weitere Stelle, welche den ganzen vollen Sinn und die Bedeutung dieser jugendlichen aber tiefsinnigen Kritik noch weiter entwickelte; wir haben nur ein paar Sätze angeführt, um das enthusiastische Gefühl des Kritikers zu zeigen, die Kühnheit, womit er dem öffentlichen Urtheil voraneilte, und den gebildeten Reichthum seines Styls.

(Schluß folgt.)

Perditus Mutton.

(Schluß.)

Drittes Kapitel.

Es war zwölf Uhr am folgenden Tag und Mutton und sein junger Freund waren noch am Frühstück. Perditus sah dem Essen und Trinken des noch gar nicht gesäuberten Pups zu mit einer solchen sorglichen Aufmerksamkeit, wie sie ein junges Mädchen einem Lieblingskanarienvogel widmet. Es schien Mutton, als könnte der Junge gar nie genug haben. „Toll, gewiß toll!" rief Mrs. Beard in Verzweiflung, als sie immer neue Lieferungen von Eiern, Semmeln, Butter bringen mußte. „Da, mein Lieber, ist noch etwas; ha, du wirst Hungers sterben — bitte, iß noch mehr;" und Perditus drang seinem kostbaren Gefährten immer mehr Essen auf. „Kann nicht mehr, alter Gesell — sag' Euch, ich kann nicht mehr," sagte der angefüllte Pups, sich in Muttons bequemen Sessel vor Wohlbehagen streckend. „So macht denn schnell, hier," rief Mutton seiner Wirthin zu, welche den Tisch abräumte, immer mehr und mehr betrübt über die Krankheit ihres Miethsmannes. Sie hatte das Zimmer kaum ein paar Augenblicke verlassen, als sie wieder kam: „Mr. Tadmor von den D r a k e s sey unten." — „Bringt ihn herauf," sagte Perditus, herauf den alten Ofenhocker," sagte Mutton, mit solch ehrenrührigen Namen belegend den gelehrten und achtbaren Secretär der Drakes, von welcher gelehrten Gesellschaft hier Einiges zu berichten ist.

Die Drakes hatten ihren Namen von dem großen Weltumsegler, Sir Francis Drake, und bestanden aus abenteuerlichen Geistern, die durch verschiedentliche dringende Gründe dazu verdammt, zu Hause zu bleiben, vielleicht eben deßhalb eine um so innigere Bewunderung für Reiseunternehmungen empfanden. Viel hatte man erwartet von den langen und häufigen Sitzungen der Drakes — viel von ihren wöchentlichen Erörterungen, wo man Vorlesungen, bezüglich auf den Einen Zweck der Gesellschaft, anhören konnte — wenn man nicht schlief. Erst bei der letzten Zusammenkunft hatte Tadmor selbst Raleighs Weltgeschichte angefangen, die er seinen Brüdern in etwas weniger als einem Jahr vorzulesen hoffte; und dann, so groß war der von andern Mitgliedern an den Tag gelegte Eifer, sollte eine vollständige Vorlesung nicht nur von Robinson Crusoe, sondern auch von Gulliver folgen. Dunkle und merkwürdige Punkte waren befriedigend aufgehellt worden durch die Einsicht und den Fleiß der Drakes. Sie hatten die ärgsten Skeptiker überzeugt, daß Columbus Cuba erreichte, und daß Pizarro nicht sein ganzes Leben in Spanien zubrachte. Unser Held war nicht nur Mitglied der Drakes, sondern bekleidete selbst das Amt des Schatzmeisters. In seiner Hand waren die Fonds, die seit sieben Jahren angewachsen, sich beinah auf vier Pfund beliefen. Bei der letzten Zusammenkunft hatte die Gesellschaft eine Ausgabe von 50 Schilling beschlossen, um den Tabakstopfer des Sir Walter Raleigh anzukaufen, welche kostbare Reliquie kürzlich aufgefunden worden war. Cyrus Tadmor fand sich jetzt ein, bereit das Geld gegen einen Schein in Empfang zu nehmen;

er war ein großer, ältlicher Mann, von wenig Worten, die er mit trockener Stimme vortrug.

„Guten Morgen, Mutton.“ Unser Held, das rechte Bein über die Stuhllehne legend und seinen Bruder Drake anstarrend, nickte und pfiff. Tadmor fuhr ein wenig zurück, aber, sich wieder fassend, bemerkte er: „Sehr kalt Wetter!“ — „Verdammt kalt!“ rief Mutton. „Wollt Ihr Branntwein?“ Hätte er von Hochverrath gesprochen — hätte er Tadmor tödliches Gift geboten — dieser treffliche Drake hätte nicht ärger erstaunen und erschrecken können. „Ihr wißt, warum ich komme, Mr. Mutton?“ sagte Tadmor. Mutton schüttelte den Kopf. „Ja, Ihr müßt Euch erinnern; — das Votum, der Tabakstopfer!“ — „Oh!“ rief Perditus aus; „macht fort, alter Tad!“ — „Alter Tad! Aber — —“ Tadmor stammelte und starrte von neuem Perditus an, um sich zu vergewissern, daß er wirklich einen Drake vor sich habe; nachdem er sich der traurigen Wahrheit versichert, fuhr er fort — „Nun denn, Mr. Mutton, ich komme das Geld zu holen.“ — „Was für Geld?“ schrie Mutton. „Was für Geld? Mr. Mutton! Ich — dieß ist keine Zeit zum Kurzweilen. Der Gegenstand erlaubt keinen Spaß. Ich komme zu Euch, bekleidet mit der Vollmacht der Gesellschaft, um 50 Schilling in Empfang zu nehmen.“ — „Fünfzig Schillinge! so!“ sagte Mutton. „Die Ihr, als Schatzmeister, mir ohne Anstand aushändigen werdet. Da ist der Schein,“ sagte Tadmor. „Ihr habt natürlich das Geld?“ — „O ja, gewiß,“ sagte Mutton. „Und wollt es mir geben?“ sagte Tadmor. Wird man es glauben, daß der bisher so rechtliche Mann dem Sekretär der Gesellschaft höhnisch nur das Eine Wort hinwarf: „Possen!“ — Tadmor sprang auf und meinte, die Erde müsse sich unter ihm aufthun. Mutton saß da mit ehernem Gesicht, sich ergötzend an dem Staunen seines Besuchs. „Ist es möglich!“ rief endlich Tadmor, „gibt es solche Treulosigkeit in der Welt! Solche Heuchelei! Ha, wem soll man jetzt mehr trauen?“ — „Niemand!“ sagte Mutton mit kalter Zuversicht. „Was das Geld des Clubs betrifft, so kann ich es nicht hergeben; ich weiß nicht, wie es kommt, Tad, aber ich kann es nicht.“ — „Aber das Gesetz ist da, Mr. Mutton, und das Gesetz kann strafen.“ „Es ist nur eine einfache Schuld, denke ich, nur eine Schuld;“ und Tadmor empfand wo möglich einen noch ärgern Abscheu vor der rechnenden Bosheit des Schuldigen. Er wollte eben seinen Gefühlen mit Worten Luft machen, als ihm Mutton sehr bedeutungsvoll guten Tag wünschte und hinzusetzte: „Ich sage Euch, ich wollte Euch das Geld gern geben, wenn ich könnte, aber hier ist etwas,“ und er legte die Hand aufs Herz, „was es mir nicht zuläßt.“ Hiemit komplimentirte er seinen Clubbruder zur Thüre hinaus. Beinahe weinend über die Ungerechtigkeit der Menschen, eilte Tadmor die Treppen hinab, entschlossen die Drakes zu einer Berathung zusammenzurufen.

„Ist er fort?“ fragte der kleine Pups, hinter dem großen, bequemen Armstuhl Muttons hervorlugend, hinter den er sich bei Tadmors Eintritt versteckt hatte. „Warum krochst du denn dahin, mein Lieber?“ sagte Mutton. „Warum dich verstecken?“ — „Was, kanntet Ihr ihn nicht? Ich glaubte, er käme meinetwegen,“ sagte Pups mit ernstem Kopfschütteln. „Deinetwegen, mein Lieber? Warum?“ — „Warum, rief Pups! O mit Euren unschuldigen Augen!“ — Es war nur zu wahr: Mr. Cyrus Tadmor war der Unglückliche, dem am vorigen Abend seine Uhr gestohlen worden war — „Wenn er sie gesehen hat!“ sagte Pups mit einem vielsagenden Blick, und deutete auf das gestohlene Stück, das Mutton an das Kamin gehängt hatte; „Mr. Mutton,“ fuhr Pups fort mit dem Ernst eines Kabinetsraths; „Ihr seyd älter als ich, und es ist nicht an mir, Euch Räthe zu geben; aber thäten wir nicht gut, diese Wohnung zu verlassen? Sie könnte uns bald sehr unzuträglich erscheinen.“

Ein unbehagliches Gefühl der Unanständigkeit seiner Handlungsweise, eine geheime Regung seiner früheren Natur machte Mutton nachdenklich. Wie seltsam erschien ihm die seit den letzten Stunden mit ihm vorgegangne Veränderung! War er noch, konnte er noch seyn derselbe Perditus, der er gestern war? Er hatte eine unbestimmte Erinnerung an einen andern Zustand der Existenz — an einen Mutton, ganz verschieden von dem Mutton, welcher der Beschützer und Mitschuldige eines kleinen Taschendiebs war. Er, der die leiseste Abweichung von der Wahrheit und Ehrlichkeit als unausbleiblich verderblich für die Würde der menschlichen Natur angesehen hatte — er empfand jetzt die größte Zärtlichkeit gegen sein gefallenes Geschlecht — ja sogar eine geheimnißvolle Achtung vor beherzter Spitzbüberei. Er, der früher einen Landstraßenritter angezeigt hätte, war jetzt geneigt, den Hut vor ihm abzuziehen! Er sollte der unrechtmäßige Besitzer von seines Freunds Uhr seyn — ja sogar fest entschlossen, sie zu behalten! Und dann seine Neigung für den kleinen Pups. Mutton war nie Vater gewesen; aber er fühlte wohl, er hätte keine väterlichere Liebe empfinden können gegen sein eignes Fleisch und Blut, als gegen den zerlumpten und nichtsnutzigen kleinen Balg. Die süße Unschuld! er hatte weder Hosen noch Schuhe und sein Hemd und Wamms hingen in Lappen und Fetzen an ihm. Beinahe mit Thränen in den Augen befahl Mutton nach dem Schneider zu schicken. „Ja, mein hübscher Junge, ja, du sollst mir ein Gentleman werden!“ sagte er, den schielenden Pups anlächelnd. Der Schneider kam augenblicklich; er hatte eben einen schönen Anzug fertig für einen Knaben ganz von Pups Größe, und trat diesen ab für drei Guineen, die er sogleich baar empfing, worauf er sich entfernte. „Alles ist richtig,“ sagte Pups zu seinem Gönner, als er die Hausthüre zumachen hörte. „Was ist richtig? Die Kleider mein Lieber?“ fragte Mutton. „Nein, die Guineen — da sind sie; während er mir die Knöpfe zumachte, habe ich —“ und der gewandte Operateur zeigte die drei Guineen, die er in aller Stille dem Schneider aus der Tasche gezogen. Und Mutton lächelte freundlich das unglückliche Kind an, tätschelte es auf den Kopf und sagte: „Lieber kleiner Schelm!“

Sie gingen miteinander aus. Wer hätte in Pups noch den Dieb von gestern erkannt? Die diebische Elster war ein Papagei geworden. — „Wie geht's? Ich möchte Euch auch einmal wieder sehen; ich werde allein seyn — kommt heute und speist mit mir. Um drei Uhr pünktlich!“ Dieß war der Gruß und die Ein-

ladung des Mr. Rota, eines Polizeibeamten und alten Bekannten von Mutton. „Ha, was ist's denn?" fragte Rota, sein Pferd anhaltend und Perditus die Hand hinbietend. — „Nichts, nichts — es ist sehr kalt," sagte Mutton, der plötzlich einen Widerwillen gegen seinen alten Freund den Polizeibeamten gefaßt hatte. „Ei, und wem gehört denn der Knabe?" fragte Rota, mit einem scharfen Blick auf den kleinen Pups, welchem bei dieser Prüfung nicht wohl zu Muth war. — „Ein — ein junger Freund von mir," versetzte Mutton; „ein artiger Bursche." — „Ich hab' ihn gewiß schon gesehen — wo war es doch?" versetzte Mr. Rota. „Nein, nein! ein junger Freund von mir, erst kurz vom Land hereingekommen," versicherte Mutton, und eilte mit dem Knaben weiter, der auch gar keine Lust zu haben schien, länger zu verweilen.

Wie am vorigen Tage empfand Mutton ein unaussprechliches Interesse an allen Habseligkeiten und Effecten seiner Mitmenschen — er wußte selbst nicht was es war. Plötzlich aber mußte er sich an Pups halten um nicht umzusinken. „Ha, Sie, was gibts denn?" fragte Pups. — Eine große Verwandlung war mit Muttons Gesicht vorgegangen. Er taumelte an einen Eckpfosten, lehnte sich an und schaute unverwandt auf ein weibliches Wesen. Daran ist nun freilich nichts Ungewöhnliches — dasselbe ist schon vielen Männern und Frauen begegnet — aber nie hatte Amor, seit seine Flügel sich befiederten, einen solchen Streich gespielt. Perditus Mutton war über Kopf und Hals in Liebe verfallen, wie in ein Fieber; und jetzt stand er da und starrte die Verwüsterin seines Herzens an. Und wer war sie und was that das holde Wesen. Ohne Zweifel war sie eine Najade des Flusses; aber auf der Erde verkaufte sie Fische. In dem Augenblick, wo Mutton ihrer zuerst ansichtig wurde, war sie in der Stellung der Göttin der Gerechtigkeit; sie hielt eine Wagschaale und in dieser Wagschaale waren Silberaale. „Einen Groschen das Pfund!" sagte die Najade und ihre Stimme drang Mutton ans Herz; er stand wie in verzücktem Traume; und wer beschreibt den Aufruhr seiner Seele, als er die süße Verwüsterin seines Herzens einen der sich windenden Gefangnen um den andern fassen und ihm seinen Schuppenrock ausziehen sah! Wie ein ächter Liebhaber wünschte sich Mutton selbst ein Aal zu seyn. — Als sie wegging, folgte ihr Mutton, wie ein Gefangner. Was hatte ihn so zu ihrem Sklaven gemacht? Etwa ihre Schönheit? straffe, ungekämmte Haare, ein Auge mit verstohlenem Ausdruck, die kleinste Nase und der größte Mund? Oder hatte ihn der Zauber ihrer Stimme so hingerissen, womit sie rief: Lebendige Aale!

Unterwegs wurde die Schöne von einer Schwester Najade angeredet: „Nun, Betsy, wo geht Ihr hin?" — „Wohin! wo sollte ich hingehen als nach Hog Lane. Ich denke, Sarah, Ihr wißt was heute geschieht?" und sie hielt sich die Schürze vors Auge.

„Der arme, gute Kerl!" sagte Sarah. „Nun Betsy, mögt Ihr wieder so einen Guten bekommen! denn obgleich er ein wenig wild war, war er doch so freundlich, als nur je Einer lebte!" Mit dieser Lobrede, vermuthlich auf einen Gestorbenen, ließ sie die Andere ziehen.

Es war vier Uhr, als Mutton in der Nachbarschaft von Hog Lane ankam. Es hatte fortdauernd geregnet und unser Held, heiß von Liebe, war durchnäßt von Wasser. Der kleine Pups hatte ihn verlassen, wahrscheinlich um seine neuen Kleider zu schonen. Schwermüthig lehnte sich Mutton an einen Schuppen, gegenüber der Hütte, wo seine Angebetete hineingegangen. Bald kam ein Weib, kohlschwarz gekleidet, heraus; es war Betsy, mit welcher diese Metamorphose vorgegangen. Mutton folgte wieder ihren Schritten. Wie staunte er, als er sie in die Hütte hineingehen sah, wo er am vorigen Tage die Netzhaut gekauft hatte — den kostbaren Schatz, für den er fünf Guineen bezahlt, von dem er sich nie trennte. Mutton hielt wieder Wache. Bald sah er den Mann mit dem erdfarbigen Gesicht aus dem Hause treten — es war ein Leichenbesorger — hinter ihm eine Procession von wenigstens zwölf Personen, unter welchen Perditus auch das kleine alte Weib erkannte. Mutton mußte dem Zuge folgen, der sich immer vergrößerte. „Der arme Bursche!" riefen zwanzig Leute. „So eine edle Seele!" sagten andere zwanzig; und Jedermann, wer nur von dem Todten sprach, sprach rühmlich von ihm und drückte Hoffnungen für seine Seligkeit aus. „Es muß ein trefflicher Mensch gewesen seyn," dachte Mutton; „gewiß ein Mann, der all die schwierigen Pflichten dieses gefahrvollen Lebens mit exemplarischer Treue erfüllte!" So dachte Perditus, auf einen Augenblick in seinen frühern Charakter zurückfallend.

Viertes Kapitel.

Nach dem Begräbniß kehrten die Leidtragenden zurück in das Haus des Todten. Der bezauberte Mutton folgte dem schwarzgekleideten Weibe — mußte aber vor der Thüre Halt machen, und wohl zwei Stunden lauschte er außen, um den köstlichen Ton ihrer Stimme aus dem Gelärme heraus zu vernehmen. Da war lautes Lachen, Stampfen, Pochen — Töne einer Lustigkeit, die zu anderer Zeit Perditus mit Abscheu erfüllt hätte; aber jetzt horchte er, ungeirrt, nur auf die Stimme seiner Schönen. Er vernahm, wie Einer von der Gesellschaft ein Lied verlangte, welcher Antrag kräftig unterstützt wurde, und trotz des Sträubens von Betsy, durchging — es war nämlich das Lieblingslied des verstorbenen Toms. Einer von der Gesellschaft, Bunkum, stimmte es an und Alle fielen mit lautem Gebrüll ein. Eine Strophe lautete:

Wie hart ist die Haft im Gefängniß,
Die unmöglich die Liebe mir macht!
Kalte Ketten und Fesseln am Leibe,
Eine Diele mein Kissen bei Nacht!

Mit strömenden Augen und schmelzender Seele hörte Perditus diese Lieblingsballade des verstorbnen Toms an; noch nie hatte Musik ihn so ergriffen. Jetzt wurde Betsy zu einem Ge-

sang aufgefordert; nach einigen Weigerungen mit vor Schmerz zitternder Stimme, begann die Leidtragende:

Es war in Amors Garten,
Da ging zur Lust ich hin,
Zu sehen nach den Blumen,
Die in dem Garten blühn,
Die in dem Garten blühn!

„Ich kann nicht weiter," rief die Sängerin fast in Krämpfen; „mir ist als sähe der arme Tom mich an!" Ein Murmeln der Theilnahme erhob sich, und ein Drittes ward jetzt zum Singen aufgefordert, als Mutton eine Hand an seinem Rock zerren fühlte. „Ha, seyd Ihr's wirklich!" sagte Pups. „Der arme Vater! ich wußte nicht, daß es so bald seyn sollte, weil ich seit drei Tagen nicht heimkam." — „War er denn dein Vater, lieber Junge?" fragte Mutton. „Ja, sie sagen, er habe mich so gar lieb gehabt, und ich glaube es selbst auch; nur hatte er nie Zeit es zu zeigen." sagte der Knabe und die Thränen standen ihm im Auge. „Und deine Mutter — wo ist die?" fragte Mutton. „Ich kann's nicht sagen — ich sah sie nie — nur die Großmutter. Der Vater, so sagen sie, hofirte der Betsy Basket — der Ihr heute nachgelaufen seyd — der arme Vater!" — „Und du — hast du ihn nicht lieb gehabt?" fragte Perditus. „Ich weiß nicht — ja, ich glaube wohl; nur, seht Ihr die Leute, die so auf den Straßen leben, in Nässe und Kälte, und auf den Treppen schlafen, haben keine Zeit einander so lieb zu haben, wie die Leute in warmen Häusern." — „Und an was starb dein Vater?" fragte Perditus. „Ertrunken ist er nicht; nein, dagegen war er fest von Geburt an," versetzte Pups und fuhr hastig fort, „aber kommt doch herein — oder wartet ein wenig;" — Pups ging hinein, wurde mit jubelndem Erstaunen empfangen und führte seinen Beschützer herein; die alte Miriam Birdseye deutete ihrem Nachbar auf ihn, als den Gentleman, der gestern „die Netzhaut ihres lieben Tom's gekauft — des lieben, guten, unglücklichen Jungen!"

Perditus mußte sich unter die Gesellschaft hineinsetzen. Sonst hätte er geschaudert vor den ihn umgebenden Gesichtern, in welchen sich Frechheit und Verzweiflung des Verbrechens ausprägte — die thierische Unwissenheit, die Mutter aller Laster — die Abzehrung des Mangels — die Schlauheit der Betrügerei. Und da war auch das Kind — ein armes Geschöpf, das man aufwachsen ließ wie einen jungen Wolf, um nachher auf den Tod gehezt zu werden, weil es um nichts besser ward. Aber Perditus war abgehärtet gegen diese Eindrücke. Er schaute sich um und empfand eine gräßliche Sympathie mit seinen neuen Gesellschaftern. Er näherte sich dem Weib — der Geliebten des verstorbenen Thomas, setzte sich neben sie und ergriff ihre Hand mit aller Ehrerbietung tiefer Liebe. Sie sah ihn schmunzelnd und auffordernd an:

Und so war ihr Blick und so war ihr Ton,
Daß im Banne sie hielt seine Seele schon.

Welcher höllische Zauber beherrschte ihn, daß er, der zurückhaltende, feine, keusche Perditus der Anbeter einer häßlichen, elenden Dirne ward? Die Gesellschaft tauschte verwunderte Blicke — sie hielten ihn für betrunken.

Plötzlich fuhr Perditus, wie aus einem häßlichen Traum erwachend, auf. „Was gibt's, Sir?" fragte Betsy. Perditus fuhr zurück mit dem Ausdruck des heftigsten Widerwillens, stürzte zur Thüre hinaus und rannte die Straße hinauf. „Alles in der Ordnung! sagte Bunkum, „ich habe ihm die Tasche geleert," und triumphirend brachte der Räuber ein Päckchen zum Vorschein. Man öffnete es; aber zum Erstaunen und Verdruß der Gesellschaft fand sich nichts darin als — „des armen Toms Netzhaut!"

Nie seit Merkurs Geburt war ein heilsamerer Diebstahl verübt worden. Perditus war erlöst von einem Alp, der ihn zu verderben drohte; von einem Feind, der ihm unvermerkt die unlieblichen Neigungen des ersten Inhabers der Netzhaut mitgetheilt hatte; — ein dem Aberglauben angehöriges Bild davon, daß die Besten und Weisesten, wenn sie sich verlieben, obschon sie zuvor die friedfertigsten und unschuldigsten Lämmer gewesen, nur gar zu leicht etwas nicht viel Besseres werden als — verlorene Schöpse."

Den Drakes ward ein Geschenk gemacht mit dem Tabaksstopfer des Sir Walter, auf Kosten des aus dem Traum erwachten Schatzmeisters — und Mr. Tadmor erhielt wieder seine Uhr.

Fünftes Kapitel.

Perditus wurde sechzig Jahre alt. Zum Grab begleiteten ihn die wenigen noch lebenden Brüder Drakes. Eine Frau und drei kleine Mädchen standen am Grabe — Pathchen des Verstorbenen; ihr Vater der Kirchspielnotar, ein Mann, der alle Achtung genoß wegen treuer Erfüllung seiner Pflichten gegen die Gesellschaft, schluchzte bitterlich, als die Erde über Perditus sich schloß. Dieser Notar war der arme, verworfene, vagabundirende Leuchtbube — der schlaue, diebische, kleine Pups. Der Unwissenheit und dem Laster war er entrissen worden durch das Mitleid unseres Helden; und der glückliche ehrliche Mann weinte Thränen der Dankbarkeit seinem Retter ins Grab nach.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 92.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

13 Oktober 1838.

Knechtschaft und Größe im Militärleben,

von Alfred de Vigny.

Bei einem so kriegslustigen Volke, wie die Franzosen namentlich seit einem halben Jahrhundert wieder sich gezeigt haben, bei einem Volke, das seit der Revolution von 1789 sich so vieler Helden und Großthaten zu rühmen hat, auf welches selbst jetzt noch das Wort gloire eine elektrische Wirkung ausübt; bei einem Volk, das sich trotz aller Leiden und Opfer der menschenfressendsten Kriege und trotz eines schwer auf ihm lastenden despotischen Drucks, gerne mit seinem Kaiser, mit Napoleon identificirt sieht; bei einem Volke, wo im Jahr 1830 Tausende von Jünglingen aus allen Ständen, in der Hoffnung auf nahe bevorstehende Entfeßlung der Kriegesfurie, zu den Fahnen eilten und jetzt in thatenloser Ruhe des Garnisonsleben sich grollend verzehren: bei einem solchen Volke konnte es kaum fehlen, daß nicht das militärische Element sich vielfach mit den übrigen Elementen des öffentlichen, nationalen Lebens verband und aus der Sphäre der Waffenkunst, der Taktik auf andere Gebiete übergriff. Man hat beim Anblick der Kühnheit, der Ausdauer, der Todesverachtung, welche die französischen Krieger so oft, von der alten Garde herab, bis zum jugendlichen Neuconscribirten gezeigt haben, behauptet: der Franzose sey ein geborner Soldat; man kann dieß in gewissem Sinn wohl zugeben; es kostet den Franzosen bei der Gewandtheit, Beweglichkeit und Schmiegsamkeit seines Wesens weniger Mühe, sich in die Verhältnisse des Soldatenstandes und Lebens hineinzufinden; er nimmt schon den Zwang derselben leichter, er mildert die Dressur und die Starrheit der Subordination und tritt als Soldat nicht so aus seinem frühern Zustand, aus seiner Person als Mensch und Bürger heraus, wie sonst wohl da und dort der Fall ist; gerade weil das kriegerische Wesen ihm gleichsam im Blut liegt, nimmt es nicht so seine ganze Aufmerksamkeit, alle seine Gedanken in Anspruch, daß er nicht auch noch Sinn hätte für andere als die militärischen Interessen. Man zählt unter den französischen Militärs nicht Wenige, die sich für Verwaltung und Politik lebhaft interessiren; die Generale Foy und Lamarque glänzten als Sterne erster Größe am Himmel der französischen Beredsamkeit, ein Paul Louis Courier, Capitän bei den italienischen Feldzügen, war einer der geschätztesten Philologen des neuern Frankreichs und ein klassisches Muster des Styls; Armand Carrel ergriff, als sich ihm die Bahn des kriegerischen Ruhmes verschloß, statt des Schwertes die Feder, vor deren Gewalt und Schärfe seine Gegner zitterten; und Alfred de Vigny betritt, weil kein kriegerischer Lorbeer winkt, die literarische Arena, erforscht die französische Geschichte, aus welcher er den Stoff zu lebensvollen Darstellungen in der Form des Drama's und des Romans entlehnt, studirt fremde Literaturen, beschäftigt sich mit Erwägung und Beleuchtung socialer Fragen und macht das Militärleben, selbst mit der wachsenden Mannichfaltigkeit seiner Situationen und Erfahrungen, mit seinen schiefen Contrasten, mit den Reizen, womit es die Phantasie anlockt und mit dem Elend, womit es das Gefühl abstößt, zum Gegenstand eines Buchs, in welchem Erzählung und Betrachtung mit einander abwechseln und welches gewiß zu den beachtenswerthesten Produkten der neuern Literatur gehört.

Um unsere Leser auf den Standpunkt des Verfassers zu setzen, theilen wir zuerst das einleitende und das Schlußkapitel dieses Buchs mit, und lassen später einige der Erzählungen folgen.

Des ersten Buchs erstes Kapitel gibt an: „Warum ich diese Erinnerungen gesammelt habe."

Wenn es wahr ist, wie der katholische Dichter (Dante) sagt, daß es keinen größern Schmerz gebe, als sich im Elend die Zeit des Glücks zu vergegenwärtigen*), so ist es eben so wahr, daß die Seele einigen Genuß darin findet, sich in einem Augenblick der Ruhe und der Freiheit die Zeiten der Mühsal oder Knechtschaft zurückzurufen. Diese schwermüthige Rührung läßt mich

*) — — nessun maggior dolore
Che ricordarsi del tempo felice
Nella miseria.

einen traurigen Blick zurückwerfen auf einige Jahre meines Lebens, obgleich diese Jahre noch nicht so weit hinter mir liegen und dieß Leben selbst noch nicht sehr lang ist.

Ich kann mich nicht enthalten zu erzählen, wie viel ich Leiden mit angesehen, die wenig gekannt sind und muthvoll erduldet wurden von einer Classe von Menschen, welche jederzeit übermäßig geringgeschätzt oder geachtet wurde, je nachdem die Völker sie für unnütz oder für nothwendig hielten.

Inzwischen treibt mich nicht bloß dieser Gedanke zu dieser Schrift, und ich hoffe, daß sie hin und wieder dazu dienen kann, zu zeigen, durch die Einzelnheiten der von mir mit eigenen Augen beobachteten Sitten, was noch Veraltetes und Barbarisches in der ganz modernen Organisation unserer stehenden Heere übrig geblieben ist, wo der Krieger ganz isolirt ist vom Bürger, wo er unglücklich und trotzig ist, weil er seine schlimme und schiefe Stellung fühlt. Es ist traurig, daß sich Alles bei uns modificirt und doch das Loos der Heere allein unverändert bleibt. Das Sittengesetz des Christenthums hat Einmal den wilden Brauch des Krieges geändert; aber die Folgen der neuen Bräuche, die es einführte, sind in diesem Punkte nicht weit genug verfolgt worden. Vor demselben wurde der Besiegte umgebracht oder Sklave auf Lebenszeit, die eroberten Städte wurden zerstört, die Einwohner verjagt und zerstreut; auch hielt sich jeder Staat in seiner Angst beständig bereit zu verzweifelten Maaßregeln, und die Vertheidigung war ebenso grimmig als der Angriff. Jetzt haben die eroberten Städte nichts zu fürchten, als daß sie Contributionen zahlen müssen; auch der Krieg hat sich civilisirt, nicht aber die Heere . . . . . Ich halte nicht viel auf das Wohlthätige plötzlicher Organisationen, aber ich begreife die Vortheile allmählicher Verbesserungen. Wenn die allgemeine Aufmerksamkeit auf eine Wunde gelenkt wird, so wird es mit der Heilung nicht lange anstehen. Diese Heilung ist ohne Zweifel ein schwer zu lösendes Problem für den Gesetzgeber, aber nur um so nothwendiger war es, dasselbe aufzustellen. Ich thue es hier, und wenn unsere Epoche nicht bestimmt ist, dessen Lösung zu erleben, so wird wenigstens der Wunsch darnach durch mich seine Gestaltung empfangen haben und die Schwierigkeiten werden sich vielleicht vermindern. Man kann nicht genug die Epoche beschleunigen, wo die Heere mehr mit der Nation verschmolzen seyn werden, wenn sie die Bahn bereiten soll zu der Zeit, wo es keine Heere und keinen Krieg mehr gibt, und wo der Erdkreis nur Ein Volk tragen wird, das endlich zur Eintracht gelangt ist.

Ich habe nicht die Absicht, für meine Person zu interessiren, und diese Erinnerungen werden mehr aus den Erinnerungen Anderer als aus den meinigen bestehen; aber ich habe lange und lebhaft genug die Mißstände des Kriegerlebens empfunden, um davon sprechen zu dürfen. Nur um dieß traurige Recht zu beweisen, sage ich einige Worte über mich selbst. Ich gehöre der Generation an, die geboren wurde mit dem Jahrhundert, die, getränkt mit den Bulletins des Kaisers immer das nackte Schwert vor Augen hatte, und es in dem Augenblick ergreifen wollte, wo Frankreich es in die Scheide der Bourbons einsteckte. Ich will in diesen bescheidenen Gemälden eines obskuren Abschnitts meines Lebens nur als das erscheinen, was ich war: mehr, zu meinem großen Bedauern, Zuschauer als handelnde Person. Die Ereignisse, nach welchen ich mich sehnte, kamen nicht so groß als ich mir sie wünschte. Was thun? Es steht Einem nicht immer frei, die Rolle zu spielen, die man sich wünscht, und der Rock kommt nicht gerade immer zu der Zeit, wo man ihn am liebsten trüge. In dem Augenblick wo ich schreibe, hat ein Mann von zwanzig Dienstjahren noch keine Schlacht gesehen! Ich habe wenig Abenteuer zu erzählen; aber ich habe viele erzählen hören. Ich werde deßwegen mehr Andre reden lassen, als selbst reden, außer wenn ich mich als Zeugen aufführen muß. Ich habe dann immer einiges Widerstreben empfunden, indem ich durch eine gewisse Scham zurückgehalten werde, im Augenblick, wo ich die Bühne betreten soll. Wenn mir dieß begegnen wird, so kann ich wenigstens bezeugen, daß ich in solchen Fällen wahrhaft seyn werde. Wenn man von sich selbst spricht, ist die Offenherzigkeit die beste Muse.

Ich werde wenig den Soldaten machen, da ich nur wenig vom Krieg gesehen habe; aber ich habe das Recht, von den mannhaften Gewohnheiten des Heeres zu sprechen, bei welchen Strapatzen und Mühseligkeiten mir nicht erspart blieben, welche meine Seele stählten in einer unüberwindlichen Geduld, indem sie bewirkten, daß ich meine Kräfte der einsamen Sammlung und dem Studium zugewandte. Ich werde auch darthun können, was das wilde Waffenleben Anziehendes hat, so mühselig es seyn mag, da ich lange genug darin, zwischen dem Echo und dem Traume von Schlachten gelebt habe. Wahrhaftig, das wären vierzehn verlorene Jahre gewesen, wenn ich nicht eine aufmerksame und beharrliche Beobachtungsgabe dabei geübt hätte, welche aus Allem Nutzen zog für die Zukunft. Ich verdanke selbst dem Soldatenleben Ansichten von der menschlichen Natur, die mir nirgends anders, als in der Soldatentracht, zu Theil geworden wären. Es gibt Scenen, die man nur findet inmitten von Widrigkeiten, welche unerträglich wären, wenn man sie nicht ertragen müßte.

Ich habe immer gern zugehört, und als ich noch ein Kind war, bekam ich schon frühe diesen Geschmack, gewiegt auf den verwundeten Knieen meines alten Vaters. Er tränkte mich zuerst mit der Geschichte seiner Feldzüge, und auf seinen Knieen war mir, als säße der Krieg selbst neben mir; er zeigte mir den Krieg in seinen Wunden, den Krieg in den Pergamenten und dem Wappen seiner Väter, den Krieg in ihren großen geharnischten Bildern, die in Beauce in einem alten Schloß hingen. Ich sah im Adel eine große Familie erblicher Soldaten, und ich dachte nur daran, zu einem Soldaten heranzuwachsen.. Mein Vater erzählte seine langen Kriegsgeschichten mit der tiefen Beobachtung eines Philosophen und der Anmuth eines Hofmanns. Durch ihn ward ich genau bekannt mit Louis XV. und dem großen Friedrich. Er hatte für Friedrich jene aufgeklärte Bewunderung, welche die hohen Talente sieht und anerkennt, ohne darüber in ein unmäßiges Erstaunen zu gerathen. Er prägte auch meinem Geist diese Betrachtungsweise mit und sagte mir, daß der allzugroße Enthusiasmus für diesen erlauchten Feind ein Fehler der Officiere seiner Zeit gewesen sey; daß

sie halb dadurch besiegt worden seyen, wenn Friedrich, vergrößert durch die französische Begeisterung, vorrückte; daß die Spaltungen der drei Mächte unter sich und der französischen Generale unter einander ihm große Dienste geleistet haben bei dem glänzenden Glück seiner Waffen; daß aber seine Größe hauptsächlich darin bestanden, sich selbst vollkommen zu kennen, die Elemente seiner Erhebung nach ihrem richtigen Werth zu würdigen, und mit der Bescheidenheit eines Weisen sich seines Siegs zu erfreuen und ihn zu benützen. Es war dieß der erste große Mann, dessen Bild mir so ganz nach der Natur, im Schooß meiner Familie, gezeichnet wurde, und meine Bewunderung für ihn war das erste Symptom meiner fruchtlosen Vorliebe für die Waffen, die erste Ursache eine meiner vollständigsten Täuschungen im Leben.

Gegen das Ende des Kaiserreichs war ich ein zerstreuter Lyceist. Der Krieg herrschte in dem Lyceum, der Tambour übertäubte meinem Ohr die Stimme der Lehrer, und die geheimnißvolle Stimme der Bücher war für uns eine kalte und pedantische Sprache. Die Logarithmen und die Tropen waren in unsern Augen nur Stufen, um zum Stern der Ehrenlegion emporzusteigen — dem schönsten Stern am Himmel für Kinder. Keine Betrachtung und kein Nachdenken konnte lange die Köpfe fesseln, welche ohne Unterlaß erfüllt und betäubt waren von den Kanonenschüssen und den Glocken des Te Deum. Wenn einer unserer Genossen, vor einigen Monaten aus dem Collegium getreten, in Husarenuniform und den Arm in der Schlinge wieder erschien, errötheten wir über unsere Bücher und warfen sie den Lehrern an den Kopf. Die Lehrer selbst lasen uns beständig die Bulletins der großen Armee vor, und unser Ruf: Es lebe der Kaiser! unterbrach den Tacitus und Platon. Unsere Präzeptoren glichen Waffenherolden, unsere Lehrsäle Kasernen, unsere Erholungen und Spiele Manövern und unsere Prüfungen Revuen.

Mehr als jemals bemächtigte sich meiner damals eine wahrhaft wahnsinnige Sehnsucht nach dem Waffenruhm; eine um so unglücklichere Leidenschaft, als dieß, wie schon gesagt, gerade die Zeit war, wo Frankreich von dieser Krankheit zu genesen anfing. Aber der Sturm grollte noch fort, und weder meine strengen, ernstlichen, gewaltsamen und allzu frühzeitigen Studien, noch das Gewühl und der Lärm der großen Welt, in die man mich, fast noch einen Knaben, geworfen hatte, um mich von jenem Hange zu heilen, konnten mir jene fixe Idee benehmen.

Oft habe ich mitleidig über mich selbst gelacht, wenn ich bedachte, mit welcher Macht eine Idee uns ergreift, wie sie uns zu ihren blinden Sklaven macht, und wie lange Zeit es braucht, sich ihrer zu entschlagen. Die Sattheit selbst brachte mich nicht dahin, daß ich diese in mir vernichtet hätte, sondern nur, daß ich ihr ungehorsam ward, und dieß Buch selbst ist mir noch ein Beweis, daß ich gerne sie noch pflege und daß ich vor einem Rückfall nicht gesichert bin. So tief sind die Eindrücke der Kindheit und so tief hatte sich unsern Herzen das brennende Zeichen des römischen Adler eingeprägt!

(Fortsetzung folgt.)

Serjeant Talfourd.

(Schluß.)

Wir kommen auf unsere Skizze von Talfourds juristischer Laufbahn zurück. So lang er in Mr. Chitty's Diensten war, war er diesem Gentleman (und zwar wie wir aus der dieß anerkennenden Vorrede erfahren, in nicht geringem Maaß), behülflich bei seinem umfassenden Werk über Criminalgesetzgebung. Nachdem die vier Jahre der Lehrlingschaft vorüber waren, im April 1817, that sich Talfourd selbst als Rechtsanwalt auf und war bald in seinen Geschäften so glücklich, daß er ohne die Unterstützung von Haus leben konnte, deren er bisher benöthigt gewesen war. Er bekam jetzt als Advokat viel zu thun, und was nicht minder erwünscht war, einen Markt für alle seine literarischen Produktionen. Die Retrospective Review und die Encyclopedia Metropolitana waren damals die Hauptquellen seines literarischen Einkommens. Zu der letztern trug er (außer einigen Artikeln von rein historischem Charakter) die Artikel über Homer, über die griechischen Tragiker und die griechischen lyrischen Dichter bei. Dieser letztere Artikel leistete, es sey erlaubt dieß zu erwähnen, den damaligen und vielen der jetzigen Leser der New Monthly Magazine einen dankenswerthen Dienst, denn er war die Ursache, daß er mit Mr. Colburn bekannt wurde. Als nämlich der Aufsatz in abgekürzter Gestalt in dieser Zeitschrift erschien, machte Mr. Talfourd Vorstellungen dagegen, und das Ergebniß hievon war, nicht ein Streit, sondern eine freundschaftliche Verbindung, welche zwölf Jahre in ungestörter Harmonie dauerte. Die Beiträge von Talfourd während dieser Zeit waren natürlich ansehnlich, zumal Anfangs, denn im Jahr 1820 schrieb er einen bedeutenden Theil jeder Nummer, und feierte jeden Monat einen völligen Honigmonat der Kritik, indem er seine Freunde, die Dichter, in begeisterter Prosa verherrlichte, und wie wir nicht zweifeln, mehr und mehr sich selbst dem bewundernden Leser unentbehrlich machte. Diese Beiträge waren in spätern Jahren weniger häufig, regelmäßig aber lieferte er während dieser Zeit die dramatischen Artikel. Die Eleganz, Wärme und Schärfe dieser Kritiken bedürfen keiner Anpreisung. Der Kritiker machte sich immer zum Gesetz, seinen Geist mit Milde leuchten zu lassen, und doch wußte er immer das Herz des dramatischen Mysteriums zu treffen. Er schien das Theater nur des Vergnügens halber zu besuchen und in demselben Geist auch seine Kritiken zu verfassen; und doch ging er auf die Wurzel los und enthüllte mit Meisterhand die Principien sowohl als die Ausübung der Kunst.

Nachdem er beinahe vier Jahre als Privatadvokat practicirt, wurde Mr. Talfourd am 10 Februar 1821 von der Societät von Middle Tempel zu der Barre berufen, und wurde dem Oxforder Bezirk und den Berkshire-Sessionen zugetheilt. Seine Freunde in Reading hatten jetzt Gelegenheit, ihm ihre Hochachtung für seinen Charakter und seine Talente zu bezeugen. Aber die Quelle seiner ersten glänzenden Erfolge in seinem Beruf war Oxford, wo er frühe schon eine Stimme in wichtigen Sachen führte. Nachdem sich seine Geschäfte sehr ausgebreitet, zog er sich von der Session zurück, gerade zwölf Jahre nachdem er

zuerst eingetreten war, und entschloß sich, die Kappe anzunehmen. Nachdem er Lord Brougham's Zustimmung erhalten, wurde er im Jahr 1833 zu dem Amt eines Serjeant ernannt. Seither hat er seine Praxis meist auf den Bezirk und den Hof der Common Pleas beschränkt. Unter den wenigen Ausnahmen von dieser Regel sind zwei Fälle zu nennen, wo er sich vorzüglich auszeichnete —: Die Vertheidigung der Eigenthümer des True Sun in der Kings-Bench, welche ihm einen Ausbruch der Beredsamkeit entlockte, der den trefflichsten Reden Erskine's nicht nachstand, und die Vertheidigung von Tait's Magazine gegen die Anklage Richmonds vor dem Schatzkammergericht.

Einige Jahre nach seiner Berufung zur Barre bezog Mr. Talfourd von seinen literarischen Arbeiten ansehnliche Vermehrungen seiner Einkünfte. Viele Beiträge von ihm wurden aufgenommen und bewundert in der Edinburgh Review, im London Magazine, und er fand noch Zeit, Dicksons Anleitung zu den Vierteljahrgerichtssitzungen herauszugeben. Seine Anhänglichkeit an das Theater dauerte fort, und er nahm thätigen Antheil an der Unterhandlung zu Gunsten der Miß Mitfort — ihr Aufenthalt in der Nähe von Reading hatte ihn frühe schon mit ihr bekannt gemacht — und bewirkte die Aufführung ihrer Tragödien. Doch dachte er selbst noch nicht entfernt daran, für die Bühne zu dichten. In der Vorrede zu der nicht verkauften Ausgabe seines „Jon" erzählt der Verfasser die Entstehung dieses edeln Drama's. Diese Erzählung scheint nicht hinreichend bekannt geworden zu seyn, um übertriebene Gerüchte über die Zeit, die er der Ausarbeitung gewidmet, zu ersticken. Die Sage hat hin und wieder ein Viertel- wohl gar ein Halbjahrhundert angegeben. Das Stück war vor acht oder neun Jahren in der Skizze entworfen, aber bis Anfang des Jahrs 1833 nur ein paar Reden geschrieben. Dann bedenkend, daß Verzagtheit nie Melpomenen gewinnt, ließ Talfourd seinem Genius die Zügel, und zu Ende des Jahrs 1834 las er das Drama einigen wenigen Freunden. Ihr Urtheil veranlaßte, daß es zur Privatcirkulation gedruckt wurde, und bewog auch den Verfasser, am 26 Mai 1836 seine Aufführung zum Vortheil Mr. Macready's zu gestatten. Sein Erfolg war gleich von der ersten Scene an unzweifelhaft, und jetzt ist es nicht nur ein Theil der höhern Poesie unserer Sprache, sondern auch ein beliebtes Stück des Repertoriums, das die Ideen des Publikums verfeinert, die Leidenschaften läutert, und so die menschliche Natur erleuchtet und erhebt.

Mr. Talfourds Ruf als Einer der tüchtigsten und geehrtesten Rechtsgelehrten seiner Zeit lenkte jetzt auf ihn die Aufmerksamkeit, als einen Mann, der ebenso durch seine Talente und Stellung, als durch seine Sympathien geeignet war, das liberale Interesse im Parlament zu unterstützen und zu fördern. Seine politischen Gesinnungen hatte er im Jahr 1819 kund gegeben, wo er zum erstenmal öffentlich auftrat bei einer Meeting in Reading wegen der Vorfälle in Manchester, und zuvor hatte er schon Artikel von derselben politischen Farbe in den Champion, herausgegeben von Mr. Thelwall, gegeben. Bei der Auflösung im Jahr 1834 wurde er als eines der Mitglieder für Reading gewählt von einer großen Majorität aus allen Parteien. Bei der letzten Wahl wurde er wieder, doch mit geringerer Majorität, gewählt. Er hat im Parlament nicht oft gesprochen; seine schönste Rede war die für die Literatur und ihre Jünger, womit er eine Bill für Verbesserung des Eigenthums und Verlagsrechtsgesetzes begleitete. Hier war wirklich, wenn wir den Charakter der Versammlung und die Natur des Gegenstandes bedenken, sein Erfolg ein wahrer Triumph. Der Eindruck den er auf das Haus machte, war gewaltig. — —

So weit das New Monthly Magazine. Als eine Probe, mit welcher Wärme und Dankbarkeit von Seiten der Schriftsteller die Bemühung eines ehrenhaften Jüngers der Literatur für die Sicherstellung des literarischen Eigenthums aufgenommen worden ist, theilen wir hier Einiges aus der Zueignung mit, welche der in neuester Zeit zu so schneller Berühmtheit gelangte Charles Dickens*) der Verfasser der Pickwickier, an ihn gerichtet hat:

„Wenn ich auch nicht so glücklich wäre, mich Ihrer Freundschaft rühmen zu dürfen, hätte ich doch Ihnen dieß Werk gewidmet, als ein schwaches und keineswegs entsprechendes Zeichen der Anerkennung der unschätzbaren Dienste, welche Sie der Literatur Ihres Vaterlandes leisten, und der bleibenden Wohlthaten, welche Sie den Schriftstellern dieser und künftiger Generationen erweisen, indem Sie ihnen und ihren Nachkommen einen bleibenden Antheil an dem Verlagsrecht ihrer Schriften sichern. Manches fiebernde Haupt, manche gelähmte Hand wird neue Kraft schöpfen in der Stunde der Krankheit und Noth aus Ihren rühmlichen Bemühungen; manche Wittwe und manche Waise, welche sonst nichts ernten würden von dem Ruhm des dahingeschiedenen Genius, als das nur allzuhäufige Vermächtniß der Armuth und des Leidens, werden in der Verbesserung ihres Schicksals vollgültigeres Zeugniß ablegen von dem Werth Ihrer Bestrebungen, als die verschwenderischsten Lobreden von Lippe oder Feder je vermöchten.

Neben solchen Tributen würde jedes Aussprechen meiner Gefühle in Betreff der Frage, der Sie den vereinigten Beistand Ihrer Beredsamkeit, Ihres Charakters und Genie's geliehen, in der That nichtssagend seyn. Wenn ich dessenungeachtet hiemit öffentlich meine tiefgefühlte Dankbarkeit für Ihre Bemühungen zum Besten der Literatur Englands an den Tag lege und den Dank aller derer, die sich dem gefährlichsten und unzuverlässigsten Beruf widmen, so vermag ich doch die Lebhaftigkeit meiner Gefühle über diese Sache nur unvollkommen an den Tag zu geben, und verzichte gern darauf, daß dieß für Sie irgend von Werth und Bedeutung seyn soll."

*) Wir werden bald über ihn berichten.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 93.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

17 Oktober 1838.

Der Eremit.

Von James Beattie.*)

Am Abend, wenn Stille das Dörfchen beschirmt,
Wenn Schlummer die Sorgen der Sterblichen tödtet,
Wenn brausend am Hügel der Waldbach nur stürmt,
Und klagend im Haine die Nachtigall flötet:
Da war's, als ein Siedler der Bergkluft entstieg;
Sein Nachtlied ertönte, bald stärker, bald leiser;
Nicht mit der Natur, mit sich selbst mehr im Krieg,
Empfand er als Mensch, und dachte als Weiser.

„Warum, Philomele, voll Wehmuth, voll Schmerz
Tönt sehnend dein Wirbeln mit schmelzenden Schlägen?
Der Frühling kehrt wieder, dann zittert dein Herz
Im Nestchen auf's Neue dem Gatten entgegen.
Doch klage! beruhige du mir den Sinn!
O schweige nicht! gern hört der Mensch deine Lieder!
Ihm schwand, so wie dir, was er liebte, dahin!
All schwand es, und nimmer, ach! kehret es wieder!

Jetzt seh' ich den Mond, wie am östlichen Rand
Des Himmels mit wachsenden Hörnern er funkelt;
Jüngst sah ich, wie trotzig im Vollschein er stand,
Sah rings um ihn her die Planeten verdunkelt.
Froh kreise, du glänzende Scheibe! mein Blick
Sieht bald deine vorige Gluth sich erneuen!
Die meinige, weh' mir! kehrt nie mehr zurück!
O Thor, der vergänglichen nur sich zu freuen!

Nacht ist es, und reizlos liegt vor mir das Land;
Ich traure, doch nicht um die waldigen Auen,
Denn bald wird des Morgens belebende Hand
Auf's Neue mit duftendem Naß sie bethauen!
Nicht klag' ich, daß mordend der Wintersturm sey;
Die güt'ge Natur wird das Samenkorn retten!
Doch wann naht der modernden Urne der Mai?
Wann schimmern im Frühroth der Grabesnacht Ketten?"

So schweifte, verleitet vom blendenden Wahn
Des Wissens, das falsch uns umstrickt mit Bethörung,
Mein Geist auf des Irrthums umnachteter Bahn,
Sah hinter sich Kummer, und vor sich Zerstörung.
Da rief ich: erbarme dich, Vater des Lichts,
Des Kindes, das gern sich an dich möchte ketten;
Ich meide den Stolz, ich versink' in mein Nichts;
Nur du kannst von Dunkel und Zweifel mich retten!

Und siehe, das Dunkel, der Zweifel, sie flieh'n:
Nicht länger mehr irr' ich in quälenden Sorgen!
So grüßet den Wandrer nach nächtlichen Müh'n
Balsamisch und glänzend der sonnige Morgen!
Sieh', Wahrheit, und Lieb', und Erbarmen, sie schweben
Hernieder; ein Eden steigt blühend herab;
Die Wange des Todes färbt rosiges Leben,
Und Schönheit, unsterbliche, sendet das Grab.

F. Freiligrath.

*) Geboren 1735, gestorben 1803.

Knechtschaft und Größe im Militärleben.

(Fortsetzung.)

Erst sehr spät bemerkte ich, daß meine Soldatendienste nur ein langer Mißgriff waren und daß ich in einem durchaus bewegten Leben eine ganz kontemplative Natur in mir getragen

hatte. Aber ich war dem Zug jener Generation des Kaiserreichs gefolgt, die mit dem Jahrhundert geboren ist und der ich angehöre.

Der Krieg erschien uns so ganz als der natürliche Zustand unseres Landes, daß als wir, den Classen entschlüpft, uns nach der Sitte jener Zeit, in die Armee stürzten, wir nicht an die ruhige Fortdauer des Friedens glauben konnten. Es bedünkte uns, wir liefen keine Gefahr, wenn wir auch zum Scheine ruhten, und die Unbeweglichkeit sey keine ernsthafte Krankheit Frankreichs. Diese Ansicht dauerte so lange als die Restauration währte. Jedes Jahr brachte die Hoffnung auf einen Krieg, und wir getrauten uns nicht, den Degen aus der Hand zu legen, aus Furcht, der Tag unseres Abschieds könnte der Vorabend eines Feldzugs werden. So schleppten wir uns hin und verloren wir kostbare Jahre, auf dem Marsfeld vom Schlachtfeld träumend, und bei Paradeübungen und in kleinen Händeln eine gewaltige und fruchtlose Kraft erschöpfend.

Befallen und niedergedrückt von einem Verdruß und einer Langweile, die ich nicht erwartet hätte in einem so lebhaft gewünschten Leben, erkannte ich es als eine Nothwendigkeit, mich bei Nacht dem erschöpfenden und eiteln Tumult der militärischen Tage zu entziehen; aus diesen Nächten, wo ich in der Stille vermehrte und erweiterte, was ich an Wissen gerettet hatte aus unsern tumultuarischen öffentlichen Studien, gingen meine Gedichte und meine Bücher hervor; von jenen Tagen blieben mir jene Erinnerungen, deren hauptsächlichste Züge ich hier um den Mittelpunkt einer Idee versammle. Denn da ich für den Waffenruhm weder auf die Gegenwart noch auf die Zukunft mich verlassen konnte, so suchte ich ihn in den Erinnerungen meiner Genossen. Das Wenige was mir selbst begegnet ist, wird nur als Rahmen dienen für diese Gemälde des Kriegslebens und der Sitten unserer Heere, deren Züge noch nicht alle bekannt sind. . . .

Am Schluß seines Buchs spricht sich A. de Vigny so aus.

Die Epoche, welche mir diese zerstreuten Erinnerungen hinterlassen hat, ist jetzt geschlossen. Ihr Kreis eröffnete sich mit der Schlacht von Paris im Jahr 1814 und schloß sich mit den drei Pariser Tagen im Jahr 1830. Dieß war die Zeit, wo die Armee des Kaiserreichs in dem Schooß einer damals heranwachsenden und jetzt gereiften Armee unterging. Nachdem ich unter verschiedenen Formen das Wesen des Dichters in der heutigen Gesellschaft erörtert und sein Schicksal beklagt habe, wollte ich hier auch das des Soldaten — des zweiten Paria der Neuzeit — darstellen.

Ich wünschte, daß dieß Buch für ihn würde, was für den römischen Soldaten ein Altar der kleinen Fortuna war.

Ich habe mich dieser Erzählungen gefreut, weil ich über alle Arten der Hingebung und Aufopferung diejenige setze, die sich nicht bemerklich zu machen sucht. Die berühmtesten Opfer haben etwas an sich, was Anspruch macht auf Verherrlichung, und die man auch nicht umhin kann an ihnen zu sehen. Uns sonst würde man sie dieses Charakters zu entkleiden suchen, der in ihnen lebt und ihre Kraft und ihren Halt ausmacht, der Knochen ihres Fleisches und das Mark ihrer Knochen ist. Es war vielleicht auch zum Theil der Kampf und das Schauspielartige, was den Märtyrern ihre Stärke gab; die Rolle auf dieser Bühne war so groß, daß sie die Kraft des heiligen Opfers wohl verdoppeln konnte. Zwei Gedanken unterstützten von beiden Seiten seinen Arm: die Canonisation auf Erden und die Seligkeit des Himmels. Mögen diese alterthümlichen Aufopferungen für eine Ueberzeugung ewig gepriesen werden; aber verdienen nicht auch Liebe jene unbekannten Aufopferungen (wo wir sie wahrnehmen), welche nicht einmal trachten, von denjenigen gesehen zu werden, deren willen sie geschehen? jene bescheidenen, stummen, düstern, verlassenen Opfer, ohne Hoffnung auf einen irdischen oder himmlischen Kranz? Jene stummen Beispiele der Resignation, zahlreicher als man glaubt, haben ein Verdienst an sich, dem ich keine Tugend zu vergleichen wüßte.

Nicht ohne Absicht habe ich die Blicke der Armee auf jene passive Größe zu lenken versucht, welche ganz auf der Selbstverläugnung und Resignation beruht. Nie kann sie sich an Glanz vergleichen mit der handelnden Größe, wo sich gewaltige Talente in vollem Maaß entwickeln; aber lange wird sie beinahe die einzige bleiben, wornach der Soldat streben kann, denn heutzutage trägt er die Waffen beinahe nutzlos. Die blendenden Größen der Eroberer sind vielleicht für immer erloschen. Ihr früherer Glanz erbleicht, ich wiederhole es, in dem Grad als in Geistern der Widerwille gegen den Krieg zunimmt, und in den Herzen der Abscheu vor seinen kalten Grausamkeiten. Die stehenden Heere sind ihren Herren eine Last. Jeder Fürst sieht mit Betrübniß auf sein Heer; dieser unbeweglich und stumm zu seinen Füßen sitzende Koloß ist ihm unbequem und ängstlich. Er sieht ihn verzehrt von Eifer, ohne daß er sich von der Stelle rühren kann. Das Bedürfniß einer unmöglichen Cirkulation macht unaufhörlich das Blut dieses großen Körpers sieden; dieß Blut, das nie vergossen wird und immer gährt. Von einer Zeit zur andern erheben sich Gerüchte von großen Kriegen und grollen wie ferner Donner; aber diese ohnmächtigen Wolken verschwinden, diese Wasserhosen verlieren sich in Sandkörnern, in Traktaten u. s. w. Die Philosophie hat zum Glück den Krieg herabgedrückt, die Negociationen ersetzen ihn, die Mechanik wird ihn vollends durch ihre Erfindungen vernichten.

So lange aber, bis die Welt, noch ein Kind, sich dieses grausamen Spielzeugs entschlägt, so lange bis diese langsame, aber wie mir scheint unausbleibliche Veränderung eintritt, thut es dem Soldaten, dem Mann der Armee Noth, über die Härte seines Schicksals getröstet zu werden. Er fühlt, daß sein Vaterland, das ihn liebte wegen des Ruhms, womit er es bekränzte, ihn zu mißachten anfängt wegen seines Müßiggangs, oder ihn zu hassen wegen der Bürgerkriege, wo er dazu verwendet wird, gegen seine Mutter die Waffen zu kehren. Der Gladiator, dem nicht einmal mehr das Zujauchzen des Circus zu Theil wird, muß zu sich selbst Vertrauen fassen und wir müssen ihn beklagen, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, weil er, wie ich

gesagt, blind und stumm*) ist; hingeworfen, wohin man will daß er gehe, und heute diese Kokarde bekämpfend, fragt er sich, ob er nicht morgen sie an seinen Hut stecken werde?

Welche Idee soll ihn aufrecht erhalten, wenn es nicht die Idee der Pflicht und des beschworenen Wortes ist? Und bei den Ungewißheiten seiner Bahn, bei seinen lastenden Bedenklichkeiten und Selbstvorwürfen, welches Gefühl soll ihn entflammen und kann ihn adeln in unserer Zeit der Kälte und der Entmuthigung?

Welches Heilige bleibt uns?

In dem allgemeinen Schiffbruch der Ueberzeugungen und des Glaubens — welche Trümmer sind da, woran sich noch die Hände der Edeln anklammern können? Außer der Liebe zum Wohlleben und zum Luxus für den Augenblick sieht man nichts auf der Oberfläche der Tiefe. Man könnte glauben, der Egoismus habe Alles in den Grund versenkt; selbst diejenigen, welche die Seelen zu retten suchen und mit Muth untertauchen, fühlen sich in Gefahr verschlungen zu werden. Die Häupter der politischen Parteien nehmen heutzutage den Katholicismus als ein Losungswort und als Fahne; aber welchen Glauben haben sie an seine Wunder und wie befolgen sie sein Gesetz in ihrem Leben? — Die Künstler setzen ihn in helles Licht, wie eine kostbare Medaille und tauchen sich in seine Dogmen, als in eine epische Quelle der Poesie; aber wie Viele gibt es darunter, die sich auf die Kniee werfen in der Kirche, welche sie mit ihren Werken schmücken? Viele Philosophen umfassen und verfechten seine Sache, wie großmüthige Advokaten die eines armen und verlassenen Clienten; ihre Schriften und Worte schmücken sich gerne mit seinen Farben und Formen, ihre Bücher nehmen gern seine gothischen Vergoldungen an, all ihr Trachten gefällt sich darin, um das Kreuz herum das gewandte Labyrinth ihrer Beweise sich schlängeln zu lassen; aber selten steht dieß Kreuz in der Einsamkeit neben ihnen. Die Männer des Kriegs kämpfen und sterben, beinahe ohne nur je an Gott zu denken. Unser Jahrhundert weiß, daß es so ist und möchte gern anders seyn, aber kann es nicht. Es betrachtet sich selbst mit düsterm Auge und kein anderes hat besser empfunden, wie unglücklich ein Jahrhundert ist, das sich selbst sieht.

Wegen dieser traurigen Anzeichen haben manche Ausländer geglaubt, wir seyen in einen Zustand verfallen, ähnlich dem des höllischen Reiches; und ernste Männer haben sich selbst befragt, ob nicht unser Nationalcharakter für immer zu Grunde gehe? Aber diejenigen, welche uns mehr in der Nähe zu beobachten Gelegenheit hatten, haben den Charakter männlicher Entschlossenheit nicht unbeachtet gelassen, der in uns alles das überlebt hat, was die Reibung der Sophismen kläglich verunstaltet hat. Das männliche Handeln hat in Frankreich nichts verloren von seiner alten Kraft. Eine rasche Entschlossenheit treibt zu Opfern, eben so groß, eben so rücksichtslos als je. Mit mehr Kälte berechnet, werden die Kämpfe mit einsichtsvoller Energie geliefert. Der geringste Gedanke wirkt eben so große Thaten, als ehemals der brünstigste Glaube. Der Glaube ist schwach bei uns, aber der Mann ist stark. Die jetzige Jugend hört nicht auf, dem Tod zu trotzen aus Pflicht oder aus Laune, mit einem spartanischen Lächeln, das um so mehr von Heldenmuth zeugt, als nicht Alle an das Fest der Götter glauben.

Ja, ich habe geglaubt auf diesem düstern Meer einen Punkt zu entdecken, der mir fast unzuverlässig schien. Ich sah ihn von Anfang nur mit Mißtrauen und im ersten Augenblick glaubte ich nicht daran. Ich habe mich gescheut, ihn genauer zu prüfen und lange Zeit habe ich mein Auge davon abgewendet. Nachher, weil mich die Erinnerung an jenen ersten Anblick immer verfolgte, bin ich bald wider meinen Willen auf diesen sichtbaren aber unsichern Punkt zurückgekommen. Ich habe mich ihm genähert, ich habe ihn von allen Seiten betrachtet, ihn von oben und von unten ins Auge gefaßt, ich habe ihn stark genug gefunden, um zum Schutz und Anhalt im Sturm zu dienen, und mein Glaube hat sich bestärkt.

Es ist dieß kein neuer Glaube, kein Cultus von neuer Erfindung, kein verworrener Gedanke; es ist ein in und mit uns geborenes Gefühl, unabhängig von den Zeiten, den Orten und selbst von den Religionen; ein stolzes unbeugsames Gefühl, ein Instinct von unvergleichlicher Schönheit, der erst in der modernen Zeit einen seiner würdigen Namen gefunden, der aber schon im Alterthum erhabene Großthaten wirkte und es befruchtete gleich jenen schönen Flüssen, die an ihrer Quelle und im Anfang ihres Laufs noch keinen Namen haben. Dieser Glaube, der, wie mir scheint, Allen noch geblieben ist und als König in den Armeen herrscht, ist der Glaube der Ehre.

Ich kann nicht bemerken, daß er sich sollte geschwächt haben oder daß irgend etwas ihn verunstaltet hätte. Es ist kein Idol, es ist für die meisten Menschen ein Gott, und ein Gott, um welchen herum schon viele der höhern Götter gefallen sind. Der Einsturz aller ihrer Tempel hat sein Götterbild nicht wanken gemacht.

Eine unbeschreibliche Lebenskraft belebt diese sonderbare, stolze Tugend, welche sich aufrecht erhält mitten unter allen unsern Sünden, und sich mit ihnen so sehr verträgt, daß sie sogar durch die Energie der letztern wächst. Während alle andern Tugenden vom Himmel herabzusteigen scheinen, um uns die Hand zu reichen und uns emporzuheben, scheint diese aus uns selbst zu stammen und darnach zu trachten, selbst bis zum Himmel hinanzusteigen. Es ist eine ganz menschliche Tugend, von der man glauben kann, daß sie geboren sey von der Erde, ohne Himmelspalme nach dem Tod; es ist die Tugend des Lebens.

Wie sie nun aber ist — ihr Cultus, auf verschiedene Weise erklärt, ist immer unbestritten geblieben. Es ist eine männliche Religion, ohne Symbole und Bilder, ohne Dogmen und Ceremonien, deren Gesetze nirgends geschrieben sind; und wie kommt es doch, daß alle Männer das Bewußtseyn von ihrer ernsten Macht haben? Die Männer der Jetztzeit, die Männer zu be

*) „Die That ist stumm, der Gehorsam blind!“ Schiller, Wallensteins Lager.

Stunde wo ich schreibe, sind skeptisch und ironisch gegen Alles, außer gegen sie. Jeder wird ernst, wenn ihr Name genannt wird. Das ist nicht bloße Theorie, sondern Beobachtung. Der Mann fühlt, wenn die Ehre genannt wird, sich etwas in ihm bewegen, das wie ein Theil von seinem Wesen ist, und dieser Impuls erweckt alle Kräfte seines Stolzes und seiner ursprünglichen Energie. Eine unüberwindliche Festigkeit hält ihn aufrecht gegen Alle und gegen sich selbst bei dem Gedanken, über diesem reinen Allerheiligsten zu wachen, das in seiner Brust gleichsam ein zweites Herz ist, in dem ein Gott wohnt. Von daher kommen ihm innere Tröstungen, die um so herrlicher sind, als er ihre eigentliche Quelle und Grund nicht kennt; daher kommen ihm auch plötzliche Offenbarungen des Wahren, des Schönen, des Gerechten; daher ein Licht, das vor ihm herwandelt.

Die Ehre ist nichts Anderes als das Gewissen, aber das gesteigerte Gewissen. Es ist die Achtung vor sich selbst und vor der Schönheit des Lebens, bis zur reinsten Erhebung und zur glühendsten Leidenschaft fortgeschritten. Zwar erkenne ich keine Einheit in ihrem Prinzip, und jedesmal wo man versucht hat, sie mit Worten zu definiren, hat man sich in den Ausdrücken verloren; aber ich sehe auch nicht, daß man mit der Definition Gottes glücklicher gewesen wäre. Beweist dieß gegen eine Existenz, die man in Allem und immer empfindet? Vielleicht ist dieß ihr größtes Verdienst, daß sie so mächtig und immer schön ist, ohne daß man ihre Quelle genau anzugeben weiß! .. Bald veranlaßt sie den Mann, einen Schimpf nicht zu überleben, bald dazu, ihm mit einer Seelengröße und Kraft zu begegnen, die ihn gut machen und jede Befleckung verwischen. Ein ander Mal weiß sie die Kränkung sammt der Sühnung zu verheimlichen. Zu andern Zeiten erfindet sie große Unternehmungen, gewaltige und beharrliche Kämpfe, unerhörte Opfer, die langsam sich vollenden, und schöner durch die dabei sich beurkundende Geduld und das Dunkel, worein sie gehüllt sind, als die Aufwallungen eines plötzlichen Enthusiasmus oder einer heftigen Entrüstung; sie wirkt Handlungen der Wohlthätigkeit, welche nicht übertroffen werden von der evangelischen Barmherzigkeit; sie hat Beispiele aufzuweisen von wunderwürdiger Duldsamkeit, von zarter Güte, von göttlicher Milde und erhabener Verzeihung. Immer und überall hält sie die persönliche Würde des Mannes in ihrer ganzen Schönheit aufrecht.

Die Ehre ist die Schamhaftigkeit des Mannes.

Die Scheu, es hier fehlen zu lassen, ist für uns Alles. Dieß Unaussprechliche ist mithin das Heilige.

Man erwäge einmal, was bei uns der populäre, allgemeine, entscheidende und doch so einfache Ausdruck gilt: Sein Ehrenwort geben! Da wird das menschliche Wort, statt nur der Ausdruck von Ideen zu bleiben, das Wort im ausgezeichnetsten Sinne, das geheiligte Wort gegenüber allen andern Worten, als ob es geboren wäre mit dem ersten artikulirten Laut, den die menschliche Zunge ausgesprochen hat; und als ob nach ihm es kein Wort mehr gäbe, werth ausgesprochen zu werden, wird es das Versprechen eines Mannes gegen den Andern, gesegnet und geweiht bei allen Völkern; es wird zum Eide selbst, weil man den Namen der Ehre dazu setzt.

Jeder hat jetzt sein Wort und hält es fest wie sein Leben. Der Spieler hat das seinige und achtet es heilig und hält es; in dem Sturm der Leidenschaften ist es gegeben, ist es angenommen worden, und so profanirt es ist, doch gilt es als unverletzlich. Dieß Wort ist durchaus schön und durchaus heilig. Und dieß Prinzip, das man für angeboren halten möchte, das die ganze Gewalt seiner Verpflichtung nur in der innern Zustimmung Aller hat, zeigt es sich nicht in seiner vollständigsten und erhabensten Schönheit, wenn es von dem Mann des Krieges angewandt wird?

Das Wort, das allzu oft nur ein Schall ist, bei dem hochgestellten Politiker, wird ein furchtbar ernstes Faktum bei dem Soldaten; was der Eine leichthin oder treuloserweise sagt, schreibt der Andere mit seinem Blut in den Staub, und deßwegen wird er von Allen über Alle geehrt und müssen Viele die Augen vor ihm niederschlagen.

Möchte die reinste der Religionen in ihren neuen Entwicklungen nicht versuchen, zu läugnen oder zu ersticken dieß Gefühl der Ehre, das in uns wach ist, wie eine letzte Lampe in einem zerstörten Tempel; möge sie vielmehr es sich aneignen und es ihrem übrigen Glanze hinzufügen, indem sie es als eine Leuchte mehr auf ihren Altar stellt, den sie verjüngen möchte. Das wäre eine göttliche Aufgabe! Was mich betrifft, der ich mich auch mit diesem glücklichen Zeichen segne, ich wollte und konnte nichts Anderes leisten als ein sehr bescheidenes und ganz menschliches Werk, und einfach angeben, was ich noch in uns für lebendig halte. Hüten wir uns von diesem alten Gott der Ehre zu sagen, es sey ein falscher Gott! denn der Stein seines Altares ist vielleicht der des unbekannten Gottes. Der magisch wirkende Magnet dieses Steins zieht an und fesselt die Herzen von Stahl, die Herzen der Starken. — Sagt, ob das nicht wahr ist, Ihr, meine tapfern Genossen, Ihr, für die ich diese Erzählungen geschrieben habe, Ihr, eine neue thebanische Schaar, Ihr, deren Haupt sich zerschmettern ließ an diesem Schwurstein, sagt und bezeugt es Ihr Alle, Heilige und Märtyrer der Religion der Ehre! — —

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 94.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

21 Oktober 1838.

Leandros,

Roman von Panagiotis Sutsos.

In Nauplion erschien im Jahre 1834, ein in Briefen verfaßter neugriechischer Roman (μυϑιστορία, μυϑιστορικὸν πόνημα) von Panagiotis Sutsos, unter der Aufschrift: Ὁ Λέανδρος, einer der ersten neugriechischen Romane, im wiedergebornen Griechenland selbst wohl der erste. Ueber die Art und Weise, wie der Verfasser seinen romantischen Stoff erfunden und behandelt hat, spricht er sich selbst in dem Vorworte dazu aus; und da dieß zugleich den Inhalt des Buches im Allgemeinen angibt, so lassen wir denjenigen Theil des Vorworts, der sich damit beschäftiget, um so zweckmäßiger in einer wörtlichen Verdeutschung hier folgen, da dadurch die Bruchstücke, welche wir aus dem Romane selbst mittheilen wollen, dem Verständnisse der Leser wenigstens etwas näher gerückt werden.

„Die Hauptperson des Romans ist Leandros selbst, ein Mensch von ernstem Charakter, begabt mit einer unabhängigen Seele und heftigen Leidenschaften. In der Gesellschaft empfindet er allen den Ekel, den ihre Wünsche, ihre Vorurtheile und Formen einflößen. Daher kommt es, daß die ersten Briefe des Leandros voll Stoicismus und mit heftigen Sarkasmen gegen die Gesellschaft angefüllt sind. Er begibt sich von Nauplion nach Athen, wo so viele fremde Familien sich zusammenfinden, und wo er die junge Koralia, mit der er erzogen wurde, verheirathet und als Mutter eines Kindes wiederfindet. Die früheren Eindrücke einer Liebe, die die Zeit nicht verwischen konnte, erneuern sich auf beiden Seiten mit Heftigkeit. Alle die zauberischen Reize der ersten Liebe werden von dem Verfasser lebendig geschildert; aber, voll Ehrfurcht für die Gesetze wahrer Moral, stellt er Koralia als eine tugendhafte Frau und des Mitleids werth, den Leandros aber erfüllt von der Achtung für die Heiligkeit der Ehe dar.

Koralia besitzt Stärke genug, um es über sich zu gewinnen, Leandros dahin zu bestimmen, daß er Athen verlasse; allein sie verfällt in eine schwere Krankheit, und der Kampf zwischen ihrer Pflicht und ihrem Herzen verzehrt allmählich ihr Daseyn.

Leandros verläßt Athen und kehrt in Verzweiflung nach Nauplion zurück. Sein ernster Charakter wendet sich mit um so größerer Heftigkeit gegen diejenigen, welche eine falsche Klugheit zu heiligen, und die Lüge zu empfehlen suchen; doch sind seine Angriffe frei von aller Persönlichkeit. Sie gleichen Gemälden, die die Schlechtigkeit mit schwarzen Farben darstellen, und in denen der Lasterhafte das Verderben seiner Seele, wie in einem Spiegel, erkennen, erröthen und sich bessern kann.

Allein Leandros ist Grieche, und er lebt im Jahre 1834. — Welches sind seine politischen Ansichten? — Er ist ein Freund des Fortschritts und folglich ein Anhänger Otto's. In dem Könige von Griechenland erblickt er die Unabhängigkeit Griechenlands verkörpert; in ihm sieht er die Vereinigung der Nationalkräfte verwirklicht, die Anarchie besiegt durch die Gesetzlichkeit, das Vorwärtsschreiten des Volkes begründet.

Während er so in Nauplion seine Tage verlebt, und in öftern Anfällen düstern Schwermuths seinem Leben ein Ende zu machen beschließt, wird er durch seinen Freund Charilaos auf andere Gedanken gebracht, der ihn mit der Hoffnung schönerer Zukunft tröstet, und ihn zu einer Wanderung durch Griechenland beredet. Hocherfreut sieht Leandros Griechenland im magischen Lichte seiner Begeisterung; er schildert seine Alterthümer und die Siege seiner Landsleute, und kehrt nach einer zweimonatlichen Reise nach Athen zurück. Voll Heiterkeit tritt er in diese Stadt ein; aber er findet Koralia in den letzten Zügen. Von nun an nimmt der Roman einen tragischen Charakter an, und das bisher heitere Bild wird trüb und düster. Koralia stirbt, und Leandros endet durch Selbstmord.

Das Daseyn Gottes, die Unsterblichkeit der Seele, die Neigung zum Landleben, die Liebe zur Freiheit, — dieß sind die Ideen und Gefühle, welche Leandros beleben; der Aufgang der Sonne und des Mondes, die Stille des Frühlings, himmelhohe Berge und Sturm und Ungewitter, — das gleichsam bildet die Staffage des Romans.

Warum derselbe keinen größern Umfang habe? Der Verfasser wünschte, daß die Worte Gedanken enthalten, und dieselben

Gedanken und die nämlichen Bilder nicht unter verschiedenen Gestalten wiederkehren sollten; und es war ihm darum zu thun, der äußern Darstellung selbst Nerv und Kraft zu geben. Bisweilen, um ihr ein griechischeres Gewand zu leihen, hat er einige Briefe mit altgriechischen Wörtern bereichert, ein bis zwei Mal sogar altgriechische Dichter nachgeahmt.

Jugend Griechenlands, für dich schreibe ich. Nimm gesundere Nahrung zu dir, und stürze dich mit Enthusiasmus in die Rennbahn des Talents, die dir nun geöffnet ist. Wie lange will Griechenland hinter den gebildeten Völkern zurückbleiben? Griechenland, das bestimmt ist, der Vorläufer jeder großen Idee, jeder edlen That zu seyn? Jugend Griechenlands! Alles, was du von uns, dem herangewachsenen Geschlechte, verlangen konntest, ist geschehen; wir haben Wunder gethan, denn wir haben dir eine Zukunft bereitet, ein Vaterland dir gegeben, und das Land deiner Vorfahren haben wir befreiet. Nun aber, ermüdet vom Kampfe, verlangen wir von dir die andere Hälfte des Werks: Die Erleuchtung und Civilisation Griechenlands!"

So weit Sutsos selbst a. a. O., insoweit wir ihn hier redend haben einführen wollen. Des Vorwurfs, den er als möglich im Vorbeigehen ebenfalls erwähnt (er betrachtet ihn jedoch sogar als Verleumdung), daß er die „Ultime lettere di Jacopo Ortis" von Foscolo, oder „Werthers Leiden" von Goethe nachgeahmt habe, wollen wir hier ebenfalls in der Kürze gedenken. Ohne auf das Kapitel de imitatione im Allgemeinen weiter einzugehen, das freilich ein sehr weites ist, und worüber man sich erst in Betreff der Gränzen und des Zweckes verständigen muß, ehe man im Einzelnen abspricht, genüge es hier zu bemerken, daß, auch wenn Sutsos obige beide Werke gekannt und vor Augen gehabt haben sollte, dessenungeachtet sein Leandros in Anlage, Ausführung und Charakteristik zu eigenthümlich ist, als daß man darin eine Nachahmung — des weichlichen Werthers nun ganz und gar nicht, aber auch eben so wenig des kräftigeren Ortis erkennen kann. Den, der beide kennt, mag allerdings dieser Leandros an beide erinnern; aber wäre damit, und nur damit allein, der Vorwurf der Nachahmung begründet? Eine solche Reminiscenz auszusprechen, ist oft mehr eine Eitelkeit dessen, der sie gegen den Verfasser geltend macht.

Am Schlusse dieser Einleitung wollen wir noch gedenken, daß Friedrich Thiersch in seinem Werke: De l'état actuel de la Grèce (1833), T. 2, S. 137, neben der kräftigen und erhabenen Einfachheit der Dichtungen des Alex. Sutsos, auch „des Adels und des Schwungs" der Prosa des Panagiotis Sutsos (des Verfassers des Λέανδρος) Erwähnung thut, wodurch wir dessen Sprachdarstellung die auch im Aeußeren eine mehr altgriechische ist, allerdings besonders charakterisirt finden.

Und nun die Bruchstücke, die wir gleich dem Anfange des Romans entlehnen.

Leandros an Charilaos.

Nauplion den 18 Dec. 1833.

Welch eine Welt? was für ein Leben? Und doch! — wie übermüthig ist der Mensch! Ein weiter Horizont öffnete sich vor meinen Augen, als ich das erste Mal die Schwelle des Lebens betrat; doch jetzt, in einem Alter von dreißig Jahren, fällt die Binde der Täuschungen, und der Blick sieht nur Abgründe vor sich, und Abgründe hinter sich, und ein enger, unwegsamer Pfad verbindet beide mit einander. Mit welchem Schmerze aber überzeugen wir uns von unserm Elende, und wie sophistisch kämpft der Verstand wider die Wahrheit!

Gestern Morgen blätterte ich in dem Buche, das die Denkwürdigkeiten meines Lebens enthält. Gott! welche Kämpfe habe ich gekämpfet, welche Wege bin ich gegangen, wie viele Jahre der Mühen und der Arbeiten! und warum dieß Alles? Wohin sind sie gekommen, die ich als Kind, die ich als Jüngling gekannt habe? wohin sind die unschuldigen Spiele der Kindheit, die Täuschungen der Jugend? Wie das Wasser des Kataraktes, hat Alles der Abgrund verschlungen.

An denselben.

Den 14 Dec. 1833.

Es ist ein Elend! aber warum kann ich meinen Nacken in das Joch der Gesellschaft nicht beugen? Glücklich die, die auf der gewöhnlichen Straße des Lebens dahinwandeln!

Es ist ein Elend! Ich sehe Menschlein, Zwerge in Ansehung der sittlichen Größe, lallend in fremden Sprachen, aber ohne tiefere Kenntnisse und ohne Talent, — und doch gelingt ihnen Alles, und sie haben Reichthum, und Ehre ist ihnen zu Theil geworden.

Mit welch innerem Zorne betrachte ich die Mächtigen, — Menschen, die mit Menschen Handel treiben! Und ihr Lächeln! ihre stolzen Augenbrauen! und die Schmeicheleien, das kriechende Wesen der Kleineren! — — Nein! der Mensch ist nicht gemacht, daß er über den Menschen herrsche.

Konnte die menschliche Gesellschaft nicht anders gestaltet werden? muß der Mensch, den Busen der Natur verlassend, wie ein Gefangener in die Kerker der Städte eingeschlossen werden? Trauriger Gedanke, der du oft meinen Geist beherrschest und meine Stirn erhitzest!

Die erste Jugend wird durch den Anblick dieser also umzäunten Gesellschaft überrascht; aber so wie sie in dieselbe eintritt, fühlt sie sich beengt und vermag kaum zu athmen, und dennoch gewöhnen sich Viele nach und nach an die Luft, die darin weht. Ebenso bemerken wir, wenn wir in ein niederes Zimmer treten, die Engigkeit nur an dessen Eingange selbst.

Du kennst meinen seltsamen, heftigen Charakter; du kennst mein Herz, das mitten unter den Menschen einsam ist und gleichwohl über seine Einsamkeit trauert. O Freund! wie sehr ich mir auch der Nothwendigkeit tieferen Gefühls bewußt bin, so empfinde ich doch weder Liebe, noch Sehnsucht; Allem macht der Tod ein Ende, und kein Ziel ist des Strebens werth. Zwei Genien nur, die aus den Tiefen der Welt sich mir zeigen, fesseln mich an das Leben: die Tugend und die Freiheit. . . . Aber nach und nach sind ihre glänzenden Farben vor meinen Augen erloschen, und allmählich sind sie selbst, Mutter und Tochter, zu bloßen Gebilden der Phantasie herabgesunken. Tugend und Freiheit! — — Gebilde der Phantasie, mein Freund!

(Schluß folgt.)

Knechtschaft und Größe im Militärleben.

(Fortsetzung.)

Der Verfasser fügt im Vorwort noch Einiges bei, über den Charakter der Armeen im Allgemeinen und über die Abhängigkeit des Soldaten und seinen individuellen Charakter, was, als Zeugniß eines französischen Militärs, immerhin von einigem Interesse seyn dürfte. Nachdem er den Unterschied zwischen den Heeren des Alterthums, wo die Bürger zugleich auch Krieger waren, und den modernen stehenden Heeren kurz erörtert, sagt er über die Heere des Mittelalters und der spätern Zeit, hauptsächlich mit Rücksicht auf Frankreich:

Im Mittelalter und später bis gegen das Ende der Regierung Louis' XIV hing noch die Armee eng mit der Nation zusammen, wenn auch nicht durch alle ihre Soldaten, so doch wenigstens durch alle ihre Anführer, weil der Soldat der Dienstmann (Hörige, homme) des Edeln war, von ihm aufgeboten auf seinen Gütern, in seinem Gefolge dem Heer sich anschließend, und nur von ihm abhängig; der Heer nun war Landeigenthümer und lebte im Schooße des mütterlichen Heimathlandes. Unterworfen dem ganz populären Einfluß des Priesters that er während des Mittelalters nichts anderes, als sich mit Gut und Blut dem Lande weihen; oft im Kampf gegen die Krone und unablässig empört gegen eine Hierarchie von Gewalten, welche zu viel Erniedrigendes in den Gehorsam und somit zu viel Demüthigendes in das Waffenhandwerk gebracht hätte. Das Regiment gehörte dem Obersten, die Compagnie dem Capitän, und der Eine wie der Andere wußten ganz gut ihre Leute wegzuführen, wenn ihr Gewissen als Bürger nicht im Einklang stand mit den Befehlen, die sie als Soldaten erhielten. Diese Unabhängigkeit des Heeres dauerte in Frankreich fort, bis auf Herrn von Louvois, der sie zuerst den Bureaux unterwarf, und mit gebundenen Händen und Füßen sie der unumschränkten Gewalt überlieferte. Er stieß dabei auf nicht wenig Widerstand, und die letzten Vertheidiger der hochherzigen Freiheit der Kriegsleute waren jene derben und freimüthigen Edelleute, die mit der Schaar ihrer Soldaten nur zur Armee stoßen wollten, um in den Krieg zu ziehen. Obgleich sie nicht das ganze Jahr damit zubrachten, das ewige Handhaben der Waffen Automaten einzuüben, finde ich doch, daß sie und ihre Soldaten auf den Schlachtfeldern Turenne's sich nicht übel aus der Sache zogen. Sie haßten vorzüglich die Uniform, welche Allen das gleiche Aussehen gibt und die Geister dem Rock und nicht dem Menschen unterwirft. Sie kleideten sich gerne roth an den Schlachttagen, um von den Ihren besser gesehen, und vom Feind eher ins Auge gefaßt zu werden, und ich erzähle gern Mirabeau nach, daß der alte Marquis von Coetquen lieber an der Spitze seines Regiments sich cassiren ließ, als daß er bei der Musterung vor dem König in Uniform erschienen wäre. Ich verkenne nicht die tausend Gebrechen in der Organisation, die damals ein Ende nahm, aber ich behaupte, sie hatte den Vorzug vor der jetzigen, daß sie das nationale und kriegerische Feuer Frankreichs freier leuchten und aufflammen ließ. Das Geschick einer modernen Armee ist ein ganz anderes geworden, als das der frühern war, und die Centralisation der Gewalten hat sie zu dem gemacht, was sie ist. Die moderne Armee, sobald sie nicht mehr im Krieg ist, wird eine Art Gendarmerie. Es ist als schämte sie sich ihrer selbst, und sie weiß nicht was sie thut, noch was sie ist; sie fragt sich beständig, ob sie Beherrscherin oder Sklavin des Staats sey; dieser Körper sucht überall seine Seele und findet sie nicht. . . . .

Zu diesem Buche trieb mich der Wunsch, von dem Haupte des Soldaten den Fluch abzulenken, welchen der Bürger nicht selten geneigt ist, gegen ihn zu schleudern, und die Verzeihung der Nation für die Armee anzurufen. Das Schönste was es gibt nach der Begeisterung, ist die Aufopferung; nach dem Dichter der Soldat, und nicht seine Schuld ist es, wenn er zum Zustand des Heloten verdammt ist. Die Armee ist blind und stumm. Sie schlägt gerade vor sich hin, von dem Ort aus, auf den man sie stellt. Sie will nichts und handelt, von Springfedern getrieben. Sie ist eine große Maschine, die man bewegt und welche tödtet; aber sie ist auch ein Wesen, welches leidet. Deßwegen habe ich von ihr immer mit unwillkürlicher Rührung gesprochen. Die Existenz des Soldaten ist, nächst der Todesstrafe, die schmerzlichste Spur der noch unter den Menschen vorhandenen Barbarei; aber Nichts ist auch der Theilnahme und Liebe der Nation würdiger, als diese geopferte Schaar, die ihr zu Zeiten so vielen Ruhm gibt. . . .

Das Leben des Soldaten ist trüb, eintönig, regelmäßig. Die von dem Tambour getrommelten Stunden sind ebenso schwer und düster wie er selbst. Haltung und Aussehen sind ebenso Uniform wie die Kleidung. Die Lebhaftigkeit der Jugend und die Abgemessenheit des reiferen Alters nehmen zuletzt dieselbe Haltung an, — die der Waffe. Die Waffe, bei der man dient, ist der Model, in den man seinen Charakter wirft, worin er sich ändert und umgeschmolzen wird, um eine allgemeine Form anzunehmen, die ihm für immer bleibt. Der Mensch verwischt sich unter den Soldaten. Die Dienstbarkeit des Soldaten ist schwer und unbeugsam, wie die eiserne Maske des Gefangenen ohne Namen, und gibt jedem Kriegsmann ein einförmiges und kaltes Gesicht. Auch bemerkt man schon beim Anblick eines Armeecorps, daß Ueberdruß und Mißvergnügen die allgemeinen Züge im Antlitz des Militärs sind. Die Strapazen fügen dazu noch ihre Runzeln, die Sonne ihre braunen Tinten, und ein zu frühes Alter durchfurcht dreißigjährige Gesichter. Indeß hat oft eine Allen gemeinsame Idee dieser Versammlung ernster Männer einen großen, ehrfurchtgebietenden Charakter verliehen, und diese Idee ist: die Selbstverläugnung. Die Selbstverläugnung des Kriegers ist ein schwereres Kreuz als das des Märtyrers. Man muß es lange getragen haben, um seine Wucht und Größe zu kennen.

Die vollständige Selbstverläugnung, von der ich spreche, die beständige, gleichgültige Todesverachtung, die völlige Verzichtleistung auf die Freiheit zu denken und zu handeln, die einem beschränkten Ehrgeiz auferlegten Hemmnisse und die Unmöglichkeit sich Reichthümer zu sammeln, dieß Alles erzeugt Tugenden, die bei den freieren und selbstthätigeren Classen seltner sich finden.

Im Allgemeinen ist der Charakter des Militärs einfach, gut, geduldig, und man findet bei ihm etwas Kindliches, weil das Regimentsleben ein wenig dem in den Collegien gleicht. Die Züge von Rohheit und Trübsinn, die ihn verdunkeln, sind ihm durch die Langeweile und eine falsche Stellung aufgedrückt.

Die absolute Autorität, die ein Mensch übt, zwingt ihn zu beständiger Zurückhaltung. Nie kann er seine Stirne vor seinen Untergebenen entfalten, ohne sie eine Vertraulichkeit annehmen zu lassen, welche seiner Würde Eintrag thut. Er versagt sich das Sichgehenlassen und das freundschaftliche Plaudern, aus Furcht, man könnte ein freimüthiges Geständniß aus seinem Leben gegen ihn benützen, oder eine Schwäche, die ein böses Beispiel gäbe. Ich habe Offiziere gekannt, die sich in ein trappistisches Stillschweigen einschlossen, und deren ernster Mund nie den Schnurrbart in die Höhe zog, als um ein Befehlswort durchzulassen. Unter dem Kaiserreich war dieß Benehmen beinahe das von allen höhern Offizieren und Generalen. Der Herr und Meister selbst hatte das Beispiel gegeben; die Gewohnheit wurde streng beibehalten, und war ganz angemessen; denn zu der nothwendigen Rücksicht, die Vertraulichkeit zu entfernen, kam auch noch das Bedürfniß, das ihre alte Erfahrung empfand, ihre Würde zu behaupten in den Augen einer Jugend, die besser unterrichtet war als sie, die ganz vollgestopft mit Ziffern ankam und mit einer zuversichtlichen Hoffnung auf den Lorbeer, die nur durch Schweigen konnte gezügelt werden.

Ich habe nie das Geschlecht der jungen Offiziere geliebt, selbst damals nicht, als ich selbst zu ihnen gehörte. Ein geheimer Instinkt der Wahrheit sagte mir, daß in Allem die Theorie nichts ist neben der Praxis, und das ernste und schweigsame Lächeln der alten Hauptleute machte mich mißtrauisch gegen all die armselige Wissenschaft, die man durch die Lektüre einiger Tage erwirbt. Bei den Regimentern, wo ich diente, hörte ich gern den alten Offizieren zu, deren gewölbter Rücken noch einem Soldatenrücken gleich sah, beladen mit dem schweren Tornister und der Patrontasche. Sie erzählten mir alte Geschichten von Aegypten, Italien und Rußland, die mich mehr lehrten über den Krieg, als unzählige Bücher und Instruktionen. Ich versäumte keine Gelegenheit zuzuhören, und gewöhnlich fehlte ich nie bei den regelmäßigen Spaziergängen, wo die alten Offiziere sich gern ihre Erinnerungen mittheilen. Sie ihrerseits waren auch nicht abgeneigt, die merkwürdigen Geschichten ihres Lebens in mein Gedächtniß einzuschreiben, und da sie bei mir eine der ihrigen gleiche Geduld und ein ebenso ernstes Schweigen fanden, waren sie immer bereit, sich mir zu eröffnen. Wir gingen oft Abends über Feld oder im Wald spazieren, oder am Ufer des Meers, und der Anblick der Natur, oder die geringste Eigenthümlichkeit des Terrains erweckte in ihnen unerschöpfliche Erinnerungen — bald war es eine Seeschlacht, ein berühmter Rückzug, ein verhängnißvoller Ueberfall, ein Infanterietreffen, eine Belagerung und immer die Sehnsucht nach einer Zeit der Gefahren, Achtung für das Andenken dieses oder jenes großen Generals, naive Anhänglichkeit an einen obskuren Namen, den sie für sehr bekannt hielten; und bei all diesem eine rührende Einfalt des Herzens, welche das meinige mit einer Art Verehrung für diesen männlichen Charakter erfüllte, der geschmiedet war in beständigen Widerwärtigkeiten und in den Zweifeln einer schlimmen und falschen Stellung. — —

Ich besitze, sagt Vigny, seine Erzählungen bevorwortend, die oft schmerzliche Gabe eines Gedächtnisses, das die Zeit nicht ändert; mein ganzes Leben, mit jedem einzelnen Tage, ist mir gegenwärtig wie ein unauslöschliches Gemälde. Die Züge verwirren sich, die Farben erbleichen nie. Einige sind schwarz und verlieren nichts von ihrer wehethuenden Lebendigkeit. Auch einige Blumen finden sich darunter, deren Kelche so frisch sind, wie an dem Tage, der sie aufbrechen sah, zumal wenn eine unwillkürliche Thräne aus meinem Auge auf sie fällt und ihnen einen lebhafteren Glanz verleiht.

(Fortsetzung folgt.)

Schwere Bedingung.

(Polnisch.)

Im dunklen Walde singt das Vöglein,
Wo Maria schneidet Heu;
Hat geschnitten, hat gebunden,
Rufet Hänschen dann herbei:
Hänschen komm, mir's Heu zu reichen,
Sprich kein Wörtchen, hörest du!
„Wohl will ich das Heu dir reichen
„Aber plaudern auch dazu.
„Wird mir ja zu Stein das Herze,
„Wenn's mit dir kein Wörtlein spricht;
„Wär's auch nichts mehr als: Gott helfe!
„Ohne das lebt es ja nicht."

Erfahrung.

(Polnisch.)

Schau einmal zum Fenster hinaus,
Wie das Wölfchen springet:
Hat gewiß noch keine Frau,
Die ihm Kummer bringet.

Nimm ein Weib dir, nimm ein Weib,
Unthier aus dem Walde,
Dann wirst du, wie ich es bin,
Elend wirst du balde.

Und das Wölfchen nahm ein Weib,
Ließ die Ohren hangen:
„Au, au, au, au,
„Wie ist's mir ergangen!" v. B.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 95.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 Oktober 1838.

Leandros.

(Schluß.)

Leandros an Charilaos.

Megara, den 19 December.

Der Strom der Verwüstung hat sich über ganz Griechenland ergossen; überall nur Trümmer, überall der Anblick düsterer Trauer. Die breitstraßige Stadt des Agamemnon ist nichts, als ein Haufen armseliger Wohnungen; Sparta liegt in Schutt; in Theben begegnete ich keinem Epaminondas, und in Korinth suchte ich vergebens die prächtigen Bäder und die Aristippe.

Nur die Erinnerung geistiger Gewalten, nur das Schauen der Gefühle findet in Griechenland Nahrung; das Schauen, das sich zu einem glücklichen Himmel erhebet, und zu einer nicht minder glücklichen Natur herabsteigt.

Als ich mich Megaris näherte, wandelte ich vier Stunden lang an einsamer Küste; uralte Wälder beschatteten sie, und am Rande des Meeres lagen Trümmer von Bäumen, die das Alter gebleicht hatte; das Meer daneben aber brauste und tobte. Gott! die heftige Bewegung der Wellen erschütterte mir das Herz.

Bei meinem Eintritte in Megara traf ich unter einem Baume einen alten Krieger, der in dem vorüberfließenden Bache ein Stückchen trockenes Brot anfeuchtete. Der Alte erkannte mich, und seine verstümmelte Rechte bot mir den griechischen Gruß. Die Revolutionen sind wie Ausbrüche der Vulkane; Feuerströme ergießen sich aus ihnen, und mit ihnen wälzen sich glühende Massen, Schrecken und Vernichtung verbreitend, über die Fluren; hat der Krampf der Natur aufgehört, so schreiten die Wanderer gleichgültig über die Gluthmassen und über die Aschenhaufen.

An denselben.

Meridi, den 21 December.

Schöner Tag! Tag des Frühlings! In den Thälern weiden Heerden mit ihren Hirten und Hunden; auf den gepflügten Feldern schimmern ländliche Hütten, und die harmlose Dorfjugend hat sich das Haupt mit Thymian und Salbei geschmückt. O wie unschuldig sind die Freuden des Landlebens! wie harmlos die Freiheit der Felder!

Kleide dich immer in silbergestickte Gewänder, Sklaverei der Städte! sitze unter purpurnen Zelten und auf goldenen Teppichen! doch wirst du nicht aufhören, das lästige und kümmerlich-lebende Weib zu seyn, ob auch Myriaden Sterblicher aller Zeiten und aller Länder wie eine Göttin dich anzubeten gewohnt gewesen!

Freiheit! süße, erhabene Führerin der Menschen! Du wohnest auf den Bergen, und glänzend ist dein weißes Gewand; der Hirt, der dich grüßet, mag er sein trockenes Brot mit den Zähnen mühsam beißen, ist gleichwohl glücklicher, als der knechtisch lebende Mensch der Städte!

An denselben.

Athen, den 22 December.

Ich bin in Athen. Und wem bin ich hier begegnet? Kannst du es dir denken? Koraïla ist es, die ich hier fand.

Du weißt, wie sehr mich ihr Anblick im Jahre 1821 bezauberte, so sehr, daß ich nicht widerstehen konnte und mit verwundetem Herzen, und krank an Verstande, ihr aus Dacien nach Italien folgte. Mit heißen Phantasien erfüllte mir ihr Anblick die Stirn und die Brust mit romantischen Gefühlen. Jetzt sah ich sie wieder; mein Herz verjüngte sich, und eine Welt schöner Erinnerungen umgab mich.

Zehn Jahre haben sie nicht im geringsten verändert. Ich sah sie auf dem Spaziergange mit ihrem achtungswerthen Gatten; sie erkannte mich, und ein Schrei entfuhr ihr unwillkürlich bei meinem Anblicke. Wir grüßten uns, ohne jedoch mit einander zu sprechen.

Lebe wohl, Freund! Morgen schreibe ich dir mehr; jetzt ist mein Kopf wie ein Chaos von Gedanken.

An denselben.

Athen, den 24 December.

Ich war in ihrer Wohnung; ich traf sie allein. Zu ihren Füßen spielte ihr dreijähriges Kind. Das unschuldige Kind,

mit seinen Blicken voll Friedens, mit der blendenden Weiße seiner Glieder, mit dem süßen Lächeln! — in Allem ähnlich der Mutter!

Wir sprachen über Vieles mit einander. „Zehn Jahre," sagte Koralia zu mir, „sind verflossen, seitdem wir uns nicht sahen. Ihr seyd dahin, ich bin dorthin vom Schicksal geworfen worden, und wenn nicht Ruhe und Friede dem Kampfe des Volks gefolgt wären, würden vielleicht auch unsere Gräber weit von einander liegen. Wie ist es Euch in diesen zehn Jahren ergangen? und wie ergeht es Euch jetzt?" — „Opfer von Geld," erwiederte ich ihr, „Opfer von Verwandten, Opfer an Leben, Unglück ganzer Familien und Einzelner, — dabei nur Ein Gedanke, die Nationalunabhängigkeit: das ist das Ende der griechischen Revolution! Wir Lebende haben uns für die Nachkommen geopfert. So lange noch die Revolution fortschritt, war auch jeder Einzelne in Bewegung, und Keiner empfand den Schmerz seiner Wunden. Nun aber, da Jeder zur Ruhe gelangt ist, gedenkt er der Vergangenen und trauert über die Gegenwart. Dreimal glücklich diejenigen, denen nicht auch unheilbare innere Wunden geschlagen worden!"

Bei diesen letzten Worten erröthete Koralia, änderte das Gespräch und sagte am Schlusse: „In einem Alter von 26 Jahren, wo das Herz, und glaubt mir, auch das meinige, verstummt ist, ist Seelenfrieden das höchste Glück; diesen Frieden genieße ich gegenwärtig, und ich wünschte, daß auch Ihr ihn hättet und daß Ihr mir nachahmtet."

Knechtschaft und Größe im Militärleben.

(Fortsetzung.)

Laurette, oder das rothe Siegel.

Ich befand mich im März 1815 allein, zu Pferd, auf der großen Straße nach Artois und Flandern, hatte einen guten Mantel, einen schwarzen Helm, Pistolen und einen großen Säbel; es regnete in Strömen, seit vier Tagen und vier Nächten, aber ich sang aus voller Brust. Ich war so jung. Meine Kameraden waren auf der Straße voraus, im Gefolge Louis' XVIII; ich sah ganz am Horizont ihre weißen Mäntel und rothen Röcke; die Lanziers Bonaparte's, die unsern Rückzug beobachteten, zeigten von Zeit zu Zeit den dreifarbigen Schimmer ihrer Lanzen auf der entgegengesetzten Seite. Der Verlust eines Hufeisens hatte mein Pferd aufgehalten; es war jung und kräftig; ich trieb es an, um wieder meine Eskadron zu erreichen; es lief in starkem Trab. Ich fühlte mit der Hand an meine Schärpe, sie war stark mit Gold besetzt; ich hörte die Scheide meines Säbels gegen die Steigbügel klirren, und ich fühlte mich sehr stolz und ganz glücklich.

Es regnete immerfort, und ich sang immerfort. Nach einiger Zeit schwieg ich, müde, nur mich selbst und den Hufschlag meines Pferdes zu hören. Das Pflaster der Straße ging aus; ich sank ein, mußte Schritt reiten. Meine großen Stiefel waren außen mit einer dichten Kruste gelben Koths, wie Ocker, überzogen, innen waren sie vom Regen gefüllt. Ich schaute auf meine ganz neuen goldenen Epauletten, meine Glückseligkeit und meinen Trost; sie waren vom Wasser fleckig, und das betrübte mich.

Mein Pferd ließ den Kopf sinken; ich machte es ebenso; ich dachte nach und befragte mich selbst, zum ersten Mal, wohin ich gehe? Ich wußte es durchaus nicht, aber das focht mich nicht lange an; ich wußte ja gewiß, daß, weil meine Eskadron hier marschirte, auch mich meine Pflicht hieher rief. Da ich in meinem Herzen eine tiefe, unveränderliche Ruhe fühlte, schrieb ich dieß auf Rechnung des unauslöschlichen Gefühls der Pflicht und suchte mir dieß zu erklären. Wie ich so in der Nähe sah, wie ungewohnte Beschwerden munter erduldet wurden, von blonden und so weißen Häuptern, wie eine sichere Zukunft so keck aufs Spiel gesetzt wurde von so vielen Menschen, denen ein glückliches Leben in der Welt winkte, und selbst auch meinen Antheil hatte an der wunderbaren Zufriedenheit, welche in jedem Menschen erwächst aus der Ueberzeugung, daß er sich keiner der Verpflichtungen der Ehre entziehen könne: da begriff ich, daß es um die Selbstverläugnung etwas Leichteres und Allgemeineres ist, als man gewöhnlich glaubt.

Ich hing meinen Gedanken darüber auf dem schlechten Wege noch weiter nach, als ich in einiger Entfernung vor mir einen schwarzen Punkt sah, auf welchen ich zueilte, so schnell nur mein Pferd vermochte, das manchmal bis an den Bauch in den Koth sank. Auf hundert Schritte Entfernung sah ich endlich einen kleinen Karren von weißem Holz, bedeckt von drei Reifen und ein schwarzes Wachstuch darüber. Ein armes kleines Maulthier schleppte das Fuhrwerk mühsam weiter, und ein Mann zu Fuß leitete es am Zügel. Ich näherte mich ihm und faßte ihn scharf ins Auge.

Es war ein Mann von etwa fünfzig Jahren, mit weißem Schnurrbart, groß und stark, mit gewölbtem Rücken. Er trug die Uniform der Infanterie-Offiziere und unter einem blauen, kurzen und abgeschabten Mantel sah man die Epaulette eines Bataillons-Chefs hervorragen. Er hatte ein abgehärtetes aber gutes Gesicht, wie man bei der Armee so viele findet. Er sah mich unter seinen großen schwarzen Brauen hervor von der Seite an, und zog rasch aus seinem Karren eine Flinte hervor, die er lud und dann auf die andere Seite des Maulthiers trat, um sich daraus ein Bollwerk zu machen. Da ich seine weiße Kokarde gesehen, begnügte ich mich, den Aermel meines rothen Rocks zu zeigen, worauf er seine Flinte wieder in den Karren legte, und sagte: Ah, das ist etwas Anderes! ich hielt Euch für Einen der Hasen, die hinter uns her sind. Wollt Ihr einen Tropfen trinken? — Er reichte mir eine Kokusnuß mit silbernem Hals, auf die er sich etwas einzubilden schien, und ich trank mit Lust von dem schlechten Wein. — Auf die Gesundheit des Königs, sagte er, trinkend; er hat mich zum Offizier der Ehrenlegion gemacht; es ist billig, daß ich ihm an die Gränze folge. Da ich nur meine Epauletten habe, um zu leben, werde ich mein Bataillon wieder übernehmen, das ist meine Pflicht. — Einige Zeit setzten wir mit einander unsern Weg fort; ich machte nicht gern unbescheidene Fragen; ungefragt erfuhr ich von ihm, daß in dem Karren eine Frau war; ich bot ihm an, auf meinem Pferde zu reiten; das erweckte sein

Vertrauen zu mir, aber er lehnte es ab, da er kein Reiter sey; ich erfuhr, daß er bei der Marine gedient, aber dann in die Linie getreten, und als ich Lust bezeugte, seine Geschichte zu hören, erzählte er Folgendes:

Zuvörderst müßt Ihr wissen, mein Kind, daß ich in Brest geboren bin; ich war zuerst Soldatenjunge und verdiente mir von meinem neunten Jahre an meine halbe Ration, während mein Vater Soldat unter der Garde war. Aber da ich das Meer gern hatte, verbarg ich mich einmal in einer schönen Nacht in einem Kauffahrteischiff, das nach Indien segelte; man entdeckte mich erst auf offener See und der Kapitän machte mich zum Seemann. Bei Ausbruch der Revolution hatte ich schon meinen Weg gemacht, und war selbst Kapitän eines hübschen kleinen Kauffahrers geworden. Da es der königlichen Marine plötzlich ganz an Offizieren fehlte, nahm man die Kapitäne von der Handelsmarine; mir gab man das Commando einer Kriegsbrigg, Marat genannt.

Am 28 Fruktidor 1797 erhielt ich Befehl, mich zur Fahrt nach Cayenne zu rüsten. Ich sollte dahin 60 Soldaten führen und einen Deportierten, der noch zurück war von den 193, welche die Fregatte Dekade ein paar Tage vorher an Bord genommen. Ich hatte Befehl, dieß Individuum schonend zu behandeln; und der erste Brief des Direktoriums enthielt einen zweiten eingeschlossen, mit drei rothen Siegeln versiegelt, in deren Mitte noch ein unmäßig großes war. Ich durfte diesen Brief nicht früher öffnen als unter dem ersten nördlichen Breite:, dem 27ten bis 28sten Längegrade, das heißt beinahe unmittelbar an der Linie.

Dieser große Brief hatte eine ganz besondere Gestalt. Er war lang und so fest verschlossen, daß ich nichts durch den Umschlag hindurch lesen konnte. Ich bin nicht abergläubisch, aber dieser Brief machte mir Angst. Ich nahm ihn in mein Gemach und befestigte ihn unter dem Glas einer schlechten, kleinen englischen Pendeluhr, die über meinem Bett angenagelt war. Mein Gemach war so hübsch und ordentlich, wie das Zimmer einer Königin; Alles hatte seinen bestimmten Platz und war befestigt, so daß Nichts sich verrücken konnte.

Wir hatten hübschen Nord-nord-west, und ich war beschäftigt, jenen Brief unter dem Glas meiner Pendeluhr zu befestigen, als mein Deportirter in mein Gemach trat; er führte an der Hand eine hübsche kleine Frau von etwa siebzehn Jahren; er selbst zählte, wie er mir sagte, neunzehn. Ein schöner Junge, obgleich etwas blaß, und zu weiß für einen Mann. Und doch war er ein Mann, und Einer, der sich im vorkommenden Fall so gut zu benehmen wußte, als wohl wenige Alte gekonnt hätten; Ihr werdet es bald sehen. Er hielt seine kleine Frau unter dem Arm; sie war frisch und heiter wie ein Kind. Sie waren wie zwei Turteltauben. Mir machte es Freude sie zu sehen, und ich sagte: Nun, meine Kinder, Ihr kommt dem alten Kapitän Besuch zu machen; das ist schön von Euch. Ich führe Euch etwas weit weg; aber um so besser, so haben wir Zeit uns kennen zu lernen. Es thut mir leid, daß ich Madame ohne meinen Rock empfange; aber das ist, weil ich dort oben diesen verwünschten großen Brief festnageln muß. Wolltet Ihr mir ein wenig helfen.

Es waren gar gute Kinder. Der kleine Ehemann nahm den Hammer und die kleine Frau die Nägel und reichten sie mir, wie ich es verlangte. Sie rief mir zu: Rechts! Links! Kapitän! laut lachend, weil das Schwanken des Schiffs meine Pendeluhr herüber und hinüberwarf; ich höre sie noch rufen mit ihrer zarten Stimme: Rechts! Links! Kapitän! Sie machte sich lustig über mich. Ah! sagte ich, kleine Boshafte, ich werde Sie von Ihrem Gemahl zanken lassen! — Da sprang sie ihm an den Hals und küßte ihn; sie waren sehr artig und die Bekanntschaft machte sich so von selbst. Wir wurden sofort gute Freunde.

Es war eine ganz artige Fahrt. Da ich immer nur schwarze Gesichter an Bord gehabt, ließ ich meine beiden kleinen Liebenden alle Tage an meinen Tisch kommen. Das erfreute mich. Wenn wir den Zwieback und Fisch gegessen, sahen die kleine Frau und ihr Mann einander an, als ob sie sich noch nie gesehen hätten. Dann lachte ich von ganzem Herzen und scherzte über sie, und sie lachten auch mit. Ihr hättet lachen müssen, wenn Ihr uns da gesehen hättet, wie drei Thoren, die selbst nicht wußten was sie hatten. Es war auch sehr ergötzlich, zu sehen wie sie sich lieb hatten. Sie befanden sich überall wohl; sie fanden Alles gut, was man ihnen gab. Und doch hatten sie eben dieselbe Ration, wie Alle; ich fügte nur etwas schwedischen Branntwein hinzu, wenn sie mit mir speisten. In einer Hängematte schliefen sie. Sie waren munter und zufrieden. Ich fragte sie nicht. Was brauchte ich, der Wasserpilger, ihren Namen und ihre Geschichte zu wissen? Ich brachte sie auf die jenseitige Küste des Meeres, wie ich mit zwei Paradiesvögeln gethan hätte.

Nach Verlauf eines Monats betrachtete ich sie wie meine Kinder. Jeden Tag, wenn ich sie zu mir rief, setzten sie sich neben mich. Der junge Mann schrieb auf meinem Tisch, und wenn ich es verlangte, half er mir in meinen Geschäften; die junge Frau setzte sich daneben auf einen Schemel und nähte.

Eines Tags sagte ich zu ihnen: wißt Ihr wohl, meine Freunde, daß wir so ganz ein Familienbild darstellen. Ich will nicht fragen, aber wahrscheinlich habt Ihr nicht mehr Geld, als Ihr braucht, und Ihr seyd beide zu fein und zart, um zu hacken und zu graben. wie die andern Deportirten in Cayenne. Es ist ein elendes Land, das sage ich Euch von ganzem Herzen; aber ich, der ich ein alter, in der Sonne ausgetrockneter Seehund bin, könnte dort wie ein Herr leben. Wenn Ihr auch nur ein klein wenig Freundschaft für mich habt, wie mir dieß scheint, so würde ich gern meine alte Brigg verlassen, und mich dort mit Euch ansiedeln, wenn es Euch recht ist. Ich habe keine Familie, und das ist mir verdrießlich; Ihr würdet mir dort Gesellschaft leisten. Ich könnte Euch in Vielem beistehen, und ich habe mir ein artiges Sümmchen ehrlich erworben, wovon wir leben könnten, und das ich Euch hinterließe, wenn ich die Augen zumache. — Sie sahen sich ganz verblüfft an, als ob sie nicht glaubten, daß es mir Ernst sey; und die Kleine lief, wie sie immer that, zu ihrem Gatten, warf sich an seinen Hals und

setzte sich auf seine Kniee, ganz roth und in Thränen. Er drückte sie fest in seine Arme und ich sah Thränen auch in seinen Augen; er drückte mir die Hand und wurde noch blässer als gewöhnlich. Sie redete leise mit ihm, und ihre langen, blonden Haare wallten ihr die Schultern herab; ihr Chignon war los gegangen, wie ein Tau, das plötzlich sich auflöst, weil sie so lebhaft war wie ein Aal; diese Haare — wenn Ihr sie gesehen hättet! — sie waren wie Gold. Als sie so lange miteinander leise redeten und der junge Mann von Zeit zu Zeit sie auf die Stirn küßte, und sie weinte, wurde ich ungeduldig und sagte endlich: Nun, ist Euch das recht? — Aber .. aber Kapitän, Ihr seyd sehr gut, sagte der Mann; aber .. Ihr könnt nicht leben mit Deportirten und .... er schlug die Augen nieder. — Ich, sagte ich, weiß nicht, was Ihr gethan habt, wofür Ihr deportirt werdet, aber Ihr werdet mir das einmal erzählen, oder auch gar nicht, wie Ihr wollt. Ihr seht mir nicht aus, als ob Ihr etwas Schweres auf dem Gewissen hättet. Zwar, so lange Ihr unter meiner Obhut steht, werde ich Euch nicht los-lassen, darauf dürft Ihr nicht warten; eher würde ich Euch den Hals abschneiden wie zwei Tauben. Aber habe ich einmal die Epaulette von der Schulter, so frage ich nicht mehr nach dem Admiral und nach Nichts. — Er versetzte traurig, sein braunes, obwohl nach der Sitte der Zeit noch etwas bepudertes Haupt schüttelnd: Ich glaube, es wäre für Euch, Kapitän, gefährlich, wenn Ihr uns zu kennen schienet. Wir lachen, weil wir jung sind; wir sehen aus wie Glückliche, weil wir uns lieben; aber ich habe jammervolle Augenblicke, wenn ich an die Zukunft denke, und ich weiß nicht, was aus meiner armen Laure werden wird. — Er drückte wieder das Haupt der jungen Frau an seine Brust. — Das ist es, was ich dem Kapitän sagen sollte? nicht wahr, mein Kind, das hättest du auch gesagt?

Ich nahm meine Pfeife und stand auf, weil ich anfing zu spüren, daß mir die Augen ein wenig feucht wurden, und weil das nicht für mich sich schickte. Nun, wohlan! sagte ich, das wird sich in der Folge aufklären. Wenn der Tabak Madame zuwider ist, so ist ihre Entfernung nothwendig. Sie stand auf, feuerroth im Gesicht und ganz von Thränen feucht, wie ein gescholtenes Kind. — Sie sah nach meiner Pendeluhr hinauf und sagte: Ha, und an was Ihr gar nicht denkt! der Brief! — Ich empfand etwas das mich durchzuckte. Ich hatte wie einen Schmerz in den Haaren, als sie das sagte.

Bei Gott, ich dachte gar nicht mehr daran, sagte ich. Ha! das wäre eine schöne Geschichte! Hätten wir den ersten Grad nördlicher Breite passirt, es bliebe mir nichts übrig, als ins Wasser zu springen. Ich muß doch Glück haben, daß mich dieß Kind da an den verdammten großen Brief mahnt! — Ich sah schnell auf meiner Seekarte nach, und als ich erkannte, daß wir wenigstens noch eine Woche Zeit hatten, fühlte ich mich im Kopf getröstet, aber nicht im Herzen, ohne zu wissen warum.

Das Direktorium spaßt nicht im Punkt des Gehorsams, sagte ich. Nun, ich bin für jetzt noch auf dem Laufenden. Die Zeit ist so schnell verflossen, daß ich das ganz vergessen hatte. — Nun, mein Herr, so standen wir denn Alle drei und gafften den Brief an, als ob er zu uns sprechen sollte. Was mich überraschte, war, daß die hereinscheinende Sonne das Glas der Pendeluhr beleuchtete, und das große rothe Siegel wie die Züge eines Gesichts inmitten von Feuer erscheinen ließ.

Sollte man nicht glauben, daß ihm die Augen aus dem Kopf herausträten? sagte ich, um sie zu belustigen. Oh! mein Freund, sagte die junge Frau, das sieht aus wie Blutflecken. — Bah! bah! sagte ihr Gatte, indem er sie unter den Arm faßte; du täuschest dich, Laure; es sieht aus wie ein Einladungsbillet zu einer Hochzeit. Komm, begib dich zur Ruhe? was beschäftigt dich dieser Brief so?

Sie gingen aufs Verdeck; ich blieb und sah den Brief unwillkürlich an, wobei mir immer unheimlicher wurde. Ich ging dann auch, um auf dem Verdeck meine Pfeife auszurauchen, und blieb dort bis Mitternacht.

Wir befanden uns damals auf der Höhe der Inseln des grünen Vorgebirgs. Der Marat legte mit Bequemlichkeit seine sechs Knoten zurück. Die Nacht war die schönste, die ich Zeit meines Lebens in der Nähe des Aequators gesehen. Der Mond erhob sich am Horizont, groß wie eine Sonne; das Meer schnitt ihn in zwei Theile und wurde ganz weiß, wie ein schneeweißes Tuch, bedeckt von kleinen Diamanten. Ich sah das, auf meiner Bank sitzend und rauchend. Der wachthabende Offizier und die Matrosen sprachen nichts, und beschauten, wie ich, den Schatten der Brigg im Wasser. Es war mir recht, daß ich nichts hörte; ich bin ein Freund von Stille und Ordnung, ich. Ich hatte allen Lärm und alles Feuer verboten. Doch sah ich unter meinen Füßen eine kleine rothe Linie. Ich hätte mich heftig erzürnt, wenn es nicht im Zimmer meiner Deportirten gewesen wäre; so aber wollte ich mich erst vergewissern, was es wäre, ehe ich mich erzürnte. Ich brauchte mich nur zu bücken, so sah ich durch den Spalt ganz gut in das Gemach.

Die junge Frau lag auf den Knieen und betete. Eine kleine Lampe gab Licht. Sie war halb entkleidet; ich sah von oben ihre nackten Schultern, ihre nackten kleinen Füße, und ihre großen aufgeschüttelten Locken. Ich dachte daran, mich zurückzuziehen, aber dann sagte ich bei mir: Bah! ein alter Soldat! was thut das? und so blieb ich.

Ihr Gatte saß auf einem kleinen Koffer, das Haupt auf die Hände gestützt, und sah ihr zu, wie sie betete. Sie hob den Kopf empor, wie gegen den Himmel, und ich sah ihre großen blauen Augen feucht, wie die einer Magdalene. Während sie betete, ergriff er das Ende ihrer langen Haare und küßte sie ganz leise. Als sie fertig war, machte sie das Zeichen des Kreuzes, lächelnd als ob sie ins Paradies ginge. Ich sah, daß auch er wie sie ein Kreuz schlug, aber als ob er sich dessen schämte. Wahrlich, für einen Mann ist das auch etwas Sonderbares.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 96.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 Oktober 1838.

Skizze der Entwicklung der englischen Literatur seit Chaucers Zeit.

Auf Veranlassung der Beurtheilung von Chateaubriands Versuch über die englische Literatur gibt das Edinburgh Review einen anziehenden kurzen Ueberblick über die Entwicklung der englischen Poesie, mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung des Volkes selbst. Wir geben hier das Wesentliche davon.

Die Normannen sind, nächst den Hellenen, das glänzendste Volk in der ganzen Geschichte. Ihr Einfluß auf die Welt ist riesenhaft und dauernd gewesen. Sie haben die Aristokratie Europa's geschaffen, und wir wundern uns nicht über den Stolz, womit sich Manche bestreben, ihre Abkunft von einem so erlauchten Stamm nachzuweisen. Sie glichen den frühesten Hellenen in manchen charakteristischen Zügen — in ihrem starken aristokratischen Geist — in ihren beschränkten Monarchien, in ihrer Rastlosigkeit und ihrem Thatendurst — in ihrem Stolz, ihrer Abenteuersucht und in jenem beinah intuitiven Geschmack für Pracht und Glanz, der ihrer Civilisation eher voranging, als daß er daraus entsprungen wäre. Aber sie besaßen nicht den wunderbaren richtigen Sinn für das Schöne, der die Hellenen und den jonischen Theil der ohne allen Zweifel stammverwandten Pelasger von allen übrigen großen Stämmen der Menschheit unterscheidet. Die ersten Einflüsse der Normannen in England waren für unsere nationale Poesie nicht günstig. Ihre eigenen Gesänge und lyrischen Dichtungen besaßen nicht die Frische und Einfachheit, welche gewöhnlich eine jugendliche Literatur auszeichnen; sie waren größtentheils roh und gekünstelt zugleich. Die Eroberung hemmte natürlich das Wachsthum und die Entwicklung der heimischen Literatur plötzlich — der Nationalgeist, der eigentliche ächte Keim der Nationalpoesie, ward unterdrückt — die Sprache des Volks selbst als barbarisch verspottet — die populären Schriften der Sachsen wurden Uebersetzungen oder Nachahmungen vom Französischen; und die Normannen lieferten nicht nur den Stoff für die Legendenpoesie, sondern auch in ihrem Gebrauch des Reims die Form, in welcher die Themata behandelt wurden. Aber obgleich unsere Romanzenpoesie, wenn sie auch nicht ganz und gar aus der französischen entsprang, wenigstens den Trouvère als ihren Stiefvater betrachten muß; so konnte es doch, bis etwas von dem nationalen und volksthümlichen Geist sich wieder unter den neuen Formen zu regen begann, die unserer jugendlichen Literatur gewaltsam waren aufgedrungen worden, nichts Schwächeres und Elenderes geben, als ihre ungesunde und sieche Erscheinung. Erst als wieder ein Nationalgeist erstarkt war, erstand auch wieder ein nationaler Barde. Und nun schienen alle die fremden und französischen Verfälschungen eine originelle und charakteristische Muse nicht mehr zu verunstalten, sondern zu verschönern und zu bereichern; und Chaucer, obgleich ein Normann von Abstammung, ein Höfling und Gelehrter, der Liebling der Beamteten und Edeln, wurde zugleich der Dichter des Volks, und vereinigte zu einem einigen und entschiedenen Ganzen ebenso sehr die Attribute und charakteristischen Eigenschaften der Eroberer wie der Eroberten.

Den Angelsachsen, einem ruhigen, seßhaften und ackerbautreibenden Volk, scheint eine tiefe Leidenschaft für die einfache Natur und für ländliche Schilderungen eigen gewesen zu seyn, die man nicht bei den Normannen trifft, und die vom Anfang bis zum Ende einen in die Augen fallenden Zug unserer nationalen Poesie ausgemacht hat. Bei den Sachsen herrschte auch, in Folge ihrer alten politischen Verfassung, ein starkes volksthümliches Gefühl.* Die Poeten in England scheinen bei Zeiten das Verlangen empfunden zu haben, die große Menge des Volks zu ihrer Zuhörerschaft zu machen. Robert Mannyng, dessen Namen sächsische Abstammung verräth, obgleich man ihn gewöhnlich als Robert de Brunne kennt (unser erster bekannter Dichter im 14ten Jahrhundert), gibt als Zweck seiner Reimchronik an, sie solle nicht für die Gelehrten, sondern für die gemeinen Leute seyn.

Manche Umstände aber, die eine Zeitlang unserer frühesten Literatur sehr nachtheilig waren, dienten vielleicht dazu, sie vor der Stagnation zu bewahren und ihr ihre dauernden Eindrücke aufzuprägen. So war vielleicht gerade das, daß unsere ersten

kunstlosen Barden, weil sie englisch dichteten, sich nothwendig an die große Masse des Volks, an die Bürger und freien Bauern wendeten, der Grund, daß trotz der Ansteckung einer ausländischen, verkünstelten Muse, bei uns auf den Straßen und offenen Plätzen eine ausgezeichnet kräftige, allgemein ansprechende und männliche Poesie erwuchs. Selbst der Umstand, daß in England zwei Sprachen herrschten — eine für die Edeln, die andere für das Volk — drückte zwar eine Zeitlang den geistigen Aufschwung in der heimischen Sprache demüthigend nieder, aber er setzte auch dem Einfluß einer fremden, erotischen Sprache bestimmte und unübersteigliche Schranken. Und während Ritter und Edle den normannischen Madrigalen lauschten, konnte der nationale Genius unter einem geringeren Publikum sich frei entfalten, entlehnend oft von den vornehmeren Lyrern, aber jeden Zusatz wohl verschmelzend und Alles der besten Probe — dem Urtheil der größten Anzahl — unterwerfend. So hielt im Ganzen der literarische Sinn gleichen Schritt mit der socialen Entwicklung des Volkes — wuchs mit seinem Wachsthum, und kräftigte sich mit seiner Kraft; und so kam es, daß, als Chaucer dichtete, obgleich ansehnlich entlehnend von der frühern italienischen Poesie, obgleich nicht ohne eine Färbung der Normannischen, er doch sofort als ein nationaler Dichter auftrat, gebildet durch die Verhältnisse der Nation und ans Herz einer Nation sprechend! Obwohl, wie schon erwähnt, ein Höfling und Gelehrter, war Chaucer doch für den literarischen Geist des englischen Volks ein kräftiges, einfaches und wahres Organ. Es war eine unberechenbare Ermuthigung für die englische Sprache, daß ein so wohl unterrichteter, mit den Großen so vertrauter Mann, ihr den Vorzug vor der französischen gab. Ohne Zweifel trug die außerordentliche Popularität der Canterbury-Sagen und von Troilus und Kressida unendlich viel dazu bei, die Sprache eines eroberten Volkes den Eroberern nicht nur vertraut, sondern auch wohllautend zu machen. Die Sympathien Chaucers sind nicht die von Coterien und Höfen, sie wenden sich an allgemein menschliche Gefühle. Er hat eine leidenschaftliche Liebe zur Natur, und seine genauen, ins Kleinste gehenden Schilderungen sind doch in der That sehr verschieden von den idyllischen Affektationen der Trouvères und Troubadours. Er besitzt auch jene gesunde, tüchtige Kraft des Unterscheidens und Charakterisirens, welche aus einem beobachtenden Auge und einem geselligen Gemüth entspringt. Chaucer ist der früheste Dichter in der modernen Literatur, dessen Charakterer scharf gezeichnet und durchgeführt sind. Seine Personen verhalten sich zu denen Boccaccio's wie die Homers zu denen Virgils; und das Studium Chaucers mußte, wie das Homers, unvermerkt zum Drama hinüberführen. Vielleicht war es die in seinem ganzen Wesen liegende Sympathie mit umfassenden Interessen und allgemeinen Gefühlen nicht minder als die Hinneigung seiner Vernunft zu den Lehren Wikleffs, was Chaucer zum Satyriker der Mönche und Priester machte. Er scheint eine praktische und schlaue Philosophie gehabt zu haben bei seinen muntern Sarkasmen über diese heiligen Männer, welche feiner und sinnvoller ist, als die leichtsinnigen Neckereien der Troubadours. Die Lebenslaufbahn Chaucers, seine scharfe Beobachtung des Natürlichen bei den Menschen sowohl als bei Gegenden und Sachen, trug vielleicht auch dazu bei, ihn zum großen Begründer einer sehr auffallenden Eigenthümlichkeit der englischen Literatur zu machen — der Mischung nämlich des Humoristischen und Pathetischen — des Ernsten und Komischen. Treu dem menschlichen Leben, dem er unbewußt seine Regeln entnahm, malte er seine Wechsel, wie er sie vor Augen sah; und es ist schwer zu sagen, in welchem Styl er am ausgezeichnetsten ist, im ernsten oder scherzhaften. In seinem leichten und kräftigen Spiel mit seinen Gegenständen mag er sich mit Boccaccio vergleichen lassen. Aber es war Chaucers Vorzug, daß er keine Muster nahm, von welchen nicht die Natur das Original war. Vielleicht, wenn wir den Autor namhaft machen sollten, der den größten Einfluß auf das englische Drama geübt hat, würden wir Chaucer nennen. Sein Geist ist sichtbarer in diesem Gebiet unserer Poesie als sonst irgend wo. Wirklich ging auch die erzählende Poesie, sobald die Literatur ein wirksamer Hebel der Gesellschaft wurde, in die dramatische Poesie über. Dieselbe Individualität der Charaktere, die scharfe Festhaltung des Thema's, die Mischung des Ernsten und Humoristischen, welche der Erzählung Lebendigkeit gab, schlug Wurzeln im Drama und wurde Dialog und Handlung.

(Fortsetzung folgt.)

Knechtschaft und Größe im Militärleben.

(Fortsetzung.)

Sie stand auf, küßte ihn und legte sich zuerst in die Hängematte, und schien bald einzuschlafen; nach einer Weile sagte sie, halb schlummernd: Mein Freund, hast du keinen Schlaf? Es ist spät, weißt du? — Er hielt immer noch die Stirne gegen die Hände gestützt, ohne zu antworten. Das beunruhigte die schöne Kleine ein wenig; sie streckte ihr liebliches Köpfchen aus der Hängematte hervor, wie ein Vogel aus seinem Nest, und betrachtete ihn mit offenem Munde, wagte aber nichts zu sprechen. Endlich sagte er zu ihr: Ach meine theure Laure, je mehr wir uns Amerika nähern, um so weniger kann ich mich der überhandnehmenden Traurigkeit erwehren. Ich weiß nicht warum, aber es ist mir, als ob die glücklichste Zeit unseres Lebens die der Ueberfahrt gewesen wäre. — So ist es mir auch, antwortete sie; ich möchte gern nie ankommen. — Er sah sie an, die Hände faltend, mit einem Ausdruck von Empfindung, den Ihr Euch nicht vorstellen könnt. — Und doch, mein Engel, weinst du immer und betest zu Gott, sagte er; das thut mir sehr wehe, weil ich wohl weiß, an wen du denkst, und weil ich glaube, es reue dich, was du gethan hast. — Mich reuen! sagte sie mit schmerzlicher Miene, mich, daß ich dir gefolgt bin, mein Freund! Meinst du daß ich dich weniger liebe, weil ich dir erst so kurze Zeit angehöre? Ist man mit siebzehn Jahren keine Frau, kennt man seine Pflichten nicht? Haben nicht meine Mutter und Schwestern für meine Pflicht erklärt, daß ich dich nach Guiana begleite? Ich wundere mich nur, daß du darüber so gerührt warest, mein Freund; das ist ja Alles ganz natür-

lich. Und jetzt weiß ich nicht, wie du glauben kannst, ich bereue etwas, da ich bei dir bin, um dir beizustehen im Leben, oder mit dir zu sterben, wenn du stirbst. — Das Alles sagte sie mit einer so süßen Stimme, daß man es hätte für Musik halten können. Ich war ganz bewegt davon, und sagte: Gute kleine Frau, nur zu!

Der junge Mann seufzte, indem er mit dem Fuß stampfte und eine kleine Hand und nackten Arm küßte, die sie ihm reichte. Oh! Laurette, meine Laurette! sagte er, wenn ich bedenke, daß wenn wir unsere Heirath um vier Tage aufgeschoben hätten, man mich allein verhaftet hätte und ich jetzt allein reiste, so kann ich mir nicht verzeihen!

Da streckte die schöne Kleine ihre beiden nackten weißen Arme aus der Hängematte hervor, und liebkoste ihm Stirne, Haare und Augen und ergriff seinen Kopf, wie um ihn an ihrer Brust zu verbergen. Sie lächelte wie ein Kind und sagte ihm tausend Zärtlichkeiten, wie ich noch nie etwas Aehnliches gehört hatte. Sie schloß ihm den Mund mit der Hand, um allein zu sprechen: Ist es nicht viel besser, sagte sie, daß du eine Frau bei dir hast, die dich liebt, sage, mein Freund? Ich gehe ganz gern nach Cayenne; ich werde da Wilde sehen und Cocusbäume, wie Paul und Virginie, nicht wahr? Wir pflanzen Jedes seinen eignen. Wir wollen sehen, wer der beste Gärtner ist. Ich will den ganzen Tag und die ganze Nacht arbeiten, wenn du willst. Ich bin stark; da, sieh nur meine Arme an; ich könnte dich fast aufheben. Lache nicht über mich; ich kann auch recht schön sticken; ich will Unterricht im Zeichnen und in der Musik geben, wenn man das haben will; und wenn man dort lesen kann, kannst du ja schreiben!

Ich erinnere mich, daß der arme Junge, als sie dieß sagte, in solche Verzweiflung gerieth, daß er einen lauten Schrei ausstieß; Schreiben! rief er, Schreiben! und er faßte die rechte Hand mit der Linken, und drückte sie krampfhaft zusammen; — ja, schreiben! warum hab' ich je schreiben gelernt! Schreiben! das ist das Handwerk eines Narren! ich habe an ihre Freiheit der Presse geglaubt! — Wo hatte ich auch meinen Verstand? Ha, warum that ich es? um fünf oder sechs ziemlich mittelmäßige Ideen drucken zu lassen, die nur von Solchen gelesen werden, die ihnen zugethan sind, und ins Feuer geworfen von denen, die sie hassen; die zu nichts dienen, als uns Verfolgung zuzuziehen! Bei mir — mag es seyn; aber du, schöner Engel, kaum vier Tage verheirathet! Was hattest du gethan? Erkläre mir nur, ich bitte dich, wie ich dir habe gestatten können, die Güte so weit zu treiben, daß du mir hieher folgtest? Weißt du auch nur wo du bist, arme Kleine? Bald, mein Kind, wirst du 1600 Meilen von deiner Mutter und deinen Schwestern entfernt seyn — und das Alles wegen meiner, meiner! . . . .

Sie suchte ihn zu erheitern und stimmte einen scherzhaften Ton an; sie scherzte darüber, daß sie beide kein Geld hatten, und sagte: Man ist nie lustiger, als wenn man nichts hat. Und habe ich nicht für den Nothfall die zwei Diamantringe, die mir meine Mutter gegeben hat? das ist überall gut und für alle Fälle, nicht wahr? Wenn du willst, verkaufen wir sie. Und am Ende glaube ich auch, daß der gute Mann, der Kapitän, nicht all' die guten Absichten sagt, die er mit uns hat, und daß er wohl weiß, was in dem Brief steht. Gewiß ist es eine Empfehlung für uns an den Gouverneur von Cayenne. — Vielleicht, sagte er; Wer weiß? — Nicht wahr? versetzte die kleine Frau; du bist so gut, daß ich gewiß glaube, die Regierung hat dich nur für kurze Zeit verbannt, aber grollt dir nicht lange.

Sie hatte das so gut gesagt, sie hatte mich „den guten Mann, den Kapitän" genannt, daß ich ganz bewegt und gerührt war, und ich freute mich selbst innerlich darüber, daß sie vielleicht richtig vermuthet hatte. Sie fingen an sich zu küssen; ich stampfte lebhaft mit dem Fuß auf das Verdeck und rief: Hoda! meine Freunde, man hat Befehl gegeben, alles Feuer auf dem Schiff zu löschen. Blast Eure Lampe aus, seyd so gut. — Dieß geschah.

Ich sagte bei mir selbst, die guten jungen Leute haben gewiß die Wahrheit vermuthet, und ich ward darüber wieder ganz freudig. Es war fast zu wetten, daß Einer der fünf Direktoren sich besonnen hatte und sie mir empfahl. Ich stieg in mein Gemach hinab und sah nach dem Brief, über den ich, um ihn nicht sehen zu müssen, meine alte Uniform gehängt hatte. Er sah jetzt anders aus; es war mir als ob er lächelte, und die Siegel schienen mir rosenfarb. Ich zweifelte nicht mehr an seinem günstigen Inhalt und ich winkte ihm freundschaftlich zu. Dennoch hing ich wieder meine Kleider darüber; er machte mir die Zeit lang. Einige Tage dachten wir gar nicht mehr daran, ihn anzusehen, und waren munter; aber als wir uns dem ersten Breitegrad näherten, fingen wir an schweigsam zu werden.

An einem schönen Morgen beim Erwachen fand ich, daß wir den mir vorgeschriebenen Punkt erreicht hatten. Ich streckte die Nase aufs Verdeck; das Meer war ruhig und glatt; alle Segel sanken an den Masten herunter, eingesunken wie leere Ballons. Ich sagte: ich habe jetzt Zeit ihn zu lesen! und schielte nach dem Brief hinüber; aber ich wartete doch bis zum Abend, bis zum Sonnenuntergang. Nun mußte ich daran gehen; ich öffnete die Pendeluhr und nahm ihn heraus. Wohl eine Viertelstunde hielt ich ihn in der Hand, ohne ihn lesen zu können. Endlich sagte ich: das ist zu arg! und brach die drei Siegel auf einmal mit dem Daumen auf, und das große rothe Siegel zerrieb ich zu Staub. Nachdem ich gelesen, rieb ich mir die Augen, als hätte ich mich getäuscht. Ich las den ganzen Brief von neuem; ich las ihn noch einmal; ich fing mit der letzten Zeile an und kam bis zur ersten. Ich konnte nicht daran glauben. Meine Beine wankten ein wenig unter mir; ich setzte mich; ich bekam ein Zittern in der Gesichtshaut; ich rieb mir die Wangen und die hohlen Hände mit Rum; ich jammerte mich selbst, daß ich so einfältig sey; aber das war die Sache eines Augenblicks; ich stieg hinauf um frische Luft zu schöpfen.

Laurette war jenen Tag so hübsch, daß ich mich ihr nicht nähern mochte; sie hatte ein ganz einfaches weißes Kleid an, und wusch ein anderes an einem Seil im Meer; sie hatte ihre Freude an einer Pflanzenart, welche Weintrauben gleichen und auf den Wassern des tropischen Meeres schwimmen.

Komm doch, komm, schnell, und sieh die Weintrauben! rief sie, und ihr Freund lehnte sich an sie und beugte sich vor, sah aber das Wasser nicht, weil er nur sie voll Zärtlichkeit ansah. Ich winkte dem jungen Mann, daß er kommen sollte, mit mir über das Hinterkastell herüber zu sprechen. Sie kehrte sich um. Ich weiß nicht, was ich für ein Gesicht hatte, aber sie ließ ihr Seil fallen; sie faßte ihn heftig beim Arm und sagte: O geh nicht hin! er ist ganz blaß!

Das konnte wohl seyn; es war Grund dazu vorhanden. Er kam indeß zu mir herüber; sie sah uns an, gelehnt an den großen Mast. Wir gingen lange ohne zu sprechen, auf und ab. Ich rauchte eine Cigarre, die mir bitter schmeckte, und ich warf sie ins Wasser. Er folgte mir mit dem Auge; ich ergriff ihn am Arm; ich wollte ersticken, meiner Treu, auf meine Ehre, ich wollte ersticken.

Ey, sagte ich endlich zu ihm, erzählt mir doch, mein Freund, Eure Geschichte ein wenig. Was Teufels habt Ihr denn den Hunden von Advokaten gethan, die sich wie fünf Stücke eines Königs gebärden? es scheint daß sie sehr erbittert über Euch sind. Das ist seltsam. — Er zog die Schultern hinauf, und senkte den Kopf (mit einem so sanften Ausdruck, der arme Junge!) und sagte: O mein Gott, Kapitän, nicht viel! drei Couplets in einem Vaudeville auf das Direktorium, das ist Alles! — Nicht möglich! sagte ich. — O mein Gott, ja doch! die Couplets waren nicht einmal gut. Ich bin am 15 Fruktidor verhaftet und ins Gefängniß geführt — am 16 gerichtet und erst zum Tod verurtheilt, dann aus Gnade zur Deportation verdammt worden. — Das ist sonderbar, sagte ich. Die Direktoren sind sehr empfindliche Kameraden; denn jener bewußte Brief gibt mir Befehl, Euch erschießen zu lassen.

Er antwortete nicht und lächelte nur mit einem Gesicht, gut genug für einen jungen Mann von neunzehn Jahren. Er sah nur nach seiner Frau und trocknete sich die Stirne ab, von welcher die Schweißtropfen herunter rollten. Ich hatte wenigstens eben so viele im Gesicht und auch welche im Auge; ich fuhr fort: Es scheint, die Bürger haben Eure Sache nicht auf dem Land abmachen wollen, und haben gedacht, es würde hier weniger Aufsehen machen. Für mich aber ist das sehr traurig; denn Ihr mögt ein noch so guter Junge seyn, ich kann mir's nicht ersparen; der Todesbefehl ist ganz in Ordnung, und die Ordre zur Vollziehung ist unterzeichnet und gesiegelt; es fehlt nichts daran.

Er verbeugte sich sehr höflich gegen mich und erröthete: Ich verlange nichts, Kapitän, sagte er mit einer Stimme, so sanft wie gewöhnlich; es thäte mir unendlich leid, Anlaß zu geben, daß Ihr Eure Pflicht verletztet. Ich möchte nur ein wenig mit Laure sprechen und Euch bitten, sie in Euern Schutz zu nehmen, im Fall sie mich überleben sollte, was ich nicht glaube.

Oh! was das betrifft, das ist billig, sagte ich zu ihm, mein armer Junge; wenn Euch das nicht unangenehm ist, führe ich sie nach meiner Rückkehr nach Frankreich zu ihrer Familie, und verlasse sie nur, wenn sie mich nicht mehr sehen will. Aber meinem Gefühl nach dürft Ihr Euch schmeicheln, daß sie sich von diesem Schlag nicht erholen wird — die arme kleine Frau! — Er faßte meine beiden Hände, drückte sie und sagte: Mein braver Kapitän, Ihr leidet mehr als ich bei dem, was Euch zu thun bleibt, ich fühle es wohl; aber was können wir dafür? Ich vertraue auf Euch, daß Ihr das Wenige, was mir gehört, ihr erhaltet, daß Ihr sie beschützt, daß Ihr darüber wacht, daß sie bekommt, was ihre alte Mutter ihr etwa hinterläßt, nicht wahr? und auch daß man immer ihre Gesundheit schone. Halt! setzte er mit leiserer Stimme hinzu, ich habe Euch noch zu sagen, daß sie sehr zart ist; sie leidet oft auf der Brust, so daß sie mehrmals des Tags ohnmächtig wird; sie muß sich immer recht warm halten. Kurz Ihr werdet ihr Vater, Mutter und auch mich, so gut als möglich, ersetzen, nicht wahr? Wenn sie die Ringe behalten könnte, welche ihre Mutter ihr gab, so würde mich dieß sehr freuen. Aber wenn man sie zu ihrem Unterhalt verkaufen muß, so kann man es nicht umgehen. Meine arme Laurette! seht, wie schön sie ist!

Da nun das allzu zärtlich zu werden anfing, so ärgerte mich dieß, und ich fing an die Stirne zu runzeln; ich hatte in heiterem Ton zu ihm gesprochen, um nicht weich und schwach zu werden, aber ich hielt es nicht mehr aus. Nun genug, sagte ich, unter braven Leuten versteht man sich leicht über Alles. Geht, sprecht mit ihr, und beeilt Euch.

Ich drückte ihm freundlich die Hand, und da er die meinige nicht fahren ließ und mich mit einem eigenthümlichen Ausdruck ansah, fügte ich hinzu: Ha! ich habe Euch einen Rath zu geben, den: nicht mit ihr davon zu sprechen. Wir bringen die Sache ins Reine, ohne daß sie es sich versieht, und Ihr ebenso wenig; seyd ganz ruhig, das ist meine Sache! — Ach! das ist etwas Anderes, sagte er, das wußte ich nicht; das ist wirklich besser. Oh! das Lebewohl! das Lebewohl! das macht weich! —

Ja, ja, sagte ich, seyd kein Kind, das ist besser. Umarmt sie nicht, mein Freund, umarmt sie nicht, wenn Ihr könnt, oder Ihr seyd verloren. — Ich gab ihm noch einen herzlichen Händedruck und ließ ihn gehen. Oh, das war hart für mich, das Alles!

Es schien mir, daß er wirklich das Geheimniß bei sich behielt; denn sie gingen mit verschlungenen Armen eine Viertelstunde auf und ab spazieren, und kamen dann wieder an den Rand des Verdeckes zu dem Seil zurück.

Die Nacht brach plötzlich ein. Das war der Augenblick, den ich zu ergreifen beschlossen hatte; aber dieser Augenblick dauerte für mich bis auf den heutigen Tag, und ich werde ihn mein ganzes Leben wie eine Kugel hinter mir her schleppen. — —

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 97.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

31 Oktober 1838.

Skizze der Entwicklung der englischen Literatur seit Chaucers Zeit.

(Fortsetzung.)

Freilich folgte eine langdauernde traurige Unfruchtbarkeit des Genius auf den plötzlichen Aufschwung von Chaucers Leier; — von Chaucer bis auf Surrey — von der Regierung Heinrichs IV bis auf Heinrich VIII. Wir glauben, der Grund dieser langen Unfruchtbarkeit ist noch nie befriedigend aufgeklärt worden. Es ist nicht genug, mit Campbell zu sagen, unter den Regierungen von Heinrich IV bis zu Heinrich VII unter den Leiden des Bürgerkriegs „sey der öffentliche Geist verwildert, sey das Vermögen der Reichen nur zu Kriegen verwendet und den Gelehrten aller Schutz und Gönnerschaft entzogen worden.“ All dieß ist sehr wahr; aber die Poesie bedarf weder der Schätze der Reichen, noch der Gönnerschaften. Auch ist der Bürgerkrieg, an und für sich, noch kein Element, in welchem die Stimme der Sirene nicht könnte vernommen werden vor dem Getöse der Wellen und Brandungen. Campbell macht die richtige Bemerkung, daß während der religiösen Spaltungen und der politischen Uneinigkeit Italiens die Künste und Literatur dieses Landes nicht ohne ihre unsterblichen Früchte blieben. Aber er scheint uns in einen sehr gewöhnlichen Irrthum zu verfallen, wenn er dafür hält: der Grund des Kontrastes zwischen Italien und England, bei nicht sehr verschiedenen politischen Verhältnissen, habe darin gelegen, daß wir keinen Nikolaus V und kein Haus Medici gehabt, keine Fürsten und Regenten, welche mit einander wetteiferten, Männer von Genie um sich zu versammeln. Wir glauben, daß die Gönnerschaft der Großen wohl geeignet ist, der Mittelmäßigkeit Vorschub zu thun, aber nicht, große Männer zu erwecken; daß sie wohl einem Hof einen eleganten und literarischen Anstrich zu geben, auch wohl unter dem Volk einigen feinern Geschmack zu verbreiten vermag, aber daß sie ganz unvermögend ist, Männer von seltenem, hervorragendem Genius zu erzeugen. Sie kann wohl die Atmosphäre reinigen, aber sie erschafft keine Sterne. Große Männer sind in der Regel vorher berühmt gewesen, ehe sich Gönner ihrer annahmen. Man hört viel von der Gunst, welche einem Phidias und Michel Angelo zu Theil geworden; aber weil Phidias schon als großer Künstler bekannt war, deßwegen suchte und ehrte ihn Perikles, und weil der Ruhm Michel Angelo's schon durch Länder erscholl, wo keine Gönnerschaft ihm winkte, deßwegen wurde er von Julius II beauftragt, Statuen zu fertigen, und wurde er Civil-Ingenieur Leo's X. Der Genius Siciliens trat deutlich hervor, ehe die Dichter von Griechenlands Continent die Höfe seiner Tyrannen zierten, und die anmuthige Höflichkeit und Leutseligkeit eines Franz I, welche die Musen als Gäste aufnahm, vermochte nicht sie als Bürgerinnen fest zu halten. Wahr ist, daß die religiösen Verfolgungen, die blutigen Kriege, die fürchterlichen Erschütterungen Englands vom Tod Richards II an bis zur Thronbesteigung Heinrichs VII nicht eben günstig waren für das Gedeihen der Wissenschaft, aber sie waren nicht nothwendig verderblich und schädlich für die Poesie; auch finden wir, bei näherer Untersuchung, nicht, daß die Poesie im Geringsten wäre vernachlässigt gewesen; im Gegentheil, sie war gesucht und populär. Es war kein Mangel an Poesie, so wie sie nun eben war — es war nur Mangel an großen Poeten. Das fünfzehnte Jahrhundert hat die Namen von nicht weniger als siebzig Barden aufzuweisen, sämmtlich aufgezählt von Ritsons antiquarischem Fleiß, von welchen aber wenig mehr als die Namen auf die Nachwelt gekommen ist. Wir haben daher den Grund zu ermitteln, nicht, warum es keine Poesie, sondern warum es keine großen Poeten gab. Vielleicht war ein Grund dieser: die Poesie ist nicht bloß eine Kunst, es ist eine Kunst, die, in ihren höhern Graden, auf große geistige Begabung und Bildung sich gründet. Nun aber brachte der Charakter jener Zeiten es mit sich, daß alle höhere Intelligenz von den politischen Ereignissen verschlungen ward. Unter dem Kampf um Namen und Wappenzeichen, weiße und rothe Rosen, verbarg sich noch ein tieferer, gewaltigerer Kampf. Der trotzige, eiserne Sachsen-Geist war wieder erwacht, und die Masse hatte schon ein Bewußtseyn von den Vortheilen bürgerlicher Rechte und religiöser Freiheit. Die

Herrschaft, oder vielmehr die Minderjährigkeit Richards II hinterließ die Keime unerstickbarer Revolutionen in der Rebellion Wat Tylers — in der kühnen Ketzerei Wikleffs — den man nicht mit Unrecht den Morgenstern der Reformation genannt hat. Gewaltige Ereignisse auf der Oberfläche der Gesellschaft, gewaltige Ideen und Interessen in ihrem Innern bewirkten, daß Männer, welche die Stärke des socialen Prinzips zu großen Dichtern hätte machen können, — statt beobachtender Zuschauer, handelnde Personen wurden. Daß in diesen Kriegen bestimmte Prinzipien über die Parteikämpfe hinausreichten, — daß große Interessen bei dem Wechsel und den Terrainveränderungen herrischer und oligarchischer Politik vortraten, erhellt klar aus Folgendem: sobald nur der Kampf vorüber war, sobald der erste Tudor den friedlichen Thron bestieg, finden wir auch unter den Trümmern des gebrochenen feudalistischen Systems die majestätischen Elemente einer Mittelklasse. Oberflächliche Historiker haben aus Heinrich VII den Gründer einer Mittelklasse gemacht. Aber Werkleute können nichts thun ohne Materialien. Ein Jahrhundert früher hätte Heinrich VII keine Mittelklasse gründen können. Alles was er that, bestand darin, daß er die Elemente einer neuen Kraft gestaltete und geordnet konzentrirte, welche nicht von Königen, sondern von der Zeit war geschaffen worden, und welche selbst dieser feine und tiefblickende Monarch nicht hätte überwinden können. Im fünfzehnten Jahrhundert war die Zeit vorüber für die ritterliche und verliebte Poesie der normännischen und ritterlichen Muse. Nicht die kühnen Fehden der Edeln und Barone, Tourniere und Frauenliebe durchdrangen England bis ins Herz. Einerseits waren die Männer von hohem Rang jetzt zu ernst beschäftigt; — die Schlacht war zu nahe an ihren Heerden, als daß sie hätten die alte, behagliche Abwechslung von Leier und Schwert sich erlauben können. Andererseits war das Volk nicht abgeneigt, in den kurzen und ernsten Fristen der Ruhe Gesängen zu horchen; und mehrere Dichter scheinen einer ansehnlichen Popularität sich erfreut zu haben. Aber das Volk selbst im Ganzen war nicht gehörig entwickelt, um einem Dichter das Daseyn zu geben, der werth gewesen wäre, die Nachwelt zu beherrschen. So rauhe, wilde Zeiten konnten einen Dante erzeugen; aber nicht ein Volk, sondern ein Adel hat Dante hervorgebracht. So lag denn also in jener Zeit kein Hinderniß, daß nicht hätte gedichtet werden können — es wurde gedichtet in Ueberfluß. Aber es lag etwas in jener Zeit, was die Geburt eines großen Dichters verhinderte.

Wenn ein Volk sich aus einem barbarischen Zustand herausgearbeitet hat, aber noch nicht zur allgemeinen Gesittung durchgedrungen ist — wenn die Edeln und das Volk, wenn die Gebildeten und die Gemeinen zwei geschiedene Klassen bilden — muß ein Dichter, der nach unserer Behauptung, nothwendig von Anfang an durch Nachahmung und Studium sich bildet, unter den Gelehrten und Vornehmen erstehen. Er muß den Vortheil einer Art von Erziehung, die Inspiration durch eine Art von Vorbildern haben, welche der großen Masse nicht bekannt sind. So erstand, wie schon gesagt, Dante in Italien, Chaucer in England unter den Edeln und Gelehrten. In solchen Zeiten wird die Universität des Hofs die nationale Pflanzschule der Muse seyn. Nun wird diese Geschiedenheit von der Masse des Volks in der Regel den Dichter pedantisch, steif oder gezwungen machen — der Sinn des Volks ist das beste Correktiv für die Formalitäten der Schulen. Aber im fünfzehnten Jahrhundert in England wurde nicht nur ein Hof zertrümmert — wurden nicht nur Könige zu Werkzeugen religiöser Verfolgung und sektirerischen Parteigeists gemacht, waren nicht nur die Edeln in unablässiges, grausames Blutvergießen zu Haus oder im Ausland verwickelt, sondern auch auf den Universitäten erreichte der Geist eines armseligen formsüchtigen Pedantismus — so gewöhnlich in einem unwissenden Zeitalter, das sich in der Asche todter Sprachen begräbt, seine Mittagshöhe. Und ein Pseudo-Aristoteliker realisirte glücklich einen Theil von Plato's Utopien und verbannte alle Poeten aus seiner Republik. Wenn aber (eine Ausnahme von einer sonst gültigen Regel) in solchen Zeiten die Poesie unter einem ungebildeten, lärmenden, belasteten Volke hervortreten würde, so wäre nicht nur fast mit Gewißheit darauf zu zählen, daß sie der Rohheit ihres bäurischen Publikums theilhaft seyn würde, sondern auch, daß sie sich zur Dienerin der flüchtigen und vergänglichen Launen und Leidenschaften machen würde, welche am meisten zu den kritischen Verhältnissen der Zeit stimmen. Chaucer, dessen Geistesrichtung sich gebildet hatte, ehe noch die Gesellschaft durch Bürgerkriege in ein Chaos durcheinandergewühlt war, verband glücklicherweise die Feinheit und Gelehrsamkeit der einen Klasse mit der derben und ansprechenden Natürlichkeit der andern. Es ist aber nicht zu verwundern, daß Chaucer allein stehen blieb, da Bigotterie und Blutvergießen bald das augenblickliche und frühzeitige Licht verschlangen, welches sein Genius über die Zeit ausgoß. Man kann mit Grund bezweifeln, ob selbst unter günstigeren Umständen Chaucer viel bälder einen Nachfolger gefunden hätte, als dieß wirklich geschah. Wir sind nur zu geneigt, die Vergangenheit nach unseren Erfahrungen von der Gegenwart zu bemessen. Aber wir müssen bedenken, daß es zu Chaucers Zeit keine Presse gab. Seine Gedichte waren nicht wie kurze und leidenschaftliche lyrische Gesänge, welche sich den Herzen eines ungelehrten Haufens hätten einprägen, so in der Stille den Geschmack der Nation bestimmen und eine nationale Begeisterung erzeugen können — das Studium derselben beschränkte sich auf Wenige — und diese Wenige gehörten meist den Klöstern oder dem Stande der Rechtskundigen an. Occleve ward fürs Municipal-Recht herangebildet. Andrew von Wyntown war ein Prior. Lydgate, der populärste und fruchtbarste von Chaucers Schülern, war ein Benediktinermönch. Unter solchen Akademien, den einsamen Zufluchtsstätten des Gesangs und der Gelehrsamkeit, hätte, selbst wenn das fünfzehnte Jahrhundert ein glücklicheres und friedlicheres Zeitalter gewesen wäre, die gesunde Gutmüthigkeit und Leutseligkeit, die gesittete Anmuth eines Chaucer wohl schwerlich eine Reihe glücklicher Nachahmer gefunden.

Mittlerweile aber macht doch die Sprache Fortschritte, und Lydgate und andere unter ihm stehende Geister genügten schon, unter dem Volk eine Art von Geschmack für die Formen und den Glanz der Poesie lebendig zu erhalten. Aber als der Frieden und die Ordnung unter der Regierung des ersten Tudor

für die Pracht und den Glanz Heinrichs VIII den Weg bahnten, — als der Fortschritt der Civilisation und des Luxus aus den unordentlichen Elementen einer unruhigen Aristokratie einen wohlgeordneten, feinen Hof bildeten, — als die Erfindung der Buchdruckerkunst manche volksthümliche, obgleich jetzt vergessene Schätze von Balladen und Romanzen dem entzückten Volke aufschloß: so sehen wir plötzlich beinahe zu gleicher Zeit über dem Boden, unter dem sie sich eine Zeitlang verborgen gehalten hatten, die zwei getrennten Ströme einer volksmäßigen und einer höfischen Poesie wieder hervorbrechen.

(Schluß folgt.)

Knechtschaft und Größe im Militärleben.

(Fortsetzung.)

Hier sah sich der alte Kommandant genöthigt, inne zu halten. Ich hütete mich, zu sprechen, aus Furcht, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben; er begann wieder, indem er sich auf die Brust schlug: Diesen Augenblick, wie ich Euch sage, ich kann ihn noch immer nicht fassen. Ich fühlte, wie der Zorn mich bei den Haaren ergriff, und zu gleicher Zeit weiß ich nicht, was mich gehorchen machte und vorwärts trieb. Ich rief die Offiziere und sagte zu Einem von ihnen: Schnell ein Boot ins Meer. Wir müssen nun einmal die Henker machen. Ihr setzt diese Frau hinein und führt sie ins offene Meer hinaus, bis Ihr Flintenschüsse hört; dann kehrt Ihr zurück. — Gehorchen einem Fetzen Papier! denn Anderes war es am Ende nichts. Es mußte etwas in der Luft seyn, was mich dazu trieb. Ich sah von ferne mit halbem Auge den jungen Mann ... oh, es war ein entsetzlicher Anblick .. wie er vor seiner Laurette kniete und ihre Kniee und Füße küßte. Findet Ihr nicht, daß ich sehr unglücklich war?

Ich schrie wie ein Wahnsinniger: Trennt sie, reißt sie auseinander! Wir sind Alle Verbrecher .. reißt sie auseinander! Die arme Republik ist ein Leichnam! die Direktoren, das Direktorium sind die Würmer darin! Ich verlasse das Meer! Ich fürchte alle Eure Advokaten nicht! Man hinterbringe ihnen nur, was ich sage; was kümmere ich mich darum? He, in der That, ich kümmerte mich wohl um sie! Ich hätte sie nur in meinen Händen haben, ich hätte alle fünf gern erschießen lassen, die Schurken! Oh, ich hätte es gethan — ich kümmerte mich ums Leben so wenig, als um den Regen, der hier fällt — ich kümmerte mich wohl darum — ein Leben wie das meinige — ach, ja wohl! ein armes Leben — ha! —

Und die Stimme des Kommandanten erstickte nach und nach und wurde so unsicher wie seine Worte, und er schritt weiter, indem er sich in die Lippen biß und die Augenbrauen in furchtbarer, wilder Zerstreuung hinaufzog. Mit Erstaunen sah ich, wie die gelbe Haut seines Gesichts dunkelroth wurde. Er riß hastig seinen Rock über der Brust auf und entblößte sie dem Wind und dem Regen. So setzten wir in tiefem Schweigen unsern Marsch fort. Ich sah, daß er von selbst nicht mehr zu sprechen anfangen würde, und daß ich mich entschließen müsse, ihn zu fragen.

Ich begreife wohl, sagte ich zu ihm, als ob er seine Geschichte beendigt hätte, daß man nach einem so grausenhaften Abenteuer einen Abscheu vor seinem Beruf bekommt. — Ha, vor dem Beruf! seyd Ihr ein Narr? sagte er rauh zu mir; daran ist nicht der Beruf schuld! Nie wird ein Schiffskapitän gezwungen seyn, den Henker zu machen, als wenn Regierungen kommen, die aus Mördern und Dieben bestehen, die ihren Nutzen ziehen aus der Gewohnheit, die ein armer Mann hat, blind zu gehorchen, immer zu gehorchen, zu gehorchen wie eine unglückliche Maschine, gegen die Stimme seines Herzens.

Hier zog er aus seiner Tasche ein rothes Taschentuch, in welches er weinte wie ein Kind. Ich hielt einen Augenblick, um meinen Steigbügel zurecht zu machen, und blieb einige Zeit hinter dem Karren zurück, da ich empfand, er würde sich schämen, wenn ich seine strömenden Thränen allzudeutlich bemerkte.

Ich hatte richtig vermuthet, denn nach etwa einer Viertelstunde kam auch er hinter sein armseliges Fuhrwerk zu mir und fragte mich, ob ich keine Rasirmesser in meinem Mantelsack hätte, worauf ich einfach antwortete, da ich keinen Bart hätte, brauchte ich gar keine. Aber er hatte nur gefragt, um von etwas Anderem zu sprechen. Mit Vergnügen bemerkte ich aber, daß er wieder auf seine Geschichte zurückkam.

Ihr habt wohl in Eurem Leben nie ein Schiff gesehen, nicht wahr? — Keines, sagte ich, als auf dem Panorama von Paris, und ich bilde mir nicht viel ein auf die Seemannskenntniß, die ich daher geschöpft. — So wißt Ihr also auch nicht, was der Krahnbalken ist? — Ganz und gar nicht, sagte ich. — Das ist eine Art von Terrasse von Brettern, die über das Vorderschiff hinausragt und von wo man den Anker ins Meer wirft. Wenn man einen Menschen erschießt, läßt man ihn gewöhnlich dahinstellen, setzte er leiser hinzu. — Ah, ich begreife, weil er von da ins Meer fällt! — Er antwortete nicht und fing an, alle Arten von Booten zu beschreiben, die eine Brigg mit sich führen kann, und dann, ohne Ordnung in seinen Gedanken, fuhr er in seiner Erzählung fort mit jenem affektirt gleichgültigen Wesen, das man unfehlbar in langem Dienst annimmt, weil man seinen Untergebnen das Beispiel der Verachtung der Gefahr, Verachtung der Menschen, Verachtung des Lebens, Verachtung des Todes und der Verachtung seiner selbst geben muß; und dieß Alles verbirgt unter einer rauhen Hülle beinahe immer ein tiefes Gefühl. Die Rauhheit des Kriegsmannes ist wie eine eiserne Maske über einem edeln Gesicht; wie ein steinerner Kerker, der einen königlichen Gefangenen einschließt. — —

Diese Boote fassen sechs Mann. Sie warfen sich hinein und führten Laure mit sich fort, ohne daß sie Zeit hatte zu schreien und zu reden. Oh! das ist etwas, worüber ein ehrlicher Mann sich nie trösten kann, wenn er dabei zu thun hatte. Man hat gut schwatzen — so etwas vergißt man nie! — Ach

was das ein Wetter ist! Wer Teufels hat mich denn dazu gebracht, das zu erzählen? Wenn ich das erzähle, so kann ich nicht mehr aufhören, das ist aus und vorbei. Es ist eine Geschichte, die mich trunken macht, wie der Wein von Jurançon. Ach, was das ein Wetter ist! Mein Mantel ist durchnäßt!

Ich sprach Euch noch zuletzt von der kleinen Laurette. Die arme Frau! Was gibt es doch für ungeschickte Leute auf der Welt! Der Offizier war so dumm, mit dem Boote gegenüber dem Vordertheile des Schiffs sich zu halten. Und dann muß man freilich auch sagen, daß man nicht Alles vorhersehen kann. Ich, ich rechnete auf die Nacht, um die Sache zu verhehlen, und ich dachte nicht an das Licht von den zwölf zumal Feuer gebenden Flinten. Und meiner Treu, von dem Boot aus sah sie ihren Gatten erschossen ins Meer stürzen.

Wenn es einen Gott dort oben gibt, so weiß er, wie das zuging, was ich Euch erzähle; ich weiß es nicht; aber man hat es gesehen und gehört, wie ich Euch sehe und höre. Im Augenblick des Feuers führte sie die Hand an die Stirne, als hätte eine Kugel sie in den Kopf getroffen, und setzte sich in dem Boot nieder, ohne in Ohnmacht zu fallen, ohne zu schreien, ohne zu reden, und kam wieder auf die Brigg zurück, wann und wie man wollte. Ich ging zu ihr, ich sprach lange mit ihr und so gut ich konnte. Es war als ob sie mich anhörte, und sie sah mich an, sich die Stirne reibend. Sie begriff nichts, und ihre Stirne war ganz roth und ihr Gesicht ganz blaß. Sie zitterte an allen Gliedern, als ob sie vor Jedermann Furcht hätte. Das ist ihr geblieben. Sie ist noch in demselben Zustand, die arme Kleine! Blödsinnig, oder verrückt, oder närrisch — wie Ihr wollt. Nie hat man ihr ein Wort abgelockt, außer daß sie manchmal sagt, man solle ihr herausziehen, was sie im Kopfe habe. Von diesem Augenblick an wurde ich so trübselig wie sie, und ich fühlte eine Stimme in mir, die zu mir sagte: Bleibe bei ihr bis ans Ende deiner Tage und beschütze sie! das hab' ich gethan. Als ich nach Frankreich zurückkam, verlangte ich mit Beibehaltung meines Grades in die Landarmee zu treten, da ich einen Haß gegen das Meer gefaßt hatte, weil ich auf ihm unschuldiges Blut vergossen; ich suchte Laure's Familie auf. Ihre Mutter war todt; ihre Schwestern, zu denen ich die Wahnsinnige brachte, wollten sie nicht und boten mir an, sie nach Charenton zu bringen. Ich kehrte ihnen den Rücken und behielt sie bei mir: — Ach mein Gott, wenn Ihr sie sehen wollt. Kamerad, es kommt nur auf Euch an — ha! wartet! he! Maulthier! halt!

Das Maulthier hielt gerne, und zugleich hob er das Wachstuch von dem Karren auf, als wollte er das Stroh in Ordnung bringen, das ihn beinahe ganz füllte, und ich sah etwas höchst Jammervolles. Ich erblickte zwei blaue Augen, von außerordentlicher Größe und wunderbar schön geformt, die aus einem blassen Antlitz hervortraten, welches lang und abgemagert und von blonden, ganz glatten Haaren überfluthet war. In der That sah ich nichts als diese beiden Augen, welche an der armen Frau Alles waren, denn alles Uebrige war todt. Ihre Stirne war roth, ihre Wangen hohl und weiß, und hatten bläuliche Flecken. Sie saß mitten in dem Stroh gekauert, so daß man kaum ihre beiden Kniee hervorragen sah, auf welchen sie mit sich selbst Domino spielte. Sie sah uns einen Augenblick an, zitterte lange, lächelte ein wenig gegen mich und fing wieder an zu spielen.

Ich näherte mich mit meinem Pferd dem Karren und bot ihr die Hand; sie reichte mir maschinenmäßig die ihrige und lächelte dazu sehr sanft. Ich bemerkte mit Erstaunen, daß sie an ihren langen Fingern zwei Diamantringe trug, ich dachte mir, daß dieß noch die Ringe ihrer Mutter seyn würden, und ich befragte mich, wie doch das Elend sie ihr habe lassen können. Um eine ganze Welt nicht hätte ich diese Bemerkung gegen den Kommandanten aussprechen mögen, aber da er mir mit den Augen folgte und die meinigen auf Laure's Fingern haften sah, sagte er mit einer Art Stolz zu mir: das sind ziemlich große Diamanten, nicht wahr? Sie möchten wohl ihren Werth haben im vorkommenden Fall, aber ich wollte nicht, daß sie sich davon trennte, das arme Kind. Wenn man sie anrührt, weint sie, und läßt sie nicht los. Uebrigens klagt sie nie und kann von Zeit zu Zeit nähen. Ich habe ihrem armen kleinen Gatten Wort gehalten, und wahrhaftig, ich bereue es nicht. Ich habe sie nie verlassen und sie überall für meine Tochter ausgegeben, die wahnsinnig sey. Da hat man sie respektirt. Bei der Armee läßt sich Alles besser an, als man in Paris glaubt, ja wohl! Sie hat alle Kriege des Kaiserreichs mit mir gemacht und ich habe sie immer glücklich davon gebracht. Ich hielt sie immer warm. Mit Stroh und einem kleinen Fuhrwerk ist das nie unmöglich. Sie fiel mir nie lästig, im Gegentheil machten ihre Kindereien manchmal die Offiziere des siebten leichten Regiments lachen. — Darauf näherte er sich ihr und klopfte sie auf die Schulter, wie er seinem kleinen Maulthier gethan hatte. — Nun, meine Tochter, sprich doch; rede etwas mit dem Lieutenant hier; komm, ein kleines Zeichen mit dem Kopf! — Sie machte sich wieder mit ihren Dominosteinen zu schaffen. — Oh! sagte er, sie ist heute ein bißchen scheu und verdrießlich, weil es regnet. Aber doch bekommt sie nie Husten. Die Narren die sind nie krank; das ist eine Bequemlichkeit. An der Beresina und beim ganzen Rückzug von Rußland war sie barhaupt. — Nun, meine Tochter, spiele nur fort; komm, bekümmere dich nicht um uns, thu' was du willst, Laurette.

Sie ergriff seine Hand, die er auf ihre Schulter gelegt hatte, eine große, schwarze und runzlige Hand, führte sie schüchtern an die Lippen und küßte sie wie eine arme Sklavin. Bei diesem Kuß fühlte ich mein Herz zusammengeschnürt und ich lenkte heftig mein Pferd herum.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 98 u. 99.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

3 November 1838.

Monsieur Jean, der Schulmeister.

Von Sainte-Beuve.

Das Gedicht, dessen Uebertragung wir unsern Lesern mittheilen, entnehmen wir der Gedichtesammlung des oben genannten Verfassers, welche unter dem Namen: Augustgedanken im Jahre 1837 erschien, — eine Benennung, die die Stimmung des Gemüths ausdrücken soll, welcher diese Poesien ihr Daseyn verdanken. Der Dichter sagt: „Es sind freilich manche dieser Gedichte in andern Zeiten des Jahres entstanden, als in denen, auf welche der Titel des Buchs hinweist; wenn man aber die geistige Jahreszeit des Gemüths in Betracht ziehen will, wird man finden, daß sie in der That manchmal die Frucht und noch häufiger der Zeitvertreib der gemächlichen Tage und Stunden der Jahresmitte sind. Ich wünsche nur, daß diese Stunden nicht allzugemächlich und einschläfernd erscheinen möchten.“ — Im Vorwort zu dem mitzutheilenden Gedicht bemerkt Sainte-Beuve: „Dieß kleine Gedicht ist ziemlich verwickelt und bei seinem ersten Erscheinen im Magasin pittoresque ist es wenig verstanden worden. Und doch habe ich, scheint mir, vielleicht das, was ich gewollt, realisirt. In seinem bewundernswürdigen, reizenden Jocelin hat Lamartine, in seiner gewandten Erhabenheit, mit Einem Schritt das ganze kleine Gebiet der sogenannten innerlichen, heimlichen, häuslichen, familiaren Poesie erobert, der wir einige Originalität und Neuheit zu verleihen suchten. Er hat es gemacht wie ein großer Gutsbesitzer, der, wenn er außerhalb seines Parks einige kleine Strohhäuser, einige Hütten bemerkt, die er bisher übersehen, die Hand ausstreckt, und den Gränzstein des Parks über sie hinausversetzt, indem er diese kleinen heimlichen Fleckchen seinem Besitz einverleibt, die durch ihn größer und fruchtbarer werden. Nun war mein Gedanke, es sey vielleicht angemessen, die häusliche, familiare, realistische Poesie wieder auf ihren nackten Boden zu verpflanzen, sie in größere Entfernung und Höhe zu versetzen, selbst auf steinige Berge und außerhalb des Bereichs aller prächtigen Schatten. Und das soll Freund Jean leisten. Möge diese Gestalt eines Schullehrers statt des Priesters, eines Jansenisten statt des Katholiken nach neuerem Zuschnitt, in ihrer etwas ascetischen Magerkeit nicht allzu unwürdig erscheinen, ehrfurchtsvoll dem berühmten Pfarrherrn unsers theuern, göttlichen Dichters sich anzuschließen!“

In dieser Zeit des raschen Gangs und Wechsels,
Der Herrschaft ohne Grund und ohne Gipfel,
Wo nichts ein wenig steigt, was nicht bald wankte,
Gibt's noch, es gibt, ganz unten an der Leiter,
Eine bescheid'ne Macht, die nicht gestürzt,
Welche des Bailli's Uebergang zum Maire
Hat überwährt — und das ist: der Schulmeister.
Ich will hier nicht ein Bild aus Worten machen,
Nicht ein erträumt Idyll beim Rückgehn von
Longchamp, wie es ein schmeichelnder Abbé
Gethan auf seinem schimmernden Gemälde; *)
Wahrheit geb' ich. Ein jedes Dorf hat seinen
Waltenden Maire; hat seinen Geistlichen,
Dessen Gewicht nicht überall dasselbe,
Hat seinen Arzt der sich bezahlen läßt…
Nach ihnen, unter ihnen steht auf einer
Glanzlosern Stufe, aber minder auch
Gefährdet, der Schulmeister. Scheitern kann
Ein Maire; ein Julius bricht herein und heischt
Neue Bürgschaften. Zehn auch fünfzehn Jahre
Behält man seinen Pfarrer, doch der Bischof
Kann lassen ihn und wechseln nach Belieben.
Der Schulherr bleibt. Ihm droht Ungnade nicht,
Noch Nebenbuhler. Wachsen sieht der Pfarrer
Täglich des starken Geists, des Doktors, Einfluß.
Krieg führt der Doktor immer mit dem Bader,
Von dem manch heimlich Mittel Wunder thut

*) Delille in seinem Homme de Champs.

Und cirkulirt, und an der Salbe Kraft
Glaubt Mancher, welcher sonst an nichts mehr glaubt.
Fern solchen schnöden Kämpfen bleibt der Schulherr.
Und Alles ist er doch; Richtschnur und Kompaß.
Das Maaß hat er in Händen; als Feldmesser
Nimmt er die Güter auf und kennt die Theile
So gut wie der Notar. Er singt am Chorpult;
Verliest der Länge nach die Passion.
Ist bürgerlicher Schreiber, wenn eintreffen
Vom Ministerium unversehens Fragen:
Wie groß der Gersten-, Leinen-, Wein-Ertrag.
Zu ihm sagt der verlegne Maire: Seht nach!
Er geht, begegnet einem Nachbar, der
Vor einem Augenblick nicht dran gedacht,
Befragt ihn — der gibt Antwort ihm nach rascher
Schätzung — und sieh da fertig die Statistik!
Die Zahl geht sogleich ab und gnügt dem Zweck,
Sie ist beglaubigt und gibt Stoff zu reden.
Und kommt einmal ein Neuling von Inspektor
Des Volksschulwesens, der von weitem sucht
Beim Maire Nachrichten einzuziehn — o herrlich!
Der Schulherr hat davon erfahren gleich,
Und gibt nach Wunsch Aufschlüsse über sich.
Er ahnt nicht — fest in seinem Wissen stehend —
Daß einst von dieser Seite droht sein Sturz!
Daß dieses Aug' erspähn wird sein Verhängniß;
Er ahnt's nicht.. bleib' er lange noch so arglos!
Der Rand ist breit ja noch... Im Winter füllt
Sich seine Schule und sein Herd, so wie
Sein Wort, sammelt um ihn, wie frost'ge Vögel,
Die Kinder die im Sommer heiß geschafft.
Je mehr es sind, je stolzer wird sein Eifer;
Er drängt sie feurig vorwärts, und wenn er
Eines Spartaners Seele hat, so kann
Mit stolz verklärter Stirn er Solche nennen,
Die besser können lesen als er selbst!

Doch ich will scherzen nicht; ich kenn' ein Muster,
Das hoher Achtung würdig und zu dem
Mich hinruft diese Abschweifung. Ich folge.

Ich kannte eine Frau von Ecá einst,
Aus jener alten Zeit, die nie kehrt wieder,
Fromm, gut und sanft, bei etwas düstrem Sinn,
Im jansenistischen Dogma aufgesäugt
Von ihrer Mutter — Präsidentin war sie —
Und angehalten, ernst, zur Liebe Gottes.
Das ganze Jahr bracht' auf dem Land sie zu;
Und ich verlebte einen Monat, der
Höchst wohl mir that, in jedem Herbste dort.
Einst als wir nach der Messe — ihren Arm
Hatte sie in den meinigen gelegt —
Gemächlich aus der Kirche schritten, sprach sie:
„O seht doch —“ und gerührt ward ihre Stimme
Sogleich, und mit dem Auge deutete
Sie mir auf den Schulmeister, welcher dastand
An dem Portal der Kirche — „seht den Mann!
Er ist schon alt und wird nicht lang' mehr leben;
Einst sollt Ihr mehr von ihm erfahren, wenn ich
Ihn überlebe..“ — „Schon beim Gottesdienst,“
Versetzt' ich, „hab' ich oft sein frommes Thun
Bewundert, seinen tönenden Gesang,
Sein schönes Aug', seine noch feste Stimme,
Und dieses Wesen, beßrer Zeiten Zeuge.
Man schätzt ihn überall.“ — „Oh!“ sagte sie,
„Das Alles ist noch nichts, neben der Wahrheit!
Ein Heil'ger ist er, der getreue Knecht!“

So fuhr sie fort den ganzen Weg; ich lauschte,
Wohl ahnend etwas Ungewöhnliches.

Gleich nach der Schreckenszeit, schon nicht mehr jung,
War Monsieur Jean, (dieß ist sein Nam', der einz'ge,
Den man ihm gibt — das Monsieur fehlte nie,
So lang' von ihm erzählte die Marquisin,)
War Monsieur Jean, bis da auf langen Reisen
Abwesend, rückgekehrt, sich anzusiedeln
Im Dorf beim Kirchthurm, wo so viele Gräber
Umschlossen liebe Freunde; elternlos
War hier er in die Kost gegeben worden.
Zur Zeit wo er zurückkam, legte sich
Der ärgste Sturm der Wuth; er öffnete
Die Pforten der bescheidnen Schule wieder.
Ein Heiland war er jenen traur'gen Jahren;
Er knüpfte neu das Band, besänftigte
Der Wildsten Gluth, anklagend nur das Unrecht.
Was er gesagt, was er gethan in seiner
Verborg'nen, anspruchlosen Weisheit, was
Von gutem Samen aufnahm in das Herz
Mehr als Ein Sohn des Ortes, der im Krieg
Gefallen, seiner noch gedachte; was er
Den Müttern sagte (denn der Priester, auch
Entfernt, bot keine Tröstung jenem Elend),
Das weiß nur der, der weiß, wie viele Aehren
Im Winterschlaf in sich die Furche birgt!

Dieß Dorf, wo Senlis ist die nächste Stadt,
Kaum neunzehn Steine von Paris entfernt —
Einen entschiedenen Charakter zeigt's
Dem Aug', das schärfer blickt. Von Lastern sieht
Man nichts — nur Ordnung; und doch ist das Band
Dort der Familie schwach. Man hängt am Boden;
Jeder begehrt ein Stückchen; Grundbesitzer
Von einem Fleckchen hinterm Haus zu seyn,
Das Einen, knapp, in jeder Jahrszeit nährt —
Das ist das Ziel. Und sonst fragt man nach nichts;
Der Seele Brod — was ist's den rauhen Seelen?
Selbst der Gewerbsfleiß dünkt sie überflüssig.

Wenn in der Näh' die Weiler, welche täglich
Sich mehren, ihren Unterhalt gewinnen
Zumeist bei den Fabriken, so sind diese
Landbauer, welche zusehn Jener Thun.
Und doch gilt wenig die Familie.
Der Sohn, mit seinem Theil, lebt unabhängig
Und abgetrennt; den Töchtern, die zum Tanz
Gehn ohne ihre Mutter, gilt als einz'ge
Klugheit des Vaters strenge Sittlichkeit.
Kurz, Egoismus in der Herzen Grund;
Mit tüchtigem Verstand und Eigenschaften
Die löblich sind, doch ohne Eine Tugend!

Auch auf dem Lande fehlt das Uebel nicht.
Wenn, satt der Stadt, anfangs begehrend nichts
Als eine Freistatt und ein wenig Schatten,
Man ankommt: da gefällt die Friedensruhe,
Die Farbenpracht, die Unermeßlichkeit
Des Himmels, und in schönrem Licht glänzt Alles,
Unschuldig scheint der Mensch und die Natur.
Doch blicke tiefer und durchdring' das Grün!
Einst als ich stand, bewundernd junge Bäumchen,
Eine zweijähr'ge Zucht am Waldessaum,
Vielartig, hold zu schau'n; „Ach," sprach der Schulherr,
„Prächtig wuchs Alles; und doch werd' ich wohl
Verlustig meiner Hoffnung, meiner Freude!"
— „Warum?" — „Dieß Jahr richtet die Unzahl von
Maikäfern überall einlegend ihre
Heillose Brut arge Verwüstung an;
Der Wurm, der auf sie folgt, bedroht das ganze
Zarte Gehölz mit seinem gift'gen Zahn;
Nur Einer an der Wurzel — stirbt der Baum;
Nur wen'ge werden widerstehn." — Dieß Wort
Gelt' als ein Gleichniß, fern ist nie das Uebel,
Es gräbt und nagt der Wurm und bringt Verwüstung.

Jean sieht das Uebel, in der plumpen Hülle
Des Egoismus kriechend, und bekämpfte
Es stets. Um in den jugendlichen Herzen
Die fleischliche Gewohnheit zu besiegen,
Sucht er den ew'gen Funken drein zu leiten
Und gegen grobe Selbstsucht sie zu waffnen
Durch reiner Sittlichkeit lebend'gen Reiz.
Die Seele jedes Kinds gilt als ein Pfand ihm.
Einfach sagt er das Schickliche. Mehr sagt' er,
Müßt' er sie nicht auf engen Kreis beschränken.
Und doch klagt er, daß wenig er gewirkt.
Die letzten fünfzehn Jahre nennt er fruchtlos,
Sey's, daß sein heil'ger Eifer durst'ger wird,
Näher dem Ziel, oder, ein leidig Zeichen!
Mehr in den Herzen schläft der gute Same!
Schwer weckt er sie; das schlimme Beispiel siegt;
Ehrbar.. das sind sie, doch der Funke stirbt;
Beichte und Nachtmahl pflegt das Ziel zu seyn,
Wo ihre Sorge um den Himmel endet;
Der Undank kränkt ihn. Seine heil'ge Seele
Hat bittre Stunden oft der Angst und Qual.
„Ich sah ihn," sagte meine Freundin mir,
„In meinen Wäldern schweifen dieser Tage,
Gesenkt die Stirn; und frag' ich ihn und spreche
Von seiner Schule ihm, so sagt er; Oh!
Alles ist ohne Ihn, der tröstet, nichts!
Ich weiß, sie sind besonnen, arbeitsam,
Gezügelt durch Berechnung — ohne Tugend!
Fremd ist seit fünfzehn Jahren Christus ihnen!
So sprach er oft im Jammer seiner Seele."

Nicht mehr erfuhr ich diesen Herbst von ihm,
Im nächsten aber, als ich wieder kam,
Sah, als zur Meß' ich ging, am Rand des Kirchhofs
Ich aufrecht stehend einen neuen Stein
Und las drauf: „Monsieur Jean liegt hier begraben;
Mit achtzig Jahren endete sein Heimweh."
Den Rest des Tags, als nach der Kirche wir
Allein uns fanden, lauscht' ich der Marquisin,
Die dießmal ganz mir aufschloß das Geheimniß
Des Todten, welchen sie beweinte.. Sie
Ist auch nicht mehr, und ich entledige
Mich seiner jetzt; noch ist es Zeit; genug
Vielstimmiger Gerüchte: hier die Wahrheit.

(Fortsetzung folgt.)

Skizze der Entwicklung der englischen Literatur seit Chaucers Zeit.

(Schluß.)

Die erstere (volksmäßige) eilte der letzteren (höfischen Poesie) noch um etwas voran. Um nichts zu sagen von der Ballade vom Nußbraunen Mädchen, welche Warton ins Jahr 1500 setzt, so schüttete noch vor den spätern Hofpoeten aus Heinrichs VIII Zeit, die ihre goldenen Phrasen in künstliche Sonette verwoben, Skelton seine derben und ungezähmten Späße im einfachsten und kräftigsten Englisch aus; obgleich ein Priester und Gelehrter, hat er doch nichts Priesterliches oder Künstliches an sich. Er repräsentirte die Gesinnung des großen Haufens gegen Wolsey in dem einfachen und herzlichen Spott, der bei der Masse immer am wirksamsten ist. Ebenso einfach und roh ist der Epigrammatiker Heywood, der selbst am Hof populär war, troß seiner, im emphatischen Sinne, plebejischen Muse. Aber Heinrich VIII war kein überzarter Kritiker. Und im stärksten Gegensaß zu diesen Dichtern haben wir die didaktische und harmonische Glätte von Sir Thomas Wyatt, und die italienische Weichheit und weibliche Eleganz Surrey's.

So strömten zugleich aus zwei Quellen — deren eine man bis zum Herzen des Volks selbst verfolgen kann, während die andere von einem weniger heimischen aber blumenreicheren Helikon entsprang, und von Chaucer bis auf Surrey beständig durch

italische Zuflüsse genährt wurde — jene entgegengesetzten Ströme des poetischen Genius, welche, obwohl für eine Zeitlang, wie wir sofort sehen werden, in einem gemeinsamen Becken vereinigt, noch lange parallel neben einander hinflossen; — welche hernachmals die Schnurren eines Skelton in einem Butler sich erweitern, und die gezierten Einfälle eines Surrey in der gelehrten Affektation eines Cowley untergehen sahen. Die **Bühne** war es, die diese entgegengesetzten poetischen Schulen vereinigte, die das leidenschaftliche und herzhafte Volk, die gezierten und eklen Edeln auf einem gemeinsamen Grund und Boden der Freude und des Genusses zusammenführte. Die bewegte Scene, die lebendige Verwicklung, die Energie und das Leben beseelter Charaktere konnten da die Einen bezaubern — die verschwenderische, zarte Poesie des Ausdrucks die Andern fesseln. Die künstlichen Einfälle und Gedanken Surrey's und der Sonettendichter reiften heran zu der malerischen und bilderreichen Ueppigkeit des Shakspeareschen Dialogs; die einfache, scharfausgeprägte Individualität Chaucers bildete sich aus zu den überströmenden, fruchtbaren metaphysischen Unterschieden Shakspeare'scher Charaktere. Beinahe alles Uebrige von der glänzenden Literatur aus Elisabeths und Jakobs I Zeit war für das Volk eine verschlossene Quelle. Es war eine Literatur der Weisen und Staatsmänner, der Gelehrten und Dichter. Aber die großen Unterschiede der Gesellschaft waren noch nicht so ineinandergemischt und verschmolzen, daß diese Schätze eine Literatur für das Volk gewesen wären. Selbst noch in der späten Zeit der republikanischen Kriege verfocht der große Ritter der Volkssache Milton, die Sache der Mehrheit in einer Sprache, die nur von der Minderzahl konnte gewürdigt werden. Das englische Drama aber öffnete Allen sein Zaubergebiet; und vielleicht unmittelbarer und wirksamer als andere minder verborgene und minder besprochene Ursachen erweckte es die Phantasie der Masse der Nation und beflügelte ihre Ideen. Das Drama bildete auch das vermittelnde Glied zwischen der Poesie und der Prosa; es hatte die Tendenz die prächtigen Sprachgebäude, welche unter der Regierung Jakobs I aufgeführet wurden, theils zu charakterisiren, theils auch sogar zu schaffen. In den meisten Ländern, vorzugsweise aber in Griechenland und England geht das Drama der wissenschaftlichen oder künstlerischen Bildung der Prosa voran. Es ist die Brücke, über welche der Gedanke und die Phantasie, bisher dem Gedicht gewidmet, in ein neues Gebiet hinüber treten.

Chateaubriand läßt, während er die Prinzipien der Reformation mit Mäßigung und Besonnenheit erörtert, soweit dieß von ihm als Katholiken zu erwarten steht, doch dem wunderbaren Impuls, welchen dieß Ereigniß dem menschlichen Geiste gab, nur sehr dürftige Gerechtigkeit widerfahren. Er setzt voraus, daß die katholische Religion im Wesentlichen die volksthümliche, daß sie gegründet war auf die Gefühle der Nationen, und daß die Reformation das Werk von Fürsten und Großen gewesen. Aber wir wüßten nicht mit Bestimmtheit zu sagen (und wir wollen unsere Erläuterungen auf den unmittelbar vorliegenden Gegenstand beschränken), wenn wir sehen, mit welchem Entzücken das Volk lange Zeit die Satyren auf die römische Priesterschlauheit angehört hatte, wenn wir lesen, daß lange Jahre vorher Wikleff in die St. Paulskirche kam unter der Sicherheitswache des Pöbels, — ob Heinrich VIII in unserem Lande, oder Friedrich von Sachsen in Deutschland mehr für den Protestantismus thaten, als Konstantin für den ursprünglichen Katholicismus. Und überhaupt, wenn der Protestantismus in England unter den Auspicien eines Königs sich erhob, so hat auch die römische Kirche unter nicht minder königlichen Auspicien bei uns Wurzel geschlagen. Es kommt indeß nicht viel darauf an, ob Revolutionen durch Aristokraten oder durch demokratische Thätigkeit herbeigeführt worden sind, wenn nur die **Prinzipien** selbst zu dem Volk günstigen Resultaten führen müssen. Der demokratische Impuls der Reformation lag nicht in den Motiven der dabei thätigen Personen; er lag in dem Geltendmachen eines unvergänglichen Prinzips — der Denkfreiheit — eines Prinzips, dem die Reformatoren selbst keine Schranken zu stecken vermochten. Und gerade auch darum, weil Fürsten und Obrigkeiten sich selbst an die Spitze einer volksthümlichen Gesinnung stellten, zog die Reformation in England ein weiteres, höchst wichtiges Resultat nach sich. Sie brachte alle Klassen der Gesellschaft in nähere Berührung miteinander; und die Uebersetzung der Bibel bildete eine große und grüne Oase der Literatur und Poesie, wo alle Geister, die feinen und die derben, die ungebildeten und die gelehrten sich versammelten an einer gemeinschaftlichen Quelle der Belehrung und der Lust, des Trostes und der Hoffnung.

Immerhin jedoch muß, wenn die Stufen der Bildung in einem Lande lange Zeit ungleichmäßig gewesen, wenn die Masse des Volks lange Zeit nur zu den Anfangsgründen des Wissens verdammt gewesen ist und die Minderzahl sich unter den Feinheiten und Künsteleien der Schulen verloren hat — eine Generation dahingehen, ehe die Literatur gleichsam flüssig und in ihrer Cirkulation ungehemmt wird — ehe das Publikum ein geschlossenes und vereinigtes Auditorium bildet. Sogar noch nach den Bürgerkriegen, selbst noch nach der Restauration Karls II gab es eine Hofliteratur, welche nicht die Literatur des großen englischen Publikums war.

Während Cowley eine neue Art von Uebertreibung und Künstelei in die Poesie einführte, setzte Herrick die alte Reihe süßer und phantasievoller Sänger fort, die, gebildet unter zierlichen und romantischen Rittern und Cavalieren, immer werden bewundert, aber nie in einem größern Kreise populär werden. Es war ein Kampf zwischen den Affektationen der alten Schule, in welcher der italienische Genius vorwaltete, und den Affektationen der neuen, welche von der mehr prosaischen Mode der Franzosen ausging. Unter dem Einfluß der männlichen Kraft Drydens gewann die letztere am Ende das Uebergewicht; und dieser große Autor bewahrte noch genug von dem ächt nationalen Geist, um beinahe der Erste zu seyn, der gleiche Aufmerksamkeit unter der Minderzahl und unter der großen Masse zu erregen. Seine Erzählungen und seine Satyren waren Gedichte für die Nation; seine lockern Komödien, seine aufgestelzten Tragödien waren die korrupten Narrheiten eines Hofs. Es ist ein gewöhnlicher Irrthum der Kritik, anzunehmen, daß die Geschmacks-

und Urtheilsfehler eines großen Dichters in Uebereinstimmung mit der volksthümlichen Gesinnung der Zeit müssen begangen worden seyn — gewöhnlich hängen sie vielmehr zusammen mit den falschen Ansichten der Höfe und der Kritiker. Die leichteste Betrachtung würde hinreichen um zu beweisen, daß Shakspeare's tändelndverliebte und künstliche Witzeleien, seine gesuchten und überladenen Bilder, sein schlechter Witz und seine Wortspiele nicht für die Hefe des Volks, sondern für den Rahm der Gesellschaft waren. Ebenso verhält es sich mit allen schlimmern Fehlern Drydens — seine abscheuliche Moral in seinen Komödien, sein überschwänglicher Bombast in seinen gereimten Tragödien — war für den Hof, nicht für das gemeine Publikum berechnet. In einer großen Menge ist so viel natürlicher Sinn und Leidenschaft, daß ein Mann, der, wie sagen nicht an die Vernunft, sondern an das Herz der Menge sich wendet, nie lang auf falschem Wege ist. Selbst heutzutage, wo doch das Publikum so viel mehr Ein Ganzes bildet, haben uns Solche, die am meisten zu einem praktischen Urtheil berufen sind, versichert (und das Zeugniß vor der dramatischen Committee bestätigt diese Behauptung), daß der Geschmack der Gallerie gesunder und edler ist, als der des Censors. Dryden war nicht nur als Dichter der Erste, der alle Klassen zu Einem Publikum zu verschmelzen anfing, sondern auch als prosaischer Schriftsteller näherte er sich sehr diesem Ziel. Was bloß den Styl anbetrifft, so bildet sein schönes Englisch die glücklichste Mitte zwischen der gezierten Sprache der Gelehrten und der gemeinen des Volks; wären seine Gegenstände von allgemeiner ansprechendem Interesse gewesen, so hätte er die Vereinigung bewirkt, welche Schriftsteller von gemeinerer Ausdrucksweise nicht bewirken konnten; denn das gewöhnliche Gesetz der prosaischen Literatur ist da: herabzusteigen; und nur in seltenen Zwischenzeiten, und dann durch das Mittel der Poesie können die Ungebildeten und Rohen die Bewunderung der Feinen und Gebildeten auf sich ziehen und festhalten. Nur der Mann, dessen Geschmack sich gebildet hat unter den Wenigen und dessen Herz für die Massen schlägt, ist der Autor für alle Klassen. Der durchaus populärste prosaische Schriftsteller aus Karls II Zeit war Bunyan; er verkörperte die höchsten Gefühle und Empfindungen — die religiösen — in der allereinfachsten Sprache; und er näherte sich mit einer im höchsten Grade schöpferischen Einbildungskraft der Fassung des allergewöhnlichsten Verstandes. Aber Bunyan ward nicht eher bewundert von den Wenigen, als bis, viele Generationen später, die fortdauernde Bewunderung der Masse ihn ihrer Kenntnißnahme aufdrang. Erst unter der Regierung Anna's fangen wir an zu bemerken, daß die fashionable und die populäre Literatur Eine und dieselbe zu werden beginnen, daß das Publikum nicht mehr aus widerstrebenden Theilen zusammengesetzt, sondern ein großes, verschmolzenes Ganze war. Niemand hat bisher gehörig gewürdigt die tiefgehenden und umfassenden Folgen, welche man mit Recht datiren kann von dem Lobe, das der Spectator erntete: er habe die Philosophie aus dem Studierzimmer an die gewöhnlichen Heerde und in die Häuser der Menschen verpflanzt. Der von Addison und Andern gebildete Styl war ohne Zweifel Vielem nachtheilig, was im Bau unserer Sprache groß und wohllautend war, der Gelehrsamkeit und Poesie, der Majestät und Kühnheit der prosaischen Schriftsteller unter der Regierung der Stuarts. Aber er gab einen Ersatz für all dieß durch die Vereinbarung und Verständigung, die er zwischen den Kritikern und dem Volke herbeiführte. Die Wenigen minder scholastisch und überschwänglich — die Masse nachdenksamer und verständiger — jetzt war gewiß die Zeit gekommen, die Vereinigung beider Parteien zu bewirken — und jetzt erschienen auch, in Prosa und Versen, die Schriftsteller, denen dieß gelang. Swift, Addison, Pope, Steele erstanden; und ihre Schönheiten waren von der Art, daß eine ganze Nation sie verstehen konnte.

Dieß war das eigentliche Verdienst der Schriftsteller aus Anna's Zeit; ihre Korrektheit und Reinheit der Sprache ist gar sehr überschätzt worden. Es ist falsch, sie für bessere Muster als Shakspeare und Bacon, als Browne, Butler und Herrick anzusehen; aber sie waren glücklich in der Verbindung des Gewöhnlichen und Praktischen mit dem Eleganten und Kritischen. Diejenige Form der Literatur, woran die alte englische Eigenthümlichkeit am meisten klebte, war der ungereimte Vers. Hierin, erlöst von dem Gewicht von Miltons lateinischer Feierlichkeit, fanden sich noch die reichen Füllen der Diktion, das bis ins Kleinste gehende sich Anschmiegen an die belebte Natur, das wir nicht finden können in den französischen Zeiten der Prosaiker, noch in den künstlichen Schilderungen der reimenden Dichter; denn in diesem Dichtergebiet waren die großen und kühnen Muster der alten Dramatiker noch unangefochten und unentstellt geblieben durch die fashionableren Beispiele Frankreichs. Frankreich bot uns keine Poesie in reimlosen Versen zum Nachahmen dar. Die Wirkung der Verschmelzung aller Klassen, welche durch die bezeichneten Schriftsteller herbeigeführt wurde, war zum Glück die, daß, als das große, gewaltige Publikum zu den Coterien hinzukam, nunmehr ein Correktiv gegen die Stagnation der Coterien vorhanden war. So wurde zu einer Zeit, wo die verkünstelte Schule in höchster Glorie stand, durch die Berufung auf einen umfassenden Kreis, Leidenschaft und Poesie wieder ins Leben gerufen. Fielding und Richardson wurden Schöpfer eines Neubruchlandes, indem sie den alten langweiligen Roman — von der Clelia und Cassandra — zu gleicher Höhe mit dem Drama erhoben, und das Humoristische, die Leidenschaften und das Wesen der großen Masse der Menschheit in familiärer, schärferer und lebendigerer Weise veranschaulichten, als dieß selbst auf der Bühne möglich ist. Wären sie aber nicht im Stande gewesen, an eine große Masse sich zu wenden — was hätten Fielding und Richardson ausrichten können? die Zeit verstrich — unsere Poesie ermattete und erlahmte; die letzte Mode unserer Literatur war zu kindischer Schwäche herabgekommen, als sie von neuem wieder mit Gesundheit und Leben durchströmt wurde. Aber wie? etwa dadurch, daß sie Kritiker und Gelehrte zu Hülfe rief? Nein! dadurch daß sie die Forschungen des Alterthumsliebhabers dazu benützte, den alten poetischen Geist der Nation wieder zu beleben; Percy's Balladen thaten schon etwas, um das Publikum zum Bewußtseyn zu bringen, es sey in den Quellen der englischen Poesie etwas Frischeres, Wahreres und Gesunderes verborgen, als man in den erschöpften

Flußbetten entdecken konnte, die noch unter dem Schutze der Nymphen von Twickenham standen. Gray machte den rednerischen Bau und den falschen Schimmer seiner Diktion wieder einigermaßen gut durch die natürlichen und anmuthenden Gegenstände, die er wählte; und die Ode auf das Collegium zu Eton, die Elegie auf einen Dorfkirchhof waren glückliche und höchst einflußreiche Versuche, die Poesie von der Oberflächlichkeit gesellschaftlicher Satyre zu den tieferen Quellen allgemein ansprechender Ideen und Empfindungen zurückzuführen. Goldsmith war vielleicht der größte und vielseitigste Genius seiner Zeit. Er schuf die beste Komödie, die beste Novelle und das lieblichste, rührendste Gedicht in der Johnson'schen Aera. Auch in den Compilationen, die er für die Buchhändler fertigte, machte er den gewöhnlichen Leser vertraut mit den Schönheiten eines frischen und lichtvollen Styls, und trug viel dazu bei, dem schädlichen Einfluß entgegen zu arbeiten, welchen Johnson auf guten Geschmack und natürliche Komposition ausübte. Aber was wäre Gray gewesen, hätte er nur für den scholastischen Mikrokosmus der Stuarts geschrieben? Das verödete Dorf Goldsmiths wäre nie gedichtet worden von einem Mann, der nur einen Hof oder eine Akademie im Auge gehabt hätte. Der wohlthätige Einfluß eines gemischten Publikums ist ebenso sichtbar bei der Prosa als bei der Poesie dieser Periode; und als die Beredsamkeit einem Volke frei gegeben wurde, als politische Interessen ein Anliegen für Jedermann wurden, als der politische Geist, nicht mehr auf die Plane und Entwürfe von Staatsmännern im Kabinet beschränkt, sich mit allgemeinen Bedürfnissen und Problemen vermählte, da brach in unserm Senat die Beredsamkeit hervor. Da hörte man den Donner eines Chatham — ein Vorspiel zu dem folgenden Blitz und Schlag; die Phantasie und den Witz eines Sheridan — die einfache aber wohl vorbereitete Majestät eines Pitt — da erwachte wieder der leidenschaftliche gothische Geist in einem Burke und verschwendete an Alltagsangelegenheiten den Pomp und die Poesie des Elisabethischen Zeitalters; und da vereinigten sich die Gelehrsamkeit der Schule, die Schärfe des Logikers, die Männlichkeit und das Feuer des ächt englischen Genius in der tüchtigen und kernhaften Energie eines Fox! Die Berufung auf das Volk, nicht die kalte, einer Schule gebrachte Huldigung war es, was die Juniusbriefe erzeugte — die unvergänglichen Schriften Burke's; was menschliche Gestaltung und Kraft der knappen und strengen Sprache des Einen verlieh, und die eiserne Waffe unter den verschwenderischen Myrten des Andern verbarg.

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts blühten zu gleicher Zeit zwei Dichter von sehr verschiedenen Eigenschaften und Attributen, aber sich gleich in Einem — beide waren dazu bestimmt, zu zählen unter den Dichtern des Volks. Die Poesie Cowper's machte eine große Wirkung bei einem sehr großen Kreise von Lesern; aber wir zweifeln, ob sie auf den rein poetischen Theil des Publikums einen großen Eindruck machte. Andererseits ließe sich, glauben wir, nachweisen, daß die Poesie von Burns nicht nur auf den großen Kreis ihrer Leser wirkte, sondern auch von ganz besonderem Einfluß war bei dem kleinen Kreis der Autoren. Sie wirkte zweimal auf die Welt — einmal auf die Gesellschaft der Zeitgenossen und zweitens auf die Literatur der nächsten Generation. Wir leben in der That wirklich noch unter dem moralischen Einfluß von Burns; wir kennen noch nicht alle die Früchte, die davon reifen mögen. Wir haben uns in diesen Blättern nicht auf das fruchtbare Gebiet der schottischen Poesie eingelassen; aber wir können nicht ganz schweigen über Burns; denn wir erblicken seinen athmenden und belebenden Geist allerorten außer seinem Geburtsland. Nicht nur beurkundet er sich in der Philosophie Wordsworths, in der prachtvollen Lyrik Campbells, in den patriotischen Liedern Moore's, sondern auch wo nur in den großen und wimmelnden Sitzen des Handels und Gewerbsfleißes der niedrige Handwerker das Bewußtseyn seiner Würde im Busen hegt — von Sehnsucht nach dem Schönen brennt — vom Traum des Wissens verfolgt wird — die Maßliebe unter der Pflugschaar hervorzieht — auch da glüht, erhebt und begeistert der königliche und edle Geist mit seinem Löwenmuth und seiner Taubenzartheit — der Geist von Robert Burns! Und das ist der Mann, von dem Chateaubriand sich begnügt zu sagen: er dichtete einige Trinklieder voll lustiger Laune, jedoch ohne die Eleganz der Lieder eines Desaugiers!

Das letzte Jahrhundert ging zu Ende unter der Asche erloschener Lichter. Unsere Literatur befand sich in der ganzen Schwäche erschöpften Alters, als sie, durch ein Zurückkommen auf ihre ersten Prinzipien, zur Kräftigkeit und zum Ungestüm einer zweiten Jugend sich ermannte. Aus den populärsten und nationalsten Quellen, lang wieder entdeckt, aber nur selten besucht, ward eine neue Begeisterung geschöpft. Scott wandte sich zur Literatur der Demokratie — zu Legenden und Balladen — und daraus entsprang eine Poesie, die allen Klassen lieb, und für jedes Ohr voll vertrauter Anklänge war. Wordsworth suchte eine feinsinnige Philosophie und eine erhabene Religiosität in den gewöhnlichsten Quellen der Rührung und des Gefühls; und Byron, sich selbst unbewußt, entlehnte allen Zauber seiner ausgezeichnet populären Poesie von seiner innigen Sympathie mit der Menschheit in den gewöhnlichsten und menschlichsten Quellen schwermüthiger Reflexion — Eitelkeit des Lebens und Uebersättigung von Genüssen. Während er den misanthropischen Feind der Gesellschaft spielte, besteht das Geheimniß seines ganzen Genius in dieser wunderbaren Sympathie mit Allem, was seine Zeit interessirt. Ob er nun um die Verdienste Pope's streitet, oder sich an die Spitze einer Expedition nach Griechenland stellt, oder die moderne Gesellschaft schildert im Don Juan, oder alte Idole anruft im Childe Harold — scherzend, deklamirend, moralisirend oder streitend — immer wirft Byron sich mitten in die menschlichen Interessen hinein, und ficht und kämpft mit dem Pöbel, unter dem Vorwand, daß man ihn nicht aus dem Gewühl hinaus lassen wolle.

Die Vereinbarung aller Klassen des Publikums, welche durch die Schriftsteller aus Anna's Zeiten herbeigeführt wurde, war mithin wie alle literarischen oder politischen Vereinbarungen und Vergleiche, gestiftet zwischen der Oligarchie und der Demokratie. Die Demokratie, einmal in den allgemeinen Verband aufgenommen, gewann immer mehr im Verlauf der Zeit; und in-

dem sie von der Intelligenz, dem Geschmack und der Energie der Wenigen Nutzen zog, wurde sie schon einfach dadurch, daß man sich an sie wandte und sie zu Rathe zog, im Urtheil tüchtig und weise im Reformiren.

Je mehr man die wichtigsten Perioden unserer Literatur prüft, desto mehr wird man finden, erstens, daß sie schon zu einer sehr frühen Zeit von der französischen sich unterschied durch eine sehr starke Sympathie mit dem Volk; und zweitens wird man bemerken, daß durch eine neue Eingießung dieses Elements eine neue Rückkehr zu ihren ersten Prinzipien, in Zeiten der Erschlaffung und anscheinenden Zerfalls ihre Kraft und Jugend ihr wieder kam. Wir gehören nicht zu den Verlästerern der Gegenwart oder zu den verzweifelnden Skeptikern an der Zukunft. Wir erblicken in unserem politischen Fortschreiten Vieles, was in Uebereinstimmung mit dem Geist und der Erfahrung der Vergangenheit der Literatur günstig seyn muß. So lange nicht die Harmonie zwischen der Intelligenz und dem Volk zerstört ist, so lange glauben wir, daß der Genius unserer Sprache das große Elixir der Erneuerung und Verjüngung des Lebens besitzt!

Knechtschaft und Größe im Militärleben.

(Fortsetzung.)

Wollen wir unsern Marsch fortsetzen, Kommandant? sagte ich zu ihm; die Nacht wird einbrechen, ehe wir Bethune erreichen. — Der Kommandant kratzte sorgfältig mit der Spitze seines Säbels den gelben Koth von seinen Stiefeln, stieg dann auf den Tritt des Karrens und zog Lauretten die tuchene Kapuze eines kleinen Mantels, den sie hatte, über den Kopf. Er nahm seine schwarzseidne Halsbinde ab und band sie seiner Pflegetochter um den Hals, trieb das Maulthier an und wir setzten unsern Marsch fort.

Der Regen strömte noch immer trübselig herunter; der graue Himmel und die graue Erde dehnten sich endlos aus; eine Art düsteres Licht, eine blasse, ganz feuchte Sonne, senkte sich hinter großen Mühlen, die nicht gingen. Wir versanken wieder in ein tiefes Schweigen.

Ich betrachtete meinen alten Kommandanten, er marschierte mit großen Schritten, mit einer immer gleichen Ausdauer, während sein Maulthier nicht mehr konnte und selbst mein Pferd anfing den Kopf hängen zu lassen. Der brave Mann nahm von Zeit zu Zeit seinen Tschako herunter, um seine kahle Stirne und einige graue Haare auf seinem Haupt zu trocknen, oder seine großen Augbraunen, oder seinen weißen Schnurrbart, aus dem der Regen tropfte. Er bekümmerte sich nicht darum, welchen Eindruck auf mich seine Erzählung mochte gemacht haben. Er hatte sich weder besser noch schlechter gemacht, als er war. Er hatte es verschmäht, sich selbst zu zeichnen. Er dachte nicht an sich und nach einer Viertelstunde fing er im nämlichen Ton eine noch viel längere Geschichte von einem Feldzug des General Massena an. Ich hörte ihm nicht zu, obgleich er sich ganz erhitzte, um mir die Ueberlegenheit des Infanteristen über den Kavalleristen zu beweisen.

Die Nacht kam, wir marschirten nicht schnell. Der Koth wurde immer tiefer. Wir hielten an einem abgestorbnen Baum, dem einzigen auf der Straße. Er widmete seine erste Sorge dem Maulthier und ich meinem Pferde. Dann sah er in den Karren hinein, wie eine Mutter in die Wiege ihres Kindes. Ich hörte ihn sagen: Komm, meine Tochter, lege dieß Kleid über deine Füße und versuche zu schlafen! Nun, das ist gut, kein Tropfen Regen hat sie benetzt. Ah, der Teufel, sie hat mir meine Uhr zerbrochen, die ich ihr am Hals ließ. Oh, meine arme silberne Uhr! Nun, es ist einerlei; komm, mein Kind, versuche zu schlafen. Es wird bald schön Wetter werden. — Das ist sonderbar, sie hat immer Fieber; so ist es bei den Narren. Komm, da ist Chokolade für dich, mein Kind!

Wir setzten uns, durch den Karren vor dem Regen geschützt, nieder und verzehrten ein wenig Brod. Er bedauerte, daß er mir nichts Besseres anzubieten habe, und sagte: die arme kleine Frau! ihr muß ich doch das Beste geben was ich habe. Ihr seht, daß ich sie immer abgesondert halte. Sie kann, seit der Geschichte mit dem Brief, keines Menschen Nähe leiden. Ich bin alt und sie scheint zu glauben, daß ich ihr Vater sey; trotz dem würde sie mich erwürgen, wenn ich sie nur auf die Stirne küssen wollte.

Wie er mir so sprach, hörten wir sie seufzen und sagen: Nehmt dieß Blei heraus! nehmt mir dieß Blei heraus! Ich stand auf; er hieß mich wieder sitzen.

Bleibt, bleibt! sagte er, es ist Nichts. Sie sagt das ihr ganzes Leben hindurch, weil sie immer eine Kugel im Kopf zu fühlen glaubt. Das hindert sie aber nicht, Alles zu thun, was man von ihr verlangt, und das mit vieler Sanftmuth.

Ich schwieg und hörte ihm traurig zu. Ich berechnete, daß vom Jahr 1797 bis 1815 achtzehn Jahre so für diesen Mann verflossen waren. — Lange blieb ich neben ihm im Schweigen versunken, und suchte mir Rechenschaft zu geben über diesen Charakter und dieß Schicksal. Dann, ohne äußere Veranlassung, gab ich ihm plötzlich einen sehr innigen Händedruck. Er war darüber ganz erstaunt.

Ihr seyd ein würdiger Mann! sagte ich zu ihm. Er antwortete: Ha! warum denn? Etwa wegen der armen Frau? Ihr seht wohl ein, mein Kind, daß dieß eine Pflicht war. Es ist lange her, daß ich Selbstverläugnung übe. — Und er fing wieder an mir von Massena zu erzählen.

Am folgenden Tag erreichten wir mit dem Morgen Bethune, wo ich durch das Gewühl der Soldaten von meinem Reisegenossen weggerissen und getrennt wurde. Zu meinem großen Bedauern verlor ich die beiden Unglücklichen für immer aus dem Auge.

Das war das erstemal in meinem Leben, daß ich im Grund eines wahren Soldatenherzens las. Diese Begegnung offenbarte mir eine Menschennatur, die mir zuvor unbekannt war und die das Land schlecht kennt und nicht gut behandelt; ich stellte sie von nun an sehr hoch in meiner Achtung. Ich habe seitdem oft in meiner Umgebung nach einem Mann gesucht, der Jenem ähnlich und einer solchen völligen, rücksichtslosen Selbstverläugnung fähig wäre. Und während der vierzehn Jahre, die ich in der

Armee zubrachte, habe ich nur bei ihr und vorzüglich in den armen und verachteten Reihen der Infanterie jene Menschen von antikem Charakter wieder gefunden, welche das Bewußtseyn der Pflicht bis aufs Aeußerste treiben, die weder Gewissensbisse empfanden wegen des Gehorsams, noch Scham über ihre Armuth, einfach in Sitten und Sprache, stolz auf den Ruhm des Landes und unbekümmert um ihren eigenen; die sich gern in ihre Dunkelheit einschlossen und mit den Unglücklichen das schwarze Brod theilten, das sie mit ihrem Blut bezahlten.

Lange Zeit erfuhr ich nicht, was aus dem alten Bataillonschef geworden, zumal da er mir seinen Namen nicht gesagt hatte. Eines Tags, im Jahr 1825 glaube ich, sagte mir im Kaffeehaus, vor der Parade, ein alter Kapitän von der Linie, dem ich ihn beschrieb: Ach, bei Gott, ich hab' ihn gekannt den armen Teufel! Es war ein tapfrer Mann; bei Waterloo hat ihn eine Kugel umgeworfen. Er ließ bei dem Gepäck eine Art von wahnsinniger Weibsperson, die wir ins Spital nach Amiens führten, und die dort nach drei Tagen in Raserei starb. — Ich glaube es gern, sagte ich, weil sie ihren Pflegvater nicht mehr hatte. — Ah, bah, Vater! was sagt Ihr da! entgegnete er mir in einem Ton, der schlau und zweideutig seyn sollte. Ich sage, man schlägt den Rappel, versetzte ich hinausgehend. — Und auch ich habe Selbstverläugnung geübt!

(Fortsetzung später.)

Der See im „schwarzen Sumpfe.“

Geschrieben zu Norfolk in Virginia.

Ballade von Thomas Moore.

„Sie machten ein Grab ihr, zu kalt und dumpf
Für ein Leben so warm und roth.
Da floh sie zum See im schwarzen Sumpf.
Und der Glühwurm fliegt aus dem Weidenstumpf.
Und sie rudert ihr weißes Kanot.

„Bald seh' ich den Glühwurm leuchten im Wind,
Bald hör' ich des Ruders Schlag!
Durchs Leben führ' ich sie liebend und lind.
In Cypressen verberg' ich das holde Kind.
Daß der Tod sie nicht finden mag!“

Zum schwarzen Sumpf! Und er rafft sich empor,
Und bricht sich Bahn mit Gewalt
Durch Wachholdergesträpp, durch Dickicht und Rohr.
Wo die Schlange haust im schwellenden Moor,
Wo kein Menschenfuß noch gewallt.

Die Wildniß war seine Lagerstatt,
Wenn je sich sein Augenlied schloß,
Er lag, wo von giftiger Rebe Blatt
Auf Haupt und Glieder todesmatt
Ihm die ätzende Thräne floß;

Wo die Wölfin rauscht im Farrenkraut,
Wo die Schlange kupferroth
Ins Ohr ihm athmete, bis er die Haut
Sich schüttelnd rief: „Meine süße Braut,
Wann seh' ich dein weißes Kanot?“

Er sah den See und ein flackernder Strahl
Umspielte der Wellen Kleid.
„Willkommen, mein Lieb!“ Viel tausendmal
Widerhallte das wüste, nächtliche Thal
Den Namen der todten Maid.

Da hat er aus Birken gehöhlt ein Boot,
In den düsteren See zu gehn,
Der Nachtwind heult, die Wolke droht,
Und er folgte der Flamme, sie flackert so roth,
Und der Nachen ward nimmer gesehn.

Wenn der indische Jäger im Dickicht wacht,
Da schimmert's vom See her so roth,
Dort kreuzen zwei Liebende leis und sacht
Bei des Glühwurms Licht um Mitternacht
Und rudern ihr weißes Kanot!

L. G.

Das Wasserhuhn.

V. W. Wordsworth.

Schaut wie der Fluth gefiederte Bewohner
Mit reizender Beweglichkeit, die kaum
Kleiner als die der Engel, treiben fort
Ihre anmuth'ge Kurzweil: in dem Aether
(Manchmal mit kecken Schwingen sich so hoch
Erhebend, als des Berges höchste Gipfel,)
Kreise beschreiben, größer als der See,
Der unten liegt ihr heimathliches Reich;
Doch immer, während dieß gewalt'ge Rund
In steter Wiederkehr sie fröhlich ziehn,
Entwirft ihr rastlos jubelvoller Flug
Wohl hundert Kreise, Curven, hin und her,
Aufwärts und abwärts — ein verschlungener
Doch unverwirrter Faden, gleich als ob
Ein Geist führt' ihren nimmer müden Zug. —
Vorüber ist's! zehnmal schon, oder mehr
Wähnt' ich, es sey zu Ende; aber schau!
Wieder empor steigt die verschwundene
Genossenschaft; — sie nähern sich — ich höre
Leis' ihrer Flügel Schläge, leis von Anfang —
Ein scharfer Ton dann einen Augenblick —
Er ist verrauscht — und wieder wird er schwach!
Die Sonne fordern sie heraus, daß sie
Mit ihren Federn spiele, und das Wasser
Oder das Eis, das glitzernde, — daß ihnen
Ein schönes Bild es zeigen soll — dieß Bild —
Sie sind es selbst, die schönen Luftbewohner,
Auf dem beglänzten Spiegel abgemalt
Sanfter und lieblicher, wie fast hinein
Sie tauchen — dann hoch wieder aufgeschnellt,
Mit einem Schwung, mit blitzesrascher Eile,
Als ob sie Ruheplatz und Rast verschmähten!

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 100.

Blätter
zur Kunde der Literatur
des
Auslands.

7 November. 1838.

Panorama von Deutschland.

Herausgegeben von Savoye. Paris 1838.

Es sey uns gestattet, die Aufmerksamkeit unsrer Leser auf dieß eigenthümliche, verdienstliche und hoffentlich wohlthätig wirkende Unternehmen hinzulenken und einige Betrachtungen, die sich uns dabei aufdrängen, mitzutheilen. Ein Deutscher, der jedoch durch seinen Namen Frankreich anzugehören scheint, vielleicht abstammend von Refugiés, setzt sich vor, die Franzosen, in deren Mitte, in deren Hauptstadt er lebt, durch ein in Form einer Zeitschrift erscheinendes Werk über Deutschland nach den verschiedensten Beziehungen aufzuklären. Lassen wir den Herausgeber selbst über den Zweck seines Werkes sprechen:

„Sind die Vorstellungen, welche Frankreich von Deutschland hat, umfassend, sind sie gründlich genug? Diese Frage wird ohne Zweifel das Publikum übereinstimmend beantworten mit einem geistvollen Mann, welchem der Plan dieses Werks mitgetheilt wurde: In Wahrheit, trotz den phantastischen Schilderungen der Frau von Staël, trotz den abenteuerlichen Erzählungen ihrer, übrigens nicht sehr zahlreichen Nachfolger, blieb Deutschland, das an unsern Thoren liegt, das mit uns nothwendigen und fortwährenden Verkehr unterhält, Deutschland, dessen innige Verbindung mit Frankreich sich jeden Tag enger schließt, uns doch in vielen Betrachten unbekannter, als manche Theile der Welt, welche die unermeßliche Mehrheit der Franzosen nie betreten wird. — Diese Unwissenheit ist es nun, die wir zu zerstreuen, diese Lücke, die wir auszufüllen hoffen."

Nachdem der Herausgeber bemerkt, daß der Nationalhaß erloschen sey, fährt er fort: Wenn Frankreich, Deutschland gegenüber, noch von Eroberungen träumt, so sind es gewiß nur solche, die man auf friedlichem Weg im Gebiet der Civilisation und Wissenschaft machen kann. Eine seiner ersten Tugenden war immer seine Bereitwilligkeit, das Verdienst zu ehren, wo es sich fand, seine Geneigtheit, von andern Nationen das Licht anzunehmen, das es zugleich gern mit großherziger Freisinnigkeit ringsum weiter ausbreitete. Diesen edeln Trieb zu fördern, durch eine mehr und mehr gerechtfertigte Achtung die glücklichen Bande der Sympathie zu befestigen zu streben zwischen Völkern, die bestimmt sind sich zu lieben — ist dieß nicht die ehrenvollste Aufgabe, die man sich stellen kann? dieß ist die unsrige.

Antwortend der Aufforderung, welche Frankreich in seinem neuen Forschungseifer an Deutschland ergehen läßt, beeifern auch wir uns, ihm — nicht mehr nur eine fragmentarische, augenblickliche, oberflächliche Ansicht des Gegenstands seiner Forschung, sondern eine gründliche Einsicht in dessen Ganzheit wie in die einzelnen Theile zu erleichtern.

Was ist auch das Panorama eines Landes Anderes, als sein Gesammtbild, das in Einem Rahmen sein Land und seine Bewohner, seine Gegenden und seine Sitten, seine natürliche Erscheinung und seinen geistigen Charakter, seine frühere Geschichte und seinen gegenwärtigen Zustand umfaßt, nach allen Richtungen, nach welchen sein Schicksal und sein Genius es treiben? Von diesem weiten Plan ist jedoch die Politik des Tages ausgeschlossen, eben weil sie ausschließender Natur ist, weil sie in ihrer aufreizenden Eigenthümlichkeit ein Hinderniß der Verschmelzung ist, die man auf einem gemeinschaftlichen und neutralen Boden bewirken möchte, von allen Kräften, allen Schätzen, über welche dermalen die entgegengesetzten Parteien gebieten. Wenn man ihren Eingebungen folgte, setzte man sich der Gefahr aus, das zu übergehen, was sie verkennt, die Züge oder die Farben zu verfälschen an dem, was sie mit den Augen des Vorurtheils ansieht — eine ungeheure Gefahr, wenn man vor Allem darnach strebt, vollständig und wahr zu seyn. Hierauf wird, glauben wir, in der That das ganz neue Verdienst unsres Werkes beruhen.

Denn trotz der Verwandtschaft des Strebens oder der Aehnlichkeit der Namen ist es doch von Wichtigkeit, daß man es nicht mit frühern oder gleichzeitigen Versuchen verwechsle, deren Umfang und Werth andre sind. Um die Neugier des Publikums zu nähren, finden sich wohl specielle Berichterstatter und Beurtheiler, die ihm vorläufig, statt des umfassenden, allge-

meinen Ueberblicks, nach dem es ohne Zweifel verlangte, diesen oder jenen Abschnitt der unermeßlichen Perspective darboten, die in ihrer ganzen Ausdehnung zu erfassen ihnen nicht möglich war. Aber diese Monographien, mit mehr oder weniger Genauigkeit und Talent entworfen, dienen nur dazu, den Schatten, in welchem alles daneben Liegende blieb, noch mehr hervorzuheben. So konnten Werke erscheinen, die, sich als pittoresk ankündigend, von Deutschland nur einige Landschaften oder Bauwerke darstellten. Nun! beim Anblick dieser so zu sagen todten Bilder, fühlte man den Wunsch, es möchte ein Zauberstab ihnen das Leben geben, sie bevölkern, zeigen, welche Volksstämme, welche Ideen sich bewegen und rühren in diesen frischen Thälern Thüringens, auf den beschneiten Bergen Tyrols, dem Rhein und der Donau entlang, sich umtreiben um die riesigen Dome oder drohenden Burgen des Mittelalters, dahinschweifen über das ganze Land, durchfurcht von fruchtbaren Feldern und schwarzen Wäldern, bedeckt mit gothischen Ruinen und gewerbfleißigen Städten. Diesen Zauberstab werden die Schriftsteller, welche die Redaktion des Panorama versammelt, einander von Hand zu Hand reichen; Jeder wird ihn der Reihe nach ergreifen, um nach Maßgabe seiner besondern Studien und Neigungen, die verschiedenen lebenden und handelnden Personen heraufzubeschwören, deren Abwesenheit so zu bedauern ist in den Produktionen der zeichnenden Kunst, welche immer unvollständig bleiben ohne die Beihülfe des Worts; denn man schätzt den Reiz einer Ansicht um so mehr, je mehr man Erinnerungen daran zu knüpfen weiß."

Ueber den Plan spricht sich der Herausgeber noch weiter so aus:

„Der eigenthümliche Charakter eines solchen Gemäldes besteht darin, den geistigen Sinn ebenso anzusprechen, wie ein gewöhnliches Panorama den natürlichen Sinn des Gesichts anspricht, das heißt, ihm in bunter Mischung, obwohl zu einer am Ende harmonischen Wirkung, tausend verschiedenartige Gegenstände, tausend wechselnde Perspektiven darzubieten, deren Einheit man beim ersten Blick nicht sogleich faßt. Daraus muß nun zwar offenbar ein Schein von Verworrenheit entspringen, wozu noch bei dem von uns unternommenen Werke beitragen wird sowohl die Verpflichtung, den solideren Elementen auch leichtere Würzen, der Verschiedenheit des Geschmacks bei den Lesern zu lieb, beizugesellen, als auch von Seiten der Mitarbeiter, welche ihre Beiträge dazu geben werden, eine bunte Mannichfaltigkeit der Manier und des Styls, welche schon durch die Verschiedenheit der Gegenstände ihrer Forschung bedingt ist. Dadurch aber lasse man sich nicht täuschen. Außerdem daß diese bunte Mischung an sich kein eigentlicher Fehler ist, da sie den Geist zu erfrischen dient, statt ihn zu ermüden durch Einförmigkeit, diese Klippe aller belehrenden Mittheilung, wird man auch bald den leitenden Faden auffinden, der unaufhörlich durch dieß Labyrinth sich hinziehen wird, den Hauptgedanken, der all die einzelnen Theile unter einander verknüpfend, ihnen unabänderlich die Richtung auf Ein Ziel geben wird. Um übrigens Jedem ihre methodische Klassificirung zu erleichtern, wird man Sorge tragen, die Register und Verweisungen zu vervielfältigen, so daß, indem man die verschiednen, dieser oder jener Hauptrubrik angehörigen Artikel zusammenstellt, es möglich wird, sie als ein Ganzes zu begreifen. Nur dann wird man die sich gesetzte Aufgabe als vollständig gelöst betrachten dürfen, wenn der Betrachter, nachdem er die Hauptrichtungen verfolgt, in welchen das Leben eines Volks oder eines Landes sich abzeichnet, zu sich selbst sagen kann: Ich habe jetzt über Deutschland klare und vollständige Vorstellungen; es ist ein Land, das ich jetzt kenne.

Die Rubriken, welche man festzusetzen nöthig fand, sind folgende: Bürgerliche, religiöse und Kriegsgeschichte; Geographie, Ethnographie, Naturgeschichte; Gesetzgebung, Sitten, populäre und mythologische Traditionen und Legenden, Literatur, Wissenschaften, Künste und Denkmäler; Biographie und Schilderungen berühmter Männer; Handel, Industrie, Entdeckungen, Erfindungen und Moden.

Jedem dieser wesentlichen Hauptfächer wird vor Allem ein grundlegender Artikel gewidmet seyn, der nach chronologischer Methode zu Werke geht und die Thatsachen in der Ordnung darstellt, wie die Geschichte sie liefert. Dann, zwischen diesen Säulen gleichsam, welche dem Bau als Stützen dienen werden, sollen sich der Reihe nach, als eben so viele ergänzende Zierrathen und Ornamente, die besondern Notizen, die Parallelen, die historischen Scenen, die Sitten- und Genre-Gemälde u. s. w. gruppiren." — —

— — Eine der wichtigsten Stellen gebührt der Sprache und der Literatur. Im Verlauf der letzten Jahre haben diese in Frankreich eine thätige Wißbegier geweckt, die von Tag zu Tag lebhafter und gespannter wird, eine ebenso gerechte als späte Erwiederung der sorgfältigen Bemühungen, mit welchen seit langer Zeit jenseits des Rheins die Sprache und Literatur Frankreichs gepflegt wurden. Uebrigens wird diese Gegenseitigkeit des Wohlwollens und des Studiums, wovon man sich die schönsten Früchte versprechen darf, für uns ein neuer Antrieb werden, unsern Eifer zu verdoppeln, um mit Treue das Bild der deutschen Sprache und Literatur zu entwerfen, um besonders die Punkte hervortreten zu lassen, in welchen sie am meisten mit denen der benachbarten Länder sich berühren, und zu bezeichnen, wie sie manchmal mit ihnen sich vermischend, oft auch sich von ihnen losmachen, aus treuer Anhänglichkeit an ihre eigenthümliche Richtung. Es wird, denken wir, Deutschlands und Frankreichs ganz würdig seyn, wenn wir in Bezug auf Beide uns von dem gewissenhaften und beharrlichen Wunsch und Streben nach Wahrheit leiten lassen, z. B. bei der Angabe der Gründe, welche die poetische Sprache Deutschlands auf die höchste Stufe erhoben haben, während die französische Prosa ohne Frage ihrer Nebenbuhlerin überlegen ist. Gehorchten wir mehr den Einflüsterungen einer kleinlichen Eitelkeit als der Logik der Thatsachen, so wären die gesammten Annalen der beiden Völker, ihr socialer und politischer Charakter gleich zur Stelle, um unsere Lüge durch eine entscheidende Zurechtweisung zu strafen." — —

Zum Schluß der Entwicklung des Plans wird gesagt:

„Es wird in diesem Unternehmen nichts übergangen werden, selbst das nicht, was auf den ersten Anblick allzu geringfügig erscheinen könnte. Es wird sich darin Raum finden für Alles, und der deutsche Geist wird sich, hoffen wir, in dieser unzusammenhängenden Komödie unter solchen Gesichtspunkten zeigen, wie die dermalige Kritik ihn noch nicht hat beobachten können; schwärmerisch bei dem Studenten der Universitäten, positiv bei dem Staatsmann der Kongresse, erhaben bei dem in seinem Arbeitsgemach begrabnen Denker, und anmuthig bei dem leichten Poeten der Boudoirs, naiv bei dem Bauer auf dem Lande, roh bei dem unter dem Harnisch gealterten Soldaten, streng bei dem Reformator des sechzehnten Jahrhunderts und lebenslustig bei dem Wiener Bürger des neunzehnten. Eine seiner Eigenthümlichkeiten vor allen werden wir uns bemühen in den anziehenden aber zarten Schattirungen zu erfassen, welche nur zu oft dem Auge des Fremden entgehen. Ein wunderbares gemischtes Produkt der Phantasie und des Gemüthes, hat diese Eigenschaft nicht einmal einen eigenen Namen bei den Deutschen, so glücklich sie sich auch mit ihrem ursprünglichen Charakter vermählt. Es ist, was die Engländer Humor nennen, eine phantastische, sprühende Geistesthätigkeit, deren Ausstrahlungen man bei Lichtenberg mit seinen beißenden und treffenden Gedankenblitzen, bei Jean Paul, der sie oft unter leerer Phraseologie erstickt, und bei Hoffman mit seiner grotesken oder nächtlichen Phantasie findet. Man kennt ein Volk nicht, so lange man nicht mit ihm zu lachen versteht, und das deutsche Volk hat, was man auch von ihm denke, seine Lustigkeit, seine offene, lebhafte, spaßhafte und geistreiche Lustigkeit."

Der Text, von welchem je ein Bogen eine Lieferung bildet, erhält zur Begleitung artistische Beilagen verschiedener Art. Die der ersten Lieferung beigegebenen Blätter sind: Germania, eine allegorische Figur, eingefaßt von symbolischen Arabesken, in Steindruck, und ein Stahlstich: Rheinstein darstellend. Das Blatt Germania ist erklärt von Savoye.

(Fortsetzung folgt.)

Monsieur Jean der Schulmeister.

(Fortsetzung.)

Es hatte das Jahrhundert überschritten
Sein Mittel um drei Jahr' — als eines Abends
Im Findelhause, nah bei Hotel-Dieu
Ein armes Kind gelegt ward. Eine Amme
Bekam es gleich am andern Tag; in Saint-Brice
Wohnte das Weib, der ihn das Loos zutheilte.
Dieß Weib ward zugethan dem Kind von Stund' an.
Sie reichte Milch ihm nicht als Miethlingin.
Sie gab es nicht mehr ab und ward ihm Mutter.
Wechselnd den Ort kam sie in jenes Dorf.
Die Präsidentin, die auf ihrem Schloß
Des Jahres Hälfte regelmäßig lebte,
Hatte Gelegenheit das Weib zu kennen,
Das sich durch diese Zärtlichkeit empfahl;
Das Kind wuchs auf, verschiednen Herzen theuer.
Von Zeit zu Zeit kam die Hebamme auch;
Statt es im Schlund des Elends zu verlieren,
Hatte sie es — die Eltern wußten's nicht —
Mit einem leichten Merkmal ausgezeichnet.
Erfuhr sodann, daß er in guten Händen,
Und kam getreulich, wieder ihn zu sehen;
Das letzte Mal, wo in das Dorf sie kam,
Legte sie Zeugniß ab der Präsidentin,
Vollständiges, wovon jedoch nichts kund ward,
Ueber des armen Ausgesetzten Herkunft.

Zur Schule ging das Kind mit andern Kindern.
Sein Eifer, der nie Raum dem Leichtsinn gab,
Sein sanftes Wesen bei der Arbeit, sein
Einsames Spielen, Thränen, welche oft
Den blauen Spiegel seines Auges netzten,
Die Inbrunst seiner Freundschaft, und die Wahrheit
Seiner Betrübniß, die oft plötzlich ihn
Schüchtern entlang den Hecken schleichen machte,
Sein himmlisch Beten voller Seelenfrieden —
Alles erwarb Theilnahm' und Mitleid ihm.
Gereifter, ward er unzertrennlich von
Der Präsidentin — wie ihr Sekretär;
Bei ihren vielen Büchern, rein und harmlos,
Ließ sie ihn, lenkend seine Wahl aufs beste.
Manchmal kam von Paris Besuch — ein würd'ger
Und heil'ger Greis, ein Abbild der Leviten,
Ein Herz voll Himmelsgütern, welcher lange,
Ein Zögling des gestürzten Port Royal,
Um Chatons und um Troyes, bei den Armen
Des Glaubens und der Liebe fruchtbar'n Samen
Hatte gestreut. In einem ganzen Dorf
Hatt' er bewirkt, daß jede Frau beim Stricken
Zugleich den Psalter las und jeder Bauer
An seinen Pflug das Evangelium
Anheftete — die neue Heilsbotschaft!
Doch seither durch des Bischofs schlaue Willkür
Von dort vertrieben, hatt' er in Paris
Für immer eine Zuflucht sich gewonnen,
Nur Wen'gen noch geheime Leitung widmend.
Ein wahrer Seelenarzt — ihm fehlte nichts
Von jener Macht, die ein Singlin, Duguet
Konnt' übertragen. Monsieur Anton nun
(Bescheiden klug hatt' er gewählt den Namen)
Sah in der Präsidentin Haus den Knaben,
Und lächelte ob dieser frommen Last.
So lang der Greis verweilte auf dem Schloß,
Begleitete das Kind ihn jeden Abend
Hinauf die Berge, und mit einer Seele,
Die damals schon aufs Innerste sich lenkte,
Hört' es ihn sprechen von dem bösen Keim

Unsrer verhärteten Natur, der Sünde,
Der stets fortwuchernden, die selbst das Herz
Des Kindes zeugt und nährt, wenn es nicht wacht.
Und von der Gnade (schaurigsüßes Wunder!)
Die man genug, genug nie kann anflehn,
Nie lieben gnug, nie gnug sich drauf bereiten,
Die ins Gefäß, das man ihr rüstet, nur
Durchs Uebermaß der sel'gen Güte strömt.
Manchmal, nach einem trüben Tag sich hellend,
Macht' ihm mit seinem Spiel der Abendhimmel
Den Sinn der Reden klar und malte ihm
Das Bild der schönen, fernen Hoffnung vor.
Und an dieß Menschenloos, das ernste, dunkle,
Gefahrumdrohte, ward das Kind gewöhnt,
Den Waldpfad in den Schluchten der Verbannung,
Den aber doch am End' erleuchtete
Des nahen Himmels ewiger Gedanke,
Dieß bess're Ziel und sein gedämpfter Tag.
Auch was dazwischen lag, der Waldbach und
Sein Tosen und das Echo Babylons
Im Thalgehölz, lockten die junge Seele,
Die gern sich fand in trüber Einsamkeit.
Oft im Gebet erhob sich seine Seele.
Den Sternen Abends, seinem Pfühl bei Nacht
Sagt' er das Uebel, weinend, und die Heilung;
Als seiner hülfsbedürft'gen Brüder Helfer
Sah er sich und erzählte Morgens seine
Entwürfe ihr, die Frau von Eicé seyn wird, —
Ein Kind damals, jünger als er fünf Jahre,
Doch die er mit vergoldner Freundschaft liebte.
Die Freunde, neun und dreizehn Jahr alt, gingen,
Vom Irrthum, welchen man bekämpfen muß,
Den Gütern, die verheißen sind, dem Menschen
Und seinem Fall, vom heil'gen Perlenthor
Sich unterhaltend, längs dem Hag lustwandeln,
Ausströmend aus der Seele, bei so ernster
Dinge Besprechung, mehr Gesänge als
Der Vogel, Gold — mehr als die Ginsterpflanze —
Was nur der Frühling hat von Himmelsdüften
Und von schneeweißem Glanz an blühnden Lauben;
Hätt' ihr Gespräch gehört der heil'ge Franz
Hinter dem Hag — er hätte mitgesprochen.

Von Tag zu Tag wuchs für den jungen Gast,
An welchem Alles Antheil nimmt, im Schloß
Die Zärtlichkeit. Indeß wuchs er heran;
Hell sproßte ihm der Flaum der Männlichkeit;
Und in der fruchtbarn Jahrszeit ohne tücht'ge
Beschäftigung und Leitung, ward zu viel
Seele vergeudet in dem üpp'gen Saftdrang.
Auch lag der Präsidentin eine Sorge
Schwer auf dem Herzen. Oft wenn sie ihn ansah
Mit trübem Lächeln und in ernstem Schweigen,
Schien einer Aehnlichkeit sie nachzusinnen,
Und in dem tiefen Aug', den feinen Zügen
Antwort zu suchen auf geheime Angst.
Blau zwar, blitzt lebhaft doch dieß kleine Auge;
Der Mund, geschlossen, scheint versiegelt nur;
Die blonde Braue schwingt sich kühn; der Flaum
Mildert um wenig nur des Kinnes Schärfe.
Sein langes Flachshaar ist das eines Knaben,
Doch hoch sein Wuchs — dem Rennthier lief er gleich.
So ward er zwanzig Jahr; so seh' ich ihn
Aufrecht dastehen, als nach monatlanger
Berathung mit sich selbst die Präsidentin,
Heftig bewegt von diesem Gegenstand,
Allein in ihr Betzimmer eines Morgens
Ihn rief und zu ihm sprach:

„Gott hat, mein Kind,
Seinen besondern Plan mit dir; der Umweg,
Der längre, deutet auf bestimmte Zwecke;
Was er verbarg — du sollst es finden jetzt.
Doch hiezu muß ein herb Geständniß mir
Abnöthigen die volle Wahrheit, die
Von dir mir ist bewußt — weß Sohn du bist!
Gezögert hab' ich lang, doch ach! mich dünkt,
Daß, ohne Untreu', ohne Raub und Unrecht
An deiner schönen Seele länger nicht
Ich darf verhehlen das mir Anvertraute,
Ob Bitterkeit auch überschwemmt dein Herz!
Du trittst ins Mannesalter jetzt, du bist
Ein fester Christ, gewachsen schon den Stürmen.
Im ersten Aufruhr, drein dieß Wort dich wirft,
Bet' und harr' aus; der Geist wird zu dir sprechen.
Entscheide sich in seiner Gegenwart
Allein der Kampf in deiner Seele, zwischen
Deiner Verzagtheit, seiner Allmacht — zwischen
Der Gnade ganzer Kraft und deiner Schwachheit.
Er hat dich vorbereitet, sichtbarlich,
Bisher auf jede Art, hat dich erlesen
Auf ungewohntem Weg, mit sondrer Absicht,
Und daß dir diese Absicht werde klar,
Bedarf es ohne Zweifel nur des Strahles,
Des plötzlichen, der in dir aufblitzt aus
Dem Schrecken, drein ein Name dich versetzt.
Knie' hin, mein Kind! und gönne Gott dir einen
Zuwachs von Gnaden, arme tapfre Seele,
Der in der Wieg' er schon mehr aufgelegt —
O du, Jean Jacques Rousseau's fünftes Kind!"

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 101.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

10 November. 1838.

Capefigue.

Capefigue, den Frankreich unter seine guten lebenden Historiker zählt, hat es unternommen, in seinen geschichtlichen oder vielmehr historisirenden Werken alle Charaktere und Ereignisse wiedee zu erheben und zu eechtfertigen, über welche die Geschichte bisher mehr oder weniger tadelnd abgespeochen hatte. Diese Ausgabe, die der offiziellen Defension eines Advokaten gleicht, ist eine schwierige Aufgabe, deren Zweck wir nicht recht einsehen. Denn auch in Frankreich ist die Zeit nicht mehe, wo die historischen Romane der Frau von Genlis im Schwang waren und den Lesern Rührungsthränen über die Maitressen des großen Königs entlockten.

Wozu also die Bemühung, die Geschichte zu einem Rückschritt zu bringen und ihr wieder alle Aufklärungen und Ergebnisse zu rauben, mit denen sie die Studien der letzten zwanzig Jahre gereinigt und gehoben haben?

Capefigue behauptet, nue hohe Unpaeteilichkeit leite ihn bei diesem Streben, die Fehler allee seiner Voegänger aufzudecken. Dieß finden wir aber nicht, im Gegentheil, wie sehen nur engen Koteriengeist in dem Bemühen, alten Vorurtheilen zu huldigen und mehr als Hofmann, denn als Historiker zu schreiben.

Sein neuestes Werk stellt Philipp von Orleans, Regenten von Frankreich, seine Umgebung und seine Zeit in ganz neuem Lichte dar, es ist eine Lobrede auf diesen Fürsten und ein Panegyeikus auf den Caedinal Dubois, denn, Capefigue zufolge, sind diese zwei Männer auf ganz unwahre und unwürdige Art verleumdet und von allen Historikern über die Regentschaft uneichtig beurtheilt und dargestellt woeden. Zwar will er aus dem Regenten keinen Heiligen machen, aber doch einen trefflichen Menschen; und dieß macht er sich auf folgende Art bequem. Vorerst sagt er kein Wort über seine Sitten und sein Jugendleben, dann aber legt er großen Werth auf seine politischen Talente und seine heroische Tugend. Letztere sucht er besonders darin, daß er Ludwig XV die Krone bewahrte, daß er ihn eeziehen ließ und ihm bei seiner Volljährigkeit eine Macht übergab, die er so leicht hätte für sich selbst behalten können, indem er das königliche Kind auf eine oder die andeee Art auf die Seite schaffen ließ. Capefigue findet darin ein erhabenes Opfer, das seine kleinen Sünden weit aufwiege. Hiernach betrachtet er bei einem Prinzen als hohe Tugend, was bei jedem Privatmann ein Verbrechen gewesen wäre, das ihn an den Pranger und ins Zuchthaus gebeacht haben wüede. Dieß heißt doch die Seevilität weit teeiben, und so weit getriebene Schmeichelei könnte man füe eine bittere Satyee halten.

In langen Abschnitten und in den pompösesten Ausdeücken wird die Krönung Ludwigs XV beschrieben und dann die drei oder vier letzten Maitressen dieses Königs mit den lebendigsten Farben und mit aller dem Verfasser möglichen Anmuth beschrieben, deßgleichen dee Tod des Königs in diesen Maitressenarmen.

Aus dem Caedinal Dubois macht Capefigue einen tiefen Politiker, einen sehr geschickten Staatsmann, dem das Land großen Dank schuldig sey. Zwar hat man ihm eine Menge Unthaten und Schändlichkeiten zugeschrieben, die ihn als Geistlichen noch härter treffen; dieß ist aber nach Capefigue alles Verleumdung; ebenso daß er sehr liederlich gelebt und an einer bösen Keankheit gestorben seyn soll. Alles schändliche Verleumdung! Sein Tod muß nach Capefigue lediglich in zu angestrengter Arbeit in Staatsgeschäften, zum Heil des Landes, gesucht werden.

Diese sonderbaren, fast lächerlichen Behauptungen belegt unser Histoeiker nach seiner Aet mit zahlreichen Gassenhauern vom Pont-neuf oder mit andeen gemeinen Liedern aus jener Zeit, denn mit dergleichen sucht er seine historischen Ausarbeitungen und Behauptungen darzuthun. Dießmal aber muß er die Lieder nicht recht angesehen haben, denn sie sprechen alle gegen seine Darstellung durch den geößten Spott auf das Leben und die Laster des Cardinals.

So viel ist gewiß, die Capefigue'sche Aet ist eine neue und ganz verkehrte Weise, Geschichte zu schreiben. Dessenungeachtet reißt man sich in Frankreich um seine Schriften. Ein neuer Beweis für den ganz verkehrten Sinn unserer Zeit.

Capefigue gilt freilich nur in einer gewissen Sphäre in der

Klasse, wo Vorurtheile und Schwächen besonders zu Hause sind. Von diesen Leuten und den Autoren, die für sie schreiben, sagt ein ausgezeichneter Schriftsteller Folgendes: „Es gibt wohl sonderbare excentrische Leute, die von der Gutmüthigkeit Ludwigs XI, von der Uneigennützigkeit Karls V oder von der Gerechtigkeit Philipps II sprechen oder schreiben. Dieß sind aber nur Witzspiele, über die sich das Publikum einen Augenblick freut, die aber der Geschichte selbst nicht schaden. Es ist mit dem Geist mancher Leute gerade wie mit den Augen gewisser Personen, die nicht alle Lichtstrahlen auffassen. Sie können die Gegenstände nicht in ihren wahren Farben sehen. Wenn sie sich auch noch so viel Mühe geben, immer fehlt ihnen etwas; Alles ist grün, oder Alles blau, und sie zweifeln gar nicht, daß ihre Augen recht sehen."

Mr.

Panorama von Deutschland.

(Fortsetzung.)

Ueber die Mittel zur Ausführung des Plans gibt der Herausgeber ebenfalls Rechenschaft. Er habe die Hülfsquellen beider Länder, Deutschlands und Frankreichs, so viel ihm möglich gewesen, vereinigt, um das Versprochene zu leisten; die deutschen Mitarbeiter, deren Anzahl weit überwiegt, sollen die Hauptmasse des Materials herbeischaffen und für die Treue und Wahrheit des Gegebenen bürgen, die französischen dem Gemälde so zu sagen den Firniß und geistreichen Anstrich leihen, „den anziehenden Reiz der Neuheit in der Art und Weise der Anschauung und Auffassung." Den deutsch eingesandten Beiträgen soll, bei gewissenhafter Beibehaltung ihres wesentlichen Inhalts, so viel als möglich das saubere und nette Gewand der Schöpfungen des französischen Geistes angezogen werden. Es werden mehr als hundert Namen von Schriftstellern als Mitarbeiter genannt und darunter solche, die gewiß geeignet sind, Erwartungen von etwas Tüchtigem zu erregen, so daß also auch von dieser Seite das Unternehmen gut vorbereitet erscheint.

Vor Allem müssen wir Deutsche es dankenswerth finden, daß ein Deutscher, der sich in der geeigneten Lage dazu befindet, es unternommen hat, durch ein in Form einer Zeitschrift erscheinendes Werk Deutschland der Kenntniß der Franzosen näher zu bringen. Es ist nicht die bloße Eitelkeit — eine Eigenschaft, die dem Deutschen vielleicht weniger fehlt als der Nationalstolz — die sich darüber, als über ein Zeichen der Anerkennung freut, sondern auch vom Standpunkt der Bildung und Humanität überhaupt ist es eine erquickliche Erscheinung, wenn der Sinn des einen Volkes für das andere sich aufschließt, wenn ein Verkehr und Umtausch der geistigen Schätze eröffnet wird und sich neue Bande der edelsten Art knüpfen, welche feindseligen Reibungen entgegenwirken und sie, wo nicht ganz verhindern, doch im Fall des Eintretens milder machen. Ueberflüssig wird eben so gewiß Niemand das Unternehmen finden, denn immer und immer wiederholen sich die Klagen und der Spott über die Unbekanntschaft, die Unwissenheit der Franzosen mit und in den geographischen, ethnographischen, socialen, wissenschaftlichen und literarischen Verhältnissen Deutschlands; ja, je mehr das Interesse der Franzosen für deutsches Leben, deutsche Wissenschaft und Kunst sich steigert, desto häufiger findet jene Unwissenheit Gelegenheit, hervorzutreten und sich Blößen zu geben. Diese, oft so liebenswürdige und belustigende französische Sorglosigkeit und Flatterhaftigkeit, deren Gegenpol die deutsche Schwerfälligkeit bildet, wird nun freilich auch nicht ganz weichen, wenn die versprochenen vier Bände des Panorama ihnen ein Licht über deutsche Art und Kunst werden aufgesteckt haben; aber es ist doch verdienstlich, auch nur Einiges zu größerer Richtigkeit und Gründlichkeit dieser Kenntnisse in Frankreich und zur Einsicht in deutsche Geisteseigenthümlichkeit beizutragen. Es drängen sich aber die ernsten Fragen auf: Wird das vorliegende Unternehmen seinen Zweck erreichen? wird es seine Aufgabe lösen? hat es die geeignetsten Mittel ergriffen, um zum Ziel zu gelangen? ist es zeitgemäß, oder ist es überhaupt dem Geist und Geschmack des französischen Publikums gemäß?

Um mit Beantwortung der letzten Frage anzufangen, so glauben wir diese mit ziemlicher Zuversicht bejahen zu können — unter der Voraussetzung, daß der mit dem Geist und Geschmack jener Nation vertraute Herausgeber, der in ihrer Hauptstadt lebt, immer genug Aufmerksamkeit und Takt zeigt, den wechselnden Launen und Neigungen des französischen Publikums bis auf einen gewissen Grad nachzugeben und zu schmeicheln, nie das Panorama zu sehr den Lehrton annehmen zu lassen und durch die artistischen Beigaben auch einen mehr exoterischen Kreis für sein Werk zu gewinnen. Vieles deutet darauf hin, daß eine große Anzahl von Franzosen begierig ist, sich mit dem deutschen Leben, Wesen, Wissen und Schaffen näher zu befreunden; daß diese ein in seiner Art ganz neues Mittel sich zu unterrichten, bereitwillig ergreifen werden, steht zu hoffen, und neben so vielen französischen Zeitschriften dürfte diese, welche doch ganz andere und neue Gegenstände zur Sprache bringt, wohl auch sich behaupten können; indeß sind uns doch auch Bedenklichkeiten aufgestiegen, die wir nicht verhehlen wollen.

In Deutschland wäre wohl an dem Erfolg eines Unternehmens, das in umgekehrter Art mit Frankreich sich beschäftigte und von gleich vielen tüchtigen Mitarbeitern unterstützt würde, kaum zu zweifeln; umgekehrt aber ist das Verhältniß doch etwas anders. Der Franzose kennt Deutschland und den deutschen Geist nicht nur weniger, als der Deutsche Frankreich, sondern wir wagen auch zu sagen: seine Kenntniß, seine Einsicht, kann nie eine gleich gründliche und tiefe seyn, es ist ihm nicht gegeben, den deutschen Genius so zu begreifen. Dieß rührt nicht bloß davon her, daß erst seit kurzem ein Interesse für Deutschland in Frankreich rege geworden ist, während umgekehrt der französische Geist nur zu lange schon eine für die Ehre und Selbstständigkeit der Nation zu bedeutende Rolle in Deutschland spielte und vielleicht die Entwicklung des deutschen Genius zurückhielt, bis dieser plötzlich, nach langer stiller Vorbereitung, aus seinem dunkeln Brüten zu einer Periode strahlenden Glanzes hervorbrach, — nicht bloß daher, daß die Franzosen sich zu gut und vornehm dünkten, die deutsche Sprache zu erlernen, sondern der Grund liegt tiefer — in der Individualität der

beiden Nationen. Dieser Unterschied läßt sich so bezeichnen: daß der Deutsche mehr Phantasie habe, als der Franzose, während der Franzose einen rascheren und beweglicheren Verstand besitzt. Wie der Verstand mit dem Praktischen sich beschäftigt, die Gegenwaet sich zu unterwerfen sucht, die Materie sich dienstbar macht und das eigne Ich nie vergißt, so strebt dagegen die Phantasie nach dem Unsinnlichen und Ideellen, versenkt sich in der Vergangenheit und brütet über der Zukunft, befähigt den Menschen, sich aus sich selbst herauszuversetzen und Fremdes sich zu vergegenwärtigen und anzueignen. Der philosophische Trieb, die innigere Glaubenswärme, die tiefsinnigere Poesie — das Alles sind Früchte der im Deutschen vorwiegenden Phantasie, welche ebenso, unsers Erachtens, ihm das Sichhineindenken in die Art und den Geist einer fremden Volksthümlichkeit erleichtert; zwar einen Franzosen vorstellen, agiren wird ein deutscher so wenig können, oder noch weniger, als Jener einen Deutschen; wohl aber ihn, in seiner ganzen Aet zu seyn und zu denken, erkennen und anerkennen. Die Phantasie macht die Menschen innerlicher und tiefer; der Verstand äußerlich tüchtiger und gewandter; der Mensch von Phantasie kann den von Verstand viel eher verstehen und begreifen, als dieser Jenen, und darum auch der Deutsche den feanzösischen Genius eher würdigen, als sich der Franzose in den deutschen Geist versenken. Herr Savoye behauptet, unserer Ansicht nach mit vollem Recht, die Franzosen seyen in der Prosa, die Deutschen in der Poesie vorangeschrittener, und wir finden hierin eine Bestätigung unserer Behauptung; die Prosa fällt mehr dem Verstand, die Poesie der Phantasie anheim; und daher ist es nicht bei den Deutschen nur Mangel an Uebung, so wie bei den Franzosen nicht das Hängen an unrichtigen Regeln und Theorien über Poesie und poetische Speache, was die ungelenkeee Peosa der Einen und die minder gemüthliche und tiefe Porsie der Andern bedingt, sondern die Individualität des beiderseitigen Nationalgenius. Dabei sind die Vorzüge der französischen Prosa dem gebildeten und einsichtsvollen Deutschen völlig einleuchtend, und er findet in seiner Sprache kein absolutes Hinderniß, dieselben sich ebenfalls annähernd anzueignen, während es dem Franzosen oft schwer fallen dürfte, sich von den Vorzügen der deutschen Poesie und poetischen Sprache zu überzeugen, als welche sich nicht dem Verstand demonstriren und auf klare Regeln zurückführen lassen, und indem seine Sprache es ihm unmöglich macht, hier mit der deutschen in ihren feinsten Eigenthümlichkeiten zu wetteifern.

Ferner mögen der Liebhaber deutscher Art und Kunst in Frankreich gegen früher allerdings viele seyn; aber bei dem durch Alles sich hindurchziehenden Centralisationssystem, welches in jeder Beziehung Paris zum gewaltig anziehenden und verschlingenden Mittelpunkt macht, sind wohl die meisten Freunde des Deutschen, wie überhaupt die Meisten, die sich mit den Wissenschaften und der Literatur beschäftigen, in der großen Hauptstadt versammelt und daher zu besorgen, daß das Panorama sich nicht in dem Maaß über ganz Frankreich hin ausbreiten werde, wie ein ähnliches Unternehmen in Deutschland nach allen Seiten hin ausgestrahlt würde, in Deutschland, wo mittelst der vielen größern und kleinern Residenzen und Universitäten, in welchen ein reges geistiges Leben genährt wird, die Bildung weit gleichmäßiger verbreitet wird. Der Erfolg des Unternehmens wird hauptsächlich von Paeis abhängen, und da kommt nun viel darauf an, ob die Mode und Fashion sich seiner mit Gunst annimmt, ob keine Eifersüchteleien und kleinlichen Intriken sich einmischen. In dieser Beziehung hat der Herausgeber gewiß sehr gut daran gethan, feanzösische Autoeen von ausgezeichnetem Namen, wie Cousin, Ampère, Bardier, Quinet, Lerminier u. A. zu Mitarbeitern zu werben, wodurch der Schein vermieden wird, als sollten die Deutschen dem französischen Publikum Voelesungen halten und Untereicht geben. Durch die Concurrenz der deutschen Mitarbeiter werden die französischen sich zu um so größerem Streben nach Treue und Genauigkeit in ihren Angaben und Urtheilen über ein fremdes Volk angespornt fühlen. Viel voraus aber haben sie vor den deutschen Mitarbeitern darin, daß ihre Aufsätze wirklich und ganz ihre eigne Arbeit sind, während die deutsch eingesandten Artikel erst die Metamorphose einer Uebersetzung ins Französische durchmachen müssen. Dieß ist ein bedenklicher Punkt. Kann dem deutschen Verfasser zugemuthet weeden, einen ins Französische übeetcagenen Aufsatz, ohne daß er zuvor seiner Revision unterworfen wurde, als seine Aebeit zu vertreten? Und wenn er auch seine Ansichten, das Wesentliche seiner Gedanken darin getreu wiedeegegeben findet, muß er nicht dennoch auf den Styl, auf so manche absichtlich und bedeutungsvoll gewählte Wendung, auf manche leichte aber darum doch gar nicht gleichgültige Schattierung, kurz auf die Form verzichten, in welchee ihm sein Aufsatz entstanden ist, und auf welche jeder Autor um so mehr Werth legt, je mehr sich seine Arbeiten dem künstlerischen Schaffen nähern? Jeder Autor ist in der Regel eifersüchtig auf seinen Styl, seine Manier, wenn er sie auch nicht für vortrefflich hält; sie gehören zu seiner Individualität, seiner Persönlichkeit; wird er, ohne sein Zuthun, in eine andere Sprache übersetzt, so wird ihm dieß als Zeichen der Anerkennung schmeicheln, und er ist für sein Werk in der neuen Gestalt nicht verantwoetlich, oder er verweist, wenn man ihm in der Uebertragung nicht hat Gerechtigkeit widerfahren lassen, auf das Original; in diesem Fall aber soll er für die Uebersetzung, ohne daß eine Vergleichung mit dem Original möglich ist, einstehen. Die Uebersetzungen werden die von Deutschen verfaßten Artikel so ziemlich in Eine Uniform kleiden, während die französischen Originalartikel in lebendiger Individualität, auch was die Form betrifft, sich darstellen werden. Hier besonders hat der Herausgeber ein sehr weites und wichtiges Feld für umsichtige Thätigkeit.

Der innere Werth des Werkes muß und wird einen bedeutenden Einfluß auf seinen äußern Erfolg haben, der, zum Theil doch auch von äußern Umständen abhängig, hinwieder auf den innern Werth und die Tüchtigkeit des Werkes zurückwirken muß. Es ist daher sehr zu wünschen, daß gleich von Anfang an ihm entschiedene Gunst hauptsächlich in Frankreich, aber auch in Deutschland, dessen Interesse dabei nicht wenig betheiligt ist, gewonnen werde.

Der von dem Herausgeber vorgezeichnete Zweck und Plan verdient alle Anerkennung; er beabsichtigt Vielseitigkeit mit

Gründlichkeit, ansprechende Form mit reichem Gehalt zu vereinigen. Daß von dem Panorama des deutschen Lebens die Politik ausgeschlossen bleibt, ist aus den von dem Herausgeber selbst genannten Gründen sehr wohl gethan. Abgesehen von andern Gründen, wäre sonst nicht möglich, eine so große Anzahl verschieden denkender Männer zu Einem Zweck zu vereinigen. Wird aber nicht, muß man fragen, dennoch unter den vielen Mitarbeitern sich eine Differenz der Gesinnungen und Ansichten hervorthun, welche die Gemeinsamkeit ihres Mitarbeitens erschwert oder fast unmöglich macht? welche wenigstens den Leser stört und verwirrt, und ihn hindert, sich mit Zuverlässigkeit zu orientiren? Thäte es nicht Noth, für das französische Publikum eine Uebersicht der Richtungen und Schulen, welchen die verschiednen deutschen Contribuenten angehören, voranzuschicken, damit ihm nicht das Panorama von Deutschland wie ein Babel erscheine, wo zwar die Sprache (vielleicht nur zu sehr) Eine, aber die Tendenzen und Ansichten die allerbuntesten seyn dürften?

(Schluß folgt.)

Monsieur Jean der Schulmeister.

(Fortsetzung.)

Ihn weisend an die höchsten Rather und
Versöhner, ließ sie ihn allein.

Der Hergang
War dieser. Die Hebamme Gonin, die
Sonst jedes Kind, wimmernd in seinen Windeln,
Gehorsam abgeliefert, ward betrübt,
Als sie den schon berühmten Mann sah alle
Durch sie preisgeben dieser düstern Nacht.
Des Letzten Linnenzeug, am Saum gezeichnet,
Lenkte die Sorgsame auf sichre Spur.
In dem Gespräche mit der Präsidentin
Erkannte sie die nützliche Vertraute
Und sagt' ihr Alles. Diese nahm die Zusag'
Ihr ab, mit Niemand je davon zu sprechen,
Auch mit dem Vater nicht, dafür verheißend,
Mutter zu seyn dem Kind, bis es erwachsen.
Gestorben war die Hebamme seither.
Die Präsidentin trug allein die Last
Des quälenden Geheimnisses, nicht selten
Versucht, im Dunkel Alles ruhn zu lassen,
Wozu es war bestimmt. Wie aber! sie
Mitschuld'ge! sie, erstickend, eine Christin,
Den Keim der Prüfung für des Kindes Seele,
Die Pein, wodurch das Gute sich vollendet!
Der fromme Anton glaubte: Alles solle
Dem Jüngling man entdecken, daß sein Herz
Vollständig den Tribut darbringen könne,
Welchen der Herr in seiner Strenge heischt!
Rasch kam der Schlag und schmerzhaft war der Sturm;
Der Jüngling beugte sich darunter. Noch
Gelesen hatte nichts er von Jean Jacques,
Doch schon vom Namen war sein Ohr betäubt.
Der junge Ringer, lebend fern der Welt,
Kannte der Tempelstürmer Schlachttrompeten.
Auf einer kleinen Reise nach Paris
Mit Vater Anton, hatt' er wohl begriffen,
Wie furchtbar dieses Ruhmes Blitze zuckten
Im Sturm — dem nah er muß ins Auge fassen.
Ins Auge fassen... ja, das muß er.. muß
Sich überzeugen, welche schwere Last
Von jener Seite drückt auf seine Seele.
Man zweifelt... man erlaubt das Lesen ihm;
Er las Emil, er las auch Heloise!
Las all die Schriften, reich an Reiz und Kühnheit,
Quälend das Herz, harmonisch, Wahrheit, Lüge,
Immer beredt! Täuschende Natur!
Gepriesne Einfalt, die du darbst so bald!
Glauben des Herzens, das in Träumen schwelgt!
Zerbrechliches Gewissen! Wer begriff,
O wer ergründete dieß Alles besser,
Als dieser Sohn in jenem Buch des Zaubers;
Mit Wuth, mit Zärtlichkeit umfaßt', verwarf er,
Versenkt' sich weinend in die süßen Stellen,
Stieß blutig wund sich an versteckten Felsen;
Und nichts ging ihm verloren — Größe, Glanz
Und Koth und diese Mischung ahmte nach
Sein wild empörtes Herz. Um diese Zeit
Strich unter seiner Feuerwolk' zugleich
Und unter seinem Kreuz, er rastlos durch
Den Wald und Stunden lang auf einem Fels
Wie angenagelt, wiederholte er
Betend fein: Großes Wesen! oder Ave!
Und so wie vorher unzertrennlich er
Von seiner jungen Freundin war, so mied
Er ihre Nähe jetzt; und sie auch ward
Befangener; er schwieg und wurde roth
Vor Scheu bei ihr. Die Präsidentin auch
Blieb ohne Einfluß auf ihn; und fort währte
Der Kampf in ihm. Zuletzt wollt' er doch seh'n —
Seh'n jenen Mann, den der Bewundrung werthen
Und unglücksel'gen Vater, den er liebt
Und dem er absagt, den die Zeit verketzert;
Diesen aufrichtigen Stolzen, der so zärtlich
Und unnatürlich, der den Glauben mit
Dem Zweifel mischt, und in so heil'gem Ton;
Ihn den Versucher in Gebirg und Wüste,
Und der doch Einem laut entgegen ruft:
Ein Gott sey der Geborne von Maria!

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 102 u. 103.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

15 November 1838.

Ebenezer Elliott, der Korngesetzdichter.

Ebenezer Elliott ward im Jahr 1781 in Masbro, einem Dorf in der Nähe von Sheffield geboren, in welcher Stadt er seitdem seinen Sitz aufgeschlagen hat und das Gewerbe eines Eisenhändlers treibt. Seine Geburt ward nur in der Familienbibel eingetragen, weil sein Vater ein Dissenter und ein erbitterter Feind der Staatskirche war. Der Dichter ward als Knabe ziemlich vernachlässigt und zwar darum, weil man ihn für unfähig hielt, etwas Nützliches und Tüchtiges zu lernen; größtentheils blieb er ganz sich selbst überlassen in den Jahren, welche in der Regel den Charakter des künftigen Mannes bilden. Er war in seinem Wesen träg und blöde, aber nachdenklich und zärtlich. Zum Glück verbrachte er seine müßige Zeit nicht ganz müßig und fruchtlos; seine Wanderungen durch Wälder und Felder legten den Grund zu seinem spätern Ruhme; und die Jahreszeiten Thomsons machten ihn zu einem Dichter:

> Seine Bücher — Bäche, Himmel, Wald,
> Der Moorgrund und die Trift.

Als er zu dem Alter gelangt war, welches über das Lebensgeschick entscheidet, oder wie er sich ausdrückt, als es noch zweifelhaft war, ob er ein Mann oder ein Zechbruder werden würde — vermachte ein Landgeistlicher seinem elterlichen Hause eine Bibliothek von werthvollen theologischen Werken. Von dieser neuen Quelle des Genusses und der Belehrung, die jedoch nicht ohne eine düstre Färbung war, so wie von den Gesprächen und den dilettantischen Predigten seines Vaters, „eines alten Cameroniers und gebornen Rebellen," dessen Religion von der herbsten Art war, und dessen „schauerliche Deklamationen anzuhören ihn sein Unstern verdammte," kann man den literarischen und politischen Charakter des nachmaligen Korngesetzdichters ableiten. Ein Feind von Verschwendung vergeblicher Mühe, hat er nie, so viel man weiß, ein schlechtes Buch durchgelesen, aber zu wiederholten Malen und unermüdlich hat er gelesen und studiert alle Meisterwerke des Genius, in seiner eigenen Sprache oder in Uebersetzungen, und nur die Meisterwerke — ein Umstand, welchem er den Erfolg zuschreibt, den er gehabt. „Es sey," sagt er, „kein guter Gedanke in seinen Werken, der nicht veranlaßt und geweckt worden wäre durch irgend einen Gegenstand, den er vor Augen hatte, oder durch ein wirkliches Ereigniß, oder durch die Ideen Andrer;", aber, setzt er hinzu: „er verstehe es, die Gedanken Andrer fruchtbar zu machen." Sein Geist besteht, nach seiner eignen Ansicht, in einer Mischung von ernster Beharrlichkeit, rastloser Beobachtung und instinctartigem oder zur andern Natur gewordenem Haß gegen Unterdrückung. Er verwahrt sich dagegen, daß man ihn als einen plumpen und nachlässigen Dichter ansehe, und versichert, daß er nie eine nachlässig hingeworfene Zeile habe drucken lassen.

Er ist unermüdlich in seinem Eifer und Fleiß bei seinem unpoetischen Gewerbe, ein höchst zärtlicher Gatte und Vater, ein angenehmer, munterer Gesellschafter und ein treuer Freund; er ist energisch bis zum Uebermaß im Gespräch; seine Beredsamkeit ist derb, aber gewaltig, und sein Antlitz hat den Ausdruck tiefen Nachdenkens und einer enthusiastischen Gemüthsart; seine hervorragende Stirne hat einen etwas finstern Ausdruck, während der untere Theil des Gesichts Milde und Wohlwollen verkündigt.

Die Aufmerksamkeit des Publikums wurde auf diesen außerordentlichen und hochbegabten Mann erst im Jahr 1831 mit größerem Erfolg hingelenkt. Ein seine Poesien beurtheilender Brief eines der ausgezeichnetsten Schriftsteller an Dr. Southey ward in einer Zeitschrift abgedruckt, und von diesem Tag an verwunderte sich die Welt, welches sonderbare Geschick doch bisher seinen Genius so in Dunkel habe hüllen können; er ward sofort völlig anerkannt und seine ernste Beharrlichkeit belohnt. Seine Gedichte sind neuerdings in drei Bänden gesammelt erschienen.

Ein englischer Kritiker, S. C. Hall, fällt über seine Poesien das Urtheil:

„Es ist unmöglich, sich einer Hinweisung zu enthalten auf die herben, ungroßmüthigen, und wir müssen hinzusetzen unenglischen politischen Grundsätze, welche die Poesie des Korngesetzdichters so unausgesetzt influenzieren, so durch und durch sättigen

und ihrem Werth so wesentlich Eintrag thun. In seinen Korngesetzgedichten, so wie in den ausdrücklich poetischen Gedichten ist man auf seine herben und schroffen politischen Ansichten gefaßt und verzeiht sie ihm; aber er kann auch kaum durch einen grünen Waldpfad streifen, den Gipfel eines Bergs erklimmen, oder in der üppigen Pracht und Fülle der Natur schwelgen, ohne sie in irgend einer Weise kund zu geben. Seine Phantasie wimmelt von den Bildern tyrannischer Könige, von Steuern gemästeter Aristokraten und frömmelnder Unterdrücker. Dennoch müssen wir Ebenezer Elliott zu den höchststehenden und dauerndsten englischen Dichtern zählen. Unter seinen Gedichten sind viele prächtige und wahre Schilderungen der Natur, voll Gefühl und Schönheit, voll von kräftigen und originellen Gedanken, klar, beredt und leidenschaftlich in der Sprache. Seine Gefühle, obwohl zu Zeiten mild und zart, sind doch öfter finster, drohend und trüb; nie aber sind sie kriechend und gemein. Er hat heftige und feurige Sympathien; leider aber vergißt er, daß die Reichen und Hochgebornen dieselben gleicherweise für sich in Anspruch zu nehmen verdienen, wie diejenigen, deren Brod unmittelbarer besteuert ist — er vergißt, daß Leiden das gemeinsame Loos der Menschheit ist."

Hier ein paar Proben seiner Gedichte:

Die Wunder der Schlucht.

Rüst'ger Bergsteiger, welcher nie
  Das Thal, das flache, sucht,
Komm mit mir, wo der Weißdorn birgt
  Die Wunder einer Schlucht.
Hoch über dinsigem Gebüsch
  Der Sturm, der dräu'nde, rollt;
Das Moorland trägt noch nicht sein Kleid
  Von Purpur, Grün und Gold.
Die Bachstelz' aber dehnt die Schwing'
  Hier, wo Maßlieben blühn.
Des Frühlings Sonnenblumen hell
  Im Morgenstrahle glühn.
Zu Berg schleicht hungernd sich der Fuchs,
  Zürnt, daß der Tagsgott säumt,
Und nicht mit seinem Königskleid
  Die Felsenspitzen säumt.
Doch die Eidechse sucht die Sonn',
  Ihr Loch die Schlang' verläßt,
Das Feuerbüschlein fing schon an
  Zu bau'n sein schönes Nest.
Oh! wenn die frühste Biene summt
  Durchs Feld in froher Flucht,
Geh' mit mir, bücke dich, zu schaun
  Die Herrlichkeit der Schlucht.
Wie lieb' ich, o! die Felsenwand,
  Dieß Baum= und Himmelsdach,
Den Busch, wo still der Käfer schläft,
  Und früh die Bien' ist wach.
Wie Geister auf die Erde schaun
  Vom ew'gen Lichtesḉelt,
So schau' mit Staunen du herab
  Auf diese kleine Welt;
Die Welt, von Ihm verachtet nicht,
  Der Schwaches auch gemacht;
Die glänzend strahlt in seinem Licht,
  Ernst ruht in seiner Nacht.
Licht! nicht auf fernen Wolken nur,
  Auf jenen Bergen dort,
Nicht nur im Sonn' und Sternenglanz
  Liest man dein glorreich Wort;
O nein! ein Wunderbuch bist du
  Für Himmel, Meer und Land,
Ein Blatt, das für den Engel taugt,
  Und für des Wurms Verstand!
Und hier, o Licht! so zierlich schön
  So göttlich einfach klar,
Wird deine Hand, wie Splitter von
  Kristallen, offenbar.
Der Huron, eingefaßt von Wald,
  Ist der zollgroße See,
Hier den Missouri brausen ich
  Dort Niagara seh',
Welche Botschaft von den Andern bringt
  Das Band von flüß'gem Licht,
Das nieder von des Himmels Näh'
  In hast'gem Tosen bricht?
Hör' ich den Donner rollen nicht,
  Das Brausen, das stets dröhnt?
'S ist todesstill! — Doch fort und fort
  In meiner Seel' es tönt.
Von Moosen weich ein Riesenwald
  Umkleidet jeden Stein!
Wie starren die Zwergeichen auf
  In Thälern, winzig klein!
Mit Schatten auf Schatten streben sie
  In himmelsücht'gem Lauf
Ueber die steilsten Kanten von
  Pilzhohen Bergen hinauf.
O Gott der Wunder! wer erzählt,
  Was unter dem grau'n Gestein
Von Myriaden Wesen mag
  Eine Welt verborgen seyn.
Ich spüre nichts, ich höre nichts,
  Indeß des Schicksals Schritt
Hier unter dieses Steines Wucht
  Wohl hundert Reiche zertritt.
Sieh, eine Milb' auf diesem Punkt
  Kriecht wohl herum, gleich mir,
Und die Atome liegen da
  Als eine Welt vor ihr.
Sieh, stillesteh'nd bewundert sie
  Des Weltgeists Schöpfermacht!
Sie trifft mein Fuß — und ihre Welt
  Ist hin — und Alles Nacht!

O Gott! was sind wir? Würmer nur
Mit einem Fünkchen Lichts;
Dein Flüstern Herr, ein Wort von dir
Kann schleudern uns ins Nichts!
Doch wenn du auch zerschmettertest
Dieß unser Heimathland:
Es schliefen deine Kleinen ruhig
In deiner hohlen Hand.

Der sterbende Knabe an die Schlehblüthe.

Vor eiltest deinen Blättern du
O weiße Blüthe der Schleh'!
Sie kommen bald wie sonst heraus,
Doch ruht dieß arme Herz dann aus
Von seinem Weh.

Wohl einen Mond vor deiner Zeit
Kommst, bleiche Blüthe, zu mir!
Wohl weißt du, daß der frost'ge Reif,
Bis meines Lenzes Knospen reif,
Mich nicht läßt hier!

Warum in Winter hier? Kein Sturm
Verdüstert die Natur!
Im Sonnenregen die Lerche fliegt,
Und hoch sich ob den Blumen wiegt
Der armen Flur.

Das Veilchen lauscht im knospenden Háin,
Wo das Bächlein rauscht, hervor;
Zaunkönig, Drossel aus froher Brust
Singen von morgender Lieb' und Lust
Zur Sonn' empor.

Und wo die immer kühne Ros'
Hört frommer Bienen Lied,
Lächelt die Palme, bemoost mit Gold
Ueber dem Quell, der kühlend rollt,
Wenn Sommer glüht.

Du aber, bleiche Blüthe, kamst,
Ob kalt der Winter starrt;
Und sagst mir, daß mir Raum macht schon
Der Wurm und auf des Staubes Sohn
Seit lange harrt.

Denn wie das Morgenroth verheißt
Einen Abendthränenguß:
So lächle ich, ein Sonnenstrahl
Und weine, daß so früh vom Thal
Ich scheiden muß.

Dein Laub kommt, doch von mir kein Laub
Lenz, der gesangreiche, sieht;
Seine Brautjungfern singen, seine Glocke hallt, —
Mein junges Laub liegt welk und kalt,
Wo kein Glanz glüht.

Oh! dürft' ich athmen die Morgenluft
Des Junius, beim Sabbathläuten!
Du aber hast die Vorhand, Tod!
Zum Land, wo blühn keine Blumen roth,
Willst du mich leiten.

So wie des Morgens Farben verglühn,
Wie der Thautropf' im Wald
Vor Mittag stirbt vor des Gluthwinds Hauch —
So schön blüht' ich; und muß ich auch
Sterben so bald?

Meine Mutter lieben und sterben dann —
In meiner Blüthe geknickt!
Ist das mein traur'ger Lebenslauf!
Eine Thrän' im Aug der Mutter, die auf
Mein Grab sich bückt?

Er lebte und liebte — klagt der Schmerz —
Frühe Weisheit er erwarb;
Er lächelte, seufzte — dann hin er fuhr —
Sein Leben ein Apriltag nur —
Er liebte und er starb!

Meine Mutter lächelt und kehrt sich ab,
Weil's Aug' ihr von Thränen voll;
Sie flüstern rings — mir wird nicht kund,
Von was sie sprechen, weil ich im Grund
Bald schlafen soll.

Oh! Lieb' ist Kummer! schmerzlich ist's
Geprüft zu seyn und wahr;
In meinem Glück blieb stets ich schen —
Und daß der Kuß ein Abschied sey,
Wird jezt mir klar.

Doch die Biene schwärmt, wenn auch gewelkt
Die Glocke, azurfarb;
Und mancher Knabe noch tummelt sich
Wo ich als Knabe freute mich,
Wenn Alfred starb.

Des Lüftchens freu'n die Wälder sich,
Die Laube, wie bisher
Schwankt unter ihrer Rosenlast,
Wenn auch zur Flur ich schleich' als Gast
Nicht mehr, nicht mehr.

Wo neulich wir geweint, da legt
Mich zu meinem Bruder tief!
Denn als er starb, da traf auch mich
Der Pfeil — wohl fühlt' ich's, als er sich
Entfärbt' — entschlief.

Eines Dichters Grabschrift.

Halt, Wandrer! Hier dein Bruder, hier
Der Armen Dichter ruht!
Sein Buch war Himmel, Wald und Trift,
Moorgrund und Bachesfluth;

Den Unterricht des Herzens Weh.
Tyrann und Sklav' ihm gab.
Die Straße, die Fabrik, das Schloß,
Der Kerker und — das Grab!
Sände dein Bruder allwärts fand;
Und ist er tadelnswerth?
Er hat von Leiden, Zweifel, Noth
Ausnahme nicht begehrt.
Den schwächsten Wurm hat er mit Haß,
Mit Hochmuth nie verletzt,
Doch den geringsten Bauersmann
Den Großen gleich geschätzt;
Pries den Haushalter, der das Gut
Des armen Mannes mehrt,
Und schalt den Räuber, welcher stolz
Vom Schweiß des Fleißes zehrt.
Rüstig von Hand und Kopf und Herz —
Den Feinden, arggesinnt.
Der Menschheit sagt: hier liegt, der sie
Gezeichnet wie sie sind!

Als populärer Aesthetiker und Kritiker zeigt sich Elliott in einer Vorlesung über das wahre Prinzip der Poesie und über den Werth mehrerer englischen Dichter, welche wir unsern Lesern in kurzem mittheilen werden, worin man den höchst wohlwollenden und warmfühlenden, so wie auch den besonnenen Mann erkennt, welche letztere Eigenschaft man in seinen politischen Reden, welche neuestens von den öffentlichen Blättern mitgetheilt wurden, nicht überall wieder findet.

Panorama von Deutschland.

(Schluß.)

Der Entwurf, der Riß für den aufzuführenden Bau ist vortrefflich, und man dürfte sich nach ihm ebenso viel gründliche Belehrung als geistreiche Unterhaltung versprechen — wenn es dem Herausgeber möglich wird, ihn auszuführen. Als möglich erscheint es nun allerdings, wenn man die Namen sämmtlicher Mitarbeiter ansieht, wenn man annimmt, daß Jeder aus der Sphäre, worin er am tüchtigsten ist, Etwas beitragen, der Eine, der Gelehrtere, die historischen Fundamentalartikel, die ganz unparteiischen Uebersichten liefern, der Andre, minder gelehrt, aber vielleicht geistreicher und mit lebendigerer Phantasie begabt, einzelne Schilderungen, Charakteristiken, Räsonnements beisteuern werde; daß Jeder der etwa hundert „Zauberer" den Zauberstab gerade da, wo es am wünschenswerthesten ist, zur Hand nehmen und das Todte beleben, das Leere erfüllen, die Finsterniß lichten werde; wenn der Herausgeber der große Zauberer ist, welcher sämmtlichen Mitarbeitern einen begeisterten Eifer für die Sache einzuflößen und die plangemäßesten Beiträge abzugewinnen versteht. Der Feldzugsplan ist vortrefflich ausgedacht und der Succeß müßte erobert werden, wenn man der Kontingente ganz versichert seyn dürfte; aber mit diesen möchte es bedenklicher stehen, als weiland mit den Kontingenten der deutschen Reichsarmee; Viele werden ausbleiben, Viele zu spät, Viele nicht gehörig equipirt ankommen; oft wird Ein Thema von Mehreren ergriffen, ein andres dagegen gar nicht behandelt werden. Um den Plan auszuführen, müßte der Herausgeber freie Hand haben, Jedem seine Aufgabe zuzuweisen und zur bestimmten Zeit des Beitrags sich zu gewärtigen; aber statt in solcher Art Herr seines Operationsplanes zu seyn, wird er gar häufig diesen nach den Umständen, nach dem vorhandenen Material einrichten und abändern müssen. Die zuerst das Wort Ergreifenden können gar leicht Andre scheu machen, oder in den Lesern ein Vorurtheil gegen die nach ihnen Auftretenden, in andrer Weise sich Aussprechenden erwecken; dem französischen Publikum könnte Deutschland in diesem Panorama leicht als geistig und literarisch ganz zerrissen erscheinen und es einen Krieg Aller wider Alle erblicken, weil es die verschiednen Parteien nicht zu sondern weiß. Allerdings kann die Umsicht des Herausgebers hier Manches verhüten, aber die Aufgabe ist sehr schwierig und delikat, weil die Polemik oft aufs innigste mit dem ganzen Wesen eines an sich gehaltvollen und geistreichen Artikels verwachsen seyn kann. Den deutschen Schriftstellern wäre in dieser Hinsicht sehr zu empfehlen, daß sie in ihren für das Panorama, für ein französisches Publikum bestimmten Arbeiten sich der Polemik gegen Landsleute (und ohnehin des Skandals und der Klatscherei!) so viel als möglich enthielten, daß sie, ohne unwahr zu seyn, ohne Mängel und Gebrechen zu läugnen und zu verstecken, doch vorzugsweise auf das Edle und Rühmenswerthe, was Deutschland besitzt und darbietet, die Aufmerksamkeit der Fremden hinlenkten und deren Interesse dafür weckten; daß sie sich den Beifall derselben nicht dadurch zu erkaufen suchten, daß sie sich als erhaben über ihre Heimath und ihr Volk anstellen und darüber spotten, sondern sie zur Achtung zwingen, indem sie die würdigen Seiten ihrer Nation mit Wärme, doch ohne Lobhudelei, hervorheben und sich selbst mit ihr in gleiche Linie stellen und identificiren. Nicht nur wenn es gilt, einem äußern Feind die Spitze zu bieten, soll der innere Hader verstummen, sondern auch wenn es sich davon handelt, dem Ausländer einen Begriff zu geben von deutschem Leben, Geist und Sitte, muß die Ehrliebe Jeden abhalten, zum Verräther an den Blößen und Schwächen des Vaterlandes zu werden — oder gar als Verleumder ihm Fehler aufzubürden, die es nicht hat. Unter diesem Gesichtspunkt kann das Unternehmen eine heilsame Schule für die deutschen Schriftsteller werden, einerseits in wahrhaft nationalem Geist zu schreiben, im Bewußtseyn, daß sie die Sache Deutschlands vor dem Ausland führen und ihr nichts vergeben dürfen, andrerseits sich so auszudrücken, daß sie sich den Fremden völlig klar und verständlich machen, und eine Uebersetzung weder allzusehr umschreiben, noch zu viel Putz und Schnörkelwerk abschneiden muß. Natürlich kommt es uns nicht in den Sinn zu verlangen, die deutschen Autoren sollen dem französischen Publikum Phantasmagorien vorspiegeln und es täuschen; nein! aber sie sollen auf die Ehre des Vaterlands halten und darin ihre eigne suchen.

Eine Frage müssen wir noch aufwerfen, welche jedoch mehr das Formelle betrifft: es wird in der Ankündigung gesagt, das

Werk solle aus vier Bänden bestehen; warum diese Beschränkung, falls das Unternehmen Fortgang und Erfolg hat? Der Gegenstand, in solchem umfassendem Sinn aufgefaßt und behandelt, ist doch wohl mit vier Bänden nicht erschöpft, oder wenigstens ist es von vornherein nicht möglich zu berechnen, ob die innerhalb vier oder auch mehr Jahren einlaufenden Artikel den vorgezeichneten Rahmen ausfüllen werden? Der Stoff scheint uns ein unendlicher zu seyn, zumal da der Plan sich nicht auf die Schilderung der Gegenwart beschränkt, sondern auch die historische Grundlegung, die Rückblicke auf die Vergangenheit mit aufnimmt, und, wenn einmal das Gegenwärtige erschöpft seyn sollte, wenn das französische Publikum mit dem dermaligen deutschen Leben, Wissenschaft und Kunst vertraut wäre, dann die Aufforderung nahe läge, frühere Zeiten vor das Auge desselben emporzuheben und ihm anschaulich zu machen, aus welchen vorbereitenden Keimen die jetzige Bildung Deutschlands hervorging.

Die Reihe der Aufsätze eröffnet Edgar Quinet mit einem kurzen Artikel: Deutschland betitelt, worin er seine Landsleute zurückzurufen sucht von den bisher im Schwang gewesenen Wahnvorstellungen von Deutschland, das man „nur in seinen Ideen und Chimären ernsthaft beobachtet habe, dessen Volk von den Schriftstellern gewissermaßen wie ein Volk ohne Körper behandelt worden sey.“ Man habe nur etwa die deutsche Philosophie und Poesie, die deutschen Legenden studirt, aber seine Geographie, Geschichte, Sprache, Sitten, Klima, seine Baudenkmale und den ganzen Zusammenfluß von Thatsachen außer Acht gelassen, welche die äußere Organisation eines Volkes bilden. „Deutschland ist nicht nur eine unstet irrende Seele, um welche in der Wüste die Geister des Zweifels und der Wissenschaft sich streiten, und auch nicht nur eine Aeolsharfe, welche im Schooße des Jupiter Pluvius die Akkorde der Donau und des Rheins wiederholt. Es ist vor Allem eine große Nation, oder vielmehr ein Verein von Nationen, die im jetzigen Augenblick mit ausnehmendem Eifer der realen und praktischen Welt sich zuwendet, als hätte sie auf dieser Seite eine unermeßliche Kluft auszufüllen.“ Er erwähnt der großen Gegensätze, welche in Deutschland neben einander bestehen und welche in einem tiefgehenden Kampfe sich auszugleichen suchen; er deutet hin auf das Interesse, das die beiden Völker, Deutsche und Franzosen, haben, sich friedlich zu vertragen und ihre Vorzüge und Gewinne gegen einander auszutauschen, und spricht zuletzt den Wunsch aus, daß man auch in Deutschland das falsche Bild, das man sich von Frankreich mache, fahren lassen möge. — Im folgenden Artikel deutet Savoye das allegorische Titelkupfer, wobei die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des deutschen Geistes berührt werden.

Joseph Mainzer, der sich um die musikalische Bildung der Franzosen so große Verdienste erwirbt, spricht ganz kurz über die Bedeutung der Musik in und für Deutschland. „Die Musik umfaßt für den Deutschen alles Schöne, Große, Erhabene; in ihrem Gebiet ist Alles Genuß, reiner, unschuldiger, harmloser Genuß. Sie bringt die Freude zu den Festen, Glück in die Familien, Trost den Leidenden; sie ist die poetische Seite des Lebens.“ Ihr Werth werde erst dem von der Heimath Entfernten recht fühlbar. Dann wird auf die Mannichfaltigkeit der deutschen Musik aufmerksam gemacht und interessante Mittheilungen von kompetenten Kennern und Beurtheilern über die größten Meister versprochen. Ein Brief Meyerbeers an den Herausgeber rühmt die Idee des Unternehmens und sagt den thätigen Beistand des berühmten Komponisten zu. — Der folgende Artikel, vom Herausgeber, handelt vom Rhein, von der Burg Rheinstein und den daran sich knüpfenden romantischen und geschichtlichen Traditionen. Die Lieferung beschließen: Erinnerungen an Weimar, welche von Goethe's Jugend, Lerse, Merk; von Goethe's Ankunft in Weimar, Lenz u. s. w. handeln, und Urtheile über Goethe, Schiller und Wieland geben, — Alles ganz rhapsodisch und meist entlehnt den: Literarischen Zuständen und Zeitgenossen von C. A. Böttiger.

Indem wir dem Unternehmen ein recht fröhliches Gedeihen wünschen, erwähnen wir hier auch eines andern, einigermaßen verwandten Unternehmens: der in Straßburg von den Brüdern Adolf und August Stöber herausgegebenen „Erwinia, eines Blattes zur Unterhaltung und Belehrung,“ welche den Zweck hat, deutsche Sprache, deutsche Poesie und Literatur — (überhaupt deutschen Sinn —) im Elsaß zu erhalten und fortzupflanzen. Es ist ehrend für die Deutschen, daß die Bewohner einer schon lange vom politischen Deutschland abgerissenen Provinz, die auch, wie man anzunehmen berechtigt ist, in ihrem jetzigen Zustand sich ganz befriedigt finden, doch das Erbtheil der deutschen Sprache und Bildung nicht aufgeben wollen und ihre Anhänglichkeit durch solche literarische Anstrengungen bethätigen, statt nur etwa mehr passiv zu genießen, was ihnen Deutschland an geistigen Schätzen beut. Wenn aber die Erwinia das Elsäßische zu ihrem Hauptaugenmerk macht, wird sie in Deutschland nicht viel Anklang finden, und wenn sie davon abstrahirt, sich eben andern Unterhaltungsblättern gleich stellen und keinen besondern Unterscheidungscharakter behaupten. Indeß wünschen wir den wackern Herausgebern den besten Fortgang ihrer Zeitschrift und machen unsere Leser auf dieselbe aufmerksam.

Der Familienwunsch oder Gegenromane in Frankreich.

Die Ausartung des Romans in Frankreich, durch die Balzac, E. Sue, J. Soulié, C. de Kock und Consorten, dieß Herumwälzen in Unnatur, Ausartung, Schmutz und Blut hat doch endlich dort den Besserdenkenden die Augen geöffnet, und es ist die Ankündigung eines „Dammes gegen die schlechten Romane“ von Loyeau d'Amboise in Paris erschienen. Der Verfasser sagt darin unter Anderm sehr wahr: „Das Lesen, das Romanlesen zumal, ist jetzt ein Bedürfniß aller Alter und Klassen geworden; die Federfertigkeit unserer Schriftsteller sorgt auch dafür, daß es diesem Bedürfniß nie an Nahrung fehlt. Aber welche Nahrung! Man möchte darauf schwören, daß sich die meisten Autoren vorgenommen und darauf das Wort gegeben haben, es solle künftig keine rechtlichen Mädchen, keine treuen Frauen, keine würdigen Mütter, keine tüchtigen gegen ihre Leidenschaften kämpfenden jungen Leute, keine achtungswerthen Familienväter mehr geben, die ihren

Kindern mit gutem Beispiele vorangehen. Jene Schriftsteller vergessen ganz, daß sie vor Allem redliche Leute seyn sollten. Statt dessen setzen sie sich zum Zweck, durch ihre Dramen und Romane alle edlen und würdigen Gefühle im menschlichen Herzen zu ersticken, indem sie sie lächerlich machen, was bekanntlich in Frankreich das mächtigste Mittel ist, seinen Zweck zu erreichen. Zwar sind sie nicht so ungeschickt, gerade heraus zu sagen: Liebt das Laster und hasset die Tugend; sie fangen es schlauer an, sie zeigen das Laster schön, glücklich und unbestraft, die Tugend aber lächerlich und immer in Situationen, die der Masse der Franzosen alle Lust benehmen müssen, sich ihr zu ergeben, denn sie macht nie Effekt, kommt nie zum Brilliren, bringt kein Geld und keine Stellen ein, und was das Schlimmste ist, man mokirt sich über sie. Jene Schriftsteller sind bei ihren Landsleuten gewiß, ihr bißchen Gemüth zu führen wohin sie wollen, wenn sie nur erst ihren kalkulirenden und spekulirenden Verstand gewonnen haben. Dieß ist bei ihnen mit blendenden Scheingründen und Sophismen nicht schwer. Sie fangen wohl damit an, ihre Ansichten als Paradoxen aufzustellen, an denen man den Esprit üben könne, dann lassen sie Sophismen auf Sophismen folgen, durch die jene Ansichten zur Wahrheit zu werden scheinen. Traurige Beispiele beweisen täglich, daß Schmerz, Zerstörung und Verzweiflung im Gefolge dieser Romane in die Familien einziehen, die an ihnen Gefallen finden. Die Familien aber, denen es bisher gelungen ist, sich rein davon zu halten und in denen noch gute Sitten heimisch sind, wünschen die Erscheinung von Büchern, die Schriften ersetzen können, die mit dem bestehenden Reiz des Styls zum Laster verführen, wo über Einfalt, wahres Gefühl, Würde und Tugend gespöttelt wird und deren Helden und Heldinnen in Paris nur zu häufig herumgehen und von ihren Anhängern bewundert werden... Ueber schlechte und gefährliche Bücher schreien, ist aber noch kein sicheres Mittel, ihr Lesen zu verhindern, und Romane schreiben, worin die Tugend langweilig und traurig, maussade erscheint, streng in ascetischem, frömmelndem Style, wäre ganz unzweckmäßig und nähme den gefährlichen ihren Reiz nicht, da sie durch reizenden, glühenden, farbenreichen Styl anziehen. Es handelt sich also darum, auch Romane zu schreiben, die steigernd fesseln und interessiren und das Herz gewinnen. Dieß ist freilich nicht leicht, zumal für den Schriftsteller, der eine Menge verführende Mittel verschmäht, der sich fern hält von allem Ausmalen der Wollust, des Lasters und Verbrechens, den die Gemeinheiten und Erbärmlichkeiten der großen Welt nicht zu gefälliger Darstellung festhalten. Darum brauchen aber seine Personen keine Tugendhelden zu seyn. Im Gegentheil, er muß Leidenschaften darstellen, aber wahr, nicht gemacht, verrenkt und verfälscht wie unsere Moderomane, die sich nur in eingebildeten Kämpfen gefallen; er muß Poesie geben, wahre Kunst." Dazu macht sich nun der Verfasser anheischig und verspricht eine Folge von zwanzig Bänden Romane in dieser Art, beginnend mit der Nouvelle Antigone.

So wahr und rühmenswerth wir die Haupt- und Grundidee des Verfassers finden, so wenig glauben wir, daß ihm deren Ausführung in der neuen Antigone gelungen ist. Der Roman spielt zu Neapel im vierzehnten Jahrhundert, kurze Zeit nachdem Karl von Anjou den edlen Hohenstaufen Conradin auf dem Blutgerüste hatte sterben lassen. Die Hauptperson ist ein unnatürlich bösartiger Sohn, der gegen einen edlen Vater wüthet und ihn zum Tode bringen will, um Herr seiner Reichthümer zu werden. Seine Schwester Virginie hingegen, die neue Antigone, ist ein Tugendmuster, die, um ihren Vater zu retten, mit Karl von Anjou über alle Gegenstände seiner Politik streitet und ihm ihre manière de voir ausspricht; in ihren vielen Schmerz- und Schreckenssituationen fällt sie fünfmal in Ohnmacht und hält überall lange methodistisch-fromme Reden. So sagt sie einmal zu Gonsalvo, dem Befreier ihres Vaters, als er ihren Bruder ein Ungeheuer nennt: „Vergeßt nicht, daß seine Sünde, wie groß sie auch sey, in den Augen des Herrn getilgt und weggewaschen werden kann durch meine Thränen. Seit Jesus Christus uns sein Blut vermacht hat, eine unversiegliche Quelle der Barmherzigkeit, ist es keinem Menschen mehr erlaubt, einen Andern ein Ungeheuer zu nennen." Wir zweifeln, ob dergleichen Schriften die Gluthworte, Farben und Scenen der jetzigen Romane verdrängen können. Ja wir gehen noch weiter, zu behaupten, selbst kein viel natürlicher und anziehender geschriebener Roman wird dieß können, denn diese Romane sind nicht etwa eine getrennte, zufällige Erscheinung, sondern eines der Zeichen von der Ausartung der Franzosen in ihrem sämmtlichen Familien-, Sitten- und Bürgerzustand, dem nicht stückweise abgeholfen werden kann, sondern der die jetzige Uebergangs-Phase oder Krisis seines Krankheitszustandes durchmachen muß, sie führe nun zum Tode — wie im Spät-Rom und Byzanz — oder zur Genesung, von der die Völkergeschichte freilich kein Beispiel aufzuweisen hat, denn wo hätte sich je ein sittlich gesunkenes und immer mehr sinkendes Volk wieder erhoben?

Dieß ist die große Weltfrage unserer Zeit.

Mr.

Monsieur Jean der Schulmeister.

(Fortsetzung.)

Ab reist er in das neblige Paris.
Er sucht in dem Gewühl der Straßen ihn,
Den er will freudig überraschen; jetzt
Fand er die Gasse ... steigt ins Haus hinauf,
Mit jedem Schritte sinkt, verwirrt, sein Muth.
Soll wieder er hinab? .. Er hört bei einer
Offenen Thür' eine mißmuth'ge Stimme.
Die schilt und deren Ton das Ohr verletzt:
Das war's: der Plan, den er sich ausgesonnen,
Verwirrt sich; er tritt ein .. versucht ein Wort.
Der Greis hört zu, ohne sich umzukehren,
An seinem Tisch ganz mit Musik beschäftigt.
Der Sohn beginnt zu stammeln; aber eh'
Er sich erklärt hat, unterbricht der Alte

Mit einem argwohnvollen Blick und ohne
Ihn erst zu fragen, als ob den Spion
Er auf der That ergriffen hätte, so:
„Jüngling, nicht ziemt der Jugend solch Gewerbe!
Eines Einsiedlers Armuth laß in Ruh!
Geh, wo du herkommst; dein Erröthen straft dich!“
Der Jüngling stumm, in der Verwirrung flieht,
Wie unter den geheimnißvollen Worten
Zermalmt, und sich zum zweitenmal verschmäht
Von einem Vater fühlend. — Und das war
Er, den er auf den Knie'n erkaufen möchte
Vor Gott — vor allen Menschen ihn bekennen!
War s i e — o Schmerz! Unmöglichkeit der Hoffnung!
Die Härte dieses Blicks! der Unterschied
Von Vater Anton, der ja auch verfolgt,
Doch mild und freundlich war in seiner Strenge,
Ein wahrer Seelenvater!.. und doch des Andern
Sohn und Apostel brannte er zu seyn!

Kindliche Zärtlichkeit und Frömmigkeit
Bemeisterten sein Grauen, den Versuch
Einer Begegnung wagt' er noch einmal.
Anreden wollt' er auf der Straße ihn,
Wenn nur Ein Lächeln heiterte sein Antlitz.
Doch weit entfernt, daß sich ein Lächeln zeigte
Auf dieser Stirn, der immer fremd das Glück,
Hielt die mißtrauisch aufgezogne Braue
Des armen Wandrers ihn in scheuer Ferne
Und ließ auf seinem Mund das Wort ersterben.
Deß Glück des Himmels Rath ihm nicht beschied.

So kürzte sich ihm der Entscheidung Stunde.
Schon fester kehrt' er in das Schloß zurück.

Der Aussatz der Geburt und die Verbannung
Auf Erden, diese langsame Versöhnung,
Und ihr grauenvoll Geheimniß; die Vergütung,
Die unsichtbare, von der Eltern Schuld;
Neben der Strenge die nicht minder großen
Geheimnisse der Gnade — und in diesem
Abgrund der Heiligkeit als Opfer er
Vielleicht von Ewigkeiten her erwartet;
Die ihm hienieden auferlegte Pflicht,
In etwas gut zu machen, was der Stolz,
Der gränzenlose, eines mächtigen
Talentes sich im Uebermuth vermessen,
Und sein Beruf, den Samen rein zu schwingen;
Die saure Menschenbahn, dunkler als je,
Und mehr als je nach fernen Gipfeln zielend:
Das Alles fügte sich in ihm zur Einheit —
Durch innres Zittern kündigte sich ihm
Die Gnade an und sprach: d i e S t u n d' i s t d a!
Zwiesprache pflog er mit der Präsidentin;
Sie währte lang; man wurde eins, daß er,
Um seinen ersten Gang als Christ zu thun,
Um reif zu werden; um zu weilen nicht
In dem Bereich des Mann's von großem Namen,
In dessen Nähe jeden Tag die Hoffnung,
Die eitle, der Erkennung konnte locken,
Aus andern Gründen, die zur Reise riethen,
Zu Fuße sollte fortziehn wie ein Pilger.
Auf seiner vorgeschriebnen Bahn sollt' er
Brüder besuchen, die im Jammer seufzten
Und heil'ge Schwestern, die in Trauer lebten.

Woher wohl wußte Frau von Ecé selbst
Dieß Alles so genau? Wenn ich darf wagen,
Mit Zittern, mit so reinen Menschen, deren
Alter den Glanz des Morgens spiegelte,
Einen Gedanken zu verknüpfen, der
Nicht kränkend ist für sie, nur rührend, harmlos,
So sagt' ich, daß vielleicht der junge Christ
Bei seinen Reisen in die weite Welt
Vielleicht auch neben andern klugen Gründen
Den hatte: einen Schatz, der ihm zu nahe,
Zu fliehn, und daß, eh' er antrat die Reise,
In zwei, drei Abschiedsscenen an dem Hag,
Wo das Vertraun, das alte, wieder herrschte,
Er ihr bekennen konnte die Entscheidung,
Und sie, fern jener Zeit und nah dem Ziel,
Ließ gern jetzt der Erinnerung den Lauf
Der ersten, mehr als brüderlichen Freundschaft,
Die ihrem Herzen tief sich eingegraben.

Viel Zeit verfloß von seiner Abreis' an;
Anton starb und die Präsidentin folgt' ihm;
Gattin ward Frau von Ecé und dann Wittwe;
Er reiste fort und fort, besteh'nd die Prüfung,
In Frankreich bald besuchend jene Freunde,
Und bald — bestärkt von heil'gem Eifer ward
Sein Sehnen — in der Schweiz, um dort zu schaun
Den ew'gen Schauplatz, die erhabnen Felsen,
Wohin ihn seine Kette zog. Es scheint
Bei sich hab' er in jener Zeit gelobt,
In Demuth überall die Feuerspuren
Zurückzumessen, wo der Genius
In seiner Kühnheit kecker Kraft gewandelt,
Und auszusäen dort den Wohlgeruch
Der Frömmigkeit, Barmherzigkeit und Treue.
Mehr als ein Jahr blieb er an Einem Ort oft,
Von Arbeit lebend, seinen Plan zu krönen,
Und trat zu Fuß dann wieder an die Wallfahrt.
Kaum war der Krieg aus in Amerika,
So eilte dorthin er, begierig nach
Den Tugenden der Völker ohne König!
Beglückt, wenn dort er fand ein fruchtbar Beispiel

Vom weltberühmten Staatsvertrag! — Man denke
Sich Emil. kommend zu den Söhnen Penns,
Franklins Verwandten! Lieb gewann er sie,
Weil einfach sie in ihrer Kraft und offen;
Doch als er sah der Selbstsucht Fasern unter
Der Rinde, da blüht' ihm kein Eden mehr
Jenseits des Paradieses. Damals nahm er
Den Namen Monsieur Jean an — einen Namen,
Der es so wenig ist als möglich, und
Doch leise mahnte noch an den, deß Ruf
Von tausendstimm'gem Echo ward gepriesen.
Die Revolution, fortschreitend hier,
Warf ihm hinüber ihn, ins kahle Land,
Geschwellt von jedem Wind und Lärm der Meere.
Am Abend, in der Herberg oft, beim Mahl,
Packt dieser Name, wie ein Sturm, ihn an.
Sein Abgrund ward er und sein wirrer Traum!
Denn was man von ihm Liebes, Heil'ges sagt,
Unbill'ges und Blutdürstiges, in Zorn
Und Huldigung, — wenn man Brandfackel ihn
Oder Schutzgottheit nennt — in ihm drängt Alles
Zusammen sich, zerreißt ihn, schreit laut auf
In seiner Seele banger Todespein.
Hierher neigt sich des Fleisches Zärtlichkeit, —
Dort tritt der Geist gegen den Vater auf;
Den Gipfel hat das Martyrthum erreicht;
Und so, beschleunigend die Streiche, faßte
Ein Herz in sich den großen Kampf von Allen;
Geheim war er der Sühnaltar des kühnen
Genie's, er war das Kreuz von diesem Ruhm!

Gefaßt kam Monsieur Jean zurück nach Frankreich.
Nach ließ allmählich des Erwürgens Gräuel,
Er sagte sich in diesem Strudel von
Zwieträchtigen Gefühlen sey's das Beste,
Sich seiner Brüder Dienst zu weihn, den Kleinen,
Die jedes christlichen Beistands beraubt
Was ihn dazu bewog verschleiernd, mäß'gend
Seine Mittel, kehrt' er in das Dorf zurück
Zu seiner alten Amme; bald vereint' er
Unter dem Schutz seines wohlthät'gen Blicks
Das kleine Kindervolk, das im Begriff
Sich zu verirren war — die einzige
Familie, auf die er hoffen durfte.
Die Mädchen kamen erst; von diesen Eine
Wies er zu diesem neuen Amte an,
In seiner herben Arbeit trübsten Stunden,
Wo er versucht sich fühlte zu dem Glauben:

Es trügen alle Keime, jede Mühe
Sey eitel — wenn er da, erschöpft, nach eine
Gebet entschlief: zeigte ein mildes Licht
Bisweilen seinem Aug', leibhaftig, den,
Der ihn nie anerkannt, deß Fleisch er ist,
Der aber, also dünkt's ihn, endlich ihm
Mit schwachem Lächeln zuwinkt und ihm sa ,
Wenn wer verdienstlich lebe, so sey er's,
Und für sich selber wünsch' er sich nichts Beßres.
Der Sohn, der vor ihm schon aufs Knie will sinken,
Erwacht — umarmt den Schatten — dessen Spur
Umsonst er sucht; in sein geschmeichelt Herz
Ruft er zurück die Trauer, sich anklagend
Ob jenem Lob und dem vermess'nen Traum.

So fand, später zurückgekehrt nach Frankreich
Die Frau von Ecé diesen Mann, mit Strenge
Sein Ziel verfolgend, in sein Leiden mit
Geduld ergeben, ganz in ihrer Nähe.
Und dreißig Jahre war sie Zeugin seines
Langsamen und standhaften Martyrthums.
Schon nach den ersten Monden setzten sie
Fest eine Regel für ihr ganzes Leben,
So wollt' er's. Einmal jedes Jahr speist' er
Mit ihr, am heiligen Johannistag,
Dem schönen Sommerfest, werth auf dem Lande,
Dem er mit wahrer Freud' entgegen sah.
Nur dieses Eine Mal besucht' er sie,
Und sprach auch sonst nur selten wo mit ihr
Am Schluß der Kirche, oder wenn der Pfad
Zufällig plötzlich sie zusammen führte.

In seiner Sorge für die Kinder sucht' er
Mit dem, was von der Sünd' er weiß, die man
Demüth'gen muß, doch ohne zu verfälschen
Die reine Lehre, zu verbinden Ein'ges
Aus Emil und aus seiner Kinderzucht;
Beglückt, wenn den geimpften wilden Zweig
Er neu belebt sah auf dem Oelbaum, den
Sterbend ein Gott mit seinem Blut genetzt.
Seine lebend'gen Bilder wählt' er gern
Von Feld und Ernte, von der Pflanzen Wachsthum.
Wecken will er den Sinn für die Natur,
Doch nie vergißt den Ernst er und den Schweiß.
Emil verdankt er's, daß er niemals schlägt,
Um ein unartig Kind zurecht zu bringen.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 104.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

18 November. 1838.

Die nachgelassenen Papiere des Pickwick-Club,

enthaltend einen getreuen Bericht von den Kreuz- und Querzügen, Gefahren, Reisen, Abenteuern und Liebhabereien der korrespondirenden Mitglieder.

Von Charles Dickens.

Nicht leicht hat in neuern Zeiten in England ein Buch sogleich bei seinem ersten Erscheinen solches Aufsehen und Glück gemacht, wie das obengenannte Werk, dessen Verfasser zuerst unter dem Namen Boz auftrat. Der komische oder humoristische Roman, in dessen Fach die Engländer so anerkannte und berühmte Leistungen aufzuweisen haben, schien in diesem Autor wieder eine Verjüngung erleben zu sollen, der an Talent fürs ächt Komische und Humoristische den berühmten Verfasser der See-Romane, den Kapitän Marryat, bei weitem übertreffen dürfte. Marryat behandelt das Komische doch eigentlich mehr nur als eine Zugabe, ein Ingrediens seiner Erzählungen, welche durch das Interesse des Stoffs der Fabel selbst spannen sollen, und nebenbei hat er, wie berichtet wird, den ganz praktischen, allerdings sehr löblichen Zweck auf Abstellung und Verbesserung mancher Mißbräuche und Einrichtungen im englischen Seewesen hinzuwirken, und wirklich soll der Romanschreiber, der als Autor einen so ausgezeichneten Succeß gehabt, sich eine so große Popularität erworben hat, auch als Reformator schon in manchen Punkten seine Absicht erreicht haben. Eine schöne Genugthuung für einen Schriftsteller, neben der Unterhaltung eines zahlreichen und dankbaren Publikums auch den Zweck erreicht zu haben, seinem Volke praktisch nützlich zu seyn, und ein Beweis, welchen Einfluß in einem Lande mit Institutionen, wie die englischen, die Literatur auf die öffentliche Meinung und mittelst dieser auf praktische Fragen von bedeutendem Interesse ausüben kann! Unter diesen Umständen begreift sich aber leicht, daß Marryat weniger dem eigentlich Künstlerischen und Dichterischen sich zuwendete, was die vollkommenste Freiheit und wie möchten sagen Interesselosigkeit des Geistes erheischt. Marryats Komik ist von der Art, daß man von ihr verlangt, sie solle nicht über die Wahrscheinlichkeit hinausgehen und man immer die Charaktere und Ereignisse mit der Wirklichkeit vergleicht und sie daran abmißt; die Komik höherer Art, die mehr mit dem Geiste ächter Poesie geschwängert ist, scheut den Vorwurf der Unwahrscheinlichkeit nicht, ja sie weiß selbst das dem überlegenden und kritischen Verstand als unwahrscheinlich und wohl gar unmöglich sich Darstellende, dem von ihrem Geist ergriffenen, komisch-phantastisch gestimmten Leser wahrscheinlich und zweifellos zu machen; sie erschafft eine eigne komische Welt, deren Grundlagen sie allerdings aus der Welt der Wirklichkeit entlehnt, in der auch Gesetzmäßigkeit, Consequenz und scharfe Charakterzeichnung gilt und gefordert wird, aber wo es doch für dieß Alles einen andern Maßstab gibt. Man nehme nur den Don Quixote des Cervantes; hier vergißt man ganz, den Helden der Geschichte mit der Wirklichkeit zu vergleichen, und zu fragen, ob ein solcher Charakter möglich sey; man begnügt sich damit, anzuerkennen, daß, **wenn** dieß sey, dann der Dichter ihn ganz konsequent und lebenswahr geschildert habe, und diese Lebendigkeit der Schilderung bewirkt auch, daß man das hypothetische Urtheil in ein bejahendes verwandelt und an die Existenz des Ritters glaubt. Dieser höhern Art der Komik scheint sich Dickens anzunähern, obgleich wir ihm den romantischen und poetischen Genius eines Cervantes nicht eben zuschreiben möchten; aber es verräth sich bei ihm die reine Lust am Komischen, welche über das reale Leben, auch wenn es die Basis und das Thema des Komischen bildet, erhebt und den Genuß der Befriedigung gewährt. Die Uebertreibung, die Karrikatur bildet gleichsam ein Gegengewicht gegen das Ironische und Satyrische und benimmt diesem den Stachel; und die im Original dem Text beigegebenen ergötzlichen Holzschnitte zeigen, wenn sie einerseits der Einbildungskraft des Lesers allerdings noch nachhelfen, um sich die Personen und Situationen gehörig lächerlich vorzustellen, andrerseits auch an, daß der Verfasser in seinem Buche mehr komisch-phantastischer Poet, als treuer Portraitmaler zu seyn Anspruch macht.

Der Verfasser erklärt sich im Vorwort über sein Werk folgendermaßen:

„Des Verfassers Absicht bei diesem Buch ging dahin, dem Leser eine zusammenhängende Reihenfolge von Charakteren und Ereignissen vorzuführen, sie mit so lebhaften Farben zu malen, als ihm zu Gebot standen, und sie zugleich lebensähnlich und ergötzlich zu machen. Dem Urtheil Anderer beim Beginn seines Unternehmens sich fügend, wählte er die Maschinerie eines Clubs, die man ihm als die seinem Vorhaben gemäßeste anrieth; da er aber fand, daß sie eigentlich mehr nur diente, ihn zu beengen und zu belästigen, gab er sie allmählich auf, indem er es als etwas ziemlich Gleichgültiges ansah, ob dem Club eine streng epische Gerechtigkeit zu Theil wurde oder nicht. Die Art der Veröffentlichung des Buchs in Monatsnummern, machte es zu einem Punkt von überwiegender Wichtigkeit, daß, während die verschiednen Ereignisse unter sich verbunden wurden durch einen Faden des Interesse's, stark genug um zu verhindern, daß sie nicht zusammenhanglos oder unmöglich erschienen, doch der Plan des Ganzen so einfach war, daß kein Nachtheil für ihn erwuchs aus der abgerissenen und sprungweisen Art der Veröffentlichung, welche nicht weniger als zwanzig Monate erforderte. Kurz es war nothwendig, daß bis auf einen gewissen Grad jede Nummer für sich verständlich blieb, und daß doch alle zwanzig Nummern zusammen ein leidlich harmonisches Ganze bildeten, indem jede zur andern durch einen leichten und nicht unnatürlichen Fortschritt von Abenteuern hinüber führte. Wenn man den Pickwick-Papieren zum Vorwurf macht, daß sie eine bloße Reihenfolge von Abenteuern sind, wo die Scenen immer wechseln, und die Charaktere kommen und verschwinden, wie die Männer und Frauen, welchen man in der wirklichen Welt begegnet, so kann sich der Verfasser bei dem Gedanken beruhigen, daß sie sonst keinen Anspruch machen, und daß man denselben Vorwurf auch schon den Werken einiger der größten Novellisten der englischen Sprache gemacht hat.... Der Verfasser hofft, daß in seinem ganzen Buch kein Vorfall oder Ausdruck vorkommt, der eine Röthe auf die zarteste Wange jagen, oder das Gemüth der verletzbarsten Person verwunden könnte. Wenn eine seiner mangelhaften Darstellungen, neben dem, daß ihre Lektüre eine Unterhaltung gewährt, auch nur Einen Leser veranlaßte, eine bessere Meinung von seinen Mitmenschen zu fassen und auf die lichtere und freundlichere Seite der menschlichen Natur sein Augenmerk zu richten, so würde er sich wahrlich stolz und glücklich fühlen, ein solches Ergebniß herbeigeführt zu haben."

Im Anfang werden Nachrichten mitgetheilt über den von Herrn Pickwick gestifteten Pickwick-Club, von dem er mit einigen andern Mitgliedern einen Absenker gründete, unter dem Titel: Korrespondirende Gesellschaft des Pickwick-Club; diese Gesellschaft soll Reisen machen zum Behuf der Beförderung der Wissenschaft und der Verbreitung nützlicher Kenntnisse. Der Sekretär hatte den Beschluß des Clubs, wodurch die Gesellschaft genehmigt ward, vorgelesen und Pickwick bestieg den Rednerstuhl:

„Welch ein Studium für einen Künstler bot diese ergreifende Scene dar! Der beredte Pickwick, die eine Hand anmuthig versteckt hinter seinen Rockschößen und die andere in der Luft schwingend, um seiner glühenden Deklamation zu Hülfe zu kommen — sein höherer Standpunkt, sichtbar machend die Beine und Hosen, die an einem gewöhnlichen Mann ganz unbeachtet geblieben wären, aber die bei Pickwick unwillkürliche Ehrfurcht und Achtung einflößten; umringt von den Männern, die sich freiwillig entschlossen, die Gefahren seiner Reisen zu theilen, und bestimmt waren, des Ruhms seiner Entdeckungen mit theilhaft zu werden. Zu seiner Rechten saß Mr. Tracy Tupman — der allzuweichherzige Tupman, der mit der Weisheit und Erfahrung reiferer Jahre noch den Enthusiasmus und die Gluth eines Jünglings verband in jener interessantesten und verzeihlichsten menschlichen Schwäche — in der Liebe. Zeit und Nahrung hatten diese einst romantische Gestalt ausgedehnt, die schwarze seidne Weste hatte sich mehr und mehr hervorgehoben; Zoll um Zoll war die goldne Uhrkette darunter aus dem Bereich von Tupmans Augen verschwunden, und allgemach hatte das umfangreiche Kinn die Gränzen der weißen Kravatte überschwemmt, aber die Seele Tupmans hatte keine Umwandlung erlitten — Bewunderung für das schöne Geschlecht war noch immer seine herrschende Leidenschaft. Links von dem großen Haupt saß der poetische Snodgras und neben ihm der jagdlustige Winkle, jener poetisch eingehüllt in einen geheimnißvollen blauen Mantel, und der letztere, noch mehr Glanz verleihend einem neuen grünen Jagdkleid, gestreiftem Halskragen, und enganliegender Fußbekleidung.

Mr. Pickwicks Rede bei dieser Gelegenheit nebst der darauf folgenden Debatte zeigt eine auffallende Verwandtschaft mit den Discussionen andrer berühmter Körperschaften; und da es immer interessant ist, eine Aehnlichkeit in dem Benehmen großer Männer zu entdecken und zu verfolgen, theilen wir den Eingang mit:

Mr. Pickwick bemerkte, daß der Ruhm dem Herzen jedes Menschen theuer sey. Der Dichterruhm sey theuer dem Herzen seines Freundes Snodgras; der Ruhm des Eroberers eben so theuer seinem Freund Tupman, und das Verlangen, Ruhm zu ernten in den Uebungen und Jagden des Feldes, der Luft und des Wassers sey herrschend in der Brust seines Freundes Winkle. Er (Mr. Pickwick) wolle nicht läugnen, daß auch er unter dem Einfluß stehe von menschlichen Leidenschaften, menschlichen Gefühlen (Beifall —), vielleicht auch menschlichen Schwachheiten (lautes Geschrei: „Nein, nein!") Aber das müsse er sagen, daß wenn je das Feuer der Selbstüberschätzung oder Selbstgeltendmachung in seinem Busen ausgebrochen, doch jederzeit der Wunsch, vor Allem das Beste der Menschheit zu fördern, dasselbe gelöscht habe. Das Lob der Menschen sey sein Sporn; Philanthropie sey sein Beruf. (Heftiger Beifall.) Er habe einigen Stolz empfunden — er gestehe es offen, und mögen seine Feinde daraus machen was sie wollten — er habe einigen Stolz empfunden, als er seine neue Theorie der Welt vorgelegt habe, sie möge nun anerkannt seyn oder nicht. (Ein Ruf: „sie ist es!" und großer Beifall.) Er wolle die Behauptung des ehrenwerthen Pickwickiers, dessen Stimme er so eben gehört, für richtig annehmen — sie sey anerkannt; aber wenn der Ruhm seiner Abhandlung sich auch über die entferntesten Gränzen der bekannten Welt ausbreiten sollte, würde doch der Stolz, mit dem er an die Autorschaft dieses

Products denken würde, nichts seyn, verglichen mit dem Stolz, womit er sich umschaue in diesem, dem stolzesten Augenblick seines Lebens. (Beifall.) Er sey ein geringer Mann. (Nein! Nein!) Dennoch müsse er lebhaft empfinden, daß sie ihn zu einem Dienste von großer Ehre und einiger Gefahr erkoren. Das Reisen sey in einem bedenklichen Zustand der Störung, und die Gemüther der Kutscher seyen in Aufregung. Sie möchten sich nur umsehen und ihre Blicke auf die allenthalben sich darbietenden Scenen richten. Postkutschen würfen um in allen Richtungen, Pferde gingen durch, Boote würden umgestürzt und Dampfkessel zersprängen. (Beifall — eine Stimme: „Nein!") Nicht! (Beifall.) Möge der ehrenwerthe Pickwickier, der so laut „Nein!" gescheien, vortreten und es läugnen, wenn er könne! (Beifall.) Wer es gewesen, der „Nein!" gerufen? (Enthusiastischer Beifall.) Etwa ein eitler und in seinen Aussichten getäuschter Mann — er wolle nicht sagen, ein Schwätzer (lauter Beifall) der, eifersüchtig auf das Lob, das, vielleicht unverdient, seinen Forschungen zu Theil geworden, und knirschend unter dem Tadel, der auf seine schwachen Versuche, es ihm (Mr. Pickwick) gleich zu thun, gehäuft worden sey, jetzt seine Zuflucht nehme zu dieser niederträchtigen und verleumderischen Weise. — —

(Fortsetzung folgt.)

Monsieur Jean der Schulmeister.

(Schluß.)

Dieß schlichte Dorf, wo der geringste Mann,
So ohne Noth wie ohne Ueberfluß,
Sein Fleckchen Land hat, schien ganz wie gemacht
Für die vollständige Glückseligkeit,
Die, dem berühmten Traum nach, winkt dem Landmann,
Dem fleiß'gen, den unschuld'gen Sterblichen;
„Und doch," sprach Monsieur Jean bei sich, „wie falsch
Ist dieser Glaube: seht die Härtigkeit
Des Herzens, wie es beim Landleben wird,
Wenn Gott nicht thut das Uebrige, wenn nicht
Der heil'ge Geber, der den Halm vergoldet,
Auch reifen macht im Feld des Landmanns Seele!"
Oh! wenn Jean Jacques mit tiefem Grimm erkannte
Die Pest der Stadt, den Gräu'l der großen Welt,
Fand Monsieur Jean, im Gegentheil, den Stein
Der Scholle unter seines Pfluges Eisen.
Oft rief er aus: O Geist! o Geist! Geheimniß!
„Was ist es denn," sprach er, „wenn dieß das Beste
Auf Erden ist, wenn wen'ger Böse uns
Auf einmal zu so braven Leuten machen?"
Und dann, die Welt nach diesem Maßstab messend:
„Dieß also ist der Glaubenslosen Zukunft!
Versteckte Selbstsucht statt glänzender Laster!
Diesseits des Meers und jenseits wenig Seelen!
Diese trübsel'gen Worte waren wohl
Ein Theil von seinem Martyrthum; wo unter
Beschränktem Horizont büßte der Sohn
Für Blitze, die der Vater keck geschleudert.

Doch, Gott der Lieb' und Gnad'! er hatt' auch Stunden,
Wo weiter über ihm dein Himmel ward;
Wo, während fest sein Christenglaube blieb,
Sein Herz, in Zuversicht, der Hoffnung wieder
Raum gönnte für die Zukunft, für die Menschheit,
Für jenen großen, theuern Todten auch!
Ab von der Schöpfung wälzte sich der Fluch.
Ein Monat war's vor seinem Tod im Sommer,
Am Tag des milden, heiligen Johannes,
Den er mit seiner Schule stets gefeiert,
Da wollt' er ihr die Freude machen — wohl
Die letzte war's! — sie fuhren insgesammt
Zum schönen, nahen Park Ermenonville. *)
Nicht ohne Zweck war dieses frohe Fest.
Schwach fahrend kam man in zwei Stunden hin.
Man reiste aus früh mit dem Morgenroth;
In engen Reihen saßen da die Kinder,
Erzählend, Plane machend, lustig summend,
Schüttelnd an jedem Zweige, der herabhing,
So daß der vierundachtzigjähr'ge Greis
Mit Thau ward jeden Augenblick begossen.
Sobald die Schaar vom Wagen war gestiegen,
Weiht' eine Messe, (leicht erräth man, was
Ihr Gegenstand, und wessen Seel' sie galt!)
Und heiligte den himmelblauen Tag.
Und Monsieur Jean in Thränen zitterte
Vor Hoffnung, denkend, für wen diese Herzen
Um Gnade flehten — eine Schaar, noch gläubig,
Die, betend wie es sich gebührt, unwissend
Bekräftigte, was wohl bewußt dem Himmel.
Dann nach der Mess' allein, tiefsinn'ger noch,
Ging er zu sehn das leere Mausoleum
Zur Insel, vor dem See die Kinder warnend.
Doch dann zurückgekehrt, verließ er sie
Den ganzen Tag nicht mehr, sich ganz vertiefend
In ihres Glückes Mitgenuß. — Das Spiel
Verlassend, hörten ein Halbdutzend etwa,
Welche die Achtung vor dem Greis, vielleicht
Die Müdigkeit um ihn versammelt hielt,
Achtsamern Geistes, nicht so kindisch mehr,
Dem Lehrer zu, der so zu ihnen sprach:
„Kinder, ein schöner Ort ist dieß — heut' Morgen
Habt Ihr als etwas Unbekanntes noch
Ihn Euch gedacht. Viel andre Orte gibt's,
Und einen schönern weit, den einzig schönen,
Vor welchem dieser hier ein Grab nur ist.
Will man sich denken ihn, so muß man dichten;
Gelegen ist er ferner als die Sonne,

---

*) Der bekannte Lieblingsaufenthalt von Rousseau.

Und jeder Stern, zu dem Eu'r Auge schweift.
Groß ist die Reise, aber schnell gemacht;
Man macht im Tod sie, auf der Seele Flügeln.
Bereitet Euch, daß später ohne Vorwurf
Der Herr Euch aufnimmt; hier schon kennt er Euch!"
Als nun Eins fragte: „Wer ist denn der Herr,
Dem jener Ort gehört?" sprach er: „Ihr Kinder,
Ein jeder schöner Ort hat seinen Herrn;
Nur läßt er, ohne sich zu zeigen, Euch
Drin fröhlich seyn und laufen. So hat Gott
Das Weltall für den Menschen zugerichtet;
Aber der Mensch, ein böses Kind, verdarb
Das Wunder; Christus stellt' es wieder her;
Jetzt thut es Noth, daß über sich man wacht."
Dann fuhr er fort: „der Herr ist fern, doch bald
Geh' ich, der ich noch hier bin, meine Kinder,
Zu ihm hinauf; abwesend werd' ich seyn.
Für Euch bei Eurem Treiben; doch mein Auge
Wird Euch begleiten! denkt daran und sagt:
Der alte Lehrer ist nicht bei uns mehr,
Doch sieht er immer uns, und sind wir gut,
So liebt ihn Gott und nimmt ihn gnädig auf.
So jung wie Ihr hatt' ich auch meinen alten
Schulmeister; der begleitet mich, und ihm
Ist es ein Festtag wenn er hier uns sieht."
Sitzend in der Einöde, wo sie aßen
Ihr ländlich Mahl, mischt' er darein das Brod,
Das köstliche, unsterbliche, das Plato
Kindern zu geben kaum für möglich hielt;
Er mehrte es; wenn unter seinem Auge
Zwei stritten um ein bess'res Stück, entwaffnet
Des Stärkern Herz ein einfach Wort; es gibt
Dem Schwächern nach, entfernt sich ohne Thräne,
Und bald, wie er sie sieht des Streits vergessend,
Einträchtig, sagt er: „Liebe Kinder, so
Wenn später Euch im Leben trennt der Vortheil,
Ist es am besten, wenn der Stärkre nachgibt,
Wenn der geschonte Schwache Reue fühlt,
Gedenkend, daß Ihr Alle hier einst waret,
Gedenkend, daß eine geheime Freude
Der Seele wohler thut als ein zwiefacher
Antheil, woran die Sünde mit sich nährt.
Liebt Euch einander all', zu lieb dem alten
Schulmeister, der Euch glücklich haben will!"
— Zu Ende ging der Tag, ein Stern erglänzte.
Von einem Hügel aus zeigt' er den Kindern
Das Land umher; über floß ihm das Herz,
Dessen sich die Vergangenheit bemeistert.
Ein Echo des Vikars klang in ihm an,
Rasch aber ging deise Erinnrung unter
In Jesu Predigt, die er hielt vom Berg.

Jean Jacques, wenn dem Menschen, dem Verbannten,
Deiner Religion unsichre Stützen
Genügten, dein einfach Elysium
Nicht falscher Glanz unächter Steine war:
Was wollt'st du sagen? Würdig war er deiner,
Erkannt hast du als Sohn ihn an den Strahlen
Des Glaubens, und indem, ein Geist, du ihn
Emporziehst zu den Sphären wo du weilst,
Zeigst du ihn stolz des Himmels weisen Mächten.
Doch wenn du dich getäuscht, wenn dieser Stolz,
Der anklebt unserm ird'schen Wesen, ward
Für dich zur Klippe wie für alle Menschen,
Wenn, liebevoller aber strenger auch,
Der Herr von Anfang an uns hält umfaßt,
Und an sich drückt, von Ewigkeit bemessend
Den Abgrund und die Hülfe und zur Rückkehr
Bereit die unsichtbare Führung haltend;
Wenn, der gereinten Erde gnädiger
Vielleicht, er immerhin doch bleibt der Gott
Der Kreuzestrübsal: hat dann dieser Sohn,
Besser als du, der sich den Besten nannte,
Der Sohn, des langes Leben nichts als Thränen,
Dich nicht durch des lebend'gen Opfers Kraft
Aus deiner Buße Ort erlösen können?
Und darf man Euch befreiten Beiden nicht
Nachrufen: sel'ger Vater! sel'ger Sohn?

Wenn man auch die sittliche und religiöse Tendenz dieser Dichtung gerne rühmend anerkennt, und die darin durchgeführte Idee: daß der Name und das Schicksal des Vaters, des berühmten Rousseau, für den, mit Verläugnung des natürlichen Gefühls ausgesetzten, in den Lehren des Christenthums aufgezogenen Sohn ein Antrieb wird, durch Ergebenheit und Demuth dasjenige gewissermaßen zu vergüten, was der Vater in stolzem Mißmuth gesündigt hat; wenn man auch manche schöne psychologische und idyllische Züge in diesem Gemälde findet: so ist doch der Ton und die Färbung des Ganzen allzu trocken und nüchtern; nicht nur fehlt fast durchaus der Schwung der Gedanken und Bilder, was man gerade bei dieser Gattung wohl entschuldigen kann, sondern es herrscht auch fast durchgängig eine ganz abstrakte Sprache, statt der konkreten Anschaulichkeit der Diktion, welche dem Alltäglichsten und Prosaischsten doch noch einen großen poetischen Reiz verleihen kann. Nicht nur die Idee, sondern auch die Ausführung dieses Gedichts gehört völlig der Reflexion an.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 105.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

21 November. 1838.

Die Jungfrau von Orleans.

Von Chapelain.

Durch Schillers dramatische Bearbeitung hat diese moderne, gottbegeisterte Heldin in Deutschland eine Popularität erlangt, in Folge deren es unsern Lesern nicht unerwünscht seyn wird, etwas zu vernehmen von einem ältern französischen Epos, dessen Heldin sie ist, das aber in Frankreich selbst ziemlich in Vergessenheit versunken ist, und auf welches St. Marc Girardin neuestens wieder aufmerksam macht, es mit dem berüchtigten Epos Voltaire's über denselben Gegenstand zusammenstellt und dessen Hauptideen er angibt.

Es gibt, sagt er, überraschender Weise in unserer Geschichte, in der Geschichte des skeptischsten und spöttischsten Volks in Europa, ein Sujet, welches sich außerordentlich zum Wunderbaren hinneigt und als solches behandelt werden kann. Im Jahr 1429 wird ein Mädchen aus Lothringen, eine einfache Magd in einer Herberge, von dem Unglück des Vaterlandes tief ergriffen; sie empfindet in ihrer Niedrigkeit schmerzlich die Leiden und den Schimpf, welche die Herrschaft Englands über Frankreich bringt; sie durchwandert das Königreich, sie sucht König Karl VII in Chinon auf und verkündigt ihm, daß sie von Gott den Auftrag hat, die Stadt Orleans zu entsetzen und den König durch die englischen Heere nach Rheims zu führen, wo er gesalbt werden soll. Das Wunderbare dieses Sujets hat nichts, was dem gewöhnlichen Wunder gliche. Es ist anmuthig und rührend, denn die Heldin ist vor ihrer Begeisterung ein sanftes und schüchternes Mädchen, sie ist kühn und stolz während ihrer Sendung, edel und ergebungsvoll in ihrer Gefangenschaft und ihrem Märtyrthum. Nicht nur wunderbar ist der Vorwurf, er ist auch national, denn es handelt sich um die Befreiung des Landes; und nicht nur national, sondern auch populär, denn es ist ein einfaches Mädchen aus dem Volke, und keine vornehme Burgfrau, die die Sache Frankreichs in ihre Hände nimmt. Was soll ich noch mehr sagen? Dieß Ereigniß knüpft sich an die denkwürdigste Epoche unserer Geschichte an. Denn vom fünfzehnten Jahrhundert, von der Befreiung Frankreichs datirt sich die Gründung unserer großen nationalen Einheit; in jenem Zeitpunkt wird Frankreich eine Nation und ein Staat. In diesem Sujet liegt mithin alles Mögliche, was rühren und entzücken kann, und doch ist, durch einen eigenthümlichen, beklagenswerthen Zufall, dieser schöne und wunderbare Vorwurf in den Händen zweier Dichter mißlungen, die ihn, in verschiedenem Geiste, verdorben haben; der Eine durch das Lächerliche, der Andre durch Spötterei und Hohn; ich meine Chapelain und Voltaire.

Wenn die Pucelle Voltaire's noch in ihren ersten Zeiten der Gunst und Berühmtheit stände, wenn wir noch in den Tagen lebten, wo man, um in der Welt auftreten und sich ein Ansehen geben zu können, ganze Gesänge von der Pucelle auswendig wissen mußte, würde ich vielleicht Bedenken tragen dieß Gedicht zu besprechen. Aber heutzutage liest man es, die Einen aus Neugier, die Andern um zu sehen, in wie weit Voltaire auch diesem schmachvollen Werke Funken des Genie's einstreute. Die Pucelle ist nicht mehr eines jener Bücher, die, als verboten, nur um so reizender sind; sie hat nicht mehr die Anziehungskraft der verwehrten Frucht, sie ist in den Kreis der Literatur, in das Gebiet der Kritik getreten. — —

Chapelain war 1595 geboren und wie sein Vater Notar. Dreißig Jahre arbeitete er an seinem Gedicht la Pucelle. Nach dreißig Jahren erschien endlich das so heiß ersehnte und begierig erwartete Gedicht. Man glaube nicht, daß sofort ein solches unauslöschliches Gelächter sich erhoben, wie es lächerliche Werke zu empfangen pflegt; nein, das Gedicht erlebte, ich sage es unsern Zeiten zur beachtenswerthen Kunde, in weniger als achtzehn Monaten sechs Ausgaben. Eine Zeitlang legte die Bewunderung, die es bei den Privatvorlesungen Chapelains gefunden, der Kritik Schweigen auf. Allmählich jedoch wurden die Leute von Geschmack und die Spötter kühner. Zuerst kamen einige schüchterne Epigramme, dann die Prüfung, dann die Satyre und endlich unterlag das arme Gedicht. Es ist gewiß besser als sein jetziger Ruf.

In der Vorrede rechtfertigt Chapelain mit vieler Lebhaftig-

keit das Sujet, das er gewählt. Einige hatten ihn getadelt, daß er ein Weib zur Heldin eines Epos gemacht. Aus diesem Grund verhandelt Chapelain die Frage vom Vorzug der Geschlechter. Früher, als so manche der modernen Lehrer und Apostel, hat Chapelain die Rechte der Frauen verfochten.

Das kriegerische Weib finden wir von den ältesten germanischen Traditionen bis in die Zeit der Ritterromane herunter. Jeanne d'Arc ist die letzte Heldin der modernen Zeit, die letzte Erbin der Amazonen, wie Clorinda, Brunehild, Alvida; sie schließt die Reihe der in den Ritterromanen glänzenden Kriegerinnen. So ist von allen Seiten betrachtet, der Gegenstand groß und merkwürdig; er ist wahrhaft episch.

Es ließen sich manche treffliche Verse aus dem Gedicht anführen, welche den Verfasser einigermaßen rechtfertigen können gegen Boileau's Verspottung; so einige Verse über Gott, welche Voltaire nachgeahmt, aber nicht erreicht hat:

Fern von den feur'gen Mauern, die die Welt
Einschließen, im verborgnen Mittelpunkt
Der tiefsten Klarheit, ruht Gott in sich selbst;

oder auch die Verse des ersten Gesangs, wo die Jungfrau Karl VII von ihrer göttlichen Sendung überzeugt hat und die Franzosen wieder Hoffnung fassen. So, sagt Cha elain:

So richten Wandrer, die die düstre Nacht
Hat überrascht in afrikan'scher Wüste,
Unter bewegten Bergen feur'gen Sandes,
Gethürmt, zerrissen von der Winde Launen,
Nach tausend Schrecknissen, wenn sie die Gluth
Anbrechen sehn des neuen Morgenroths,
Darauf den Blick, und glauben, Jubels voll,
In seinem Glanz zu lesen ihre Rettung.

Aber ich lasse die Verse bei Seite, um das Gedicht selbst zu prüfen. Sehen wir zu, ob die Erfindung der Ereignisse und der Empfindungen einige Größe, einiges Interesse hat und besonders ob der Hauptcharakter der Würde der Geschichte gemäß ist; dieß ist der wichtige Punkt.

Man nehme einmal folgende Scene aus der Belagerung von Orleans. Renaud, ein junger Krieger, greift Suffolk an. Dieser, verwundet und unfähig sich noch länger zu vertheidigen, steht im Begriff sich an Renaud zu ergeben:

Jedoch, sprach er, wenn du nicht Ritter bist,
Kann ich mein Haupt nicht beugen in dein Joch. —
Nein, sprach drauf Renaud, noch war ich zu jung,
Doch rang ich drum auf Kosten deines Lebens. —
So werd' es jetzt, spricht Suffolk.

Und mit zitternder Hand schlägt er seinen Sieger zum Ritter:

Jetzt, fuhr er fort, kann ich mich dir ergeben,
Mich dir, als dein Gefangner, unterwerfen.

Diese Scene, dieser Dialog wären Corneille's nicht unwürdig.

Besonderes Lob aber verdient bei Chapelain der Charakter der Jeanne d'Arc. Sie ist in Wahrheit die Heldin des Gedichts. So oft sie auftritt, interessirt und rührt die Erzählung, und das, ohne daß zu menschlichen Leidenschaften Zuflucht genommen würde. Jeanne d'Arc behält von Anfang bis zu Ende des Gedichts jenen religiösen Enthusiasmus, der ihren Charakter ausmacht, der sie jetzt zum Kampf, jetzt zum Märtyrthum treibt, immer groß, sey es durch ihren Muth, sey es durch ihre Ergebung, ohne doch monoton zu werden, was in der Literatur der Fehler der tugendhaften Charaktere ist. Obgleich Chapelain der Schule derjenigen Dichter und Romanschreiber angehört, welche den Cato galant und Brutus als einen Frauendiener schildern, hat er sich doch hier frei erhalten von der Abgeschmacktheit seiner Schule, Dank der heiligen Ehrfurcht, die er vor seiner Heldin hat. Es wäre ihm nicht nur als eine Geschmackssünde, sondern als eine wirkliche Sünde erschienen, die Persönlichkeit der Jeanne d'Arc durch eine Leidenschaft zu beleben. Ich hebe gern dieß Verdienst, beinahe möchte ich sagen diese Tugend Chapelain's heraus, im Kontrast mit den Schändlichkeiten Voltaire's.

Zur Begründung des Gesagten ein paar Stellen: Die Jungfrau führt ihre Heerden auf eine Trift an der Maas. Ein Engel kommt zu ihr und verkündet ihr ihre Sendung. Hirtin, sagt die Stimme:

Hemme dein Zittern, schüttl' ab deine Furcht;
Des ew'gen Königes Bothschafter bin ich,
Und dir verkünd' ich deine künft'ge Größe...
Der Schlachten Gott heißt dich durch meine Stimme
Hingehn und Englands Heere treffen, schlagen!..
Dann, sie einhüllend ganz in himmlisch Feuer,
Haucht er ihr ein die Heldenkraft des Herrn,
Aus ihrem Aug' läßt seinen Zorn er blitzen,
Gibt in die Hand ihr seines Grimmes Pfeile.

Begabt mit der Kraft, welche die Engländer überwinden soll, bedenkt sie sich nicht mehr. Nicht ihr Arm schlägt den Feind; der Arm Gottes ist es, und Gott weist sie auch allen Ruhm zu. Orleans wird befreit; die Bürger drängen sich um sie wie eine Heilige und wollen sie anbeten. Die Jungfrau thut ihnen Einhalt:

Erhöht nicht so die schlichte Schäferin!
Ich handle nicht aus mir, ich bin nur Schwäche,
Ich wirke durch den Ewigen; Er bringt
Durch meinen Arm Dem Tod und Jenem Leben!

Immer behält sie diese Demuth voll Inbrunst und Zuversicht. Nach der Einnahme von Orleans verlangt Karl der VII, daß sie einen Augenblick ruhe:

Nein, tapfrer Fürst, versetzt das Kriegermädchen,
Ruhn darf ich nur am Ende meiner Bahn;
Ich darf in meinem Lauf nicht inne halten;
Das ist der himmlischen Gewalten Wille.

So ist die Jungfrau in ihren Siegen, an welchen sie sich erfreut, weil sie ihr von Gott kommen; sehen wir sie jetzt in ihren Leiden, die sie auch gern hinnimmt, weil sie ihr von Gott kommen. Nach ihrer Sendung als Kriegerin hat sie noch die der Märtyrerin zu erfüllen; sie begreift sie und nimmt sie auf sich. Nachdem sie Frankreich als Heldin gedient, will sie ihm

auch als Sühnopfer dienen, da vielleicht Gott nur dieß letzte Opfer erwartet, um das Vaterland ganz zu retten.

(Schluß folgt.)

Die nachgelassenen Papiere des Pickwick-Club.

(Fortsetzung)

Mr. Blotton (von Aldgate) erhob sich zur Ordnung zu rufen. Ob der ehrenwerthe Pickwickier auf ihn anspiele? (Geschrei; zur Ordnung! der Präsident! Ja! Nein! Weiter! Hinweg damit! u. s. w.) Mr. Pickwick wollte sich nicht durch Geschrei überwältigen lassen. Er habe auf den ehrenwerthen Gentleman angespielt. (Große Aufregung.) Mr. Blotton habe nur sagen wollen, daß er des ehrenwerthen Gentleman falsche und lächerliche Anschuldigung mit tiefer Verachtung zurückweise. (Großer Beifall.) Der ehrenwerthe Gentleman sey ein Windmacher. (Unermeßliche Verwirrung und lautes Geschrei zur Ordnung!) Mr. A. Snodgras erhob sich. Er nehme selbst den Präsidentenstuhl ein. (Hört!) Er wünsche zu erfahren, ob dieser unanständige Hader zwischen zwei Mitgliedern dieses Clubs noch länger solle fortdauern dürfen? (Hört, hört!) Der Präsident sprach seine zuversichtliche Erwartung aus, daß der ehrenwerthe Pickwickier den Ausdruck zurücknehmen würde, dessen er sich so eben bedient. Mr. Blotten versicherte, mit aller möglichen Achtung für das Präsidium, er könne und werde das nicht. Der Präsident fühlte sich in die gebieterische Nothwendigkeit versetzt, den ehrenwerthen Gentleman zu fragen, ob er den ihm vorhin entschlüpften Ausdruck in dem gemeingültigen Sinn gebraucht habe. Mr. Blotton trug kein Bedenken zu erklären, daß er dieß nicht gethan; er habe das Wort im pickwickischen Sinn gebraucht. (Hört! Hört!) Er fühle sich verbunden anzuerkennen, daß er, persönlich, die höchste Achtung und Werthschätzung für den ehrenwerthen Gentleman hege; er habe ihn als Windmacher nur vom pickwickischen Gesichtspunkte aus betrachtet. (Hört, hört.) Mr. Pickwick fühlte sich sehr zufriedengestellt durch die offene, redliche und genügende Erklärung seines ehrenwerthen Freundes. Er bat, daß man zugleich auch überzeugt seyn möge, daß auch seine Bemerkungen nur im pickwickischen Sinn gemeint gewesen. (Beifall.) — Hiemit endigte der Vorfall, und wie wir nicht zweifeln, auch die Debatte, nachdem sie bei einem so befriedigenden und verständlichen Punkt angekommen war. —

Hr. Pickwick macht sich mit seinen drei Getreuen, deren geistige und äußere Merkmale oben angegeben wurden, auf die Reise; aber durch seine Fragen an den Londoner Cabrioletmann, von dem er sich an den Sammelort führen läßt, und dadurch, daß er alle Antworten desselben sorgfältig in sein Notizenbuch einträgt, erregt er in diesem den Verdacht, daß Pickwick ein Spion sey, und sämmtliche Pickwickier werden von ihm ernstlich mißhandelt; der Pöbel rottet sich zusammen, aber ein junger, lebhafter Mann erscheint als ihr Schutzengel und befreit sie von der Rotte, wofür sie dem etwas abenteuerlich aufgeputzten Grünrock höchst dankbar sind und mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, sich ihm, der nach Rochester reisen will, anzuschließen. Unterwegs erzählt er ihnen romantische und unerhörte Geschichten, denen sie mit staunender Ehrfurcht lauschen. Auf der ersten Station angekommen, laden sie den Fremden zum Essen ein, der es sich tüchtig belieben läßt. In der Stadt ist Ball und der Fremde beredet den Mr. Tupman, mit ihm auf den Ball zu gehen, indeß die übrigen Pickwickier von der Macht des Weins ziemlich überwältigt sind. Der Fremde hat nur den Anstand, daß er keine für den Ball passende Kleider bei sich hat, und Mr. Tupman ist viel zu korpulent, als daß seine Kleider dem Fremden paßten. Der gutmüthige Mann verfällt jetzt auf die Auskunft, dem Fremden einen Anzug des in Schlaf gesunkenen Mr. Winkle anzubieten, was Jener bereitwillig annahm. Der Anzug, ein für den Pickwickier eigens gefertigter, mit vergoldeten Knöpfen besetzt, worauf der Kopf des Mr. Pickwick, zierte bald den Fremden, und sie begaben sich miteinander auf den Ball. Hier machte der Fremde seinen Freund mit vielen Notabilitäten bekannt und er selbst bemühte sich sehr um eine Wittwe, Mrs. Budger, zum großen Verdruß des Dr. Slammer vom siebenundneunzigsten Regiment. Nachdem der Fremde die Dame an ihren Wagen geführt, trat der Doktor wüthend den Fremden an, drang ihm seine Karte auf, verlangte dagegen die seinige, und als der Fremde das Alles nicht verstehen wollte, und kalt und scherzhaft antwortete, überhäufte er ihn mit einer Fluth von Ehrennamen, wie Lügner — feige Memme u. s. w., um was sich aber der Injurirte nicht kümmerte. Die beiden neuen Freunde zogen sich zurück zur Ruhe, nachdem die geborgten Federn dem fest schlafenden Winkle wieder in seinen Koffer gelegt worden waren. Mr. Tupman legte sich in ziemlicher Verwirrung seiner Sinne zu Bette.

Kaum hatte am folgenden Morgen — so entwickelt sich die Geschichte weiter — die Uhr sieben ausgeschlagen, als Mr. Pickwicks achtsame Seele aus dem Zustand der Bewußtlosigkeit, worein der Schlaf sie versenkt hatte, durch ein lautes Pochen an seiner Kammerthüre aufgerüttelt wurde. Wer ist da? sagte Mr. Pickwick, im Bett auffahrend. — Der Hausknecht, Sir. — Was begehrt Ihr? — O seyd so gut, Sir, und sagt mir, welcher Gentleman von Eurer Gesellschaft trägt einen hellblauen Staatsrock, mit vergoldeten Knöpfen mit P. C. darauf? — Man hat ihn zum Ausbürsten gegeben, dachte Mr. Pickwick, und der Mensch hat vergessen, wem er gehört. — Mr. Winkle, rief er hinaus, im zweitnächsten Zimmer, rechter Hand. — Dank Euch, Sir, sagte der Hausknecht, und zog ab. — Was gibt's? rief Mr. Tupman, als ein lautes Pochen an seiner Thüre ihn aus seinem tiefen Schlaf erweckte. — Kann ich mit Mr. Winkle sprechen? fragte der Hausknecht von außen. — Winkle! Winkle! schrie Mr. Tupman in das innere Zimmer hinein. — Halloh! antwortete eine schwache Stimme hinter den Bettvorhängen. — Man fragt nach Euch — Jemand vor der Thüre! — und nachdem er mit Mühe und Anstrengung so viel herausgebracht, kehrte sich Mr. Tracy Tupman um und versank wieder in tiefen Schlaf.

Na mir gefragt? sagte Mr. Winkle, hastig aus dem Bett

springend und einige Kleidungsstücke um sich werfend — nach mir gefragt! in solcher Entfernung von der Stadt — Wer auf der Welt kann etwas von mir wollen? — Ein Gentleman im Kaffeezimmer, Sir, antwortete der Hausknecht, als Mr. Winkle die Thüre öffnete und ihm gegenüber stand; der Gentleman sagt: er wolle Euch keinen Augenblick aufhalten, aber er könne sich nicht abweisen lassen. — Sehr sonderbar! sagte Mr. Winkle, ich werde sogleich unten seyn. — Er hüllte sich eilends in einen Reiseshawl und in den Schlafrock und eilte die Treppen hinab. Eine alte Frau und ein paar Aufwärter reinigten das Kaffeezimmer und ein Offizier in halber Uniform sah zum Fenster hinaus. Er kehrte sich um, als Mr. Winkle eintrat und machte eine steife Verneigung des Kopfes. Nachdem er den Dienern befohlen, sich zu entfernen und sehr sorgfältig die Thüre verschlossen, sagte er: Mr. Winkle, denke ich? — Mein Name ist Winkle, Sir. — Ihr werdet nicht überrascht seyn, Sir, wenn ich Euch benachrichtige, daß ich diesen Morgenbesuch mache in der Angelegenheit meines Freundes, Dr. Slammer, vom 97sten. — Dr. Slammer! sagte Mr. Winkle. — Ja, Dr. Slammer. Er trug mir auf, Euch seine Ansicht auszudrücken, daß Euer Benehmen gestern Abend von der Art gewesen, wie kein Gentleman sich es kann gefallen lassen, und (setzte er hinzu) wie es kein Gentleman gegen einen andern sich erlauben sollte. — Mr. Winkle's Erstaunen war zu wahrhaft und zu offenbar, als daß es hätte der Beobachtung von Dr. Slammers Freund entgehen können; er fuhr daher fort: Mein Freund, Dr. Slammer, trug mir auf beizufügen, daß er fest überzeugt sey, Ihr seyd einen Theil des Abends betrunken gewesen und Euch deßhalb der Größe der ihm zugefügten Beleidigung nicht bewußt. Er ermächtigte mich, Euch zu sagen, daß, wofern Ihr diese Entschuldigung Eures Benehmens vorbrächtet, er sich dazu verstehen wolle, eine schriftliche Entschuldigung von Eurer Hand! und von mir diktirt, anzunehmen. — Eine schriftliche Entschuldigung! wiederholte Mr. Winkle, im nachdrücklichen Tone der höchsten Verblüffung. — Die Alternative ist Euch natürlich einleuchtend, antwortete der Offizier kalt. — Sollet Ihr wirklich mit dieser Botschaft an mich, namentlich, beauftragt seyn? fragte Mr. Winkle, dessen Geisteskräfte durch diese außerordentliche Unterredung hoffnungslos verwirrt waren. — Ich war nicht selbst anwesend, versetzte der Offizier, und in Folge Eurer hartnäckigen Weigerung, dem Dr. Slammer Eure Karte zu geben, ward ich von diesem Herrn beauftragt, mich nach dem Inhaber eines sehr auffallenden Rocks — eines hellblauen Staatsrocks mit goldenen Knöpfen und den Buchstaben P. C. zu erkundigen. — Mr. Winkle taumelte im buchstäblichen Sinne vor Erstaunen, als er seine Kleidung so genau beschreiben hörte. Dr. Slammers Freund fuhr fort: Aus den Erkundigungen, die ich so eben im Schenkzimmer anstellte, überzeugte ich mich, daß der Besitzer des Rocks gestern Nachmittag mit drei andern Gentlemen hier angekommen. Ich schickte sogleich zu dem Gentleman, welcher mir als das vermuthliche Haupt der Gesellschaft bezeichnet wurde, und er wies mich sogleich an Euch. —

Hätte der Hauptthurm von Rochester-Castle plötzlich sich von seinem Fundament losgerissen und sich dem Fenster des Kaffeezimmers gegenüber hingepflanzt, Mr. Winkle's Erstaunen wäre wie nichts gewesen, verglichen mit der Betäubung, womit er diesen Bericht anhörte. Sein erster Gedanke war, sein Rock müsse ihm gestohlen worden seyn. Wollt Ihr mir gestatten, Euch einen Augenblick aufzuhalten? sagte er. — Ja wohl, versetzte der unwillkommene Besuch. — Mr. Winkle rannte hastig die Treppen hinauf, und mit zitternder Hand öffnete er den Koffer. Da lag der Rock an seinem gewohnten Platz, jedoch waren, bei genauer Besichtigung, sichtbare Spuren an ihm zu entdecken, daß er in der vorigen Nacht war getragen worden. — Es muß so seyn, sagte Mr. Winkle, indem er den Rock aus den Händen fallen ließ. Ich trank zu viel Wein nach Tisch und habe eine ganz schwache und unbestimmte Erinnerung davon, daß ich nachher in den Straßen herumschlenderte und eine Cigarre rauchte. Die Wahrheit ist, daß ich sehr betrunken war; — ich muß den Rock gewechselt haben — wohin gegangen seyn — und Jemand beleidigt haben — ich zweifle gar nicht daran; und diese Botschaft ist jetzt die fürchterliche Folge davon. — Unter diesen Worten schlug Mr. Winkle wieder die Richtung nach dem Kaffeezimmer ein, mit dem ernsten und schauerlichen Entschluß, die Ausforderung des kriegerischen Doktor Slammer anzunehmen, und den möglichen schlimmsten Folgen Trotz zu bieten.

Zu diesem Entschluß ward Mr. Winkle vermocht durch unterschiedliche Rücksichten; darunter war die erste seine Reputation bei dem Club. Man hatte ihn immer als eine hohe Autorität betrachtet in aller Angelegenheit der Ergötzlichkeit und Gewandtheit, mochten sie nun offensiver, defensiver oder ganz neutraler Art seyn; und wenn er bei dieser ersten Gelegenheit, wo er eine Probe ablegen konnte, davor zurückwich, unter dem Auge seines Führers, so war sein Name und seine Geltung für immer verloren. Zudem erinnerte er sich, häufig von den in solchen Sachen nicht Eingeweihten die Vermuthung haben aussprechen hören, daß vermöge einer Verabredung zwischen den Sekundanten die Pistolen selten mit Kugeln geladen würden; und endlich bedachte er auch, wenn er sich an Mr. Snodgrass wende, um ihn sich zum Sekundanten zu erbitten, und ihm die Gefahr mit lebhaften Farben schildere, so würde dieser Gentleman vermuthlich die Sache dem Mr. Pickwick mittheilen, der gewiß ohne Zeitverlust die Lokalbehörden davon in Kenntniß setzen und so die Gefahr zu tödten oder getödtet zu werden, von seinem Begleiter abwenden würde.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 106 u. 107.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

24 November 1838.

Aus Wordsworths Sonetten auf die Freiheit.

(Gedichtet am Meer, bei Calais, im August 1802.)

O holder Abendstern! des Westens Licht!
Stern meines Lands! an Horizontes Rand
Hängst du, als wollt'st du sinken Engelland
Ans Herz; doch nieder lässest du dich nicht.

Du schwebst darob wie ein Helmeszier,
Sichtbar den Völkern. Du sollt'st, will mich dünken,
Symbol seyn meiner Heimath, solltest winken,
Lächelnd, du goldner Stern, ihrem Panier,

Gehüllt in deine frische Schöne. — Dort
Der graue Fleck ist England, tief im Meere!
Nehmt hin Ihr beiden meines Segens Wort!
Ein Loos, Ein Leben Euch und Eine Ehre!
Ich — ich, bang um mein Vaterland, muß hüben,
Seufzend, bei Menschen weilen, die's nicht lieben!

(Gedichtet in London im September 1802.)

O Freund, nicht weiß ich, wohin schauen noch
Nach Trost, da nieder mich das Leid drückt ganz,
Weil unser Leben nur noch fröhnt dem Glanz,
Der Handwerksmann, der Reitknecht gilt, der Koch!

Wir müssen schimmern, wie im Sonnenlicht
Der Bach, sonst kommen wir uns elend vor;
Der Reichthum nur hebt seinen Mann empor;
Nicht Größe der Natur noch im Gedicht

Entzückt uns. Geiz und Habgier und Verschwendung. —
Das sind die Götzen jetzt, davor wir knie'n.
Einfalt und hoher Sinn, die sind dahin,
Die alten Sitten stürzte die Verblendung.
Ach, unsre schöne Unschuld, unser Frieden —
Die reinen Haushaltgötter sind geschieden.

(London, 1802.)

Milton! o trät'st du jetzt in unsre Mitte!
England bedarf dein, denn es ward zum Pfuhle,
Zum faulen; Altar, Schwert und Federspule,
Der Herd, des Schlosses Reichthum und der Hütte,

Sind um des innern Glückes Schatz gebracht,
Alt-Englands Stolz! — Nur Selbstsucht nimmt stets zu;
O du erheb' uns! zu uns kehre du,
Und bring' uns Sitte, Tugend, Freiheit, Macht.

Dein Geist war wie ein Stern und wohnte einsam!
Und deiner Stimme Ton war wie das Meer,
Rein wie der blaue Himmel, frei und hehr;
So durch des Lebens Bahn, Allen gemeinsam,
Zogst du in milder Trefflichkeit; und nicht
Entzog dein Herz sich noch so niedrer Pflicht!

Man mochte wähnen, Ungunst der Natur
Traf Frankreich, machte es zum wüsten Lande,
Wo man nicht wohnen kann; — in Einer Bande
Hab' dann sein Volk gesucht sich mildre Flur.

Doch ist's ein Land, wo Aether, Sonnenschein
Ausgießen Huld, des Landmanns Fleiß sich lohnet,
Wo sorglos lebt, wer nicht die Mühe schonet,
An Allem reich, was mag ein Herz erfreun.

Wie kläglich, daß so großer Mangel dort
An Einsicht, daß Myriaden sich das Wort
Gaben zum Thun, das ihre Ehre fällt!
Daß sie anstürmen Wahnsinn im Gesicht,
Voll Ungeduld, zu löschen aus das Licht,
Das einz'ge noch, der Freiheit in der Welt!

Rückkehr nach England, am Tage der Landung.

So athmen wieder wir auf heim'schem Grund!
Der kräh'nde Hahn, der Rauch, das Glockenläuten,

Die Knaben, die im Spiel durchs Feld zerstreuen —
— Weiß schimmern die Hemdärmel — Alles, und

Am Kreidefels die Brandung selbst der Wellen,
Ist englisch! — Oft schon sah ich innig froh
Mich in Kents grünen Thälern um, doch so
Fühlt' ich noch nie das Herz in Lust mir schwellen.

In Fesseln ist Europa noch; doch das
Will jetzt ich nicht bedenken. Du bist frei,
Mein Vaterland! und unvergällt jetzt sey
Die Wonnestunde mir, wo ich das Gras
Englands betrete wieder, mir zur Seite
Der altvertrauten Freundschaft süß Geleite!

Das Nußbrechen.

Es scheint ein Tag (von einem sprech' ich, der
Vor vielen einzig dasteht:), einer jener
Himmlischen Tage, die nicht sterben können,
Als in der Knabenhoffnung Ungestüm
Von unsrer Hütte Schwelle fort ich sprang,
Ueber der Schulter einen mächt'gen Quersack,
Die Nußstang' in der Hand, und meine Schritte
Wandte den fernen Wäldern zu; es war
Ein seltsam Bild — herausgeputzt in stolzer
Vermummung abgelegter Kleider, die
Zu dem Behuf waren gespart, auf meiner
Haushälterischen Mutter Anordnung.
Ein bunter Staat war's, der wohl lachen durfte
Zu Dornen, Hecken, Sträuchen — und in Wahrheit
Zerlumpter als vonnöthen. Durch den Wald,
Ueber pfadlose Felsen bahnt' ich mir
Den Weg, bis ich zuletzt ankam bei einem
Köstlichen Nußbaum, der noch heimgesucht
Von Niemand war, wo kein gebrochner Zweig
Herunterhing mit den gewelkten Blättern,
Ein unwillkommnes Zeichen schlimmer Plündrung,
Nein, schlank und aufrecht starrten seine Zweige,
Daran milchweiß die Klumpen Nüsse hingen,
Ein jungfräulicher Anblick! — Eine Weile
Stand ich, athmend mit so gepreßtem Herzen,
Wie's Einem ist im Uebermaaß der Freude;
Voll Wollust dann in kluger Mäßigung,
Und ohne Furcht vor einem Nebenbuhler
Ließ ich das Aug' sich weiden an dem Mahl,
Oder ich setzt' unter die Bäume mich
Hin in die Blumen, mit den Blumen spielend;
Ein solch Behagen kennen Jene wohl,
Die nach ermüdend bänglicher Erwartung,
Plötzlich mit einem Glück sich sehn gesegnet,
Das alle ihre Hoffnung übersteigt.
Vielleicht ein Busch war's, unter dessen Laub
Die Veilchen von fünf Lenzen keimen auf
Und welken ungesehn von Menschenaugen;
Wo immerfort anmuth'ge Murmelbäche
Hinrieseln, und ich sah den bunten Schaum,
Die Wang' auf einem jener grünen Steine,
Die, moosumwachsen, unter schatt'gen Bäumen,
Rings lagen, wie zerstreuter Schafe Heerde,
Hört' ich das Murmeln und den Murmelton
In jener süßen Stimmung, wo die Lust
Gern der Behaglichkeit zahlt den Tribut,
Und, sicher seiner Freude, gern das Herz
Gleichgült'gen Dingen sich gibt hin, verschwendend
An Holz und Steine seine Zärtlichkeit
Und an die leere Luft. Dann stand ich auf,
Und zog zur Erde Busch und Zweig mit Krachen
Und schonungsloser Plünderung; es gaben
Der schatt'ge Haselnußbaum und der grüne
Und moos'ge Busch geduldig drein ihr Wesen
Ihr stilles; und wenn ich nicht meine jetz'gen
Gefühle mit vergangenen vermische;
So fühlt' ich damals selbst, als ich vom Hain
Mich, überfroh und reicher als ein König,
Entfernte, eine schmerzliche Empfindung,
Wenn einen Blick ich auf die stillen Bäume
Und den hindurch sich drängenden Himmel warf.
Drum, liebstes Mädchen wandl' in jenen Schatten
Mit mildem Herzen — deiner Hand Berührung
Sey mild — denn in dem Walde lebt ein Geist!

W. Wordsworth.

Die Jungfrau von Orleans.

(Schluß.)

Von seinen Günstlingen getäuscht behandelt Karl VII Jeanne d'Arc als Zauberin und verjagt sie aus seinem Lager. Sie begibt sich nach St. Denis. Hier legt sie an einem Kreuz, das vor einer Kirche aufgepflanzt ist, ihre Waffen ab:

Mit diesen Waffen weicht auch meine Kraft;
Mein Arm ist nicht dein (Gottes) Arm mehr, nicht mehr schreck' ich
Englands Rebell'n mit meiner Stimme Donner.
Wenn ich noch mehr muß thun, dir zu genügen,
Mit meinem Blut vergüten deine Schmähung,
Wenn sie allein durch meinen Tod sich sühnt:
So komm' auch er! nicht werd' ich fliehn vor ihm.

Von da geht sie nach Compiegne. Bald belagern die Feinde die Stadt. Man drängt sich um die Jungfrau; man verlangt, sie solle sich auf den Mauern zeigen, noch einmal kämpfen und siegen:

Ein Wahn ist's, wenn ihr glaubt, ich könn' Euch helfen;
Ich bin nur eine Magd noch, kann nur sterben.
Des Himmelreichs unüberwindlich Heer,
Das sonst ich meinem Flehen günstig fand,
Hat auf Befehl des Herrn, der zürnt dem König,
Von mir sich abgewandt unwiderruflich.
Der göttlichen Beschlüsse klare Zeugen
Sind, meine heil'gen Stimmen sind verstummt.

So weigert sich die Kriegerin zu kämpfen. Sie fühlt, daß sie jetzt nur noch im Stande ist, ein der Gerechtigkeit Gottes dargebrachtes Opfer zu seyn; man dringt in sie, man kränkt sie beinahe mit Vorwürfen; da, sich vergessend, oder vielmehr sich opfernd, ruft sie aus:

Sey's denn! ein Pferd! den Harnisch und das Schwert!
Sey von Burgunderblut das Feld genetzt
Und von dem meinigen! Dorthin, dorthin,
Wo unentfliehbar uns das Schicksal führt,
Wo unentfliehbar unser harrt der Tod!

Um sich zur Höhe dieser Lehre vom Unglück und von der Versöhnung zu erheben, bedurfte Chapelain keiner andern Inspiration, als derer, welche die Religion gewährt. Das Christenthum begreift trefflich, das Unglück; es versteht dessen Sinn und es weiß auch die Worte, die darin Trost und Frieden geben. Selig sind die Trauernden! Das Leiden, weit entfernt die Wirkung des Zorns Gottes zu seyn, ist eine Wirkung seiner Güte. Gott segnet die, die er betrübt, er läutert sie durch Leiden und bereitet sie in diesem Leben vor auf das Glück des künftigen. Das sind christliche Ideen; daher die wunderbaren Aufopferungen, daher die Beispiele von heroischem Dulden und von Ergebung, die ans wirkliche Wunder gränzen; daher auch die Empfindungen von Jeanne d'Arc in ihrem Kerker:

Die Ketten segnend schmiegt sie sich ins Leiden
Und nimmt selbst ihre Qualen an mit Freuden.

Und warum ist nun das Gedicht Chapelains, wo der Charakter der Heldin so edel und groß, wo die Gefühle so erhaben sind, wo selbst öfters schöne Verse vorkommen, in so völligen Mißkredit gefallen? Weil leider Chapelain in eine Zeit fiel, wo in der Sprache eine Revolution vorging. Er kam in einem Zeitpunkt, wo die Sprache sich noch nicht sicher fixirt hatte, vor Boileau und Racine. Diese Gründer unserer Sprache haben durch den Styl, den sie schufen, den Styl Chapelain's zerstört, und da in den Werken der schönen Literatur die Form Alles, oder beinahe Alles ist, hat die bei Chapelain schlechte Form den Inhalt, so gut er seyn mochte, mit fortgenommen. Um mit dem Styl der frühern Zeit fortzuleben, bedurfte es des Genie's eines Corneille; Chapelain aber, der nur Talent und kein Genie hat, ist vom Styl seiner Zeit verrathen und gestürzt worden. Umsonst daß er einen trefflichen Vorwurf aufgefunden, wo die Anmuth mit dem Heroismus sich paart, wo das Wunderbare national und populär ist — den einzigen wahrhaft epischen Vorwurf in der modernen Geschichte; umsonst daß er seine Heldin respektirt und sie von allen menschlichen Leidenschaften rein erhalten hat — die Sprache seiner Zeit hat sein Gedicht der Vergessenheit überliefert!

Die nachgelassenen Papiere des Pickwick-Club.

(Fortsetzung.)

Das waren seine Gedanken, als er in das Kaffeezimmer zurückkehrte und seine Absicht, des Doktors Ausforderung anzunehmen, aussprach.

Wollt Ihr mich an einen Freund verweisen, um Zeit und Ort, wo man sich trifft, zu verabreden? sagte der Offizier. — Ganz unnöthig, antwortete Mr. Winkle; nennt beides nur mir und ich kann dann selbst nachher mir den Beistand eines Freundes verschaffen. — Wollen wir sagen: heute Abend um Sonnenuntergang? fragte der Offizier in gleichgültigem Ton. — Sehr gut! antwortete Mr. Winkle, der in seinem Herzen dachte, es sey sehr schlimm. — Ihr kennt Fort Pitt? — Ja, ich sah es gestern. — Wenn Ihr Euch die Mühe geben wollt, in das Feld Euch zu wenden, das an den Graben angränzt, schlagt den Fußweg links ein, wenn Ihr bei einem Winkel der Befestigung ankommt, und geht geradeaus, bis Ihr mich seht; ich will Euch zu einem abgelegenen Platz führen, wo die Sache ohne Furcht vor Unterbrechung kann abgemacht werden. — Furcht vor Unterbrechung, dachte Mr. Winkle. — Weiter ist nichts zu verabreden, denke ich, sagte der Offizier. — Ich wüßte auch nichts mehr, antwortete Mr. Winkle. — Guten Morgen denn! — Guten Morgen! — und der Offizier pfiff weggehend eine lustige Melodie.

Das Frühstück ging diesen Morgen schwerfällig von Statten. Mr. Tupman war nicht im Stande aufzustehen, nach der ungewohnten Zerstreuung der vorigen Nacht; Mr. Snodgras schien unter einer poetischen Verstimmung des Geistes zu leiden; und selbst Mr. Pickwick legte eine ungewöhnliche Neigung zum Schweigen und zum Sodawasser an den Tag. Mr. Winkle wartete begierig seine Gelegenheit ab. Er brauchte nicht lang zu warten. Mr. Snodgras schlug eine Besichtigung des Castells vor und Mr. Winkle war das einzige Mitglied der Gesellschaft, das ihn zu begleiten Lust hatte. So gingen sie denn miteinander fort.

Snodgras! sagte Mr. Winkle, als sie die öffentliche Landstraße verließen, Snodgras, mein guter Freund, kann ich mich auf Eure Verschwiegenheit verlassen? — Als er dieß sagte, hoffte er im heiligsten Ernste, er könne es nicht. — Ihr könnt es! antwortete Mr. Snodgras, ich schwöre Euch. — — Nein, nein! unterbrach ihn Winkle, erschrocken bei dem Gedanken, daß sein Begleiter so ohne es selbst zu wissen sich verbindlich machen und betheuern wollte, nichts weiter zu sagen — Schwört nicht, schwört nicht! es ist ganz unnöthig! — Mr. Snodgras ließ die Hand sinken, die er schon, im Geist der Poesie gegen die Wolken erhoben hatte, als er jene obigen Worte aussprach, und zeigte die gespannteste Aufmerksamkeit. — Ich bedarf Eures freundschaftlichen Beistands, mein guter Freund, in einer Ehrensache, sagte Mr. Winkle. — Den sollt Ihr haben, versetzte Mr. Snodgras, seines Freundes Hand fassend und drückend. — Mit einem Doktor — Doktor Slammer, vom 97sten! sagte Mr. Winkle und bemühte sich, die Sache so feierlich und ernst als möglich darzustellen; eine Affaire mit einem Offizier, der auch einen Offizier zum Sekundanten hat, heute Abend um Sonnenuntergang, auf einem einsamen Feld bei Fort Pitt. — Ich will Euch begleiten, sagte Mr. Snodgras. Er war erstaunt, aber durchaus nicht betrübt und erschrocken. Es ist außerordentlich, wie kalt Jedermann, die Hauptperson ausgenommen, in solchen Fällen zu seyn vermag. Das hatte Mr. Winkle vergessen. Er hatte seines Freundes Empfindungen nach den seinigen be-

messen. — Die Folgen können furchtbar seyn! sagte Mr. Winkle. — Ich hoffe nicht, sagte Mr. Snodgras. — Der Doktor ist, glaube ich, ein sehr guter Schütze, sagte Mr. Winkle. — Das sind die meisten Militärpersonen, bemerkte Mr. Snodgras ruhig; aber Ihr seyd das auch, oder nicht? — Mr. Winkle antwortete bejahend, und da er sah, daß er seinen Begleiter noch nicht gehörig in Unruhe versetzt hatte, änderte er sein Terrain.

Snodgras, sagte er mit einer vor Rührung zitternden Stimme, wenn ich falle, werdet Ihr in einem Packet, das ich Euch einhändigen werde, ein Billet finden an meinen — an meinen Vater. — Auch dieser Versuch schlug fehl. Mr. Snodgras ward gerührt, aber er übernahm die Bestellung des Billets so bereitwillig als wäre er ein Zweipennypostmann gewesen. — Wenn ich falle, sagte Mr. Winkle, oder wenn der Doktor fällt, werdet Ihr, mein theurer Freund, vor Gericht gestellt werden als Theilhaber an der Schuld. Soll ich meinen Freund der Gefahr der Deportation aussetzen — vielleicht auf Lebenszeit? — Mr. kratzte sich etwas Weniges bei diesen Worten hinter dem Ohr, aber sein Heroismus war unüberwindlich; wo es die Freundschaft gilt, rief er mit Feuer aus, will ich jeder Gefahr trotzen! — Wie verwünschte Mr. Winkle innerlich seines Begleiters aufopfernde Freundschaft, als sie einige Minuten lang neben einander schweigend dahinschritten, Jeder in seine Betrachtungen vertieft! Der Morgen verfloß; Verzweiflung bemächtigte sich seiner.

Snodgras, sagte er plötzlich stillstehend, laßt mich ja *nicht* in dieser Sache meines Vorhabens verlustig gehen! — gebt den Lokalbehörden keinen Wink! — ruft *nicht* den Beistand von Friedensbeamten, um mich oder den Doktor Slammer, vom 97sten, derzeit im Quartier in Chatham Barraks in Gewahrsam zu bringen, und so diesen Zweikampf zu verhindern — ich sage, thut das *nicht*! — Mr. Snodgras faßte mit Wärme seines Freundes Hand und antwortete mit Enthusiasmus: Nicht um eine Welt! — Ein Schauer durchzitterte Mr. Winkle's Körper, als sich ihm die unabweisliche Ueberzeugung aufdrängte, daß er von seines Freundes Furcht nichts zu hoffen habe und daß er bestimmt sey, eine lebendige Zielscheibe zu werden.

Nachdem der Stand der Sache dem Mr. Snodgras förmlich erklärt worden, und ein Kästchen Duell-Pistolen nebst dem Zugehör von Pulver, Kugeln u. s. w. bei einem Kaufmann in Rochester entlehnt worden war, kehrten die beiden Freunde in ihre Herberge zurück; Mr. Winkle um sich in brütendes Sinnen über den bevorstehenden Kampf zu vertiefen, und Mr. Snodgras um die Kriegswaffen für den Gebrauch in Stand zu setzen.

Es war ein trüber und schwermüthiger Abend, als sie wieder sich auf den Weg machten zu dem unwillkommnen Vorhaben. Mr. Winkle war in einen ungeheuern Mantel gewickelt, um der Beobachtung zu entgehen, und Mr. Snodgras trug unter dem seinigen die Werkzeuge des Mords.

Habt Ihr Alles beisammen? sagte Mr. Winkle in aufgeregtem Ton. — Alles, versetzte Mr. Snodgras; Schießbedarf genug, im Fall die Schüsse fehl gehen sollten. Hier habe ich ein Viertelpfund Pulver und in der Tasche habe ich zwei Zeitungen zu Pfropfen. —

Dieß waren Beweise von Freundschaft, für welche jeder Mann mit Recht die höchste Dankbarkeit empfinden müßte. Man muß annehmen, daß die Dankbarkeit des Mr. Winkle zu gewaltig war, um sich in Worten aussprechen zu lassen; — denn er sagte nichts und schritt nur, ziemlich langsam, vorwärts.

Wir haben die Zeit trefflich getroffen, sagte Mr. Snodgras, als sie über den Zaun des ersten Feldes stiegen; die Sonne geht eben unter. — Mr. Winkle schaute nach der sinkenden Scheibe und dachte mit Angst an die Möglichkeit, daß er selbst binnen kurzem untergehen dürfte!

Da ist der Offizier! rief Mr. Winkle, nachdem sie einige Minuten gegangen. — Wo? sagte Mr. Snodgras. — Hier! Der Gentleman in dem blauen Mantel. — Mr. Snodgras schaute hinaus in der von dem Zeigefinger seines Freundes bezeichneten Richtung und entdeckte eine vermummte Gestalt. Der Offizier gab seine Kenntnißnahme von ihrem Daseyn zu erkennen durch ein leichtes Winken mit der Hand; und die beiden Freunde folgten ihm in einiger Entfernung, als er weiter schritt.

Der Abend wurde mit jedem Augenblick trüber und ein schwermüthiger Wind ließ sich auf den öden Feldern vernehmen, wie ein ferner Riese, der nach seinem Haushund pfiff. Das Melancholische dieser Umgebung theilte dem Gemüth des Mr. Winkle einen düstern Anstrich mit. Er fuhr zurück, als sie den Winkel des Grabens erreichten — er kam ihm vor wie ein ungeheueres Grab.

Der Offizier verließ plötzlich den Pfad, und über eine Hecke steigend, betrat er ein abgelegenes Feld. Dort warteten zwei Gentlemen; der Eine war ein kleiner, fetter Mann mit schwarzem Haar; und der Andere — eine stattliche Person in einem großen Ueberrock — saß mit völligem Gleichmuth auf einem Feldstuhl.

Die andre Partei und ein Wundarzt, vermuthlich, sagte Mr. Snodgras: nehmt einen Tropfen Branntwein. — Mr. Winkle nahm die dargebotene Flasche und that einen langen Schluck von dem herzstärkenden Naß.

Mein Freund, Sir, Mr. Snodgras, sagte Mr. Winkle, als der Offizier sich näherte. Doktor Slammers Freund verbeugte sich und zog ein ähnliches Kästchen heraus, wie das von Mr. Snodgras mitgebrachte.

Wir haben nichts weiter zu sagen, Sir, denke ich, bemerkte er kalt, indem er das Kästchen öffnete; eine Entschuldigung ist entschieden abgelehnt worden. — Nichts, Sir, sagte Mr. Snodgras, dem es jetzt selbst sehr unbehaglich zu Muth zu werden anfing. — Wollt Ihr vortreten? sagte der Offizier. — Gewiß, antwortete Mr. Snodgras. Der Boden ward abgemessen und die nöthigen Vorkehrungen getroffen. — Ihr werdet diese besser finden, als die Eurigen, sagte der Sekundant des Gegentheils, indem er seine Pistolen herauszog. Ihr saht mich sie laden. Habt Ihr etwas dagegen einzuwenden, Euch dieser zu bedienen? Durchaus nichts! versetzte Mr. Snodgras. Das Anerbieten zog ihn aus einer beträchtlichen Verlegenheit! denn seine Vorstellungen von der Art und Weise, wie man eine Pistole lade, waren sehr unbestimmt und dunkel gewesen.

Wir können, glaub' ich, unsere Leute ihre Stellungen einnehmen lassen, bemerkte der Offizier mit solcher Gleichgültigkeit, als ob die Hauptpersonen Schachfiguren wären, und die Sekundanten die Spieler. — Ich glaube, wir können es, versetzte Mr. Snodgras, der jedem Vorschlag seine Zustimmung würde gegeben haben, weil er von der ganzen Geschichte nichts verstand. Der Offizier schritt zu Doktor Slammer und Mr. Snodgras näherte sich dem Mr. Winkle. — Es ist Alles in Ordnung, sagte er, indem er ihm die Pistole einhändigte. Gebt mir Euren Mantel. — Ihr habt das Packet zu Euch genommen, mein theurer Freund, sagte der arme Winkle. — Alles richtig, sagte Mr. Snodgras. Seyd standhaft und trefft ihn!

Es wollte den Mr. Winkle bedünken, daß dieser Rath gar viele Aehnlichkeit habe mit demjenigen, welchen die Umstehenden unabänderlich dem kleinsten Buben bei einem Straßengefecht zu geben pflegen: Geh hin und gewinn' es! — ein prächtiger Rath, wenn man nur wüßte, wie es angreifen. Er nahm indessen seinen Mantel ab in tiefem Schweigen — es brauchte immer lange Zeit, bis er sich dieses Mantels entledigte — und ergriff die Pistole. Die Sekundanten zogen sich zurück, der Gentleman auf dem Feldstuhl that dasselbe und die Kämpfer näherten sich einander.

Mr. Winkle zeichnete sich immer aus durch seine große Menschenliebe. Es steht zu vermuthen, daß seine Abgeneigtheit, einem Mitgeschöpf absichtlich und wissentlich ein Leid zuzufügen, der Grund war, daß er die Augen zumachte, als er sich der verhängnißvollen Stelle näherte, und daß der Umstand, daß er die Augen geschlossen hielt, ihn hinderte, das sehr außerordentliche und unerklärliche Benehmen des Doktor Slammer zu beobachten. Dieser Gentleman fuhr zurück, starrte vor sich hin, wich zurück, rieb sich die Augen — starrte wieder hin, und schrie zuletzt laut: Halt! Halt!

Was ist denn dieß Alles? sagte Doktor Slammer, als sein Freund und Mr. Snodgras herbei rannten; das ist nicht der rechte Mann! — Nicht der rechte Mann! sagte Doktor Slammers Sekundant. — Nicht der rechte Mann! sagte Mr. Snodgras. — Nicht der rechte Mann! sagte der Gentleman mit dem Feldstuhl in der Hand. — Nein, wahrhaftig nicht! sagte der kleine Doktor; das ist nicht die Person, die mich in der vorigen Nacht beleidigte. — Sehr außerordentlich! rief der Offizier. — Sehr! sagte der Gentleman mit dem Feldstuhl; die einzige Frage ist nur, ob der Gentleman, da er einmal auf dem Platz ist, schon der Form wegen als das Individuum zu betrachten ist, das unsern Freund, Doktor Slammer, gestern Abend beleidigte, mag er es nun in Wahrheit seyn oder nicht; und nachdem er diese Ansicht mit sehr kluger und geheimnißvoller Miene vorgetragen, nahm der Mann mit dem Feldstuhl eine große Prise Tabak und sah sich mit vieler Gründlichkeit im Kreise um, mit dem Wesen eines Mannes, der in solchen Sachen eine Autorität ist.

Nun hatte Mr. Winkle seine Augen geöffnet und seine Ohren auch, als er seinen Gegner eine Einstellung der Feindseligkeiten verlangen hörte; und als er aus dessen spätern Worten abnahm, daß hier ohne allen Zweifel ein Mißverständniß in der Sache obgewaltet, merkte er sogleich, welchen Zuwachs an Reputation er nothwendig gewinnen müsse, wenn er das wahre Motiv seiner Annahme der Ausforderung verhehlte; daher trat er keck vor und sagte: Ich bin nicht die Person, ich weiß es. — Dann, sagte der Mann mit dem Feldstuhl, ist dieß eine Beleidigung gegen Doktor Slammer, und ein genügender Grund, unverzüglich den Kampf fortzusetzen. — Bitte, beruhigt Euch, Payne, sagte des Doktors Sekundant. Warum theiltet Ihr mir diesen Umstand nicht heute Morgen mit, Sir? — Ja wohl, ja wohl! sagte der Mann mit dem Feldstuhl unwillig. — Ich bitte Euch, verhaltet Euch ruhig, Payne, sagte der Andere, darf ich meine Frage wiederholen, Sir? — Weil, Sir — versetzte Mr. Winkle, der Zeit gehabt, sich auf eine Antwort zu besinnen — weil, Sir, Ihr eine betrunkene und ungentlemanhafte Person mir beschriebt als Träger des Rocks, den ich die Ehre habe nicht nur zu tragen, sondern erfunden zu haben — die beantragte Uniform des Pickwick-Clubs in London. Die Ehre dieser Uniform fühle ich mich verpflichtet aufrecht zu erhalten, und deßhalb nahm ich, ohne weitere Nachforschung, die mir von Euch überbrachte Ausforderung an. — Mein lieber Sir, sagte der gutmüthige kleine Doktor, mit ausgestreckter Hand sich ihm nähernd, ich ehre Eure Tapferkeit. Erlaubt mir zu sagen, Sir, daß ich Euer Benehmen höchlich bewundere und ausnehmend bedaure, Euch die Unbequemlichkeit dieses Zusammentreffens, ohne Zweck, verursacht zu haben. — Ich bitte Euch, erwähnt dessen doch gar nicht, sagte Mr. Winkle. — Ich werde stolz auf Eure Bekanntschaft seyn, Sir, sagte der kleine Dokt r. — Es wird mir zum größten Vergnügen gereichen, Sie kennen gelernt zu haben, Sir, versetzte Mr. Winkle. Hierauf schüttelten der Doktor und Mr. Winkle sich die Hände, und dann Mr. Winkle und Lieutenant Tappleton (des Doktors Sekundant) und dann Mr. Winkle und der Mann mit dem Feldstuhl, und endlich Mr. Winkle und Mr. Snodgras, der letztgenannte Gentleman in einem Uebermaß von Bewunderung des heldenmüthigen Benehmens seines tapfern Freundes.

Ich denke, wir können die Sache als abgethan betrachten, sagte Lieutenant Tappleton. — Ja wohl, sagte der Doktor. — Wenn nicht, bemerkte der Mann mit dem Feldstuhl, wenn nicht Mr. Winkle sich durch die Ausforderung beeinträchtigt glaubt; in welchem Fall er, meines Erachtens, das Recht hat Genugthuung zu verlangen. — Mit großer Selbstverläugnung erklärte sich Mr. Winkle bereits völlig zufrieden gestellt. — Oder vielleicht, fuhr der Mann mit dem Feldstuhl fort, fühlt sich des Gentleman's Sekundant verletzt durch einige Bemerkungen, welche mir zu Anfang dieser Begegnung entfielen; wenn dieß, so werde ich mich glücklich schätzen, ihm auf der Stelle Genugthuung zu geben. — Mr. Snodgras beeilte sich zu erklären, daß er sich sehr geschmeichelt fühle durch das großmüthige Anerbieten des Gentleman, der zuletzt gesprochen, welches abzulehnen er sich nur bewogen finde durch seine völlige Zufriedenheit mit dem ganzen Hergang der Sache. Die beiden Sekundanten brachten die Pistolenkästchen in Ordnung, und die ganze Gesellschaft verließ den Platz in weit muntrerer Laune, als man hergekommen war. — Bleibt Ihr lange hier? fragte Dr. Slammer den Mr.

Winkle, als sie höchst freundschaftlich miteinander gingen. — Ich glaube, wir verlassen den Ort übermorgen, war die Antwort. — Ich hoffe das Vergnügen zu haben, Euch und Euern Freund in meinen Zimmern zu sehen und nach diesem verdrießlichen Mißgriff einen vergnügten Abend mit Euch zuzubringen, sagte der kleine Doktor; seyd Ihr diesen Abend frei? — Wir haben einige Freunde hier, antwortete Mr. Winkle, und ich würde sie heute Nacht nicht gern verlassen. Vielleicht besucht Ihr und Eure Freunde uns im Ochsen. — Mit großem Vergnügen, sagte der kleine Doktor; wird zehn Uhr zu spät seyn, um noch eine halbe Stunde nach Euch zu sehen? — Oh, nein! sagte Mr. Winkle. Ich werde mich sehr glücklich schätzen, Euch meinen Freunden, Mr. Pickwick und Mr. Tupman vorzustellen. — Es wird mir ein großes Vergnügen seyn, gewiß, versetzte Dr. Slammer, nicht ahnend, wer Mr. Tupman war. — Ihr kommt doch gewiß, sagte Mr. Snodgrass. — Oh gewiß! Mittlerweile hatten sie die Straße erreicht. Man nahm herzlichen Abschied und trennte sich. — Der verabredete Besuch aber führte zu neuen seltsamen und ärgerlichen Scenen, welche beinahe den heißblütigen Mr. Pickwick selbst veranlaßt hätten, sein kostbares Leben bei einem Duell preiszugeben, hätten ihn nicht seine Genossen mit Gewalt, an den Rockschößen, von einem übereilten Schritt zurückgehalten. — — —

Verschiedene Abenteuer, größere und kleinere, spaßhafterer und ernsterer Natur stoßen den vier reisenden Pickwickiern zu, welche insgesammt recht gute, wohlwollende Leute sind, aber wenig Welterfahrung und savoir faire besitzen — ihren Führer, Herrn Pickwick, mit dem stattlichen Bauche, dem gewaltigen kahlen Kopfe, der großen Brille und der allzeitfertigen Beredsamkeit und Geistesgegenwart, nicht ausgenommen. Das Komische wird sehr erhöht durch die Solidarität dieser vier Personen, die, einzeln schon nicht überflüssig verständig, in corpore noch lächerlichere Streiche machen und den Satz bestätigen: Concordia res parvæ crescunt! Beim Reiten und Kutschiren legen sie unglückliche Proben ihrer Kunstfertigkeiten ab; der Duellant, Mr. Winkle, schießt, statt Vögel zu treffen, einen Theil der Ladung seinem Freund Mr. Tupman in den Arm; der Patient wird auf dem Landsitz, wo sie zu Gast sind, von der Schwester des Wirths, einer alten Jungfer Tante gepflegt und verliebt sich in sie, wird aber von dem oben schon erwähnten Grünrock, der ein vagabundirender Schauspieler ist, ausgestochen, die Dame von diesem entführt und gegen eine Geldsumme ihrem Bruder wieder abgetreten u. s. w.

Als einen sehr ergötzlichen Abschnitt theilen wir Einiges aus dem vierzehnten Kapitel mit, wo eine Parlamentswahl in dem fingirten Ort: Eatanswill, geschildert wird. Aus den politischen Zeitungen weiß Jeder, daß es bei den englischen Wahlen sehr tumultuarisch und unordentlich hergeht; daß sich dabei eine Menge Mißbräuche eingeschlichen haben, welche auch die Parlamentsreform nicht mit der Wurzel auszurotten vermochte; daß die leidenschaftlichste, manchmal bis zu Thätlichkeiten steigende Aufregung dabei herrscht; manche englische belletristische Schriftsteller haben das Thema schon behandelt; Bulwer in seinem Pelham gibt eine ergötzliche Schilderung des Stimmenwerbens und aus den Memoiren einer Peereß haben wir früher die Beschreibung der Wahl Fox's in diesen Blättern mitgetheilt. Der Verfasser der Pickwickier läßt ebenfalls die Gelegenheit nicht hinaus, dieß an komischen Zügen so ergiebige Feld zu kultiviren, und nach seiner Darstellung könnte man in Versuchung kommen zu glauben, er halte nichts auf die Institutionen seines Vaterlandes, da er sich über eines der wichtigsten Elemente derselben, über die Wahlumtriebe, den Einfluß der Presse dabei, so lustig macht; aber ohne Zweifel würde man hiemit einen sehr voreiligen Schluß machen, und in England selbst wird Niemand gegen den Verfasser den Verdacht erheben, als wolle er den Engländern ihre Konstitution verleiden. Gerade das behagliche Gefühl eines gesicherten Besitzes von Rechten und Einrichtungen, welche allmählich sich erzeugt und tiefe Wurzeln geschlagen haben, macht diesen Humor möglich, der, ohne Furcht mißdeutet zu werden, mit den Mißbräuchen, Thorheiten und selbst strafbaren Gewaltthätigkeiten, welche sich an diese wie an alle menschlichen Einrichtungen angesetzt haben, seinen Scherz treibt und sogar, mit der ihm eigenen Neigung und dem Privilegium: zu übertreiben und zu karikiren, das Mißbräuchliche und Unreine als das eigentliche Wesen der Sache selbst darstellt.

„Es scheint, daß die Leute in Eatanswill, wie die Leute in vielen anderen kleinen Städten, sich die größte Bedeutung und Wichtigkeit beimaßen, und daß Jederman in Eatanswill, bewußt des Gewichts, das von seinem Beispiel abhing, sich verpflichtet glaubte, sich mit Herz und Seele zu einer der beiden großen Parteien zu schlagen, welche die Stadt theilten — die Blauen und die Hellgelben. Nun ließen die Blauen keine Gelegenheit hinaus, den Hellgelben zu opponiren und umgekehrt; und die Folge war, daß, so oft die Hellgelben und die Blauen bei öffentlichen Gelegenheiten zusammentrafen, im Stadthaus, auf der Messe oder auf dem Markt, Streit und hitzige Worte zwischen ihnen vorkamen. Bei dieser Spaltung ist es beinahe überflüssig zu sagen, daß Alles in Eatanswill zur Parteifrage gemacht wurde. Wenn die Hellgelben eine neue Beleuchtung des Marktplatzes vorschlugen, so hielten die Blauen öffentliche Zusammenkünfte und schimpften auf dieß Beginnen; wenn die Blauen die Errichtung eines weiteren Brunnens in der Hauptstraße in Anregung brachten, so standen die Hellgelben auf wie Ein Mann und entsetzten sich über diese Abscheulichkeit. Es gab blaue Läden und hellgelbe Läden, blaue Wirthshäuser und hellgelbe Wirthshäuser; sogar in der Kirche war eine blaue Ständereihe und eine hellgelbe Ständereihe.

Natürlich war es unerläßliche Nothwendigkeit, daß jede dieser beiden mächtigen Parteien ihr auserkorenes Organ und ihren Vertreter hatte; und demgemäß waren zwei Zeitungen in der Stadt: die Eatanswiller Gazette und der Eatanswiller Independant; jene verfocht die Prinzipien der Blauen, der letztere stellte sich an die Spitze der Hellgelben. Es waren gar schöne Zeitungen! Prächtige leitende Artikel und so geistreiche Angriffe! „Unsere nichtswürdige Collegin die Gazette" — „das schmachvolle und verächtliche Journal, der Independent," — „der falsche und lächerliche Wisch, der Independent," — „die elende, niederträchtige Verleumderin, die Gazette," — solche und ähn-

liche aufregende Schimpfreden waren reichlich über die Spalten beider ausgestreut in jeder Nummer, und erweckten in der Brust der Stadtbewohner Empfindungen der lebhaftesten Freude und Entrüstung.

Mr. Pickwick hatte mit seiner gewohnten Umsicht und Scharfblick einen ganz besonders günstigen Augenblick für seinen Besuch in dem Städtchen gewählt. Nie hatte man einen solchen Kampf erlebt. Der ehrenwerthe Samuel Slumkey, von Slumkey Hall, war der blaue Candidat, Horazio Fizkin-Esq. von Fizkin Lodge, in der Nähe von Eatanswill, war von seinen Freunden vermocht worden, von der Partei der Hellgelben aufzutreten. Die Gazette erinnerte die Wähler von Eatanswill, daß die Augen nicht nur Englands, sondern der ganzen civilisirten Welt auf sie gerichtet seyen; und der Independent verlangte in gebieterischem Ton zu wissen, ob die Wählerschaft von Eatanswill wirklich die stattlichen Leute seyen, wofür sie sich immer berühmt, oder niederträchtige, servile Werkzeuge, unwürdig des englischen Namens und der Segnungen der Freiheit. Nie zuvor hatte eine solche Aufregung sich der Stadt bemächtigt.

Es war spät Abends, als Mr. Pickwick und seine Begleiter, nebst Sam (Pickwicks Diener) aus der Eatanswiller Kutsche stiegen. Große, blauseidene Fahnen wehten aus den Fenstern der Stadtwappenherberge, und an jedem Fenster waren Zettel angeklebt, mit der Nachricht, in gigantischen Buchstaben, daß die Committee von dem ehrenwerthen Samuel Slumkey hier täglich Sitzungen halte. Eine Masse müßiger Leute waren in der Straße versammelt, hinaufschauend zu einem heisern Mann auf dem Balkon, der sich offenbar zu Gunsten Mr. Slumkey's ganz roth im Gesicht schwatzte, aber die Kraft und Schärfe seiner Argumente ward einigermaßen geschwächt durch das beständige Schlagen von vier großen Trommeln, welche die Committee von Mr. Fizkin an der Ecke der Straße aufgepflanzt hatte. Jedoch war neben ihm ein kleiner geschäftiger Mann, der von Zeit zu Zeit seinen Hut abnahm und dem Volk Winke gab, Beifall zu rufen, was es auch regelmäßig mit größtem Enthusiasmus that; und da der Mann mit dem rothen Gesicht fortredete, bis er röther im Gesicht war als je, schien er mit seinem Erfolg ganz so zufrieden, als ob ihn Jedermann gehört hätte.

Sobald die Pickwickier ausgestiegen, wurden sie umgeben von einem Theil des ehrbaren und unabhängigen Pöbels, welcher drei betäubende Beifallsrufe erhob, die, da die Hauptmasse miteinstimmte (denn es ist bei einem Volksgewühl nicht eben nöthig, daß man wisse, warum man Beifall schreit), zu einem fürchterlichen Triumphgebrüll anschwoll, das selbst den Mann mit dem rothen Gesicht auf dem Balkon inne zu halten veranlaßte. — Hurrah! schrie der Pöbel zum Schluß. — Noch einen Beifallsruf! kreischte der kleine Mann auf dem Balkon, und noch einmal brüllte der Pöbel, als ob seine Lungen gegossenes Eisen mit Stahlwerk wären.

Slumkey für immer! brüllten die Ehrbaren und Unabhängigen. Slumkey für immer! widerhallte Mr. Pickwick, seinen Hut abnehmend. — Kein Fizkin! brüllte der Haufen. — Nie und nimmer! brüllte Mr. Pickwick. — Hurrah! — und jetzt brach ein neues Gebrüll los, wie das einer ganzen Menagerie, wenn der Elephant die Glocke zur Fütterung gezogen hat.

Wer ist Slumkey? flüsterte Mr. Tupman. Ich weiß nicht, antwortete Mr. Pickwick im nämlichen Tone; still! macht keine solche Fragen. Es ist immer das Beste, in solchen Fällen zu thun was der Pöbel thut. — Aber gesetzt nun, es wären hier zwei Parteien von Pöbel? warf Mr. Snodgras ein. — Brüllt mit der größten! antwortete Mr. Pickwick. — In ganzen Bänden könnte man nicht mehr sagen!

Sie traten in das Haus, während die Menge sie rechts und links ausweichend durchpassiren ließ und mächtig dabei jauchzte. Das erste Augenmerk mußte seyn, sich Quartiere für die Nacht zu verschaffen. Können wir hier Betten haben? fragte Mr. Pickwick, den Aufwärter zu sich rufend. — Weiß nicht, Sir, antwortete der Mann; ich fürchte es ist voll bei uns, Sir — ich will fragen, Sir. Er entfernte sich nun in dieser Absicht und kam sogleich wieder zurück, um zu fragen, ob die Gentlemen „Blaue" seyen? Da weder Mr. Pickwick noch seine Begleiter ein sehr lebendiges Interesse an der Sache des einen oder andern Candidaten nahmen, so war die Frage schwierig zu beantworten. In diesem Dilemma besann sich Mr. Pickwick auf seinen neuen Freund, Mr. Perker. — Kennt Ihr einen Gentleman mit Namen Perker? fragte Mr. Pickwick. Ja wohl, Sir, der Agent des ehrenwerthen Mr. Slumkey. — Er ist ein Blauer, glaube ich? — O ja, Sir. — Dann sind wir Blaue, sagte Mr. Pickwick; aber als er bemerkte, daß der Mann ein etwas zweifelhaftes Gesicht machte bei dieser accommodirenden Auskunft, gab er ihm seine Karte und bat ihn, sie sogleich dem Mr. Perker zu übergeben, wenn er zufällig im Hause seyn sollte. Der Aufwärter ging; erschien augenblicklich wieder, mit der Bitte, Mr. Pickwick möchte ihm folgen, und führte ihn in ein großes Zimmer im ersten Stock, wo an einem langen, mit Büchern und Papieren bedeckten Tisch Mr. Perker saß.

Ah, ah, mein lieber Sir! sagte der kleine Mann, ihm entgegen gehend — sehr erfreut Sie zu sehen, mein theurer Sir, sehr. Setzen Sie sich doch. So haben Sie also Ihren Vorsatz ins Werk gesetzt. Sie sind hieher gekommen, eine Wahl mit anzusehen — he? — Mr. Pickwick antwortete bejahend. — Ein hitziger Kampf, mein theurer Sir, sagte der kleine Mann. — Das freut mich zu hören, sagte Mr. Pickwick, sich die Hände reibend; ich sehe gar gern entschlossenen Patriotismus, auf welcher Seite er auch hervortritt — und also gibt es einen hitzigen Kampf? — Oh, ja! sagte der kleine Mann, gar sehr. Wir haben alle Wirthshäuser im Ort geöffnet und unsern Gegnern nichts als die Bierschenken übrig gelassen — ein Meisterstreich von Politik, das, nicht wahr, werther Sir? — und der kleine Mann lächelte selbstgefällig und nahm eine große Prise Tabak.

Und was ist das Wahrscheinliche über das Ergebniß des Kampfes? erkundigte sich Mr. Pickwick. — Nun, zweifelhaft, werther Sir, ziemlich zweifelhaft bis jetzt, antwortete der kleine Mann. Fizkins Leute haben drei und dreißig Wähler in der verschlossenen Kutschenremise im weißen Hirsch bei einander. — In der Kutschenremise! sagte Mr. Pickwick, nicht wenig erstaunt über diesen zweiten politischen Streich. — Ja, da halten sie sie

eingesperrt, bis sie sie brauchen, fuhr der kleine Mann fort. Die Wirkung davon ist, sehen Sie, daß wir sie nicht anwerben können; und wenn wir auch an sie könnten, so hälfe es nichts, da sie sie absichtlich sehr betrunken halten. Ein schlauer Bursch, Fizkins Agent — in der That ein sehr schlauer Bursch. — Mr. Pickwick stutzte, sagte aber nichts. — Wir haben aber doch das beste Vertrauen, sagte Mr. Perker, seine Stimme beinahe zu einem Flüstern sinken lassend. Wir hatten hier in der letzten Nacht eine kleine Theegesellschaft — fünfundvierzig Frauen, werther Sir! — und gaben Jeder beim Weggehen einen grünen Sonnenschirm. — Einen Sonnenschirm! sagte Mr. Pickwick. — Thatsache, mein werther Sir, Thatsache. Fünfundvierzig grüne Sonnenschirme, zu sieben und ein halb Shilling das Stück. Alle Frauen lieben Putzsachen — und gar nun die Wirkung dieser Sonnenschirme! Haben uns alle ihre Männer und die Hälfte ihrer Brüder gewonnen. Meine Idee, werther Sir, ganz und gar! Regen, Hagel oder Sonnenschein, Sie können nicht ein halb Duzend Schritte weit auf der Straße gehen, ohne einem halben Duzend grüner Sonnenschirme zu begegnen. — Hier überließ sich der kleine Mann einem unmäßigen Ausbruch von Fröhlichkeit, der nur durch das Eintreten einer dritten Partei gedämpft ward.

Dieß war ein großer, magerer Mann, mit röthlichem zur Kahlheit sich neigenden Haupt und einem Gesicht, worin feierliche Wichtigkeit mit einer Miene unergründlichen Tiefsinns sich mischte. Bekleidet war er mit einem langen braunen Ueberrock, mit einer schwarzen Weste und Tuchhosen. Ein doppeltes Augenglas baumelte an seiner Weste, und auf dem Haupt trug er einen Hut mit sehr niedrigem Kopf und breiten Krempen. Der Neuangekommene ward dem Mr. Pickwick vorgestellt als Mr. Pott, Herausgeber der Eatanswiller Gazette. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen wandte sich Mr. Pott zu Mr. Pickwick und sagte mit Feierlichkeit: Dieser Wahlkampf erregt wohl großes Interesse in der Hauptstadt, Sir? — Ich glaube, ja, antwortete Mr. Pickwick. — Und dazu, so habe ich Grund zu glauben — sagte Mr. Pott, indem er Mr. Perker mit einem Bestätigung erwartenden Blick ansah — und dazu hat mein Artikel vom letzten Samstag nicht wenig beigetragen. — Kein Zweifel! sagte der kleine Mann. — Die Presse ist ein gewaltiger Hebel, Sir! sagte Pott. — Mr. Pickwick ertheilte diesem Satz seine vollste Zustimmung. — Aber ich hoffe, Sir, sagte Pott, nie die unermeßliche Macht, über die ich gebiete, mißbraucht zu haben. Ich hoffe, Sir, daß ich nie die edle Waffe, die in meine Hand gelegt ist, gegen die Heiligkeit des Privatlebens oder gegen das zarte Herz des persönlichen Rufs gerichtet habe; — ich hoffe, Sir, ich habe meine Geisteskräfte Bemühungen gewidmet, die, so gering sie seyn mögen, ja ich weiß, sie sind gering, zu verbreiten jene Grundsätze der — welche —

Da hier der Herausgeber der Eatanswiller Gazette stecken zu bleiben schien, kam Mr. Pickwick ihm zu Hülfe und sagte: Gewiß! — Und was, Sir — sagte Pott — was Sir, lassen Sie mich diese Frage an Sie als unparteiischen Mann richten — ist der Zustand des öffentlichen Geistes in London, hinsichtlich meines Kampfes mit dem Independent? — Sehr aufgeregt, ohne Zweifel, warf Mr. Perker dazwischen mit einer schlauen Miene, die höchst wahrscheinlich zufällig war. — Dieser Kampf, sagte Pott, soll fortgesetzt werden, so lange mir Kraft und Gesundheit und das Maaß von Talent bleibt das mir verliehen ist. Von diesem Kampf, Sir, obwohl er die Geister der Menschen und ihre Gefühle aufregen und sie unfähig machen mag zur Erfüllung der Alltagspflichten des gewöhnlichen Lebens, von diesem Kampf, Sir, will ich nicht ablassen, als bis ich den Eatanswiller Independenten meine Ferse habe fühlen lassen. Ich wünsche, das Volk von London und das Volk dieses Landes möge erfahren, Sir, daß es auf mich bauen kann; daß ich es nicht im Stich lassen werde, daß ich entschlossen bin, bei ihm auszuhalten, Sir, bis auf den letzten Mann. — Ihre Handlungsweise ist höchst edel, Sir, sagte Mr. Pickwick, und er griff nach der Hand des großherzigen Pott.

Sie sind, Sir, wie ich sehe, ein Mann von Geist und Talent, sagte Mr. Pott, beinahe außer Athem in Folge seiner heftigen patriotischen Ergießung; — ich schätze mich sehr glücklich, Sir, die Bekanntschaft eines solchen Mannes zu machen. — Und ich, sagte Mr. Pickwick fühle mich hoch geehrt durch diesen Ausdruck Ihrer guten Meinung von mir. Erlauben Sie mir, Sir, Ihnen meine Reisegesellschafter vorzustellen, die andern correspondirenden Mitglieder des Clubs, welchen gegründet zu haben ich stolz bin.

Es wird mir eine große Freude seyn, sagte Mr. Pott. — Mr. Pickwick entfernte sich, kehrte dann mit seinen drei Freunden zurück und stellte sie dann in gebührender Form dem Herausgeber der Eatanswiller Gazette vor. — Jetzt, mein lieber Pott sagte der kleine Mr. Perker, ist die Frage, was sollen wir mit unsern Freunden hier anfangen? — Wir werden in diesem Hause bleiben können, hoffe ich, sagte Mr. Pickwick. — Kein leeres Bett im Hause, mein werther Sir, nicht ein einziges Bett. — Aeußerst verdrießlich, sagte Mr. Pickwick. — Sehr! sagten seine Reisegesellschafter. — Ich habe da einen Gedanken, sagte Mr. Pott, der sich meines Erachtens sehr gut ausführen ließe. Sie haben zwei Betten im Pfau, und ich darf keck, im Namen der Mrs. Pott, versichern, daß sie sich freuen wird, Mr. Pickwick und Einen seiner Freunde bei sich aufzunehmen, wenn die andern beiden Gentlemen mit ihrem Diener nichts dagegen haben, sich so gut es gehen will im Pfau einzurichten.

Nach wiederholtem Zureden von Seite des Mr. Pott und wiederholten Protestationen von Seite Mr. Pickwicks, daß er nicht daran denken könne, seine liebenswürdige Gattin zu beunruhigen oder zu stören, wurde entschieden, daß dieß das einzig mögliche Arrangement sey. So wurde es denn ausgeführt, und nach einem gemeinsamen Essen im Stadtwappen trennten sich die Freunde; Mr. Tupman und Mr. Snodgras begaben sich in den Pfau, und Mr. Pickwick und Mr. Winkle begleiteten den Mr. Pott nach Haus, nachdem zuvor war verabredet worden, daß sie sich am Morgen alle wieder im Stadtwappen versammeln und den Zug des ehrenwerthen Samuel Slumkey zum Platz der Ernennung begleiten wollten.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 108.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

28 November. 1838.

Zulema.

Romanze von D. José Joaquin de Mora.

Ueber den Verfasser der nachstehenden Romanze entlehnen wir folgende Notiz aus der 1837 zu Paris erschienenen Blumenlese neuspanischer Poesien von dem gelehrten Wiener Bibliothekar, Dr. Ferdinand Wolf (Floresta de rimas modernas castellanas. II, 411–447.):

Don José Joaquin de Mora ist im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts zu Cadiz geboren. Er hatte zu Granada die Jurisprudenz studirt, als ihn im Jahr 1808 die Noth des Vaterlands zur Vertheidigung gegen den Einfall der französischen Truppen anrief. Er gerieth in diesem Krieg in Gefangenschaft, und wurde nach Frankreich geführt: ein Loos, das er zu seinem Vortheil auszubeuten wußte, indem er die Gelegenheiten, sich mit verschiedenartigen Kenntnissen zu bereichern, nicht ungenützt vorübergehen ließ. Im Jahr 1814 kehrte er in sein Vaterland zurück und übernahm die Redaktion einer sehr geschätzten Zeitschrift unter dem Titel: Chronik für Literatur und Wissenschaft (Crónica literaria y cientifica). Sodann übersetzte er Brifsaults Tragödie „Ninus der Zweite" aus dem Französischen, welche mit Beifall auf den spanischen Theatern gegeben wurde.

Als im Jahr 1821 die Konstitution wieder hergestellt wurde, übernahm er die Herausgabe der Zeitschriften El Constitucional und la Minerva. Auch übersetzte er in demselben Jahre die bekannte Schrift Jeremias Benthams über die politischen Angelegenheiten Spaniens aus dem Englischen.

In Folge der Restauration der absoluten Monarchie im Jahr 1823 sah Mora sich genöthigt, eine Freistätte in London zu suchen, woselbst er, unterstützt durch die Kenntniß verschiedener fremder Sprachen, und durch die große Gewandtheit, mit welcher er seine eigene handhabt, in den Jahren 1824 bis 1827 eine große Anzahl von Dichtungen und prosaischen Schriften, sowohl eigenen als nachgeahmten und übersetzten, herauszugeben im Stande war, und zugleich verschiedene periodische Blätter, welche die spanischen Flüchtlinge daselbst herausgaben, mit seinen Beiträgen beschenkte. Die bedeutendsten dieser Schriften sind eine Sammlung kleinerer Stücke in Prosa und in Versen, unter dem Titel „Vergißmeinnicht" in den Jahren 1824 bis 1827; die „Gymnastik für das schöne Geschlecht, oder Versuche über die physische Erziehung der Töchter" 1824, und das „Gemälde der Geschichte der Araber" 1826.

Das Jahr darauf folgte er dem Herrn von Ribadavia nach Buenos-Ayres, und ging von da nach Santiago in Chile.

Aliatars und Zulema's
Hochzeit wurde zubereitet,
Und in Wonne sollten wandeln
Funfzehn Monde sich voll Kummer.
Aliatar, das Licht von Baza,
Und Zulema, Rondas Perle;
Er dem Leun an Muth, an Schöne
Sie den Sternen zu vergleichen.
Und schon nahte sich der Tag,
Schimmernd strahlten die Gemächer
Von den Teppichen der Türken,
Und köstlichen Stickereien.
Heller glänzten noch die Funken
Süßen Leids, reinvoller Hoffnung
In den Blicken, deren Feuer
Liebesaufschwung mehr erhitzte.
Eine Nacht noch trennte Beide
Von dem Glücke, eine einz'ge,
Ach die reichste bin, den Tag
Ihrer Jugend zu umwölken!
Goldner Sonne letzte Strahlen
Glühten auf den fernen Höhen,
Aus der Berge tiefen Schluchten
Floben leise Purpurschatten.
Süße Düfte aus den Wäldern
Athmen her, die Blätter schüttelu
Linde Lüfte, säuselnd streichen

Sie wie buhlend um die Felsen.
Aliatar an dem Gitter
Seiner hochverehrten Schönen
Sang in tiefgefühlten Worten
Also seines Herzens Bangen:
„Ach dem Glück ist nicht zu trauen:
Sicher ist nur, was wir haben.
Erst verheißnes Glück ist keines.
Denn kein Glück ist, wo man fürchtet.
So der Schiffer, der den Fluthen
Sich der ruhigen See vertrauet,
Wird ein unglückselig Spielzeug
Für der Wogen grause Brandung;
Und die Blume, ach! die holde,
Mit der süßen Frucht im Schooße,
Bricht erbarmungslos vom Zweige
Nordwinds Wehen heftig schütternd:
Heiter taget es am Morgen
Unter Perlenthau und Rosen,
Und am Abend reißt der Sturmwind
Feste Felsen aus den Wurzeln.
Kein Verlaß ist auf Versprechen
Des verräth'rischen Geschickes.
Ach dem Glück ist nicht zu trauen;
Sicher ist nur was wir haben."
Kaum erst war Aliatars
Düstrer Liebessang verklungen,
Als aus weiter Ferne her
Wilder Waffenlärm ertönte.
Christen waren's, die der Schirm
Dunkler Nacht herbeigezogen.
Kühnlich hatten sie sich bald
Einlaß in die Stadt errungen.
Aus dem Schlaf gescheucht die Mohren
Suchen Waffen, sammeln Schaaren,
Laufen bald, wohin Gefahr.
Bald, wohin die Angst gerufen.
Aliatar in voller Eile
Sattelt seinen Apfelschimmel,
Der in manchen Schlachten schon
Zeuge seines Ruhms gewesen.
Mit den andern Rittern allen,
Die er in den Kampf gerufen,
Eilt er mit verhängtem Zügel,
Doch nicht ohne bittre Klage
Und nicht, ohne einen Seufzer
Aus beengter Brust zu lösen,
Wo zwei Mächte um ihn kämpften,
Liebesgluth und Ritterehre.
Schon beginnt des Streites Hitze,
Und die krummen Mohrensäbel
Kreuzen sich mit Christenschwertern,
Biegen sich auf festen Schilden.
Mit dem Widerstande doppelt
Sich die Wuth, die Christen wanken,
Aber weichend auch verkaufen
Theuer sie den Sieg den Mohren.
Als sie endlich sich entfernten
Und den Hügel schon erklommen,
Drang des Feindes letzter Schuß
Aliatar in den Busen,
Leblos sank der Held zu Boden,
Der so wahr gesprochen hatte:
„Ach dem Glück ist nicht zu trauen;
Sicher ist nur was wir haben."
Seiner Freunde Jammerrufe
Künden laut es in der Runde,
Der Zulema Herzenskummer
Und des Mohrenheers Verlust.
Sie vernimmt es. Alsbald heften
Grausend starr sich ihre Blicke,
Von den holden Wangen schwindet
Alle Jugendgluth, das Haupt
Senkt sich, ihre Schritte wanken
Und die Rosengluth der Lippen
Weicht dem blassen, welken Blau.
In der lebensmüden Seele
Hüllen alles Licht des Geistes
Tief in Nebel und in Nacht
Der Gedanken irre Bilder,
Und in bitteres Lachen kehrt sich
Ihres Herzens herber Schmerz,
Wie bei dem, der sich des Traumes
Freut und vorm Erwachen zittert.
„Wo ist Aliatar?" sprach sie.
„Nein, es lügen die Gerüchte;
Aliatar ist nicht gestorben,
Nein, er lebet noch und liebt mich."
Und dem Trugbild ihrer Liebe
Eilt die Unglücksel'ge nach,
Dornen hemmen nicht, noch Stein,
Noch der Wüste Sand die Schritte;
Wie die angeschoßne Hindin
Eilt verscheut sie durch die Wälder;
Dunkle Nacht erschreckt sie nicht,
Nicht um Sturm und Wetter sorgt sie;
Aufgelöst der Haare Flechten
Wallen über ihren Nacken;
Starr der Blick; der Fuß entblößt;
Und verwelkt ist ihre Schöne.
Unerwartet zeigt sie sich,
Durch die öden Berge schweifend,
Den Bewohnern stiller Hütten
Wie ein grauses Nachtgespenst.
„Wo ist Aliatar," spricht sie,
„Meine Lieb', mein Glück, mein Ruhm?
Aliatar ist nicht gestorben,
Nein, er lebet noch und liebt mich."

Also streift das arme Fräulein
Durch die Gegend hin von Ronda,
Suchend das verlorne Gut.
Einsam irrend in dem Wahnsinn.
Wenn von Müdigkeit bewältigt
Unter einem Baum sie hinsinkt,
Wiederholt mit starrem Mund sie:
„Alialar lebt und liebt mich."

A. Keller.

Die nachgelassenen Papiere des Pickwick-Club.

(Fortsetzung.)

Mr. Pott's häuslicher Kreis beschränkte sich auf ihn und seine Gattin. Alle Männer, welche ein gewaltiger Genius zu einer stolzen Höhe in der Welt emporgehoben hat, haben in der Regel irgend eine kleine Schwachheit, welche um so auffallender hervortritt im Kontrast mit ihrem Charakter im Ganzen. Wenn Mr. Pott eine Schwachheit hatte, so war es vielleicht die, daß er beinahe etwas zu unterwürfig war gegen die etwas hochfahrende Laune und Herrschaft seiner Frau. Wir legen jedoch kein besonderes Gewicht auf diesen Umstand, weil im gegenwärtigen Falle Mrs. Pott ihre holdseligsten Manieren beim Empfang der beiden Gentlemen aufbot. Meine Liebe, sagte Mr. Pott, Mr. Pickwick — Mr. Pickwick von London. — Mrs. Pott nahm Mr. Pickwicks väterlichen Händedruck mit bezaubernder Freundlichkeit auf; und Mr. Winkle, dessen Namen gar nicht genannt worden war, drückte und bückte sich unbeachtet in einer finstern Ecke herum. — Pott, mein Lieber! sagte Mrs. Pott. — Mein Leben? sagte Mr. Pott. — Sey so gut, stelle auch den andern Gentleman vor. — Bitte tausendmal um Verzeihung, sagte Mr. Pott; erlauben Sie, Mrs. Pott, Mr. — — Winkle, sagte Mr. Pickwick. — Winkle, widerhallte Mr. Pott, und die Ceremonie des Vorstellens war beendigt. — Wir sind Ihnen viele Entschuldigungen schuldig, Madame, sagte Mr. Pickwick, daß wir Ihre häuslichen Einrichtungen durch einen so plötzlichen Ueberfall stören. — Bitte, erwähnen Sie das doch nicht, versetzte die Frau Pott mit Lebhaftigkeit. Es ist mir, ich versichere Sie, ein hoher Genuß, neue Gesichter zu sehen, da ich eben von Tag zu Tag und von Woche zu Woche an diesem langweiligen Ort lebe und keinen Menschen sehe. — Keinen Menschen, meine Liebe! rief Mr. Pott boshaft aus. — Keinen Menschen als dich, versetzte Mrs. Pott, in rauhem Ton. — Sie sehen, Mr. Pickwick, sagte der Wirth zur Erläuterung von seiner Frauen Klage, daß wir in gewisser Art von vielen Genüssen und Vergnügungen abgeschnitten sind, welche wir uns sonst verschaffen könnten. Meine öffentliche Stellung, als Herausgeber der Eatanswiller Gazette, der Rang, den dieß Blatt im Lande behauptet, mein beständiges Hineingerissenseyn in den Strudel der Politik — — Pott, mein Lieber! fiel ihm Mrs. Pott ins Wort. — Mein Leben! sagte der Herausgeber. — Ich wünschte, mein Lieber, du bemühtest dich, einen Gegenstand der Unterhaltung aufzufinden, woran diese Gentlemen ein vernünftiges Interesse haben könnten.

Aber, meine Liebe, sagte Mr. Pott mit großer Demuth, Mr. Pickwick nimmt ja wirklich großen Antheil daran. — Es ist gut für ihn, wenn er das kann, sagte Mrs. Pott mit Nachdruck; ich bin bis zum Sterben deiner Politik überdrüssig und deiner Händel mit dem Independent und sonstigen Unsinns. Ich bin ganz erstaunt, Pott, daß du ein solches Aufheben machst mit deinen Abgeschmacktheiten. — Aber meine Liebe — sagte Mr. Pott. — Ach, Unsinn, sprich mir nicht davon, sagte Mrs. Pott. Spielen Sie écarté, Sir? — Ich werde mich sehr glücklich schätzen, es unter Ihrer Anleitung zu lernen, versetzte Mr. Winkle. — Gut denn, stellen Sie diesen kleinen Tisch in dieß Fenster und erlösen Sie mich davon, dieser langweiligen Politik zuzuhören.

Jane! sagte Mr. Pott zu der Dienerin, welche Lichter hereinbrachte, geh hinab in das Bureau und bringe mir das Heft der Gazette für 1828 herauf. Ich will Ihnen — setzte der Herausgeber, zu Mr. Pickwick sich wendend, hinzu — ich will Ihnen nur ein paar von den leitenden Artikeln vorlesen, die ich zu der Zeit der Umtriebe der Hellgelben schrieb, als sie einen neuen Chausseegeldeeheber bestellen wollten; ich denke, sie werden Sie unterhalten. — Es wird mich in der That sehr freuen, sie zu hören, sagte Mr. Pickwick. — Das Packet kam und der Herausgeber setzte sich nieder und Mr. Pickwick neben ihn. Wir haben allen Grund zu glauben, daß der Letztere ganz entzückt war über die Kraft und Frische des Styls; wirklich hat auch Mr. Winkle die Thatsache angemerkt, daß seine Augen geschlossen waren, wie vor überschwänglichem Wohlbehagen, so lange die Vorlesung dauerte.

Die Ankündigung des Abendessens setzte sowohl dem écarté Spiel als der Rekapitulation der Schönheiten der Eatanswiller Gazette ein Ziel. Mr. Pott war in der heitersten Laune und in der angenehmsten Stimmung. Mr. Winkle hatte bereits beträchtliche Fortschritte in ihrer guten Meinung gemacht und sie trug kein Bedenken, ihm im Vertrauen zuzuflüstern, daß „Mr. Pickwick ein köstlicher alter Herr sey." Diese Ausdrücke trugen eine Familiarität an sich, welche sich zu erlauben wohl nur Wenige von denen, die mit dem Manne von riesenhaftem Geist genauer bekannt waren, sich herausgenommen hätten. Wir haben sie jedoch aufbehalten, als einen ebenso rührenden als überzeugenden Beweis von der Hochachtung, worin er bei allen Klassen der Gesellschaft stand, und der Leichtigkeit, womit er sich die Herzen und Gefühle geneigt machte.

Es war spät Nachts — lang nachdem Mr. Tupman und Mr. Snodgras in den innersten Gemächern des Pfauen in Schlaf gesunken waren — als die beiden Freunde sich zur Ruhe begaben. Bald überwältigte der Schlummer die Sinne des Mr. Winkle, aber seine Gefühle waren erregt, seine Bewunderung geweckt worden; und noch viele Stunden, nachdem der Schlaf ihn schon der Empfindung und Wahrnehmung der irdischen Gegenstände entrückt hatte, schwebte das Angesicht und die Gestalt der angenehmen Mrs. Pott immer und immer wieder seiner rastlosen Phantasie vor.

Das Getöse und Gelärme, in dessen Gefolge der Morgen anbrach, war hinreichend, von dem Geist des selbst romantischsten Träumers von der Welt alle andern Gedanken zu verscheuchen

außer denjenigen, welche unmittelbar mit der rasch herannahenden Wahl zusammenhingen. Das Schlagen von Trommeln, das Blasen von Hörnern und Trompeten, das Gebrülle von Menschen, das Stampfen von Pferden hallte und widerhallte durch die Straßen von dem frühesten Tagesgrauen an; und ein gelegentliches Gefecht zwischen den scharmützelnden Truppen beider Parteien belebte zugleich die Vorbereitungen und gab ihnen den Charakter einer angenehmen Mannichfaltigkeit.

Nun, Sam, sagte Mr. Pickwick, als sein Kammerdiener vor seiner Schlafzimmerthüre erschien, wie er eben mit seiner Toilette zu Ende war; — Alles lebendig und auf den Beinen heute, denke ich? — Geht in regelmäßiger Ordnung, Sir, versetzte Mr. Weller; unsre Leute versammeln sich in dem Stadtwappen und sie schreien sich bereits ganz heiser. — Ha, sagte Mr. Pickwick, so scheinen sie also ihrer Partei sehr ergeben, Sam? — Meiner Lebtage sah ich keine solche Ergebenheit, Sir. — Energisch, he? fragte Mr. Pickwick. — Außerordentlich, versetzte Sam; nie zuvor sah ich Leute so viel essen und trinken. Ich wundere mich nur, daß sie nicht fürchten zu zerbersten. — Das ist die mißverstandene Güte der Gentri hier, bemerkte Mr. Pickwick. — Sehr wahrscheinlich, versetzte Sam kurz. — Hübsche, frische, herzhafte Bursche scheinen es zu seyn, sagte Mr. Pickwick, einen Blick zum Fenster hinaus werfend. — Sehr frisch, antwortete Sam; ich und die beiden Aufwärter im Pfauen, wir haben Wasser gepumpt über die unabhängigen Wähler, welche letzte Nacht dort gegessen. — Wasser gepumpt über unabhängige Wähler! rief Mr. Pickwick aus. — Ja, sagte sein Diener, Jeder schlief eben da, wo er niedersank; diesen Morgen schleppten wir sie, Mann für Mann, heraus, und legten sie unter den Pumpbrunnen, und jetzt sind sie ganz in regelmäßiger Ordnung. Die Committee bezahlte einen Shilling den Kopf für diesen Streich. — Sind dergleichen Dinge möglich! rief der erstaunte Mr. Pickwick aus. — Gott behüte und bewahre Euch, Sir, sagte Sam; warum wurdet Ihr denn nur halb getauft? das ist nichts, das ist gar nichts. — Nichts? sagte Mr. Pickwick. — Gar nichts, Sir, antwortete der Diener. In der Nacht vor dem letzten Tag der vorigen Wahl hier bestach die Gegenpartei das Schenkmädchen im Stadtwappen, einen Hokuspokus zu machen mit dem Branntwein und Wasser von vierzehn Wählern, welche in dem Hause einkehrten. — Was meint Ihr mit dem Hokuspokus? erkundigte sich Mr. Pickwick. — Daß sie Laudanum hinein that, versetzte Sam. Ich will nichts nutz seyn, wenn sie sie nicht alle in einen Schlaf brachte, der dauerte bis zwölf Stunden nach der Wahl. Sie schleppten einen Mann, im festen Schlaf, in einem Wagen zur Bude, nur versuchsweise — aber es ging nicht; man wollte seine Stimme nicht gelten lassen; so führten sie ihn zurück und legten ihn wieder ins Bett. — Sonderbare Praktiken das! sagte Mr. Pickwick, halb mit sich selbst und halb zu Sam sprechend. — Nicht halb so sonderbar, als ein wunderähnlicher Vorfall, der meinem eignen Vater zur Zeit einer Wahl begegnete, eben hier in diesem Ort, Sir! — Was war das? fragte Mr. Pickwick. — Nun, er führte hier eine Kutsche, sagte Sam. Die Wahlzeit kam herbei und er wurde von einer Partei bestellt, Wähler von London hieher zu führen. In der Nacht ehe er wegfahren sollte, schickt die Committee der andern Partei in aller Stille zu ihm, und er geht mit dem Boten, der ihm den Weg zeigt; — ein großer Saal — eine Menge Gentlemen darin — Haufen von Papier, Federn und Tinte und dergleichen. Ah, Mr. Weller, sagt der Gentleman im Stuhl, erfreut Euch zu sehen, Sir, wie geht es Euch? — Ganz gut, dank' Euch, Sir, sagt mein Vater; ich hoffe, Ihr befindet Euch recht wohl. — Recht wohl, dank' Euch, Sir, sagt der Gentleman, setzt Euch, Mr. Weller, bitte setzt Euch, Sir. — So setzt sich mein Vater, und er und der Gentleman betrachten einander sehr genau. Ihr erinnert Euch meiner nicht? sagt der Gentleman? — In der That, ich kann es nicht sagen, sagt mein Vater. — Oh! ich kenne Euch! sagt der Gentleman, kannte Euch, als Ihr noch ein Knabe waret, sagt er. — Aber ich besinne mich eben nicht auf Euch, sagt mein Vater. — Das ist seltsam, sagt der Gentleman. — Sehr, sagt mein Vater. — Ihr müßt ein schlechtes Gedächtniß haben, Mr. Weller, sagt der Gentleman. — Ja, ich habe ein sehr schlechtes, sagt mein Vater. — Das dachte ich mir, sagt der Gentleman; und da schenkt er ihm ein Glas Wein ein und spricht mit ihm allerlei von seinem Fuhrwerk und bringt ihn ganz in eine gute Laune, und zeigt ihm zuletzt eine Zwanzigpfundnote. Es ist gar ein böser Weg zwischen hier und London, sagt der Gentleman. — Hier und da ist es ein sehr beschwerlicher Weg, sagt mein Vater. — Besonders in der Nähe des Kanals, glaube ich, sagt der Gentleman. — Ein häßlicher Stich, das! sagt mein Vater. — Nun, Mr. Weller, Ihr seyd ein herrlicher Fuhrmann und könnt mit Euern Pferden machen, was Ihr nur wollt, das wissen wir. Wir haben alle eine große Freude an Euch, Mr. Weller; und so, im Fall daß Ihr einen Unfall haben solltet, wenn Ihr Eure Wähler hieher führt, und wenn Ihr sie in den Kanal eintaucht, ohne daß ihnen ein Leid geschieht, so gehört dieß Euch — sagt er. — Gentlemen, Ihr seyd sehr gütig, sagt mein Vater, und ich will Eure Gesundheit in noch einem Glase Wein trinken, sagt er; und das that er auch; und dann steckte er das Geld ein und ging unter Bücklingen hinaus. Ihr werdet es kaum glauben können, Sir, fuhr Sam fort, mit einem Blick voll unaussprechlicher Unverschämtheit auf seinen Gebieter, daß just an dem Tag, wo er die Wähler hierher führte, seine Kutsche an eben der bezeichneten Stelle umgeworfen und sämmtliche Wähler in den Kanal geschleudert wurden. — Und sie kamen Alle wieder heraus? fragte Mr. Pickwick hastig. — Nun, antwortete Sam sehr langsam, ich glaube fast, ein alter Gentleman wurde vermißt; ich weiß, daß sein Hut gefunden wurde, aber darüber bin ich nicht ganz im Klaren, ob sein Kopf darin war oder nicht. Aber was ich im Auge habe, ist das hextraordinäre und wundervolle Zusammentreffen, daß meines Vaters Kutsche gerade an der Stelle und an dem Tage umgeworfen wurde, wo der Gentleman es prophezeyt hatte. — Es ist ohne Zweifel ein sehr außerordentlicher Umstand, Sam, sagte Mr. Pickwick. Aber bürstet meinen Hut aus, Sam, denn ich höre Mr. Winkle, der mich zum Frühstück holt.

(Schluß folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 109.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

1 Dezember. 1838.

Träume.

Von Th. Moore.

Im Schlummer, o sprich, was mag das seyn?
Kommt's oft, daß ein Seelchen entfliegt,
Da kehren sie Eines beim Andern ein
Und lassen den Leib wo er liegt.

So — wär' es zu läugnen? — die letzte Nacht,
Da wischte dein Seelchen hinaus,
Sie kam auf den Zehen, sie schlich so sacht,
Und fragt', ob die meine zu Haus.

Auf machte die meine gar freudig leis,
Sie schwatzten und kosten behend,
Denn sehn sich zwei Seelen verstohlenerweis,
Nimmt Plaudern und Küssen kein End'.

Da hub dein Seelchen, so mild und zart,
Zu weinen, zu klagen an:
Du begegnetest ihr so wild und hart,
Und hieltest sie streng im Bann.

„Ja, wenn es mir einmal widerfuhr,
Daß ich ihr ins Auge mich stahl,
Und daß ich, die Gluth mir zu kühlen nur,
Auf Seufzern entstieg meiner Qual;

Erschreckt sie mich plötzlich und jagt mich hinein,
Und macht dann ein Wesens davon:
Das könnt' eine schwere Sünde seyn,
Und hält einen ernsten Sermon.

In Mienen und Worten wie wär' ich so froh
Mich zu zeigen — sie hält mich gelähmt,
Und sperrt mich in Ecken und Winkel, wo
Man gesehen zu werden sich schämt!"

Als die meine die klägliche Beichte vernahm,
Sah die Arme sie an voll Leid:
Und meinte: „von Anstand und all dem Kram
Da wüßte sie wenig Bescheid."

„Doch morgen, mein Geistchen, so süß und gut,
Um Mitternacht bist du zu Haus,
Und derweil deine Dame im Bette ruht,
Da komm' ich, da sprechen wir's aus."

Noch ein Wörtchen ins Ohr — eine Thüre knarrt —
„Du weißt ja wo aus und wo ein."
Und um Mitternacht, ja, meine Schöne, da harrt
Dein artiges Seelchen mein!

L. S.

Die nachgelassenen Papiere des Pickwick-Club.

(Schluß.)

Mr. Pickwick stieg in das Gesellschaftszimmer hinab, wo er das Frühstück aufgetragen und die Familie bereits versammelt fand. Man machte das Frühstück hastig ab; die Hüte sämmtlicher Gentlemen waren mit ungeheuern blauen Abzeichen geschmückt, welche die schöne Hand der Mrs. Pott selbst daran angebracht hatte, und da Mr. Winkle es übernommen hatte, diese Dame zum Giebel eines Hauses in der nächsten Nähe des Hustings zu geleiten, begaben sich Mr. Pott und Mr. Pickwick allein nach dem Stadtwappen, aus dessen Hinterfenster Einer von der Committee des Mr. Slumkey eine Anrede hielt an sechs kleine Buben und ein Mädchen, die er je beim zweiten Satz mit dem stattlichen Titel: „Männer von Eatanswill!" beehrte, worüber die besagten sechs Buben ein grausames Beifallsgeschrei erhoben.

Der Hofraum zeigte unzweideutige Beweise von der Stärke und Herrlichkeit der Eatanswiller Blauen. Da war ein regelmäßiges Heer von blauen Fahnen, geschmückt mit angemessenen Sinnsprüchen in goldenen Buchstaben, vier Fuß hoch und verhältnißmäßig breit. Da war eine große Bande von Trompetern, Baßhörnern und Trommeln, vier Mann hoch aufgestellt, die ihr Geld wohl verdienten, so gut wie nur je ein Mensch, besonders die Trommler, welche sehr muskulöse Männer waren. Da waren Schaaren von Konstabeln mit blauen Stäben, zwanzig Committee-Männer mit blauen Schärpen, und ein Pöbelhaufen von Wählern mit blauen Kokarden. Da waren Wähler zu Pferd und Wähler zu Fuß. Da war ein offener Wagen mit vier Pferden für den ehrenwerthen Samuel Slumkey, und vier zweispännige Wagen für seine Freunde und Beistände; und die Fahnen rauschten, und die Bande spielte, und die Konstabel fluchten, und die zwanzig Committeemänner tummelten sich, und der Pöbel brüllte, und die Pferde scheuten, und die Postknechte schwitzten; und alle Menschen und Gegenstände, die hier und zu dieser Zeit versammelt waren, waren dieß ausdrücklich zum Behuf, zur Ehre und Verherrlichung des ehrenwerthen Samuel Slumkey, von Slumkey-Hall, eines der Candidaten für die Vertretung des Fleckens Eatanswill, in dem Hause der Gemeinen im Parlament des vereinigten Königreichs.

Laut und lang ertönten die Beifallsrufe und gewaltig war das Flattern von einer der blauen Fahnen, worauf die Worte: Freiheit der Presse, als man das röthliche Haupt des Mr. Pott in einem der Fenster gewahrte; und fürchterlich war der Enthusiasmus, als der ehrenwerthe Samuel Slumkey selbst, in Kappenstiefeln und mit einem blauen Halstuch, vortrat, die Hand des besagten Mr. Pott faßte und melodramatisch durch Geberden seine unaussprechlichen Verbindlichkeiten gegen die Eatanswiller Gazette, im Angesicht des versammelten Volkshaufens ausdrückte.

Ist Alles fertig? fragte der ehrenwerthe Samuel Slumkey den Mr. Perker. — Alles, mein werther Sir, war des kleinen Mannes Antwort. — Es ist hoffentlich nichts versäumt worden? fragte der ehrenwerthe Samuel Slumkey. — Nichts blieb unbeachtet, mein werther Sir, gar nichts. Da sind zwanzig frischgewaschene Männer vor der Thüre gegen die Straße, mit denen Ihr die Hände schütteln könnt; und sechs Kinder, die Ihr auf den Kopf tätscheln und nach deren Alter Ihr fragen müßt; nehmt Euch besonders bei den Kindern zusammen, mein werther Sir — es macht immer eine große Wirkung, diese Art von Procedur. — Ich will darauf Acht haben, sagte der ehrenwerthe Samuel Slumkey. — Und vielleicht, mein werther Sir — sagte der vorsichtige kleine Mann — vielleicht wenn Ihr es über Euch vermöchtet — ich will nicht sagen, daß es unerläßlich sey — aber wenn Ihr es einzurichten wüßtet, eines der Kinder zu küssen, es würde gar einen großen Eindruck auf die Menge hervorbringen. — Wäre es nicht eben so wirksam, wenn der Vorschläger oder der Unterstützer es thäte? sagte der ehrenwerthe Samuel Slumkey. — Ha, ich fürchte, nein! antwortete der Agent; wenn Ihr selbst es thätet, mein werther Sir, ich glaube, es würde Euch sehr populär machen. — Ganz gut, sagte der ehrenwerthe Samuel Slumkey, mit resignirter Miene; dann muß es eben seyn. Das ist Alles.

Ordnet den Zug! schrieen die zwanzig Committeemänner. — Unter dem Jubelgeschrei des versammelten Haufens nahmen die Musikbande, die Konstabel, die Committeemänner, die Wähler, die Reiter, die Wagen ihre Plätze ein — jeder der zweispännigen Wagen wurde mit so vielen Gentlemen bepackt, als nur menschenmöglicherweise aufrecht darin stehen konnten, und der dem Mr. Perker angewiesene enthielt außer Mr. Pickwick, Mr. Tupman, Mr. Snodgraß noch ungefähr ein halb Dutzend der Committeemänner.

Es war ein Augenblick banggespannter Erwartung, als der Zug des ehrenwerthen Samuel Slumkey harrte, der seinen Wagen besteigen sollte. Plötzlich erhob das Volk ein gewaltiges Beifallrufen. — Er ist herausgekommen! sagte der kleine Mr. Perker, sehr aufgeregt, und das um so mehr, als ihre Stellung ihnen nicht gestattete zu sehen was vorging. — Wieder ein noch viel lauterer Beifallsruf. — Er hat den Männern die Hände geschüttelt! rief der kleine Agent. — Ein neuer, noch heftigerer Ruf. — Er hat die Kinder auf den Kopf getätschelt, sagte Mr. Perker, zitternd von Spannung. — Ein die Luft zerreißender Jubelruf! — Er hat eines davon geküßt! rief der entzückte kleine Mann. — Ein neuer Freudenausbruch. — Er hat noch eines geküßt! stammelte der aufgeregte Agent. — Ein dritter Jubelruf. — Er küßt sie alle! kreischte der enthusiastische kleine Gentleman. Und unter dem betäubenden Ruf und Jubel der Menge setzte sich der Zug in Bewegung.

Wie und in welcher Weise er nun aber mit dem andern Zug sich vermengte und wie er sich aus der hieraus entstandenen Verwirrung loswickelte, das ist mehr als wir zu schildern unternehmen können, sintemalen Mr. Pickwicks Hut gleich zu Anfang dieses Zusammentreffens durch einen Streich eines Knüttels der Hellgelben ihm über Augen, Nase und Mund herunter geschlagen wurde. Er selbst gibt an, daß er sich, als er wieder einen Blick auf die Scene zu werfen vermochte, auf allen Seiten umringt gesehen habe von zornigen und trotzigschauenden Gesichtern, von einer ungeheuern Staubwolke und einem dicken Gewimmel von Kämpfenden. Er gibt an, daß er selbst gezwungen worden sey, den Wagen zu verlassen, von einer unsichtbaren Macht und persönlich in einen Faustkampf verwickelt worden sey; aber mit wem, oder warum, und wie? darüber vermag er gar keine Auskunft zu geben. Sodann fühlte er sich von den hinter ihm Stehenden einige hölzerne Treppen hinaufgedrängt, und als er seinen Hut abnahm, fand er sich umringt von seinen Freunden, ganz vorn auf der linken Seite der Hustings. Die rechte Seite war der Partei der Hellgelben vorbehalten, und die Mitte für den Mayor und seine Beamten, von welchen Einer, der fette Ausrufer von Eatanswill, eine ungeheure Glocke in Bewegung setzte, um Stille zu gebieten, während Mr. Horatio Fizkin und der ehrenwerthe Samuel Slumkey, die Hände auf dem Herzen, sich mit der äußersten Leutseligkeit gegen das stürmische Meer von Köpfen verbeugten, das den freien Platz vor ihnen überwogte, und aus dem ein Sturm von den verschiedenartigsten Tönen des Beifalls und Mißfallens brüllend, schrillend

und jauchzend emporstieg, der einem Erdbeben Ehre gemacht hätte.

Da ist Winkle, sagte Mr. Tupman, seinen Freund am Aermel zupfend. — Wo? sagte Mr. Pickwick, seine Brille aufsetzend, die er zum Glück bisher in der Tasche behalten hatte. Dort, sagte Mr. Tupman, auf dem Giebel jenes Hauses! — Und da waren wirklich auf der bleiernen Dachrinne eines Ziegeldachs Mr. Winkle und Mrs. Pott, behaglich auf ein paar Stühlen sitzend, ihre Taschentücher schwingend, zum Zeichen der Erkennung — ein Kompliment, das Mr. Pickwick damit erwiederte, daß er der Dame eine Kußhand zuwarf.

Die Sache hatte noch nicht ihren Anfang genommen; und weil eine unbeschäftigte Menschenmenge immer zum Scherz und Spaß aufgelegt ist, so genügte auch diese ganz unschuldige Handlung, ihren Witz zu erwecken. — O Ihr verwünschter alter Schelm! rief eine Stimme; was, Ihr nach den Mädchen schauen? — O Ihr ehrwürdiger Sünder, rief ein Zweiter! — Setzt seine Brille auf, um damit nach verheirateten Frauen zu gucken! ein Dritter. — Ich sah ihn ihr zublinzeln, mit seinen alten, verruchten Augen! schrie ein Vierter. — Habt Acht auf Eure Frau, Pott! heulte ein Fünfter, und dann brach ein schallendes Gelächter los.

Da diese Anzüglichkeiten begleitet waren von gehässigen Vergleichungen zwischen Mr. Pickwick und einem alten Bock und manchen Witzen ähnlicher Art, und da sie überdieß ziemlich darauf berechnet schienen, der Ehre einer unschuldigen Dame etwas anzuhängen, so stieg Mr. Pickwicks Entrüstung auf eine außerordentliche Höhe; aber da eben in diesem Augenblick Stille geboten ward, begnügte er sich, auf den Pöbel einen vernichtenden Blick des Mitleids wegen ihrer irregeleiteten Gesinnung zu schleudern, worüber sie ein nur noch wieherunderes Gelächter aufschlugen.

Stille! donnerte des Mayors Diener. — Whiffin, gebietet Stille, sagte der Mayor mit einer Würde und Wichtigkeit, wie sie für seine erhabene Stellung paßte. Gehorsam diesem Befehl begann der Ausrufer ein neues Concert mit der Glocke, worauf ein Gentleman im Volkshaufen rief: Semmeln! was ein neues Gelächter erzeugte.

Gentlemen! sagte der Mayor in so lautem Ton, als ihn seine Stimme nur zu erzwingen vermochte, Gentlemen! Wähler des Fleckens Eatanswill! Wir sind hier versammelt in der Absicht, einen Vertreter zu wählen an der Stelle unsers Verstorbenen. —

Hier ward der Mayor von einer Stimme in dem Haufen unterbrochen: Glück dem Mayor! rief die Stimme, und möge er nie sein Nägel- und Eisengeschäft verlassen, da er dadurch sein Geld gewonnen! — Diese Anspielung auf das Gewerbe des Redners ward mit einem Sturm von Jubel aufgenommen, der, nebst dem Glocken-Accompagnement das Uebrige seiner Rede unvernehmlich machte, mit Ausnahme des Schlußsatzes, worin er der Versammlung seinen Dank aussprach für die geduldige Aufmerksamkeit, womit sie seine ganze Rede angehört hatte — ein Ausdruck der Dankbarkeit, welcher einen neuen Ausbruch der Heiterkeit hervorlockte, der beinahe eine Viertelstunde anhielt.

Demnächst verlangte ein großer, magerer Gentleman, in einer sehr steifen, weißen Halsbinde, nachdem die Menge zu wiederholten Malen ihm zugerufen hatte: er solle einen Buben heimschicken und fragen lassen, ob er nicht seine Stimme habe unter dem Kissen liegen lassen, die Erlaubniß, einen tüchtigen und passenden Mann als Vertreter im Parlament vorzuschlagen. Und als er nannte den Horatio Fizkin, Esquire, von Fizkin Lodge bei Eatanswill, da jauchzten die Fizkiniter Beifall, und die Slumkeyaner brummten und krähten, so lang und so laut, daß sowohl er als der Unterstützer hätten können, statt zu sprechen, komische Lieder singen, ohne daß irgend ein Mensch etwas davon gemerkt hätte.

Nachdem die Freunde des Horatio Fizkin, Esquire, ihren Mann vorgeschlagen, trat ein kleiner cholerischer Mann, mit einem rothen Gesicht vor, um einen andern tüchtigen und passenden Mann den Wählern von Eatanswill fürs Parlament vorzuschlagen; und der Mann mit dem rothen Gesicht wäre ganz gut in Fluß gekommen, wäre er nicht allzucholerisch gewesen, als daß ihn das gemeine Volk hätte recht verstehen können. Nach ganz wenigen Sätzen bilderreicher Beredsamkeit ging der Mann mit dem rothen Gesicht davon, daß er die ihn Unterbrechenden unter dem Pöbel schalt, dazu über, Stichelreden mit den Gentlemen auf den Hustings zu wechseln, worauf ein Aufruhr entstand, der ihn in die Nothwendigkeit versetzte, seine Gefühle durch ernste Pantomimen zu erkennen zu geben, was er that, und dann die Bühne seinem Unterstützer überließ, der eine geschriebene, halbstündige Rede hielt, und sich nicht wollte zum Schweigen bringen lassen, weil er Alles schon in die Eatanswiller Gazette geschickt und diese es Wort für Wort gedruckt hatte.

Darauf trat Horatio Fizkin, Esquire, von Fizkin Lodge bei Eatanswill, hervor, um die Wähler anzureden; sobald er aber dieß that, begann die Musikbande im Dienst des ehrenwerthen Samuel Slumkey mit einer Heftigkeit aufzuspielen, wogegen die am Morgen nur eine Kleinigkeit war; zur Vergeltung bearbeitete der Haufen der Hellgelben die Köpfe und Schultern der Blauen, worauf die Blauen versuchten, sich ihrer sehr unangenehmen Nachbarn, der Hellgelben, zu entledigen; und es folgte eine Scene des Ringens und Stoßens und Fechtens, welcher wir so wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen können, als der Lordmayor, obgleich er gemessene Befehle an zwölf Konstabel erließ, die Rädelsführer zu fassen, welche sich auf etwa zweihundert und fünfzig oder mehr belaufen mochten. Bei all diesen Begebnissen wurden Horatio Fizkin, Esquire, von Fizkin Lodge und seine Freunde wüthend und toll; bis endlich Horatio Fizkin sich erlaubte, seinen Gegner, den ehrenwerthen Samuel Slumkey, zu fragen, ob diese Bande mit seiner Gutheißung spiele. Da der ehrenwerthe Samuel Slumkey hierauf zu antworten sich weigerte, schüttelte Horatio Fizkin, Esquire, von Fizkin Lodge, dem ehrenwerthen Samuel Slumkey die Faust ins Gesicht, worauf der ehrenwerthe Samuel Slumkey, dessen Blut sich empörte, den Horatio Fizkin, Esquire, zum Kampf auf Leben und Tod herausforderte. Bei dieser Verletzung aller bisher bekannten Regeln und Vorgänge befahl der Mayor eine neue Phantasie

auf der Glocke, und erkläete, daß er Beide, Horatio Fizkin, Esquire, von Fizkin Lodge, und den ehrenwerthen Samuel Slumkey, von Slumkey Hall, werde vor sich bringen lassen und ihnen die Verpflichtung auflegen, Frieden zu halten. Bei diesee schrecklichen Bedrohung legten sich die Unterstützer der beiden Kandidaten ins Mittel, und nachdem die Freunde beider Parteien paarweise drei Viertelstunden lang gehadeet hatten, berührte Horatio Fizkin, Esquire, seinen Hut gegen den ehrenweethen Samuel Slumkey, und der ehrenwerthe Samuel Slumkey, den seinigen gegen Horatio Fizkin, Esquire; der Musikbande ward Einhalt gethan, das Volk theilweise beruhigt, und dem Horatio Fizkin, Esquire, ward gestattet in seiner Rede fortzufahren.

Die Reden der beiden Kandidaten, verschieden zwar in jeder andern Beziehung, brachten doch beide dem Verdienst und der hohen Wüedigkeit der Wähler von Eatanswill einen schönen Tribut dar. Beide sprachen ihre Ueberzeugung aus, daß eine unabhängigeee, aufgeklärtere, von öffentlichem Geist beseeltere, eine geoßherzigere und uneigennützigere Menschenklasse nicht existirte, als diejenigen, welche für den Einen und für den Andeen zu stimmen versprochen hatten; Jeder spielte dunkel auf seine Vermuthungen an, daß die Wähler im gegentheiligen Interesse an gewissen abscheulichen und thörichten Schwächen litten, welche sie unfähig machten zur Ausübung der wichtigen Pflichten, zu deren Erfüllung sie beeufen seyen. Fizkin sprach seine Bereitwilligkeit aus, Alles zu thun, was man von ihm wolle; Slumkey seinen festen Entschluß, nichts zu thun, was man von ihm verlange. Beide sagten: Die Gewerbe, die Manufakturen, der Handel, die Wohlfahrt von Eatanswill würden immer ihren Herzen theurer seyn, als jeder andeee Gegenstand; und Jeder von beiden getraute sich mit größter Zuversicht die Hoffnung auszusprechen, daß er der Mann sey, auf den die Wahl fallen würde.

Jetzt ging es ans Aufheben der Hände; der Mayor entschied zu Gunsten des ehrenwerthen Samuel Slumkey, von Slumkey Hall. Horatio Fizkin, von Fizkin Lodge, verlangte einen Poll, und so wurde ein Poll angeordnet. Dann wuede ein Dankvotum für den Mayor beschlossen, für seine geschickte Leitung der Wahlsache auf dem Präsidentenstuhl; und der Mayor bedankte sich dafür, mit dem andächtigen Wunsch, daß er einen Stuhl gehabt haben möchte, um von diesem aus zu leiten (denn ee war während der ganzen Handlung gestanden). Die Züge bildeten sich wieder, die Wagen fuhren langsam durch das Volksgewühl und die Mitglieder von diesem jauchzten oder schimpften hinter ihnen her, je nachdem ihre Gefühle oder Launen ihnen geboten.

Während der ganzen Zeit des Stimmenabgebens war die Stadt in einer beständigen fieberhaften Aufregung. Alles war aufs liberalste und ergötzlichste eingerichtet; Acciseartikel waren auffallend wohlfeil in allen Gasthäusern; und aufs freundlichste ward Sorge getragen für die Bequemlichkeit der Wähler, welche von einem vorübergehenden Schwindel im Kopf ergriffen wurden — eine Seuche, welche stark unter den Wählern grassirte, so lange der Kampf dauerte, und in Folge deren man sie häufig im Zustand völliger Bewußtlosigkeit auf dem Pflaster liegen sah. Eine kleine Anzahl von Wählern hatte noch ihre Stimmen nicht abgegeben. Es waren klug berechnende und abwägende Leute, welche noch durch die Argumente keiner Partei waren übeezeugt worden, obgleich sie mit beiden häufige Besprechungen hatten. Eine Stunde vor dem Schluß des Polls erbat sich Mr. Perker die Ehre einer geheimen Besprechung mit diesen intelligenten, edeln, patriotischen Männern. Sie ward bewilligt. Seine Aegumente waren kuez abee befriedigend. Sie kamen Alle mit einander zum Poll, und als sie zurückkamen, wae der ehrenwerthe Samuel Slumkey, von Slumkey Hall, gewählt. — — —

Der Raum gestattet uns für dießmal nicht, weitere Mittheilungen aus dem ergötzlichen Buche zu geben, und wie versparen solche, so wie ein näher motivirtes Urtheil auf eine späteee Gelegenheit. Hinsichtlich der Anlage und des Inhalts des Buchs erwähnen wir nur, daß der Verfasser den komischen Seenen kleine Erzählungen rührenden oder eensten Inhalts einverwoben hat, in ähnlicher Weise, wie Cervantes in seinem Don Quixote Novellen einstreut. Diese kleinen Erzählungen zeigen das Talent des Verfassers von einer andern Seite und legen ein sehr günstiges Zeugniß dafür ab; in einigen glauben wir eine unverkennbare Geistesveewandtschaft mit Goldsmith und Mackenzie zu finden. Der Wechsel des Komischen mit Ernstem ist gewiß dem Eindruck des Buches sehr günstig, und erhält das Interesse für jenes frischer. Wie werden später auch eine Probe von den Erzählungen ernster Art mittheilen. Was die komischen Elemente betrifft, so wird sich aus dem Bisherigen schon so viel ergeben, daß für den komischen Roman der allergünstigste Boden der nationale ist, und den Pickwickiern hat gewiß der Umstand hauptsächlich eine so geoße Popularität eeworben, daß das Buch ein so durchaus englisches ist. In England gibt es Hunderttausende, welchen die hier zur Sprache kommenden Gegenstände bekannt und von Interesse sind, während in Deutschland eine so umfassende Gemeinsamkeit des Interesse's fehlt. Die Oeffentlichkeit des englischen Lebens unterhält zwischen den verschiedenen Provinzen, so wie zwischen den verschiedenen Ständen eine Continuität, an deren Stelle man in Deutschland meist nur eine immer mehr zunehmende Isolirung findet. Wir nehmen die komischen Romane fremder Völker gern auf und eignen sie uns soviel möglich an; wir belachen das allgemein Menschliche und machen uns auch das Nationelle und Lokale einigeemaßen verständlich; aber der deutsche Boden selbst scheint kein lebensfähiges komisches Produkt, das sich den Beifall eines großen Kreises eewerben könnte, hervorbringen zu wollen.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 110.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

6 Dezember 1838.

Die Komödie des Todes.

Gedichte von Theophile Gautier.

In dem bizarren Titel, den der Verfasser seiner Gedichtsammlung gab, kündigt er schon ziemlich deutlich an, welcher Schule er angehört; er ist in der That Einer der treu und standhaft gebliebenen Romantiker der strengeren Observanz, wie wir aus einer Kritik des mit seinen Lebensumständen und seiner Bildung wie es scheint ziemlich vertrauten Sainte-Beuve ersehen. Dieser sagt:

Er gehört der Schule an, welche das Motto hat: die Kunst um der Kunst willen! und er hat wirklich einige ihrer Prinzipien in der Anwendung mit einer Strenge und Eigenthümlichkeit verfolgt, die ihm einen besondern Platz sichern. Er war vor dem Jahr 1830 zu jung, um sich bei der ersten Bewegung der romantischen Poesie hervorzuthun; aber er trat in diese Linie ein und beharrte darin, als Mehrere sie verließen, oder wenigstens darauf bedacht waren, ihre Entwicklung zu modificiren. Da er sich früher mit der Malerei beschäftigte und mit mehreren befreundeten Dichtern, Malern, Bildhauern ein reines Künstlerleben führte, nahm er dessen ausschließliche Vorurtheile, das Genre ohne alle Schattirung und auch einige jener ausschweifenden Sonderbarkeiten an, neben dem ernsten Wetteifer, dem tüchtigen Studium, der Gluth und Kühnheit des Geistes. Aus diesen Jahren der Vorbereitung trat er mit verstärkter Farbe, mit einer Kunde der Töne und einer Kühnheit in Bildern um jeden Preis hervor, die endlich, nach einigen minder beachteten Versuchen, ihre Fassung und ihre Stunde gefunden haben; in der jetzt erneuten Schule V. Hugo's nimmt Theophile Gautier den ersten Platz ein.

Sein Buch Gedichte, das ihm wirklich seinen Rang anweist, die Komödie des Todes, betitelt sich so, nicht nur wegen des ersten Stückes, das für sich wieder diese Ueberschrift führt, sondern auch, ohne Zweifel, wegen einer durchgehenden Idee des Todes überhaupt, welche im innersten Gedanken des Dichters herrscht, die ihn auch in den fröhlichsten Augenblicken nicht verläßt, und die ihn alsdann nur zu einem lebendigeren Genuß dieser Erde mit ihrer Farbenpracht drängt. Es ist am Ende dieselbe Idee, die, wie man weiß, dem Horaz und den epikuräischen Dichtern so geläufig war: Eheu! fugaces Posthume, Posthume.. aber statt in der Weise der antiken Begeisterung ausgesprochen zu werden, nimmt diese Idee bei Gautier die gothische und romantische Gestaltung an, und tritt in Verwandtschaft mit den Gemälden eines Orcagna oder Holbein, mit den geistlichen Stücken des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts.

Das erste Stück, welches das bedeutendste ist, hat wirkliche Tiefe, und hätte der Dichter seine größte Kraft und seine Derbheit in der Farbengebung nur für solche Gegenstände aufgespart, so hätte man ihm keine großen Vorwürfe zu machen; hier ist wenigstens ein angemessenes Verhältniß zwischen dem Ausdruck und der Idee. In dem ersten Abschnitt, betitelt: Das Leben im Tod, nimmt der Dichter, am 2 November in einem Kirchhof umherschweifend, an, daß das Leben auch hier nicht völlig erloschen sey, und sucht sich die Qualen, die geistige Pein, die schwärmenden Leidenschaften aller dieser Todten vorzustellen, wenn sie, noch im Besitz von einer Art Halbexistenz, empfänden und wüßten, was ohne sie auf der Erde fortgeht:

Fühlen, daß man dahin, und ließ so wenig Spuren
Als Barken, die des Meers Gebiet pflügend durchfuhren,
    Daß man für Alle todt!
Sehn, daß so schnell dich die Geliebtesten vergessen,
Daß nur, gesenkten Arms, wehmüthige Cypressen
    Ueben der Trau'r Gebot!

Alles Folgende hat, bei steigender Energie, seine traurige und leichenhafte Wahrheit, das Gespräch des Wurms und der Gestorbenen, die Erscheinung Raphaels, dessen Maske sich belebt und Ausrufe des Fluchs und der Verzweiflung gegen das

Jahrhundert ausstößt — diese phantastischen Scenen läßt man in der Umgebung und in der Welt, worein der Dichter uns versetzt, gelten; man widersteht anfangs dem Grausen, bald aber gibt man ihm nach, so wiederholt und oft so mächtig sind seine Streiche.

Der zweite Abschnitt: Der Tod im Leben (und diese Art symmetrischer Wortspiele: Leben im Tod, Tod im Leben sind ganz im Geschmack des Mittelalters), stellt eine wirkliche, leichter zu erkennende Wahrheit dar — Alles, was Todtes und Begrabenes ist in dem Innersten der Seelen derjenigen, welche für lebendig gelten:

Und doch gibt es auch hier grauenvolle Todeskämpfe,
Wovon kein Mensch erfährt, maßlose Herzenskrämpfe,
Welche kein Aug' nimmt wahr;
Mehr als Ein Kreuz steht auf dem Golgatha der Seele,
Ob auch der Heil'genschein, die weiße Frau dort fehle
Mit wild gelöstem Haar.

Ein Grab ist jede Seel', wo tausend Leichen liegen...

In der Reise à la Lenore, welche sodann der Dichter macht, steht es ihm ganz wohl zu, uns den alten Faust zu zeigen, der, geheilt von der Täuschung des Wissens, wo er doch das letzte Wort nicht hat finden können, zum Schluß sagt: „Liebet! denn das ist Alles!" während Don Juan dagegen, dem die Augen über seine endlosen Liebschaften aufgegangen, auf Faust oder Salomo zurückkommt, und ausruft: „Studiret, lernet!" Aber weniger leicht stimmt man bei, wenn Napoleon, der sofort heraufbeschworen wird, Tityrus und Amaryllis Räthe gibt, und beklagt, daß er nicht ein Hirte auf Korsika geworden. Die große, noch im frischen Andenken stehende historische Gestalt leiht sich nicht so gut zu einer moralischen Palinodie her, wie jene phantastischen Wesen, Faust und Don Juan, welche seit Jahrhunderten der Willkür der Tradition und der Dichter preisgegeben schwanken.

Kurz, das erste wichtigste Stück der Sammlung von Gautier hat, ich wiederhole es, Tiefe und Wahrheit. Wenn es ganz die Mythologie und das Phantastische der geistlichen Stücke und der Gemälde des Mittelalters wieder darstellt, so ist es doch keineswegs ein bloßer Abdruck oder Abguß; der völlige Mangel des Glaubens und die Idee der Vernichtung, welche der Verfasser darein mischt, werden zur eigenthümlichen Inspiration; freilich ist dieß physische, gräßliche, ins Einzelne ausgemalte, ewig wiederkehrende und beengende Bild des Todes nur dasjenige, welches die Christen in jenen mit Furcht und Zittern frommen Jahrhunderten hatten; aber der Dichter, indem er die Bilder nimmt ohne den Glauben, beleuchtet sie mit einem noch grelleren und fahlern Glanz, der ihnen ein hinlänglich neues Ansehen gibt. Er hat (manche seiner Töne bezeugen es) selbst das Uebel empfunden, das er mit solch heftigem Nachdruck schildert; die Angst der Vernichtung ist hier hindurchgezogen.

Soviel zum Lobe; aber kaum ist man über dieß Stück hinaus, und setzt die Lektüre des Bandes durch die andern Stücke von jedem Ton, aus welchen er besteht, fort, so entdeckt man man sogleich, daß das Verfahren des Dichters durchaus nicht immer zu seinem Gegenstand stimmt, nicht immer der Idee oder dem Gefühl entspricht, daß er seine Entscheidung getroffen hat für die ausschließlich der Farbe und dem Bild sich zuwendende Weise des Ausdrucks. Noch ganz anders ist es, wenn man von seinen Gedichten zu seiner Prosa übergeht, zu seinen Romanen; dort ist die Form noch unabhängiger vom Inhalt, noch exorbitanter für das Gefühl; und aus einer längern Lektüre ergibt sich, daß das Affektirte und Gemachte des Ganzen auch auf das Wahrempfundene seinen Schein wirft, und dessen Wirkung schwächt.

Das Ganze! die Wirkung des Ganzen! das ist es, an was unsere Dichter nicht genug denken, und gerade darin besteht die große Schwäche der Werke unserer Zeit, selbst der glänzendsten, gegenüber von den Meisterwerken der Vergangenheit. Man hat Talent, Ausführung, eine reiche Palette mit unvergleichlich glänzenden Farben, ein Orchester mit hundert volltönenden Stimmen; aber statt alle diese Mittel einem geheiligten, harmonischen Gedanken oder Gefühl zu unterwerfen, welches den goldenen Bogen hielte, entthront man den allwaltenden Geist und das glänzende Beiwerk wird Hauptsache.

Wenn gesagt wurde, daß Gautier eine ausschließliche Ausdrucksweise annehme, so soll damit nicht behauptet werden, daß innerhalb dieser Weise selbst keine Mannichfaltigkeit statt finde; wenn er düster und grauenhaft ist in der Komödie des Todes, so zeigt er ausnehmende Anmuth in manchem Sonett und vielen Villanellen. Aber in der Anmuth wie im Grausenhaften ist das Verfahren eines und dasselbe, nämlich das: den Gedanken nicht anders als mittelst des Bildes auszudrücken.

Daß der poetische Styl seiner Natur nach reich an Bildern ist, daß er sie in großer Anzahl zuläßt und sie oft fordert, das unterliegt keinem Zweifel; die Frage stellt sich vielmehr, gegenüber von Gautier, so: Soll in der Prosa wie im Gedicht das Bild das Gemeingültige seyn? gibt das Bild die Gesetze?

Sobald der Geist, das Talent sich dem System zuwenden, Alles in Bildern sagen und Alles mit Farben malen zu wollen, können sie sehr weit gehen und wirkliche Gewaltsstücke aufführen; aber der wahre Mittelpunkt ist verrückt. Das der Kunst des Styls angemessene Verfahren ist das: von allen Künsten, sey es zum Behuf der Farben, oder der Formen, oder der Töne, zu entlehnen, aber ohne sich auf eines dieser Mittel zu beschränken, und vornehmlich mit steter Beherrschung derselben aller durch den Gedanken und das Gefühl, deren lebendigster Ausdruck oft der unmittelbare und unbildliche ist. Ich spreche, wohlverstanden, nicht von den Versen Voltaire's; aber in seiner Prosa — wie viele Worte sind da ohne ein offen zu Tage liegendes Bild, und die doch den Gedanken selbst in seiner wahrsten Bewegung darstellen! Und bei Lafontaine, welche immerdar und durchaus köstliche Verse ohne ein merkliches Bild! Man schöpft daraus

gleichsam mit der Seele, wie aus einem fließenden Wasser. Hier, bei Gautier, fließt das Wasser nur unter einer gefrornen, in der Sonne glitzernden Decke; er hat zu sehr außer Acht gelassen, daß er selbst einmal treffend gesagt hat:

Und Eurer Dichtung ruhig frischer Strom
Sey für das Herz der Leidenden wie jene
Bäche lebend'gen Wassers, wo die Hirsche
Zu trinken kommen in der Wälder Schatten.

Zwischen den Leser und die Empfindung drängt sich, statt der freien Strömung, dieser Eisspiegel (von Bildern) ununterbrochen und in tausendfarbigen Tönen bemalt, mit Smalt, mit Ultramarin, was weiß ich Alles; gescheckt, gestreift, gewässert, perlmutterartig in tausenderlei Façons; manchmal ist es ein schöner Krystall; wären es nur ein paar gutgewählte Punkte, so könnte man es fast für Diamanten halten; in die Länge aber macht es zu sehr den Eindruck eines Glasladens.

In einem kleinen Gedicht, das Flußpferd betitelt, schildert uns der Dichter den furchtbaren Bewohner der Moräste, der, vermöge seines dichten Panzers in guter Ruhe den Schlangen, den Tigern und den Kugeln der Inder trotzt, und setzt hinzu:

Dem Nilpferd gleich' ich, ein mich hüllend
In meiner Ueberzeugung Schild;
Schußfest durchwandr' ich so die Wüste,
Und keine Furcht mein Herz erfüllt.

Aber diese so völlige Ueberzeugung macht, daß der Styl selbst auch allzusehr ihr gleich wird. Der Styl behielte, wenn nicht zum Glück manchmal eine etwas andere Stimmung einträte, bald nichts mehr von der natürlichen Geschmeidigkeit und der freien Beweglichkeit des Lebens; er wäre nur noch ein Firniß, ein Schmelz, eine große Schuppe und Schale.

Ich habe mich hier länger verweilt, weil hier, auf einer nicht scharf zu bestimmenden Gränze, die lobenswerthe Originalität und die nicht zu billigende Uebertreibung von Gautier's Talent sich begegnen. Ich gehöre, Gott sey Dank, nicht zu denen, welche sagen: hinfort schließe eine Schranke den Kampfplatz und man müsse stehen bleiben! Wenn es ein allgemeines Gesetz gibt, nach welchem die Literaturen und die Poesien, bei einem gewissen Punkt der Vollkommenheit und der Reife angelangt, zu Grunde gehen, indem sie sich verfeinern, so gibt es doch immer für ausgezeichnete Individuen noch Mittel, eine Ausnahme zu machen, und die Ausnahme besonders macht in den Künsten den Mann. Weder die Rechtmäßigkeit noch die Möglichkeit der Neuerung bestreite ich Gautier; ich sehe selbst, auf dem eigenthümlichen Weg, den er eingeschlagen, einen schmalen Pfad, auf dem er sich hätte halten können, den er stellenweise eingehalten, aber den er gleichsam muthwillig sogleich zerstört hat, indem er ihn überschritt. Ich begreife ein zur Poesie übergegangenes Malertalent, das darüber Reue empfindet und sich wieder manchmal, beim Anblick der unaussprechlichen Schönheit, nach seiner ersten Kunst zurücksehnt, wie dieß Gautier in einem seiner Gedichte thut:

Warum, zu früh verzagt in Zweifelsstunden,
Geliebte Malerei, verließ ich dich?
All unsre Verse, was vermögen sie
Der Schönheit treues Bildniß abzuspiegeln?
Was hohler Worte ohne festen Halt
Gekünstelt Beiwort und farbloser Reim?
Oh! wie bereu' ich, wie beklag' ich es,
Daß ich nicht Maler mehr bin, wenn ich dich
O Julia Grisi seh' in deiner Loge!

Hier hat er sein Gefühl ganz richtig geschildert; aber um ihm ganz treu zu bleiben, um sich, als ausgewanderter Maler, einen eigenen Flecken Poesie zuzueignen, um ihn mit eigenthümlichem, glücklichem Anbau zu bezeichnen und ihn mit Früchten zu bereichern, die von Rechtswegen farbiger waren, als sonst wo; welcher gewissenhaften und reinen Anstrengungen hätte es dazu bedurft, welches ängstlichen Maaßes, welches moralischen Taktes, und welcher Keuschheit — im antiken Sinne des Worts!

Aber daran fehlt es bei Gautier zu oft in seiner Poesie und besonders in seinen Romanen. In dem Roman Fortunio ist eine Fülle von Geist; aber was soll man weiter davon sagen? Wenn der Verfasser hat die Kritik der Orgien des Tages geben und dem jungen Spartaner den betrunkenen Heloten vorführen wollen, so ist es ihm damit nur zu gut geglückt. Wollte er über den pittoresken Jargon, der jetzt Mode ist, spotten und die literarische Untugend von heute auf den Gipfel treiben, die bald ebenso unbegreiflich erscheinen wird, wie der Witz Merkutio's, oder der der Précieuses, oder auch der von dem jüngern Crebillon, so ist allerdings sein Abdruck getreu und er erschöpft das Genre. Aber aller Reichthum von Einfällen eines Humoristen und alle Ironie, füllt doch, ohne irgend eine Leidenschaft, kein Buch und verbannt nicht die Kälte, während das übermäßige Ragout des Styls bald Ekel erzeugt.

Gedichte von Southey.

Der Abendregenbogen.

Du Friedensbogen! — Dort am Abendhimmel
Erblüht so sanft dein heitrer Farbenkranz!
Mein Auge schaut oft aus dem Weltgetümmel
Zu dir hinauf. Kurz war des Tages Glanz;
Er schien mit launenhaftem Reiz umzogen,
Dann kamen schwarze Wolken angeflogen
Und gossen sich in Regenströmen aus.
Doch ist es süß, dich ruhig anzublicken,
Wie deine milden Farben uns entzücken,
Wie du besänftigst wildes Sturmgebraus.

So lächelt auf des Frommen blasse Wange
Die ew'ge Liebe, wenn er froh entweicht
Von dieser Welt, aus diesem Leidensdrange
In jenes Reich, wo alle Sorge schweigt.

Die Geliebte.

Schön ist der Morgen, wann die Sonn' entfaltet
Am Wolkensaum den ersten Rosenstrahl,
Und wann der matte Glanz des Tags veraltet,
Hinwelkend vor des Sängers Blick zumal.
Doch schöner der Geliebten Lächeln waltet,
Als jedes Schauspiel in dem Blumenthal,
Und süßer, als das Haines Lied gestaltet
Ihr Wort sich, das uns grüßet. — Jedes Mal
Wird mir die Wonne, wenn auf deinen Blicken
Mein sehnend Auge ruhet mit Entzücken.
Zu schnell doch eilst du, göttergleiche Lust,
Und nimmer kehrt ihr wieder, sel'ge Stunden,
Inzwischen ich, dem Weltgeräusch entwunden,
Gefühle ströme aus der wunden Brust.

Des Wanderers Heimkehr.

Dem Morgenwandrer tönt so lieblich
Der Lerche frühes Lied,
Wenn hellbeglänzt von Sonnenstrahlen
Er ihre Schwingen sieht.

Und kühl erquickend für den Pilger
Ein Lüftchen um ihn weht,
Wenn schwach und matt am heißen Mittag
Er seines Weges geht.

Und wenn bei unbewölkter Sonne
Er schmachtend niedersinkt,
So murmelt ihm der Bach ein Liedchen,
Das herzerfreuend klingt.

Wenn dann das Licht am Abend bleichet
Und Alles ruhig liegt,
Aus naher Malerei ein Klingeln
Ihm süß zum Ohre fliegt.

Doch, o! von allen frohen Tönen
Des ganzen Tages ist
Am süßesten der Liebe Stimme,
Die seine Heimkehr grüßt.

Jugend und Alter.

Kaum dämmernd bricht im freien Osten
Der junge Morgen an,
Da fördert emsigfrohen Schrittes
Der Wandrer seine Bahn.

Er eilet über rauhe Pfade,
Hinauf zur Höh' er springt,
Und Alles, was er sieht und höret
Ihm nur Vergnügen bringt.

Und wann der Nebel, langsam weichend,
In weißen Wellen wallt,
Er meint, die Nebelhülle berge
Ihm eine Heldgestalt.

Jedoch wann hinter Abendwolken
Der matte Tag verglühet,
Wie langsam der erschöpfte Wandrer
Dann seines Weges zieht!

Er schleichet über rauhe Pfade
Mit wunden Füßen fort,
Und mühsam klimmt er, oftmals ruhend,
Zum hohen, steilen Ort.

Und wann der Abendnebel steiget,
Stellt sich die Furcht ihm dar;
Er bangt vor unsichtbaren Schlünden,
Vor heimlicher Gefahr.

So tritt am Morgen froh die Jugend
Die Lebensreise an;
Doch ach! am Abend fühlt der Pilger
Des scheuen Alters Wahn.

Ad. Fürstenhaupt.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'sche Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 111 u. 112.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

8 Dezember 1838.

P. B. Shelley.

Dritter Artikel. *)

In unserm vorigen Artikel suchten wir vorzugsweise auf die materiellen Elemente von Shelley's Poesie, auf seine philosophischen und religiösen Ansichten, auf seine politischen und socialen Tendenzen hinzuweisen und die Beschaffenheit derselben genauer zu erörtern; in diesem Artikel fassen wir nun ausschließlicher seine poetische Eigenthümlichkeit im engern Sinne ins Auge, die Individualität seiner Phantasie, den Charakter seines Gemüths und seiner Gefühle im einzelnen, seine Behandlung der Sprache, die Wahl und Sphäre seiner Bilder, den Ton und die Färbung seiner Poesien in kleineren Zügen und namentlich auch den Geist seiner kleinen lyrischen Gedichte, in welchen sich seine poetische Individualität vielleicht am glücklichsten konzentrirte, während seine größeren Gedichte zwar mehr den Reichthum und die Kühnheit seines Geistes bewundern, aber das gehaltene Maaß und die Selbstbeschränkung der Schönheit oft vermissen lassen.

Wir stellen ein Urtheil von Shelley's vertrautem Freund, Leigh Hunt, voran, worin zum Theil das Charakteristische seiner Poesie uns richtig bezeichnet scheint; dieser sagt:

„Shelley's Poesie ist eingehüllt in einen schimmernden und feinen Strahlenkreis, welcher den gewöhnlichen Beobachter mit seinem Licht blendet. Durchdringen wir aber diesen, so finden wir, daß das Charakteristische seiner poetischen Schriften eine außerordentliche Sympathie ist mit der gesammten materiellen und intellektuellen Welt; ein glühendes Verlangen, seinem Geschlecht Gutes zu thun; ungeduldiger Zorn über die Tyrannei und den Aberglauben, die es in Fesseln halten, und Bedauern darüber, daß die Kraft eines liebevollen und enthusiastischen Individuums nicht im Verhältniß steht mit seinem Willen, und seine freundliche Aufnahme bei der Welt nicht im Verhältniß mit seiner Liebe. Seine Poesie besteht entweder aus allen diesen Gefühlen zusammen, oder ist sie ein Versuch, dem Drange derselben zu entfliehen in das schrankenloseste Gebiet der Einbildungskraft. Ich sage ein Versuch, weil, wie wir gesehen, er ihnen nicht wirklich entrinnt; und es ist merkwürdig zu beobachten, wie er seine getäuschten und zurückgestoßnen Gefühle ausströmt auf jeden Gegenstand, den er erdenken kann, indem er seine Schönheit und seine Ansprüche durch das Licht einer glänzenden Phantasie hervorhebt, und entschlossen ist, der ganzen Schöpfung bis ins Einzelnste hinaus eine Art von poetischer Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, weil er außer Stand ist, seinen Mitgeschöpfen die Aussicht auf politische Gerechtigkeit zu eröffnen. Daraus entspringt der Hauptfehler seiner Poesie, welcher besteht in einem Mangel an massiver Gediegenheit, an richtiger Vertheilung von Licht und Schatten. Das Ganze ist zu reich an schimmernden Stellen, an Bildern, die zugleich getuscht und ausgemalt und zu umfangreich ausgearbeitet sind. Er plündert und brandschatzt alle Wesen und Gegenstände wie eine Biene, mit welcher er wetteifert im Geiste der Durchdringung und des Genusses, bis man das Feld, auf das er sich begeben, aus dem Auge verliert, darüber, daß man ihm auf seinen feinen Pfaden und Gängen folgt. Er liebt es auch in seinen größern Werken zu sehr, dieselben Bilder, besonders die von dem materiellen Weltall und von dem Meer entlehnten, gar oft zu wiederholen. Wenn er genöthigt ist, diese Eigenthümlichkeiten aufzugeben, und sich in seinen Gefühlen und Anschauungen andern Leuten gleichzustellen, wie in seinen dramatischen Gedichten, dann trifft man diesen Fehler nicht mehr. Sein Zweck bleibt der: die Einsicht und das Glück der Menschheit zu erhöhen; aber er hat seine Schwingen bei Seite gelegt und die Wucht und den Umfang seines Körpers vermehrt; sein geistiger Theil ist mit gewöhnlichem Fleisch und Blut umkleidet. Je weniger philosophisch er wird und je mehr er zu seinen eigenen Gefühlen als Glied der Gesellschaft zurückkehrt, wie in einigen seiner rührenden Klagen, oder wenn er sich an die allgemeinen Gefühle der Menschen wendet, in Sachen die sie unmittelbar betreffen und anregen,

*) Erster Artikel Nr. 68 ff. des vorigen, zweiter Artikel Nr. 4 ff. dieses Jahrgangs.

wie in der Ode an Neapel; oder wenn er sich völlig den Spielen der Phantasie hingibt, wie in der „Fee vom Atlas," desto mehr entzückt er und reißt mit fort Solche, die bei manchen seiner größern Werke nicht wußten, ob es gelte zu disputiren oder zu fühlen. Der gewöhnliche Leser ist verblüfft über die befremdende Mischung von Leidenschaftlichkeit und Ruhe; vom strengsten Räsonnement und wildester Fiktion, von den überraschendsten Anzeichen gänzlich verschiedener Denkweise und von den vertrautesten Aufforderungen zum Mitgefühl. In allen seinen Dichtungen aber ist eine wunderbar sich gleichbleibende Gefühlsweichheit und eine dem entsprechende erhabene Sprache. Er versteht die Kunst, die prächtigsten Worte und die gelehrtesten Ausdrücke zu gebrauchen, ohne den Vorwurf der Pedanterie auf sich zu laden, so daß sich aus keinem Dichter seit Miltons Zeiten glänzendere und volltönendere Stellen ausheben lassen; und doch, wenn er von seinen idealen Welten herabsteigt und tritt zu uns herein in unsere bescheidneren Behausungen mit unserer Sehnsucht nach Liebe und Zärtlichkeit — so schlägt er die Saiten der natürlichsten Gefühle an in einem so angemessenen Styl, und mit einem so ächt musikalischen Klang, daß nichts Trefflicheres in den lyrischen Stücken von Beaumont und Flecher sich findet. Möge der Leser, den diese Zeilen etwa begierig machen, Shelley kennen zu lernen, dessen Gedichte aufschlagen und selbst beurtheilen, in welchem Geist er gedichtet haben muß: die Fee vom Atlas, den Brief, einen Theil der Ode an Neapel, das Lied, Klage, die Frage, auf ein verblühtes Veilchen, an einen Kritiker, Morgen, gute Nacht, Philosophie der Liebe, Stanzen *) u. s. w. Die Verse auf das Medusenhaupt von Leonardo da Vinci sind vielleicht an Kraft das Trefflichste. Die Poesie scheint gemeißelt und zu grinsen, wie der Gegenstand selbst. Die Worte sind wie mit dem Messer geschnitten. Aber Liebe ist die große Begeisterungsquelle von Shelley. Selbst seine abstraktesten Ideen sind in Liebe getaucht. Sogar das am meisten Physische an der Leidenschaft erhält durch seine Behandlung eine unaussprechliche Anmuth und Reinheit. Es ist bemerkenswerth zu beobachten, mit welcher Furchtlosigkeit er, im Bewußtseyn seines Vermögens, von Dingen zu sprechen wagt, die schon der Erwähnung von einem minder edeln Munde widerstehen würden. Die Fee vom Atlas wird nur Dichtern, oder sehr poetischen Lesern gefallen. Spenser würde seine Freude daran gehabt, Sir Kenelm Digby würde einen Commentar darüber geschrieben haben. Der Sinn und die Bedeutung sind zu fern liegend, die Bilder zu kühn und wild, um denen Genuß zu gewähren, die sich nicht auf den Flügeln der ätherischen Conception erheben und in den äußersten Regionen des Idealismus zu erhalten vermögen. Auch diejenigen, welche dieß vermögen, werden das Gedicht etwas zu träumerisch und verwickelt finden. Sie werden den Mangel von Licht und Schatten entdecken, den ich oben gerügt, und der das Gemälde ohne die gehörige Breite und Perspektive läßt. Es ist der Fehler mancher Gedichte Shelley's, daß sie eher wie Schatzhäuser von Bildern aussehen, als in angemessene Handlung gesetzte bildliche Anschauungen sind. Wir haben bei ihm die nebligen Regionen des weiten Aethers, die „Schneehügel und die Ballen aufgethürmten Donners," wovon Milton spricht; aber sie sind zu sehr in ihrem elementarischen Zustand, als ob sie erst sollten verwendet und benützt werden, und bewegen sich in ihrem ersten Chaos."

Für unsern Zweck, die eigentlich p o e t i s c h e Individualität Shelley's hier zu isoliren, bietet sich als eine ganz besonders günstige Probe seiner phantastischen Weise das oben genannte Gedicht: „die Fee vom Atlas" an, von welchem Hunt sagt: „Die Fee vom Atlas ist nur eine Personifikation der Einbildungskraft in ihren luftigsten Abstraktionen; doch kann der Dichter nicht lange in dieser Feenregion sich halten, ohne von dem Kampfe der Sterblichen zu t r ä u m e n. Wenn er nicht in der Welt ist, so muß er Visionen von ihr haben. Wenn die Fiktion seine Realität bei Tage ist, so wird ihm umgekehrt die Wirklichkeit während seines Schlummers zur Fiktion." In diesem Gedicht hat sich Shelley ganz ungehemmt dem Zuge seiner überschwänglichen Einbildungskraft hingegeben und unter dem Namen und der Gestalt der Fee — wir wissen nicht recht, sollen wir sagen die Phantasie oder die Einbildungskraft selbst, als ein absolutes Wesen, als die Gottheit der Welt gefeiert. Aber doch ist es auch nicht geradezu eine Allegorie zu nennen, deren einzelne Züge sich ausdeuten ließen und deren Erklärung sie selbst gewissermaßen auflöst und in Schaum und Luft verschwinden macht; weil dem Dichter selbst die Bedeutung des Gedichts, der Persönlichkeit, die er darin schildert, vielleicht nicht zum klaren Bewußtseyn kam, nimmt sich die Fee vom Atlas eher wie ein Mährchen aus, wie ein Produkt der absichtslos, heiter und harmlos, aber mit Lust und Liebe und mit voller Heiterkeit dichtenden Seele, wo die Absichtlichkeit der Allegorie der rücksichtslosen Kühnheit der Erfindung, wo die Consequenz der kecken Laune des Augenblicks und dem verführerischen Reiz eines wilden Sprunges weichen muß.

Wir geben eine Inhaltsanzeige des in achtundsiebzig achtzeiligen Stanzen geschriebenen Gedichts, das sich vielleicht in der abgekürzten Form eines Mährchens in Prosa auch nicht übel lesen läßt, wiewohl der Schmuck des ebenso kühn und frei, als oft auch mit unbeschreiblicher Feinheit und Schönheit behandelten Verses und Reimes verloren geht. Freilich ist es kein Mährchen für Kinder; es ist zu gelehrt, zu metaphysisch, zu sinnvoll, aber ein Mährchen, an dem sich ein poetischer Sinn erfreuen mag.

Ehe jene grausamen Zwillinge, welche auf Einmal die Veränderung, in Folge der Umarmung ihres eigenen Vaters, des Zeitgotts, gebar: I r r t h u m und W a h r h e i t, von der Erde alle jene glänzenden Wesen verscheucht hatten, welche ihren Lenz schmückten, und uns nichts übrig ließen, daran zu glauben: damals lebte eine Fee auf den Gebirgen des Atlas, in einer Höhle bei einer verborgenen Quelle. Ihre Mutter war eine der Atlantiden; der Alles schauende Sonnengeist hatte nie auf seiner weiten Fahrt über Länder und Meere ein so schönes Wesen gesehen als sie, wie sie dalag, gehüllt in den warmen Schatten ihrer Holdseligkeit; er küßte sie mit seinen Strahlen; er machte

*) Großentheils früher von uns in Uebertragungen mitgetheilt.

ganz golden die Kammer von grauem Granit, in welcher sie lag, und sie löste sich auf in diesem Wonnetraum und verschwand. Es heißt, sie habe sich verwandelt zuerst in einen Dunst und dann in eine Wolke — eine Wolke, wie sie, gleich glänzendgeflügelten Motten um die Kerze, um den von der sterbenden Sonne gerötheten Westen schweben; und dann in ein Meteor, wie sie auf den Bergspitzen beim flimmernden Mondlicht hüpfen; und dann in einen jener räthselhaften Sterne, welche sich zwischen der Erde und dem Mars verstecken. Zehnmal hatte die Mutter der Monate ihre Gestalt gewechselt, als ein, in jener Höhle verborgener, thauiger Glanz Bildung und Bewegung gewann; von der lebendigen Gestalt dieser verkörperten Kraft begann die Höhle zu erwarmen. Ein liebliches Wesen, gehüllt in das ihrer eigenen Schönheit entströmende Licht — ihre Augen tief, wie zwei Oeffnungen der bodenlosen Nacht, gesehen durch das geborstene Dach eines Gewitters — ihr Haar schwarz — das Gehirn schwindelt vor Entzücken, wenn es ihre Gestalt malen sollte, ihr sanftes Lächeln erglänzte schon von weitem, und ihre leise Stimme tönte wie Liebe und lockte alle lebenden Wesen hin zu diesem neuen Wunder.

Zuerst kam der gefleckte Kameloyard, dann der weise, furchtlose Elephant, dann die listige Schlange in der goldnen Flamme ihrer wellenförmigen Ringe; alle scheuen und blutdürstigen Thiere zähmte ihr holder Blick. Sie tranken vor ihr aus ihrer heiligen Quelle; und alle Thiere zagenden Herzens wurden kühn beim Anblick solcher Sanftmuth und Kraft. Die gelbbraune Löwin brachte ihre Jungen herbei, damit sie sie lehren sollte, ihren angebornen Morddurst abzulegen; der Pardel spannte zu ihren Füßen seine Sehnen ab, und fragte mit Blicken, die ohne Zunge sprachen, wie er so sanft werden könne, wie das Reh. Der Zauberkreis ihrer Stimme und ihres Auges verlieh allen wilden Naturen die Art des Paradieses. Und der alte Silenus, schwingend einen grünen Lilienstab, und die Waldgötter geschaart kamen freudig, wie in Olivengärten wimmelnde Cikaden, trunken vom Morgenthau, und rasch folgten Dryope und Faunus, den Gott herausfordernd, ihnen etwas Neues zu singen, bis sie in dieser Höhle die einsame Fee trafen, auf einem Thron von Smaragd sitzend. Auch der allgegenwärtige Pan, heißt es, war hier, obgleich Niemand ihn sah, — durch den Diamant der tiefen Gebirge, durch die spurlose Luft, und durch die lebenden Geister trat er heraus wie ein Maulwurf aus seiner ewigen Heimath, wo das rasch schlagende Herz der großen Welt pocht, und empfand die Nähe der ganz einsamen wunderbaren Jungfrau — und sie, auf ihrem smaragdnen Thron, empfand seine Nähe. Und alle Nymphen von Strömen und Bäumen, und all die Hirtinnen der Heerden des Oceans, die ihre weißen Wogen über die grüne See hintreiben, und Oceanus mit dem Schaum in seinen grauen Locken, und der seltsame Priapus mit seinen Genossen — Alle kamen, staunend, daß der geschwängerte Fels ein so schönes Geschöpf habe erzeugen können; und ihre Lieblichkeit war noch größer als diese Verwunderung und Freude. Die Hirten und die Bergmädchen kamen und die rauhen Könige vom schäferlichen Garamant — diese Geister zitterten und schwankten wie eine unter einer Höhle von Windhauch bewegte Flamme; Pygmäen und Polypheme, vielnamige Centauren und Satyren, und Gestalten, wie sie in feuchten Schluchten wohnen und Bildungen, die weder lebendig noch todt, mit Hundsköpfen, die Augen auf der Brust und mit Vogelfüßen. Denn schön war sie; ihre Schönheit verdunkelte die glänzende Welt, und Alles erschien neben ihr nur wie das flüchtige Bild eines Schattens; kein Gedanke eines lebenden Geschöpfs, das nur Einmal an ihrem Anblick sich gelabt hatte, konnte mehr haften an einem Gegenstand der weiten Welt, oder an einer Hoffnung innerhalb der Himmelswölbung, als an ihrer Gestalt und an ihren tiefsinnigen Augen.

Als dieß die Jungfrau erkannte, da nahm sie ihre Spindel und spann drei Fäden von wolligem Nebel und drei lange Streifen von Licht, wie die, womit der Morgen die Wolken und Berge anzündet, und darein flocht sie kunstvoll ebenso viele Sternstrahlen, ehe ihre Leuchten in dem verspäteten Mondschimmer erloschen, und aus diesen Fäden wob sie einen zarten Schleier, einen Schatten für den Glanz ihrer Lieblichkeit. Die tiefen Höhlungen ihres duftenden Gemachs waren angefüllt mit Zauberschätzen — luftige Töne, welche die Macht hatten alle Geister zu zwingen, ruhten hier stumm, in krystallnen Zellen kauernd — Töne, wie wir sie hören in der Jugend, und glauben, das Gefühl werde nie sterben — aber ehe wir es uns versehen, sind Gefühl und Ton dahin und verschwunden, und es bleibt nur die trauernde Sehnsucht zurück. Und da lagen auch rasche, süße und zierliche Traumbilder, jedes in seiner dünnen Hülle, wie eine Puppe, manche begierig aufzubrechen, manche weich und schwach und unter der sanften Bürde der innigsten Seligkeit; ihr Geschäft ist's, zu nahen manchem Heiligen, dessen Herz anbetet den heiligsten Altar, selbst den der Liebe — und andre sind weiß, grün, grau und schwarz und von jeder Gestalt — und Alle waren gewärtig ihres Winkes. Und Wohlgerüche hielt sie in einer Art von Vogelhaus von immer blühenden Paradiesesbäumen, gefangen in einem wallenden Netz, das ein liebekrankes Elfenkind aus Thaustrahlen gewoben, so lange der Mond noch schlief; wie Fledermäuse an das Gitterfenster einer Milchkammer, so schlugen sie mit ihren Flügeln; und jeder war, wenn sie auf Schwingen des Windes hinausgesandt und freigelassen wurden, ein Adept in der Kunst, süße oder traurige Gedanken zu erwecken in den Seelen, die dazu bestimmt waren. Und klare und süße Säfte, deren gesundheilbringende Kraft die kranke Seele heilend in glücklichen Schlaf wiegte, und den ewigen Tod verwandelte in eine Nacht voll herrlicher Träume — oder die, wenn ein Auge nun einmal durchaus weinen mußte, seine Thränen in wunderbare köstliche Kleinode verwandeln konnte, welche sie in ihren krystallnen Gefäßen sorgsam verwahrte; könnten die Menschen trinken aus diesen klaren Gefäßen, dann, so sagt man, würden die Lebenden nicht beneidet von den Todten.

Ihre Höhle war angefüllt mit Rollen seltsamen Inhalts, den Werken eines Archimagus aus Saturnischer Zeit, welche die Kunde enthielten von den Sühnungen, um deren Preis die Menschen von den Göttern wieder das glückliche Zeitalter gewinnen konnten, das allzuleicht war verloren worden, durch Austilung der angebornen Sünde; und welche ersticken konn-

ten die die Erde verzehrende Sucht nach Gold und Blut — bis die Menschen leben und sich bewegen würden, harmonisch wie die heiligen Sterne droben. Und wie alle Dinge, die unzählbar, nicht zu zügeln und nicht zu beschränken scheinen, dem Zauber gehorchen von der Weisheit geheimer Kunst — Zeit, Erde, Feuer, der Ocean und der Wind und alle ihre Gestalten — und des Menschen allesvermögender Herrscherwille; und andre Rollen, deren Schriftzüge das innerste Geheimniß der Liebe entbinden — der Ungeweihte zittre vor der Frage, welche Geheimnisse sie enthalten. Und wunderbare Werke von unbekannten Stoffen, in welche der Zauber von ihres Vaters Macht diese rohen Blöcke wilden Steins verwandelt, waren in den Tiefen ihres Gemachs aufgehäuft; erhaben gearbeitete Lampen und Kelche und Schalen, welche in ihren eignen goldnen Strahlen schwammen — Jede wie eine Blume, aus deren tiefem Schooß ein Glühwurm sein Licht schüttet unter einer Cypresse in einer sternlosen Nacht.

Anfangs lebte sie allein in dieser wunderbaren Behausung, und ihre eigenen Gedanken waren ihr jeder wie ein Diener; sie kleideten sich bald mit dem Schaum des Meeres, bald mit dem Wind, bald mit der Eile des Feuers, um auszuführen, was ihr von Entschlüssen in den Sinn kam; mit solcher Macht hatte ihr gewaltiger Vater sie begabt, daß sie fliegen oder schweben konnten durch alle Räume, die er bescheint. Die Oceanénymphen und Hamadryaden, die Oreaden und Najaden mit langen meergrünen Locken erboten sich, ihr Gebot zu erfüllen in den Meeren, unter der Erde und in den hohlen Felsen, tief unter den verworrenen Wurzeln der Bäume und in dem mürrischen Herzen zäher Eichen, wenn sie nur als ihre Trabantinnen immer leben dürften im Licht ihrer holdseligen Gegenwart.

„Das kann nicht seyn," antwortete die Zauberjungfrau: „die Quellen, wo die Najaden ihre glänzenden Haare befeuchten, versiegen am Ende und vertrocknen; die stämmigen Eichen vergessen ihre Stärke und streuen ihr letztes Laub hin auf die weitgedehnten Berge; der gränzenlose Ocean wird verzehrt werden wie ein Tropfen Thau; und der zähe Erdkern wird zerrissen und verweht, wie eine Wolke Sommerstaubes. Und Ihr werdet sammt ihnen nach einander untergehen; wenn ich seufze bei dem Gedanken, daß dieß Alles kommen muß, wenn ich weine, daß der überlebende Sonnengeist lächeln wird über Eurem Zerfall — oh! bittet mich nicht Euch zu lieben, bis Eure kleine Lebensbahn beendigt ist; ich kann nicht sterben, wie Ihr es müßt — über mir sollen Eure Blätter glänzen, die Ströme in welchen Ihr wohnt, sollen hinfort meine Pfade seyn, und so lebt wohl!" So sprach sie und weinte; die dunkelblaue Quelle funkelte unter dem Guß ihrer leuchtenden Thränen, und da, wo sie niederfielen, stiegen aus jedem kleinen Kreis zu dem Höhlendach schwebende Sphären und verflochtene Lichtstreifen empor; ein Todtengeläute schluchzender Stimmen schlug an ihr Ohr von diesen scheidenden Gestalten, hinschwebend über die Spiegelglätte der weißen Ströme und über den grünen Forst.

Alle Tage saß die weise Jungfrau allein, Rollen lesend des grausen Alterthums unter der Höhle Dach, die von der Quelle erhellt war, oder die gemalte Poesie eines tiefsinnigen Mährchens stickend in ihr stets wachsendes Gewebe, das der süße Schimmer ihres Lächelns mit den Himmel beschämenden Farben überhauchen konnte — und immer verlieh sie der eingewirkten Poesie einen neuen Reiz. Derweil lag lodernd auf ihrem Herde manches Stück Sandelholz, seltne Harze und Zimmt; die Menschen wissen fast gar nicht, wie schön das Feuer ist; jede seiner Flammen ist wie köstlicher Stein, aufgelöst in immer bewegtes Licht, und dieß gehört einem Jeden, der hineinschaut. Die Fee sah es nicht, denn in ihrer Hand hatte sie ein Gewebe, welches die lodernde Gluth verdunkelte.

Nie schlief die Jungfrau, sondern alle Nacht lag sie in Verzückung in der Quelle, wie im Schlaf; die smaragdnen Klippen schimmerten im Strahl ihrer Schönheit; durch den grünen Glanz des tiefen Wassers sah sie die Sterne sich drehen und tanzen wie Glühwürmer, und bei alle dem setzte sie immer ruhig ihre Betrachtungen fort, mit offnen Augen, aneinandergeschlossnen Füßen und gefalteten Händen.

Und wenn die Wirbelwinde und die Wolken herabstürmten von den weißen Zinnen des kalten Berges, dann ging sie mit dem fallenden Thau zu einem weitgedehnten Platze, wo auf einem Rasengrund mit blühenden Asphodillen, unter einem aus Fichten und Cedern gemengten Wald eine unversiegliche Quelle purpurrothen Feuers, voll bis zum Rande, gähnte, und über ihre schöne Einfassung überströmte. Darin lag sie, wenn der wilde Krieg der Winterstürme diese unschädliche Flüssigkeit in manchem nachgeäfften Bild des Mondes oder bärtiger Sterne über Wälder und Rasen hinjagte, die Schlange hörte es im Schlaf knistern und kroch, noch träumend, fern weg; und wenn ohne Wind der Schnee dichter als Herbstlaub herabfiel, sah sie ihm zu, wie er auf dem glatten Spiegel der Flamme zerschmolz.

Sie hatte ein Boot, das, so sagen Einige, Vulkan für Venus gearbeitet hatte, als den Wagen für ihr Gestirn; aber man fand es zu schwach, um beladen zu werden mit all den Gluthen, die in jener Lichtsphäre sind; und so verkaufte sie es, und Apollo kaufte es und gab es dieser seiner Tochter; aus einem Wagen wurde es zum schönsten und leichtesten Boot, das je auf den Strömen der Sterblichen schwamm — Andere aber sagen, daß erst drei Stunden alt, der erstgeborne Liebesgott aus seiner Wiege gesprungen, das braune Chaos mit seinen goldnen Flügeln gespalten, und, wie ein Adept der Gartenkunst, einen seltnen Samen gestohlen und ihn in leichte Erde eingewickelt, ihn dann gesät habe in den Stern seiner Mutter, ihn den ganzen Sommer mit süßem Thau begossen, und als er keimte, mit seinen Flügeln gefächelt. Die Pflanze wuchs heran und grünte — die schneeige Blüthe fiel, und die lange und kürbisförmige Frucht begann durch die ihr inwohnende Kraft das Licht und den Thau aneignend in ihren Stoff zu verwandeln; Verzierungen von leichtem, festem Gewebe, gerippt und sich verästelnd, liefen hin über die derbe Rinde, wie eines Blatts geäderter Fächer, daraus formte der Liebesgott dieß Boot, und mit sanfter Bewegung steuerte er es durch den umströmenden Ocean. Dieß Boot lag vor Anker auf ihrer Quelle; sie begabte seine ganze Masse mit einem lebendigen Geist und hauchte ihm die Seele der Schnelligkeit ein. Sich dem Wasser anschmiegend wie ein zahmer Panther, einer jener beiden, die zu Evans Füßen

ruhen, oder wie auf der Vesta Scepter eine rasche Flamme, oder wie ein geflügelter Gedanke an dem Herzen des blinden Homer — so lag das Boot in freudiger Erwartung.

Dann mit wunderbarer Kunst knetete sie Feuer und Schnee zusammen und einigte die widerstrebende Masse mit flüssiger Liebe — denn Alles läßt sich verbinden, was sich von der Harmonie der Liebe durchdringen läßt; und eine schöne Gestalt entsprang ihren Händen, ein lebendiges Bild, weit hinter sich lassend an Schönheit jene glänzende Gestalt aus beseeltem Stein, welche das Herz Pygmalions raubte. Es war ein geschlechtloses Wesen und in seinem Wuchs schien es keinen Mangel des einen oder andern Geschlechts, sondern nur die Reize beider zu haben; voll Zartheit und Kraft waren seine Glieder; leicht hob sich die Brust in der Fülle der Jugend; das Antlitz war so, wie ein Künstler es sich's wählen würde, damit seine Kunst unvergänglich bliebe, indem sie solche vollendete Reinheit bildend erschüfe. Von seinen glatten Schultern hingen zwei rasche Flügel, tüchtig es in den siebenten Himmel zu tragen, besprengt mit der Eile flüssiger Blitze, gefärbt in den Gluthen der Atmosphäre; sie führte ihr Geschöpf hin zu den sprudelnden Quellen, wo das leichte Boot schwankte und sagte: „dahin setze dich!" und deutete auf das Vordertheil, und sie nahm ihm gegenüber ihren Sitz am Ruder.

Die Ströme hinab, welche diese Riesenberge spalteten, um ihre Binneninseln herum, durch die von Panthern bevölkerten Wälder, deren Schatten Dunkel und Wohlgerüche und ein in schwermüthiger Düsterheit sich bergendes Wohlgefühl verbreiteten, schwamm das Fahrzeug dahin, vorbei an manchen sternumgebnen Pyramiden von Eisgebirgen, welche in den Purpurhimmel ragten, und an Höhlen, die ringsumher bodenlos gähnten. Der silberne Mittag fiel in diese gewundene Schlucht, mit schräg über die Gipfel der Wälder hinlaufendem Strahl, wie ein goldner Abend gedämpft und schwach herein, ein grünes, schimmerndes Licht, ähnlich dem, welches aus gefalteten Lilien tropft, worin Glühwürmer hausen, wenn die Erde den Mantel der Nacht über ihr Antlitz schlägt; zwischen den an einander klaffenden Bergen lag, hoch über dem Strom, ein schmaler Streif vom Himmel.

Und wie sie hinabglitt, lag immer das Bild da mit gefalteten Flügeln und unerwachten Augen; und über sein edles Angesicht hin spielten die geschäftigen Träume, wimmelnd wie Sommerfliegen, indem sie das flüchtige Lächeln haschten, das nicht verweilen wollte und die warmen Thränen tranken, und die süßen Seufzer einathmeten, die sie mit geschäftigem Murmeln diesem vollen Herzen und Hirn entlockt hatten. Und immer das abschüssige Thal hinab, wie eine Wolke auf einem Windstrom, fuhr die Barke, jetzt zögernd an den Sümpfen, in welchen die Ruhe und Finsterniß der tiefen Wassermassen hausten, die darin stille standen, jetzt über die seichte Bahn weißer und tanzender Gewässer, bunt von Sand und geglätteten Kieseln — ein Boot sterblicher Menschen könnte nicht schwimmen in so seichter Fluth. Und hinunter die erderschütternden Katarakte, die ihr in Schnee verwandeltes Wasser in die goldne Luft spritzen, oder unter ewig unergründlichen Schlünden sie begraben, bis sie in ihrer Wuth dem Fluß ein unterirdisches Thor sprengen, flog es — die geschwungenen Sonnenregenbogen hemmten seinen Fall den grauen Schaumabgrund hinunter, es hoch emporhebend auf seinem von keiner Lampe erhellten Weg. Wollte die Zauberjungfrau die Labyrinthe eines mannichfach gewundenen Thales ersteigen, das hinan in das Innerste des Gebirgs führte, so rief sie: „Hermaphroditus!" und die bleiche und schwere Farbe, welche der Schlaf über seinen Mund und Augen ausgoß, entwich, wie beim Sturm ein rascher Schatten von einem Grashügel, in das Dunkel des Stromes, und er entfaltete seine himmelfarbnen Schwingen, die mit feurigen Sternen den Fluß unten fleckten, und nach oben in der Sonne Gebiet eine Herrlichkeit und einen Glanz verbreiteten, wie der goldne Schimmer, in welchen der Frühling seine smaragdgeflügelten Lieblinge kleidet, Alles untermischt mit dem reinen Schnee des Gefieders und mondscheinhaftem Licht des heftigsten Reifen, womit zur Winterszeit der Frost die Fichten malt. Und dann fächelte er die elysische Luft, die immer um die schöne Jungfrau wehte, mit seinen ätherischen Flügeln — und eilend, wie ein Stern durch den Strom der Nacht, oder ein schneller Adler, der im Glanz des Morgens gegen den Wirbelwind mit gewaltiger Brust anstürmt, durchschnitt die Barke, gerudert von diesen Zauberfittigen, die trotzigen Ströme, ihren höher gelegnen Quellen entgegen. Die Wasser flammten wie Sonnenlicht, von dem Anprallen eines Tagmeteors zum Himmel emporgeschleudert; die stille Luft war, wie wenn ihre Wellen im Sturm den Berg hinauf stößen; losgebunden wallte der Jungfrau strahlendes Haar auf und nieder; und unten brausten die Wellen, nach zornigem, vergeblichem Kampf, als sie des Kiels rasche und stetige Bewegung empfanden.

Wenn aber der müde Mond im Abnehmen, oder wenn er, zur Zeit des Wechsels, am Himmel nicht sichtbar war, da vermochte die Fee ihren Geist nicht zu zügeln in Gesichten, sondern sie segelte fort unter dem Licht schießender Sterne und hieß den Hermaphrodit seine den Sturm überholenden Flügel mit Macht ausspannen; zu den australischen Gewässern nahm sie ihren Weg hinaus über das fabelhafte Thamondocona. Wo, wie eine Trift, die noch keine Sense gemäht, die kein Regen niederschlug, kein Wirbelwind zerraufte, unter den antarktischen Sternbildern, dem Canopus und seinem Gefolge, die australische See lag, da pflegte sie sich einen windgesicherten Port zu bauen, aus den Wolken, deren bewegliche Thürme die Bastionen des Sturmes sind, wenn durch den Himmel die Geister des Gewitters donnernd ziehen; einen Hafen, unter dessen durchsichtiger Fläche die zitternden Sterne unergründlich tief funkelten, und um welchen her die graugeballten Dünste, auf dem glatten Wasser ruhend, zum Himmel empor ihre furchtbaren Zacken erhoben, und wie eine Küste von winterlichen Bergen, unzugänglich verlegt von Spalten und grauen Schluchten und hängenden Klippen, manche Bucht und Bai. Während der äußere See, den Geißelhieben der Winde preisgegeben, schäumte wie verwundet, und der unablässige Hagel mit steinhartem Aufprallen die Wasser aufwühlte, und der flatternde Fittig des aufgeschreckten Seeraben in dem zuckenden Licht des Blitzes dem Wrack glich von einem im Sturme segelnden Stück hinten-

schwarzen Donnerrauches — war dieser Hafen wie ein Edelstein, in dem sich der Himmel spiegelte. Da trieb nun die Jungfrau ihre vielfachen Spiele; indem sie das Bild eines schießenden Sterns in ihrem leichten Boot umkreiste, wie ein Tiger am Ufer des Hydaspes die flüchtigsten Antilopen überrennt, und allerlei Kurzweil und Possen trieb sie auf dem Wasser; bis das Ohr der späten Luna, wie einer alten, verkümmerten Matrone, am nebligen Osten heraufzurücken begann.

Und dann rief sie aus den hohlen Thürmen dieser hochgeschichteten, weißen, goldnen und röthlichen Wolken die Heere ihrer dienstbaren Geister; in gewaltigen Legionen, Million auf Million kamen sie, jede Truppe ihre Großthaten auf Meteorfahnen sinnbildlich zur Schau tragend; und manche stolze Flagge, vom Gewebe und Stoff der Atmosphäre, pflanzten sie in der Ebene des ruhigen Meeres auf. Sie arbeiteten das Herrscherzelt ihrer großen Königin aus gewobenen Dünsten, unterlegt mit leichthinspielendem Blitzfeuer — so mag sich etwa ein Bau ausnehmen von dünnem, durchbrochnem Elfenbein, mit Purpurseide ausgeschlagen — Leuchtfeuer brannten, und auf dem Wasser war für ihren Fuß ein Teppich von wollgleichem Nebel ausgebreitet, gefärbt in den Strahlen des aufgehenden Mondes. Und auf einem Thron, übergossen mit Sternlicht, gesammelt auf jenen schweifenden Inseln ätherischen Thaus, die auf den höchsten Bergspitzen nicht stranden, saß sie, und hörte Alles, was sich Neues zugetragen zwischen der Erde und dem Mond, seit sie ihr die letzte Botschaft gebracht; und bald wurde sie blaß wie der Mond, verloren in der wässerigen Nacht, bald weinte sie, bald lachte sie überlaut.

(Fortsetzung folgt.)

Ruy-Blas,

Drama von Viktor Hugo.

Viktor Hugo stürzte die Poesie des Kaiserreichs: hierin liegt die Bedeutung und die Beschränkung seines poetischen und kritischen Strebens.

Die riesenhafte Wirklichkeit jener Zeit hatte die Kunst überwältigt; die kriegerische Begeisterung, welche durch die Gemüther stürmte, hallte kraftlos auf der Pariser Boudoirlyra wieder. Da gab's Siegesoden und Dithyramben, die gleich parodirenden Zwergen neben den triumphirenden Titanen einherschritten; es klang wie tyrtäische Hymnen, die man nach der Weise eines Gassenhauers absänge, oder wie Schalmeien und Zitherspiel inmitten des Schlachtengewühls. Da gab's ferner Tragödien nach dem Sophokles und dem Euripides, von Leuten, die keine Zeile Griechisch gelesen: halb in der Manier des Racine, halb modernisirt; man denke sich eine antike Statue der Melpomene in der Allongeperrücke Ludwigs XIV und in dem Schleppkleide einer Hofdame Josephinens; das edle Antlitz mit Schminke besudelt, in der Hand einen Strauß gebackener Blumen aus den Läden der Straße Vivienne. Napoleon vergötterte die Alten, die er nicht verstand; er war orthodox in der Literatur, weil jeder freie Aufschwung des Geistes ihn schreckte; er fand Gefallen an der klassischen Tragödie, denn er fand darin politische Diskussionen, kriegerische Sentenzen, soldatische Unterwürfigkeit des Gedankens, die alte Versailler Etikette, feierliche Eleganz in dem gewaltigsten Aufwallen der Leidenschaft, und Charaktere und Gefühle, die gleich den Schauspielern der Alten auf dem Kothurn einherschritten, und kolossale Lager verhallen, wie er eben selbst vor dem Publikum auftrat.

Mit der Restauration beginnt eine neue Aera in der französischen Literatur. Die Bourbons brachten Frankreich die politische und literarische Freiheit; sie begingen den Fehler, daß sie ihr eigenes Werk hemmen wollten, statt es zu leiten. Die Parteien wechselten die Rollen in der Literatur; hier war die Reaktion christlich oder vielmehr spiritualistisch. Die alten Liberalen waren Atheisten. Auch erschienen Goethe und Schiller und wurden Götter eines neuen Kultus. Was dieser Umschwung in der französischen Kunst hervorgebracht, ist bekannt: wir beschränken uns hier auf Viktor Hugo. Als Lyriker steht Hugo in erster Reihe; seine Ode auf die Napoleonssäule wird so lange dauern, wie die Säule und wie Napoleon. Die Begeisterung des Dichters ist nicht immer so aufrichtig: desto mehr müssen wir seine Kunst bewundern. Bei den meisten französischen Dichtern geht der erste Wurf stets vom Verstande aus; nur nach langem Ringen arbeiten sie sich in die höhere Region der Phantasie. Hugo erreicht sie stets im ersten Fluge: er bindet seine Verse nicht einzeln mühsam zum Strauße zusammen; bei ihm fallen die von Licht und Farbe und Duft strotzenden Strophen stets fertig aufs Papier, wie im Frühlinge die Blüthen beim leisesten Wehen des Windes. Oft freilich treibt er eine eitle übermüthige Spielerei mit seinem wundervollen Talente, und sucht den Gedanken für die Reime und nicht den Reim für die Gedanken.

Im Drama wirkte Hugo zerstörend: er riß nieder, aber er baute nicht auf; er rüttelte an dem vermoderten Gerüste der alten Schule und es stürzte unter der gewaltigen Faust zusammen; die rostigen Bande der drei Einheiten fielen auseinander; den Alexandriner riß er von dem Rozinante, den man Pegasus hieß, und schnallte ihm die alte Schulrüstung ab, daß er sich leicht und behende bewegte. Aber ein neues Drama schuf Hugo nicht; daß die drei alten Meister der französischen Bühne bloß für Geist und Verstand und Gemüth gedichtet, und Hugo für die Phantasie, diese Distinktion nehmen wir nicht an. Sein Drama ist so gut wie die alte Tragödie eine Reihe von Konversationen; beim Corneille diskutiren die Personen über Politik und Geschichte, Racine läßt seine Helden über die Liebe reflektiren, die Voltaire'schen ziehen gegen die Pfaffen los. Hugo bekümmert sich eben so wenig um Charakter und Handlung wie seine Vorgänger; auch ihm ist das Reden die Hauptsache, nur ist seine Poesie mannichfaltiger; sie durchläuft die ganze Tonleiter vom Sublimen zum Trivialen; sein Vers schillert von Geist und funkelt von Zorn, und tanzt und springt und fliegt von den lustigsten Späßen in die höchsten Regionen des Gedankens. Hugo zog der tragischen Muse die Spolien der Alten aus, womit sie sich seit Voltaire und Racine herumschleppte, und legte ihr ein neues, reiches Gewand an, über und über gestickt und starr von Golde und von Juwelen blitzend, aber es ist noch immer die alte geschwätzige Göttin, die nicht zu handeln weiß und, statt der langen Reden wie früher, lyrische Strophen

rezitirt. Man sieht nichts entstehen bei Hugo, nichts werden; er wirft die Charaktere hurtig in die Peripetien des Drama's; sie werden getrieben wie durch Springfedern, man weiß nicht was sie wollen, noch warum sie es wollen; die Katastrophe erreicht sie, ehe man Zeit hat sich für sie zu interessiren. Wie hat sich Didier und Marion Delorme verliebt, er der reine, keusche, idealisirende Jüngling in die Buhlerin, die Handel treibt mit ihrer Liebe? Und wie kam es, daß das Herz der Hetäre sich aufthat diesem himmlischen Strahle, und daß sie nicht Gold und Güter, die sie durch ihr Handwerk erworben, von sich warf, und arm und gereinigt an der Brust des armen Jünglings starb? Man erinnere sich der letzten Scene in Marie Tudor; ein Kerker im Tower; durch das Fenster übersieht man die Stadt in schauerlicher Beleuchtung der Nacht. Marie Tudor und Jeanne Talbot sind auf der Bühne; ihre Geliebten sind beide zum Tode verurtheilt; einer ist entkommen, der andere zum Richtplatz geführt; welcher? das weiß keine der beiden Frauen. Ein Kanonenschuß verkündigt, daß der Verbrecher das Schaffot besteigt; ein zweiter, daß er niederkniet; ein dritter, daß sein Haupt gefallen. Jeanne's Geliebter ist gerettet; welch' eine Scene, wenn man diesen Geliebten liebte! aber der Dichter strebt nur immer nach der materiellen Wirkung; kein Charakter wird aufgeschlossen, sämmtliche Personen gleichen dem Hanswurst im Puppenspiele, der schon im ersten Akte den Säbel an die Faust gebunden hat, womit er der Genovefa den Kopf herunterschlagen soll.

Ueber das neue Drama Ruy-Blas können wir uns kurz fassen; es ist ein Seitenstück zu Hernani; nur ist der Held kein Bandit, sondern ein Lakai! Dieser Lakai hat eine Geliebte und er wird wieder geliebt, und die Schöne des Lakaien ist die Königin von Spanien, eine Tochter des Kurfürsten von der Pfalz, Anna Neuburg, wenn ich nicht irre. Der Teufel, der diese Liebschaft anknüpft, ist ein Don Salluste, der den Lakaien für seinen Vetter ausgibt und als solchen bei Hofe vorstellt. Don Salluste hat eine der Frauen der Königin verführt, und weil er sich weigert sie zu ehelichen, so wird er seiner Aemter und Würden entsetzt. Aus Rache verkuppelt er die Königin an einen Lakaien, der Premierminister wird, zuletzt seinen ehemaligen Herrn ersticht und sich selbst vergiftet. Die Idee ist nicht neu; Diderot that etwas Aehnliches: in einem seiner Romane rächt sich eine Frau, welche von ihrem Geliebten verlassen wird, indem sie eine verworfene Dirne bezahlt, damit sie den jungen Mann in sich verliebt mache.

Seit zugleich mit Ruy Blas Saisons du théâtre de la renaissance eröffnet worden, erschien Maria Padilla auf dem théâtre français und Don Sebastian de Portugal auf dem Theater der Porte St. Martin; ersteres ist eine Tragödie von Ancelot, Don Sebastian gleichfalls eine Tragödie von Paul Foucher, einem Schwager Viktor Hugo's. Nächstens über Beide ein Mehreres. *)

J. D.

*) Wir werden von dem Hugo'schen Stück einige Proben mittheilen.

Gedichte von Felicia Hemans.

Der Schwan und die Lerche.

In hohem Schilfe, das bei leisem Winde
An einem griech'schen Strom melodisch klagte,
Und wo durch wilder Blumen Laubgewinde
Der Alabasterglanz mattschimmernd ragte
Von umgestürzter Tempel Säulen, — sang
Ein Schwan sein einsam Todtenlied. Es lauschte
Ein Sänger dieser seltnen Töne Klang;
Und jede Ficht' am Ufer zagend rauschte,
Und Lorbeerbäum' und Lilien seufzten laut
Bei diesen Tönen. O, sie waren süß,
Nein, bittersüß, wie wenn der holden Braut
„Lebwohl!“ ihr Jüngling ruft. — Der Dichter ließ
Uns also dieser Sprache Sinn erkennen:

Das Scheiden macht mir Schmerz.
Leb', Sonne, wohl, mit deinen heitern Tagen!
Nicht wird ein Lied in deinen Wäldern klagen
Um Ein gebrochnes Herz.

Leb'wohl du Blumenflor!
Du wirst nicht trauren, wirst mit Duft entzücken,
Im Glanze schimmern, jedes Bächlein schmücken,
Das einst ich mir erkor.

Und süße Quellen, ihr,
Die fern ihr ruht im dichten Hain der Föhren,
Nicht wird mein Fittig euren Schlaf mehr stören;
Jetzt naht der Tod sich mir.

Wollt ihr kein Trauerlied,
Kein leises Murmeln durch die Schatten stöhnen,
Und nicht dem grünen Laub schmerzflüsternd tönen,
Daß ich, eu'r Kind, verschied?

Nein, Töne habt ihr nicht
Für einen Trauersang. Ihr seid nur heiter;
Lebt wohl, ihr freien Wellen! fließet weiter!
Euch rührt mein Sterben nicht.

Du aber, süßes Glück,
Du eitles Lied, des letzten Hauches Freude,
Warum ertönst du reich und stark erst heute
Im dunkeln Augenblick?

Jetzt lockst du einzig wohl
Nur Echoseufzer aus krystallner Zelle;
Du rufest nur: Leb', Sonne, Himmel, Quelle,
Leb', Lieb' und Leben, wohl!

So klang das Sterbelied, und sanfte Lüfte
Und Wellen seufzten nach; der leise Schall
Vergrub sich in des Ufers Felsengrüfte,
Und schnell zurück ertönt' ein dumpfer Hall.

Wie aus Orakelgrotten, und es bebte
Ein seufzend Lebewohl im Aetherraum;
Ein seufzend Lebewohl? — Doch jubelnd schwebte
Jetzt himmelwärts die Lerch' aus ihrem Traum;
Rings wogten Sommerwölkchen, lichtgeröthet;
Sie steigt mit Perlenschwingen auf und flötet
Solch einen freien, hohen Siegsgesang,
Als gäb's nicht Thränen hier, als weinte bang
Kein Herz hienieden, als wär' neues Leben
Das stille Grab. — Der Dichter hat gegeben
Auch dieses Liedes Sinn das also klang:

Der Sommer ist da; er rufet zur Freude;
Es erbebt dem Entzücken so Wald, als Haide,
Sein duftiger Hauch dringt zum Himmelsgezelt;
Singt, singt durch die jubelnde Welt!

Auf den Bergen tönt Wonn', und es hüpfet die Welle,
Wie der Hirsch, wenn er eilt aus der Ruhestelle;
Sie tanzet so lustig und muthig entlang,
Auf! füllet die Luft mit Gesang!

Freud' ist im Haine; die Blätter, sie zagen
Vor Lust bei der Nachtigall schmelzenden Klagen.
Mich entzücket des sonnigen Lichtes Strom,
Singt, singt durch des Himmels Dom!

Ich schwinge mich auf bei der Früh' erstem Lächeln,
Und fühle die Lüftchen mich kühlend umfächeln;
Nur die junge Lust steigt so zum Himmelsgezelt;
Singt, singt durch die jubelnde Welt!

So hatten Freud' und Tod sich engverbunden
In ihren Stimmen; und der Dichter, tief
Versenkt in stilles Denken, endlich rief:
„Wie mächtig hab' ich dich, Natur, gefunden!
„Nicht bloß im Wald und Wild tönt solcher Klang,
„Nein, auch im Menschen hast du so verbunden
„Das Grablied und der Freude Festgesang."

Das bessere Land.

Ich höre dich sprechen vom besseren Land,
Du hast seine Kinder mir glücklich genannt.
O, Mutter, wo wird mir sein Ufer erscheinen?
Komm, laß es uns suchen und nicht mehr weinen!

Ist's dort, wo die Goldorangen blühn,
Und die Feuerfliegen im Myrtenzweig glühn? —
— „Dort nicht, dort nicht, mein Kind!

Ist's dort, wo die Palme die Wolken streift,
Und die Dattel auf sonnigen Fluren reift?
Ist's dort auf den Inseln der silbernen Seeen,
Wo in würzigen Hainen die Lüfte süß wehen,
Wo Vögel mit strahlenden Fittigen schnell
Sich schwingen in Farben so reizend und hell?
— „Dort nicht, dort nicht, mein Kind!

Ist's fern in einem entlegenen Land,
Wo die Welle schäumt über goldenen Sand,
Wo glühend strahlen die Feuerrubinen
Und der Demant erhellt die verborgenen Minen,
Wo die Perle glänzt vom Korallenstrand, —
Liegt dort, liebe Mutter, das bessere Land?
— „Dort nicht, dort nicht, mein Kind!

Mein Kind, noch hat es kein Auge geschaut,
Kein Ohr noch gehört seiner Freuden Laut,
Kein Traum solch reizende Welt noch gesehen;
Nicht Sorge, nicht Tod kann dort eingehen;
Auch die Zeit bricht seine Blüthen nicht ab;
Dort über den Wolken und über dem Grab,
— Dort liegt's, dort liegt's, mein Kind!

Lied.

Wer weckt die tiefverborgnen Töne
Aus Memnons Saitenspiel?
Welch unsichtbarer Geist erscheinet
Am grünumblühten Nil? —
Nicht ist's der Sturm und nicht die Nacht
Und nicht des Blitzes Feuer;
Der Morgensonne Strahlenpracht,
Sie weckt die heil'ge Leier.

Wer lockt des Herzens zarte Töne
Ins Leben sanft heraus,
Den süßen Klang, der mächt'ger wirket
Als Fluth und Sturmgebraus?
Nicht ist's des Kampfes blinde Wuth
Und nicht des Siegs Gepränge; —
Der Liebe machtbegabte Gluth,
Sie weckt die Zauberklänge!

Ad. Fürstenhaupt.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 113.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

12 Dezember 1838.

Die Quelle von Backtschisarai.

Poetische Erzählung aus der Krimm von A. Puschkin.

(Deutsch von Tietz)

In dumpfem Schweigen thront Ghirei
Von seinem Sklaventroß umgeben,
Der zu dem Chan in stummer Scheu
Das Aug' gewandt mit Furcht und Beben.
Sie kennen nicht den Gram, die Wuth,
Die auf des Herrschers Antlitz ruht;
Da winket seine Hand zum Zeichen,
Aus seiner Nähe zu entweichen.

Im gold'nen Saal ist er allein.
Es pocht die Brust in freiern Schlägen
Von Wünschen, die sein Herz bewegen:
Wie wenn des Sturmes Kraftgewalten
Des Meeres trügerische Wellen
Zu grausen Bergen aufwärts schwellen
Und das Verderben rings entfalten.

Was brütet wohl sein düstrer Blick?
Wem drohn des Auges Feuerblitze?
Gilt es wohl Rußlands Zaarensitze.
Sinnt er auf Polens Mißgeschick?
Will er im Heer die Meuterey
Mit Tod und mit Verderben rächen. —
Will er vielleicht die Kühnheit brechen,
Mit der der Genueser Flotten
Noch immer seiner Herrschaft spotten? —
O nein! er denkt nicht an die Schlacht,
Die ihn zum Ruhm sonst angefacht.

Hat frech ein Giaur es wohl gewagt
In seinen Harem einzudringen
Und Minnesold dort zu erringen,
Wo Nachtigall süß flötend klagt?

Auch das nicht! Denn in Furcht und Zagen
Wird keine seiner Frau'n es wagen,
Der Liebe Wünschen Raum zu geben;
Dort blüht ein freudenloses Leben.
Es hütet der Eunuchen Schaar
Der Weiber Wort, den Blick sogar.
Wie Blumen blühen und vertrauern,
Der Flur entrückt, im Gläserdach,
So welken in des Harems Mauern
Der Schönen Reize allgemach.
Der Jugend heitre Fröhlichkeit,
Des Herzens kaum erschloss'ne Triebe,
Der Hochgenuß der reinen Liebe,
Verkümmert hier im Lauf der Zeit.
Einförmig schleicht durch Tag und Jahre
Das Leben ihnen, drückend, fort,
Bis sie auf düstrer Todtenbahre
Gelangen zu dem letzten Port.
Der Harem ist so arm an Freuden,
Daß gern die Frau'n auch nach dem Schein
Der Freude haschen, um vom Leiden
Der Langenweile frey zu seyn.
Der Tand muß ihr Gemüth ergötzen,
Der Kleider bunter Farbenglanz,
Die Vögel unter Silbernetzen,
Das Mährchen und der Reihentanz.
Sie wandeln in des Gartens Räumen
Im Schatten der Platanen hin,
Und der Fontänen sprudelnd Schäumen
Erfreut schon den bescheidnen Sinn.
Doch wie unschuldig ihre Freude,
Es lauschet stets mit düsterm Neide
Der Haremswächter argwohnsvoll.
Sein Herz ist nur erfüllt von Groll.
Nie kannte er die Lust der Liebe,
Er höhnt des Busens heil'ge Triebe

Und trägt Verachtung, Haß und Schmach,
Verspottung selbst mit dumpfem Brüten;
Doch rastlos ist sein Auge wach,
Die Frauen sklavisch zu behüten.
Er kennt die Weiber und ihr Herz,
Er lächelt über ihre Thränen,
Ihn rühret nicht der Liebe Sehnen,
Und Wollust ist ihm nur ihr Schmerz! —

Umwogt vom dunkeln Lockenhaar
Taucht dort der Frauen schöne Schaar
Die üpp'gen Glieder in die Wellen,
Damit das Bad die Gluthen kühle,
Des Herzens brennende Gefühle.
Doch selbst bis in des Bades Zellen
Verfolgt ihr Wächter sie, die Armen;
Ihn kann die Schönheit nicht erwarmen,
Ihn, der bei solcher Reize Fülle
Selbst kalt und ohne Regung bleibt.

Und wenn im fernen West die Hülle
Der Nacht den sonn'gen Tag vertreibt
Und Dunkel auf dem Harem ruhe,
Schleicht er, im Herzen stille Wuth,
Verstohlen durch die weiten Hallen,
Um dort den süßen Traum der Schönen,
Des Schlafes halb verstand'nes Lallen,
Des Busens unbewußtes Stöhnen
Den Schläferinnen abzustehlen.
Weh der, die nur vielleicht im Schlummer
Verräth verstohl'nen Liebeskummer!
Sie kann auf sichres Unheil zählen. —

Was denkt Ghirei zu solcher Stunde?
Die Pfeife dampft nicht mehr am Munde,
Er gibt das längst erlosch'ne Rohr
Dem lauschenden, stets wachen Mohr;
Erhebt sich schweigend vom Diwan
Und nahet sich den Pforten dann,
Die zu dem Harem, dem geweihten,
Die Schritte des Gebieters leiten.
Dort in dem schattig-kühlen Garten
Sieht man die Frau'n des Herren warten,
Auf Persiens Teppich hingegossen,
Von süßem Liebreiz überflossen,
Zum Springquell scherzend hingeneigt.
Gleich harmlos-frohen Kindern necken
Sie jetzt den Goldfisch in der Fluth,
Der in dem kühlen Marmorbecken
Tief unten auf dem Grunde ruht,
Und lösen Ringe aus dem Ohr
Und werfen spielend sie ihm vor.
Indessen geht erquickungsvoll
Der Scherbeth duftend in die Runde,
Und durch die lauen Lüfte quoll
Ein Haremslied aus Aller Munde:

Tartarensang.

Der Himmel spendet Trostesgabe
Im Leiden dem, der auf ihn baut:
Es lehnt der Greis am Pilgerstabe
Glückselig, wenn er Mekka schaut.

Glückselig, wem in heil'gen Schlachten
Purpurn entströmt sein Heldenblut,
Wenn Todesschauer ihn umnachten,
Er in dem Arm der Houris ruht.

Hochselig, wem entfernt von Schmerzen
Hienieden schon die Rose blüht,
Der an Zarema's süßem Herzen
In Liebe und für Liebe glüht.

So tönt der Sang. Doch freuet nicht
Das Lob die zarte Haremsblume,
Zarema lauschet nicht dem Ruhme,
Der aus dem Liede zu ihr spricht.
Ihr Auge glänzt in bittern Thränen,
Er theilt ja nicht ihr heißes Sehnen,
Es liebt Ghirei sie jetzt nicht mehr.
Und wie die Palme, die so schwer
Des Sturmes rauhe Macht gebeugt,
So trauert sie, das Haupt geneigt.

Untreu ist er! — Wer gleichet hier
An Schönheit diesem Frau'ngestirne?
Es wallt der Locken üpp'ge Zier
So reich um ihre zarte Stirne,
Und ihrer Augen Zaubersprache
Ist klar wie Tag, dunkel wie Nacht.
Was tönet wohl so süß im Leben
Wie Liebeswort aus Deinem Munde?
Wie heilet jede Herzenswunde,
Wenn Deine Küsse Wonne geben?
Wem füllt die Brust ein andres Bild,
Wenn sie das Deine schon umhüllt?
Und dennoch bleibt Ghirei bei allen
Den Reizen, die dieß Weib umwallen,
So kalt, — und düster sieht die Nacht
Ihn einsam auf der Lagerstätte.
Der Polenfürstin Schönheitsmacht
Umschlingt gleich einer Zauberkette
Den Chan, seitdem sie hier verweilet.

Maria, jung und reizgeschmückt,
Ward von dem Kriegsgeschick ereilet
Und rauh dem Heimathland entrückt,
Des greisen Vaters Stolz und Freude,

So war sie jungfräulich erblüht;
Kein Kummer hatte sie umglüht.
Fremd war sie jedem Schmerz und Leide.
Gleich einem heitern Frühlingsmorgen.
Vom Glückessonnenstrahl umgossen,
War rein ihr Daseyn hingeflossen;
Kein Wölkchen düstrer Lebenssorgen
Hat je die zarte Stirn getrübt;
Der Vater, der die Tochter liebt,
Er will, daß sie mit Freundlichkeit
Als Gattin gern zurück noch blicke
Auf jene reine Jungfrau'nzeit,
Des Glückes denke in dem Glücke. —
Es glich dem reinen Herzen ganz
Ihr Aeuß'res: reiner Anmuth Glanz
War über die Gestalt verbreitet;
Es geht ihr Fuß nicht, nein! er gleitet,
Berührt den Boden kaum, er schwebt.
Indeß im Blick die Sanftmuth lebt.
Und wie Natur verschwendrisch waltet,
Hat sich bei ihr die Kunst entfaltet:
Oft tönen aus der Harfe Saiten
Tief ernste, heitre Melodieen,
Indeß von ihren Lippen gleiten
Gesänge, die zum Herzen ziehen. —
Es nahen sich hochmächt'ge Freier
Wohl werbend um Mariens Hand;
Doch füllet nicht der Liebe Feuer
Die Brust der Jungfrau, sie empfand
Noch nie der Liebe Lust und Schmerzen,
Noch wohnte nur in ihrem Herzen
Die Ruh der ungetrübten Jugend,
Der Tochterliebe heil'ge Tugend.

(Fortsetzung folgt.)

P. B. Shelley.

(Fortsetzung.)

Das waren Vergnügungen zahmer Art. Oft aber auch klomm sie die steilste Leiter des rauhen Gesteins hinan zum gekrümmten Vorgebirg einer erhabenen Wolke, und ritt singend, wie Arion auf des Delphins Rücken, durch die uferlose Luft. Oft des geschlängelten Blitzes gezackter Spur folgend schwebte sie auf die Zinnen des Sturmes und lachte, wenn sie hinter sich die Feuerkugeln brausen hörte. Und manchmal stieg sie hinauf zu jenen Strömen der obern Luft, welche die Erde in ihrem täglichen Umschwung kreisen machen, und gewann die Geister dort, daß sie sie an ihrem Chor Theil nehmen ließen. Die Sterblichen fanden an solchen Tagen, daß der Himmel mild und schön war, und geheimnißvolle, kurzhingehauchte, harmonische Töne zogen über die Erde hin, da wo ihr Pfad ging, und selige Gedanken der Hoffnung, zu süß um von Dauer zu seyn.

Ihre Lieblingskurzweil aber war, in den Stunden des Schlummers den alten Nil hinab zu gleiten, wenn er Aethiopien und Aegypten betritt, von den steilen Höhen des äußersten Arme, bis er, wie eine friedliche Heerde silberfließiger Schafe seine Wasser auf die Ebene ausströmt, und gewappnete Häupter von Städten und stolze Tempel dazwischen emporschimmern und manche von Dünsten umwogte Pyramide. Am See Möris und Mareotis, mit schönen Blumen überstreut, wie der Boden eines Brautgemachs; wo nackte Knaben, zahme Wasserschlangen zügelnd, oder gespenstische Alligatoren anschirrend, auf dem sanften Wasser mächtige Spuren gelassen hatten von diesen riesigen Gestalten — hinter den ehernen Thoren des großen Labyrinths schliefen Knabe und Thier, ermüdet von dem Gepränge ihres Osirischen Festes; und wo auf dem Spiegel des Flusses die Schatten der massigen Tempel liegen und nie verwischt werden, aber immer zittern, wie Wesen, welchen jede Wolke den Spruch des Todes bringen kann; durch die mit Lotus bedeckten Kanäle, und wo nur immer die Werke des Menschen diesen heitersten Himmel mit Gräbern, Thürmen und Tempeln durchschnitten — da war es ihre Lust umzuschweifen im Schatten der Nacht. Mit einer Bewegung, ähnlich der des Geistes jenes Lüftchens, dessen leiser Schritt den Schlaf noch tiefer macht, schwebte ihr leichter Fuß durch die bevölkerten Stätten der Menschheit, ausstreuend holde Gesichte, die ihrer holden Gegenwart entquollen, durch Tempel und Palasthof und Labyrinth, mit vielen dunkeln unterirdischen Straßen unter dem Nil gegraben; durch hohe und tiefe Kammern schritt sie, die Sterblichen beobachtend in ihrem Schlaf.

Ein süßes Vergnügen gewiß war es, die Sterblichen eingewiegt zu sehen in allen Gestalten des Schlafs; da lagen Zwillingsschwestern, noch Kinder, dort ein einsamer Jüngling, der in seinen Träumen weinte; drinnen zwei Liebende, unschuldig verschlungen in ihren losen Locken, die uber beide hinabwallten, wie Epheu von Einem Stamm; und dort lag friedlich das Alter mit schneeweißglänzendem Haar und gefalteten Händen. Aber auch andere unruhsame Gestaltungen des Schlafs sah sie, die sich nicht abspiegeln dürfen in einem reinen Gedicht, häßliche Verzerrungen übernatürlichen Grausens, und blasse Wahnbilder von erträumtem Leiden, und das ganze Verzeichniß von des Herkommens gesetzlosem Gesetz auf die Stirne von Alt und Jung geschrieben. „Das," sagte die Fee, „ist der Kampf, welcher den flüssigen Spiegel des Menschenlebens trübt und verstört." Doch wenig ängstigte der Anblick ihre Seele — Wir, die schwachen Schiffer auf diesem weiten See, wir richten, wo seine Küsten sich dehnen oder die Wogen rollen, unsern Lauf ohne Steuermann und Stern über seine wilde Fläche nach einem unbekannten Ziel — sie aber konnte in den friedlichen Tiefen ihren Weg dahin einschlagen, wo in glänzenden Palästen unsterbliche Gestalten wohnen, unter dem Gewoge der rastlosen Fluth.

Und Fürsten sah sie unter dem Schimmer sonnengleicher Edelsteine gebettet; und um jeden Tempelhof, in Schlafgemächern reihenweis geordnet, sah sie die Priester schlafen — Alle von Einer Art, denn Alle waren dazu erzogen; die Bauern

in ihren Hütten, und im Hafen sah sie die Matrosen gewiegt auf den Wellen, und die Todten eingelullt in ihren traumlosen Gräbern. Und alle die Leiber, in welchen diese Geister lagen, waren für ihr Auge wie die durchsichtigen Schleiertücher, worein die anmuthigen Frauen oft ihre zarten Glieder hüllen, die uns nichts verbergen möchten, als ihren Widerwillen gegen jede Art der Verheimlichung; so bewegen sie sich in dem Licht ihrer eigenen Schönheit. Aber diese Alle lagen jetzt vom Schlafe bezwungen da, und ahnten nichts davon, daß eine Fee sie betrachtete.

Sie sah alle diese athmenden menschlichen Gestalten als lebendige Geister — ihrem Auge lag die nackte Schönheit der Seele offen, und oft erblickte sie durch eine grobe und verkümmerte Hülle die innere Gestalt am glänzendsten und schönsten — und dann besaß sie auch einen Zauber von seltner Macht, der, in leisem Ton auf stumme Lippen gemurmelt, machte, daß dieser Geist mit dem ihrigen sich vermengte. Ach! Aurora, was hättest du gegeben für einen solchen Zauber, als Tithon grau wurde! Oder wie viel, o Venus, von deinem silbernen Himmel hättest du der Fee abgetreten, welche dich ihn gelehrt hätte, bevor Proserpina halb (oh! warum nicht ganz?) die Schuld erließ, welche der geliebte Adonis zu bezahlen verdammt war! Aber noch wußte die Tochter des Helios selbst seinen Werth nicht zu schätzen. Man sagt, in spätern Zeiten habe ihr freier Geist erfahren, was Liebe sey, und habe sich einsam gefühlt — aber die heilige Diana konnte nicht keuscher seyn, ehe sie sich bückte, den Endymion zu küssen, als jetzt die Zauberjungfrau; gleich der geschlechtlosen Biene, die alle Blumen kostet und an keine sich kettet, schwebte unter diesen sterblichen Gestalten die Fee dahin mit heiterm Auge und unbeschwertem Herzen.

Denjenigen, die sie am schönsten sah, gab sie wunderbaren Heiltrank in krystallner Schale; in ihrem tiefen Schlaf tranken sie von diesem süßen Naß, und lebten von nun an, als ob eine Kraft, mächtiger als das Leben, in ihnen waltete; und das Grab von Solchen, wenn dem Tod endlich die müde Seele erlag, war wie eine hohe, grüngewölbte Laube, mit den Edelsteinen von Sternblumen reich ausgeschmückt. Denn in der Nacht, in der sie bestattet wurden, stellte sie wieder her, was der Einbalsamirer zerstört, und schüttete das Licht aus den Leichenlampen, das eine Nachäffung des Tages seyn sollte in diesem Winkel des Todes, und band los die mit eingewobenen Bildern bedeckten Wickelbänder der zweiten Kindheit, und nahm den Sarg, die letzte Wiege aus seiner Nische und warf ihn verächtlich in einen Graben. Der Körper aber lag da, Jahrhundert um Jahrhundert, stumm, athmend mit schlagendem Herzen, warm und unverwittert, wie Einer, der in grüner Einsiedelei schläft, der sanfte Schlummer um die Augenlieder spielend, und lebend in seinen Träumen, unerreichbar dem Grimm des Todes oder des Lebens, während diese in immer neue Trachten und Aufzüge kleideten die raschen, blinden und vergänglichen Geschlechter der Menschen.

Seltsame Träume aber pflegte sie zu schreiben in das Gehirn derer, die nicht so schön waren, und alle ihre unredlichen und grausamen Bestrebungen nichtiger und eitler zu machen, als in der Wüste die Fährte der Schlange ist, welche der Sand zudeckt — all seinen schnöden Gewinn mußte in solchen Träumen der Geizhals in den Schooß des Bettlers schütten; der lügenhafte Schreiber mußte seine eigenen Lügen, ohne Lohn und Bestechung, verrathen. Die Priester mußten, die Hieroglyphen ins Griechische übersetzend, eine deutliche Erklärung niederschreiben, daß der Gott Apis in der That ein Stier sey und nichts weiter, und den Herolden Befehl geben, dieß anzuschlagen an den Thüren der Tempel und die alte Truglehre zu zerreißen; sie gaben Allen Freiheit, zu sprechen was sie dachten, von Habichten, Katzen und Gänsen, durch Hirtenbriefe in allen Sprengeln. Ein König mußte mit seinem Diadem und Mantel einen Affen schmücken und ihn auf seinen prächtigen Sitz setzen, und rechts von dem sonnengleichen Thron mußte er einen farbigen Spottvogel hinstellen, um zu wiederholen das Geplauder des Pavians. All die gebückten Höflinge krochen mit Anbruch des Morgens heran, um zu küssen den Fuß ihres großen Herrschers und küßten, ach! die Pfoten des Affen! Die Soldaten träumten, daß sie Grobschmiede seyen und verließen schlafwach ihre Quartiere; um die rothglühenden Amboße konnte man sie stehen sehen, wie Cyklopen in Vulkans rußiger Esse, ihre Schwerter umschmiedend zu Pflugschaaren; — die Kerkermeister ließen die von der freisinnigen Sekte frei in Schaaren durch die Straßen von Memphis laufen — zum großen Verdruß, vermuthlich, des Königs Amasis. Und schüchterne Liebende, die so spröde und scheu gewesen, daß sie selbst kaum wußten, ob sie liebten oder nicht, standen auf in ihrem Schlaf und genossen süße Freuden, befriedigend ihre geheimste Sehnsucht; und wenn am nächsten Tage das Mädchen und der Knabe sich begegneten, so errötheten Beide wie ertappte Sünder, ob dem, was nach dem Wahne Beider nur im Traum der Phantasie geschehen war — bis zum zehntenmal sich die Scheibe Luna's füllte; und dann ließ die Fee ihnen kein Leid geschehen; von den vielen tausend Planen der Liebenden fand auch die Fee Einen aus — und ihres Glückes Fülle ward ihnen zu Theil in warmem, innigem Ehebund. Freunde, die durch gehässige List des Neids und der Bosheit von einander gerissen waren — eine klaffende Wunde — Seele von Seele, vereinigte sie wieder in hellen Traumgesichten tiefer Zärtlichkeit und aufrichtiger Treue. Das waren die Streiche, welche sie in den Städten sterblicher Menschen spielte; und was sie den Geistern und Göttern anthat, die sie mit ihren süßen Zaubergesängen verwirrte, daß sie ihr zu Willen waren und ihre feinen Listen verriethen, das will ich ein andermal erzählen; denn das ist eine Geschichte, passender für die schaurigen Winternächte, als für diese glanzvollen Sommertage, wo wir kaum Lust haben mehr zu glauben, als was wir mit unsern Augen sehen. — —

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 114 u. 115.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

16 Dezember 1838.

Shakspeare ein Entomolog!

Die Shakspeare-Literatur wächst immer mehr an. Eine vor uns liegende englische Zeitschrift enthält die Anzeige zweier Schriften, die ihn zu ihrem Gegenstand haben. Der Titel der einen ist: Briefe über die Naturgeschichte der in Shakspeare's Dramen vorkommenden Insekten, nebst gelegentlichen Bemerkungen über die Entomologie Irelands. Von Robert Patterson. In der That ein artiger Gedanke! Man muß dem Beurtheiler des Büchleins beistimmen, wenn er sagt: „Das ist ein Büchlein nach unserem Herzen — ein wahres Schatzkästlein! Es ist ein glücklicher Einfall, Naturgeschichte zu lehren durch Shakspeare und den Shakspeare zu erläutern durch Naturgeschichte. Schon als ein bloßer Commentar zu merkwürdigen Stellen in dem größten unserer Dichter ist es mehr werth, als ganze dicke Bände unserer kunstreichen und gelehrten Commentatoren. Als ein Beitrag zur Naturgeschichte der Insekten, die uns immer umgeben, verdient es einen Platz neben den Werken unserer, sehr seltenen, guten und populären Naturforscher. Der Erfolg dieses wahrhaft schönen und gefälligen Büchleins ist unzweifelhaft; aber um was wir den Verfasser eigentlich beneiden, ist der milde und edle Genuß, den ihm die Abfassung muß gewährt haben.

Shakspeare war beinahe eben so groß als Naturkenner wie als Dichter — er war in der That ein Poet der Natur. Um Samuel Johnsons Worte anzuführen: „Seine Aufmerksamkeit beschränkte sich nicht auf die Thätigkeit und Handlungen der Menschen; er war auch ein scharfer Beobachter der unbeseelten Natur; seine Schilderungen haben immer eine gewisse Eigenthümlichkeit, in Folge seiner Beobachtung der Dinge, wie sie wirklich existiren; ob nun das Leben oder die Natur sein Gegenstand ist — Shakspeare zeigt deutlich, daß er immer mit eigenen Augen gesehen hat." Damit übereinstimmend sagt ein Freund des Verfassers vorliegenden Büchleins, John Templeton: „die Werke Shakspeare's zeigen eine erstaunliche Gabe genauer Beobachtung; während Milton und andere Dichter in ihren Schilderungen die Blüthen des Frühlings und die Blumen des Sommers zusammengeworfen, stellt Shakspeare in Eine Gruppe immer nur solche zusammen, die man zu gleicher Zeit blühend findet." Die Richtigkeit dieser Bemerkung zu beweisen, vergleicht Patterson sehr passend die Aufzählung von Blumen in Miltons Lycidas, in der prächtigen Stelle, welche anfängt:

Bringt her die Frühros' die verlassen stirbt.

und die bei Shakspeare im Wintermährchen. In der ersten mengt Milton unter die Lenzblumen viele, die im Frühjahr nicht blühen, sondern im hohen Sommer und später. Die Muskatrose, das Geißblatt und der Amarant sind zusammengestellt mit dem Affodil, der Frührose und den Märzveilchen. Im Wintermährchen richtet Perdita, die die Laune ankommt, Blumen auszutheilen nach dem Alter der Mitglieder der Gesellschaft, ihre Vertheilung ein mit der pünktlichen Achtsamkeit auf die Blumen, welche wirklich in den den Lebensaltern entsprechenden Jahreszeiten in Blüthe stehen, bei den Frühlingsblumen z. B. fängt sie an mit den Anemonen und schließt mit den Lilien — in jener unsterblichen Stelle, welche den Duft der süßesten Blumen mit der Musik der holdesten Vögel verbindet:

O Proserpina!
Hätt' ich die Blumen jetzt, die du erschreckt
Verlorst von Pluto's Wagen! Anemonen,
Die, eh' die Schwalb' es wagt, erscheinen, und
Des Märzes Wind mit ihrer Schönheit fesseln;
Violen, dunkel wie der Juno Augen,
Süß wie Cytherens Athem; bleiche Primeln,
Die sterben unvermählt, eh' sie geschaut
Des goldnen Phöbos mächt'gen Strahl, ein Uebel
Das Mädchen oft befällt; die dreiste Maßlieb;
Die Kaiserkrone, Lilien aller Art,
Die Königslilie drunter!

Mit gleicher Sorgfalt und Treue spricht Shakspeare von Vögeln und Insekten. Die jeder Jahreszeit eigenthümlichen Geschöpfe werden nie in einer andern aufgeführt, sondern alle

fliegen, singen und summen in der ihnen zukommenden Jahreszeit und Tageszeit. Patterson berichtet, er habe die Dramen durchgegangen mit Rücksicht auf die Erwähnungen von Naturwesen, die darin vorkommen, habe dann die beschreibenden Stellen, nach den von den Naturforschern angenommenen Klassifikationen vertheilt, abgeschrieben, und zu seinem Erstaunen gefunden, daß diese naturhistorischen Stellen hundert enggeschriebene Seiten Briefpapier füllten. Von diesen bezogen sich 22 Seiten auf die Säugthiere, sechzehn auf Vögel, neun auf Reptilien, zwei auf Schalthiere und Mineralien, neun auf Insekten, dreizehn auf Bäume, Blumen und Früchte, 29 auf die verschiedenen Züge, welche den Fortschritt der Jahreszeiten charakterisiren oder die zahllosen Phänomene der Natur schildern. „Welchen reichen Stoff zur Forschung würden diese Auszüge bieten!" sagt Patterson, und setzt hinzu: „ihre Aufklärung würde den Zustand der Naturwissenschaft jetzt und im Zeitalter der Elisabeth in ein helles Licht setzen."

Der Beurtheiler zeigt sodann an einem Beispiele, wie Patterson durch seine Erläuterungen die naturgeschichtlichen Anspielungen Shakspeare's aufs schönste deutet und rechtfertigt, — an einer Stelle aus Macbeth, welche den Erklärern schon viele Noth gemacht habe:

Eh auf den Ruf der dunkeln Hekate
Der hornbeschwingte Käfer, schläfrig summend,
Die nächt'ge Schlummerglocke hat geläutet u. s. w.

wo das mit hornbeschwingt übersetzte Prädikat im Englischen zweifelhaft seyn kann, aber allerdings, wie Patterson zeigt, mit dem deutschen Wort richtig übersetzt wird — eigentlich heißt es: der von seinen hornenen Flügeldecken im Flug getragene Käfer. Andre hatten es übersetzt (statt shard-borne lesend shard-born) der im Kuhmist geborne Käfer. Dazu bemerkt der Commentator mit Recht: es ist minder wahrscheinlich, daß Shakspeare von diesem Geburtsort des Käfers sollte gewußt, als daß er dessen eigenthümliche Art zu fliegen sollte beobachtet haben. — Hier noch eine kurze Betrachtung des Verfassers:

„Von zwei Dingen bin ich fest überzeugt: daß die Kenntniß der Naturgeschichte in Shakspeare's Dramen den Genuß steigern würde, den wir Alle bei der Lektüre dieser unvergleichlichen Dichtungen empfinden und daß es für den Forscher die belohnendste und interessanteste Beschäftigung seyn müßte. Er würde einen Pfad betreten vom sanftesten Grün — er würde einen glänzendblauen Himmel schauen — eine balsamischere Atmosphäre einathmen — und könnte wohl, wie Caliban, sagen, als er die Seeleute unter unsichtbarer Führung Ariels geleitete:

Die Insel ist voll Lärm,
Klang', süßer Tön', die freun und Keinem schaden."
Sturm. III. Akt. 2 Sc.

Wir wollen hier nur in aller Kürze auf die merkwürdige Geistesverwandtschaft aufmerksam machen, welche sich zwischen Shakspeare und unserm Goethe findet. Bekanntlich trieb Letzterer die Naturwissenschaften mit vielleicht ebenso großem Eifer und Interesse, wie die Poesie, und in seinen Dichtungen kann man auch unmöglich den Vertrauten der Natur, den Erforscher ihrer Geheimnisse, verkennen. Aber er machte aus der Beobachtung der Natur, der Erforschung ihrer Gesetze, ein eigentliches, wissenschaftliches Studium, neben der Poesie — der Dichter und der Naturalist waren in ihm doch mehr zwei verschiedene Personen, die sich nur gelegentlich unterstützten und aushalfen, während bei Shakspeare der Dichter Alles verschlingt und sich assimilirt, die ganze Natur, so scharf er auch ihre einzelnen Phänomen und Wesen beobachtet, doch nur mit poetischem Auge anschaut, und nicht auf Entdeckung eines Systems von Gesetzen und Organisationen bedacht ist, wie der, bei dem Reichthum seiner geistigen Begabung, zwischen Wissenschaft, Kunst und Poesie gleichsam in der Wahl schwenkende Goethe.

Die zweite Schrift, von Ch. A. Brown, beschäftigt sich mit dem Charakter Shakspeare's, den sie aus seinen Werken, besonders den Sonetten zu entwickeln sucht. Es wird darin gezeigt, daß die fälschlich so genannten Sonette eigentlich zusammenhängende Dichtungen, und zwar bis zum 120 Sonett fünf verschiedene Stücke in der Sonetten-Stanze seyen. Wahrscheinlich sind sie an William Herbert, nachmaligen Grafen von Pembroke gerichtet, nicht an Southampton, wie man bisher meist annahm. Bei aller Liebe und Verehrung für Shakspeare verdunkelt jedoch der Verfasser eher den moralischen Charakter Shakspeare's, den er durch gezwungene Erklärungen vielmehr zu rechtfertigen sucht. Aber die Vermuthungen der Kritiker haben, wie der Beurtheiler des Buchs bemerkt, nie einen Eindruck auf das Publikum gemacht, das es sich, und wohl mit Recht, nicht nehmen läßt, Shakspeare als den König aller guten Gesellen anzusehen, als einen Mann, dessen Herz seinem herrlichen Geiste nicht nachstand.

Die Quelle von Backtschisarai.

(Fortsetzung.)

So war es sonst. — Doch gleich der Gluth,
Die rasch den dichten Hain durchzieht,
So naht, die Bahn getränkt mit Blut,
Das Tartarheer, kampflust-durchglüht.
Der Krieg entfaltet seine Schwingen
Und wo die Feinde vorwärts dringen
Flammt auf der grause Feuerschein.
Der Friede flieht aus diesen Fluren
Entsetzt vor rauher Mordlust Spuren,
Verheerung zieht ringsum herein.
Mariens Zelle öd' und leer!
Und in der Gruft der Ahnen liegt
Der Vater todt, vom Feind besiegt.
Das Land erseufzet tief und schwer,
Von einem andern Herrn regiert,
Der ruhmlos jetzt das Scepter führt.

Von Feindeshänden weilt gefangen
Die Fürstin im Tartarenschloß;

Dort seufzet sie in herbem Bangen,
Indeß wohl manche Thräne floß.
Es rühret selbst den Chan ihr Leiden,
Erschüttert, fliehet ihn der Schlummer,
Und um zu mildern ihren Kummer —
Ob auch die Andern sie beneiden —
Darf sie in Haremszwang nicht weilen.
Der Frauenwächter muß enteilen,
Wenn sie erscheint, vor ihrem Winken
Muß scheu der Blick zu Boden sinken.
Nur wenn des kühlen Bades Wellen
Um ihre zarten Glieder schwellen,
Ist eine Sclavin ihr zur Seite
Ghirei, der Mächt'ge, selber scheute
Sich stets, der Armen Ruh zu stören.
Im fernen Palastflügel wohnet
Maria, wie ihr Wunsch es war,
Und an der stillen Schwelle thronet
Ein Engel, heilig, wunderbar.
Es glänzt der Mutter Gottes Bild
Auf dem Altar, umringt von Kerzen, —
Die heil'ge Mutter, die so mild
Den Trost ergießt in wunde Herzen:
Zu ihr erhebt in gläub'ger Demuth
Die Jungfrau betend ihre Hand,
Und weiht ihr Thränen bittrer Wehmuth,
Entfernt vom theuern Vaterland. —
Hier lebt sie einsam, selbst der Heide
Ghirei, der Sklav der Sinnenfreude,
Wagt sich zu nah'n der Stätte nicht.
Es war, als ob ein höh'res Licht
Von diesem tiefgebeugten Herzen
Zurück den Irrenden verscheuche,
Damit Unglaube nicht erreiche
Der reinen Jungfrau reine Schmerzen.

Auf Tauriens Flur sank schon die Nacht
Und Ruhe herrschet überall,
Nur in dem duft'gen Lorbeer wacht
Und flötet süß noch Nachtigall.
Am unbewölkten Himmelsbogen
Erglänzet Stern und Mondesschein
Und gießt auf Berg und Thal und Hain
Ein zaubrisch-glänzend Lichteswogen.
Die langen Gassen sind erfüllt
Von Tartarfrauen, eingehüllt
In weiße Schleier, um am Abend,
Mitsammen sich an Mährchen labend,
Die Langeweile zu verscheuchen;
Doch bald sieht man auch sie entweichen. —
Der Palast und der Harem ruht
Schon in des Schlafes sichrer Hut.
Der Haremswächter machte schon
Die Runde in den weiten Mauern
Und sucht im Schlummer jetzt den Lohn.
Doch lange wird sein Schlaf nicht dauern:
Die Furcht vor Unheil und Verrath,
Sie ist es die ihm störend naht.
Er träumt von Feinden seines Herrn,
Sie dringen in den Harem ein,
Er hört die Frauen angstvoll schrei'n,
Und sieht sie auf der Flucht schon fern.
Da fährt er auf und lauscht und bebt,
Ob jener Traum wohl Wahrheit war?
Doch nein! Die Wirklichkeit enthebt
Ihn seiner Furcht vor der Gefahr.
Lautlose Stille. — Tiefes Schweigen. —
Einförmig plätschern nur die Quellen
Und aus den Rosenbüschen schwellen
Der Nachtigallen Sangesreigen.
Der Eunuch lauscht. — dann sinkt er nieder
Und es umfängt der Schlaf ihn wieder.

Mein Orient, du Zauberland!
Was ähnt wohl deiner süßen Wonne,
Wenn in das Meer versank die Sonne,
Wenn zaubrisch glänzt des Mondes Rand?
Welch sel'ge Ruh in der Natur!
Das Säuseln in den Zweigen nur
Rauscht so geheimnißvoll und lind,
Wie Elfengruß im Abendwind,
Und trägt dann leise in die Räume
Des Harems süße Liebesträume.

Die Frauen schlummern. Eine wacht, —
Es bringt ihr Ruh' selbst nicht die Nacht.
Still, um die Andern nicht zu wecken,
Entringt sie sich den seidnen Decken
Und eilt, den Athem angehalten,
Aus dem Gemach durch dunkle Hallen. —
Man hört des Fußes Schritt kaum schallen.
Da fühlt sie, wie durch Zauberwalten,
Vom ruh'nden Wächter sich gebannt,
Der, von dem bösen Traum befangen,
Unruhig sich im Schlaf gewandt.
Sie zagt in unnennbarem Bangen, —
Dann, während ihr der Busen bebt,
Ist sie gleich Windeshauch entschwebt.

Sie naht der Thür. Noch zaudert sie,
Noch weicht die Hand vom Riegel immer, —
Dann denkt sie: jetzt nur oder nie!.
Sie faßt das Schloß — sie steht im Zimmer.
Und wie sie ringsumher nun blickt,
Ergreifet sie ein frommes Zagen.
Erinnrung ist's, die sie durchzückt,
Erinnrung aus der Jugend Tagen.

Der Altar und der Lampe Schein
Still flackernd vor dem heil'gen Bild
Der Mutter Gottes — Alles füllt
Die Seele ihr mit süßer Pein.
Sie denkt, wie sie in Grusiens Auen
Zum Heiland durfte aufwärts schauen,
Wo sie in gläub'ger Christenschaar,
Grusinerin, selbst Christin war.
Und vor ihr ruht die Fürstin mild
Vom frommen Schlummer eingehüllt:
Ein sanftes Roth färbt ihre Wangen,
Indeß am Aug' noch Thränen hangen,
Gleich Mondlicht, das auf Rosen leuchtet,
Von Tropfen milden Thau's befeuchtet.
So ruht Maria, engelgleich,
Wie ein Gebild aus höherm Reich. —
O welche Pein erfüllt dein Herz,
Zarema, welch ein dumpfer Schmerz?
Sie sinkt auf ihre Kniee nieder
Und betet: „Himmelskönigin!
„Erbarme du dich meiner wieder,
„Schau' gnädig auf mich Arme hin!"
Und ob der Ton auch leise klang,
Die Fürstin hört ihn, und mit Beben
Fährt sie empor, und furchtsam bang
Sucht sie die Knie'nde aufzuheben.
„Was thust du hier in später Nacht,
„Was hat dich her zu mir gebracht?"
So fragt sie. — und Zarema dann:
„Dich sucht' ich, du nur kannst mich retten,
„Du nur mich an die Hoffnung ketten!
„O laß mich reden, hör' mich an!
„Die Liebe — seine — war mein Glück,
„Jetzt hat um dich er mich verlassen;
„Kalt stößt Ghirei mich jetzt zurück,
„Sein Lieben wandelt sich in Hassen."

„Fern liegt das Land, das mich gebar,
„Die Zeit, wo dort ich Kind einst war;
„Doch schwebt noch immer vor den Blicken
„Die Heimath mir mit ihrer Lust.
„Erinnrung lebt mir in der Brust
„Und füllt das Herz mir mit Entzücken;
„Die Berge, die ihr ernst Gesicht
„Hinauf in Wolkenschleier heben,
„Die Felsen, die vom Strom erbeben,
„Der tosend durch die Klippen bricht,
„Der Wald, von keinem Fuß betreten,
„Und Menschen, die zum Heiland beten.
„Was mich dem Vaterland entzogen?
„Ich weiß es nicht! — Vor meinem Blick
„Schwebt nur auf blauen Meereswogen
„Das Schiff — der Strand, er wich zurück —
„Und nie sah ich die Heimath wieder! —

„Im Harem hier erwuchs ich dann,
„Nie sank ein Kummer auf mich nieder,
„Was ich gewünscht, worauf ich sann,
„Ward mir verschwendrisch auch gegeben,
„Doch mir erblühte neues Leben,
„Als sich mit glühendem Verlangen
„Ghirei sich liebend zu mir neigte,
„Als ich, von seinem Arm umfangen,
„Der Wünsche süßes Ziel erreichte.
„Den Krieg verschmähend und den Ruhm,
„Sucht' er in Harems Heiligthum
„In jener Zeit Genuß und Freuden.
„Er sah uns Alle — doch sein Blick,
„Wie mich die Andern auch beneiden,
„Er hing an mir! O süßes Glück,
„Das uns in seinen Taumel hüllte!
„Das ihn und mich mit Wonne füllte!
„Wer liebend je geliebt, der kennt
„Den Rausch, den keine Lippe nennt!
„Da sah er dich, Maria! — Ach!
„Mit dir entschwand mein Seelenfrieden,
„Treulos ist er von mir geschieden.
„In Nacht verwandelt sich mein Tag!
„Ob ich zu ihm auch weinend flehe,
„Umsonst! er flieht aus meiner Nähe,
„Er denkt nicht mehr der süßen Stunden,
„Wo er bei mir sein Glück gefunden! —
„Du bist nicht Schuld an dem Verrath,
„Ich weiß es wohl. — Maria höret
„Ihn kalt nur an, wenn er ihr naht,
„Und doch hast Du mein Glück zerstöret! —
„Schön bin ich, stolz kann ich es sagen,
„Nur deine Anmuth darf es wagen,
„Mit mir um diesen Preis zu kämpfen,
„Doch Leidenschaften, nicht zu dämpfen,
„Erfüllen mich, Dir fehlen sie.
„Kalt bist Du, lieben kannst Du nie
„Wie ich, Du kannst gleich mir nicht glühen!
„Gib ihn zurück mir, er ist mein! —
„Noch fühl' ich seine Küsse sprühen,
„Hör' seine Schwüre: „Ewig dein!"
„Mein ganzes Daseyn ist verwebt
„Mit ihm, für den mein Busen bebt.
„Ich leb' in ihm, kann's nicht ertragen
„Von ihm getrennt zu seyn, ihn meiden!
„Und Du, Kaltherz'ge! willst es wagen,
„Von ihm mich, von Ghirei, zu scheiden?
„Ich flehe hier, gebeugt im Staube:
„Gib mich Verzweiflung nicht zum Ra e!
„Erhör' mein Bitten, hab' Erbarmen!
„Gib ihn zurück mir, ihn, nur ihn!
„Laß mich an seiner Brust erwarmen,
„An seinem Herzen wieder glühn!
„Verachte mich, sieh stolz hernieder

„Auf mich, die betteind vor Dir liegt.
„Nur gib mir den Geliebten wieder,
„Zu dem mein ganzes Denken fliegt!
„Ich war ja Christin einst, wie Du;
„Schwör' mir's bei unserm Heiland zu,
„Beim Kreuz, an das wir beide glauben:
„Du willst mir ihn, Ghirei nicht rauben!
„Doch zauderst du, so magst Du denken,
„Daß ich Cerkessien's Tochter bin!
„Ich weiß den scharfen Dolch zu lenken
„Und fremd ist mir nicht Rachesinn!" —

So spricht Zarema und entschwindet.
Maria aber zittert, schweigt;
Was Leidenschaft ihr hat verkündet,
Hat ihrer Brust sich nie gezeigt.
Noch war der Unschuld fremd geblieben
Ein solches wuthdurchglühtes Lieben,
Der Mißion einer Frauenbrust.
Rathlos sinnt sie, sich kaum bewußt,
Was ihrer wartet, was ihr droht. —
Dann betet sie in tiefer Noth.
Soll sie hier in den Haremshallen
Ein Opfer gift'ger Wollust fallen?
Eh' mag Ghirei in Kerkernacht
Auf ewig zürnend sie begraben,
Eh' soll des Todes finstre Macht
Ihr kaum erblühtes Daseyn haben!
Ist doch das Leben kein Gewinn
Für sie — ihr Glück ja längst dahin.
Was soll sie mit der Herzenswunde
Hier noch auf diesem Erdenrunde?
Die Heimath ist ja nicht hienieden!
Ein Engel winket ihr, der Mäden,
Und führt sie ein zum ew'gen Frieden.

(Schluß folgt.)

P. B. Shelley.

(Fortsetzung.)

Eine Ausdeutung dieses Mährchengedichts im Ganzen und in den einzelnen Zügen dürfte wohl unmöglich seyn; denn nicht einmal das, daß die Fee selbst eine Personifikation der Phantasie seyn soll, läßt sich streng beweisen oder durchführen; man müßte nur die Phantasie selbst in einem ganz überschwänglichen Sinn nehmen, als das Prinzip alles Idealen, alles wahrhaft Schönen, Guten und Trefflichen, der Reinheit, und der Liebe und Vollkommenheit. Gerade aber das Abweichen von einem bestimmten Begriff muß man an dem Gedicht, sofern man es als ein Mährchen ansieht, nur loben. Von dem Charakter des Mährchens entfernt es sich jedoch einigermaßen gegen das Ende, wo der Dichter wieder in seine politisch-socialen und philanthropischen Lieblingsideen, in seine Abneigung gegen Fürsten und Priester verfällt und einen satyrisch-komischen Ton annimmt. Hier hat er auch, wie es scheint, den Anfang seines Gedichts aus dem Auge verloren, wo er seine Erzählung in die Zeit versetzt, in welcher Irrthum und Wahrheit noch nicht geschaltet haben, während er doch in dem Nilland sie schon in erbittertem Streit miteinander kämpfen läßt. Eine Aehnlichkeit mit einem deutschen Dichter, welche wie schon früher andeuteten, mit Novalis, drängt sich uns auch hier wieder sehr lebhaft auf; manche Züge erinnern ganz auffallend an das Mährchen im Heinrich von Ofterdingen. Hätte Shelley wirklich die Schriften von Novalis nicht gekannt, so wäre dieß eine höchst merkwürdige Zusammenstimmung. Verwandt ist bei Beiden der Gebrauch, den sie von Elementen, Gestirnen, Meteorerscheinungen machen, verwandt bei Beiden die sinnige Anschauung der Phänomene des Lichts und der Nacht; die Einführung der antiken, griechischen Götterwelt und deren Vermischung mit der — wir möchten sagen: Naturreligion der Phantasie; bei Beiden kommt der neugeborne Eros vor, bei Beiden ein wunderbares Spinnen, und bei Beiden trifft das Seltsamste und Phantastischste doch auf eine überraschende Weise mit vertrauten, anheimelnden Tönen die innigsten Saiten des Herzens. Der Vorzug einer größern Gemüthlichkeit, Innigkeit und Sinnigkeit scheint uns jedoch — nur die beiden genannten Stücke mit einander verglichen — auf Novalis' Seite zu seyn, bei welchem auch die mährchenhaften Bilder und Ereignisse theils viel rascher wechseln, theils viel anschaulicher und konkreter ausgeprägt sind, während Shelley seine schimmernden Farben allzu üppig verschwendet und den Leser in ein Meer von Licht und Glanz wirft, in welchem Einem am Ende das Sehen selbst vergeht, und die Gesetze der poetischen Oekonomie, aus deren Befolgung erst ein wahrer, solider Reichthum entspringt, allzusehr vernachlässigt. Die Erschaffung des Hermaphroditus z. B. nur zu dem Behuf, daß er mit seinen Flügeln die Barke begann schwimmen mache, ist eine ziemlich müssige Episode, und die so schön beschriebene Gestalt dieses Knechts hat, in ihrer stummen Starrheit und Schlafsucht, nicht einmal etwas Liebliches, so anmuthig auch die Schilderung seiner entfalteten Flügel, und so kühn die Idee ist, ihn aus Feuer und Schnee zu bilden, **weil Alles sich verbinden kann, was die Harmonie der Liebe durchdringt.** Der Reichthum aber, an den reizendsten, kecksten, großartigsten und anmuthigsten Bildern und Anschauungen, die sich immer überbieten zu wollen scheinen und sich oft zu sehr häufen, ist außerordentlich und bewundernswerth; das ganze Gedicht ist wie eine unschätzbare Kette von Edelsteinen, Perlen, Blumen, Duftkügelchen, Federn, wo man nur bedauert, daß nicht durch Anreihung und Fassung das Gleichartige und Harmonische mehr zusammengestellt und Manches ausgeschieden ist, was, an sich schon ein Schatz, doch den Eindruck und die Schönheit des Ganzen eher stört. In Eine Strophe sind oft Bilder und Vergleichungen zusammengepreßt, die einem andern Dichter Stoff zu einer Reihe von Gedichten geben würden, und die er nachlässig, gleichsam froh, ihrer nur los zu werden, hinstreut; während er ein ander-

mal ein etwas weit hergeholtes Bild, wie um es zu rechtfertigen, weitläuftiger verfolgt und ausmalt, wobei dann fast unfehlbar wieder eine Fülle neuer Vergleichungen seinem Genius entspringt. In Beziehung auf die Verschwendung in seinen Gedichten sagt Bulwer mit Recht: „Die Jünger späterer Schulen werden an diesen Resten glänzende Beute machen. Shelley's Schriften könnten Stoff zu hundert Bänden liefern; sie sind ein bewunderungswerthes Museum von übelgeordneten Merkwürdigkeiten; Diamanten, geschmacklos gefaßt; aber Einer davon würde unter den Händen des geschickten Juweliers unschätzbar seyn. Die Dichter der Zukunft werden ihn benützen, wie Merkur die Schildkröte, der er im Tode süßen Ton entlockt; ihre Leyern werden aus seiner Schale *) gemacht seyn."

Ein Punkt, den Bulwer eben daselbst berührt, ist: daß Shelley in seiner Poesie zu gelehrt ist. In der That ist auch die Gelehrsamkeit, die Einmischung einer Menge von Kenntnissen, Notizen, Anspielungen, entnommen aus Sphären, welche dem Leser von gewöhnlicher Bildung, oder der Leserin — denn die Poesie wird doch auch für den Bereich der Frauen passend seyn sollen — mehr oder weniger fremd sind. Das Gedicht: die Fee vom Atlas, setzt schon mancherlei geographische Kenntnisse voraus, die nicht Jedem gegenwärtig seyn dürften; es enthält allerlei historische Anspielungen auf Aegypten und seine Geschichte, von welchem freilich einiges Allgemeine jedem Gebildeten bekannt ist, wie die Nilüberschwemmung, die Pyramiden, das Labyrinth — und endlich eine Menge von mythologischen Reminiscenzen und Anknüpfungen, in welche sich Mancher nicht ganz leicht finden möchte. Die Gelehrsamkeit erscheint allerdings — und dieß ist ein Vorzug — bei Shelley nicht pedantisch, jedoch immer als ein heterogenes und störendes Element, so sehr ihm, dem Vertrauten und Bewunderer Platons und der Tragiker, dem in beständigen mythischen Träumen der Vorzeit oder Zukunft Versenkten, das Hereinziehen solcher Ideen natürlich war.

Die mit der vielfachen Benützung der griechischen, überhaupt der alten Mythologie zusammenhängende Vorliebe Shelley's für klassische Gelehrsamkeit, für die erhabenen Muster der griechischen Dichter und Philosophen, ist ein charakteristischer Zug, der an dem glühenden Schwärmer für eine erträumte selige Zukunft der Menschheit und der Erde leicht befremden kann; wie hing denn er, der Prophet des Fortschritts, mit solcher Begeisterung an einer Vorzeit, die doch auch krankte an den Uebelständen und Sünden, welche ihm die Gegenwart trüb und verhaßt machten? Allerdings ist dieß in gewissem Betracht ein Widerspruch — wie es dergleichen so viele gibt im Wesen der ausgezeichnetsten Menschen, aber ein solcher, der zugleich von der innern Tüchtigkeit und Gediegenheit seiner Natur Zeugniß ablegt, die nach manchen andern Zeichen Einem als krankhaft und verweichlicht erscheinen möchte. Geschmack finden an den Werken der Alten, sich für sie begeistern, kann nur ein tüchtiger Geist, dem nicht durch visionäre und frivole Geisteskünstelei das Mark ausgesogen ist, der Sinn hat für Ordnung und Maß, für Gesundheit und Einfachheit. Diese Liebe für die Klassiker hat Shelley in mehreren, von seinen Landsleuten sehr hochgestellten Proben von Uebersetzungen bewährt, und ebenso beurkundet sie sich in seiner vielfachen Anwendung, ja sogar Ausspinnung der griechischen Mythologie, in Beziehung auf welche er jedoch auch Opposition macht gegen den obersten Gott des Systems, Zeus oder Jupiter, in welchem er den Tyrannen und Usurpator erblickt, während er den, die Naturkräfte und Elemente, oder menschliche Bestrebungen und Gesinnungen repräsentirenden Götterwesen warme Theilnahme widmet. Uebrigens hat Shelley's Aneignung alter Religions- und Göttersysteme etwas von dem religiösen Synkretismus des spätern Roms, das alle möglichen Götterwesen aller Länder und Völker bei sich aufnahm und ihnen Tempel und Altäre errichtete — in Folge einer Mischung von Unglauben, der den heimischen Göttern nicht mehr vertraute, von neuerungssüchtigem Aberglauben, welcher sich gegen vernünftiges Nachdenken sträubte, und von unaustilglicher, wirklicher, entstellter Religiosität, welche vor der Leerheit der entgötterten Welt sich scheute. Je mehrere der Götter es wurden, desto mehr sank im Grunde die Bedeutung ihres Cultus, und so sinken auch bei Shelley die Götterwesen zu bloßen Bildern und Spielen der Phantasie herab, oder er weiht sie erst wieder durch eine willkürlich in sie gelegte Symbolik.

In vielen Punkten, namentlich in der weichen, sehnsüchtigen, zitternden musikalischen Stimmung, in der Ueberschwänglichkeit einer aufs Prächtige, fast Berauschende und Betäubende ausgehenden Phantasie, in der ahnungsvollen Vergeistigung und Symbolisirung der Natur, verwandt mit den deutschen Romantikern, unterscheidet sich Shelley von ihnen bemerkenswerth gerade durch seine Liebe zum Klassischen. In ihrer eigentlichen Schärfe und Entschiedenheit, im stolzesten Gefühl ihrer jugendlichen Originalität, stellte sich die deutsche Romantik zu einer gewissen Zeit in eigentliche Opposition zum Klassischen, dem sie seinen Werth zwar nicht bestreiten wollte, vor dem sie aber einen gewissen heiligen Abscheu, als vor etwas Heidnischem, empfand, und auf das sie von dem Heiligthum des in Sehnsucht und Mysterien wiedergebornen Gemüths, mit einigem Hochmuth, als auf ein Produkt der Vermählung des kalten Verstandes mit der heißen Sinnlichkeit hinabschaute. Die alte Götterwelt benützte die Romantik, den Spuren des Mittelalters folgend, zu Teufeln und Unholden, welche dem Christenthum als Folie dienen mußten.

Es ist hier der Ort, Einiges zu bemerken über die Art und Weise, wie sich die moderne Romantik bei den beiden, in so mancher Beziehung verwandten Völkern, den Deutschen und den Engländern, verschieden gestaltet hat. Das Hervortreten der Romantik hier und dort muß man ohne Zweifel als eine in der Entwicklung des Geistes der Zeit überhaupt liegende Erscheinung betrachten, und nicht als eine zufällige Grille einiger Köpfe, nicht als eine Art von ansteckender Seuche. Die Romantik war eine Reaktion gegen den prosaischen, aufklärerischen

---

*) Ein Wortspiel: Shell heißt im Englischen Schale.

Verstand, der im achtzehnten Jahrhundert besonders durch die ausgezeichneten französischen Schriftsteller und Philosophen, aber auch durch englische Autoren, Skeptiker und starke Geister zur überwiegenden Herrschaft gelangt war, der mit seinem anatomirenden Grübeln und seinem ätzenden Witz Alles, was als groß und heilig und schön gegolten hatte, zersetzte und anfraß, die Ideen aus der Geschichte, die Begeisterung und Pietät aus den Gemüthern, das Leben aus der Natur und Gott aus der Welt vertrieb, der nur ganz nüchterne, aber auch leicht angreifbare Wahrheiten, nur eine Klugheitsmoral, eine Polizeireligion und eine konventionelle und formelle Schönheit übrig ließ. Eine Reaktion gegen diese Leblosigkeit und Kälte konnte nicht ausbleiben, und in Deutschland trat an die Stelle dieses kalten Fiebers gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine romantische Erwärmung, welche in manchen Geistern sich bis zum hitzigen Fieber steigerte. Die wichtigsten Elemente der deutschen Romantik waren: Frömmigkeit, die sich gerne mit Wundern, Mysterien und Legenden beschäftigte, Natursympathie und Naturbegeisterung, welche in der vernunftlosen Schöpfung, namentlich aber in einzelnen Gegenständen, gewissen Blumen, Steinen, Sternen, Bäumen, Vögeln, die Symbole oder fast die Offenbarung der Gottheit sah; Patriotismus mit mittelalterlichem Anstrich, der besonders im Ritterthum, mit seinen Satzungen der Liebe und Ehre, die höchste Blüthe der Menschheit fand; endlich ein Kunstenthusiasmus, der auch wieder hauptsächlich für mittelalterliche Kunst, besonders Baukunst, auch Malerei, schwärmte, häufig aber allzu geneigt war, über der, wirklich oder angeblich dargestellten, *Idee* den Werth der künstlerischen Leistung selbst zu übersehen. Das Einseitige und Uebertriebene in diesen Tendenzen wurde schon dadurch und am besten erwiesen, daß die vornehmsten Verfechter der deutschen Romantik meist selbst ihren Prinzipien in Praxi ungetreu wurden, und in vielfache Inkonsequenzen verfielen; und die überschwängliche Geistigkeit, welche die Romantik, dem kalten und frechen Verstand gegenüber, zu so großem Verdienst anrechnete, schlug sogar in einzelnen Fällen in ihr Gegentheil, in die ärgste Sinnlichkeit um, der aber doch ein gewisser vornehmer, selbst heiliger Anstrich sollte gegeben werden. Was in Deutschland als Einheit auftrat, spaltete sich in England in mehrere Ströme. Die Reaktion gegen den französischen Sinn und Geschmack ward eingeleitet durch Percy's Sammlung alter Balladen und durch die Ossian'schen Gesänge. Dadurch ward aber nur die, so zu sagen *historische* Romantik in England wach gerufen, die Liebe und Begeisterung für die Vorzeit, für alte Sagen und Legenden, welche sich dort an so viele noch vorhandene Denkmale knüpfen; der Hauptrepräsentant dieser historischen Romantik ist Walter Scott, in seinen Gedichten sowohl, als auch in einem Theil seiner Romane. Das Element der frommen Innigkeit und Gemüthlichkeit, bei etwas gesuchter Einfachheit wurde von den Dichtern der Seeschule in ihren jüngern Jahren, von Wordsworth, Coleridge, Southey, vertreten. Das Element der Naturbegeisterung aber fand seinen eigentlichen Repräsentanten erst an Shelley, der in dieser Beziehung Alles überbietet, was man von Liebe und Sympathie für die Natur in England kannte. Es ist bekannt, daß die englischen Dichter überhaupt warme Freunde der Natur sind, wie sie denn um eines Naturgenusses, um einer berühmten Ansicht und Scene willen weite Reisen nicht scheuen; ihre Dichter haben sich schon in den ältern Zeiten durch ihre landschaftlichen Schilderungen ausgezeichnet, und die Art und Physiognomie des Landes, die Gewohnheit der Reisen und der Ortsveränderung scheint diesen Geschmack und dieß Talent zu begünstigen; und es ist wohl kaum ein namhafter Dichter, von dem sich nicht wenigstens die eine oder andere Landschaftmalerei mit den Farben des Wortes anführen ließe; von der Seeschule, von Byron, Moore, Scott, Wilson ist es ohnehin bekannt genug. Bei allen diesen und so auch wohl bei den meisten spricht sich nun eine Liebe, ein Wohlgefallen an der realen Natur in ihren einzelnen Reizen und Schönheiten aus, ein Genügen an prächtigen, lieblichen oder erhabenen Schauspielen, woran sich wohl auch historische Erinnerungen oder gemüthliche, elegische Reflexionen knüpften; bei Shelley dagegen ist es eine Art von platonischer, idealer Liebe zur Natur; eine Liebe, nicht sowohl zu ihrer körperlichen Erscheinung im Einzelnen, als vielmehr zu ihrer Seele, mit welcher er in die innigste Gemeinschaft, in einen magnetischen Rapport zu treten, mit der er ganz Eins zu werden strebt — wie er von seiner Fee dichtet, daß sie einen Zauber besessen habe, fremde Seelen mit der ihrigen zu verschmelzen. Dieß schließt keineswegs das aus, daß er auch die einzelnen Phänomene in der Natur, Gebirg, Wald und Feld, üppig blühende Landschaften, Flüsse und Seen, Pflanzen und Blumen mit der innigsten Liebe und Sympathie betrachten, mit dem schärfsten Auge beobachten und mit anschaulicher Treue schildern sollte; er besitzt in hohem Grade jene Liebe zur Natur, welche ein Produkt der genauen Kenntniß derselben ist; als Physiker, als Chemiker, als Botaniker, als weit gereister Mann ist er aufs innigste vertraut sowohl mit den Formen der Erdoberfläche in Felsen und Gebirgen, mit Meeren, Seen und Flüssen, mit den metereologischen Gesetzen, als auch mit den Elementen, aus welchen die Erdprodukte gemischt sind, mit den Namen und den Eigenschaften der Metalle, mit der unendlichen Mannichfaltigkeit der Blumen, ihren giftigen und Heil-Kräften, mit der Lebensweise und den Trieben der Thiere; vor Allem beschäftigt sich seine Phantasie mit Licht, Wasser und Luft und mit den aus dem Zusammentreffen dieser Elemente sich ergebenden Phänomenen — Sturm, Gewitter, Blitz, Nacht, Sonnenauf- und -untergang, Jahreszeiten; seine nach Wunderbarem dürstende Phantasie ward, so scheint es, angezogen von den in dieser Sphäre sich zeigenden Verwandlungen und dem bunten, bald regelmäßigen, bald neckischen Wechsel. Auf ihn, mit seiner verhängnißvollen Liebe zum Wasser, findet seine Anwendung, was Novalis von dem Sinn für das Flüssige in der Natur sagt: „Das Wasser, dieses erstgeborne Kind luftiger Verschmelzungen, kann seinen wollüstigen Ursprung nicht verläugnen, und zeigt sich als Element der Liebe und der Mischung mit Allgewalt auf Erden. Nicht unwahr haben alte Weise im Wasser den Ursprung der Dinge gesucht, und wahrlich, sie haben von einem höhern Wasser, als dem Meer- und Quellwasser gesprochen. Wie Wenige haben sich noch in die Geheimnisse des Flüssigen vertieft, und Manchem ist diese Ahnung des höchsten Genusses und Lebens wohl nie in der trunknen Seele aufgegangen. Wie viele

Menschen stehen an den berauschenden Flüssen, und hören nicht das Wiegenlied dieser mütterlichen Gewässer, und genießen nicht das entzückende Spiel ihrer unendlichen Wellen. Wie diese Wellen lebten wir in der goldnen Zeit; in buntfarbigen Wolken, diesen schwimmenden Meeren und Urquellen der Erden, liebten und erzeugten sich die Geschlechter der Menschen in ewigen Spielen. . . Wie seltsam, daß gerade die heiligsten und reizendsten Erscheinungen der Natur in den Händen so todter Menschen sind, als die Scheidekünstler zu seyn pflegen! Nur Dichter sollten mit dem Flüssigen umgehen und von ihm der glühenden Jugend erzählen dürfen; die Werkstätten wären Tempel, und mit neuer Liebe würden die Menschen ihre Flamme und ihre Flüsse verehren. . Es wird keiner die Natur begreifen, der kein Naturorgan hat, der nicht, wie von selbst, die Natur überall an Allem erkennt und unterscheidet und mit angeborner Erzeugungslust, in inniger mannichfaltiger Verwandtschaft mit allen Körpern durch das Medium der Empfindung sich mit allen Naturwesen vermischt, sich gleichsam in sie hineinfühlt. Glücklich preis' ich den Sohn, den Liebling der Natur, dem sie verstattet, sie in ihrer Zweiheit, als erzeugende und gebärende Macht, und in ihrer Einheit, als eine unendliche, ewig dauernde Ehe, zu betrachten. Sein Leben wird eine Fülle aller Genüsse, eine Kette der Wollust, und seine Religion der eigentliche, ächte Naturalismus seyn."

Diese Schilderung des ächten Naturforschers, wie Novalis ihn fordert, und der freilich den orthodoxen Verfassern der Bridgewater Bücher wenig gleicht, paßt gewiß in vielen Stücken auf Shelley; er ist der Dichter, welcher mit poetisch-mystischem Sinn die Geheimnisse der Natur, die Verbindungen und Scheidungen der Stoffe und Urstoffe als Chemiker belauscht und etwas Höheres darin ahnt; er ist der Dichter, dessen Religion — Naturalismus ist. Seine Naturanschauung und Natursympathie sucht sich wirklich bis zur religiösen Begeisterung, bis zur Andacht und zum Kultus zu steigern, und weil der höher gebildete Mensch einmal durchaus auch eine geistige Religion haben muß, kann er nicht anders, als die Natur, um sie zu vergöttern, zur Potenz des Geistes erheben. Daher ist es die Idee, der Geist, die Seele der Natur, welche Shelley in seiner Poesie zu erfassen strebt; in die Einheit einer Anschauung, einer Persönlichkeit, möchte er die ganze Mannichfaltigkeit der Erscheinungen zusammendrängen; er hält Zwiesprach mit dem Herzen der Welt, mit dem Geist der Nacht, dem Geist der Einsamkeit — citiren möchte er Alles Leben der Welt in der Gestalt einer ganz geistigen und doch real und greifbar ihm gegenübertretenden Isis, und dieser den geheimnißvollen Schleier abnehmen; aber diese überschwängliche Natursympathie, dieser Enthusiasmus bringt es mit sich, daß dem Dichter nie volle Befriedigung, nie ein schmerzstillendes Genügen zu Theil wird; die Isis, nach der er verlangt, ist einerseits ein zu riesenhaftes Wesen für die Liebe eines Sterblichen; die weibliche Personifikation Pans entzieht sich den Blicken und der Umarmung des Freiers und bereitet ihm, abwechselnd mit den süßesten, trunkensten Träumen und Hoffnungen, die Qualen des Tantalus. Andererseits aber ist die Natur, Isis, auch wieder zu wenig für den Menschengeist, sie ist ihm nicht ebenbürtig, und unser Dichter kehrt von ihrer Betrachtung und Anbetung immer wieder zu sich selbst, in sein eignes Innere zurück. Der minder tief in die Natur eindringende Dichter greift willkürlich in die Fülle ihrer Schätze und Schönheiten hinein, und wählt sich, was ihm gefällt: er preis't den blauen Himmel, die friedliche Sonne, die melodischen Sterne, süßduftende Blumen, harmlose Thiere, heitre Landschaften — er wendet den Blick ab von den beängstigenden Produkten und Aeußerungen der Schöpfung, von Stürmen, Erdbeben, reißenden Thieren, Giftpflanzen u. s. w., wenn er ihrer nicht zu Kontrasten oder sonst in seiner poetischen Oekonomie bedarf; wenn er die Erde in ihrer Lenzespracht vergötterte, so fragt er nicht mehr nach ihr, wenn der Herbst und Winter ihren Reiz zerstört haben; Shelley hält mit steter Treue bei der Geliebten aus; er strengt alle Kräfte seines Gemüths und seiner Phantasie an, um Alles an ihr schön zu finden, um in ihre oft wilden und zornigen Züge Harmonie zu bringen, um die innere Einheit ihres Wesens in allen Metamorphosen fest zu erhalten, und sich ihre heftigen und tückischen Launen zu erklären oder wegzustreiten. Wie die Stimmung und Färbung der Natur, so wechselt nun auch die des Dichters; bald scheint er im höchsten Triumph des Lebens und der Freude zu schwelgen, getränkt vom Urquell des Paradieses und gelabt von den Aepfeln der Hesperiden; die schwere Erde hat sich ihm zu lauter Wolkendunst, von der Sonne vergoldet, aufgelöst, die leichten Vögel haben ihm ihre Flügel geliehen, die Blumen ihm die Luft zu einem Düftemeer gewürzt; bald aber umzieht sich ihm der Himmel mit schwarzen Wolken (man sehe seine Schilderung in dem von uns früher mitgetheilten Gedicht: Ode an den Westwind); die verheerenden und vernichtenden Kräfte toben entfesselt, die Wasser brausen und zürnen, die Farben werden bleich und grau, die Erde klafft und die Nacht wird ein Abgrund der Trauer und Schwermuth, in welchen die Seele des Dichters hinabgezogen versinkt. Die Natur ist ihm nicht eine Gottheit, die er in den Stunden der freudigen Andacht feiert; sie ist ihm ein Dämon, dessen Macht er sich niemals entziehen kann, und der ihn ebenso zu Todtenklagen wie zu Siegeshymnen inspirirt.

(Fortsetzung folgt.)

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 116.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

20 Dezember 1838.

Die Quelle von Backtschisarai.

(Schluß.)

Die Tage kommen und entschwinden,
Maria weilt, frei aller Schmerzen,
Am Throne, wo sich wiederfinden
Durch Erdenleid getrennte Herzen.
Wie sie gestorben? — Ob so schwer
Die Heimathsehnsucht sie gebeuget,
Daß sie zum Tod ihr Haupt geneiget?
Wer kennt's? — Maria ist nicht mehr,
Der Harem düster, öd' und leer! —

Ghirei, im wilden Schmerz entbrannt,
Durchzieht mit seinen Tartarhorden
Zu neuem Krieg manch fremdes Land
Und freuet lächelnd sich an Morden.
Doch eine andre dumpfe Wuth
Durchraset noch des Chanes Blut.
Wenn in dem Kampf das Schwert er schwingt,
Dem Feinde jäh das Haupt zu spalten,
Dann nah'n des Wahnsinns Truggestalten,
Als ob ein Traum sein Hirn durchdringt.
Ein Grauen umfängt ihn, todtenblaß
Lallt er vor sich und flüstert leise
Manch Wort in unverstandner Weise,
Sein Auge wird von Thränen naß.

Der Harem wird von ihm gemieden;
Verblühend welken, noch bewacht
Von des Eunuchen strenger Macht,
Die Frauen von der Welt geschieden.
Zarema's Schönheit ist verschwunden,
Denn in Maria's Todesnacht
Hat sie auch ihre Ruh gefunden:
Des Harems stumme Schergen lenkten
Damals die Schritte nach dem Meer,
Wo sie sie in die Wogen senkten,
Mit ihr der Leidenschaften Heer. —
War schuldig sie, war sie es nicht?
Sie ruht, — hart war das Strafgericht.

Indessen breitet weit sich aus
Des Krieges schreckenvoller Graus.
Kaukasiens, Rußlands weite Auen
Muß der Tartaren Wüthen schauen.
Dann kehrt nach Taurien zurück
Der Chan, wo er verlor sein Glück.
Dort sucht, versenkt in düstre Träume,
Er auf des schatt'gen Gartens Räume,
Und läßt dort, wo Maria weilte,
Wo sie der milde Tod ereilte,
Aus Marmor einen Springbrunn bauen,
Auf dem Muhameds halber Mond,
Auf ihm des Kreuzes Zeichen thront,
Gar wunderbar wohl anzuschauen.
Auf glänzend weißem Marmorstein
Prangt eine Inschrift; nicht die Zeit,
Nicht Wetter, Sturm und Sonnenschein
Hat sie verlöscht, sie steht noch heut.
Der Strahl des Brunnens, silberhell,
Er steigt und fällt mit seinen Fluthen
Und nimmer ruht der Sprudelquell.
So fließen auch, durch Schmerzensgluthen
Hervorgelockt, der Mutter Thränen,
Wenn sie mit unnennbarem Sehnen
Den Sohn beweint, der kämpfend sank. —
Im Mund der Jungfrau'n später klang
Die alte Sage im Gesang:
So hieß das Denkmal dieser Stelle
Fortan nun stets die Trauerquelle.

Entrissen hat ich mich dem Norden;
Es waren meiner Jugend Plane
Zerstoben und zu Nichts geworden.
So kam ich zum Palast der Chane.]
Dort irrt' ich durch die öden Hallen,
Die jetzt schon halb in Schutt zerfallen,
Wo sonst die Horde der Tartaren,
Die Völkergeißel, lärmend hauste,
Wenn sie vom Kampfe müde waren,
Der Sturm des Krieges nicht mehr brauste.
Jetzt waltet dort des Friedens Stille
In den Ruinen, in dem Garten,
Noch sprudelt der Fontänen Fülle,
Und, ob auch sorgsam Niemand warten
Der Blumen mag, die Rosen blühn
Wie sonst im dunkeln Blättergrün,
Und Trauben sieht man üppig winken,
Indeß an den verfallnen Wänden
Noch goldne Zierden schimmernd blenden.
Ich sah die Gitter, wo das Schauen
Des fremden Augs sonst Frevel hieß,
Wo sonst der Chan die holden Frauen
Im Jugendlenz vertrauern ließ.
Ich sah der Herrscher Mausoleen,
Wo sie zum letzten Schlaf gebettet,
Von allem Ird'schen losgekettet,
In Staub gleich ihrem Sklav verwehen.
Da mahnten ernst mich die Turbane,
Gereihet um das Grab der Chane,
Daß mit dem tück'schen Schicksal nicht
Ein Mensch den ew'gen Bund wohl flicht. —
Wo seyd Ihr, Herrscher dieser Erde?
Wo bist du hin, o Haremslust?
Verrauscht die Freude, die Beschwerde —
Ach, alles sank in Graus und Wust! —
Doch nein, nicht Alles! — Diese Haine,
Sie grünen fort, die Rose blüht,
Die Quelle blitzt im Sonnenscheine,
Die saft'ge Purpurtraube glüht.
Es lebt ja ewig die Natur!
Und so von ihrem Schmuck umgeben,
Von Wonneschauern süß umhüllt,
Sah ich im Traum vorüberschweben
Im Lichtgewand ein Jungfraunbild.

Doch wessen Schatten ich gesehn
Wie Lufthauch mir vorüberwehn,
Und wem das holde Geisterbild,
Ihr Freunde! das ich dort erblickte,
Das mir im Traum das Herz entzückte,
Geglichen hat, blieb mir verhüllt.
War es Maria, sie, die Reine,
Die mir auf Tauriens Blumenmatten
Erschien? War es Zarema's Schatten,
Die ruhlos dort beim Mondesscheine
Um des Palastes Trümmer schwebt?
Ich bin's nicht, der den Schleier hebt.

Auch mir hat einst ein süßes Bild
Mein ganzes Wesen hold erfüllt. — — — —

Sey mir gegrüßt, du stiller Frieden!
Ihr Lieder, seyd gegrüßet mir!
Von der Vergangenheit geschieden
Eil' ich zum Thale des Salgir,
Und dort, mein oft getäuschtes Herz,
Vergißt du Ruhm und Liebesschmerz!
Es zieht ein unnennbar Verlangen
Mich hin zu Tauriens Meereswellen,
Dort schwindet jedes düstre Bangen
Und Wonne fühl' die Brust ich schwellen.

O Zauberan! Des Blickes Freude!
Du grünes Leben rings umher,
Du rauschend ewig waches Meer,
Beglänzt von glüh'ndem Goldgeschmeide!
Du Wald mit deinem heil'gen Dunkel,
Ihr Blumen, Perlenthaugefunkel,
Ihr Berge mit den sanften Matten,
Ihr Thäler mit dem duft'gen Schatten, —
Du Wasserfall — o Augenlust,
Dich grüß' ich hier aus voller Brust!
Ein seliges Gefühl beschleicht
Den Wandrer, wenn auf sicherm Pferde
Er leicht und ohne viel Beschwerde
Hier längs den Uferbergen streicht
Und seine Blicke niedersinken,
Wo, von den Felsen eng umzogen,
Des Aju-Dag saphirne Wogen
Ihn zu dem schatt'gen Ufer winken.

P. B. Shelley.

(Fortsetzung.)

Shelley's Sprache verdient eine nähere Betrachtung; sie steht ganz eigenthümlich da in der englischen Literatur. Die poetische Sprache Englands hatte schon in Shakspeare und Milton eine solche Höhe erstiegen, daß sie im Wesentlichen nicht mehr gesteigert und vervollkommnet werden konnte; und wenn sie durch die französirenden spätern Dichter auch etwa an Glätte, Korrektheit und Geschmeidigkeit etwas gewann, so büßte sie dafür an Nerv und Energie ein, und bekam etwas affektirt Gekünsteltes. Die modernen Dichter erwärmten die einigermaßen abgekühlte poetische Sprache wieder mit der Gluth der Leidenschaft, der tiefen Gefühle, und tauchten sie in die lebhafteren und brennenderen Farben der Phantasie; das Gekünstelte mußte dem freieren Erguß der Natur weichen und das gemüthliche Element errang den Sieg über die epigrammatische Feinheit

und Schärfe. In Thomas Moore schien die musikalische Weichheit und der Farbenschmelz, in Byron die concentrirte und leidenschaftliche Energie der Sprache auf den höchsten Punkt gesteigert; in Shelley aber schien das englische Idiom seinen unerschöpflichen Reichthum, seine unendliche Bildsamkeit noch von einer neuen Seite zeigen zu wollen. Dieser Dichter verbindet die größte, nicht selten überraschend kräftige Kühnheit des phantastischen und spekulativen Schwungs mit der innigsten, anmuthigsten Zartheit. Bulwer sagt, wo er von der Sprache des Aeschylus redet: „Vielleicht fände seine Diktion noch am ehesten unter andern irgend vorhandenen Poesien ihres Gleichen an einigen Stellen von Shelley, besonders in seinem entfesselten Prometheus. Aber auch nur die Diktion. Aeschylus' Stärke ist: Gedrängtheit — Shelley's Eigenschaft ist Zerflossenheit. Die Intellektualität bei Shelley zerstört — bei Aeschylus erhöht sie noch die Macht über die Leidenschaften." Die Vergleichung der Sprache unsers Dichters mit der des riesenhaften, majestätischen, strengen Aeschylus ist an sich schon ein hohes Lob, wenn schon jene Vergleichung, und zwar unsers Erachtens mit Recht, sehr modificirt und beschränkt wird. Die Bildung des Griechen, seine ganze Individualität war einfach und gediegen; die des Engländers dagegen ist aus einer Menge zum Theil unharmonischer Elemente zusammengesetzt; und dieß spiegelt sich auch in der Sprache ab; das Gepräge der des Aeschylus ist ungesuchte Größe, Kraft und Einfachheit; Shelley ringt nach dem Großen, Erhabenen, und er erringt es auch zuweilen, aber er hält sich nicht in dieser Höhe; das Zarte, das Liebliche zieht ihn eben so stark an, und wenn sich sein Gesang das einemal mit dem Adler durch die Wolken schwingt und um die Felsenfirnen und Gletscher schwebt, so flattert er gleich darauf mit dem Schmetterling um die Blüthen, oder wiegt sich mit der saugenden Biene im Kelch der Blumen. Es ist bewundernswürdig, mit welcher Kunst und Gewandtheit der Dichter die Sprache handhabt, wie er die abstraktesten Begriffe in den Bereich der poetischen Atmosphäre hereinzuziehen, das Härteste zu schmelzen, das Sprödeste zu schmeidigen, das Alltäglichste durch die Berührung mit dem Zauberstab der Poesie zu adeln und selbst das Widrige und Häßliche unanstößig zu machen weiß. Hiebei kam ihm freilich die glückliche Eigenthümlichkeit der englischen Sprache sehr zu statten; diese Mischsprache mit ihren germanischen und romanischen Elementen sträubt sich weit weniger gegen Neuerungen, gegen Einführung von Wörtern und Begriffen, die an das eine oder andere Element sich anknüpfen, als die deutsche oder die französische Sprache; sie kann Alles assimiliren, ohne dadurch verunreinigt und verfälscht zu werden. Lateinische und griechische Wörter und Namen fallen in ihr nicht so störend auf, weil sie durch das romanische Element vermittelt werden, und die Gelehrsamkeit von Shelley's Poesie erscheint nicht in gleichem Grad als ein Fehler, wie in einer andern Sprache der Fall wäre. Indeß war dieser scheinbare Vortheil für den Dichter in der That eher ein Nachtheil für seine Poesie, welche sich, wenn sie kein so geschmeidiges Organ gefunden hätte, zu größerer Einfachheit und Anspruchlosigkeit hätte bequemen, mehr durchaus die populäre Sprache reden müssen. Mit Recht wirft ihm Bulwer eine unklassische Zerflossenheit vor; die Leichtigkeit, mit welcher Shelley sich in der Sprache bewegte, mit der er alle Formen, selbst die schwierigsten, wie z. B. die Spenser'sche Stanze oder verschlungene Odenmaße behandelte, verführte ihn oft zu einer Weitläufigkeit und Breite, die zwar nie geistlos wird, die viel schönes Einzelne enthält, aber dem Ganzen seiner Compositionen nur schadet, und in ihm mehr den von eigner Begeisterung Berauschten, als den besonnenen und nüchternen Künstler zeigt. Man darf vielleicht Shelley hinsichtlich der Sprache mit unserem Schiller vergleichen, mit welchem er im philosophischen Schwung, in der Anwendung abstrakter Ausdrücke sowie im schimmernden Glanz und kräftigen Wohllaut Vieles gemein hat; Shelley's Sprache ist selbst reicher und blühender als Schillers, es steht ihm eine viel größere Menge von Bildern, von selbst erlebten Anschauungen, von Vergleichungen zu Gebot; seine Kenntnisse auf verschiednen Gebieten sind weit mannichfaltiger und genauer; dafür aber hat Schiller vor ihm die größere Klarheit und die auf ein bestimmtes Ziel losgehende ethische Entschiedenheit voraus, welche sich auch der Sprache mittheilt; und verglichen mit seinem Landsmann Byron, oder gar mit unserm Goethe, erscheint Shelley in seiner allerdings prächtigen und einschmeichelnden Sprache gar oft überladen. Wie er aber auch zur Einfachheit zurückzukehren wußte, bewährte er sowohl in seinem Drama: die Cenci, wo man die Gediegenheit und Concentrirung des Ausdrucks oft zu bewundern hat, als auch in der poetischen Erzählung: Rosalinde und Helena, die er eine moderne Ekloge betitelt, und worin er den Ton einer melancholischen Idylle glücklich trifft.

Ueber das Zarteste und Eigenste der Sprache eines Dichters, über Melodie und Rhythmus ein Urtheil auszusprechen, ist dem Ausländer kaum gestattet, und wir machen auch keinen Anspruch, hierüber ein maßgebendes Votum abzulegen; aber es will uns bedünken, daß Shelley, bei vollständigster, oft wohl zu weit getriebener Benützung der Freiheiten, welche das Gesetzbuch der englischen Verskunst, der Metrik und des Reims dem Poeten zugesteht, und bei mancher, bewußteren oder unbewußteren Nachlässigkeit, doch vielfach bewährt hat, wie er die Sprache zur Offenbarung ihrer höchsten Kraft so wie ihrer süßesten Anmuth zu zwingen verstanden. Seine Produktionen in den verschiedensten Dichtgattungen und Metern weisen Stellen auf, die sich gewiß an kunstreicher Handhabung und Wohllaut der Sprache mit den berühmtesten Mustern messen dürfen, und wenn er in seinen größern Gedichten in der Form keine Neuerungen einführte, sondern sich an die berühmtesten Vorgänger im Drama und im Epos anschloß, so bewegt er sich dagegen in seinen kleinen lyrischen Gedichten mit größter Freiheit in selbstgeschaffenen oder willkürlich modificirten Formen. Hier sind wohl auch Neuerungen am ehesten am Platz, und wird jeder ausgezeichnete Lyriker dergleichen, größere oder geringere, aufbringen, während im Epos und im Drama selbst die hervorragendsten Genien oft nicht den Drang fühlen, neue Metra zu schaffen, sondern sich der althergebrachten bedienen. Dieß erklärt sich daraus, daß, wenn einmal bei einem Volke Dichtungen größern Umfangs, im Fach des Drama's oder des Epos, existiren und sich somit

eine Nationalpoesie begründet hat, dann die Form, worin dieselben verfaßt sind, gleichsam als ein nothwendiger Typus erscheint, dessen Beibehaltung den späteren Dichtern leichteren Eingang und größere Popularität verspricht und sichert — und dieß vielleicht nicht bloß in Folge eines zufällig eingewurzelten Vorurtheils, sondern weil eben die ursprünglich gewählte und dann festgehaltene Form auch die dem Genius des Volks angemessenste seyn mag. Ganz anders verhält es sich aber bei kleineren, lyrischen Produktionen. Diese entspringen, je mehr sie wahrhaft lyrischer Art sind, aus der Subjektivität des Dichters, und wenn schon auch hier durch den Geist und die Eigenthümlichkeit einer Nation ihren Dichtern gewisse Gränzen gezogen sind, innerhalb deren sie sich halten (wofern nicht, durch fremde Einflüsse und Gelehrsamkeit, ursprünglich ganz fern liegende und im Volk nie Wurzel schlagende Formen einer künstlichen Poesie eingeführt werden), so bleibt doch in diesen Schranken, die gar nicht als solche empfunden werden oder zum Bewußtseyn kommen, die Freiheit der Wahl, oder richtiger der Schöpfung, noch sehr groß, wovon man sich leicht überzeugen kann durch die Mannichfaltigkeit der bei Deutschen, Engländern, Spaniern, Italienern nach und nach entstandenen metrischen und rhythmischen Formen. Hatten sich auch gewisse Formen bei einem Volke bis auf einen gewissen Grad und in der Art festgesetzt, daß die meisten lyrischen Produktionen sich ihnen unterwarfen, wie z. B. bei den Italienern das, namentlich von Petrarka sanktionirte Sonett, welches dann auch, als die englische Literatur sich den Einflüssen der italienischen Literatur und Poesie mit großer Hingabe öffnete, nach England verpflanzt und von sehr vielen Dichtern, z. B. auch von Shakspeare, mit Eifer, aber auch mit ziemlicher Freiheit in der rhythmischen Oekonomie, kultivirt wurde, so schlossen doch solche Formen andere nicht aus; und es hat sich die englische Poesie besonders in neuesten Zeiten ganz von dem Zwang einer bestimmten metrischen Form in lyrischen Gedichten befreit, und, ebenso wie die deutsche, eine große Mannichfaltigkeit von Versmaßen und Reimverschlingungen hervorgebracht. Es liegt dieß auch in der Natur der Sache selbst. Das lyrische Gedicht ist — während ursprünglich, in der frühesten Jugend der Volkspoesie, die Ballade, das Volkslied die Keime und Elemente der epischen, der dramatischen und lyrischen Poesie nebeneinander in sich enthalten machte, — jetzt, nachdem Epos und Drama als selbstständige Gestaltungen sich daraus entwickelt und losgerissen, in seiner eigenthümlichsten Bedeutung und Reinheit: Lied (song, chanson), d. h. zum Singen bestimmte Komposition, Produkt einer musikalischen, neben der poetischen, Stimmung; und es ist sehr natürlich, daß jede poetisch gestimmte Subjektivität, welche ihr eigenthümliche Gefühle in einer Art von Gesangssprache verkörpert, zugleich mit dem Offenbaren solcher ursprünglichen und neuen Empfindungen auch ihnen entsprechende neue rhythmische oder musikalische Form schaffe. Der Besitz dieses Talents macht den Sänger, im Unterschied vom Dichter, bei welchem das Intellektuelle überwiegt, während den Sänger eine, noch weniger als die Dichtergabe zu begreifende, eine noch unmittelbarere und geheimere Potenz treibt und beseelt. Dem Dichter entsteht seine Komposition aus einer Anschauung, einem Faktum, einer Idee oder auch wohl aus einer Reflexion — immer aus einem gleichsam sichtbaren Kern; dem Sänger aber die seinige aus einer bloßen Stimmung, einer musikalischen Erregung, die nach einer Verkörperung in Worten verlangt.

(Schluß folgt.)

Miscellen.

Unter den neuen Erscheinungen der schönen Literatur, die in London wie anderwärts schnell aufeinander folgen und noch schneller oft vergessen werden, müssen wir auf einen Roman aufmerksam machen, der unter dem Titel: „Die einzige Tochter, eine Familiengeschichte," erschienen ist. Die Verfasserin, die sich selbst ein junges Mädchen nennt, das in Zurückgezogenheit herangewachsen ist, verspricht eine ausgezeichnete Schriftstellerin zu werden, da ihr Styl, ihre Beschreibungen von ausgezeichneter Schönheit sind, ihre Kenntniß des menschlichen Herzens, namentlich der weiblichen Natur, eben so groß ist, als sie ihr Gelegenheit gibt, des Lesers Aufmerksamkeit zu fesseln und zu spannen.

Die Romane von Dickens fangen an, sich einer großen Popularität zu erfreuen, Nicholas Nickleby und Oliver Twist, sind kaum erschienen, auch schon in Scene gesetzt worden, da der Verfasser die Charaktere so fest gezeichnet und mit solcher Persönlichkeit ins Leben gestellt hat, daß sie den Schauspielern einen günstigen Erfolg verschafften, obgleich die Dramatisirung nicht ganz den Anforderungen des Theaters entsprochen zu haben scheint.

Nach den Londoner Journalen beschäftigt sich Bulwer mit einem neuen Drama, dessen Hauptperson Salvator Rosa seyn soll, Sheridan Knowles, der gefeierte Dichter, hat die sicilianische Vesper und Procida zum Gegenstand eines Schauspiels gemacht. Beide erwartet man nächstens auf der Bühne zu sehen. — Zwey neue Possen sollen großes Vergnügen erregen: Chaos come again (das zurückgekehrte Chaos) und der Grünfink (Greenfinch) von Haynes Bayly.

Wir können nicht unterlassen, einen jungen holländischen Kaufmann aus Rotterdam zu nennen, der sich durch eigenen Trieb zum Schriftsteller und Dichter herangebildet hat, indem er, seiner Dichteranlage bessern Grund zu geben, in seinen Mußestunden sich mit den Wissenschaften bekannt macht, die eine frühere Erziehung und sein Stand ihn hinderten, zu studiren. Als Gelegenheitsdichter und Lyriker hat er schon eine bedeutende Menge Poesien geschrieben, auch in der poetischen Erzählung hat er sich nicht ohne Glück versucht (seine neueste ist „der Renegat," die in manchen Punkten noch zu sehr sein Vorbild, Lord Byron, erkennen läßt) und gehört zu den gesuchteren Dichtern Hollands. Endlich hat er auch ein Trauerspiel verfertigt, „Johanna Shore," in Alexandrinern und nach Art des „Gysbrecht van Amsel" von Vondel.

M..r.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 117 u. 118.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

22 Dezember 1838.

Donna Isabel de Solis, Königin von Granada,

Historische Novelle von Don Francisko Martinez de la Rosa 1837.

Unsern Lesern werden einige Mittheilungen sowohl über dieß neue Buch als über die ganze literarische Thätigkeit und die Lebensschicksale eines in der Politik seines Vaterlands vielfach genannten und einflußreichen Mannes, welche wir der Foreign Quarterly Review entlehnen, nicht unwillkommen seyn.

Der Verfasser dieser Novelle, heißt es dort, ist schon vielfach vor dem Publikum gestanden, manche seiner Werke sind schon in unseren periodischen Schriften beurtheilt worden, und sein Name als Staatsmann und Politiker hat in neuern Zeiten eine nicht geringe Berühmtheit erlangt. Martinez de la Rosa begann seine literarische Laufbahn im Jahr 1808 durch Veröffentlichung einiger witzigen Flugschriften über die Wirkungen, welche die Besetzung des spanischen Bodens durch die Truppen Bonaparte's hervorbringen mußte bei einer so ausnehmend stolzen, an ihren alten Institutionen so zäh festhaltenden Nation. Nach diesem ersten Succeß erwarb er sich einen noch größern Namen durch einen Aufsatz über die spanische Insurrection von 1808. Zur selben Zeit aber, wo er die Literatur cultivirte, spielte Martinez de la Rosa eine ausgezeichnete Rolle in den Cortes von 1815, wo er als einer der beredtesten unter den spanischen Rednern galt. Dieß sowohl, als der thätige Antheil, den er an der Verwaltung des Landes während der Gefangenschaft Ferdinands VII. nahm, zog ihm den Groll und Zorn dieses Fürsten zu, der bei seiner Rückkehr in seine väterlichen Lande im Jahr 1814, den Publicisten nebst Arguelles und andere Patrioten in einen Kerker auf der Küste von Afrika werfen ließ. Man hat gesagt, diese Verfolgung und seine lange Einkerkerung habe seine Gesundheit geschwächt und seinen Geist niedergedrückt, und selbst nachdem er wieder in Freiheit gesetzt und zur Macht gelangt war, sey immer in seinen Reden und Produktionen eine gewisse Gedrücktheit und Niedergeschlagenheit sichtbar geblieben. Diese Behauptung ist ganz ungegründet; denn in seinen zahlreichen späteren Werken hat er genügende Proben von einer Fruchtbarkeit und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft gegeben, so daß er von keinem der neuesten spanischen Schriftsteller erreicht wird. Im Jahr 1820 gab er seine Arte poetica heraus, die vermöge der beigefügten reichlichen Anmerkungen wohl eher ein kritisches Werk über die spanische Literatur, als eine Abhandlung über die Verskunst heißen darf. Während seiner Verbannung von 1823—1828 gab er in Paris eine Sammlung lyrischer und anderer Gedichte heraus, worunter die Belagerung von Saragossa und andere Stücke sehr bewundert wurden. Noch in Spanien schrieb er für das Theater: Was ein Amt nicht vermag! (Lo que puede un Empleo und: die Tochter zu Haus und die Mutter auf der Maskerade (La Hija in casa y la Madre en las Mascaras). Auch in der Tragödie versuchte er sich, doch ohne großen Erfolg, und dichtete: die Wittwe von Padilla, der er eine sehr gelehrte Vorrede über die Kriege der Comunidades, mit viel Kraft und Geist geschrieben, vorsetzte; ferner Moraina, Oedipus, Tragödien; die Verschwörung von Venedig, ein Drama, das neuerlich in Madrid aufgeführt, aber unsers Wissens nicht gedruckt wurde; und noch ein Drama dichtete er in Frankreich, das Aben-Omeya betitelt ist, und in Porte St. Martin in Paris mit Glück aufgeführt wurde. Seit der Rückkehr in sein Vaterland hat er ein historisches Werk herausgegeben (Bosquejo historico), das die Erzählung von einigen, der Eroberung Granada's durch Ferdinand und Isabelle vorangegangenen Ereignissen enthält, und den ersten Band eines politischen Werks: der Geist des Jahrhunderts. Keinen Zweig der Literatur hat er unberührt gelassen; er scheint, wie die vorliegende Novelle zeigt, die schwierige Aufgabe sich gesetzt zu haben, in allen sich zu versuchen. Die Lectüre von Scotts trefflichen Novellen und von denen seiner Nachahmer in Frankreich, Deutschland und Italien, veranlaßte ihn, die vorliegende zu schreiben, deren Hauptscene die Stadt Granada, seine Geburtsstadt, ist, deren Geschichte und Traditionen er mit ausgezeichnetem Interesse und Eifer erforschte. Bis jetzt ist jedoch nur Ein Band erschienen.

Zu der Zeit, wo die Novelle beginnt (1475) war die Veste

Martos, welche dem Ritterorden Calatrava gehörte, besetzt von einem spanischen Officier von hohem Rang und edler Geburt. Der Comendador, Don Sancho Ximenez de Solis, dieß war sein Name, hatte in jüngern Jahren viele Kriege mitgemacht; seine ausgezeichneten Dienste hatten die Aufmerksamkeit seines Königs auf ihn gelenkt, der ihm zur Belohnung die Befehlshaberstelle in der wichtigen Festung übertrug. Während des langen, oft unterbrochenen Kampfes, welcher der Eroberung von Granada voranging, war die Stadt Martos und ihr Territorium oft das Kampffeld für die beiden feindlichen Parteien gewesen. Ihre Lage an der Schwelle des Königreichs Jaen und an den Gränzen der maurischen Länder machte sie zum Schauplatz häufiger Gefechte, und manche glänzende Waffenthat war schon unter ihren Mauern vollbracht worden.

Der Commandant hatte eine Tochter, Isabelle, sein einziges Kind, das er zärtlich liebte. In zarter Jugend war sie auf wunderbare Weise vom Tode gerettet worden, durch eine maurische Sklavin, Arlaja mit Namen, die mittelst gewisser ihr allein bekannter Kräuter und Pflanzen sie von einer abzehrenden Krankheit geheilt hatte, die allen Bemühungen der Aerzte jener Zeit trotzte. Dankbar für diese Heilung faßte Isabelle eine gränzenlose Anhänglichkeit und Neigung für Arlaja, welche von großem Einfluß auf ihr späteres Leben seyn sollte. Man kann sich denken, daß die persönlichen Reize der Heldin sehr genau aufgezählt sind, und daß der Verfasser keinen der körperlichen und geistigen Vorzüge vergaß, welche die Frauen zum Gegenstand der Liebe und Bewunderung machen.

Der Commandant sieht sich unter seinen Freunden nach einem passenden Gatten für seine Tochter um, und nachdem er sich für Pedro de Venegas, einen Abkömmling der erlauchten Familie Luque, entschieden, theilt er seinen Plan Isabellen mit und setzt einen Tag für die Vermählung fest. Don Petro Venegas, begleitet von einer zahlreichen Schaar seiner Mannen und von Alonso de Cordova, seinem Oheim, so wie von Señor de Zuheros, langt bald darauf in Martos an; die der Ritter mit ihrem Gefolge werden in dem Schloß einquartirt.

„Die für die Hochzeitfeier angesetzte Nacht kam endlich, und eine schwelgende Ruhe folgte auf das Getreibe und Getöse des Tages, nicht unähnlich der Meeresstille nach einem Sturm. Das Gefolge der verschiedenen Gäste und die Dienstleute des Schlosses lagen, von Schlaf und Wein überwältigt, in den Höfen und Gängen zerstreut herum. Nur wenige der vornehmsten Diener des Hauses, und die Damen und Ritter, welche der Ceremonie anwohnen sollten, standen an der Thür der Kapelle, in gespannter Erwartung des Signals. Ein leises Murmeln verkündigte endlich das Kommen der Braut und des Bräutigams mit ihren Freunden, und gleich darauf sah man zwölf Pagen, mit einer Wachsfackel in der einen Hand, und den Kelch in der andern, sich mit gebührendem feierlichem Ernst der Kapelle nähern. Ihnen folgten Isabelle und Don Pedro, welche, tief versunken in ihre Gedanken, schweigend daher schritten, kaum die Augen vom Boden zu erheben wagend. Nicht so der Commandant, der mit Don Alonso de Cordova und Señor de Zuheros mit erhobenem Haupte und freudig stolzem Antlitz einherschritt; den Schluß des Zuges machten Isabellens Frauen, in Mäntel gehüllt, und einige begünstigte Knappen, welchen auf dringendes Bitten diese Auszeichnung gewährt worden war.

„Die Kapelle des Schlosses war klein und dunkel und hatte nur Ein Schiff; die Decke war von geschnitztem Nußbaumholz, der Altar mit hölzernen Bildern in goldenen Nischen geschmückt. Aber die Alterthümlichkeit des Orts und seine rohen Zierrathen erhoben die Seele über weltliche Gedanken, und erfüllten sie mit süßen und melancholischen Träumereien. Der Gedanke, daß hier, unter den Marmorplatten, womit der Boden der Kapelle belegt war, viele von den Ahnen des Commandanten im Frieden schlummerten, ihre Asche gemischt mit der Erde, die sie den Mauren abgekämpft, ihre Leiber liegend unter den Altären, die sie im Leben vertheidigt hatten, trug nicht wenig dazu bei, das Gemüth mit religiösen Empfindungen zu durchdringen. In der Mitte der Kapelle, einen Fuß über dem Boden, erhob sich ein Grabmal, darauf roh gemeißelt war die Gestalt einer jungen Frau, die Hände auf der Brust gekreuzt, die Füße geschlossen, das Antlitz gen Himmel gerichtet. Es war das Bild von Isabellens Mutter; und der Commandant fühlte eine Art von Trost mit Kummer gemischt bei dem Gedanken, daß seine selige Gattin von ihrem Grab aus ihrer Tochter Vermählung schaue und segne. Die Braut stand schon, blaß und zitternd, vor dem Altar; der Bräutigam neben ihr athemlos und unruhig; der Diener des Herrn sprach die heiligen Worte und stand im Begriff, ihnen das verhängnißvolle Ja abzufordern, das sie bis zum Tode vereinigen sollte, als plötzlich ein entsetzliches Kreischen Alle mit Schrecken erfüllte. Der Commandant und seine Freunde dachten zuerst, es könnte ein Hader unter den Leuten des Schlosses ausgebrochen seyn; aber gleich darauf verkündete der Ruf: Feuer! das Herandrängen einer bestürzten Menge, das Klirren von Waffen, die hastigen Schritte von Fliehenden, das Stöhnen von Verwundeten und Sterbenden nur zu klar die traurige Wahrheit.

„Isabelle sank ohnmächtig in die Arme ihres Bräutigams; ihre Freunde und Gesinde flohen in panischem Schrecken; der Commandant stürzte wie ein Blitz hinaus, um die Ursache des Allarms zu erkunden, begegnete aber an der Thüre der Kapelle dem Haufen der Flüchtigen, die hieher, eine Zuflucht suchend, sich drängten. Umsonst verlangte er Gehör; umsonst wiederholter Fragen auf Fragen; keine Antwort konnte er erzwingen, seine Stimme ward übertäubt von Geschrei und Wehklagen, als wäre der Tod in der Nähe. Ach, er war nur zu nahe.

„Die Mauren an der Gränze, ermuthigt durch einen langen Frieden, und in der sichern Hoffnung, eine leichte Beute zu finden an Leuten, die in sorglosem Gelage schwelgten, hatten während der Nacht die Mauern des Schlosses erstiegen, und die Nachlässigkeit der berauschten Soldaten benützend, seine Hallen und Höfe überschwemmt, und begannen mit Feuer und Schwert das Werk der Zerstörung. Viele Christen gingen in dieser Nacht aus den Armen des Schlafs in die des Todes hinüber; andere flohen in die Kapelle, wo sie eine Freistatt zu finden hofften, den Namen Gottes anrufend, der vor Schrecken ihnen auf dem Munde erstarb. Aber ach! beim Anblick dieses heiligen Ortes stieg die Wuth der Ungläubigen, statt sich zu mindern, und sie

stürzten sich unter die Christen, wie Wölfe unter die Schafe. Der Commandant, unbeweglich wie eine Bildsäule, erwartete gezückten Schwertes den Angriff; und obgleich von hundert Wunden durchbohrt, blieb er doch einige Zeit fest stehen wie ein Fels; dann taumelte und fiel er, und schleppte sich zu dem Grabmal seiner Gattin, wo er seine Seele aushauchte. Vor dem Altar sah man den jungen Venegas Isabellen in seinen Armen halten und sie mit seinem Körper vor den Streichen der Feinde schützen. Der junge Ritter war sich kaum bewußt, was um ihn her vorging; er hatte weder Waffen zur Vertheidigung, noch Hoffnung auf menschlichen Beistand; unbekümmert um sein eigenes Leben litt sein Herz Todesangst um das Schicksal seiner Geliebten. „Ergib dich oder stirb!" rief der Anführer der Eindringenden, und stürzte vor, um sie zu trennen; in diesem Augenblick erhielt Venegas eine Wunde in die Stirne, umarmte noch einmal seine Braut, und sank in Blut gebadet zu ihren Füßen nieder. Das war das Ende eines unter so glücklichen Vorbedeutungen begonnenen Tages! Wer will noch irdischer Glückseligkeit vertrauen, die uns so schnell entflieht!" — —

Isabelle ward gefangen, und ehe der Morgen graute, verschwanden die Mauren aus dem Schloß, ihre Siegesbeute mit sich führend.

Es scheint des Verf. Absicht gewesen zu seyn, so genau als möglich sich an die historische Wahrheit zu halten; und gleichsam verschmähend den Schein, ein bloßes Werk der Fiktion zu schreiben, dem Buche mittelst zahlreicher Anmerkungen und Erläuterungen ein recht ernstes und imposantes Ansehen zu geben. Nur in Betracht dieser Absicht können wir Martinez de la Rosa die sehr langen, und oft langweiligen und übelgewählten Einzelnheiten verzeihen, wovon sein Buch wimmelt, und die, weit entfernt der Novelle mehr Interesse zu geben, nur die Aufmerksamkeit des Lesers zerstreuen, und zeigen, welcher Aufwand von unnöthiger Mühe gemacht wurde, um die Geschichte mit dem Roman zusammenzukoppeln.

Mit dem erzählten Ueberfall verhielt es sich so. Abu-l-Hasan, der Maurenkönig, hatte dem christlichen Fürsten Spaniens den von seinem Vater bezahlten Tribut aufgekündigt, und Castilien war damals nicht in der Verfassung, Krieg mit diesem Feind anzufangen; indeß enthielt sich auch Abu-l-Hasan, obwohl ein kriegerischer Mann, der Feindseligkeiten, da er seit seiner Thronbesteigung täglich mehr in Wollüste versank. Der Sultan von Fez schickte Botschafter an ihn, um ihn zum Krieg gegen die Christen zu spornen, aber auch dieß fruchtete nicht, und der maurische König hielt den Waffenstillstand. Einer der Botschafter jedoch, der kriegerische Afrikaner Ibn Faruj, der des Königs Unentschlossenheit und Mangel an Muth sah, nahm sich vor, einen Schlag auf der Gränze gegen die Christen zu führen, in der Hoffnung, einen Krieg zwischen den beiden Nationen zu entzünden. Als er eines Tags in den Gärten lustwandelte, sagte er zu dem König: dieser Duft von Lilien und Jasmin macht mich krank und schwach, der ich doch den Strahlen der Sonne und dem Wind der Wüste getrotzt habe; weder bin ich gewandt im Zambra (ein maurischer Tanz), noch erfahren im Spiel der Canes; daher wünschte ich ein paar Tage an der Gränze zuzubringen, wo ich dir nützlich seyn und dich vor Gefahr warnen kann, wie die Seevögel die Nähe eines Gewitters verkündigen." Er erhielt die Erlaubniß und einige Truppen; ein blutiger Streit, der zwischen maurischen und christlichen Schäfern ausbrach, gab dem Ibn Faruj Veranlassung, seine Plane auszuführen; als der Commandant von Martos die geforderte Genugthuung verweigerte, beschloß er sich selbst Recht zu verschaffen und so machte er jenen Ueberfall. —

Die ersten Tage ihrer Gefangenschaft bringt Isabelle einem Ort, nicht fern von der Gränze, in Gesellschaft ihrer maurischen Magd Arlaja zu, welche auf jede mögliche Weise ihren Schmerz zu lindern sucht. Ibn Faruj selbst erscheint nie vor seiner Gefangenen und vermeidet Alles, was ihren Kummer vermehren könnte. Zuletzt, nach einiger Zeit, fühlt Isabelle, daß ihre Schwermuth rasch verschwindet, und ihre Neugier wird einigermaßen geweckt durch die Erzählungen Arlaja's von ihrem Heimathland, so daß, als sie Ibn Faruj's Weisung erhält, sich zur Reise nach Granada zu rüsten, sie ganz Begierde und Verlangen ist, und all ihr Unglück vergessen zu haben scheint. Arlaja sagt zu ihr:

„Ihr werdet hier nicht behandelt werden wie ich in Eurem Lande, die Füße mit Ketten gebunden und ein eisernes Maal auf der Stirne. Seht mich an, noch jetzt macht der Gedanke an das, was ich erduldet habe, meine Wange erglühen vor Scham und Zorn. Ich ward edel und reich geboren; ich war schön und in der Blüthe meines Lebens und umworben von den Trefflichsten unter Granada's Jugend. Ich habe mich nicht zu beklagen über den Grafen von Cabra, meinen frühern Herrn, er behandelte mich mit Milde, wo nicht mit Zärtlichkeit, und sein Andenken wird immer in meinem Herzen leben; noch weniger werde ich die Tage vergessen, die ich unter Eures Vaters Dach zugebracht habe. Aber der allmächtige Gott ist barmherzig und gerecht und vergilt zwiefältig das Gute, das man einem Andern erzeigt hat; und die der unglücklichen Arlaja erzeigte Gunst ist nicht wie Samen in Sand gesäet. Ihr sollt in meinem Hause leben, mein Kind, und der Sklavenname soll nie in Eurem Ohr ertönen; vielleicht wartet Eurer Glück und Heil, denn was geschrieben ist dort oben, das muß geschehen."

Die Stadt Granada zeigt sich dem Blick der Reisenden, und Arlaja nimmt Isabellen bei der Hand, und bricht, unfähig die Gefühle zurückzudrängen, welche dieser prachtvolle Anblick in ihrem Gemüth erweckt, in Ausrufungen des Jubels aus:

„Da seht, ich habe Euch nicht getäuscht; hier haben wir das Land der Wonne und der Seligkeit erreicht, und das bloße Betreten desselben verscheucht alle Sorgen. Seht die herrliche Stadt, die, zwei Hügel krönend, sich zur Ebene hinabzieht, und dann unter Blumenbeeten und im Dickicht wohlriechender Bäume verschwindet. Jene erhabenen Massen, die Ihr in der Ferne glänzen seht, sind das Gebirge der Sonne und des Mondes, und wohl verdienen sie ihren Namen; denn sie sind so schimmernd und weiß, wie ein Stück Elfenbein. Von der Stadt aus gesehen, nehmen sie sich aus, als könnte man sie mit der Hand berühren, aber es ist ganz anders. Sie dienen der Königsstadt als ein Bollwerk; sie versehen sie mit dem kühlsten

Wasser, den köstlichsten Mineralien, dem schönsten Marmor; sie mildern die Hitze des Sommers und reinigen die Luft, selbst wenn sie vergiftet ist von dem Hauche des Todes."

(Schluß folgt.)

Skizzen aus der polnischen Literatur neuester Zeit.

Von Stanislas Kozmian.

(Aus dem Athenäum.)

— — Ehe ich auf die letzte und vollendetste Entwicklungsphase der polnischen Poesie übergehe, muß ich einige der Männer erwähnen, die in den weniger glänzenden Zweigen der prosaischen Komposition und Gelehrsamkeit nicht wenig zu den Fortschritten der imaginativen Literatur beitrugen. Voran steht Konarski. Czacki, der polnische Blackstone, folgt auf ihn, mit seinem voluminösen Compendium des Landrechts in der einen Hand, in der andern seinen trefflichen Plan einer allgemeinen Erziehung, durch dessen Befolgung er die Universität Wilna zu einem früher nie gekannten Glanze erhob, und in kurzer Zeit die Zahl der höhern Lehranstalten in Lithauen und Volhynien von fünf auf hundertsiebenundzwanzig brachte. Albertrandy, der geduldige und scharfsinnige Gelehrte, der Polyhistor seiner Zeit, lieferte für die polnische Geschichte dreihundert Bände mit Materialien, die sein Talent und Fleiß in Italien und Schweden gehandelt hatte. Kollantay betrachtete die politische Reorganisation Schwedens vom philosophischen Gesichtspunkte. Stanislas Potocki darf nicht übergangen werden, als Repräsentant der polnischen Eleganz theils in den Verhandlungen des Reichstags, theils bei den ernsten und traurigen Veranlassungen, wenn der Tod Polen seiner herrlichen Söhne beraubte; seine Leichenreden bilden in der That einige schätzenswerthe Beiträge zu der Geschichte der zeitgenössischen Literatur. Obgleich unter den Dichtern wir eine Frau — Elisabeth Druzbacka, die göttliche Dichterin wie sie genannt wurde, nicht aufgeführt haben, dürfen wir doch nicht vergessen, daß nur Eine unserer Schriftstellerinnen Dichterin war. Die Fürstin Czartoryski schrieb viel zur Belehrung der untern Volksklassen, deren Emporbringung für sie ein beständiges Herzensanliegen war. Die Trefflichkeit der Kinderschriften von Clementine Tanski verdient ebenfalls Erwähnung. Außer diesen aber müssen etwas genauer besprochen werden Staszic, Sniadecki und Lelewel, von welchen der erste der beste Repräsentant der Gelehrsamkeit, Rührigkeit und Frömmigkeit der Periode ist, in der er lebte, der zweite als der philosophische Tonangeber der alten Schule, der dritte als der Herold einer neuen Aera.

Stanislas Staszic war in seiner Kindheit von seiner Mutter für einen geistlichen Orden bestimmt; in seinem hohen Alter sprach er gern von den Jahren, wo er ein lustiger, wilder Knabe war, zwar gekleidet wie ein Mönch, aber unbewußt des Ernsts seines Berufs. Die Jünglingsjahre indeß machten aus dem muntern Kind einen fleißigen Gelehrten, der sich mit Eifer auf Naturphilosophie legte, fremde Länder besuchte, dabei mit den großen Geistern seiner Zeit Bekanntschaft machte, und sich durch Geschicklichkeit und Fleiß ein ihn unabhängig machendes Vermögen sammelte. Zum Mann gereift machte er sich allgemein bekannt als wissenschaftlicher Schriftsteller, als Dichter und als Philanthrop. Das Leben des großen Zamoyski, ein Originalgedicht auf das menschliche Geschlecht, und eine reimlose Uebersetzung von Homers Gedichten entflossen seiner Feder. Nach einer sorgfältigen Untersuchung der Beschaffenheit der Erdarten und des Bodens im ganzen Königreich und einer Reise entlang der Kette der Karpathen, schrieb er ein sehr schätzbares Werk über die Geologie Polens. Die Gründung einer Schule der Medizin und der Wundarzneikunst in Warschau, und die Verwendung des größten Theils seines Vermögens zum Ankauf eines Gutes, das er gegen Entrichtung eines sehr mäßigen Grundzinses unter Bauern vertheilte, von dessen Anwachs dann wieder die anliegenden Güter erkauft und alle Hörigkeit abgeschafft werden sollte, sind zwei Handlungen beispielloser Freigebigkeit, die ihm unter den Wohlthätern der Nation den ersten Platz anweisen. Er blieb sich auch im Alter gleich, verwendete große Summen auf Hospitäler, blieb fortwährend ein großmüthiger und freigebiger Freund der Künstler und Gelehrten, baute ein schönes Haus für die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft und Literatur, in welcher er das mühsame Amt des Präsidenten bekleidete — und versah neben diesem die Geschäfte eines Staatsministers, eines Direktors der Bergwerke, eines Commissärs bei den Erziehungsanstalten und eines Vorstands im dem Prüfungsausschuß. „Ein so arbeitvolles Leben," sagt sein Freund Niemcewicz, „in dem er sich gar keine Erholung gönnte, mußte ihn am Ende aufreiben. Seine Kräfte nahmen schnell ab und nach einer Krankheit von wenigen Tagen schloß er seine musterhafte Laufbahn 1826 in einem Alter von mehr als siebzig Jahren." Nach seinem Tode wurden sein Name, sein Grab und seine Werke von den Russen verfolgt. Sie verwehrten die Errichtung eines Denkmals, das die königliche Gesellschaft und die Nation ihm zuerkannt hatten. Diejenigen, welche sein Andenken ehrten, oder Wallfahrten zu seinem Grab machten, wurden verhaftet. Die Polizei nahm aus den Gewölben der königlichen Gesellschaft alle Exemplare einer prächtigen Ausgabe seiner Werke weg, welche Staszyk selbst hier niedergelegt hatte, „einen werthvollen Schatz für bessere Zeiten sparend."

Johann Sniadecki, Rektor der Universität Wilna, während neun aufeinanderfolgender Jahre, brachte dieß Nationalinstitut zu einer solchen Blüthe, daß es im Stande war, die Vergleichung mit den berühmtesten Universitäten Europa's auszuhalten. Schon hiefür würde er einen hohen Ehrenplatz in unsern literarischen Annalen verdienen, besäße er auch nicht noch einen andern Anspruch auf Auszeichnung, als derjenige Philosoph, der seiner Zeit den Impuls gab, in seinen Werken ihren Geist aussprach und ihren Lauf erleuchtete und lenkte. Als er seine Laufbahn antrat, waren die Systeme des Materialismus und Spiritualismus im Kampf miteinander; Deutschland stellte sich auf die Seite des Ideellen und Abstrakten — Frankreich, das

Werk des achtzehnten Jahrhunderts fortsetzend, reihte sich unter die Fahne einer skeptischen Philosophie. Das letztere System, das, seiner Natur nach, zu unmittelbaren praktischen Ergebnissen führte und Axiome und Grundsätze aufstellte, welche in jeder Sprache sich leicht ausdrücken ließen, war unter beiden dasjenige, das am leichtesten in einem noch neuen und unangebauten Boden Wurzeln schlagen konnte. Sniadecki begriff dieß sogleich und so borgte er denn sein Licht von Frankreich. Er räumte an der Universität den mathematischen und Natur-Wissenschaften den Vorrang ein vor der Literatur, den schönen Wissenschaften und der spekulativen Philosophie. Indem er die Jugend in jenen Fächern schulte und sie bis an die äußersten Gränzen des Positiven führte, bahnte er den Weg für den Triumph der neuen Schule, obgleich er, vermöge seiner Gewissenhaftigkeit, die Ehre der Gevatterschaft dabei ablehnte, während er, bei seiner nicht minder strengen Neutralität, sich den Vorwürfen ihrer Hauptverfolger aussetzte. Sein hemmender und zügelnder Einfluß beschleunigte den Anbruch der neuen Aera. Vertraute Bekanntschaft mit den Elementen der Natur erzeugte die Philosophie; das Studium der Organisation des Körpers leitete das Nachdenken auf die Beschaffenheit der Seele; das Studium der Logik führte die studirenden Jünglinge auf Forschungen nach der idealen Schönheit. Seine Grundsätze und Vorurtheile waren nicht minder von wirksamem Einfluß in dem vergleichungsweise beschränkten Gebiet der Literatur. Beschützend, fördernd, emporhebend diejenigen, die als Klassicisten sich auszeichneten, widersetzte er sich allen Produktionen von originellerem Gepräge. Tiefes, ungezügeltes Gefühl erschien ihm als eine tadelnswerthe Kraftvergendung. Poesie war ihm eine Kurzweil müßiger Menschen. Das Heiligthum der Literatur hätte nach seinen Ansichten so nackt seyn müssen, wie die Wände der Kaaba — so leer wie der jüdische Tempel, wo der siegreiche Pompejus, als er sich umschauend, weder Altäre noch Götterbilder erblickte, ausrief: Nulla intus Deorum effigies, vacua sedes et inania arcana. Aber die Muse Polens, durch die Härte seiner Satzungen zu ungeregelten und ausschweifenden Handlungen aufgeregt, empörte sich, und ließ auf ihn einen Schwarm von Geistern, Koboldеn und Feen los, die ihn bereuen machten, daß er je den Kampf angefangen.

Es war natürlich, daß dieser Liebhaber des Exakten und Scharfen sich Mühe gab, nicht nur den Gedanken und die Einbildungskraft, sondern auch die Formen des Ausdrucks und der Sprache, zu unterjochen. Daher seine Berühmtheit als der reinste, der eleganteste prosaische Schriftsteller der neuern Zeit, daher auch seine häufigen, oft etwas armseligen Streitereien um einen Ausdruck, ein Wort, einen Buchstaben; wenn das Geringste nicht nach seinen Regeln geschrieben war, so genügte ihm dieß um ein ganzes Buch zu verdammen. Sein großes Verdienst besteht darin, daß er unser wissenschaftliches Wörterbuch mit neuen, passenden Benennungen bereichert hat. Daher ist sein Name unauflöslich verflochten mit dem Gedeihen und Blühen der Wissenschaft in Polen. Was er für Mathematik und Astronomie that, das leistete sein Bruder Andreas in der Chemie und Physiologie; und mögen nun der Universität Wilna noch glänzende Tage bevorstehen oder nicht, — Ein goldenes Zeitalter hat sie schon erlebt, das der beiden Sniadeckis.

Joachim Lelewel nimmt eine ausgezeichnete Stelle in der Literatur seines Landes ein. Die ganze Geschichte seines Lebens ist eine Reihe ruhmvoller Bestrebungen. Aber wenn die Vorsehung ihn in die Welt geschickt hat mit zwei verschlossenen Briefen, deren einer ihn zu literarischer, der andere zu politischer Auszeichnung bestimmte — können wir, mit Bedauern, fragen: warum hat er den zweiten entsiegelt? Zum Glück fällt nur der erste in den Bereich meiner Aufgabe. Wir vermöchten im gesammten Kreis gefeierter Historiker, kaum einen Mann zu finden, ausgezeichneter als Lelewel durch die Verbindung einer glänzenden Einbildungskraft mit der Neigung zu fleißigen und ängstlichen Forschungen nach unbekanntem und dunklem Detail. Zwar ist er sich nicht selbst bewußt, ein Dichter zu seyn, aber daß er es ist, leuchtet aus seinen Werken hervor; sein Genius bricht durch die Masse seiner Gelehrsamkeit hindurch und zersprengt die Ketten von höchst ermüdenden und langweiligen Gegenständen. So, wenn er von einer verrosteten Münze spricht, die aus den Ruinen eines alten Schlosses ausgegraben worden, kann er im Anfang langweilig und pedantisch erscheinen mit seiner ins Einzelne gehenden Forschung, bis er in dem langen Zuge von Argumenten, welche die noch erkennbaren Merkmale des Gepräges betreffen, auf einen erlauchten Namen oder auf ein außerordentliches Ereigniß stößt, und dann findet er seine ganze Energie wieder, strömt all seinen Geist aus, entwickelt seine umfassenden Ansichten, erfrischt und belebt das Gemüth des Lesers mit den Schätzen seiner Einbildungskraft, und bringt Episoden vom höchsten Interesse. Nachdem er viele Jahre eingeschlossen — verschanzt gleichsam — gewesen war unter alten Büchern, Manuskripten und Reliquien, verließ er seine Veste, um den Katheder der Geschichte an der Universität Wilna einzunehmen. Die Schaaren, die sich zu seinen Vorlesungen drängten, der Beifall der Gelehrten und Strebenden trug ihn im Triumph über seine schwierige Aufgabe hinüber; denn er hatte zu kämpfen mit einer Gegenpartei, an deren Spitze Sniadecki stand, dessen Worte bei dem größern Theil des denkenden Publikums als Orakel galten. Wie anregend und elektrisirend seine Vorträge waren, können noch viele seiner Schüler dankbar bezeugen. Eines Tages — während einer Periode harter Verfolgungen in Wilna — bestieg Lelewel den Katheder und rief: „Zu den Waffen, Brüder, zu den Waffen! wir wollen sterben oder die Freiheit erkämpfen!" Die hingerissene Versammlung erhob sich plötzlich, zweifelnd über die Absicht des Professors, als er ruhig fortfuhr: „Das war das Geschrei, welches durch die Berge der Schweiz erscholl, als Wilhelm Tell die Fahne der Unabhängigkeit erhob."

Man wird es leicht begreifen, daß Lelewel der Apostel neuer Ideen, der Gründer einer Schule ward, welche, die Gränzen der Erfahrungskenntnisse überschreitend, sich in die Sphären des Abstrakten, des Idealen wagte, und so den Blick der Studirenden von der äußern Welt ab auf die innere, den Geist, lenkend, bewirkte er, daß sie der Ausdehnung des Geistigen gegen die Materie sich anschloßen. Seine ersten Feindseligkeiten mit

Sniadecki hatten ihren Grund in einer Kleinigkeit. Lelewels Styl schmeckt zu sehr nach seiner Gelehrsamkeit und seinem Studium alter polnischer Bücher und ermangelt der Anmuth und Leichtigkeit. Ueberdieß sind seine Sätze von der Art, daß darin die möglichst größte Masse von Belehrung zusammengedrängt ist. So häufig ward er deßwegen von Sniadecki und dessen Satelliten angegriffen, daß sein Nachfolger im Lehrstuhl der Geschichte, als er die hervorragendsten polnischen Historiker aufzählte, sagte: „An ihrer Spitze steht stolz der gelehrte Lelewel; es ist nur zu bedauern, daß seine Werke bis jetzt noch nicht ins Polnische übersetzt sind." Der Kampf nahm sofort ein ernstes Ansehen an. Der Professor ward aus Wilna vertrieben. Aus einem friedlichen Lehrer ward er ein Verschwörer. Die Revolution fand ihn an ihrer Spitze, aber in der Stunde des Triumphs verlor er alle seine Energie und seinen Genius. Jetzt lebt er in Brüssel, mit seinen geliebten Studien beschäftigt. Die Titel seiner Werke aufzählen würde zu weit führen. Sein letzter Biograph zählt achtzig Bücher oder Pamphlete, denen sein Name vorgedruckt ist, die sich alle auf die Geschichte des slavischen Stamms beziehen; daher seine Popularität im Osten Europa's, während im Westen nur wenige Gelehrte seinen Namen mit Achtung zu nennen gelernt haben. Das Buch der Edda und sein neuestes Werk über die Münzen des Mittelalters sind Früchte seiner Streifzüge auf fremden Boden. In dem Zeitalter Niebuhr's und Savigny's, Guizot's und Hallam's darf Europa seine Anerkennung einem Schriftsteller nicht versagen, der durch seine genaue Kenntniß des Slavenstammes der Civilisation einen neuen Besitz errungen und die Verwandtschaftsansprüche eines Volkes dargethan hat, dessen Institutionen Europa bisher mit einem Ton der Ueberlegenheit, wo nicht der Verachtung, zu beurtheilen und zu behandeln gewohnt war.

P. B. Shelley.

(Schluß.)

Shelley ist Dichter in seinen größern Compositionen, in welchen jedoch auch schon häufig die sich gehen lassende Stimmung sich kund gibt, und insofern störend einwirkt, als sie den dem Gedicht wesentlichen Fortschritt verzögert und hemmt. Als **Sänger** zeigt er sich in seinen ziemlich zahlreichen kleinen Gedichten oder Liedern, von welchen viele so vortrefflich in ihrer Art sind, daß er mit ihnen einen höhern Rang unter den Dichtern ansprechen dürfte, als selbst mit mehrern seiner umfangreichern Gedichte. Die Einheit, Klarheit und Kürze, die man in letzteren häufig vermißt, in welchen gar oft ein Chaos von sich überbietenden und selbst widersprechenden Ideen, von Bildern, von Abschweifungen, von Metaphysik und Mystik sich darstellt, findet sich meist in den kleinern lyrischen Sachen, in welchen fast durchaus die Einheit des Gemüths herrscht, und die Fülle der schönen, kurz und treffend hingeworfenen Bilder und Gleichnisse anmuthig beherrscht, und in welchen der Harmonie der Empfindungen und Gedanken meist auch der Wohllaut des kunstvollen und doch ungesuchten Ausdrucks vollkommen entspricht. In ihnen tritt uns das Gemüth des Dichters am liebenswürdigsten entgegen, das, während sein spekulirender Geist sich in titanenhaftem Kampf gegen das in der Welt bestehende, oder ihm so erscheinende intellektuelle und moralische Uebel abmühete, in elegischer Wehmuth und rührender Sympathie mit allen Wesen, lächelt, liebt und duldet. Das innerste Wesen seines Gemüths spricht er aus in den Zeilen an einen Kritiker, die wir früher in einer Uebertragung mittheilten, wo er sagt: aller Haß und alle Anfeindung von Andern könne ihn nicht zum Haß gegen **Personen** bewegen, da er nur den Mangel an Wahrheit und Liebe hasse. Kaum ist je ein Mensch so angefeindet worden, wie Shelley, dessen religiöse und politische Ketzereien ihn für Viele zum Ziel ihrer bittersten und gehässigsten Angriffe machten, ja sogar einen Niederträchtigen veranlaßten, sich persönlich an ihm zu vergreifen, abgesehen davon, daß man mit dem Verdammungsurtheil über seine Ansichten auch seine Poesie glaubte der Geringschätzung preisgeben zu können; in seinem Vaterlande selbst wurde er so außer dem Gesetz erklärt, daß man ihm seine Kinder entzog — und dennoch blieb er voll resignirender, nicht bloß affektirter, Liebe. Von Einzelnen wenigstens wurde sein großmüthiges, edles Herz erkannt und gewürdigt, wurden seine heißen Gefühle erwiedert; und die von der Masse der Menschen schnöd zurückgewiesene Sympathie übertrug er nun theils auf die ideelle Gesammtheit der Menschheit, theils auf die Natur. Wie rührend spricht er sich über das Liebebedürfniß seines Herzens (of my poor heart — so ruft auch Silvio Pellico aus: il povero mio cuore!) in einem Fragment gebliebenen, kurz vor seinem Tode angefangenen Gedicht aus, das den Titel führt: **Der Kürbiß.**

Todt war der Sommer, nah der Herbst dem Ende,
Winter, das Kind, lachte herein ins Land,
Ganz wolkenlos und kalt; als ich, in Sehnsucht
Nach Mehr, als man begreift in dieser Welt,
Weint' um die Schönheit, die, der Erde gleich,
Die Erde nackt zurück ließ, wie den Sand
Von meinem armen Herzen, — um Gras und Blumen,
Erbleicht ob flatterhafter Stunden Falschheit.
Todt war der Sommer, doch ich lebt' und weinte,
Daß Alles unbeständig, außer'm Weinen;
Die Erd', in Winterschlaf gelullt, belauscht' ich,
Und ich beneidete die Schlummernde;
Glückliche! weckend nun dein Antlitz werden
Lenzlüfte säuseln, bis, aufspringend, du
Aus Träumen ohne Erinnerung, dich freust,
Daß dein unsterblich Leben trennt kein Tod.
Ich liebt' — o nein! ich meine Keins von Euch,
Kein irdisches Geschöpf, obgleich Ihr theuer
Mir, wie ein menschlich Herz je ist dem andern; —
Ich liebt' — ich weiß nicht was — doch dieser Ball
Und Alles was darin, umschließt nicht **dich**,
Dich, die ich nirgends seh', und allwärts fühle,
Dämmernde Gottheit meiner Anbetung.
Du bist verhüllt wie — —

Und dasselbe Gefühl äußert er in dem Lied an den Geist der Freude (Jahrg. 1837. S. 53):

Lieb hab' ich des Winters Schnee
Und den Eiskrystall,
Lieb den Wind, den Sturm, die See,
Lieb hab' ich das All
Der Natur, so weit es rein
Sich erhielt von der Menschheit Pein.

In eben diesem Gedicht erklärt er auch, warum seine Klagen sich in Gesängen und Liedern verkörpern; deren Form und Farbe eigentlich eher der Freude anzugehören scheint. Shelley's kleinere Gedichte zeichnen sich aus durch eine leichte, schwebende und hüpfende Bewegung, ähnlich dem Fluß eines raschen Baches; Daktyle und Anapäste tragen sie wie mit Schmetterlingsflügeln dahin, und die Tiefe der Empfindung, das concentrirte Gewicht des Schmerzens, welche sich doch nicht verläugnen, bilden einen ergreifenden Kontrast zu dieser oft fast ätherischen Leichtigkeit der sanft hingehauchten Worte; den Geist der Freude anredend, sagt er:

— — Mein Klaglied will ich singen
In einem fröhlichen Ton;
Mitleid wird nicht her dich bringen,
Lust lockt her dich schon;
Mitleid schneidet die Flügel dann
Ab dir, und hält dich im Bann.

Die Trauer in ihren verschiedenen Abstufungen und Färbungen ist der Grundton von Shelley's lyrischen Gedichten, und selbst von den am frohsten klingenden möchte man sagen, daß es umgewandelte Klagelieder seyen. Am schönsten ist dieß ausgesprochen in dem Gedicht an die Lerche (Jahrgang 1836. S. 139), wo er sagt:

Uns, um Einst und Morgen,
Um das Ferne bang,
Tönt ein Laut der Sorgen
Durch der Freude Klang,
Und an Trauer mahnte, wer je Süßes sang.

Doch könnt' er erdrücken
Stolz und Angst und Groll,
Quöll' von seinen Blicken
Nie der Thräne Zoll,
Dennoch wär' sein Jubel nie so himmelvoll.

Das Leben ist unserm Dichter ein Kreis, der in beständiger Bewegung ist und wo Freude und Schmerz beständig in einander übergehen, aber der Schmerz das Uebergewicht behält, weil die vergehende Freude schon durch das Vergehen zum Leid wird, und der Schmerz auch vergangen, seine Natur nicht ändert, wie dieß ein anderer englischer Dichter kurz und schön sagt:

Der Freud' Erinnerung ist nicht mehr Freude,
Des Grams Gedächtniß aber bleibt ein Gram.

Doch verhält sich dieß bei Shelley so, daß auch der Schmerz noch eine gewisse Süßigkeit für ihn hat; die Thränen seiner Seele werden ihm zum Bernstein, das Blut seiner Herzenswunden zum Rubin des Gedichts; eine ganz reine Freude aber kennt er eigentlich gar nicht; sein Gemüth, der Unbefangenheit natürlicher Verhältnisse entfremdet, legt allem Genuß und allem Entzücken immer die Folie der Trauer unter, und die ewige Feindin der dauernden Wonne — die Vergänglichkeit, tritt ihm überall entgegen, und verbittert ihm, was die Vergangenheit noch nicht weggerafft. Die Vergangenheit ist immer noch als Schmerz gegenwärtig, wie er einmal singt:

Vergessen willst du die seligen Stunden,
Die im Tempel der Liebe ihr Grab gefunden?
Vergessen das was vergangen und todt?
O! manches Gespenst, es zu rächen droht!
Erinnrung, die zum Sarg macht die Brust,
Sehnsucht, die dämpft in der Seele die Lust,
Und mit Geisterstimme flüstern die Beiden:
Freude, einmal verloren, wird Schmerz!

In dem Gedicht: Klage (Jahrgang 1836. S. 369) wird das schnelle Entschwinden des Liebesglückes verglichen mit der Kürze des Schönsten und Beglückendsten, was die Welt kennt:

Schneller als der Sommer verglüht,
Schneller als die Jugend verblüht,
Schneller als die Wonnenacht flieht,
Bist du kommen und gangen;

zwar erneuert sich das allgemeine Naturleben, der Kreislauf der Zeiten, aber die Wonnezeit der Einzelnen, das individuelle Glück flieht unwiederbringlich:

Sommer, die Schwalbe, kommt wieder heran,
Nacht, die Eule, wird wieder nahn,
Aber Jugend, der wilde Schwan,
Floh auf immer — —

Die Unruhe und Rastlosigkeit des Lebens ist veranschaulicht in dem Gedicht: die Wandrer der Welt, wo die Sonne, der Mond und der Wind als rastlose Pilger angeredet und um ihre Ruhestatt befragt werden, und angedeutet wird, daß so wenig als sie der Mensch eine Heimath habe.

Die ergreifende Schönheit von Shelley's lyrischen Gedichten mit ihrer tiefen Trauer, welche von der verzagten Niedergeschlagenheit die ganze Skala bis zur mild lächelnden resignirten Wehmuth durchläuft, hat unsers Erachtens, theilweise wenigstens, ihren Grund darin, daß diese Trauer durchaus keine künstliche, keine solche ist, welche der Dichter durch Versetzung auf einen andern Stand- oder Gesichtspunkt zum Schweigen bringen kann, daß er nicht mit Dissonanzen spielt, welche wieder aufzulösen und zur Harmonie zu versöhnen er in seiner Gewalt hätte; daß er nicht, wie der christliche Dichter, der im religiösen Glauben an die Alles aufs beste machende und Alles ausgleichende Vorsehung seine Klagen beschwichtigt, und damit wohl etwa eine erbauliche und getroste Stimmung bewirkt, aber gar leicht den Ernst und die Tiefe der Poesie schwächt oder zerstört — daß er nicht so ein Wort der Lösung in Bereitschaft

hat, sondern sein Leid ganz austönen läßt, und gerade in diesem gänzlichen Aussprechen und in der Form der Schönheit, worin es geschieht, eine gewisse Befriedigung findet. Er taucht sein Leid in die Wellen der Schönheit, die es nicht auslöschen und tilgen, sondern nur reinigen und adeln; er beruft sich nicht auf eine höhere Instanz, vor welcher der irdische Schmerz sich verflüchtigt. Die antiken Dichter empfanden auch den Schmerz der Vergänglichkeit, aber ihre härteren, minder weich gewöhnten Herzen ergaben sich demselben nicht mit solchem Genuß, sie versenkten sich nicht so darein, verfolgten und zerlegten ihn nicht so, wie der moderne Dichter, dessen Gemüth, wie überhaupt das des modernen Menschen, viel aufgelockerter, weicher, man darf wohl sagen verzärtelter und oft bis zur Krankhaftigkeit verfeinert ist. Shelley besitzt die ganze Empfindlichkeit des modernen, unter dem Einfluß des Christenthums weicher gewordenen Gemüths, aber er besitzt nicht den Glauben des Christenthums, in Beziehung auf den Glauben ist er ein Heide, aber dem Gemüth nach ist er ein Christ. Der antike Dichter würde Shelley's elegische Poesien unmännlich und weichlich, der christliche Leser mag sie unchristlich und verzagt finden, und beklagen, daß es ihm an einem sichern Halt und Trost im Leben gefehlt habe; vom unparteiischen Standpunkt der Poesie aus aber wird man diese Produkte einer ganz eigenthümlichen geistigen und gemüthlichen Natur gewiß aller Beachtung werth finden und als Perlen hoch halten, wenn sie auch den Grund ihrer Entstehung in einer krankhaften Organisation haben sollten.

Wir lassen noch einige kleinere Gedichte Shelley's folgen:

Lied.

Ein Vöglein saß, ums Männchen trauernd tief,
Auf winterlichem Strauch;
Drunter hin der Bach, der bereiste lief,
Oben Windes frost'ger Hauch.

Entlaubt ist, kahl, der Wald, wie eine Gruft,
Keine Blum' auf dem Feld zu sehn,
Und wenig Regung in der Luft,
Als nur des Mühlrads Drehn.

Morgen!

Wo denn bleibst du, geliebtes Morgen!
Das Jung und Alt, die Gesunden und Kranken,
Reiche und Arme, in Glück und Sorgen,
Rufen herbei mit der Sehnsucht Gedanken?
Kamst du? — ach nein! wovon wir befreit
Wünschten zu seyn, kam statt deiner: das Heut!

Veränderlichkeit.

Wir sind wie Wolken, davon der Mond umwallt;
Wie rastlos flattern sie! wie zuckt ihr Schimmer!
Wie streifen sie die Dunkelheit! — Doch bald
Verschlingt sie Nacht — und hin sind sie auf immer!

Wie Harfen, deren mißgestimmte Saiten
Bei jedem Windstoß andre Töne geben,
Aus deren zarter Brust nie bei der zweiten
Schüttrung die nämlichen Akkorde schweben.

Wir ruhn — Ein Traum vergiftet unsern Schlummer;
Stehn auf — und Ein Gedanke schwärzt den Tag;
Wir denken, ahnen, fühlen Lust und Kummer —
Hegend das Leid, oder lebend ins Gelag;

Gleich gilt's — denn sey's nun Jubel oder Sorgen,
Wir wissen doch, daß Beides scheiden muß;
Des Menschen Gestern gleicht nie seinem Morgen —
Nichts ist beständig als des Wechsels Fluß!

Schicksal der Liebe.

Wenn die Lamp' ist zerschlagen,
Liegt todt im Staube das Licht;
Wenn die Wolken fort jagen,
Wird die Pracht der Iris zunicht.
Wenn die Laute zerbrochen,
Vergißt man den süßen Akkord;
Wenn der Mund hat gesprochen —
Nicht behält man der Liebe Wort.

Wie Musik und Helle
Mit Laut' und Lampe kommt um,
Stirbt im Busen die Quelle
Des Lieds, wenn der Geist ist stumm;
Bis auf Trauergesänge,
Wie der Sturm durch Ruinen dröhnt,
Wie beim Leichengepränge
Von Matrosen das Meer sie stöhnt.

Fanden einmal sich Herzen:
Verläßt Liebe ihr weiches Nest;
In einsamen Schmerzen
Setzt sie sich im einst glücklichen fest;
O Liebe, magst quälen
Du ein Wesen, das wehrlos, so arg?
Mußt'st das Schwächste du wählen
Zur Wiege, zur Heimath, zum Sarg?

Seine Leidenschaft wiegt dich,
Wie der Sturm wiegt der Raben Geschlecht;
Die Vernunft vergnügt sich
Dein zu spotten mit kaltem Licht;
Dein Nest muß verwittern,
Und dein Adler läßt, flieh'nd, ohne Trost
Das Entblößte zittern,
Wenn das Laub fällt und kommt der Frost!

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 119 u. 120.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

27 Dezember 1838.

Proben aus Adam Mickiewicz's Todtenfest.

Eine Skizze des Lebens und der literarischen Thätigkeit dieses berühmten polnischen Dichters finden wir im Athenäum, aus der Feder eines Landsmanns von ihm, Stanislas Kozmian, der dort einen Ueberblick über die neueste polnische Literatur gibt. Wir lassen das Wichtigste daraus unsern Proben vorangehen.

Adam Mickiewicz revolutionirte die ganze Nation mit dem Zauber seiner poetischen Begeisterung. Das Auftreten dieses Autors in gewöhnlichen Zeiten wäre, obwohl gewiß mit Bewunderung begrüßt, nur wie ein kurzer Besuch eines Engels gewesen, ohne eine Botschaft vom Himmel — wie ein Blitz, auf den kein Donner folgt. Aber das Erstehen und Fortschreiten seines Genius mußte, weil es in den Wendepunkt einer großen Aera fiel, nothwendig unsern Gemüthern die Wahrheit von Bacons Bemerkung veranschaulichen, daß große Männer den großen Bergen gleichen, welche die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne zurückwerfen. Schon der Natur seiner Sendung nach gehört er nicht zu der Klasse derjenigen, welche gleichsam aus dem Schooße des vulcanischen Ausbruchs hervorspringen, um sogleich den Strom zu stauen und zu lenken, sondern zu denjenigen, welche auf die Erde sich niederlassen auf den Flügeln der kaum vernommenen Töne ferner Bewegungen und Zuckungen — die geboren sind, um als Schatten kommenden Ereignissen voranzugehen, um zu weissagen oder zu dulden, um Propheten oder Märtyrer zu werden, wie es das Schicksal beschließt. Den Umfang seiner Kräfte und Vermögen und seinen Einfluß zu entwickeln, ist hier unmöglich; Alles was wir thun können, ist, daß wir seine Werke aufzählen und auf den goldenen Faden hinweisen, der sich durch sie hindurchzieht. Es ist genug, zu sagen, daß die polnische Literatur der neuern Zeit, wie anziehend und mannichfaltig auch, ihre krönenden Trefflichkeiten, das Band ihres Zusammenhangs verlieren würde, würde der Namen Mickiewicz ausgelöscht.

Mickiewicz ward ungefähr im Jahr 1798 in Lithauen geboren, der Sohn eines Advokaten. Er begann seine Studien in Nowogrodek, setzte sie im Gymnasium zu Wilna fort und vollendete sie auf ehrenvolle Weise auf der Universität derselben Stadt. Eine frühe, unglückliche Neigung mag bei ihm, wie bei vielen Andern, die nächste Quelle der poetischen Begeisterung gewesen seyn; wir finden ihn im Jahr 1822, wie er einen Band Uebersetzungen aus dem Deutschen herausgibt und nationale Balladen, welche unter andern Stücken auch Grazyna enthielten; dieß Werk ward mit großem Beifall aufgenommen und bald darauf folgte seine: Ode an die jungen Männer, welche von der Gesellschaft der Zöglinge der Universität Wilna gekrönt wurde. Die Tendenz dieses Gedichts war geeignet, Verdacht und Verfolgung zu veranlassen. Die Regierung verurtheilte Mickiewicz, wegen der Theilnahme an strafbaren Schritten einer literarischen Gesellschaft, zur Verbannung. Der Ort seiner Verbannung war Odessa, wo er viele seiner glänzenden orientalischen Gedichte schrieb. Hier durfte er aber nicht bleiben; die russische Regierung berief ihn nach Moskau und stellte ihn unter die Aufsicht der Polizei. Diese Maaßregel schlug jedoch zum Besten des Dichters aus. Er wurde bekannt mit dem Fürsten Galitzin, damals Militärgouverneur von Moskau, der, überrascht von dem Talent des seiner Aufsicht Anempfohlenen, ihn nach Petersburg brachte, wo er seine Werke herausgab, die von der moskowitischen Partei mit dem wärmsten Beifall aufgenommen wurden. Bald darauf ward ihm, vermöge der Verwendung seiner Bewunderer für ihn, erlaubt, Rußland zu verlassen, um Reisen in Europa zu machen, auf welchen er Goethe und andere ausgezeichnete Männer persönlich kennen lernte. Uns auf das Einzelne der Wanderungen des Dichters und Improvisators (denn Mickiewicz vereinigt in sich beide Talente) einzulassen, würde zu weit führen; ich suche nur ihn als Martyr, als Wohlthäter seines Landes zu schildern. Und hier muß ich ihn mit einer dunkeln Gestalt in Contrast setzen, die ihm als Folie dient — mit Sniadecki.*) Der von dem Letztern, wie oben angegeben wurde, geweckte und genährte materialistische Impuls hätte am Ende nothwendig unheilvoll für Polen werden

*) Siehe über diesen die „Skizzen aus der polnischen Literatur“ in den letzten zwei Nummern dieses Blattes.

müssen. Eine eroberte und zerrissene Nation bedarf aller Kräfte und Fähigkeiten des Geistes, um nicht unterzugehen. Eine Generation, die sich ganz der Nachwelt weiht, muß die Sinnengenüsse mit dem Glück und dem Heil der Seele vertauschen. Ueberdieß, da die höchste Fähigkeit des Geistes darin besteht, daß er sein eigenes Wesen beschaut und begreift, bewährt sich auch die Reife eines Geistes der Nationalität darin, daß er auf sich selbst sich zurück wendet, um seine Elemente, Tendenzen und sein Ziel zu ergründen. Die Einsicht in diese Wahrheit führte zur Gründung jener verschiedenen Gesellschaften, welche in Wilna ums Jahr 1820 gestiftet wurden. Das System Sniadecki's hatte anfänglich ein löbliches, fleißiges Studium der mathematischen Wissenschaften zur Folge; seine weitern Folgen zeigten sich aber bald in dem Aufkommen von epikuräischen Gesellschaften unter den Studirenden. Da trat eine Reaktion ein und schuf jene patriotischen Gesellschaften, in welchen die Elemente der Verbrüderung eine strenge Sittlichkeit, so wie eine enthusiastische Liebe für alles Nationale waren. Und daher konnten die jungen Männer von Lithauen, welche mit enthusiastischem Beifall Goluchowski, den ausbeutenden Forscher deutscher Philosophie, und Lelewel, den begeisterten Dolmetscher unserer alten Annalen feierten, sofern Jener, so zu sagen, der Dichter der Philosophie, und dieser der Dichter der Geschichte war, kein Maß und Ziel der Bewunderung für Mickiewicz finden, der ihren Besorgnissen, Hoffnungen und Ahnungen einen Ausdruck — eine kräftige, phantasievolle und männliche Sprache lieh. Die von ihm vor der Revolution geschaffenen Werke zerfallen in fünf Klassen.

Die erste enthält seine frühesten Publikationen, zwei Bände Lieder, Balladen und populäre Geschichten. Die zweite enthält Grazyna, sein erstes regelmäßiges Gedicht, welches den Namen von seiner Heldin führt. Sie ist die Gattin Litawors, eines lithauischen Fürsten, der ein Bündniß schließt mit dem Großmeister des deutschen Ordens, in der Absicht, erlittene Beleidigungen an seinem Oberherrn und Vetter, dem Großherzog Witold zu rächen. In der Nacht vor der Expedition schickt Grazyna eine beleidigende Botschaft an die Deutschen; dann legt sie ihres Gatten Rüstung an, rückt mit Tagesanbruch aus dem Schloß, begleitet von ihren Lithauern, überfällt das deutsche Heer, schlägt es und fällt im Kampf, so einen Plan vereitelnd, der für beide Fürsten verderblich und nur ihrem gemeinsamen Feind vortheilhaft gewesen wäre. In diesem Werk wirft der Dichter das Sommerfädenkleid der Einbildungskraft ab, und vertauscht es mit der Waffenrüstung eines scharfgefaßten Zwecks, er vertauscht das kaum erwachte, und noch unter seinen dämmernden alten Fabeln träumende Polen mit dem neuerstarkten, seiner Verwandtschaft und Bruderpflichten eingedenken Polen. Um zur dritten Klasse zu kommen — es gibt einen alten, in einigen Theilen Lithauens noch beibehaltenen Brauch, in welchem sich heidnischer Aberglaube auf seltsame Art mit den höheren Vorstellungen des Christenthums vermengt. Dieser Brauch heißt Dziady, oder das Todtenfest. „Es ist eigenthümlich, sagt der Dichter selbst, daß der Brauch, den Todten Mahlzeiten anzurichten, allen heidnischen Völkern gemein ist. In den homerischen Zeiten des alten Griechenlands, unter den skandinavischen Stämmen, im Morgenland, und selbst jetzt auf den Inseln der neuen Welt finden wir Spuren dieser Sitte." Die Feier dieses Fests in Lithauen fällt gewöhnlich auf den Tag, wo die katholische Kirche ihre Gebete für die Seelen der Todten anstellt. Die Leute versammeln sich um Mitternacht in den Ruinen einer alten Kirche oder eines Hauses in der Nähe eines Kirchhofs. Hier decken und beschicken sie Tische, beladen mit allen köstlichen Speisen, die nur ihre Armuth aufzubringen vermag. Ein Dichter oder Beschwörer aus dem Volk nimmt seinen Platz inmitten des Kreises ein, und ruft die Todten, daß sie erscheinen und sich wählen sollen, was zur Erleichterung ihrer Leiden dient. Nur die Unterdrücker der Armen und die Verräther ihres Vaterlands werden von der Theilnahme an diesem Mahl ausgeschlossen und weggescheucht. Wie der polnische Dichter diesen Aberglauben behandelte, und mit wie prachtvollen Farben der Phantasie und des Gefühls er ihn abeite, das wird leichter empfunden, als erklärt. Ursprünglich wurden nur der zweite und der vierte Gesang veröffentlicht; der letztere bildete die Episode einer unglücklichen Liebe, worin das, dem Gretchen Göthe's zugefügte Unrecht gerächt wird durch die vergeltende Pein und Qual eines Wesens von Faust's Geschlecht.

Die vierte Abtheilung von Mickiewicz's Werken befaßt seinen Wallenrod. Im Lauf des vierzehnten Jahrhunderts wurde ein Anführer, berühmt im Rath und tapfer im Feld, der Großmeister des deutschen Ordens. Mit den unermeßlichen Schätzen des Ordens sammelte er ein zahlreiches Heer, um in dem heidnischen Lithauen einzufallen, wobei er zugleich den frommen Eifer christlichen Bekehrungsgeistes und die weltliche Gier nach Eroberung und Beute für sich gewann. Aber durch unerklärliches Zögern, durch ungeschickte Leitung des Heers oder durch verrätherische Tücken, verlor er sein ganzes Heer im Schnee und bei einzelnen Gefechten, und zerstörte so die Macht seines Ordens schneller und völliger, als das Schwert der Lithauer vermocht hätte. Diese Geschichte, welche den Historikern räthselhaft erscheint und in den alten Chroniken als ein wunderbares Ereigniß berichtet wird, bot der Phantasie des Dichters keine Schwierigkeit dar. Sein Konrad Wallenrod ist ein Lithauer, der den Feinden seines Landes den Untergang geschworen hat. Die Polen begriffen sogleich die Kühnheit der Conception des Dichters. Während sie die Schönheit einzelner Bilder in der überschwänglichen Erhabenheit der Erzählung enthusiastisch bewunderten, erkannten sie auch deren tieferen Sinn. Konrad Wallenrod wurde das Losungswort der Nationalverschwörung. Sein Motto: Dovete adunque sapere, come sono due generazioni da combattere, — bisogna essere volpe e leone, verbreitete sich wie ein Lauffeuer von der Oder bis an den Dnieper. Endlich kommt noch Farys, eine kurze poetische Erzählung, welche einen kurzgefaßten Inbegriff von Mickiewicz's Einbildungskraft und Phantasie gibt.

Obgleich als Verräther verurtheilt, wurde doch Mickiewicz in Moskau und in Petersburg mit Wärme und Bewunderung willkommen geheißen, und hierin ging die russische Aristokratie voran. Dieß ward die Veranlassung, daß er in die Krim geschickt wurde, über deren Ruinen er, nach Gaszynski's Wort,

„Diamanten hinstreute." Wirklich sind auch seine Sonette aus der Krim die Früchte seiner glücklichsten Begeisterung. In Kraft der Verwendung einiger Edelleute wurde ihm in der Folge gestattet zu reisen, jedoch mit dem gemessenen Befehl, nicht mehr in das russische Reich zurückzukehren. Im Jahr 1832 kam er in Paris an, nicht mehr der revolutionäre Dichter Polens, sondern der demüthige Schüler des Abbé de la Mennais. Der dritte Gesang von Dziady war sein erstes dichterisches Erzeugniß nach dieser Metamorphose. Herr Taddäus ist ein umfassendes Gedicht, das sich auf eine Erzählung aus den Analen der Fehden zwischen den polnischen Edeln gründet. Die Bilder, die Schilderungen darin erinnern uns an die besten Tage seines Genius; aber es ist eine Erinnerung an die Vergangenheit, ohne eine Lehre und Mahnung für die Zukunft; — ein Zoll für die Tapferkeit der Todten, ohne ein Wort für die Lebenden; — der Lyriker ist untergegangen im Historiker — der Poet im Mystiker. Die eben in Paris erschienenen Bände, der siebente und achte, von Mickiewicz's Werken, bestätigen unsere Ansicht. Aber die Lumpen selbst von seinem Prachtgewand würden noch genügen, eine Schaar von Königen und kleinern Fürsten der Poesie zu kleiden. Seine Vorzüge kalt analysiren fällt unserer Nationalzuneigung für ihn schwer. Begabt mehr noch mit Byron's Phantasie als mit Goethe's ruhigem Forschergeist, verbindet er doch auf merkwürdige Weise die hervorstechenden Eigenthümlichkeiten Beider — die Bilderfülle des Ostens und die Beschaulichkeit des Westens. Ce n'est plus l'Europe, ce n'est pas encore l'Asie, bemerkt ein Reisender über Polen — eine Bemerkung, die sich Einem auch aufdrängt, mit einer leichten Modifikation, wenn man die Poesien von Mickiewicz liest.

Aus dem Fest der Todten.

Die Scene ist eine Kapelle auf einem Begräbnißplatz. Der Seher, Chor, Geister.

Chor.

Schweigend sich die Lüfte schwärzen;
Zeichen machen bang unsern Herzen.

Seher.

Schließt des Tempels Thür, und stumm
Stellt Euch um dieß Grab herum,
Während ich ruf' her die Todten.
Fackel, Lampe sind verboten
Beim geheimnißvollen Mahl;
Fern bleib' selbst des Mondes Strahl
Unserem Altar — dieser Gruft,
Weil mein Mund den Zauber ruft.
Schnell: in Dunkel Alles gehüllt!

Alte Männer.

Deine Gebote sind erfüllt.

Chor.

Schweigend sich die Lüfte schwärzen;
Angst und Grausen füllt unsre Herzen.

Seher.

Geister, Ihr, im Fegefeuer,
Bis geläutert, der Himmel Euer:
In der ernsten Mitternacht
Seyd folgsam meines Wortes Macht.
Meine Heroldsstimm' erschallen
Lass' ich, daß Ihr naht, Euch Allen.
Zu erscheinen Keiner säume
Beim Zauberwort, in diese Räume;
Ob er in geschmolznem Gischt,
Wo kein Wasser den Gaumen frischt,
Ob er haust im Eise hart,
Durch den Frost zu Krystall erstarrt,
Ob er modre im geborstnen Stamm,
Oder in zähen Sumpfes Schlamm;
Hier, hier find' er jetzt sich ein,
Fliehend den Ort unholder Pein,
Weihrauch harrt und Gebet hier sein;
Was das Opfer heischet — dar
Bietet Alles unser Altar.

Chor.

Schweigend sich die Lüfte schwärzen,
Zeichen machen bang unsern Herzen.

Seher.

Flock'ges Garn vom Hanf bringt jetzt;
Ich zünd' an es nach dem Brauch;
Ihr, wenn ich's in Flammen gesetzt,
Jagt's empor mit Eurem Hauch!
Höher, höher! noch nicht gnug!
Jagt der Feuerflocke Flug!

Chor.

Schweigend sich die Lüfte schwärzen;
Zeichen machen bang unsern Herzen.

Seher.

Kinder, Ihr zuerst sollt kommen,
Seelen, früh der Welt entnommen,
Deren Leben, kurz und froh,
Glich der leichten Flammenloh,
Denen, so wie diese, auch
Bald erlosch der Lebenshauch;
Wer aufs Paradies nur hofft, —
Dieser Zauber lad' ihn ein
Mackellos zu kommen, rein;
Laßt Euch rufen nicht so oft!

Chor.

Nicht soll's den gebundnen Seelen
An Gebet hier und Weihrauch fehlen.

Seher.

Seht! zwei Kindergestalten nahn!
Nieder senkt sich ihre Bahn
Vom Gewölk, das in Farbenpracht
Wie ein Regenbogen lacht.
Schwebend, während goldne Schwingen
Sie mit Strömen Lichts umringen;
An einander sie sich schmiegen
Wie zwei Rosenknospen, wie zwei Tauben fliegen.

Wie Zwillingsengel von Himmels Höhn
Wir herunter sie fliegen sehn.

Chor.

Wie Zwillingsengel von Himmelshöhn
Wir herunter sie fliegen sehn.

Geist eines Kindes.

Die Flur verlassend, wo Lichtglanz lacht,
Besuchen wir hier die dichte Nacht;
Suchend an dem Ort voll Schauer
Unsre Mutter, die in Trauer
Wir verließen. Ahnt wohl ihr,
Daß einst ihre Kinder wir
Sind gewesen, — die jetzt ganz
Getaucht in Schönheitssonnenglanz.
In den Wolken ist unser Sitz,
Nahe der Seligkeit Besitz;
Regenbogen-Gefieder unser Gewand,
Brennend wie köstlicher Steine Brand.
Sollten wir denn kehren wieder
Zu dieser tiefen Erde nieder,
Welche Zeugin war, als wir
Traten in die Sterblichkeit hier?
Nein! der Sitz, wo jetzt wir wohnen,
Ist in glänzenderen Zonen;
Unsre Freuden sind geläutert,
Unsre Herzen sind erweitert.
Doch, nahm gleich uns auf ein Ort,
Wo rein der Aether, pflücken wir dort
Gleich keine Blumen, die der Erden
Entsprossen, bald zu Erde werden:
Doch wird schmerzlich von uns beklagt,
Daß uns das Paradies versagt.

Seher.

Holde Geister, sprecht, was frommt Euch?
Welcher Dienst zu statten kommt Euch?
Weihrauch? Hymnen? heil'ges Brod?
Gebet für die Seelen derer, die todt?
Hier steht ein geweihtes Mahl,
Süßigkeiten und Früchte nicht fehlen —
Gesegneter Wein ist im Pokal —
Unter allem mögt Ihr wählen!

Geist.

Nichts von Euren frommen Gaben,
Dankes werth sonst, kann uns laben.
Unser Loos und Geschick steht fest,
Dran sich nichts mehr ändern läßt,
Weil wir auf Erden nicht schmeckten das Leid
Und den Kummer der Sterblichkeit,
Harmlos lebten, und sorgenlos
Uns die fröhliche Kindheit verfloß;
Reich an Lust war jede Stunde,
Doch nicht mehrte sie unsre Pfunde;
Jetzt da wir geladen hieher
Zu dem Festbrauch, ernst und hehr, —
Oh, nicht bietet an uns Speisen,
Nicht Gebet, Gesangesweisen,
Gießet auch nicht für die Todten
Weines Opfer auf den Boden.
Zwei unreife Früchte laßt uns haben!
Dieß die passendsten Opfergaben;
Vielleicht des Opfers mystische Kraft
Eingang ins Paradies uns schafft:
Wißt, wer nie geschmeckt das Leid,
Wer sein Leben in Lustbarkeit,
Leichten Sinns, vergeudet hienieden:
Dem wird nie höhre Wonne beschieden.

Chor.

Lebendig in uns Allen hinfort
Sey Eurer Warnung ernstes Wort:
Wer nie hier geschmeckt das Leid,
Wer sein Leben in Lustbarkeit,
Leichten Sinnes vergeudet hienieden:
Dem wird nie höhre Wonne beschieden.

Seher.

Bald oder spät — das Paradies
Euch sein glückselig Thor erschließ'!
Seht, zwei unreif bittre Früchte,
Die Ihr vorzieht jedem Gerichte!
Zieht in Frieden jetzt! fahrt wohl!
Frei der Zauber Euch lassen soll!
Wer nicht sein Gebet vereinen
Will mit uns für Euer Heil:
Der sey ausgeschlossen vom meinen,
Hab' am Bund der Gläub'gen nicht Theil,
Fluchen wir ihm, in des Vaters Namen,
In des Sohns und Geist's dazu!
Untergeh' er in Sünden! Amen!
Heil'ges Kreuz, bezeug' es du!

Chor.

Fluchen wir ihm in des Vaters Namen,
In des Sohns und Geist's dazu!
Untergeh' er in Sünden! Amen!
Heil'ges Kreuz, sey Zeuge du!

(Die Geister verschwinden.)

Seher.

Jetzt ist tiefste Mitternacht.
Fester die Thore zugemacht!
Ein Gefäß bringt, voll mit Wein,
Drüber einer Kerze Schein;
Dann von Werg einen Ball anzündet,
Und wenn's Euch mein Wink verkündet,
Laßt ihn brennen und seine Gluth
Verlöschen in des Weines Fluth.

Alter Mann.

Seht, er brennt! in seinem Schein
Glühet feurig jetzt der Wein.

Seher.
Jetzt erscheint, die ruft mein Spruch,
Die noch einhüllt das Leichentuch,
Die so von strafbaren Lüsten gebunden,
Daß Eure Seelen noch nicht gefunden
Die Freiheit, strebend mit eitler Kraft
Aus der bannenden Leichname Haft.
Ob sterblichem Gebet vielleicht
Solche Todesstarrsucht weicht,
Ob's kann Eure Qualen lindern,
Eures Looses Schauer mindern,
Bei dem Loos, das Euch bedroht
Zu gewiß sonst — folgt dem Gebot!

Geist (an einem Fenster).
Vögel, ihr abscheulichen
Unbarmherz'gen, gräulichen,
Ihr der Lüfte Angst und Gräu'l,
Wilder Geier, Rab' und Eul',
Sperrt, ihr mitleidlos Gezücht,
Diesen heil'gen Ort uns nicht!

Seher.
Himmel! welch ein Bild voll Graun
Läßt sich vor unsern Augen schaun!
Gespenstisch, häßlich, geisterhaft,
Wie ein Vampyr aus Grabeshaft,
Wie ein Leichnam, den schlug das Schwert
Der Schlacht, und Moder dann verzehrt.
Die Augenlöcher, die leeren, hohlen,
Schimmern wie halbverglühte Kohlen,
Schwefeldampf der Nas' entsprüht,
Wie wenn ein giftig Feuer wo glüht,
Oder übelriechende Kerzen
Ringen mit des Erlöschens Schmerzen.
Starr wie Stacheln, stellt jedes Haar
Sich in tödtlichem Sträuben dar;
Wie Zinnen glühn in blutrothen Flammen,
Wenn Nachts brennt eine Stadt zusammen,
So um des Gespensts Gesicht
Wallt ein röthlich grauenvoll Licht.

Chor.
Wie Zinnen glühn in blutrothen Flammen,
Wenn Nachts brennt eine Stadt zusammen,
So um des Gespensts Gesicht
Wallt ein röthlich grauenvoll Licht.

Geist.
Ha! den Leib Ihr nicht mehr kennt,
Der im Feuer steter Qualen brennt?
Jetzt in so schnöder, grauser Gestalt,
Einst doch als Euer Herr ich galt!
Dieß ist erst das dritte Jahr,
Daß Ihr mich trugt auf der Bahr',
Daß Ihr mich trugt zum Grabesschlaf;
O wär' ich jetzt der schlechtste Sklav!
Warum blieb mir denn ein Seyn noch?
Aefft mich des Bewußtseyns Pein noch?
Zu dem Grab, ohne Trost und Licht,
Faul' ich, doch vergehe nicht!
Ja, Dunkel, Graus ist um mich her,
Doch verhaßt ist mir dieß Licht noch mehr.
Mag auch in dickster Nacht ich wohnen,
Fallen mich doch an die Dämonen,
Des Hungers Zahn, des Durstes Gier
Mehrt stündlich die Verzweiflung mir.
Raubvögel zerren die Eingeweide
Heraus mir mit des Henkers Freude.
Gibt's keine Schonung und Frist, wenn verfallen
Einer der Unholde Schnäbeln und Krallen?

Chor.
Was mag von solcher Qual befrein ihn?
Wer trägt's, zu sehn in solcher Pein ihn?
Gibt's keine Schonung und Frist, wenn verfallen
Einer der Unholde Schnäbeln und Krallen?

Seher.
Was schafft deiner bangen Seele Rast?
Was befreit sie von der Sünde Last?
Wirst du unser Mahl verschmähn?
Soll'n wir Gott für dich anflehn?
Hier ist Brod, mit Segen begabt,
Wein, welcher die Seele labt;
Wenn hievon etwas dir erwirkt verzeihn,
Wird wohl das Paradies noch dein!

Geist.
Paradies! Oh! still davon!
Nie sucht' ich des Paradieses Lohn:
Daß meine Seel' in Moder gebettet,
Von diesem Leichnam werd' entkettet,
Dazu mögt Ihr mir Beistand leihn!
Lieber als solch Grab — die Höllenpein!
Lieber ihren grimmsten Fluch,
Als selber Bahr und Leichentuch
Mir seyn, im faulen Grabgeruch.
Und hier dem schönen Himmel dort
So nah, Verzweiflung zu fühlen, schlimmer
Als selbst an der Verdammung Ort,
Zu sehn die Freuden, die ich nimmer
Mehr kosten darf im süßen Leben,
Noch dem Aug' vorüberschweben;
Um das Vergangne nagende Trauer,
Vor der ewigen Pein der Schauer;
Von Nacht bis Morgen, von Morgen bis Nacht
Hunger, Durst, der immer wacht,
Indessen dieser Vögel Gezücht
Mich zu zerfleischen abläßt nicht.
Wißt: dieß ist des Richters Schluß,
Daß in Pein ich harren muß,
Gebadet in meines Herzbluts Erguß.
Verhaucht zwar hab' den Odem ich,
Doch flieht der Schlaf de Todes mich.

Bis ich gekostet dieß Eu'r Mahl,
Speisen und den Weinpokal.
Ja, Wassers einen Schluck nur gönnt
Mir für den Gaumen, welcher brennt;
Gönnt nur ein einz'ges Fruchtkorn mir,
Zu sänft'gen meines Hungers Gier.

Chor.

Nur Wassers einen Schluck ihm gönnt,
Den Gaumen zu netzen, welcher brennt;
Gönnt nur ein einz'ges Fruchtkorn ihm,
Zu sänft'gen seines Hungers Grimm.

Chor der Nachtvögel.

All sein Flehen und sein Stöhnen —
All dieß kann uns nicht versöhnen.
Adler, Geier, Kauz und Eul',
Die die Nacht ihr füllt mit Geheul,
Die der Schurk' ohn' Unterlaß
Hat verfolgt mit tödtlichem Haß:
Was die wollen — nicht erlaubt es!
Zerstöret Alles oder raubt es!
Schnabel und Krallen alle schärft!
Rächend Euch auf den Sünder werft!
Was ihm Furcht oder Mitleid spendet,
Alles werd' ihm wieder entwendet;
Aus den Kiefern werd' jeder Bissen
Ihm von unsern Fängen entrissen.
Nie empfand er Mitgefühl,
Bleib' auch unser Herz jetzt kühl!
Sich erbarmen nie er lernte;
Sey jetzt, wie die Saat die Ernte.
In Stücke reißt das Band, das geweiht;
Daß es nicht seine Seel' befreit,
Und trotz Gebets und heil'ger Lieder
Zerfleischt ihm seine zuckenden Glieder.

Rabe.

Was? der Hunger dir nicht behagt?
Klagst du, daß der Durst dich plagt?
Hast vergessen, wie ich einmal,
Verzweifelnd fast vor Hungers Qual,
Von deines Gartens lockender Frucht
Kostend zu letzen mich gesucht?
Drei Tage kam nichts mir über'n Mund;
Aber erbost, rief seinem Hund
Dein Knecht, mich wild von dannen jagend,
Mit solchem Thun kein Erbarmen tragend.
Nicht treten durft' ich in dein Haus;
Durch Sklaven triebst du mich hinaus;
Ein Strafurtheil dann über mich
Fälltest du, weil entwendet ich
Eine Wurzel, ein Kraut, was doch frei und gemein,
Wie Feuer, Wasser, Luft sollt' seyn!
Dein Spruch gab deine Seele kund;
So sprach dein mitleidloser Mund:
„So streng soll seine Zücht'gung seyn,
Daß fürder Keinem es fällt ein,
Nur einen Grashalm auszuraufen,
Oder über meine Trift zu laufen!“
An den Pfahl mich banden sie,
Schlugen auf mich los, so wie
Drescher mit den Flegeln schlagen
Waizen in des Herbstes Tagen;
Mein Gebein zermalmt zuletzt, —
Meine Haut gestriemt, zerfetzt.
O du kanntest kein Erbarmen
Mit dem Schrei, dem Geächz' des Armen!

(Schluß folgt.)

Shakspeare in Italien.

Ein interessantes literarisches Unternehmen, von dem uns so eben Ankündigung und Prospect zugekommen, ist eine neue italienische Uebersetzung sämmtlicher Werke Shakspeare's, von denen man bis jetzt in Italien nur theilweise und ziemlich mangelhafte Bearbeitungen von Bazzoni, Leoni, Rusconi und einigen Andern kennt. (Am meisten und besten wurde Romeo und Julie übertragen, dessen nationaler Stoff anzog.) Ein gründlicher Kenner englischer und italienischer Literatur, der unter Deutschlands Naturforschern rühmlich bekannte Hr. Professor Georg Jan in Parma, leitet das Unternehmen, und so wie die deutsche Kritik sich das Verdienst erworben, auf das Studium Shakspeare's in England selbst belebend zurückgewirkt zu haben, mag es hier einem Manne deutscher Abkunft beschieden seyn, auch einem romanischen Volke den großen Dichter näher zu bringen, den er mit Recht als den poetischen Genius des neueren Europa's bezeichnet. Man weiß, wie unglücklich bis jetzt die Versuche in Frankreich ausgefallen sind, dem ours mal-leché — in nicht viel besserem Licht ist Shakspeare noch neuerdings Hrn v. Chateaubriand erschienen — eine französische Politur anzulecken, und diese Erfahrung könnte für solche Sterbnisse in Italien nichts Gutes prognosticiren. Indeß besitzt die italienische Sprache mehr poetische Fülle und Geschmeidigkeit als die französische, schon der Umstand, daß sie den Shakspeare'schen Vers nicht in den leidigen Alexandriner umzusetzen braucht, kommt ihr sehr zu gut, und zudem ist sie glücklicher und frischer im Ausdruck für das Humoristische und Volksthümliche. Die mitgetheilten Uebersetzungsproben aus dem Kaufmann von Venedig (von Pietro Santi), Romeo und Julie (von Orlando Garbarini) und König Lear (von Napoleone Corbellini) scheinen uns, in so weit wir als Ausländer darüber urtheilen können, durch Treue und Eleganz ihrer großen Originalien würdig. Kritische Analysen und die nöthigen Commentare wird Prof. Jan großentheils selbst liefern. Das Werk erscheint, mit gegenüber stehendem englischem Text, äußerst schön gedruckt bei Orell, Füßli und Comp. in Zürich, und soll alle drei Monate ein Drama ausgegeben werden (Subscriptionspreis ½ Lira für den Druckbogen). Es ist zu erwarten, daß dieses Unternehmen nicht nur in Italien zahlreiche Freunde finden wird, sondern daß auch in Deutschland, wo jetzt, nach der Schlegel-Tieck'schen und so vielen anderen, drei oder vier Shakspeare-Uebersetzungen neben

einander erscheinen können, und wo dieser Dichter recht eigentlich nationalisirt ist, mancher seiner Verehrer begierig sey werde, ihn einmal auch in der Sprache Dante's, in der wohltönendsten Mundart Europa's kennen zu lernen.

Als Probe geben wir aus Romeo und Julie Mercutio's berühmte Schilderung der Königin Mab:

Mercuzio.

Oh! vedo aperto
Che stata è vosco la regina Mab.
Ell' è mammana de le fate, e in forma
Non grossa più dell' agata ch' è all' indice
D'un podestà, la vien piccin piccina
D'un par di piccoli atomi a traino,
Attraversando di chi dorme il naso.
Gambe di ragno i razzi delle ruote,
Ala di cavalletta è il ciel del cocchio,
Son tenua ragnatelo i guernimenti;
Le redini lunari umidi raggi;
La scuriata è un epiderme, un osso
Di grillo il manovel: suo carrettiere
Tutta messa di grigio una zanzara,
Più, il doppio, esil che il vermettin rotondo,
Preso dal dito di pigra fanciulla.
La sua carretta è un guscio de nocciuola,
Cui formar lo scoiattol falegname,
O il mastro baco, de le fate entrambi
Da tempo immemorabil carrozzai.
In tal pompa costei notte per notte
Degli amanti ne' cerebri passeggia,
E fan sogni d' amor: va d' uom di corte
In sui ginocchi; e riverenze ei sogna.
Va d' uom di legge in su lo dita; e ratto
Sportule ei sogna. Ne' labbri a le belle;
E sognan baci; ma poi, rabbiosetta
Mab chè il fiato s'han guasto di confetto,
Con bollicine le travaglia. Or trotta
D'un cortigiano al naso; ed egli annasa
Un memorial. E inuzzolir talvolta
Suol con la coda d' un porcel di decima
L'addormito piovan, che strigner sogna
Già novel beneficio. Or guida il carro
In sul collo a un soldato, e crede ei tosto
Di trinciar strania gole, e sogna agguati,
Breccie, lame di Spagna, o ad ogni brindisi
Un tino ampio vuotar: poi ne l'orecchie
Tamburagli; d'un balzo ei si risveglia;
Atterrito bestemmia, una o due preci,
E ancor s'addorme. Esta è la vera Mab,
Che dei cavalli il crin la notte intrica;
E arriccia in incantate, e sporche ciocche,
Che sciolte poi son bon malagurose.
La strega ell' è che calca le ragazze
Stando supine, e insegnale a vettura,
E le fa donne di buon portamento.
Ell' è che . . .

Romeo.

Basta basta, tu folleggi,
Mercuzio.

Mercuzio.

E ver; poi ch'io parlo di sogni,
Cui d' ozioso cerebro figliuoli
Vano capriccio ingenerò: . . . . .

A..r.

Donna Isabel de Solis, Königin von Granada.

(Schluß.)

Der Enthusiasmus des maurischen Mädchens, die bezaubernde Landschaft und die Lebhaftigkeit der Jugend zerstreuen bald Isabellens Schwermuth; und wir finden sie glücklich in Arlaja's Hause, welche ihr alle Sorge und Zärtlichkeit widmet. Inzwischen aber schenkt Ibm Faruj, dessen Gefangene Isabelle war, um seinen Einfluß beim König zu verstärken, diesem seine kostbare Beute, und Abu-l-Hasan ist von ihrer Schönheit so entzückt, daß er sie auf den Thron zu sich zu erheben beschließt. Arlaja und Isabelle bekommen ihre Wohnung im Alhambra; und auf Abu-l-Hasans Befehl wird letztere so mit Genüssen und Ueppigkeit überhäuft, daß sie in einen Zustand der Verzauberung versinkt, und bald der Leidenschaft des maurischen Königs ein günstiges Ohr leiht. — —

So unwahrscheinlich dieser Theil der Erzählung lautet, hat sich doch der Verfasser hierin streng an die Berichte spanischer Chronisten gehalten, welche erzählen, daß die älteste der zwei Töchter des Gouverneurs von Martos, unter dem maurischen Namen Zerava, Königin wurde. —

Isabelle willigt ein des Königs Gemahlin zu werden, und der Tag dafür ist bestimmt, aber Isabelle hat im Palast mit einer furchtbaren Feindin zu kämpfen. Abu-l-Hasan hat noch eine Gemahlin, Aiesha, die auf die christliche Sklavin eifersüchtig ist. Sie schwört ihr Rache und sucht sich ihrer Nebenbuhlerin zu entledigen.

„Gegen Ende des Sommers pflegten Isabelle und Arlaja ihre Abendspaziergänge in einem der üppigsten Gärten zu machen, welche damals den Alhambra umgaben. Bei solchen Gelegenheiten lud die Schönheit und Einsamkeit des Orts den Geist zur Ruhe und Betrachtung ein; das feierliche Schweigen der Nacht war nur unterbrochen vom Gemurmel der Wasser auf ihrem Kieselbett, durch das Flüstern des Windes, der durch die Bäume säuselte, oder durch eine ferne Serenade, die der König Isabellen brachte."

An einem solchen Abend hörte die schöne Gefangene einer Romanze zu ihrer Verherrlichung zu. Die Musik verstummte, die Natur kehrte zu ihrem Schweigen zurück, und Isabelle versank in tiefe, süße Träumerei, während Arlaja stumm neben ihr stand. Plötzlich brachen zwei riesige Gestalten aus dem Dickicht, faßten sie, erstickten ihr Geschrei, schleppten sie in einen unter-

irdischen Gang und wollten sie umbringen, als ein alter Mann sich zeigte, worauf die Mörder flohen, nachdem sie die Frauen, doch nur leicht, mit Dolchen verwundet. Der König hat Isabellen vermißt, läßt sie suchen, findet sie, erfährt alles Vorgefallene, läßt sich von Aiesha scheiden und vermählt sich mit Isabellen. —

Aus dieser Analyse ersieht man, daß als Novelle das Buch de la Rosa's kein großes Interesse darbietet. Die Verwicklungen sind gewöhnlich und die Erzählung oft nichts weniger als belebt. Aber es läßt sich ihm ein großes Talent der Schilderung nicht absprechen; und das lebendige und ächt poetische Gemälde, das er von Granada gibt, welches mit einem irdischen Paradiese glücklich verglichen wird, von seinem Vega, den er mit einem Smaragdfeld vergleicht, mit Perlen bestreut, von seinen Schlössern und Burgen, die wie Riesen über der Stadt sich erheben, die sie beschützen sollen, ist unsers Dafürhaltens bewundernswerth und gibt uns das Gefühl, daß der Verfasser all sein poetisches Vermögen bei dieser Schilderung seiner Heimath aufgeboten. Nicht ebenso glücklich war er in der Zeichnung von Charakteren, und wir sind in Verlegenheit, auch nur Einen erträglich geschilderten zu finden. Das maurische Mädchen Aelaja, eine der wichtigsten Personen, erregt weder Interesse noch Sympathie; von Ibn Farul, dem afrikanischen Feuergeist, der nach Krieg lechzt, erfährt man später nichts mehr. In der That, wir sehen in dieser Novelle keine jener kräftig gezeichneten Charaktere, die dem Beobachter ein treues und ächtes Bild des Lebens geben, — ein Talent, das die unsterblichen Autoren, die sich der Verfasser zu Mustern genommen, in so hohem Grad besitzen. Man kann sagen, die Novelle sey noch unvollendet, und die Charaktere können sich noch entwickeln; wir wollen es hoffen im Interesse des Rufes, den der Verfasser in der Literatur einnimmt; aber bis jetzt sehen wir an dem Buche eigentlich nichts sehr Rühmenswerthes, als den Styl.

Es scheint uns, die spanische Sprache habe, durch die eigenthümlichen Umstände, unter welchen sie sich bildete, einen Grad von Reichthum und Biegsamkeit erworben, mit denen sich kein andere aus dem Lateinischen stammende Sprache messen darf; denn während sie aus dem Lateinischen eben so viele Wörter geschöpft hat, wie die italienische, besitzt sie auch noch eine Menge solcher, die aus dem Griechischen oder Deutschen stammen, und die Zahl der aus der orientalischen Sprachen entlehnten Wörter beträgt etwa zweitausend. Daher ist nicht zu bezweifeln, daß das Spanische, vermöge seiner Bereicherung durch die Sprachen und Dialekte, welche die verschiedenen Völker gesprochen, die auf der Halbinsel sich niederließen, reicher ist als die meisten andern europäischen Sprachen; oft findet man in ihr für Einen Begriff drei Worte — aus dem Lateinischen, dem Gothischen und Arabischen. Daher die große Leichtigkeit des Spanischen für den Gebrauch der Poesie, und die ungeheure Zahl von Dichtern, welche Spanien hervorgebracht hat. Daher folgte auch ganz natürlich, daß die Prosa zu sehr wie die Poesie geschrieben wurde, und man zu viel Aufmerksamkeit auf das wandte, was zu verschiedenen Zeiten el buen estilo genannt wurde; daß eine Idee oft einem Laut, die Klarheit der Abrundung eines Satzes geopfert wird; und daß viele Bücher der spanischen Literatur nichts sind als ein Haufen Worte, die wohlklingend ins Ohr fallen, aber dem Geist nichts geben. Quevedo's Prosa ist bombastisch und überladen; Boscan, Garcilaso, Gongora schrieben nur Poesie; Cervantes, in Prosa unerreicht, war in seinen poetischen Versuchen nie sehr glücklich.

Der Styl von Martinez de la Rosa indeß ist rein, ohne altväterisch zu seyn, beredt und kräftig, ohne Affektation, und er wird diejenigen nicht wenig erquicken, welche die Edelsteine der spanischen Literatur zu schätzen wissen. Wir unsers Theils haben mit großem Vergnügen hin und wieder in diesem Buch Ausdrücke, dem unsterblichen Cervantes abgeborgt, entdeckt, welche der Verfasser sehr glücklich angewendet hat. In dieser Hinsicht gestehen wir ihm gern einen Vorzug zu, den man selten bei modernen spanischen Schriftstellern findet, welche, um die neue französische Schule in Allem nachzuahmen, sich die Miene geben, die schönen und klassischen Muster zu vernachlässigen und zu verachten, welche die einheimischen Autoren des 16ten Jahrhunderts ihnen darbieten.

Mabinogion.

Unter diesem Titel hat Lady Charlotte Guest angefangen, alte wälsche Manuscripte abdrucken zu lassen, nach denen die Kenner der nordfranzösischen und schwäbischen Dichterperiode schon längst seufzten, die aber bis jetzt noch nicht die aufopfernde Liebe fanden, die die Summen hergab, welche zu ihrer Veröffentlichung erforderlich sind. Lady Charlotte Guest hat nicht allein das Geld dazu gegeben, sondern auch den Abdruck mit Noten und englischer Uebersetzung begleitet, die zum Verständniß jener alten Dichtungen unumgänglich nothwendig waren. Der vorliegende erste Theil enthält aus dem sogenannten Llyfr Coch o Hergest (rothem Buch des Hergost) die Sage Iarlles y Ffynnawn oder die Dame der Quelle. Der Grund der Sage ist derselbe wie der von Yvain und Gawin, doch scheint das wälsche Gedicht älter als das des Hartmann von Owe, älter als das Gedicht des Chrestien von Troyes, das doch schon als sehr alt von Marie von Frankreich, im dreizehnten Jahrhundert, anerkannt wurde. Die Abfassung dieses „Iarlles y Ffynnawn" ist kurz, rauh und zeigt einen Zustand des Lebens und der Sitten, der nie in Gallien oder Bretagne gewesen ist. Daher darf man wohl der Vermuthung Raum geben, daß dieses wälsche Gedicht der Grund jener ausgebildetern und modernisirten Erzählungen geworden ist. Ob es Original oder Copie celtischer Sagen und Lieder, läßt sich noch nicht bestimmen. — Die Uebersetzung, welche Lady Guest beigefügt hat, ist gut — klar und einfach, und gibt möglichst den Charakter des Originals wieder, die Anmerkungen zeigen von ihrer Belesenheit, Alles macht auf die folgenden Theile begierig.

M..r.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

Nr. 121 u. 122.

Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands.

30 Dezember 1838.

Urtheile über englische Dichter,

von Ebenezer Elliot (dem Corn-law-Rhymer).

In einer Vorlesung des obengenannten Dichters, gehalten vor dem Institut der jungen Handwerker in Hull, über den Grundsatz: daß Poesie Verkehr mit sich selbst sey, finden wir manche gesunde Ansichten über das Wesen der Poesie, so wie tüchtige und unbestochene Urtheile über mehrere englische Dichter ausgesprochen, und wir geben deßhalb einige Auszüge. Möge sich Jeder davon aneignen, was ihm gefällt!

„Junge Männer! die Dichter, so hört man sagen, wissen nichts; was können sie also lehren? Nichts, natürlich, wenn jener Satz wahr ist; aber, wenn sie doch einmal Lehrer seyn wollen, so müssen sie Gegenstände wählen, über welche auch solche etwas sagen können, die Nichts wissen; und in solcher Art wird, glaube ich, Viel geleistet. Ich mag Unrecht haben in meinen Ansichten von dem Etwas, oder dem Nichts, was man Poesie nennt, aber wenigstens habe ich mir Mühe gegeben, das Rechte zu treffen; und was ich Euch bei dieser Gelegenheit vortrage, ist mein Eigenthum, oder durch Nachdenken dazu geworden, denn ich nehme keines Menschen Ansicht auf Treu' und Glauben an. Ich will Euch sagen was Poesie ist, nicht was das Wort bedeutet, denn das weiß ich nicht, weil ich nicht Griechisch gelernt habe; und wenn ich Euch etwas Anderes von der Poesie sage, als was Ihr selbst schon als wahr empfunden habt, so bin ich überhaupt nicht der Mann, hierüber zu Euch zu sprechen; denn was ist die Poesie Anderes, was kann sie seyn, als die Sprache des Herzens zu sich selbst? Dieß Prinzip des ernsten Verkehrs mit sich selbst beabsichtige ich durch Beispiele zu erläutern und zu bestätigen; weil ein großer Philosoph (Adam Smith) behauptet hat, die Poesie habe keine festen Prinzipien — als ob ohne solche irgend etwas bestehen könnte! — weil ein großer noch lebender Dichter (James Montgomery), dessen Beispiel seine Theorie widerlegt, wenn ich ihn recht verstehe, behauptet, die Poesie unterscheide sich von der Prosa dadurch, daß sie in Versen geschrieben sey, oder mit andern Worten, der Vers sey der Poesie wesentlich; und weil die Geschichte der neuern Dichter, als solcher die Geschichte des Wiederauflebens der Poesie in Britannien ist, so fern ihr unterscheidender Charakter Poesie, oder ernste, allgemein einleuchtende und fühlbare Wahrheit ist. Nun muß diese Wirkung eine Ursache haben; nur um die Achse seines Prinzips kann sich das Universum der Poesie drehen, welche das Höchste dem Herzen des Menschen vergegenwärtigt.

Wenn ein Dichter, aufhörend mit sich selbst zu sprechen, sich an Andere wendet, so mag er beredt seyn, aber poetisch ist er nicht mehr, wenn er nicht sein Publikum vergißt. Ich lese nie einen Dichter, von John Milton bis auf Robert Nicol, der mir nicht negativ oder positiv jenes Prinzip bestätigte. Beinahe jede Seite von Byron's Don Juan bestätigt ihn in beiderlei Weise, und die Gedichte von Thomas Moore nur allzuhäufig in der einen. Ich denke Euch zeigen zu können, wie es kommt, daß manche gefallsüchtige Männer vom höchsten Talent kein Wort ächte Poesie zu schreiben vermögen, während redliche, bescheidene, anspruchlose Männer jeden Tag ihres Lebens in ihrem Herzen solche erzeugen.

„Ehre sey Gott und der Kaiserin! Ismail ist unser!" schrieb Suwarow an seine Herrin. „O Ihr ewigen Mächte! so Namen zusammengestellt!" sagt Byron. „Das sind die fürchterlichsten Worte, seit jenem Mene, Tekel, Upharsin, die je mit Schwertern geschrieben wurden!" — Und wer erinnert sich jener gottlosen Botschaft, ohne in seiner Seele dieß Gefühl zu wiederholen? Das ist wahre Poesie. Aber wenn Byron dann weiter sagt: ‚was Daniel las, sey Schnellschrift des Herrn," und „Suwarow schrieb seine Depesche als eine Polarmelodie, und setzte sie," so mag das witzig seyn, aber er hört für den Augenblick auf ein Dichter zu seyn und wird zum eiteln Mann, der nach dem Beifall Anderer hascht. Wenn er aber fortfährt: „Ich will die Steine lehren aufzustehen gegen die Tyrannen der Erde," so ist er wieder ein Dichter; er steckt seinen Kopf in die Tasche und läßt wieder sein Herz sprechen.

‚Wenn der Tanz wirbelt durch den erleuchteten Saal," und „obgleich diese Dame schön und jene Dame glänzend, und die dritte Dame der Stolz der ganzen Stadt ist," spricht doch der

arme Burns in seinem Herzen: „Ihr seyd nicht meine Mary Morrison!“ — und die von ihm gesprochenen Worte sind wahre Poesie, weil sein Herz sie zu sich selbst sprach.

Wenn ein Gatte, in seiner Seele schon Wittwer, sich über das Bett der sterbenden Mutter seiner Kinder beugt und ohne ein lautes Wort zu sprechen, alle Namen kummervoller Zärtlichkeit an sie verschwendet — da verkehrt sein Herz mit sich selbst, d. h. mit Gott in den Tiefen unserer Natur; und seine Gefühle sind Poesie, weil in ihnen keine Unaufrichtigkeit, keine Zurückhaltung, kein Zurückweichen vor den offenen Armen der Wahrheit ist. Sie sind poetisch wie die Antwort darauf — der letzte, wortlose Herzensblick der Sterbenden.

Redner werden manchmal, ohne daß sie es wissen, Dichter. O'Connell war ein großer Dichter, als Stanley zu ihm sagte: „Ich liebe Irland so gut als Ihr,“ und der „Mann der Männer“ nach einem kleinen Bedenken erwiederte: „ich lege meiner Zunge Zügel an — ich will kein kränkendes Wort mehr aussprechen; wer Irland liebt, kann mich nicht hassen. Laßt unsere Herzen die Hände schütteln!“

In einer von Scotts Novellen ist eine Stelle, welche die Poesie des Herzens gar schön darstellt, wie es mit den Verhältnissen kämpft und gehemmt ist durch das Gefühl der unterwürfigen Achtung, welche Macht und hoher Rang gebieten; es ist die Stelle wo Jeanie Deans die Gemahlin George's II. anfleht, sich für das Leben ihrer Schwester Effie zu verwenden.

„Wie reistet Ihr von Schottland hieher, junge Frau?“ sagte die Königin zu Jeanie.

„Meistens zu Fuß, gnädige Frau.“

„Was! diesen ungeheuern Weg zu Fuß! Wie weit könnt Ihr in einem Tag gehen?“

„Fünf und zwanzig Meilen und auch etwas darüber.“

„Ich glaubte eine gute Fußgängerin zu seyn, aber das beschämt mich arg.“

„Mög' Eure Hoheit nie ein so müdes und schweres Herz haben, daß Ihr die Müdigkeit und Schwere der Glieder nicht mehr fühlet. Ich wäre bis ans Ende der Erde gegangen, um das Leben von John Porteons oder eines andern Mannes in seiner unglücklichen Lage zu retten. Er ist todt und heimgegangen. Aber meine Schwester — meine arme Schwester Effie — lebt noch, obgleich ihre Tage und Stunden gezählt sind. Sie lebt noch, und ein Wort aus des Königs Mund könnte sie wieder dem alten Mann mit gebrochenem Herzen schenken, der nie versäumte zu beten, daß Se. Majestät durch eine lange und glückliche Herrschaft möge gesegnet werden. O gnädige Frau, wenn Ihr je erfuhret, was es heißt in Kummer seyn über mit einem sündigen und leidenden Geschöpf, dessen Gemüth so niedergedrückt ist, daß es weder zum Leben noch zum Sterben tüchtig ist, so habt einiges Mitleid mit unserem Elend!“ u. s. w., das ist Poesie und Beredsamkeit!

Vielleicht ist nichts in der Welt so poetisch als die Liebe einer Mutter zu ihrem Kind; sie ist ganz rückhaltslos. Ehrlichkeit ist immer poetisch, weil sie ernstlich gemeint ist; wer die menschliche Natur genauer prüft, wird finden, daß der am wenigsten Zuverlässigste unter seinen Bekannten auch der am wenigsten Poetische ist, weil für ihn die Liebe zum Guten, Wahren, Schönen nur wie ein Zugvogel ist, wenn sie je bei ihm einkehrt. Poesie ist ernstliche Aufrichtigkeit, leidenschaftliche Wahrheit, Selbstgespräch des Herzens, nicht des Kopfs. Meint Ihr, ich habe Unrecht, so lest nur für Euch selbst die einleitenden Verse vom „Lied des letzten Minstrel,“ welche meine Ansicht auffallend bestätigen, weil unser zweiter Shakspeare mit rückhaltslosem Herzen und mit Selbstvergessenheit sich in die Gefühle seines alten Barden hineinversetzt hat.

Aber wir wollen die „Todten, die nicht sterben,“ befragen, welche zwei Dinge verschiedener von einander seyn können, als die Poesie der Wahrheit und die conventionelle Poesie? Burns sagt:

Hier trefft in süß verstohlner Lust
  Sich oft das Liebespaar,
Verschmäh'nd die Welt und ihre Pracht,
  So arm und unfruchtbar.
Wetteifern soll'n die Blumen hold,
  Zu kränzen die Himmelsstunde.
Die Birke breite den duft'gen Arm
  Schattend ob dem süßen Bunde.
Vielleicht an Frühlingsmorgen mag
  Ein Barde hier sinnend streifen,
Und läßt sein Aug' auf dem thau'gen Plan,
  Dem Berg in Nebel schweifen.

Man stelle jetzt diese einfachen Strophen einer weit und breit berühmten Stelle von Thomas Moore gegenüber:

Auf Syriens Land voll Rosengluth
Jetzt sanft das Licht des Abends ruht;
Wie Heil'genschein schwebt groß die Sonn'
Ueber dem hehren Libanon,
Deß Riesenhaupt, das winterkahle,
Umrauscht des Hagels weißer Guß,
Indeß der Sommer im Blumenthale
Schläft rosenroth zu seinem Fuß.

Diese Schilderung muß großes Verdienst von einer gewissen Art besitzen, denn sie ist gepriesen worden, so weit man unsere Sprache kennt; aber mit Ausnahme eines Worts von Milton und eines zweiten von Homer, ist das keine Poesie, denn es ist keine Wahrheit. Das Licht des Abends ist Licht im Uebergange, nicht in der Ruhe. Die übrigen Zeilen (obgleich drei davon, allein stehend, gut wären), geben meinem Gemüth keine adäquate Vorstellung von einem Berg, älter als der Tod, ragend über die düstere Oede wüster und sonnverbrannter Gegenden, die sich unermeßlich darunter hinbreiten. Moore schrieb nicht aus dem Herzen und nicht für das Herz, als er diese Schilderung verfertigte. Sie ist gerade von der Art, daß ein Mann von außerordentlichem Geschick, ohne irgend einen tiefen Gedanken in seiner Seele, ohne ein Fünkchen Poesie in seiner Natur, sie hätte auch machen können. Sie ist so zierlich, als wäre sie im Augenblick aus dem Musterladen gemachter Blumen einer französischen Putzmacherin, frisch mit Wohlgerüchen besprengt, gekommen. Aber ich bin kein Freund von todten Dingen, nicht einmal von Rosen. Wenn selbst Moore's Nationallieder ohne innere Lebenskraft

sind, und wenn der Verfasser solcher Sachen die Zeit besiegen kann: welcher Dichter hat die Vergessenheit zu fürchten? Ich kann nicht umhin, wenn ich seine „Liebe der Engel" lese, zu denken: wenn es zu seiner Zeit guter Geschmack für Männer gewesen wäre, falsche Haare und Bänder zu tragen, er hätte seinen Himmels-Dandys Perrücken vom beifallswürdigsten Schnitt auf die Köpfe gesetzt und an jeden Flügel eine Schleife vom anständigsten Blaßroth und Blau geheftet. Ich gebe gern seinen unnachahmlichen Instinkt der Versifikation zu, aber die edelste Poesie unter dem Himmel, in der Prosa der Bibel, verlacht die Geschicklichkeit des Reimschmieds; und ich behaupte, daß das Talent des Versemachens und das poetische Vermögen häufig im umgekehrten Verhältniß zu einander stehen. Die Lecture von Moore's Produktionen, in Prosa und Versen, ist mir eine demüthigende Aufgabe, ähnlich der eines großen Kindes, das in einer mit Moos gefüllten Büchse emsig nach kleinen Insekten sucht, die des Bindens nicht werth sind. Wie so ganz verschieden von ihm sind der ernste, gewissenhafte Cowper, und der glühende, innige Burns mit der leidenschaftlichen Seele, der ganz Herz war!

Es ist jedoch unmöglich, die Zierlichkeit der Strophen nicht zu bewundern, die ich, aus zwei Gründen, von Moore citirt habe. Viele meinen, die Zierlichkeit und Eleganz sey wesentlich für die Vollkommenheit poetischer Compositionen; aber das ist so ganz und gar nicht der Fall, daß nicht einmal die Schönheit selbst für die Poesie wesentlich ist, außer so fern die Schönheit auch zugleich Wahrheit ist. Gott hat sie über die Erde hin gesäet, wie seine Maßliebchen, mit Thränen besprengt oder in der Sonne glänzend, wie er den Krokus und die Märzfröste zu einander gesellt, und Leben und Tod schön mischt. Wo es Herzen gibt, die fühlen können, da ist sie zu finden; in der knospenden Rose und im welkenden Laub, im Palast und in der Hütte, in der Werkstatt und im Kerker. — —

Man hört viel davon sprechen, daß die Poesie auf dem Styl beruhe. Aber die Poesie ist unabhängig, selbst von der Sprache. Wahrlich, der Styl, den man den poetischen nennt, ist keineswegs dem Vers eigen; und neunmal unter zehn, in Prosa und in Versen, ist er entblößt von Poesie. Um zu zeigen, daß die Poesie, welche Worte gefunden hat, nicht auf dem Styl, sondern auf der Empfindung beruht, laßt mich Euch aus dem neuen Testament einige Euch Allen bekannte Worte anführen" (es folgt der Abschnitt aus der Apost. Gesch. 26, 24—29.) „Das ist Prosa, werdet Ihr sagen; aber ich sage, es ist dramatische Poesie, Poesie der Handlung. Nun könnte es die Sprache der Handlung seyn, ohne Poesie zu seyn, wie eine prosaische Vorlesung dramatisch wird, ohne poetisch zu seyn, wenn die Zuhörer laut ihren Beifall oder ihr Mißfallen zu erkennen geben; aber wenn die Sprache des Paulus die Sprache der lebendigen Handlung seyn könnte, ohne Poesie zu seyn, was stempelt sie zur Poesie? Die letzten drei Worte: „ausgenommen diese Bande!" Einfachere Worte wurden nie ausgesprochen, aber sie wurden gesprochen von Herzen, von einem Mann, der Unrecht erduldet hatte, einem Mann, dessen Weisheit nicht aus Büchern stammte, sondern vom Finger Gottes in sein Herz geschrieben war.

Ich habe ein ächtes Gedicht in Händen, welches das Herz eines amerikanischen Sängers dem meinigen geschickt hat, auf den Fittigen der Presse, dreitausend Meilen übers Meer:

Komm heim.

Komm zu den Herzen, deren Wunsch dich fodert,
  Zum Aug' das sehnsuchtfeucht nach dir ausschaut!
Wo Zärtlichkeit wie reinster Weihrauch lodert,
  Wo ihren Altar treu Erinnrung baut!
Zum Herde komm, dir von der Kindheit theuer,
  Wie, müd', zur Arche flog die Taube hin;
Mit deines warmen Herzens Sonnenfeuer
  Zum Kreise deiner Lieben am Kamin!
    Komm Bruder heim!

Nicht Heimath ist es ohne dich! leer stehen
  Ließ man den Sitz noch, welcher sonst war dein;
So oft ins Haus wir Tritte hören gehen,
  Lauschen wir, sehnsuchtsvoll, du mögst es seyn!
O könnt' ich meinen Geist mit Vogelschwingen
  Zu dir hin über's Weltmeer senden fort,
Daß in die Seel' er dir im Schlaf müßt' singen
  Nur immerdar der Sehnsucht schmerzlich Wort —
    Komm Bruder heim!

Aber dieß ächte Gedicht ist nicht durchaus Poesie. Es ist da am schwächsten, wo es nach der gemeinen Meinung am poetischsten klingt. Die vierte Zeile ist bombastischer Unsinn; die siebente ist Flickwerk. Die Worte: Komm Bruder heim! Nicht Heimath ist es ohne dich! sind mehr werth als das ganze übrige Gedicht — sie sind das Gedicht — Shakspeare würde nur sie geschrieben haben!

Wordsworth erklärt es, in seiner berühmten Vorrede, für die Aufgabe der Poesie, die Erscheinungen der Dinge darzustellen, nicht die Dinge wie sie wirklich sind. Zum Glück jedoch für ihn und uns beweist seine eigene Praxis, daß die Aufgabe der Poesie ist, die Realität der Dinge darzustellen, indem sie ganz frischweg vom Herzen spricht. Seit ich in diese Stadt (Hull) kam, wurde mir ein Gedicht eingehändigt so voll gefühlter Wahrheit, so ergreifend wirklich, daß ich glaube, Niemand der es gehört, kann zweifelhaft bleiben, was die Poesie daran ausmacht.

Auf eine Statue seines verstorbenen Kindes

von Richard Lane.

Ich sah dich in deiner Schönheit! mein entschwundnes Ideal,
Einen kurzen Augenblick nur — das erste und letzte Mal;
Und ob seitdem auch manches Jahr in Leid und Lust verstrich,
Vergessen hab' ich nimmer doch der Holdsten Holdstes Dich!

Ich sah dich in deiner Schönheit! du warst lieblich wie das Reh,
Wenn in der Jugend Munterkeit es hüpft und scherzt im Klee;
Sah dich den Spiegel suchen, und als du hineingeblickt,
Da ward, wie von Musik, die Luft von deiner Freude durchzückt.

Ich sah dich in deiner Schönheit, mit deiner Schwester kosen;
Sie glich des Thales Lilie, der vollsten du der Rosen;
Ansah ich deine Mutter dann! Triumph in ihren Blicken —
Gezittert hab' ich für ihr Glück, bekannt mit des Schicksals Tücken.

Ich sah dich in deiner Schönheit — ein Händlein ins Haar ihr fuhr,
Das andre hatte kräftig gefaßt eine Perlenschnur;
Den holden Frevel fühlte sie und schalt dich, lächelnd, gelind;
Nicht wußt' ich wer das Schönre war, ob Mutter oder Kind?

Ich sah dich in deiner Schönheit! ins Aug' mir die Thräne trat,
Als ich küssend deinen Rosenmund dachte: Wenn der Tod dir naht!
Wie eine Sommerlaube war mein Haus, voll Lust durch dich;
Doch sah ich nur den Sonnenschein, den Schatten nur fühlt' ich.

Ich seh' dich in deiner Schönheit — zu liegen scheinst du noch
In friedenvollem Schlummer — des Auges Wandlung jedoch,
Der Stirne heiteres Glatt — der Mund, nicht athmend mehr, läßt mich lesen,
Daß du ein spottend Trugbild nur von dem was du gewesen!

Ich seh' dich in deiner Schönheit — die wallenden Locken in Ruh,
Leicht auf der Brust gefaltet hast die kleinen Finger du;
Doch dein froher Tanz ist vorüber, zu Ende dein kleiner Lauf,
Und der Spiegel faßt nur Eines jetzt statt zwei Bildern auf!

Ich seh' dich in deiner Schönheit! deine Mutter an deiner Seite;
Doch ihre Lieblichkeit, ihr Stolz ward trüber Zeit zur Beute;
Das Lächeln floh von ihrem Mund, die Schnur von Perlen fehlt,
Und fast eine Wittwenhaube die beneideten Locken hehlt.

Ich seh' dich in deiner Schönheit! wie ich dich damals gesehn —
Doch die Freude die damals erhellt mein Haus — mit dir sah ich sie gehn!
Sie haben hin, wo einst du lagst, dein stilles Bild gesetzt —
Doch mein Herz macht mir die Augen blind und nichts mehr seh' ich jetzt.

Die Abreise des Paulus von Milet, wie sie in der Apostelgeschichte erzählt wird, ist wahre erzählende Poesie. Was macht sie dazu? Ihre ernste Wahrheit! — —

Wenn ich sage, daß Verse noch keine Poesie seyen, dagegen Prosa es seyn könne, so spreche ich damit kein Paradoxon aus, auch habe ich keine Streitfrage zu verfechten, keine Schlacht zu gewinnen; denn die Poesie gewinnt ihre Schlachten selbst. Dieß an großen Dichtern so fruchtbare Zeitalter mag keinen hervorgebracht haben, der einzeln für sich allein dem Shakspeare gleich käme; aber es hat zwei hervorgebracht, deren Verdienst zusammen Shakspeare's Werth aufwiegt — Scott in Darstellung der Charaktere und Poesie; und Bulwer, in Poesie, Geist, Witz und glücklichem Ausdruck. Der Verfasser von Eugen Aram ist ein großer epischer Dichter. Seine Novellen sind überreich an Poesie, die, wie Scott's, durch das Herz zum Auge, und wie Dante's, zur innersten Seele spricht. Man nehme nur aus seinem Rienzi die Schilderung, wie der Page Angelo Villano zu spät eilt, das Leben seines Vaters, den er selbst, unwissend, verrathen, durch Bitten zu retten. —

Beinahe alle ernsten lyrischen Gedichte Barry Cornwalls bestätigen den Grundsatz, daß Poesie Verkehr mit dem eigenen Herzen ist. Wie viele hoffnungslose Müssiggänger, Spieler von Profession, Liebende, die ihre Liebe nicht zu gestehen wagen, und Leidtragende, deren Liebe im Grabe ruht — wie viele gleichgültige und verzweifelte, brechende und gebrochene Herzen sind in diesem Augenblick um uns her, die alle begierig, Jeder aber auf seine Weise, König Tods kohlschwarzen Wein trinken!

König Tod, der Uralte, Hagre,
Saß, wo hindrang kein Sonnenschein;
Ausstreckt seine Hand, die gelbmagre,
Ein Glas mit kohlschwarzem Wein —
Hurrah, dem kohlschwarzen Wein!
Und manch Mädchen kam, dem der Schlummer
Nicht im glanzlosen Aug' mehr kehrt ein;
Wittwen, überbürdet mit Kummer,
Begehrend vom Schlaftrunkwein.
Hurrah dem Uralten, Hagern!
Er lacht sich in Thränen hinein,
Bietend mit der Hand, der gelbmagern
Des Todes kohlschwarzen Wein!
Ho, ho, der kohlschwarze Wein!

Betrachtet mit dem Aug' Eures Herzens die Statue des sterbenden Fechters und lest dann Byrons Schilderung desselben. Beides ist Poesie. Ist denn das Schweigen Poesie? Oh gewiß. Ich lese jetzt eben Byron's Schilderung in meiner Seele, obgleich ich sie Euch noch nicht vorgetragen habe:

Den Gladiator seh' ich vor mir liegen,
Gestützt auf seine Hand. — Gefaßter Muth
Sprüht noch im Todeskampf aus seinen Zügen,
Sein Haupt sinkt allgemach, — schon ebbt die Fluth
Des rothen Stroms, — und wie, eh' sich die Wuth
Des Wetters naht, die ersten Tropfen fallen,
Einzeln und schwer, enttropft sein letztes Blut;
Sein Auge bricht — er stirbt — und grausam hallen
Noch wild die Töne fort, die lauten Beifall schallen.
Er hört sie noch, doch ungerührt! sein Blick
Ist, wie sein Herz, in ferne Flur gebannt.*)
Am Ister, wo sein Haus, sein Heimathland,
Dort spielen seine Kinder, harrt am Strand
Sein dacisch Weib, indeß im Uebermuth
Der Festlust Roms ihr Mann sein Ende fand!
Dieß Alles rauscht dahin mit seinem Blut!
Rächt's Niemand? — Gothen, auf! und sättigt eure Wuth.

Zwei Personen könnten diese Stelle ganz verschieden vortragen und doch beide gut — jeder nach seiner Individualität. So wäre denn die Poesie nicht für Alle das Gleiche? Gewiß nicht! Für manche Menschen existirt sie gar nicht; für Solche, die kein Herz haben, ist sie ein Unding. Deßwegen laßt in Sachen des Geschmacks keine Diktatur gelten. Wer will diesem wunderbaren Instrument, dem menschlichen Herzen, sagen, in welcher Tonart es seine Melodien spielen soll?

Um Euch zu zeigen, daß die stillsten Gedanken oft die tiefsten und gewaltigsten sind, will ich ein paar Zeilen anführen von einer sogenannten bloßen Schilderung von dem gedankenvollsten der Dichter — Wordsworth:

---

*) Hier ist das Original unnachahmlich einfach und rührend: „his eyes were with his heart and that was far away." „Seine Augen waren mit (bei) seinem Herzen und das war fern weg!"

Ein schöner Abend ist's, mit Ruh getränkt.
Die heil'ge Zeit ist schweigend, wie die Nonne,
Vor Andacht sprachlos; die gewalt'ge Sonne
In ihrem Frieden sanft hinab sich senkt.
Des Himmels Heitre ruht auch auf der See:
Horch auf! das mächt'ge Wesen ist erwacht!
Und seine ewige Bewegung macht
Einen Ton wie Donner, nicht verstummend je.

Noch einem kleinen Auszug von demselben „mächtigen“ Dichter, dessen Worte, wie das Geräusch des von ihm geschilderten Oceans, nie verstummen werden:

Die Wolken sind zerrissen und ich sehe
Den Mond, den klaren, und des Himmels Pracht.
Da schifft er durch die dunkelblaue Wölbung,
Gefolgt von Schaaren Sternen, welche klein
Und scharf und glänzend durch den dunkeln Abgrund
Hin mit ihm gleiten. Wie so rasch sie fahren,
Doch nicht verschwinden! Bäume rührt der Wind,
Doch sie sind still! Sie rollen schweigend hin
In unmeßbarer Ferne; und die Wölbung
Vertieft stets ihre bodenlose Tiefe.

Für mich drücken diese Worte die eigentliche Seele der geschilderten Scenen aus, und das Vermögen, diese Seele auszusprechen, ist es, was den Dichter macht. Wenn Ihr gedankenvoll zum Himmel aufschaut in einer klaren aber stürmischen Nacht, wo der Wind die Bäume rührt, und die Sterne schweigen, wird Euer Geist zu Eurem Herzen reden und Ihr werdet für den Augenblick erhabne Dichter seyn. Jeder Mensch ist poetisch, wenn er, bei starkem Gefühl, tief nachdenkt. Und wenn es Menschen gibt, welche die Seelenelektricität nicht andern Seelen mitzutheilen vermögen — wenn das Herz je sich nicht verständlich machen kann, — so verlaßt Euch darauf, es ist dann immer etwas Falsches, Fehlerhaftes in dem Redenden.

Dem Prinzip, daß Poesie Selbstgespräch des Herzens sey, wird man vielleicht entgegen halten, es gebe eine Art von Poesie, die metaphorische, worauf er nicht passe. Aber wenn eine Metapher nichts für das Gefühl Ansprechendes hat, wenn sie nicht wenigstens ein Bild und ein Gefühl enthält, so kann sie nicht poetisch seyn, obwohl vielleicht verdeutlichend. Wir fühlen die Metapher, wenn Wordsworth von der ruhigen See sagt: „Das mächtige Wesen ist wach;“ diese Metapher ist vollkommen; hier ist ein Bild, ein Gedanke und ein Gefühl; diese drei Bestandtheile nämlich soll eine vollkommene Metapher haben; und je vollständiger, desto poetischer ist sie. Es gibt eine Menge Leute, welche von Metaphern übersprudeln und solche Leute hält man häufig für poetische Köpfe; eben so gut könnte man sagen, das Eis sey poetisch. Solche Männer sind gewöhnlich ohne Einbildungskraft, von kaltem Herzen und unfruchtbarem Geist. Gute Schriftsteller und gute Redner bedienen sich nie einer Metapher, wenn einfache Worte das, was sie sagen wollen, ebenso gut und kurz ausdrücken. Der verstorbene Lord Castlereagh, liberalen und diplomatischen Andenkens, war ein Redner voll Metaphern; aber sein Geist war nicht einmal „der Geist seiner Augen,“ — seine Bilder waren Bilder von Nichts. Wahrheiten, welche sprüchwörtlich geworden, sind beinahe immer metaphorisch ausgesprochen. Geld macht die alte Mähre traben — dieß Sprüchwort ist ein Bild und ein Gedanke, aber es spricht nicht zum Herzen, und ist deßwegen nicht poetisch. Unsere größten Meister in Metaphern, in Versen und Prosa sind Shakspeare, Junius und ein Schriftsteller, den ich nicht nennen will, weil von Manchen bezweifelt wird, ob im Ganzen seine Schriften genützt oder geschadet haben. Wir Alle erinnern uns an Shakspeare's „unzerspaltbare, knorrige Eiche.“ Das ist keine Methapher, könnte man sagen. Aber es ist eine so vollkommne als die Wordsworths. Es ist ein Bild, ein Gedanke, und ein Gefühl. Es vergegenwärtigt der Einbildungskraft die Instrumente und die Handlung — dem Geist das zähe Gewebe des Stoffs — dem Herzen den fast ewigen Kampf des beinah unsterblichen Baums mit Zeit und Tod. „Das Gefieder des edeln Vogels,“ sagt Junius um zu beweisen, daß das Gepränge des Königthums zur Sicherheit des Throns erforderlich sey, „hilft dem Vogel fliegen; man entkleide ihn seiner Schönheit und man bannt ihn an die Erde!“ In diesem Satz ist mehr- und zehnmal kürzer, gesagt, als ohne Metapher möglich wäre. Im Unabhängigkeitskriege Amerika's klagte Lord Howe in einer Proclamation über die verletzte Würde der Krone, sagt aber kein Wort von den erschlagenen Brüdern, von Wittwen und Waisen. Darauf antwortete jener nicht genannte Schriftsteller: „Er beklagt die Federn, aber vergißt den sterbenden Vogel!“ Derselbe, nachdem er gezeigt, daß die Regierungen entbehrlich wären, wenn alle Menschen weise und gut wären, sagt: „die Regierung ist, wie die Kleidung, ein Zeichen der verlornen Unschuld; es ist ein Tempel, gebaut auf den Ruinen eines Paradieses!“ Sollten diese Metaphern in Prosa keine Poesie seyn?

Proben aus Adam Mickiewicz's Todtenfest.

(Schluß.)

Chor der Vögel.

Nein! er kannte kein Erbarmen
Mit dem Schrei, dem Geächz des Armen!
Adler, Geier, Kauz und Eul'
Packt den Sünder, der ein Gräu'l:
Sich erbarmen nie er lernte;
Sey jetzt, wie die Saa', die Ernte!
In Stücke reißt das Brod, das geweiht,
Daß es nicht seine Seel' befreit;
Trotz Gebets und heil'ger Lieder
Zerreißt ihm seine zuckenden Glieder.

Eule.

Was? fühlst du auch Hungers Qual
Weißt nicht mehr, wie ich einmal
Um Essen fleht' an deinem Thor,
Doch Bitten und Thränen nur verlor?
Eine heimathlose Pilgerin
Durch öde weite Strecken hin,
In Winters Frost — am Abend spät
Des Tags, wo man das Fest begeht
Des heil'gen Kindes — aber du

Sahst fühllos meinem Jammer zu,
Ließst mit dem Kind in Hungers Wehen
Die Wittwe hülflos untergehen.
Wenig ward mein Flehn geachtet
Als ich dich zu rühren getrachtet.
„Schläft mein Mann den Todesschlummer,
Krank die Mutter, weint in Kummer;
Meine Tochter hältst gefangen
Du; nicht zu ihr kann ich gelangen;
Kalt sind alle Herzen, — keines
Aber ist so kalt wie deines!
Hilf — sonst geh' ich zu Grund in Sorgen!
Willst nicht auf Zins dem Himmel borgen?"
Du in Lüsten und in Wein
Schwelgend mit den Zechgenossen,
Hielltst, mit den Gesellen fein,
Meiner Klag' dein Ohr verschlossen,
Hießst die Bettelhexe schleppen
In die weißbeschneiten Steppen.
Erfüllt ward dein Befehl: ich sank
Zu Boden, frierend, todeskrank;
Mit dem Kind in meinen Armen
Starb ich auf dem Schneebett, ohn' Erbarmen.
Wütherich, nicht rührte dein Herz
Meines eis'gen Todbetts Schmerz!

Chor der Vögel.

Wütherich, nichts rührte dein Herz!
Keinen rühre jetzt Dein Schmerz!
Adler, Geier Kanz und Eul',
Packt den Sünder, der ein Gräu'l!
Sich erbarmen nie er lernte;
Sey jetzt, wie die Saat, die Ernte!
In Stücke reißt das Brod, das geweiht,
Das es nicht seine Seel' befreit;
Trotz Gebets und heil'ger Lieder
Zerreißt ihm seine zuckenden Glieder.

Geist.

Kann ich nicht dem Jammer entfliehn?
Alles zerstören mir die Harpyi'n!
Nichts vermag der Frommen Beten!
Nichts kann mich von Verzweiflung retten!
Nicht Opfer, nicht von heil'gen Chören
Gesungne Hymnen können wehren
Diesen grausen Racheheeren.
So bin ich denn verdammt zu ew'ger Pein,
So schrieb's ins Buch das strenge Schicksal ein:
Wer an Gestalt nur war ein Mensch auf Erden,
Soll durch Gebet erlöst vom Fluch nicht werden.

Chor.

Ja, fort mußt leiden du, wie du gelitten;
Von solcher Qual erlöst nicht unser Bitten,
Wer an Gestalt nur wär ein Mensch auf Erden,
Kann nicht durch uns erlöst vom Fluche werden.

Seher.

Wenn es so ist, fort, fort!
Was weilst, Gespenst, an diesem Ort?
Dich, deß Herz nicht menschlich geschlagen,
Wir aus unsrer Näh' jetzt jagen!
Treibt fort ihn in des Vaters Namen,
In des Sohns und Geists dazu!
Zeigt das Kreuz dem Frevler. Amen!
Empfange deine Strafe du!

Chor.

Schuld'ge Seele, fort, o fort!
Was weilst du noch an diesem Ort?
Ihn, deß Herz nicht menschlich geschlagen,
Wir aus unsrer Näh' jetzt jagen.
Mögen wir uns nie wieder sehn,
Amen, Amen. So wir flehn.

(Der Geist verschwindet.

Seher.

Um meinen Stab, der schlangenkrumm,
Flechtet jetzt mir einen Kranz herum;
Die Blätter will dann an ich zünden,
Bis sie verzehrt von Flammen schwinden.

Chor.

Wieder neue Zeichen sich enthüllen,
Mit Hoffnung und Furcht unser Herz zu füllen.

Seher.

Ihr gehorcht jetzt der Beschwörung,
Die an Schönheit reich und Jugend,
Widerstandet der Bethörung,
Weichet nicht vom Pfad der Tugend;
Nicht nach Erdenlüsten trachtend,
Ihren Werth nicht höher achtend,
Als diese Blumen und dieß Laub,
Die jetzt, verbrennend kehren zum Staub,
Wie diese niemals Frucht gewährt,
Menschen nie und Thier genährt,
Nie zum Schmuck für der Jungfrau Stirn gepflückt,
Nur unser Heiligthum haben geschmückt,
Hoch aufgehängt über'm Altar;
So Euer Sinn im Himmel war.
Doch, sollten unter Euch noch seyn,
Die nicht das Paradies ließ ein:
Mit diesem Brauche wir die laden,
Ihre Seelen ganz der Schuld zu entladen.

(Die Erscheinung eines Mädchens naht.)

Wie der Bogen, deß Edelsteinglanz
Hinläuft über der Wolken Kranz,
Bis er im See sich spiegelnd malt,
So jene Gestalt, die unirdisch strahlt,
Mit dem Antlitz, das Engel könnt' entzücken,
Naht im Gewand, wie aus frischem Schnee;
Aber eine Thrän' ist vor ihren Blicken;
Auf ihrer Stirne lagert ein Weh.

Chor.

Ihr Antlitz könnte die Engel entzücken,
Ihr Gewand ist wie frischgefallner Schnee,
Doch Thränen sind vor den süßen Blicken,
Auf ihrer Stirn ist gelagert ein Weh.

Seher.

Um ihre Stirn ein Kranz sich zieht,
An ihrer Hand eine Blume blüht,
Vor ihr ein Lamm, ein muntres, springt,
Ein Schmetterling sich über ihr schwingt;
Gern möchte das Lamm sie streicheln,
Doch es achtet nicht ihr Schmeicheln;
Gern den Falter möcht' sie haschen
Doch aufwärts trägt der Flug den raschen.

Des Mädchens Geist.

Einst war ich Tana, schön und jung,
Mein Reiz das Loblied jeder Zung;
Doch ob Viele für mich auch geglüht,
Nicht erwiederte mein Gemüth
Eines Leidenschaft — taub und kalt
Trotzt' ich der Liebesbitten Gewalt;
Munter, sorglos ich nicht fragte,
Wenn ein Liebender harmvoll klagte.
Des wilden Mädchens Freude war
Mit Blumen sich zu schmücken das Haar,
Dem goldnen Falter nachzujagen,
Ein Vögelein im Busen zu tragen;
Aber nie lieh ich mein Ohr
Wenn ein verliebter Jüngling mir vor=
Schwatzte, werbend um meine Gunst;
Fruchtlos blieb all seine Kunst.
Zwanzigmal der Sommer so,
Kummerlos zwar, mir entfloh —
Aber wenn von Gram befreit,
War ich auch ohne Seligkeit.
Und — warum? — ich weiß es nicht —
Seligkeit mir auch jetzt gebricht.
Mir ist zu Muth als ob die Seele
Schmachte nach etwas, das ihr fehle,
Und doch ist mir nicht verwehrt
Zu fliegen, wohin mein Sinn begehrt.
Mit den Sturm überholendem Flügel
Schweb' ich über Wald, Thal und Hügel;
Bald web' ich mir Schleier; vom Regenbogen
Hab' ich farb'ge Fäden dazu gezogen;
Bald auf Wiesen die Perlen des Thau's
Tausch' ich für Edelsteinfliegen aus;
Doch ein Wunsch — nur halb bewußt —
Regt sich stets in meiner Brust;
Mir ist als fehle mir ein Genoß,
Mir zu erheitern mein einsam Loos.
Aber keiner will mir nahn;
Einsam schweif' ich auf meiner Bahn
Freudlos, ruhlos meinem Herzen
Sag' ich umsonst: du hast keine Schmerzen.
Wie sonst ist mir das Leben kaum
Was Andres als ein leerer Traum.
Könnt' Schmerz ich fühlen, ich würd' mich grämen,
Nicht Erd' noch Himmel will auf mich nehmen.

Chor.

Ja, dir ist's verhängt zu bleiben
So, dich unfrei umzutreiben,
Und nicht wird gewährt dir werden
Im Himmel zu weilen oder auf Erden.

Seher.

Doch, kann unser Gebet dir frommen,
Gern soll's dir zu Hülfe kommen.
Vielleicht daß nach Früchten der Sinn dir steht?
Oder verlangst du ein ernst Gebet?
Sieh, beides bieten wir dir an,
So's von Verzweiflung dich retten kann.
Was du begehrst, das wähle frei,
Daß aufgethan 's Paradies dir sey.

Geist.

Nichts von diesem ist mein Begehr;
Ich will wissen von keinem Loos, das mehr;
Deine Erbietungen sind mir zur Qual;
'S Paradies ist mir verschlossen einmal.
Doch ist auch der Himmel versagt mir: kehren
Laßt mich den Flug zum Sternazur,
Vielleicht bring' ich aus jenen Sphären
Herab eine glänzende Creatur;
Ein Wesen in diese niedre Welt,
Das mir, der Einsamen, sich gesellt,
Bis zu Sinn mir ist hienieden,
Als wär' der Himmel mir beschieden.

Seher.

Nicht'ger Wunsch! doch laß das Grämen,
Auf wird's Paradies dich noch nehmen.
Den Schleier um der Zukunft Geschick
Durchdringet mein Prophetenblick:
Wenn zwei Jahre sich vollendet,
Wird dein jetz'ges Loos gewendet.
Unser Weihrauch und Gebet
Jetzt den Himmel dir nicht erfleht,
Den doch für einst dir mein Mund verheißt;
Damit tröste dich, freudloser Geist!

(Geist verschwindet.)

Wer bezweifelt Prophetenwort,
Fliehe von dem heil'gen Ort!
Fliehe, in des Vaters Namen,
In des Sohns und Geistes auch!
Bleib' fern unsrem myst'schen Brauch!
Flieh' des Kreuzes Anblick! Amen.
Laß er sich im Tempel hier
Nimmer schaun; so bitten wir.

Chor.

Wer bezweifelt Seherwort,
Fliehe von dem heil'gen Ort!
Fliehe, in des Vaters Namen,
In des Sohns und Geistes auch!
Bleib' fern unsrem myst'schen Brauch!
Flieh' des Kreuzes Anblick! Amen.
Laß er sich im Tempel hier
Nimmer schau'n; so bitten wir.

Seher.

Unsern Tempel laßt uns jetzt
Streu'n mit Pappellaub, thaubenetzt;
Die heil'gen Bräuche sind vollbracht;
Mit Kerzen hellet jetzt die Nacht.

Horch! der Morgenvogel kündet,
Daß sich bald der Tag entzündet;
Einmal noch, eh' Ihr Euch zerstreut
Sey zum Schluß das Gebet erneut.
Aber schaut dort! welch Gesicht,
Das mein Geist kann deuten nicht?

Chor.

Unsre Augen Wunder erblicken,
Und im Mund die Worte ersticken.

Seher.

Wer bist du in schwarzer Tracht?
Weib, nimmst unsre Red' nicht in Acht?
Warum sitzst du auf diese Gruft?
Ha! die Mauern rings schon schüttern,
Der Boden beginnt sich zu heben, zu zittern,
Und hervor aus gähnender Schluft
Hebt sich ein düsteres Ungethüm:
An ihrer Seite, schweigend, schaut!
Nimmt seinen Sitz er, sie neben ihm —
Der gespenst'sche Bräutigam, sie die Braut!
Auf sie sein fahles Antlitz starrt —
Ob er wohl ihrer Umarmung harrt?
Gräßlich Schauspiel: mein Entsetzen
Steigt noch — Ströme Blutes netzen
Von der Brust ihn bis zum Fuß!
Zauberei uns äffen muß!
Seht! auf seine Brust er weist —
Doch was er meint — nicht räth's mein Geist.

Chor.

Seht, auf seine Brust er weist, —
Doch was er wünscht — nicht räth's mein Geist.

Seher.

Ich beschwöre, Geist, dich! Sprich!
Was hat hieher getrieben dich?
Suchst du Gebet, das den Himmel erweicht,
Suchst Früchte, Speisen du vielleicht?
Gib uns Antwort, du Gebild!
Nein! kein Wort seinem Mund entquillt.

Chor.

Gib uns Antwort, du Gebild!
Nein! kein Wort seinem Mund entquillt.

Seher.

Weigerst du's, Antwort zu geben,
Magst dich aus unsrem Tempel heben!
Wer nicht achtet Seherwort,
Meide diesen heil'gen Ort;
Fort, fort! in des Vaters-Namen,
In des Sohns und Geists dazu!
Bitter sonst bereust es du!
Scheu' die Macht des Kreuzes! Amen.

Chor.

So soll es seyn!
Wir stimmen ein.

Seher.

Bleibst du! ha, ein Dämon dann
Bist du, der trotzet meinem Bann!
Ob du verdammt, ob selig du —
Laß unsern heil'gen Brauch in Ruh.
Sieh, weit öffnet sich das Grab;
Dort zu hausen sinke du hinab;
Sonst mit dem Kreuz treib' ich den Feind
Aus, der in diesem Leib erscheint.
Zu Wald, Strom oder Schluchten, fort!
Und mit Scheusalen hause dort.
Bleibst du! ha, ein Dämon dann,
Bist du, der trotzet meinem Bann!

Chor.

Er rührt sich nicht — er hört kein Wort;
Steht angenagelt an seinem Ort.

Seher.

Umsonst such' ich zu bannen ihn
Mit aller Beschwörungen Kraft;
Ob wohl Weihwasser von dannen ihn
Treibt? Nein! auch dieß nichts schafft!
Er rührt sich nicht, zeigt keine Scheu,
Er steht noch, wie zuerst er stund,
Wie ein granitnes Riesengebäu,
Das tief gepflanzt in der Erde Grund.

Chor.

Er rührt sich nicht, er hört kein Wort;
Steht angewachsen an seinem Ort.

Seher.

Gräßlich, gräßlich diese Erscheinung!
Nicht errath' ich ihre Meinung!
Weib, im rabenschwarzen Kleid,
Gib du von dem Phantom Bescheid!
Dein Mann lebt, deine Kinder dazu —
Durch welches Band bist verknüpft ihm du?
Bleibst auf meine Frage stumm?
Warum dieß grasse Lächeln, warum,
Wenn solch gräulich Gespenst geht um?

Chor.

Hast an dem Gespenst du Freude,
Ein Graun ist dir's, doch auch Augenweide?

Seher.

Her die geweihte Kerze bringt,
Ob sie den Spuk zum Weichen zwingt.
Machtlos ihr weihrauchdampfend Licht,
Der Geist, der böse, rührt sich nicht!
Schleppe die Zauberin fort! und eilt!
Brecht ihren Zauber unverweilt;
Schleppt sie aus unsrem heil'gen Haus,
Sonst übt sie schädlichen Bann noch aus.

(Zu dem Weib.)

Was schaust du an die verhaßte Gestalt,
Als hätt' über deine Seel' sie Gewalt?

Chor.

Was schaust du an die verhaßte Gestalt,
Als hätt' über deine Seel' sie Gewalt!

Seher.

Schaut, das Leichengespenst sich rühren!
Schaut, seine Schritte folgen den ihren!
Wo sie sie schleppen, da bleibt's nicht zurück.
Entschwunden sind sie unserm Blick!
Seltsamer Spuk und grauenvoll!
Wer räth, was er bedeuten soll?

Chor.

Seltsamer Spuk und grauenvoll!
Wer räth, was er bedeuten soll? *)

*) Diese Uebertragung ist aus zweiter Hand, aus dem Englischen. Möge sie dem Original nicht allzugroßes Unrecht thun.

Beiträge bittet man an Gustav Pfizer in Stuttgart einzusenden.

München, in der Literarisch-Artistischen Anstalt der J. G. Cotta'sche Buchhandlung.
Verantwortlicher Redakteur Dr. Ed. Widenmann.

